170

ZEITSCHRIFT FÜR ROMANISCHE PHILOLOGIE

Begründet von GUSTAV GRÖBER

Fortgeführt und herausgegeben von
WALTHER VON WARTBURG

1935
55. Band

Unveränderter Nachdruck
1970



JOHNSON REPRINT CORPORATION
NEW YORK · LONDON

ZEITSCHRIFT
FÜR
ROMANISCHE PHILOLOGIE

Begründet von GUSTAV GRÖBER

Fortgeführt und herausgegeben von
WALTHER VON WARTBURG

1935
55. Band

Unveränderter Nachdruck
1970



JOHNSON REPRINT CORPORATION
NEW YORK LONDON

Reprinted jointly by Johnson Reprint Corporation, New York - London
and Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, Graz / Austria
by arrangement with Max Niemeyer, Tübingen
This edition is an exact photo-offset reproduction of the original edition
published by Max Niemeyer, Tübingen

Photomechanischer Nachdruck der
Akademischen Druck- u. Verlagsanstalt
Graz / Austria
Printed in Austria
256/69

INHALT.

Sprachwissenschaft.

Allgemeine Sprachwissenschaft.

Latein und Vulgärlatein.

Die romanischen Sprachen im allgemeinen.

Italienisch.

Französisch.

Die Geschichtsmetaphysik des Rolandsliedes und ihre Vorgeschichte.

Inhaltsverzeichnis.

Das altfranzösische Nationalepos, soweit es kriegerische Auseinandersetzungen mit den Sarazenen zum Gegenstande hat, wird von dem Gedanken beherrscht, daſs der Kampf gegen diese Ungläubigen ein von Gott gebotenes und daher Gott wohlgefälliges Werk sei, und daſs diejenigen, die für diese gute Sache gefallen seien, den alten Märtyrern der christlichen Kirche gleichzuachten seien. So erklärt im Rolandslied (ed. Hilka) Turpin in seiner Ansprache an die Truppen kurz vor Beginn des Kampfes:

v. 1129 „Crestiëntét aidez a sustenir!
Bataille avrez, vos en estes tuz fiz,
Kar a voz oilz veez les Sarrazins.
Clamez voz culpes, si preiez Deu mercit!
Asoldrai vos pur voz anmes guarir.
Se vos murez, esterez seinz martirs,
Sieges avrez el greignor pareïs.“

Und als er sieht, daſs die Franzosen diesen Tag nicht überleben werden, verbürgt er sich ihnen gegenüber für das eine:

v. 1522 „Seint pareïs vos est abandunant;
As Innocenz vos en serez seant.“

In der Chançun de Guillelme (ed. Hermann Suchier) sucht Vivien die Überlebenden mit folgenden Worten zu neuem Kampfe zu ermutigen:

v. 547 . . . „sainz Estiévenes ne li altre martir
ne furent mieldre, que serunt tuit icil
ki en l'Archamp serunt pur Deu ocis."

Im Couronnement de Louis (ed. Langlois) verspricht der Papst selbst den Streitern Christi himmlischen Lohn:

v. 426 Li apostoiles lor a fait un seignacle:
„Seignor baron", dist l'apostoiles sages,
Qui en cest jor morra en la bataille
En paradis avra son herberjage,
Que nostre sire a ses bons amis guarde;
Sainz Gabrïels li sera guionages."

Aus den ältesten Epen ist diese Anschauung alsdann in die späteren Dichtungen übergegangen. Wir verzichten darauf, weitere Belege für diese Erscheinung anzuführen, da sie als bekannt vorausgesetzt werden darf.[1] Die Entstehung und allmähliche Entwicklung dieses Vorstellungskomplexes ist jedoch bisher nicht befriedigend aufgehellt. Die Historiker der Kreuzzüge von Friedrich Wilken bis Harold Lamb haben diesem Problem nur ungenügende Aufmerksamkeit geschenkt und demgemäſs nur unzulängliche Resultate zutage gefördert.[2] Gautier hat mit groſser Belesenheit und Sachkenntnis die religiösen Anschauungen der chansons de geste zusammenfassend dargestellt und durch Vergleiche mit dem indischen und namentlich dem homerischen Epos die Überlegenheit der christlichen Vorstellungswelt zu erweisen gesucht. Zugleich hat er sich darum bemüht, zu

[1] Vgl. die Zusammenstellungen bei Adolphe Jacques Dickman, Le rôle du surnaturel dans les chansons de geste. Thèse de doctorat Jowa 1925, p. 108—110; 190—191.

[2] Es sind folgende Darstellungen eingesehen worden: Friedrich Wilken, Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten, Leipzig 1807ff. — Michaud, Histoire des croisades, 4. éd., Paris 1825ff. — J. F. A. Peyré, Histoire de la première croisade, Paris 1859, 2 vols. — Bernhard Kugler, Geschichte der Kreuzzüge, Berlin 1880. (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, II, 5.) — Heinrich von Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges, 2. neubearb. Aufl. Leipzig 1881. — Hans Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Berlin 1883. — Eduard Heyck, Die Kreuzzüge und das heilige Land, Bielefeld 1900. (Monographien zur Weltgeschichte, 12.) — Reinhold Röhricht, Geschichte des ersten Kreuzzuges, Innsbruck 1901. — Otto Henne am Rhyn, Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit, 3. Aufl. 1903. — Louis Bréhier, L'Eglise et l'Orient au moyen-âge. Les croisades, Paris 1907. — Albert von Ruville, Die Kreuzzüge, Bonn und Leipzig 1920. (Bücherei der Kultur und Geschichte, Bd. 5.) — Ferdinand Chalandon, Histoire de la première croisade jusqu'à l'élection de Godefroy de Bouillon, Paris 1925. — Ernest Barker, The crusades; in: The Legacy of Islam, ed. by Thomas Arnold and Alfred Guillaume, Oxford 1931, p. 40—77. — Harold Lamb, The crusades, London 1930/31, 2 vols.

zeigen, daſs die in dem altfranzösischen Nationalepos propagierte und oft geschilderte gewaltsame Bekehrung von Heiden zu der christlichen Religion den Lehren der Kirche und der Kirchenväter zuwiderlaufe. In Übereinstimmung mit den Ansichten der älteren Romanistengeneration erblickt auch Gautier in dem Fehlen ausgedehnter und spitzfindiger theologischer Erörterungen einen Beweis für den volksmäſsigen Ursprung der Gattung.[1] Man wird der strengen Glaubensüberzeugung, von der seine Darlegungen allenthalben durchdrungen sind, die Achtung nicht versagen; man wird ihm jedoch den Vorwurf nicht ersparen können, daſs seine apologetische Tendenz ihn nur allzu häufig dazu verleitet hat, an die Stelle unvoreingenommenen Bemühens um das Verstehen geistiger Zusammenhänge ein voreiliges moralisierendes Aburteilen treten zu lassen. Tavernier hat bestreiten zu müssen geglaubt, daſs die Idee des heiligen Krieges gegen die Ungläubigen vor dem Konzil von Clermont (1095) denkbar gewesen sei. Auch hat er, in den gleichen methodischen Fehler verfallend wie der von ihm bekämpfte Gautier, in wenig glücklicher Weise die Frage nach dem Aufkommen des Kreuzzugsgeistes mit dem Problem der Datierung des Rolandsliedes verquickt, mit dem sie keineswegs unlösbar verknüpft ist.[2] Bédier hat die Entstehung der Idee des heiligen Krieges in den Beginn des 11. Jahrhunderts verlegt.[3] Er verzichtet jedoch ebenfalls darauf, die Frage nach ihrem Ursprung zu stellen und ihre konstitutiven Strukturelemente zu analysieren; vielmehr nimmt er sie als eine gegebene Gröſse hin und beschränkt sich darauf, die Auswirkungen zu skizzieren, die diese Anschauung auf das Verhalten der französischen Ritterschaft gegenüber Spanien gehabt hat. Boissonnade endlich in seinem ganz den Spuren von Bédier folgenden, mehr breit angelegten als tiefdringenden Buche hat die Geschichte der spanisch-französischen Wechselbeziehungen im 11. Jahrhundert durch eine Reihe weiterer, freilich nicht unwidersprochen gebliebener Einzelheiten ergänzt, kommt indessen in seiner Darstellung der religiösen Ideenwelt des Rolandsliedes[4] nicht über seine Vorgänger hinaus. Hämel bemerkt einmal beiläufig, daſs die enge Verbindung von Politik und Religion, wie sie im Rolandslied zum Ausdruck komme, in dieser starken Betonung erst im 11. Jahrhundert auftauche, während man bei früheren Kämpfen mit den Mauren viel weniger an das religiöse Moment gedacht habe,[5] geht jedoch auf die Art des Zusammenhangs beider Faktoren nicht näher ein. Neuerdings hat Munro die Frage nach dem

[1] Léon Gautier, L'idée religieuse dans les chansons de geste; in: Gautier, La littérature catholique et nationale, Lille 1894, S. 117—195.
[2] Wilhelm Tavernier, Zur Vorgeschichte des altfranzösischen Rolandsliedes, Berlin 1903, S. 83ff., 98ff.
[3] Joseph Bédier, Les légendes épiques, tome III, 2. éd., Paris 1921, p. 368ff.
[4] P. Boissonnade, Du nouveau sur la Chanson de Roland, Paris 1923, p. 281ff.
[5] Germanisch-romanische Monatsschrift, Bd. 15 (1927), S. 144.

„mental equipment" eines Kreuzfahrers aufgeworfen, doch hat er sich damit begnügt, in wenig besagenden allgemeinen Wendungen „religious fervor" als die hauptsächlichste Triebfeder seines Handelns zu bezeichnen.[1] In jüngster Zeit endlich hat Fawtier die Ansicht vertreten, daſs das Rolandslied zwar durchaus von christlichem Geiste erfüllt sei, daſs aber von einem Einfluſs des Klerus auf das Gedicht nicht das mindeste zu verspüren sei, da die Geistlichkeit darin keinerlei Rolle spiele; auch weise das von dem Verfasser gezeichnete Idealbild des Klerikers, das der Dichter in Turpin verkörpert sehe, nicht sowohl spezifisch klerikale als vielmehr vornehmlich ritterlich-kriegerische Züge auf, während der Autor auf die eigentlichen Mönche mit der Geringschätzung des Tatmenschen herabblicke.[2] Angesichts dieses unbefriedigenden Standes der Forschung erscheint eine erneute Untersuchung dieser Frage dringend geboten.

Uraltes orientalisch-jüdisches Gedankengut namentlich des Buches Daniel aufnehmend und umformend, hatte das Urchristentum die Vorstellung vom Antichrist entwickelt. Bei Jesus selbst erscheint sie nur in allgemeinen Zügen angedeutet; bei Paulus jedoch (2. Thess., Kap. 2) und insbesondere in der Apokalypse sowie in den Johannesbriefen ist sie näher ausgeführt. Ihr durch mannigfache Abwandlungen immer wiederkehrender Grundgedanke ist der, daſs am Ende der Welt vor Anbruch des tausendjährigen Reiches der Antichrist noch einmal mit Gewalt und List seine Herrschaft aufrichten werde. Er werde sich in dem Tempel Gottes zu Jerusalem niederlassen und alle diejenigen verfolgen, die es wagen würden, ihm zu widerstreben; schlieſslich jedoch werde er durch Gottes Macht geschlagen und vernichtet werden.[3] Zugleich mit dem Christentum war diese Vorstellung auch nach Gallien gedrungen. Es ist der heilige Martin von Tours, der ihr auf gallischem Boden zum ersten Male Ausdruck gegeben hat. Sein Biograph Sulpicius Severus berichtet darüber: Ceterum cum ab eo de fine saeculi quaereremus, ait nobis, Neronem et Antichristum prius esse uenturos: Neronem in occidentali plaga subactis decem regibus imperaturum, persecutionem ab eo eatenus exercendam, ut idola gentium coli cogat. ab Antichristo uero primum orientis imperium esse capiendum,

---

[1] Dana Carleton Munro, A Crusader; in: Speculum, vol. VII (1932), p. 321—335, bes. p. 323.

[2] Robert Fawtier, La Chanson de Roland, Étude historique, Paris 1933, p. 137—143.

[3] Vgl. darüber: Wilhelm Bousset, Der Antichrist in der Überlieferung des Judentums, des neuen Testaments und der alten Kirche, Göttingen 1895. — Friedrich Guntermann, Die Eschatologie des hl. Paulus, Münster 1932, bes. S. 94ff. — Béda Rigaux, L'Antéchrist et l'opposition au Royaume messianique dans l'ancien et le nouveau Testament, Gembloux, Paris 1932. — Kurze populäre Zusammenfassungen: Hans Preuſs, Der Antichrist, Berlin-Lichterfelde 1909. — Alfred Jeremias, Der Antichrist in Geschichte und Gegenwart, Leipzig 1930.

qui quidem sedem et caput regni Hierosolymam esset habiturus: ab illo et urbem et templum esse reparandum. illius eam persecutionem futuram, ut Christum Deum cogat negari, se potius Christum esse confirmans, omnesque secundum legem circumcidi iubeat: ipsum denique Neronem ab Antichristo esse perimendum, adque ita sub illius potestate uniuersum orbem cunctasque gentes esse redigendas, donec Christi aduentu impius opprimatur. non esse autem dubium, quin Antichristus malo spiritu conceptus iam natus esset et iam in annis puerilibus constitutus aetate legitima sumpturus imperium.[1] Das Doppelbild vom Antichrist, das uns hier entgegentritt, ist dadurch entstanden, daſs die Vorstellung vom Erscheinen des Antichrists mit der von Suetonius und Tacitus berichteten römischen Volkssage von der Wiederkehr Neros in Verbindung gebracht wurde, mit der sie ursprünglich keineswegs zusammenhängt. Eine ähnliche Version findet sich auch bei Lactantius und namentlich bei Commodianus, doch gehört dieser Zug nicht der ursprünglichen Gestalt der Sage an; vielmehr ist er eine sekundäre politische Umdeutung, die in dem Maſse umgestaltet werden muſste, in dem das Christentum, seit es durch Constantin zur Staatsreligion erhoben worden war, sich mit der zuvor heftig bekämpften römischen Kaisermystik verbündet hatte, während der wesentliche Inhalt dieser Vorstellung die Jahrhunderte überdauerte.[2] Erscheint somit der Antichrist als die Inkarnation des der neuen Religion schlechthin feindlichen Prinzips, so hatte sich andrerseits im Schoſse der christlichen Gemeinden frühzeitig die Sitte herausgebildet, diejenigen, die ihre Treue zu dem neuen Glauben mit ihrem Blute besiegelt hatten, alljährlich am Tage ihres Martyriums durch eine Feier an ihrem Grabe zu ehren und dadurch die Erinnerung an sie für die Nachwelt lebendig zu erhalten. Auch in Gallien war die Verehrung der Märtyrer zu reicher Entfaltung gelangt.[3] Jolles hat die Funktion des Heiligen und — so dürfen wir in seinem Sinne ergänzend hinzufügen — zugleich auch des Märtyrers für die Gemeinschaft der Gläubigen treffend mit folgenden Worten charakterisiert: ,,Der Heilige, in dem als Person die Tugend sich vergegenständlicht, ist eine Figur, in der seine engere und seine weitere Umgebung die *imitatio* erfährt. Er stellt tatsächlich

---

[1] Sulpicius Severus, Dialogi, II, 14; in: Opera, rec. Carolus Halm, Wien 1866, S. 197.

[2] Vgl. Bousset, a. a. O., S. 49—52, 79—82, 122—123; Franz Kampers, Kaiserprophetieen und Kaisersagen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kaiseridee, München 1895, S. 20—21, 25—28. — Derselbe, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, München 1896, S. 9, 13—14. — Derselbe, Alexander der Groſse und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage, Freiburg i. B. 1901, S. 39—40, 174—179. — Derselbe, Vom Werdegange der abendländischen Kaisermystik, Leipzig u. Berlin 1924, S. 58. — Max Vogelstein, Kaiseridee und Romidee und das Verhältnis von Staat und Kirche seit Constantin, Breslau 1930, S. 45—49, 91. — Rigaux, l. c., p. 350—353.

[3] Vgl. Hippolyte Delehaye, Les origines du culte des martyrs, 2. éd., Bruxelles 1933, bes. Kap. I—III, VIII.

denjenigen dar, dem wir nacheifern können, und er liefert zugleich den Beweis, daſs sich, indem wir ihn nachahmen, die Tätigkeit der Tugend tatsächlich vollzieht. Er ist als höchste Stufe der Tugend unerreichbar und liegt in seiner Gegenständlichkeit doch wieder in unserem Bereiche. Er ist eine Gestalt, in dem wir etwas, was uns allseitig erstrebenswert erscheint, wahrnehmen, erleben und erkennen und die uns zugleich die Möglichkeit der Betätigung veranschaulicht — kurz, er ist im Sinne der Form ein *imitabile*."[1] Mit dem Siege des Christentums über seine Widersacher wurde der Kultus der Märtyrer beibehalten und ausgestaltet; die Idee der Nachfolge der Märtyrer jedoch machte eine tiefgehende Wandlung durch. Ein äuſserer Feind war für die gefestigte Kirche zunächst nicht mehr vorhanden. „An die Stelle des blutigen Martyriums trat beim neuen Geschlecht der Kampf mit dem eigenen Fleisch, das Sich-los-Ringen der Seele von dem πάθη, ein Kampf auf Leben und Tod mit den das Heil gefährdenden Mächten."[2] Schon Sulpicius Severus hatte die Ansicht entwickelt, daſs der hl. Martin, auch ohne die Todesstrafe empfangen zu haben, ein unblutiges Martyrium erlitten habe.[3] Eucherius von Lyon aber hat in wirkungsvoll zugespitzten Antithesen Vergangenheit und Gegenwart einander gegenübergestellt und den Gedanken ausgesprochen, daſs der gläubige Christ auch ohne Preisgabe des eigenen Lebens die Märtyrerkrone erwerben könne: Dimicaverunt patres nostri contra asperrimos dolores; nos e contrario dimicemus contra mollissimas voluptates: vicerunt illi tormenta flammarum; nos vincamus ignea tela vitiorum. Illi calcato diabolo retulerunt spolia de morte; nos caveamus ne Christum spoliemus in paupere. Illi per virtutem fidei expensi sunt in hostiam Dei; nos observemus ne quis nostrum per vulnus peccati, victima efficiatur inimici. Illi mortui sunt in poena exterioribus in membris, et nos habemus quod occidamus in nobis. Ac sic illustrium bellatorum pugnas, privata cum passionibus nostris congressione meditemur. Nam quia esse novimus sine persecutore bellum, potest dare Deus et sine cruore martyrium.[4] Erst unter dem Eindruck der gewaltigen Offensive, die der Islam seit dem 7. Jahrhundert nach Osten und Westen zugleich gegen das Christentum eröffnet hatte, wurden diese Vorstellungen allmählich umgebildet; doch vollzog sich dieser Wandel der Anschauungen keineswegs gleichmäſsig und unabhängig von äuſserer Einwirkung in Ost und West zugleich, sondern der entscheidende Anstoſs ging von einem bestimmten Punkte aus und verbreitete sich von dort aus auf die nähere und fernere Umgebung.

Zunächst richteten die Araber ihre Angriffe auf die Provinzen des byzantinischen Reiches. Im Jahre 636 hatten sie bereits

[1] André Jolles, Einfache Formen; Halle 1930, S. 36; neuerdings ähnlich Max Scheler, Schriften aus dem Nachlaſs, Band 1, Berlin 1933, S. 178.
[2] H. Günter, Legendenstudien, Köln 1906, S. 126.
[3] Sulpicius Severus, Epistula II.; zit. bei Delehaye, l. c., p. 117.
[4] Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 50, Paris 1846, col. 865, A.

ganz Syrien erobert. Im Jahre 637 oder 638 ergab sich ihnen nach zweijähriger Belagerung Jerusalem, nachdem den überlebenden Christen von den Siegern gewisse religiöse und soziale Rechte zugestanden worden waren. Um die gleiche Zeit wurden Mesopotamien und Persien von ihnen besetzt. Gegen Ende der vierziger Jahre konnte das byzantinische Reich Ägypten nicht länger gegen ihren Ansturm behaupten. Ihre wiederholten Versuche jedoch, Konstantinopel selbst zur See einzuschließen und zur Übergabe zu zwingen, scheiterten an dem energischen Widerstand der Belagerten; auch im Jahre 718 mußten sie nach einjähriger Belagerung unverrichteter Sache abziehen, nachdem die Einwohner unter Führung Leos III. alle Angriffe siegreich abgeschlagen hatten. Unter seinen Nachfolgern hat namentlich Nikephoros Phokas (963—969) um die Rückeroberung Syriens ruhmreiche Kämpfe gegen die Araber geführt. Im Jahre 969 wurde Antiochia und kurz darauf Aleppo von seinen Truppen eingenommen.[1] Allein der Versuch des Kaisers, den in diesen Kämpfen Gefallenen die Ehren der Märtyrer zuzuerkennen, scheiterte an dem einmütigen heftigen Widerstande der Geistlichkeit.[2] Damit war das Betreben, dem Kampf gegen den Islam eine religiöse Begründung zu geben, auf byzantinischem Boden bereits im Keime erstickt worden. Auch im 11. Jahrhundert hat das Problem eines Kreuzzuges für Byzanz überhaupt nicht existiert. Weder in den Massen noch in dem Kaiser selbst lebte religiöse Begeisterung; auch gab es keine Kreuzzugsprediger. Für Byzanz handelte es sich lediglich um das politische Problem, das Reich im Osten und Norden vor den drohenden Feinden zu schützen.[3]

Italien hatte ebenfalls schwer unter den Einfällen der Sarazenen zu leiden. Seit dem Jahre 840 wurden die Küsten Italiens wiederholt von arabischen Piraten aus Sizilien und Afrika heimgesucht. Im Jahre 846 wurde der Kirchenstaat von ihnen verwüstet, und sogar die Peterskirche wurde von ihnen geplündert. Zwar wurden sie im Jahre 849 von Caesarius bei Ostia geschlagen, doch hielten sie trotzdem von 849—866 Apulien besetzt.[4] Angesichts dieser gefahrvollen Lage hat Papst Leo IV., als er die Franken zur Kriegsfahrt gegen die Ungläubigen aufrief, die Erwartung ausgesprochen, daß diejenigen, die für die Wahrheit des Glaubens, für die Rettung des Vaterlandes und für die Verteidigung der Christenheit sterben würden, von Gott den himmlischen Lohn empfangen würden.[5] Im Jahre 878 hat Papst Johann VIII. auf die Frage der Bischöfe des Franken-

[1] A. A. Vasiliev, Histoire de l'Empire Byzantin, trad. du russe par P. Brodin et A. Bourguina, vol. 1, Paris 1932, p. 280—284, 313—314; 408—410.

[2] Adolf Gottlob, Kreuzablaß und Almosenablaß, Stuttgart 1906, S. 22; Vasiliev, l. c., I, 409.

[3] Vasiliev, l. c., vol. 2, Paris 1932, p. 37—39.

[4] Jules Gay, L'Italie méridionale et l'Empire byzantin, Paris 1904, p. 50—56, 66—67.

[5] Gottlob, a. a. O., S. 18—19.

reiches, ob jene, die im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen waren oder in Zukunft fallen würden, Nachlassung ihrer Sünden erlangen könnten, die Antwort erteilt, daſs er die gefallenen Soldaten, soweit es das Recht gestatte, losspreche und sie im Gebet dem Herrn empfehle.[1] Es wäre indessen durchaus verfehlt, in diesen Verheiſsungen mit Gottlob Vorbereitungsstufen des Kreuzablasses zu erblicken. Es handelt sich vielmehr, wie Paulus überzeugend nachgewiesen hat,[2] lediglich um Absolutionen, die vom Papste kraft der ihm verliehenen Schlüsselgewalt Petri gewährt worden sind; von einer prinzipiell formulierten autoritativen Heilsversicherung für den Kampf gegen die Ungläubigen ist in ihnen nicht im mindesten die Rede, und mit der Vertreibung der Sarazenen aus Italien durch die für die Christen siegreiche Schlacht am Garigliano (915) war das Interesse des Papsttums an der Bekämpfung des Islams zunächst überhaupt wieder geschwunden.[3]

Im Jahre 711, nachdem bereits einige kleinere Streifzüge der Berber Nordafrikas vorausgegangen waren, hatte Tarik mit 7000 Mann die Meerenge überschritten und war an der Südspitze Spaniens gelandet. Zunächst hatte er von dem Felsen Besitz ergriffen, der bis heute seinen Namen bewahrt hat; später hatte er den Gotenkönig Roderich, der ihm an der Spitze seiner Truppen entgegentrat, am Flüſschen Wâdi Bekka entscheidend geschlagen. Aus der ursprünglich geplanten Razzia entwickelte sich ein gewaltiger Eroberungszug: binnen weniger Jahre hatten die Araber ganz Spanien mit Ausnahme einiger kleiner Königreiche im Norden ihrer Herrschaft unterworfen.[4] Im Jahre 732 überschritten sie unter Führung von Abderrahman mit ungeheurer Heeresmacht die Pyrenäen und drangen in Frankreich ein. Zwar wurden sie von Karl Martell zwischen Tours und Poitiers geschlagen, und ihr Feldheer selbst fiel in der Schlacht; allein sie hielten noch lange Zeit Narbonne besetzt, und erst im Jahre 759 konnte diese Stadt von den Christen zurückgewonnen werden.[5] Mit der Vertreibung der Sarazenen von dem Boden Frankreichs war die militärische Abwehr des Glaubensfeindes schlieſslich gelungen; die geistige Auseinandersetzung des Christentums mit dem Islam aber wurde in der Weise durchgeführt, daſs die bereits fertig entwickelte, zuvor aber latent gebliebene Denkform ihm gegenüber aktualisiert wurde. In der vermutlich aus dem Ende

[1] Gottlob, a. a. O., S. 23—25.

[2] Nikolaus Paulus, Geschichte des Ablasses im Mittelalter, Bd. 1, Paderborn 1922, S. 50, 60.

[3] Chalandon, l. c., p. 11.

[4] R. Dozy, Histoire des musulmans d'Espagne, tome 1, Leyde 1861, p. 30—38. — August Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland, Bd. 1, Berlin 1885, S. 425—429. — Gustav Diercks, Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart, Bd. 1, Berlin 1895, S. 184 ff.

[5] Ernest Lavisse, Histoire de France, t. 2, 1, Paris 1909, p. 259—261. — Georg Lokys, Die Kämpfe der Araber mit den Karolingern bis zum Tode Ludwigs II., Heidelberg 1906, S. 5—8.

des 8. Jahrhunderts stammenden phantastischen Kosmographie, die unter dem offenbar fingierten Namen eines gewissen Aethicus Istricus überliefert ist, werden die Anhänger des Islams wohl zum ersten Male zu den überlieferten Vorstellungen vom Antichrist in Beziehung gesetzt: Quae gens [*scil.* Turchi] Antechristi temporibus multam facient vastationem ...[1] Allein wenn auch hiermit eine bestimmte Assoziation vollzogen ist, so wird doch andrerseits das Wirken der Mohammedaner im Dienste des Antichrists nicht als unmittelbar bevorstehend gedacht, sondern in eine nicht näher bestimmte Zukunft verlegt. Zum besseren Verständnis dieser Stelle wird man sich vergegenwärtigen müssen, daſs die mittelalterlichen Autoren nicht immer mit der erforderlichen Genauigkeit zwischen Türken und Arabern zu unterscheiden pflegen.[2] Zur Zeit der karolingischen Renaissance hat Ermoldus Nigellus den Gedanken ausgesprochen, daſs der Kampf zwischen Christentum und Islam nicht eher ein Ende nehmen werde, als bis die Heiden für die christliche Religion gewonnen seien. In seinem 826 oder 827 verfaſsten Lobgedicht auf Ludwig den Frommen legt er dem Sohne Karls des Groſsen anläſslich der Schilderung der Belagerung von Barcelona folgende Ansprache an seine Truppen in den Mund:

'Accipite hoc animis consilium, proceres.
Si gens ita deum coleret, Christoque placeret,
Baptismique foret unguine tincta sacri,
Pax firmanda esset nobis, pax atque tenenda,
Coniungi ut possit relligione deo.
Nunc vero execranda manet, nostramque salutem
Respuit, et sequitur daemonis imperia.
Idcirco hanc nobis pietas miserata tonantis
Servitii famulam reddere namque valet.'[3]

Man wird sich indessen davor hüten müssen, die Tragweite dieser Äuſserung zu überschätzen. Um das Jahr 828 oder 829 hat König Ludwig einen Brief an die Einwohner von Mérida gerichtet.[4] Darin beklagt er es, daſs sie von Abderrahman II. von Córdoba politisch unterdrückt und wirtschaftlich einer ungerechten Besteuerung unterworfen würden. Auch ermahnt er sie, standhaft auszuharren, und verspricht, ihnen im nächsten Sommer sein Heer zu Hilfe zu schicken; allein von einer religiösen Begründung des Kampfes gegen die Heiden ist in diesem Briefe mit keiner Silbe die Rede. Zwischen 867 und 870

[1] Cosmographia Aethici Istrici ab Hieronymo ex Graeco in Latinum breviarium redacta; primum ed. Henricus Wuttke, Lipsiae 1853, p. 19; zur Datierung des Werkes vgl. neuerdings Kurt Hillkowitz, Zur Kosmographie des Aethicus, Bonn, Phil. Diss. 1934, S. 69—70.

[2] Prutz, a. a. O., S. 59.

[3] Poetae latini aevi Carolini, rec. Ernestus Duemmler, tomus 2, Berolini 1884, p. 14.

[4] Bibliotheca rerum Germanicarum, ed. Philippus Jaffé, tomus 4, Berolini 1867, p. 443—444.

hat ein aus Franzien gebürtiger Mönch namens Bernardus eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande unternommen. In dem Bericht über seine Reise erwähnt er auch eine Kirche östlich von Jerusalem, in der die Leichname zahlreicher von den Sarazenen getöteter Christen aufbewahrt werden: Est . . . ad occidentalem partem *Jerosolyme* civitatis milliario uno ecclesia *Sancte Mamille*, in qua sunt multa corpora martyrum, qui a Sarracenis interfecti, ab ipsa sunt ibi diligenter conditi;[1] allein er hält sich von jeder polemischen Wendung gegen die Mohammedaner durchaus frei. Beide Zeugnisse beweisen zur Genüge, daſs eine religiös motivierte kriegerische Gesinnung sowohl gegen die spanischen wie auch gegen die palästinensischen Sarazenen damals keineswegs allgemein verbreitet war. Man wird vielmehr annehmen müssen, daſs die von Ermoldus Nigellus ausgesprochene Ansicht zunächst auf einen kleinen Kreis von Anhängern beschränkt geblieben ist, wenn man nicht überhaupt geneigt ist, ihr im Rahmen eines Panegyrikus mehr rhetorische als sachliche Bedeutung zuzuerkennen. Mit völliger Klarheit und Folgerichtigkeit wurde die Theorie des heiligen Krieges gegen die Muslims vielmehr zuerst entwickelt und gegen alle anfänglichen Widerstände durchgesetzt in einem Lande, in dem die Selbstbehauptung gegen die Übermacht des Islams für das Christentum in noch höherem Grade als anderswo zu einer Lebensfrage geworden war: im mohammedanischen Spanien.

Im Verlauf des 9. Jahrhunderts hatte sich das ohnehin gespannte Verhältnis zwischen der mohammedanischen Herrenschicht und der unterworfenen christlichen Bevölkerung noch erheblich verschlimmert. Im Jahre 850 hatte der Presbyter Perfectus in Córdoba auf die Frage einiger Muslims, was die christliche Kirche über den Propheten Mohammed lehre, zunächst ausweichend geantwortet, schlieſslich aber gegen Zusicherung friedlichen Verhaltens Mohammed als falschen Propheten und als einen durch Blendwerk der Hölle irregeleiteten Verderber der Seelen gebrandmarkt. Auf Betreiben der empörten Mauren war er daraufhin in Ketten gelegt, ins Gefängnis geworfen und schlieſslich nach einigen Monaten enthauptet worden. Kurze Zeit darauf war ein wohlhabender christlicher Kaufmann aus Córdoba namens Johannes verleumderischerweise von einigen Mohammedanern der Schmähung des Propheten beschuldigt worden. Das empörte Volk schleppte ihn vor den Richter. Dieser lieſs ihn geiſseln und verlangte von ihm, er solle das Bekentnnis zum Christentum abschwören. Allein Johannes blieb standhaft; obgleich er daraufhin zu weiteren fünfhundert Geiſselhieben verurteilt und ins Gefängnis geworfen wurde, wollte er lieber sterben als seinen Glauben verleugnen, und folgte schlieſslich Perfectus im Tode nach. Während Perfectus und Johannes wider Willen das Martyrium erduldet hatten,

[1] Itinera Hierosolymitana et descriptiones terrae sanctae bellis sacris anteriora, ed. Titus Tobler et Augustus Molinier, tomus 1, Genevae 1879, p. 318, cap. XIX.

war es im folgenden Jahre von einem anderen spanischen Christen freiwillig aufgesucht worden. Ein Mönch namens Isaac aus dem Kloster Tabani war eines Tages ohne jeden äufseren Anlafs vor den Kadi getreten und hatte ihm zum Schein den Wunsch vorgetragen, in den Lehren des Islams unterwiesen zu werden. Als ihm jedoch der Mohammedaner diesen Wunsch erfüllt hatte, war er alsbald in heftige Schmähungen gegen den Propheten ausgebrochen. Da nach arabischem Gesetz darauf die Todesstrafe stand, war er auf der Stelle eingekerkert und kurz darauf ebenfalls hingerichtet worden. Diese Vorkommnisse hatten die christliche Bevölkerung Andalusiens in tiefgehende Erregung versetzt. Die Christen selbst waren in zwei Parteien gespalten. Die eine, gemäfsigte Richtung unter Führung des Bischofs Reccafred suchte im Einvernehmen mit dem König die Gegensätze zwischen Christen und Mohammedanern auf gütlichem Wege auszugleichen. Die andere, zelotische Richtung, als deren Vorkämpfer Eulogius aus Córdoba und sein Freund Alvaro genannt werden müssen, richtete heftige Angriffe gegen die Lauheit dieser Namenchristen und verherrlichte den Opfertod der Hingerichteten.[1]

In seiner Streitschrift „*Memorialis sanctorum*", deren erstes Buch im Jahre 851 verfafst ist, charakterisiert Eulogius den Propheten Mohammed mehrfach als einen Engel des Satans, als Wegbereiter und Vorläufer des Antichrists (l. c., p. 744, C: angelum Satanae et praevium Antichristi; vgl. 759, D — 760, A; 772, A; 791, C) und vertritt mit Nachdruck die Ansicht, dafs sowohl Perfectus wie auch Johannes und Isaac durch diese Preisgabe ihres Lebens für den Glauben die Märtyrerkrone erworben hätten. Man hatte ihm entgegengehalten, es hätten sich keinerlei Wunderzeichen ereignet, die den Heiden Schrecken eingeflöfst und die Christen in ihrem Glauben bestärkt hätten. Um diesen Einwand zu entkräften, verweist Eulogius auf Gregors des Grofsen Moralia, in denen es heifst, am Ende der Welt — das also von Eulogius als unmittelbar bevorstehend erachtet wird! — würden die Zeichen wirkender Kraft von der Kirche genommen werden; doch würden gerade diejenigen um so reicher belohnt werden, die sie nicht um äufserer Zeichen willen, sondern in der Hoffnung auf himmlische Verklärung verehren. Eulogius erinnert daran, dafs auch Jesus keine Wunder habe tun können, wenn man nicht an ihn glaubte: deficiente fide, virtus nihil proficit (749, B), und wendet sich mit besonderer Schärfe gegen diejenigen Priester, die die Hingerichteten nicht als Märtyrer anerkennen wollten, weil sie sich gegen Christi Gebot der Feindesliebe vergangen hätten: Haec et his similia ore pestifero contra Dei milites proferentes, multorum

[1] Ausgabe von Eulogius' Werken in der Patrologia Migne, Ser. lat. tomus 115, Paris 1852. Vgl. dazu Wolf Wilhelm von Baudissin, Eulogius und Alvar. Ein Abschnitt spanischer Kirchengeschichte aus der Zeit der Maurenherrschaft, Leipzig 1872; doch beruht die obige Darstellung auf selbständiger Lektüre der Quellen und weicht in deren Beurteilung und Auswertung vielfach stark von Baudissin ab.

corda pervertunt: quia verba haereticorum ut cancer serpunt (II. *Tim.* II, 17) in mentes humilium; et modico fermento sceleris facilius ingens massa panis corrumpitur (I. *Cor.* V, 6), exturbatque quampropere filios Dei lethalis assertio zabuli (751, D). Er knüpft an die Weissagung des Propheten Sacharja (XIII, 2, 3) an, daſs der Herr der Heerscharen am jüngsten Tage die Götzendiener und falschen Propheten von der Erde vertilgen werde, und verkündet schlieſslich unter Berufung auf diese Stelle den Grundsatz des heiligen Krieges gegen die Bekenner des Islams: idcirco huic perdito atque spurcissimo vati resistere, virtus mactae coronae est; summumque tropaeum tanti derisoris cultum evertere: adeo ut si illum aetas nostra superstitem haberet, nequaquam ab ejus esset interitu Christocolis resiliendum; quanto magis non sit dignum ejus hodie dogma venenosum infringere, maledicere sectam, detestari sententiam, qui tantae multitudinis perditionem inducens, perenni eam dedicarit barathro? Foretque (ut reor) tunc melius poenitudinem unius occisi homunculi gerere, quam tot nationum luere perniciem: congrue universo gregi consulendum arbitrantes, dum unius pecudis e medio conati fuissent avellere contagium. Quoniam quemadmodum sine culpa non est maledicere justos, pios persequi, adversitatem parare electis; ita magni meriti esse credo subvertere impios, Ecclesiae hostibus contraire, **bellum parare incredulis**, et framea verbi Dei concidere adversarios fidei, ut, secundum Psalmistam (*Psal.* CXXXVIII, 22) contra Deo invidentes perfecto armati odio exsurgentes, non curemus de inimicitia eorum, quibus est amica impietas (753, B—D). Wenn man erwägt, daſs Eulogius ausdrücklich betont, die Christen hätten nicht davor zurückschrecken dürfen, den Begründer des Islams selbst gewaltsam zu töten, wenn er sich um diese Zeit noch am Leben befunden hätte; wenn man ferner in Betracht zieht, daſs Eulogius — freilich vergeblich — von seiten Karls des Kahlen eine militärische Unterstützung der bedrängten spanischen Christenheit erwartete;[1] so erscheint es kaum noch möglich, in diesen Worten bloſse rhetorisch gesteigerte bildliche Wendungen für die Notwendigkeit einer theologischen Polemik gegen die Irrlehren des Islams oder für die sittliche Berechtigung des Opfertodes von Sarazenenhand zu erblicken; vielmehr wird man annehmen müssen, daſs Eulogius den Kampf gegen den Islam nicht allein mit Worten, sondern auch mit kriegerischen Taten geführt wissen wollte, auch wenn zu jenem Zeitpunkt nur geringe Aussicht auf Verwirklichung seines Wunsches bestand; daſs er also die Anhänger des falschen Propheten an Leib und Seele zugleich vernichtet zu sehen wünschte. In beredten Worten stellt er seinen Glaubensgenossen das leuchtende Vorbild der Märtyrer Emetherius und Celedonius vor Augen: O incomparabilis

[1] Baudissin, a. a. O., S. 95, 152; doch ist bei Baudissin mit keiner Silbe davon die Rede, daſs Eulogius als erster den Gedanken des Glaubenskrieges gegen die Mohammedaner ausgesprochen hat.

magnanimitas, et fortitudo admiranda, laudanda atque imitanda sanctorum! Qua, etiam si torpeat inimicus, ac persequi Ecclesiam Dei sinat, irrumpere tamen latebram ejus, et incitare ipsum ad bellum jubemur; ut hostem frigidum strenuus agonotheta accendat, proferat latentem, erigatque ad conserenda certamina desidem. Et quanquam effuso cruore consternatis membris succumbat, feret tamen ad sedem patris captum ex hoste triumphum, spiritus belliger victoriae laurea potiturus (756, B—C). Und schließlich gibt er der Überzeugung Ausdruck, daß alle, die für ihren Glauben von Sarazenenhand getötet worden sind, im Reiche Christi der Schar der Auserwählten angehören werden: Ipsi denique sancti corpora sua gladiis offerentes, perennem animarum incolumitatem capessunt; ac acquirentes sibi in regno Christi electorum consortium, relinquunt nihilominus persecutoribus aeternae poenalitatis incendium. Quia licet scriptum sit: *Posuerunt mortalia servorum tuorum escam volatilibus coeli; carnes sanctorum tuorum bestiis terrae. Effuderunt sanguinem eorum velut aquam in circuitu Hierusalem: et non erat qui sepeliret* (*Psal.* LXXXVIII, 2, 3): tamen ad puniendam saevitiam eorum occurrent, qui ista fecerunt; non ad derogationem virtutum proveniet eorum qui talia sustinuerunt: ut ea ipsa crudelitas cumulum perditionis lictoribus augeat, martyribus vero sanctis praemium sempiternae felicitatis acquirat. Nam quamvis haec obtutibus hominum dira et aspera videantur, tamen pretiosa est in conspectu Domini mors sanctorum ejus (*Psal.* CXV, 15) (762, D — 763, A). Im zweiten und dritten Buche seines Werkes hat Eulogius alsdann Leben und Sterben der Märtyrer im einzelnen geschildert und ihnen damit ein bleibendes Denkmal zu setzen gesucht. In einem weiteren Werk, das „*Liber apologeticus martyrum*" betitelt ist, wendet sich Eulogius nochmals nachdrücklich gegen alle diejenigen, die die Gleichsetzung der alten und der neuen Märtyrer nicht anerkennen wollten. Nicht darauf komme es an, daß jemand einen langsamen und qualvollen Tod erlitten habe; sondern lediglich darauf, daß er überhaupt sein Leben für den Glauben geopfert habe. In diesem Falle aber seien ihm seine Sünden vergeben: Sive autem dilationibus, sive fortuitis casibus passionum strenuis militibus propter Christum pugnantibus propera seu tarda mors occurrat, hoc solummodo advertendum est, si causa fidei passiones excipiant, si propter Christum coronatorem martyrum, ut in aeternum salventur, animas perdere anhelant, sicut scriptum est: *Si quis voluerit animam suam salvam facere, perdet eam, et qui perdiderit animam suam propter me, in vitam aeternam custodiet eam* (*Matth.* X, 39). Nam, et si culpis obnoxii maneant, et ex qualibet sorde vitiorum infecti ad martyrium veniant, nihil impedit; cum omnibus martyriali tropaeo deletis ad Christum coronandi accedant. Idem enim est per multa tormenta in nomine Crucifixi animam in morte tradere, et semel uno ictu propter ipsum occumbere, qui dixit: *Si quis perdiderit animam suam propter me, in vitam aeternam inveniet eam*

(854, D—855, A). Sein Freund Alvaro, dem wir auch eine Biographie von Eulogius verdanken, hat dessen Gedanken in seinem im Jahre 854 verfaſsten *Indiculus luminosus* aufgenommen und weiter ausgeführt.[1] Er erinnert zunächst daran, daſs den Aposteln und allen apostolischen Männern geboten worden sei, die Feinde Gottes und alle Ketzereien schonungslos anzugreifen. Auf das Beispiel der alten Märtyrer hinweisend, die nicht die Verfolgungen der Gegner abgewartet, sondern nach dem Vorbilde des Herrn aus eigenem Antriebe ihr Blut auf dem Altar Christi dargebracht hätten, verteidigt auch er den freiwilligen Opfertod. Die Wortführer der gemäſsigten Richtung unter den Christen hatten ihm entgegengehalten, es sei keine Zeit der Verfolgungen. Alvaro beschränkt sich nicht darauf, diesen Einwand zu bekämpfen; er geht so weit, die Vertreter des Papsttums selbst der Saumseligkeit zu beschuldigen: Addiscitis: Tempus persecutionis non est. Imo ego plus dico, tempus apostolorum non est, quia vigor est apostolicus imminutus, qui debuerat semper in pastoribus Christi fervore constantiae, et zelo justitiae usque ad consummationem saeculi flammas spiritales in adversos ciere, et fomite illuminationis accenso tenebras aevi corusco sidere eoi climatis illustrare (518, A—B). Um seine These zu begründen, daſs eine Zeit der Verfolgungen angebrochen sei, weist er darauf hin, daſs die Christen bereits allenthalben zum Gespött der Heiden geworden seien, und erinnert nochmals an das Beispiel von Perfectus und Johannes. An Hand zahlreicher, aus dem Alten Testament entnommener Bibelstellen sucht er zu zeigen, daſs es recht sei, die Feinde Gottes zu vernichten. So habe Elia nicht nur mit Worten, sondern mit dem Schwerte umgürtet über 400 Propheten Baals hingeschlachtet. So habe Moses nicht allein den Ägypter in göttlichem Eifer erschlagen, sondern sogar, als er von dem Berge Sinai herabsteigend das Volk Israel pflichtvergessen falschen Göttern huldigend vorfand, ohne Umschweife etwa zwanzigtausend Mann niedermetzeln lassen (*Exod.* XXXII, 27). So habe er ferner Dathan und Abiram, die sich gegen ihn empört hatten, mitleidlos von der Erde verschlingen lassen (*Num.* XVI). Horum crudelium exempla superabundant: et divinae paginae ab his auctoribus crudelibus scriptae, nobis mansuetudinem ingerentes, h o s t e s D e i i n s e c t a r e p e r f e c t o o d i o s u g g e r e n t e s, s u p e r s a c r i f i c i u m a c c e p t a b i l e m h a n c c r u d e l i t a t e m q u a m p u t a t i s v e r b i s e t o p e r i b u s c l a m a n t (526, C). So habe Samuel grausam, aber als getreuer Diener seines Schöpfers den feisten König Agag in Stücke gehauen (I. *Reg.* XV, 33; vielm. I. *Sam.* XV, 33), aber Gott habe den milden Saul verworfen und den wilden Samuel erwählt. So habe Phineas voller Eifer einen Israeliten und eine Midianitin durchbohrt, die sich miteinander vergangen hatten, und doch habe sein Gebet den Zorn des Herrn besänftigt (*Num.* XXVII), so daſs der göttliche Geist prophetischen Mundes von ihm sagen konnte: herzu trat

[1] Ausgabe in der Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 121, Paris 1852.

Phineas und betete, und die Plage nahm ein Ende (*Psal.* CV, 30). Et certe exoratio illa voce Psalmographi praecantata, gladii immitis in contemptoribus fuit sententia. Videant nostri misericordes hanc crudelitatem exorationem existere: et desinant in rebus divino sermone sacratis pietatem et humilitatem praetendere, pro qua Saulum a regno rejectum, et Eli sacerdotio vel vita legunt exemptum (I. *Reg.* III et IV; vielm. I. *Sam.* III et IV). Recolant severitatem Petri et Pauli in Simonem vel Elimam magos, seu in Ananiam atque Saffiram (*Act.* V, VIII, XIII). Et qui in suis contumeliis erecti, elati, superbi sunt et inflexi, et contra hostes Dei humiles, mansueti, simplices apparent et quieti: discant tam a Christo rerum omnium Deo, quam ab omnibus prophetis, apostolis, seu Patribus universis, ad inlata opprobria propria existere humiles et dejecti: et pro divinitatis ulciscendum contemptum fortes et rigidos esse debere, et non pietate horum incongrua, sed crudelitate hac sancta utere (527, A—B). Erst im Lichte dieser Auslegung seines vertrautesten Freundes tritt der Sinn von Eulogius' Polemik gegen den Islam mit vollkommener Deutlichkeit zutage; hier wird in der Tat der Gedanke eines mit Waffengewalt zu führenden Vernichtungskrieges gegen die Bekenner des Islams zum ersten Male mit vorbehaltloser Schärfe ausgesprochen und systematisch zu begründen gesucht. Mit heftigen Worten wendet sich Alvaro gegen die Lauheit seiner Glaubensgenossen und wirft ihnen vor, daſs Gott in seinem Zorne über ihre Lässigkeit diese neuen Verfolgungen über sie verhängt habe; doch werde nach überstandener Prüfung die Kirche Christi auf dem Wege der Bewährung um so herrlicher erstrahlen, während ihre Feinde verdientermaſsen der Finsternis anheimfallen würden: ... licet iste persecutor Ecclesiae publicanus multum, permittente Deo, contra fidem suam canis surrexerit rabidus, et praebuerit gentilibus gladium ad populum Dei jugulandum; tamen sicut confitendum est, hoc fidelibus juste et merito praevaricationis evenisse; ita e contrario fatendum est, illum diaboli membris adhaesisse, et ad probationem Ecclesiae et palearum ventilationem instinctu Domini et peccati aculeo prosilisse: cujus resurrectio, licet permissione omnipotentis, ut diximus, hactenus praetendatur; tamen post peractum ventilationis vel probationis judicium, severiori, imo vero judicio punietur, ut et Christi Ecclesia probationis camino clarescat, et hostes ejus digna sententia tenebrescant. Und er weist auf die Vorzeichen des nahenden Endes hin: Quid enim aerum incommoditates, quid inclementia coeli, quid immensitas imbrium, quid fames populorum, nisi iram domini clamant, et vindictam jam jamque imminere minitant et intentant? (532, B—C). Alsdann geht Alvaro dazu über, den Nachweis zu führen, daſs unter dem in der Heiligen Schrift vorausgesagten Antichrist niemand anders als Mohammed zu verstehen sei, und daſs die erwähnten Verfolgungen das Kommen des jüngsten Tages ankündigen. In jenem Kapitel des Buches Daniel, das die Vision des Propheten von den vier Welt-

reichen beschreibt, werde gesagt, das vierte Tier werde das vierte Reich sein, und es werde größer sein als alle anderen Reiche (*Dan.* VII, 25). Darunter sei zweifellos das Römische Reich zu verstehen, das an Ausdehnung alle übrigen Reiche übertreffe. „Die zehn Hörner aber eben dieses Reiches bedeuten zehn Könige; und ein anderer wird nach ihnen erstehen, der wird mächtiger sein als die vorigen, und er wird drei Könige demütigen und den Erhabenen lästern und die Heiligen des Allerhöchsten verderben" etc. (ibid. 24, 25). Bisher habe man diese Worte auf Domitianus, auf Nero und auf Antiochus gedeutet; sie seien jedoch auch auf Mohammed zu beziehen: Nos tamen in hunc nostri temporis damnati hominis praecursorem ex parte dicimus convenire. Nam in undenario numero surgens, qui Scripturis sanctis semper infaustus est, tria regna perdomuit, dum Graecorum, Francorum, qui sub nomine Romanorum vigebant, provincias occupavit, et Gothorum occidentalium cola victrici planta calcavit: vel dum decalogum, hoc est, universalem religionem, et numerum, qui plerumque pro toto inseritur, dissipare conavit, et contra fidem Trinitatis, spe, fide, charitate munitam, superbire tentavit. Contra Deum excelsum sermones petulanti contumacia fabricans, grandia trutinans, et fumosa illa contexens, quae vere Antichristo sunt praevia, et humili religioni nostrae satis adversa. Legem Domini miraculorum sole coruscam, nebulosa involvere putans caligine, et fautoribus suis quasi ex jussu altissimi Domini ridiculo ausu, leves, et risu dignas texens historias, stylo falso, impura fronte, theatrali favore, fabulosa fingens mendacia, nullo virilitatis vel rationis vigore praecincta, sanctos Dei conterens, et de stellis coeli, id est ex Ecclesiae filiis, partem pede scurribili calcans (535, A — 536, B). In ähnlich allegorisierender Auslegung werden auch Hiobs Worte von dem Behemoth und dem Leviathan im Anschluß an Gregor den Großen auf den Antichrist gedeutet und sodann auf Mohammed bezogen: Nullus . . . alius regnum contra Christi toto mundo clarum advexit imperium, nisi hic iniquissimus somniator inanium vanitatum, hunc Antichristum dolosum tendens, et callidum inreptione nefanda per totum mundi circulum male porrectum. Et ideo quia adversus Christum humilitatis magistrum erectus est, et contra illius lenissima et jucunda praecepta, contumacia, verbere et gladio usus est; recte Antichristus vocatus est, qui Christianae religionis apertissimus infamator, et subtilissimus eversor inventus est (552, C—D). Freilich bezeichnet Alvaro Mohammed kurz darauf als Antichristo organum (553, A). Er läßt also ebenso wie Eulogius die Frage unentschieden, ob Mohammed als der Antichrist selber oder lediglich als sein Werkzeug betrachtet werden solle; und schließlich zieht er auch die Apokalypse zur Bestätigung seiner Gesamtauffassung heran.

Stößt man durch die christliche Umhüllung, die Eulogius und Alvaro ihrer Polemik gegen den Islam gegeben haben, zu dem eigentlichen Kern ihrer Gedankenwelt vor, so gelangt man alsbald zu dem

zunächst erstaunlich anmutenden Ergebnis, daſs die Anschauungen der auf den ersten Blick unversöhnlich erscheinenden Gegner eine tiefgehende Übereinstimmung miteinander aufweisen. Mohammed hatte seinen Anhängern ausdrücklich untersagt, mit den Christen für längere Dauer Frieden und Freundschaft zu schlieſsen. Er selbst hatte im Koran die Parole des heiligen Krieges gegen die Ungläubigen ausgegeben und gelehrt, daſs alle, die „auf dem Wege Gottes" in diesem Kampfe fielen, ohne weiteres der Freuden des Paradieses teilhaftig werden würden.[1] Von den Arabern, denen nicht zuletzt diese Überzeugung ihre zunächst fast unwiderstehliche Stoſskraft verlieh, war diese Lehre nach Spanien getragen worden. Der Islam besitzt für diese Anschauung dem Christentum gegenüber chronologisch unstreitig die Priorität. Daſs der genau entsprechende Gedanke von den christlichen Spaniern, die mit den Arabern in dem gleichen geographischen Lebensraum zusammenwohnten und demzufolge nolentes volentes mit ihnen ständig in Berührung kommen muſsten, unabhängig von jeder äuſseren Einwirkung aufs neue konzipiert worden sein sollte, muſs von vornherein als gänzlich unwahrscheinlich bezeichnet werden. Andrerseits erscheint es als durchaus unstatthaft, anzunehmen, daſs Eulogius und Alvaro ihren Standpunkt in unmittelbarem Anschluſs an das mohammedanische Vorbild entwickelt hätten, das doch zugleich ihren extremsten Antipoden darstellte. Vielmehr gehen die Anschauungen von Christentum und Islam in diesem Punkte gleichermaſsen auf die gemeinsame Wurzel des Alten Testaments zurück. Man wird daher annehmen dürfen, daſs die Wortführer der spanischen Zeloten unter dem Eindruck der Polemik des Korans auf die gleiche alttestamentarische Quelle zurückgegriffen und deren Lehren in Anlehnung an eschatologische Ideengänge ins Christlich-Antimohammedanische umgebildet haben, um so mehr als sich Eulogius und Alvaro zu wiederholten Malen ausdrücklich auf das Alte Testament berufen. Der entscheidende Anstoſs zu dieser Rückbesinnung auf altes biblisches Gedankengut ist allerdings unstreitig vom Islam ausgegangen; allein nur in Spanien wurde dieser äuſsere Impuls zuerst aufgenommen und bis zur völligen Neuorientierung des gesamten Standpunktes durchgeführt, während seine Rezeption in Byzanz an theologischen Bedenken gescheitert war.

Neben den Kommentaren zum Buch Daniel und namentlich zur Apokalypse tritt die eschatologische Überlieferung im Mittelalter noch in einer zweiten, etwas andersartigen Fassung auf: den sogenannten sibyllinischen Prophezeiungen. In einem Briefe an seinen Freund Johannes erinnert Alvaro einmal daran, wie sie gemeinsam sibylli-

[1] Vgl. Müller, a. a. O., Bd. 1, S. 166—167, 191, 204. — Snouck-Hurgronje, in: Lehrbuch der Religionsgeschichte, hrg. v. Alfred Bertholet und Edvard Lehmann, 4. Aufl., Bd. 1, Tübingen 1925, S. 719—720. — H. Lammens, L'Islam. Croyances et institutions, Beyrouth 1926, p. 60, 70—71. — Tor Andrae, Mohammed. Sein Leben und sein Glaube, Göttingen 1932, S. 48.

nische Weissagungen gelesen hätten.[1] In der Tat war diese Literaturgattung im Mittelalter außerordentlich weitverbreitet und übte einen tiefgehenden Einfluß namentlich auf die Gemüter der breiten Massen des Volkes aus. Eine aus dem Ende des 7. Jahrhunderts stammende Weissagung, die im Mittelalter zu Unrecht dem Bischof Methodius von Patara zugeschrieben wurde, hatte sich im Anschluß an ältere Überlieferung[2] bemüht, nachzuweisen, daß mit Paulus' Prophezeiung von dem Reiche, das bis zum Ende Bestand haben werde (II. *Thess.* 2), das Römerreich gemeint sei: Etenim hoc regnum magnificabitur, id est Romanorum, super omnia regna gencium et nequaquam delebitur a nullo eorum in aeternum. Habent enim arma inexpugnabilem, per quem omnes deiciuntur adversarii eius.[3] Zwar habe schon Gideon die Ismaeliten geschlagen und in die Wüste zurückgetrieben, aus der sie gekommen seien; doch würden sie später wiederkehren und alles Land von Ägypten bis Äthiopien, vom Euphrat bis Indien verheeren. Am Ende der Welt würden sie sich gegen das Römische Reich erheben, und der Herr würde ihnen um der Sünden der Christen willen zunächst Gewalt über diese geben. Sie würden die Priester an den heiligen Stätten selbst töten und diese besudeln, und mancher werde auch ohne Anwendung von Gewalt von dem wahren Glauben abfallen und den Verführern anhangen. Sie würden den Christen ein Stück Landes nach dem anderen entreißen und in gotteslästerlichen Reden verkünden, daß die Christen unrettbar in ihre Hand gegeben seien. Dann aber werde wider sie der letzte König der Römer aufstehen, den die Menschen für einen Toten gehalten hätten. Er werde ihnen sein hartes Joch auferlegen und ihre Länder mit Feuer und Schwert verwüsten und in heftigem Zorn gegen alle diejenigen entbrennen, die ihren Herrn Jesum Christum verleugnet hätten.[4] In diesen Verkündigungen sind biblisch-eschatologische Ideengänge und römische Kaisermystik zu unlösbarer Einheit verbunden. Nun ist die Übersetzung dieses ursprünglich griechisch geschriebenen Werkes ins Lateinische, wie Sackur (a. a. O., S. 56) gezeigt hat, bald nach Erscheinen der Schrift auf fränkischem Boden angefertigt worden und hat infolgedessen zweifellos ebendort besonders starke Wirkung ausgeübt. In dem Maße, in dem die Franken sich mit den kulturell überlegenen romanisierten Galliern zu einem neuen Gesamtvolk vermischten, traten sie auch das römische Erbe des Anspruchs auf Weltherrschaft an, und es konnte nicht ausbleiben, daß sie ihrerseits versuchten, diesem Anspruch zugleich eine ideelle Begründung und Rechtfertigung zu geben. In diesem Sinne übertrug schon zu Beginn

---

[1] Patrologia Migne, Ser. lat. 121, col. 431, D.

[2] Vgl. die Zeugnisse bei Johannes Hartung, Die Lehre von der Weltherrschaft im Mittelalter. Ihr Werden und ihre Begründung, Halle, Phil. Diss. 1909, S. 18–20. — Walter Rehm, Der Untergang Roms im abendländischen Denken, Leipzig 1930, S. 26–27.

[3] Ernst Sackur, Sibyllinische Texte und Forschungen, Halle 1898, p. 69.

[4] Sackur, ibid., p. 68–69, 78–81, 86–88, 89–91.

des 7. Jahrhunderts der sogenannte Fredegar eine bereits fertig ausgebildete galloromanische Trojanersage auf die Franken und suchte auch deren Stammbaum auf die Trojaner zurückzuführen; ja, er stellte die Franken sogar über die Römer, deren Staat ebenfalls eine Gründung der Trojaner sei.[1] Mit der Kaiserkrönung Karls des Groſsen gelangte der Gedanke der Erneuerung des alten Römischen Reiches zu neuer Geltung. Suchte doch Karl seine gesamte Politik an dem unerreichten römischen Vorbild zu orientieren, so daſs ein nach antikem Muster geformter Vers des Muaduuin (Naso) nicht ganz mit Unrecht von seinem Reiche rühmen durfte:

Aurea Roma iterum renovata renascitur orbi.[2]

So pries Florus von Lyon in überschwänglichen Worten das Frankenreich glücklich, dessen Burg die Stadt Rom und dessen Schützer der Himmelspförtner Petrus selbst sei. Allein der Schwerpunkt ihres Herrschaftsbereiches lag doch bei den ersten Karolingern durchaus diesseits der Alpen, und ihr Reich blieb im Grunde mehr fränkisch und christlich, als daſs es römisch wurde.[3] Zugleich verschmolz die Idee der Renovatio mit dem kraftvollen Nationalstolz der germanischen Eroberer zu neuer, höherer Einheit. Einhard berichtet einmal, in Byzanz sei das Sprichwort verbreitet, es sei zwar gut, den Franken zum Freunde zu haben, zum Nachbarn aber nicht: Erat enim semper Romanis et Grecis Francorum suspecta potentia. Unde et illud Grecum extat proverbium: *TON ΦPANKON ΦIΛON EXIC, ΓITONA OYK EXIC.*[4] Unter dem Einfluſs dieses stark ausgeprägten Nationalgefühls nahm die überlieferte universalrömische Kaisermystik schlieſslich eine spezifisch nationalfranzösische Gestalt an. Sie fand ihren Niederschlag in dem Briefe *De ortu et tempore Antichristi*, den Adso, der Abt von Montierénder, um die Mitte des 10. Jahrhunderts an die Königin Gerberga gerichtet hat. Hier wird wohl zum ersten Male der Gedanke ausgesprochen, daſs der letzte König ein Franzose sein werde: ... dicit Paulus apostolus, Antichristum non antea in

[1] Oskar Dippe, Die fränkischen Trojanersagen. Ihr Ursprung und ihr Einfluſs auf die Poesie und die Geschichtschreibung im frühen Mittelalter. Progr. d. Matthias-Claudius-Gymnasiums in Wandsbeck 1896, S. III—VII. — Maurice Wilmotte, Le Français à la tête épique, Paris 1917, p. 140—141 (der ibid., S. 159, Anm. 16 angekündigte Aufsatz scheint niemals erschienen zu sein). — Edmond Faral, La Légende arthurienne, tome 1, Paris 1929, p. 262ff., der indessen, unseres Erachtens mit unzureichenden Gründen, die Existenz einer galloromanischen Trojanersage bestreitet. — Leonardo Olschki, Die romanischen Literaturen des Mittelalters, Wildpark-Potsdam o. J., S. 79.

[2] Percy Ernst Schramm, Kaiser, Rom und Renovatio; Teil 1, Leipzig und Berlin 1929, S. 42—43. — Hans Naumann, Wandlung und Erfüllung. Reden und Aufsätze zur germanisch-deutschen Geistesgeschichte. Stuttgart 1933, S. 73.

[3] E. Jordan, in: Nouvelle Revue historique de droit français et étranger, tome 45 (1921), p. 361—366.

[4] Einhard, Vita Caroli Magni, cap. 16; ed. Pertz-Waitz, 6. ed., Hann. 1911, p. 20.

mundum esse venturum, nisi venerit discessio primum, id est, nisi prius discesserint omnia regna a Romano imperio, que pridem subdita erant. Hoc autem tempus nondum venit, quia, licet videamus Romanorum regnum ex maxima parte destructum, tamen, quamdiu reges Francorum duraverint, qui Romanum imperium tenere debent, Romani regni dignitas ex toto non peribit, quia in regibus suis stabit. Quidam vero doctores nostri dicunt, quod unus ex regibus Francorum Romanum imperium ex integro tenebit, qui in novissimo tempore erit. Et ipse erit maximus et omnium ultimus.[1] Allein wenn auch hiermit eine neue Entwicklungsphase erreicht ist, so verbleibt doch andrerseits diese Prognose noch völlig in schattenhafter Unbestimmtheit, da sie mit keinem Worte auf eine konkrete historische Persönlichkeit bezogen wird. Auch Adso erwähnt, daſs der Antichrist in der Vergangenheit zahlreiche Diener in der Welt gehabt habe, wie Antiochus, Nero, Domitianus; für die zeitgenössische Gegenwart hält er jedoch an einer unpolitischen Deutung fest: Nunc quoque nostro tempore multos Antichristos novimus esse. Quicumque enim sive laicus, sive canonicus sive monachus contra iustitiam vivit et ordinis sui regulam inpugnat et quod bonum est blasphemat, Antichristus est et minister sathanae.[2] In den Kreisen der Cluniazenser ging man indessen noch einen Schritt weiter. Man beschäftigte sich lebhaft mit der Frage, ob der Antichrist bereits gekommen sei und das Weltende bevorstände. Odo von Cluny selbst bejahte sie unbedingt und spielte wiederholt in seinen Schriften und Predigten darauf an.[3] Auch beobachtete man mit wachsender Besorgnis die drohende Gefahr, die der Islam für den Fortbestand der christlich-abendländischen Kultur bedeutete, und sann auf Abhilfe. Um das Jahr 983 war der Abt Majolus von Cluny, wie sein Biograph Syrus berichtet, bei Orsières im Tale der Dranse von einer Schar Sarazenen gefangen genommen worden, als er, auf der Rückreise von Italien begriffen, den Groſsen St. Bernhard überschreiten wollte. Graf Wilhelm von Arles trat ihnen jedoch bei La Garde-Fresnet entgegen, und sie wurden von seinen Truppen vernichtend geschlagen. Fugam tamen dum facerent, multi capti, perplures vero sunt neci mandati. Der Rest flüchtete auf einen unzugänglichen Felsenvorsprung. Ein Teil von ihnen stürzte sich des Nachts in den Abgrund, als sie erkannt hatten, daſs ihnen jede Aussicht auf Rettung geschwunden war; die Überlebenden wurden gefangen genommen. Qui salutari se ablui deposcentes lavacro (hos enim . . . vir Dei de Christo verbis edocuit salutaribus) corpori matris uniti Ecclesiae, quanta inter barbaros gratia servum suum omnipotens illustravit,

---

[1] Sackur, l. c., p. 110; „Die gelehrten Gewährsmänner, denen Adso den Wahrspruch in den Mund legt, lassen sich nicht nachweisen." So mit Recht schon Riezler, Historische Zeitschrift, Bd. 32 (1874), S. 67.

[2] Sackur, l. c., p. 105—106; zum Ganzen vgl. auch Alois Dempf, Sacrum imperium, München und Berlin 1929, S. 255—256.

[3] A. Hessel, in: Historische Zeitschrift, Bd. 128 (1923), S. 17.

soliti erant referre.[1] Syrus' Biographie ist kurz nach dem Tode des Abtes Majolus, der im Jahre 994 starb, geschrieben; sie wurde zu einem nicht genau bestimmbaren Zeitpunkt, aber wahrscheinlich nicht zu lange nach Syrus nochmals einer Durchsicht unterzogen und um einige sachlich unerhebliche Zusätze vermehrt.[2] Ihr Bearbeiter, der Mönch Aldebaldus, hat an einer oben angeführten Stelle eine ungemein bezeichnende und vielsagende Änderung vorgenommen. Er sagt nämlich: Fugam tamen dum facerent multi, perplures sunt neci dati.[3] Er hat also den Passus unterdrückt, in dem es heißt, daß viele Sarazenen gefangen genommen worden seien! Mit dieser Formulierung tritt die Ansicht, daß dem Glaubensfeinde keine Gnade gewährt werden dürfe, auf französischem Boden zum ersten Male mit greifbarer Deutlichkeit zutage. Man wird jedoch die Bedeutung dieser Äußerung nicht überschätzen dürfen. Aldebaldus hat seinem Werke eine Schilderung eines Überfalls des Klosters Lérins durch die Sarazenen vorausgeschickt.[4] Entspricht diese auch in keiner Weise den geschichtlichen Tatsachen, so beweist sie doch, daß die Streifzüge der Mohammedaner damals die Christenheit Frankreichs in steigendem Maße zu beunruhigen begannen. Plündernd und mordend — so erzählt Aldebaldus — sei das Volk der Sarazenen in die Provence eingefallen, um die Christen zu bekämpfen und sie ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Zwar habe der Engel des Herrn dem Abt Porcarius den genauen Zeitpunkt ihrer Ankunft und das ihnen bevorstehende Ende verkündet; allein die Mehrzahl der Brüder habe sich dazu entschlossen, auszuharren, um durch den Tod von Sarazenenhand der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden. Beim Anblick der Feinde seien einige von Furcht ergriffen worden; der Abt jedoch habe ihren gesunkenen Mut durch aufmunternde Worte neubelebt: O, inquit, fortissimi milites! o instructissimi divini praelii bellatores! quo ruitis? cui colla datis? Quis furor insanas agitat caligine mentes? State precor, state; neve velitis manu stivam tenentes retrospicere. Proh pudor! Vincimur heu! segnes, nec nostra potentia profert vim solitam. Quin potius, o nimium dilecta juventus, hortor et moneo, resides attollere animos, ne vos tamquam imparatos praeoccupent. Olim devotas animas, ultro properantes, subdamus pretiosissimae passioni. Experimento jam cognoscetis quantus illis ex nostra constantia timor, quanta nobis proveniat gloria. In weiße Gewänder gekleidet seien sie waffenlos den Feinden entgegengezogen und schließlich, fünfhundert an der Zahl, von den Sarazenen bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden. Zieht man diesen Passus zur Ergänzung heran, so werden Sinn und Grenzen des cluniazensischen Standpunktes alsbald offenbar. Wie es scheint, war der oben formulierte Grundsatz in erster

---

[1] Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 137, Paris 1853, col. 768C—769A.
[2] Ernst Sackur, Die Cluniacenser, Bd. 2, Halle 1894, S. 338—340.
[3] Acta Sanctorum, Mai, tomus 2, p. 681, A.
[4] Ibid., p. 669—670.

Linie als Richtschnur für weltliche Fürsten und Herren gedacht und sollte zunächst auf diese beschränkt bleiben. Denn in dem Verhalten der Mönche wird — darüber kann auch kriegerisch anmutende Terminologie in der Rede des Abtes keinen Augenblick lang hinwegtäuschen! — das urchristliche Märtyrerideal des widerstandslosen Erleidens des Todes von Feindeshand in vollem Umfange festgehalten. Von der kämpferischen Aktivität Turpins, der, wie Gaston Paris treffend bemerkt hat, die Tapferkeit des Kriegers und die Heiligkeit des Priesters in seiner Person vereinigt,[1] ist Porcarius noch weltenfern. Der neue Typus des Klerikers, der ad maiorem Dei gloriam das Schwert ebensogut zu schwingen versteht wie das Weihrauchfaſs, ist vielmehr unter dem Zwang der Verhältnisse ebenfalls zuerst in Spanien entstanden. Rodulfus Glaber berichtet in seinen Historien, daſs in den Kriegen, die König Sancho II. von Navarra mit den Sarazenen führte, infolge seiner geringen Heeresmacht auch die Mönche jener Gegend zu den Waffen hätten greifen müssen, und daſs einige von ihnen in diesen Kämpfen gefallen seien. Um die gleiche Zeit sei einem Mönche namens Vulferius aus dem Kloster Moutiers-Saint-Jean in der Diözese Langres an einem Sonntage zu Pfingsten eine Vision erschienen. Nach der Morgenandacht, als die übrigen Brüder sich entfernt hatten, habe sich die Kirche plötzlich mit weiſsgekleideten und durch purpurfarbene Obergewänder kenntlich gemachten Männern angefüllt. Auf die Frage des Bruders, wer sie seien und woher sie kämen, hätten sie geantwortet, sie seien Christen und seien zum Schutze des Vaterlandes und bei der Verteidigung des katholischen Volkes von Sarazenenhand getötet worden. „Idcirco nos omnes pariter divine (? wohl zu lesen: divina) vocatio nunc transfert in sortem beatorum; sed ideo per hanc provinciam nobis contigit habere transitum quoniam plures ex hac regione intra breve temporis spacium nostro sunt addendi collegio."[2] Tavernier hat dieser Stelle jede Beweiskraft absprechen zu müssen geglaubt.[3] Bédier hat sich darauf beschränkt, diese seit den Tagen von Michaud allgemein bekannte Stelle nochmals kommentarlos kurz zu registrieren.[4] Beide haben gleichermaſsen unbeachtet gelassen, daſs gerade bei Rodulfus Glaber zugleich der Gedanke an das Kommen des Antichrists und den nahenden Weltuntergang sichtbar wird, ja, daſs der Gesamtaufbau seines zunächst etwas abstrus anmutenden Werkes nur von dieser eschatologisch orientierten Geschichtsmetaphysik her verstanden werden kann. Erblickt doch dieser Chronist in den Kämpfen, die zu jener Zeit zwischen Christen und Sarazenen

---

[1] Gaston Paris, Histoire poétique de Charlemagne, Paris 1865, p. 17; vgl. auch H. V. Routh, God, man and epic poetry. a study in comparative literature, vol. 2, Cambridge 1927, p. 116.

[2] Raoul Glaber, Les cinq livres de ses histoires (900—1044) publ. p. Maurice Prou, Paris 1886, lib. II, cap. IX, 18—19 (= S. 44—46).

[3] Tavernier, a. a. O., S. 84—85.

[4] Bédier, l. c., tome III, p. 369.

in Afrika geführt wurden, wahrscheinlich bereits die von der Tiburtinischen Sibylle geweissagten Sarazenenkämpfe unter dem Endkaiser.[1] Der Gedanke steht also bei Rodulfus Glaber in dem gleichen charakteristischen Zusammenhang, den wir früher aufgedeckt haben, und verdient aus eben diesem Grunde als durchaus glaubwürdig angesehen zu werden. Zugleich aber enthält sein Hinweis auf das Vorbild der spanischen Märtyrer einen Fingerzeig in bezug auf die Quelle dieser Vorstellungen, der bisher nirgends die gebührende Beachtung gefunden hat. Schon im Jahre 858, also noch zu Lebzeiten von Eulogius, waren zwei französische Mönche namens Usuard und Odilard nach Córdoba gekommen, um die Leichname der kürzlich getöteten Heiligen Georgius und Aurelius für ihr Kloster Saint-Germain-des-Prés zu erbitten. Ihre Aussagen sind unmittelbar nach ihrer Rückkehr von der gefahrvollen Reise von Aimoin, einem Mönche des gleichen Klosters, aufgezeichnet worden.[2] Wohl rühmt Aimoin unter Berufung auf Eulogius' Bericht das heldenhafte Leiden und Sterben der spanischen Glaubensgenossen, allein er hat Eulogius' Gedankengang völlig seiner eschatologischen Perspektive entkleidet und damit eigentlich seines spezifischen Inhalts beraubt. Wohl erkennt er die Getöteten als echte Märtyrer an, allein er begnügt sich damit, das stille Duldertum der spanischen Blutzeugen im Anschluſs an seine Gewährsmänner als felix bellum zu charakterisieren (l. c., col. 944, D) in dem gleichen Sinne, in dem bereits die altchristliche Überlieferung mit Vorliebe die Märtyrer als milites oder athletae Christi bezeichnet hatte. Daſs der Begriff des bellum in der Terminologie von Eulogius unter dem Einfluſs alttestamentlicher Vorstellungen eine über seinen altchristlichen Inhalt hinausweisende aktivistische Bedeutung erlangt hatte, ist ihm ebenso verborgen geblieben wie seinen Gewährsmännern. Wohl erwähnt er einmal (l. c., col. 946, A) sanctorum corpora in agone coelestis pugnae fortia, allein seine rein spiritualistische Ausdeutung verflüchtigt den zugleich höchst greifbar irdischen Sinn von Eulogius' Darlegungen völlig ins Transzendente. Daſs Alvaro die bloſse Opferung des Lebens für unzureichend erklärt und ausdrücklich gefordert hatte, es müsse darüber hinaus mit heiliger Grausamkeit gegen die Feinde Gottes vorgegangen werden, ist den französischen Mönchen ebenso unfaſsbar geblieben wie dem Berichterstatter Aimoin. Dem Gedanken eines mit Waffengewalt zu führenden Vernichtungskrieges gegen die Bekenner des Islams standen sie offenbar mit der gleichen Verständnislosigkeit gegenüber, mit der auch ihr Herrscher Karl der Kahle Eulogius' Hoffnungen auf eine militärische Unterstützung der spanischen Christenheit enttäuscht hatte. Das Frankreich des 9. Jahrhunderts war für diese Anschauungen noch wenig empfänglich; in

[1] Vgl. Karl Grund, Die Anschauungen des Rodulfus Glaber in seinen Historien, Greifswald, Phil. Diss. 1910, passim, bes. p. 65—66.
[2] Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 115, Paris 1852, col. 941—948.

Spanien selbst aber wurden diese Ideen, nachdem sie einmal geboren waren, in der dauernden Auseinandersetzung mit den mohammedanischen Glaubensfeinden lebendig erhalten. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts unter der Regierung Sanchos des Alten von Navarra wurden die Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich aufs neue enger geknüpft. Mit kraftvoller Hand hielt Sancho die Sarazenen in Schranken und gewann einen groſsen Teil der Pyrenäenhalbinsel dem christlichen Glauben zurück, darunter auch die Straſse nach Santiago de Compostela, die von den Pilgern aus Furcht vor den Sarazenen zuvor gemieden worden war. Mit Robert von Frankreich tauschte er Geschenke und erhielt von diesem Subsidien für seinen Kampf gegen die Ungläubigen. Mit Wilhelm von Aquitanien war er persönlich befreundet und schickte jährlich Gesandte mit reichen Gaben an seinen mächtigen Nachbarn. Auch suchte er das Klosterwesen in den von ihm beherrschten Reichen Navarra, Aragón und Castilien in groſsem Maſsstabe zu reorganisieren und sandte zu diesem Zweck einen Mann namens Paternus nebst einigen Gefährten nach Cluny. Seit dieser Zeit kam der Zustrom spanischer Mönche nach Cluny nicht mehr zum Stillstand.[1] Berichtet doch Rodulfus Glaber selbst, daſs er zu der Zeit seines Aufenthalts in Cluny mit spanischen Mönchen in Berührung gekommen sei: . . . cum ego postmodum in monasterio Cluniacense cum ceteris fratribus degerem, convenerunt illuc ab Hispaniis quamplures honestę conversationis jamdudum more viventes proprię regionis monachi.[2] Andrerseits kamen, von spanischen Königen gerufen, wiederholt auch französische Mönche über die Pyrenäen, um die spanischen Klöster, deren religiöses Leben vielfach arg darniederlag, im Geiste der cluniazensischen Reform umzugestalten.[3] Angesichts dieser engen kulturellen Beziehungen, die eben um jene Zeit zwischen Spanien und Frankreich gepflegt wurden, drängt sich geradezu die Vermutung auf, daſs der Gedanke des heiligen Krieges gegen die Ungläubigen, der in Spanien seit langem konzipiert und ausgesprochen worden war, von den Cluniazensern aufgenommen und propagiert worden ist, sei es, daſs er von spanischen Mönchen über die Pyrenäen getragen wurde, sei es, daſs er von französischen Mönchen bei ihrer Rückkehr in ihre alte Heimat verpflanzt wurde, sei es schlieſslich, daſs beide Faktoren zusammengewirkt haben, um ihm in Frankreich Eingang zu verschaffen. Gewiſs konnte dieser von auſsen kommende Einfluſs nur dadurch wirksam werden, daſs das Denken der Cluniazenser in immanenter Selbstentfaltung eine kongeniale Entwicklungsstufe erreicht hatte. Allein andrerseits hat diese Einwirkung doch zweifellos erheblich dazu beigetragen,

---

[1] Sackur, Die Cluniacenser, Bd. 2, S. 102—104; P. Boissonnade, in: Revue des questions historiques, tome 117 (= 3. sér., tome 21), Paris 1932, p. 263—264.

[2] Rodulfus Glaber, Historiae, lib. III, cap. III, 12; l. c., p. 62.

[3] Boissonnade, in: Revue des questions historiques, tome 117, p. 267—269.

eine bereits in bescheidenen Ansätzen vorhandene Ideenrichtung zu verstärken und zu vertiefen. „Pour agir, une influence doit tomber sur un terrain préparé et propice. Elle dégage et hâte une révolution qui se serait produite sans elle, autrement et peut-être moins complètement; elle l'enrichit, la renforce, l'infléchit; elle ne l'aurait pas créée", hat Rudler mit Recht bemerkt.[1] Bereits Hatem hat richtig erkannt, daſs die Cluniazenser an der Verbreitung der Idee des heiligen Krieges entscheidenden Anteil gehabt haben, und bringt zahlreiche, zum Teil weniger bekannte Einzelheiten zugunsten dieser These bei; infolge unkritischer Auswertung der Zeugnisse und ungenügender Kenntnis der spanischen Überlieferung ist er jedoch in den Irrtum verfallen, den Ursprung dieses Gedankens auf Leo IV. und Johann VIII. zurückzuführen.[2]

Nachdem die Cluniazenser sich diese Anschauung der spanischen Mönche zu eigen gemacht hatten, bemühten sie sich zunächst mit Erfolg, Feldzüge der französischen Ritterschaft nach Spanien zu organisieren.[3] Später konnte es nicht ausbleiben, daſs sie auch auf die päpstliche Politik in diesem Sinne Einfluſs zu gewinnen suchten. Im Jahre 1063 bewilligte Alexander II. den Kriegern, die im Begriffe waren, nach Spanien zu ziehen, um gegen die Mauren zu kämpfen, einen vollkommenen Buſserlaſs.[4] Sein Nachfolger Gregor VII. erinnerte in einem Schreiben vom 30. April 1073 die französischen Barone, die einen Eroberungszug in das mohammedanische Spanien unternehmen wollten, daran, daſs Spanien, wiewohl lange von Heiden besetzt, dennoch Eigentum des hl. Petrus sei. Schon Graf Ebulus von Roucy habe jenes Land den Heiden entreiſsen wollen und vom päpstlichen Stuhle die Erlaubnis dazu erhalten unter der Bedingung, daſs er das eroberte Gebiet von der Kirche zu Lehen nehme. Der Papst forderte sie alsdann auf, diesen Rechtsanspruch der Kurie anzuerkennen, und teilte ihnen mit, daſs er zwecks Wahrung seiner Interessen den Legaten Hugo Candidus in jenes Gebiet entsandt habe.[5] Nun gehörte Hugo der Kongregation von Cluny an. Zwar hat neuerdings Lerner dies bestreiten zu müssen geglaubt. „Ob er Mönch war und im kluniazensischen Gedankenkreis aufgewachsen ist,

---

[1] Gustave Rudler, Les techniques de la critique et de l'histoire littéraires, Oxford 1923, p. 169; ähnlich Oskar Walzel, Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters, Berlin-Neubabelsberg o. J. [1923], S. 46ff.

[2] Anouar Hatem, Les poèmes épiques des croisades. Genèse, historicité, localisation. Essai sur l'activité littéraire dans les colonies franques de Syrie au moyen âge, Paris 1932, p. 34—78.

[3] Boissonnade, l. c., p. 3ff.; zur Kritik vgl. Ramón Menéndez Pidal, La España del Cid, tomo 2, Madrid 1929, p. 679—681.

[4] Gottlob, a. a. O., S. 45. — Derselbe, Ablaſsentwicklung und Ablaſsinhalt im 11. Jahrhundert, Stuttgart 1907, S. 65. — Paulus, a. a. O., Bd. 1, S. 195. — Boissonnade, in: Revue des questions historiques, tome 117, p. 271—272.

[5] Das Register Gregors VII., hrsg. von Erich Caspar; I, Buch I—IV, Berlin 1920, I, 7 = S. 11—12.

läſst sich nicht nachweisen."[1] Indessen scheint ihm entgangen zu sein, daſs Hugo in einem Empfehlungsschreiben Gregors an den in Gallien weilenden Legaten Bischof Girald von Ostia und den Subdiakon Rainbald ausdrücklich als abbas Cluniacensis bezeichnet wird.[2] Zieht man in Betracht, daſs die Machtsphäre des Ordens damals auſserordentlich weit reichte, so wird man kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daſs der geistig bedeutende Cluniazenser Hugo Candidus wenigstens in diesem Punkte nicht sowohl ein bloſses Werkzeug der päpstlichen Politik als vielmehr ihr eigentlicher Inspirator gewesen ist. Im Dezember 1074 richtete Gregor VII. schlieſslich einen Aufruf an alle Getreuen des hl. Petrus, eine Heerfahrt über das Meer anzutreten, um den christlichen Glauben zu schützen.[3] Aber erst Urban II., der selbst aus dem Cluniazenserorden hervorgegangen ist,[4] hat unter dem Eindruck des erneuten Vordringens der Mohammedaner in Spanien und der Bedrückung der Christen im Heiligen Lande in seiner groſsangelegten Rede auf dem Konzil von Clermont im Jahre 1095 den Gedanken einer Auseinandersetzung zwischen Christentum und Islam in weltgeschichtlichem Ausmaſse mit völliger Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen und befürwortet. Wenn wir Guibert von Nogent Glauben schenken dürfen, so hat Urban damals bewuſst an die eschatologische Tradition angeknüpft und deren Gedankengut zur Begründung seines Standpunktes herangezogen. Der Chronist legt nämlich dem Papste bei dieser Gelegenheit unter anderen folgende Worte an die Versammelten in den Mund: ... est vobis praeterea summa deliberatione pensandum, si ipsam matrem ecclesiarum ecclesiam, vobis elaborantibus, ad Christianitatis cultum reflorere, Deo per vos agente, contigerit, ne forte contra propinqua Antichristi tempora ad fidem partes Orientis aliquas restitui velit. Perspicuum namque est, Antichristum, non contra Judaeos, non contra gentiles bella facturum; sed, juxta etymologiam sui nominis, Christianos pervasurum. Et, si Antichristus ibidem Christianum neminem, sicut hodie vix aliquis habetur, inveniat, non erit qui sibi refragetur aut quem jure pervadat. Juxta enim Danihelem et Iheronimum, Danihelis interpretem, fixurus est in Oliveti monte tentoria; et Iherosolimis, *in Dei templo, tanquam sit Deus*, certum est, apostolo docente, quod sedeat, et juxta eumdem prophetam, tres reges, Aegypti videlicet, Affricae ac Aethiopiae, haud dubium quin pro Christiana fide primos interficiat. Quod quidem nullatenus fieri poterit, nisi ubi nunc paganismus est, Christianitas fiat. Daher stellt der Papst der Christenheit die Aufgabe, Jerusalem, die heilige Stadt, die der Welt das Evangelium geschenkt

---

[1] Franz Lerner, Kardinal Hugo Candidus; München und Berlin 1931, S. 9.

[2] Gregorius VII., Registrum I, 6; a. a. O., S. 9.

[3] Registrum, II, 137; a. a. O., S. 173.

[4] Über die Beziehungen Urbans zu den Cluniazensern vgl. Joan Evans, Monastic life at Cluny 910–1157, London 1931, p. 34–36.

habe, dem christlichen Glauben zurückzugewinnen: Si ergo piorum praeliorum exercitio studeatis, ut sicut ab Iherosolimis Dei notitiae seminarium accepistis, ita illic mutuatae redhibitionem gratiae restituatis; ut per vos nomen catholicum propagetur, quod Antichristi Antichristianorumque perfidiae refragetur: quis non conjicere potest quod Deus, qui universorum spem exuberantia virtutis exsuperat, per scintillam vestram tanta paganitatis arundineta consumat, ut Aegyptum, Affricam Aethiopiamque, quae a nostrae credulitatis communione desciscunt, intra hujus rudimenta legis includat; et *homo peccator, filius perditionis*, aliquos rebelles inveniat? Im Evangelium stehe geschrieben, Jerusalem werde von den Heiden mit Füſsen getreten werden, bis die Zeiten der Heiden erfüllet seien. Vielleicht sei dieser Zeitpunkt nicht mehr ferne: Haec tempora, fratres carissimi, modo forsitan implebuntur, dum per vos, Deo cooperante, paganorum potentiae repellentur; et fine saeculi jam propinquo, etsi gentes desinent converti ad Dominum, quia, juxta apostolum, oportet fieri a fide discessionem, primum tamen necesse est, juxta prophetias, ante adventum Antichristi, in illis partibus, aut per vos, aut per quos Deo placuerit, renovari Christianitatis imperium, ut omnium malorum caput, qui ibidem thronum regni habiturus est, fidei aliquid, contra quod pugnet, repperiat nutrimentum.[1] Guibert hat selbst erklärt, er habe die Rede Urbans etsi non verbis, tamen intentionibus wiedergegeben. Es ist jedoch im Zusammenhang unserer Beweisführung völlig gleichgültig, ob der Papst die ihm in den Mund gelegten Worte tatsächlich gesprochen hat oder nicht. Es kommt vielmehr lediglich darauf an, daſs der Chronist Gedanken zum Ausdruck gebracht hat, die die gesamte Epoche auf das tiefste bewegten. Drei wesentliche Punkte sind für diese Gesamtanschauung kennzeichnend:

1. Die Charakterisierung der Mohammedaner als Werkzeuge des Antichrists.
2. Das Kriterium der Besitzergreifung des Tempels Gottes in Jerusalem.
3. Die Vorstellung des unmittelbar bevorstehenden Weltendes.

Sie finden sich sämtlich im altfranzösischen Nationalepos wieder.

Zu 1. Als im Fragment von Gormont und Isembart (ed. Bayot) Hugelin hört, wie der Maurenfürst Gormont den Christengott beschimpft, sprengt er betrübt auf König Ludwig zu und spricht zu ihm:

v. 203 A! gentilz reis de riche lign,
avez veu de l'Antecrist
qui tuz noz homes nus ocit
e Damne Deu tant fort laidist?

[1] Recueil des historiens des croisades. Historiens occidentaux, tome 4, Paris 1879, p. 138—139.

Im Rolandslied kommt, wie noch gezeigt werden wird, diese Bezeichnung nur dem Sinne, nicht aber dem Worte nach vor.

Zu 2. Von dem Heiden Valdabrun, der den König Marsilies in seiner Jugend beraten hat, wird im Rolandslied gesagt:

v. 1566 Jerusalem prist ja par traïsun,
Si violat le temple Salomon,
Le patriarche ocist devant les funz.

Seit dem Jahre 1086 hatte sich die Lage der Christen im Heiligen Lande ständig verschlechtert. Vielfach waren die Kirchen verwüstet, die heiligen Gefäſse besudelt und zerbrochen, die Priester miſshandelt worden; den Patriarchen von Jerusalem hatte man an den Haaren durch die Straſsen geschleift und schlieſslich ins Gefängnis geworfen.[1] Es erscheint nicht unmöglich, daſs der Dichter eine dunkle Erinnerung an diese Begebenheit bewahrt hat, die im gesamten Abendlande eine ungeheure Entrüstung hervorgerufen hatte. Es ist jedoch methodisch völlig verfehlt, in den die Eroberung von Jerusalem erwähnenden Versen eine Wiederspiegelung bestimmter geschichtlicher Ereignisse zu erblicken, wie dies etwa Tavernier getan hat.[2] Schon im Pseudomethodius heiſst es von den vordringenden Heiden: Sacerdotes autem intrinsecus sanctorum locorum coinquinantes interficient . . .[3] So hat der Dichter vielleicht historisches Material verwertet, allein er hat es stets im Geiste der eschatologischen Tradition umstilisiert. In diesem Sinne erwähnt er auch die Könige von Afrika und Äthiopien als Bundesgenossen des Marsilius (1592 ff., 1914 ff.).

Zu 3. In der Todesstunde Rolands und der Letzten von seinen Getreuen bricht in Frankreich ein gewaltiges Unwetter los:

v. 1434 Dïent plusor: „Ço (e)st li definement,
La fin del secle, ki nus est en present."

Gewiſs fügt der Dichter alsbald berichtigend hinzu:

v. 1436 [Ic]il nel sevent, ne dïent veir nïent,

allein er konnte diese Vorstellung auch als dichterisches Motiv doch nur deswegen verwenden, weil sie die ganze Epoche auf das lebhafteste beschäftigte. Überdies steht er mit seinen beschwichtigenden Worten keineswegs allein da; vielmehr haben zahlreiche Gelehrte des Mittelalters von Gregor dem Groſsen bis zu Abbo von Fleury immer wieder aufs neue versucht, die wachsende Furcht der Volksmassen vor dem drohenden Weltuntergang durch beruhigende Auslegung der biblischen

[1] Charles-Joseph Hefele, Histoire des conciles, trad. franç. par H. Leclercq, tome 5, part. 1, Paris 1912, p. 418—419.
[2] Tavernier, Vorgeschichte, S. 208, Anm. 2.
[3] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 85.

Vorhersagungen zu bekämpfen.[1] Und wenn er schließlich erklärend bemerkt:

v. 1437 Ço (e)st li granz duels por la mort de Rollant,

so ist er auch in diesem Punkte von seinen lateinischen Quellen abhängig. In Commodianus' Carmen apologeticum heißt es:[2]

v. 1039 Planget praeterea mugitibus tota natura . . .

Auch das Motiv der trauernden Natur hat der Dichter also der lateinischen Überlieferung entnommen; er hat sich darauf beschränkt, es auf den Tod Rolands anzuwenden.

Es ist eine in der Religionsgeschichte immer wieder zu beobachtende Erscheinung, daß man dazu neigt, stark unlustbetonte Worte durch neutralere zu ersetzen. Dieser euphemistischen Tendenz folgend, hat auch das Mittelalter nicht immer den Antichrist ohne Umschweife bei seinem wahren Namen genannt, sondern zahlreiche Umschreibungen und Decknamen ausgebildet, die aber doch dem Kundigen ohne weiteres geläufig und verständlich waren. Erst von dieser Einsicht aus erschließt sich das tiefere Verständnis einer im Rolandslied mehrfach vorkommenden, zunächst seltsam anmutenden Tiersymbolik, die bisher nicht befriedigend erklärt worden ist. Als Karl Roland und die Seinen tot vorfindet, gebietet er den Führern seines Heeres, die Toten zunächst unbestattet liegen zu lassen:

v. 2435 Lessez gesir les morz (tut) issi cun (il) sunt,
Que n'i adeist ne beste ne lion!

Schon Bédier hat erkannt, daß das Wort „lion" hier im allegorischen Sinne verstanden werden müsse, da es, wie dem Dichter zweifellos bekannt gewesen sei, in den Pyrenäen niemals Löwen gegeben habe;[3] allein trotz dieses richtigen Ansatzes hat er schließlich doch den Kernpunkt verfehlt. Karl träumt einmal, er sei im Münster zu Aachen:

v. 727 El destre braz li morst uns vers si mals.
Devers Ardene vit venir uns leuparz,
Sun cors demenie mult fierement asalt.

Tavernier hatte zunächst an Hagens Traum im Waltharilied erinnert, in dem dieser König Gunther von einem Bären bedrängt sieht, und die Vermutung ausgesprochen, daß der Inhalt des Traumes

[1] Ernst Wadstein, Die eschatologische Ideengruppe: Antichrist — Weltsabbat — Weltende und Weltgericht, in den Hauptmomenten ihrer christlich-mittelalterlichen Gesamtentwicklung, Leipzig 1896, S. 17—19.

[2] Commodianus, Carmina, rec. Bernhardus Dombart (Corpus script. eccles. lat. XV), Wien 1887, p. 184; sämtliche Zitate sind nach dieser Ausgabe mitgeteilt.

[3] La Chanson de Roland, commentée par Joseph Bédier, tome 2, Paris 1927, p. 313.

germanischer Tradition entnommen sein könnte.[1] Anfänglich schien ihm freilich die rein germanische Herkunft der Traumgeschichten nicht über jeden Zweifel erhaben; später jedoch hat er mit voller Bestimmtheit behaupten zu müssen geglaubt, daſs der Waltharius als Quelle für die Tiersymbolik im Rolandslied gedient habe.[2] Wilmotte hat in treffender Beweisführung gezeigt, daſs die überwiegende Mehrzahl von Taverniers Identifizierungsversuchen gewaltsam herbeigeholt ist und einer kritischen Prüfung nicht standhält.[3] Allein wenn er selbst mit dem Anspruch auftritt, in einigen anderen, von Tavernier nicht beachteten Punkten die Beeinflussung des Rolandsliedes durch den Waltharius einleuchtend erwiesen zu haben, so kann ihm dies zum mindesten in einem der angeführten Fälle nicht zugestanden werden. Wilmotte scheint den von ihm bekämpften Artikel Taverniers nicht mit stets gleichbleibender Aufmerksamkeit gelesen zu haben: er trägt nämlich, ohne seinen Vorgänger zu nennen (l. c., p. 84), die bereits von Tavernier vorgeschlagene oben erwähnte Identifizierung nochmals als eigene These vor! An Richtigkeit scheint sie uns damit freilich nicht wesentlich gewonnen zu haben. Beide Autoren haben gleichermaſsen den methodischen Fehler begangen, den einen Traum Karls aus dem Zusammenhang mit dem anderen, ebenfalls im Rolandslied erzählten Traume des Frankenkaisers herauszureiſsen, in dem er betrachtet werden muſs. In jenem zweiten Traume sieht Karl ebenfalls seine Ritter von bösartigen Ungeheuern arg bedrängt:

v. 2542 Urs et leuparz les voelent puis manger,
Serpenz et guivres, dragun et averser;
Grifunz i ad plus de trente millers;
N'en i ad cel a Franceis ne s'agiet.

Und schlieſslich wird auch er selbst angegriffen:

v. 2549 Devers un gualt uns granz leons li vi[e]nt:
Mult par ert pesmes et orguillus et fiers,
Sun cors meïsmes i asalt et requert ...

Nur diejenige Interpretation wird mit dem Anspruch auf Richtigkeit auftreten dürfen, der es gelingt, die Gesamtheit dieser Bezeichnungen aus einem einheitlichen Prinzip zu erklären. Die von uns vorgeschlagene Deutung tut dieser methodischen Forderung in vollem Umfange Genüge und wirft zugleich neues Licht auf ihren Ursprung: Sämtliche Bezeichnungen stammen aus der Apokalypse und der apokalyptischen Literatur und sind als bloſse

[1] Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. 36 (1910), S. 93—94.

[2] Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. 42 (1914), S. 64—65.

[3] Maurice Wilmotte, Une source latine de la chanson de Roland; in: Mélanges offerts par ses amis et ses élèves à M. Gustave Lanson, Paris 1922, S. 77—84.

Umschreibungen für den Antichrist und seine Helfershelfer zu betrachten. In der Apokalypse (XI, 19) heißt es: *Et vidi bestiam ascendentem de abysso.* Schon der spanische Presbyter Beatus bemerkt in seinem im Jahre 786 verfaßten Kommentar zur Apokalypse hierzu: Haec proprie de antichristo dicit, quia ex quo Christus natus est semper in malis hominibus fuit; qui Christum crucifixerunt abyssum ipsius fuerunt; qui ecclesiam persequuntur, abyssus antichristi sunt. abyssus enim homines sunt in tenebris ambulantes, quia sicut Christus habuit mediatores suos patriarchas et prophetas, qui eum significaverunt et postquam venit ipsi eum cognoverunt, qui et significaverunt, et inde suscitata est ecclesia et Christus caput totius ecclesiae in uno corpore regnat cum sua membra: ita et antichristus habet mediatores suos, reges malos et sacerdotes, quorum membra sibi per opera recognoscet, et omnium malorum rex est et caput.[1] Im Rolandslied trägt ein Sarazene den Namen *Abisme* (v. 1470, 1498). Angesichts des hier aufgedeckten Zusammenhangs ist es nunmehr völlig evident, daß er damit als Diener des Antichrists gekennzeichnet werden soll. In ähnlicher Weise bezeichnet Marsilius den Herrscher Baligant, in dem der Dichter, wie später gezeigt werden wird, den Antichrist par excellence erblickt, ausdrücklich als seinen Lehnsherrn (v. 2746). Und ebenso werden dem falschen Gott auch im Rolandslied Priester als seine Diener zugeschrieben. Als die geschlagenen Heiden auf Saragossa zu fliehen, steigt die Königin Bramimonde auf die Spitze des Turmes:

v. 3636 Ensum sa tur muntee est Bramimunde,
Ensembl' od li si clerc et si canonie
De false lei que Deus nen amat unkes.

Wenn der Verfasser der Apokalypse (XIII, 1) eine Vision mit den Worten beschreibt: *Et vidi de mari bestiam ascendentem*, so fügt ein im 9. Jahrhundert verfaßter Kommentar zur Apokalypse, der dem Bischof Haymo von Halberstadt zugeschrieben wird, erläuternd hinzu: Id est Antichristum.[2] Und wenn der Apokalyptiker ein wenig später (XIII, 2) fortfährt: *Et bestia quam vidi, similis erat pardo, et pedes ejus sicut pedes ursi, et os ejus sicut os leonis*, so gibt Haymo folgende Erklärung hierzu: Pardus bestia est saevissima atque impatientissima; et varietate cutis discolor. Ursus quoque rapacissima est, primum pedibus conculcat et comminuit, et sic omnia devorat. Leo vero terrorem suo rugitu omnibus bestiis immittit: et cum sit fortissimus bestiarum, atque ad nullius paveat occursum, tamen insidiando praedam sibi praeripit. Tales sunt utique haeretici, pagani, et caeteri, qui ad corpus Antichristi pertinent. . . . Leo quoque (ut diximus) quamvis sit fortissimus bestiarum, et ad nullius paveat occursum, tamen insidias tendit, cum praedam sibi praeripit. Cujus

[1] Beatus, In Apocalipsin libri duodecim, ed. by Henry A. Sanders, Rome 1930, p. 22; vgl. p. 457.
[2] Patrologia Migne, Ser. lat. 117, Paris 1852, col. 1092, C.

etiam rugitu omnes bestiae pavere dicuntur, et ideo non immerito per leonem Antichristus intelligitur: quia quosdam terroribus decipit, quosdam autem fraude (l. c., col. 1093, B—C; 1094, A). Überdies geht auch aus der genauen Entsprechung, die Vers 2542 bietet, mit zwingender Notwendigkeit hervor, daſs das Wort vers in v. 727, wie schon Tavernier und Wilmotte, freilich mit falscher Begründung, gemeint haben und wie Foulet neuerdings mit rein sprachlichen Argumenten wahrscheinlich gemacht hat,[1] in der Tat nicht als Eber (verres), sondern als Bär verstanden werden muſs. Eine andere Vision beschreibt die Apokalypse (XVI, 13) mit folgenden Worten: *Et vidi de ore draconis, et de ore bestiae, et de ore pseudoprophetae spiritus tres immundos in modum ranarum exisse.* Dazu bemerkt Haymo: Quod est draco? hoc est bestia, hoc et pseudoprophetae, id est diabolus cum omni corpore suo; tamen propter distantiam et potestatem illa commemorat, quae majorem potestatem habent in ipso malorum corpore, draconem scilicet, id est diabolum, bestiam, Antichristum: pseudoprophetam, doctores ejusdem damnati hominis cum subjectis plebibus (l. c., col. 1132, D). Und an anderer Stelle erklärt er: Draco, serpens, diabolus et satanas licet plura sint nomina, unum tamen eumdem hostem significant (l. c., col. 1182, A—B). Wenn Haymo hier die Frage unentschieden läſst, ob der Antichrist ein Mensch oder vielmehr mit dem Teufel selbst identisch sei, so ist dieses Schwanken schon für die ältere eschatologische Literatur charakteristisch.[2] Auch die Bezeichnungen *vipera* und *adversarius* für den Antichrist sind mehrfach bezeugt.[3] Haymo erzählt einmal die schon von Herodot berichtete Sage von den in Skythien wohnenden einäugigen Arimaspen, die kostbare Edelsteine hüten und mit den Greifen, die sie ihnen zu entwenden suchen, in ständigem Kampfe liegen, gibt ihr aber alsbald eine allegorische Auslegung. Der Edelstein sei niemand anders als Christus selber. Unter der Wüste, in der die kostbaren Steine gefunden würden, seien die Herzen der Heiligen zu verstehen, in denen Christus wohne. ,,Sed adsunt gryphes, id est maligni spiritus, qui Christum nituntur tollere fidelibus, non quod ipsi eum habeant, sed causa invidentiae hominibus eum auferunt (l. c., col. 1206, B—C). Damit dürfte der Nachweis erbracht sein, daſs sämtliche oben genannten Tierbezeichnungen als Umschreibungen für den Antichrist und seine Werkzeuge anzusehen sind.

Bekanntlich wird der Islam in den altfranzösischen Epen als eine Religion der Vielgötterei hingestellt,[4] während der Koran in Wahrheit eine streng monotheistische Glaubenslehre verkündet.

---

[1] Im Glossar zu Bédiers Ausgabe des Rolandsliedes s. v. urs.
[2] Bousset, a. a. O., S. 88ff.
[3] Vgl. Ernst Bernheim, Mittelalterliche Zeitanschauungen in ihrem Einfluſs auf Politik und Geschichtsschreibung, Teil I, Tübingen 1918, S. 76—77.
[4] Vgl. Richard Schröder, Glaube und Aberglaube in den altfranzösischen Dichtungen, Erlangen 1886, S. 150ff.

Angesichts dieser unbestreitbaren Tatsache hat schon Pakscher es für notwendig befunden, zu erklären, daſs der Verfasser des Rolandsliedes damit von seinem ethnographischen Wissen gerade kein ehrenvolles Zeugnis ablege.[1] Und noch in neuerer Zeit hat Hans Haas es sich nicht versagen können, den Verfassern der chansons de geste „krasse Ignoranz und eine völlige Verkennung des Wesens des Islam" vorzuwerfen.[2] Fruchtbarer erscheint es indessen, die Frage zu stellen, auf welche tieferen Ursachen dieser zunächst seltsam anmutende Irrtum zurückzuführen ist. Die Antwort darauf muſs lauten, daſs der Antichrist in der eschatologischen Literatur als von Dämonen umgeben vorgestellt wurde.[3] So heiſst es etwa noch bei Adso: demonum culturam in mundo revocabit . . . et maligni spiritus erunt duces eius et socii semper et comites indivisi.[4] Auf dem hartumkämpften Boden Spaniens sind diese Merkmale zuerst auf die Bekenner des Islams übertragen worden, und von dort aus ist diese Vorstellung später nach Frankreich gedrungen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, erscheint die Glaubenslehre der Mohammedaner, wie sie sich den Verfassern der altfranzösischen Epen darstellt, vielfach in neuem Lichte. Neben anderen Göttern pflegt den Mohammedanern in diesen Dichtungen eine Gottheit namens *Tervagant* zugeschrieben zu werden. Dieses Wort ist bisher etymologisch nicht befriedigend erklärt.[5] Neuerdings hat Sainéan, eine Vermutung von Jakob Grimm aufnehmend und fortführend, diese Bezeichnung auf den durch Lactantius und Isidorus von Sevilla bezeugten Mercurius Trismegistus zurückgeführt, dessen Beiname von den epischen Dichtern des Mittelalters zu Tervagant entstellt worden sei.[6] Die erheblichen lautlichen Schwierigkeiten, die dieser Deutung entgegenstehen, sucht er zu beseitigen mit dem Bemerken, die Form Tervagant sei „non pas le reflet phonétique ou morphologique de Trismégiste, mais son équivalent psychologique" (ibid., p. 435). Man wird gegen Sainéan einwenden müssen, daſs er seine Behauptung von der Identität von Mercurius und Tervagant nur durch Berufung auf einen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammenden Text zu stützen vermag. Auch wird man schwerlich geneigt sein, diesen Lösungsversuch als lautlich einwandfrei anzuerkennen. Man wird jedoch zugeben müssen, daſs sich Sainéan methodisch auf dem rechten Wege befunden hat. Denn die Namen Apollin und Jupiter, die in

---

[1] A. Pakscher, Zur Kritik und Geschichte des französischen Rolandsliedes, Berlin 1885, S. 115.

[2] Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, Bd. 31 (1916), S. 199.

[3] Vgl. Bousset, a. a. O., S. 125.

[4] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 105 und 107.

[5] Vgl. die Übersicht über die wichtigsten neueren Erklärungsversuche in: La Chanson de Roland, ed. by T. A. Jenkins, Boston 1924, Anm. zu v. 611.

[6] L. Sainéan, Les sources indigènes de l'étymologie française, tome 2, Paris 1925, p. 431—437.

Verbindung mit dem Tervagants genannt zu werden pflegen, deuten in der Tat darauf hin, daſs die Lösung des Problems in den Götternamen der antiken Mythologie gesucht werden muſs. Nun läſst sich die heidnische Dreiheit Apollo, Juppiter und Mercurius bereits für einen erheblich früheren Zeitpunkt belegen. In seinem schon mehrfach herangezogenen Briefe an die Königin Gerberga bemerkt Adso auf Grund älterer Quellen von dem Antichrist: Qui adversatur, id est contrarius est Christo Deo omnibusque membris eius, et extollitur, id est in superbiam erigitur super omne quod dicitur Deus, id est supra omnes Deos gentium, Herculem videlicet, Apollinem, Jovem, Mercurium, quos pagani deos esse existimant.[1] An die Stelle von Hercules ist später Mohammed selbst getreten. Daſs der Begründer des Islams von seinen Anhängern als Gott verehrt werde, ist eine Ansicht, die zu jener Zeit unter den Christen weitverbreitet war.[2] Sie findet ihre Erklärung darin, daſs man glaubte, der Antichrist werde nicht nur im Tempel zu Jerusalem sitzen, sondern sich auch als Gott anbeten lassen. So heiſst es in einer um 373 n. Chr. entstandenen lateinischen Predigt, die im Mittelalter zu Unrecht Ephraem Syrus oder Isidorus von Sevilla zugeschrieben wurde: ... [Antichristus] iubet se adorari ab omnibus gentibus, cum sit carnalis et inmundus et nequissimo spiritu [et] carne commixtus ... Omnem enim cultum ad se conuertet nequissimus serpens.[3] Und Haymo bemerkt in seinem Kommentar zur Apokalypse: ... quia divinitatem in se habitare dicit, idcirco etiam adorari se faciet.[4] Es erscheinen also die Heidengötter in der sibyllinischen Tradition mutatis mutandis in der gleichen charakteristischen Zusammenstellung, die wir später im Rolandslied wiederfinden. Und die Bedenken, die in phonetischer Hinsicht gegen die Ableitung von Tervagant aus Trismegistus geltend gemacht werden müssen, werden vollends hinfällig, wenn man nicht von der griechischen Form des Beinamens, sondern von seiner lateinischen Wiedergabe ausgeht. Als Ausonius seinem Freunde Symmachus ein Gedicht übersendet, in dem er unter Berufung auf eine Stelle bei Horaz zahlreiche Gegenstände aufzählt, die sämtlich in der Dreizahl vorkommen, sucht er sich gegen den zu erwartenden Einwand, er habe vieles zu erwähnen vergessen, im voraus zu verteidigen mit den Worten: Quam multa enim de ternario sciens neclego! tempora et personas, genera et gradus, nouem naturalia metra cum trimetris, totam grammaticam et musicam librosque medicinae, ter maximum Hermen et amatorem primum philo-

---

[1] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 111; über die hier zum Ausdruck kommende Auffassung der Heidengötter im allgemeinen vgl. John Daniel Cooke, Euhemerism: a mediaeval interpretation of classical paganism; in: Speculum, vol. 2 (1927), p. 396—410.

[2] Prutz, a. a. O., S. 75—77, 514—515.

[3] C. P. Caspari, Briefe, Abhandlungen und Predigten, Christiania 1890, p. 217.

[4] Patrologia Migne, Ser. lat. 117, col. 1096, C.

sophiae Varronisque numeros et quidquid profanum uulgus ignorat.[1] Man wird annehmen dürfen, daſs daneben eine Form *termagnus bestanden habe, um so mehr als auch die Form τρισμέγας gelegentlich bezeugt ist.[2] Die mit groſser Wahrscheinlichkeit zu erschlieſsende Form *termagnus wurde später an vagari angelehnt und mit dem Part. praes. dieses Verbums kontaminiert:

*Termagnum + vagantem > Tervagant.

Mit dieser Etymologie ist zugleich nicht nur die im Altfranzösischen vorkommende Normalform, sondern auch die Nebenform *Termagant* erklärt, die sich seit dem 14. Jahrhundert in englischen Texten findet (Sainéan, l. c., p. 432—433), wohl aber auf ältere mündliche Überlieferung zurückgeht. Andrerseits gewinnt auch die Ansetzung eines hypothetischen *Termagnus durch die englische Namensform weiterhin an Wahrscheinlichkeit. Semasiologisch ausschlaggebend für diese Kontamination war die Vorstellung, daſs es sich bei der heidnischen Gottheit um einen Dämon handle, der umherstreife, um den Seelen der Menschen Schaden zuzufügen. So erwähnt Prudentius die *uagantes* daemonas, die sich der Finsternis freuen und erst durch den Hahnenschrei vertrieben werden.[3] Sulpicius Severus berichtet, daſs der heilige Martin unter den Nachstellungen eben des Mercurius besonders zu leiden gehabt habe: Frequenter autem diabolus, dum mille nocendi artibus sanctum uirum conabatur inludere, uisibilem se ei formis diuersissimis ingerebat. nam interdum in Jouis personam, plerumque Mercuri, saepe etiam se Veneris ac Mineruae transfiguratum uultibus offerebat . . . audiebantur plerumque conuicia, quibus illum *turba daemonum* proteruis uocibus increpabat.[4] Die spätere Ersetzung des Hauptnamens durch den Beinamen ist nichts Ungewöhnliches. Schon bei Ovid (Met. I, 170) findet sich selbständiges Tonans für Juppiter; auch der spätlateinischen Dichtung (Claudianus, Prudentius, Apollinaris Sidonius etc.) ist dieser Sprachgebrauch vollkommen geläufig, und, ins Christliche gewendet, kehrt er noch im Haager Fragment wieder.[5] Wenn bei Mercurius das Epitheton in veränderter Gestalt im Altfranzösischen fortlebt, während es sich bei Juppiter nicht erhalten hat, so ist dies, wie bereits Sainéan richtig erkannt hat, darauf zurückzuführen, daſs es einen Heiligen gleichen Namens gab, dessen Existenz diese Differenzierung erforderlich machte.[6]

---

[1] Decimus Magnus Ausonius, Opuscula; rec. Rud. Peiper, Leipzig 1886, p. 199, 46ff.

[2] Pauly-Wissowas Realenzyklopädie, Neue Bearb., Halbbd. 15 (1912), Sp. 793.

[3] Aurelius Prudentius Clemens, Liber Cathemerinon Hymnus I, Vers 37ff.; in: Carmina, ed. Joannes Bergmann, Wien u. Leipzig 1926, p. 6.

[4] Sulpicius Severus, Vita S. Martini, cap. 22; in: Opera, rec. Carolus Halm, Wien 1866, p. 131.

[5] Les Narbonnais, publ. p. H. Suchier, tome 2, Paris 1898, p. 176, XVII.

[6] Über ihn vgl. Hippolyte Delehaye, Les légendes grecques des saints militaires, Paris 1909, p. 91—101, 242—258.

Die frühchristliche Apologetik hatte der antiken Religion gegenüber die Existenz der Heidengötter keineswegs bestritten; sie hatte sich vielmehr darauf beschränkt, diese für Dämonen zu erklären.[1] So bemerkt etwa Minucius Felix von den Göttern, die Orakelsprüche und Weissagungen inspiriert hatten: isti ... spiritus ... ad solacium calamitatis suae non desinunt perditi iam perdere et deprauati errorem prauitatis infundere et alienati a Deo inductis prauis religionibus a Deo segregare. eos spiritus daemonas esse poetae sciunt, philosophi disserunt, Socrates nouit, qui ad nutum et arbitrium adsidentis sibi daemonis uel declinabat negotia uel petebat. magi quoque non tantum sciunt daemonas, sed etiam quicquid miraculi ludunt, per daemonas faciunt ...[2]

Drei Punkte sind für diese Beurteilung der antiken Religion charakteristisch:

1. Die Heidengötter sind Dämonen. 2. Sie suchen der Verehrung des einen, allein wahren Christengottes dadurch Abbruch zu tun, daſs sie den Kult falscher Religionen einführen. 3. Ihre Priester sind in magischen Künsten erfahren. Auch nach dem Siege des Christentums behaupteten sich diese Vorstellungen sämtlich in der leicht modifizierten Fassung, daſs die hier aufgewiesenen Kennzeichen dem künftig erscheinenden Antichrist zugeschrieben wurden. Eulogius und Alvaro waren schlieſslich die ersten, die diese Gedanken für ihre Polemik gegen den Islam nutzbar gemacht haben. Eulogius bezeichnet die Mohammedaner als ministri daemoniorum und bemerkt von den Christen, die unter dem Druck der Verfolgungen zum Islam übertraten: ... Submittunt colla daemonibus ...[3] Alvaro bezeugt, daſs unter den unter arabischer Herrschaft stehenden spanischen Christen die Meinung verbreitet war, Mohammed habe seine Lehre von einigen heidnischen Dämonen empfangen, die zu ihm übergegangen seien: Tradunt ... multos ex daemonibus suae [*scil.* Mahometi] fidei inclinasse, legemque suam illis tenendam memoriter tradidisse.[4] Schon die Tiburtinische Sibylle hatte von dem Antichrist geweissagt: Deludet autem per artem magicam multos ...[5] Ebenso hatte Adso erklärt, der Antichrist werde von Zauberern geben sein: Habebit autem Antichristus magicos, maleficos, diuinos et incantatores, qui eum diabolo inspirante nutrient et docebunt in omni iniquitate, falsitate et nefaria arte.[6] In diesem Sinne nennt Hildebert von Lavardin in seinem um 1100 verfaſsten Schmäh-

[1] Friedrich von Bezold, Das Fortleben der antiken Götter im mittelalterlichen Humanismus, Bonn und Leipzig 1922, S. 3ff.; Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Der Glaube der Hellenen, Bd. 1, Berlin 1931, S. 367.

[2] Minucius Felix, Octavius, cap. 26; rec. Carolus Halm, Wien 1867, p. 38. Nicht bei Bezold angeführt.

[3] Patrologia Migne, Ser. lat. 115, col. 795, C; 797, B.

[4] Patrologia Migne, Ser. lat. 121, col. 543, C.

[5] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 185.

[6] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 107.

gedicht Mohammed wiederholt einen magus und seine Lehre ein magicum dogma; als Helfershelfer des Zauberers erscheinen daemonia, turba magi socia.[1] Und wenn im Rolandslied von dem König *Corsablis* gesagt wird:

v. 886 Barbarins est et mult de males arz;

und von *Singlorel:*

v. 1390 Si[n]glorel,
L'encanteür ki ja fut en enfer;
Par artimal[ie] l'i cundoist Jupiter,

so zeigen diese Verse zur Genüge, daſs all diese Anschauungen bis auf die Formulierung getreu in das altfranzösische Epos eingegangen sind. Zugleich bestätigen andere Zeugnisse mit vollkommener Deutlichkeit, daſs die Vorstellung, die Mohammedaner seien zauberkundig und stünden mit bösen Geistern im Bunde, noch weit über das 12. Jahrhundert hinaus lebendig war.[2]

Im älteren Christentum war, wie früher erwähnt, die Meinung verbreitet, daſs der wiedererstandene Nero der künftige Antichrist sein werde. Diese Vorstellung war so tief eingewurzelt, daſs sie auch die veränderte Stellung des Christentums zum römischen Reiche überdauert hat. So lesen wie bei Beatus: unum autem ex capitibus bestiae, quam supra diximus, in pseudoprophetas essse, tamquam iugulatum ad mortem. et plaga mortis eius sanata est. Neronem dicit, qui antichristum praefiguravit, et quia octava, ipse antichristus est. qui nunc ecclesiam, pseudosacerdotes, subtiliter regnat, tunc aperte ecclesiam devastabit . . .[3] Haymo deutet die Visionen der Apokalypse ganz allgemein auf die Gesamtheit der Bösen überhaupt, fügt aber alsbald ergänzend hinzu: Quod et generaliter de omni corpore malorum intelligere debemus, quamvis quidam hoc referant ad Neronem, asserentes eum ab inferis resuscitandum, et regnum futurum accipiendum.[4] Und so finden wir schlieſslich durchaus folgerichtig nicht im Rolandslied selbst, wohl aber in einigen anderen Epen *Noiron* als eine von den Mohammedanern verehrte Gottheit wieder.[5]

Als hervorstechendste Charakterzüge des Antichrists werden in der sibyllinischen Tradition sein Hochmut und seine Ungerechtigkeit genannt. Schon Commodianus bezeichnet (V. 869, 994; vgl. ferner Werke, ed. Dombart, S. 62, V. 1) im An-

---

[1] Historia de Mahumete; in: Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 171, Paris 1854; col. 1347, A, B; 1348, A, B, C, D; 1349, A, B, C; 1360, B etc.; 1347, D.

[2] Dana Carleton Munro, The western attitude towards Islam during the period of the crusades; in: Speculum, vol. 6 (1931), p. 331—332.

[3] Beatus, l. c., p. 498.

[4] Patrologia Migne, Ser. lat. 117, col. 1143, B; vgl. 1146, A.

[5] Vgl. Schröder, a. a. O., S. 152; Ernest Langlois, Table des noms propres, Paris 1904, s. v. Noiron.

schluſs an Paulus den Antichrist als rex iniquus und seine Anhänger als iniqui. Später erklärt Agobard von Lyon, der Antichrist sei caput omnium iniquorum.[1] Im Pseudomethodius heiſst es von den siegreich vordringenden Mohammedanern: ... exaltabitur cor eorum et terminatorum, et in superbiam elabitur ...[2] Und ganz ähnlich bemerkt Adso in einer bereits in anderem Zusammenhang (S. 36) angeführten Stelle im Anschluſs an Haymo: ... extollitur, id est in superbiam erigitur super omne quod dicitur Deus ... In dem gleichen Sinne wirft Roland den Sarazenen vor:

v. 1592 Devers vos est li orguilz et li torz.

Und ähnlich sagt der Dichter später, als die Christenschar auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen ist:

v. 1940 Quant paien virent que Franceis i out poi,
Entr'els en unt et orgoil et cunfort.

Auch hier befindet sich also der Dichter in vollkommener Übereinstimmung mit der Überlieferung.

Die äuſsere Erscheinung der Mohammedaner wird im Rolandslied durchaus im Widerspruch mit der empirischen Wirklichkeit beschrieben. So wird etwa von dem Sarazenen Abisme gesagt:

v. 1474 Issi est neirs cume peiz ki (e)st demise.

Und von dem Onkel des Marsilius:

v. 1917 La neire gent en ad en sa baillie.

Roland selbst erblickt

v. 1932 la contredite gent,
Ki plus sunt neirs que nen est arrement,
Ne n'unt de blanc ne mais que sul les denz.

Es wäre jedoch höchst oberflächlich, wenn man diese unzutreffende Schilderung etwa auf die Unkenntnis des Verfassers zurückführen würde. Sie ist vielmehr symbolisch zu verstehen. Schon die antike und die frühchristliche Literatur hatte die Höllengeister schwarz gemalt. „Im Mittelalter symbolisiert, wie Xanthos und Melas bei den Alten, der Streit zwischen Christen und Mohren den Kampf zwischen Gut und Böse."[3] In der Apokalypse (VI, 5) wird geschildert, wie nach Eröffnung des dritten Siegels ein schwarzes Roſs sichtbar wird. Dazu bemerkt Haymo erläuternd: Per equum nigrum omne corpus intelligitur diaboli, ... quod fuscatum est nigredine peccatorum ...[4] Der Dichter hat sich diese Farbensymbolik zu eigen gemacht und durch ihre Anwendung die sittliche Verderbtheit der Mohammedaner zu verdeutlichen gesucht.

---

[1] Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 104, Paris 1864, col. 69, C.
[2] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 83.
[3] L. Radermacher, Das Jenseits im Mythos der Hellenen, Bonn 1903, S. 53, Anm. 2; vgl. ibid., S. 146; ferner Bousset, a. a. O., S. 168—169.
[4] Patrologia Migne, Ser. lat. 117, col. 1026, A.

Um den Zeitpunkt zu bestimmen, zu dem das Auftreten des Antichrists zu erwarten sei, hatte die eschatologische Literatur eine bis ins Einzelne gehende Symptomatologie entwickelt. Auch in der Schilderung der Anzeichen, die auf das Kommen des Antichrists hindeuten, bewegt sich der Dichter völlig getreu in den Bahnen der eschatologischen Tradition. Bei Commodianus heiſst es:

v. 1025 Hinc ignis, hinc tonitrua, hinc turbines, tot mala, ferunt ...

Im Rolandslied finden wir wieder:

v. 1423 En France en ad mult merveillus turment:
Orez i ad de tuneire et de vent,
Pluie(s) et gresilz desmesureement.

Die Erwähnung des Hagels stammt aus der Apokalypse selbst (XVI, 21): Et grando magna sicut talentum descendit de coelo in homines ... Schon Tavernier hat dies richtig erkannt, ohne freilich diese Spur weiter zu verfolgen.[1] Aus diesem Grunde ist es ihm auch nicht gelungen, für die Vorstellung des Wirbelwinds eine Vorlage nachzuweisen. Überdies erwähnt auch Pseudo-Ephraem tempestates per loca als Kennzeichen.[2]

Bei Commodianus lesen wir:

v. 1007 Tunc aliud atque aliud fulmen iactatur ab astris ...

Im Rolandslied findet sich:

v. 1426 Chie(d)ent i fuildres et menut et suvent ...

Auch die übrigen Indizien sind in engem Anschluſs an die Vorlage wiedergegeben:

Comm. v. 1009 tremit excita tellus ...
Comm. v. 1027 Partim terra tremens laxat fundamina tota,
Partim tonitrua disrumpunt moenia firma;
Atque disturbantur muri sicut puluis in auras ...

In der Tiburtinischen Sibylle heiſst es: Et erunt in diebus ipsius pugne multe et tribulationes multorum et sanguinis effusio et terre motus per civitates et regiones[3] ... Dem entspricht genau Rolandslied v. 1427:

Et terremoete ço i ad veirement:
De[s] Seint Michel del Peril josqu'as Senz,
Des Besençun tresqu'as [porz] de Guitsand
Nen ad recet dunt li murs ne cravent.

Die charakteristischen Einzelheiten des Erdbebens und des damit verbundenen Berstens der Mauern hat der Dichter auch hier seinen lateinischen Quellen entnommen; er hat sich damit begnügt, sie

[1] Tavernier, Vorgeschichte, S. 110.
[2] Caspari, Briefe, S. 212.
[3] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 184.

durch Anführung einiger geographischer Einzelheiten zu beleben. Man vergleiche ferner Commodianus

v. 1003 Sol fugit incaute, subito fit noctis imago,
v. 1026 Rapieturque polus subita ui mortis in umbram

mit Rol. v. 1431:

Cuntre midi tenebres i ad granz,
N'i ad clartét, se li ciels nen i fent,

und man wird auch hier alsbald die Nachahmung der Vorlage erkennen. Commodianus erwähnt die furchterfüllten Menschen:

v. 1001 Ecce canit caelo rauca, sed ubique resultans,
Quae pauidat totum orbem in ruina cadentem.

Im Rol. wird damit übereinstimmend gesagt:

v. 1433 Hume nel veit ki mult ne s'e(s)sp[o]ant,

allerdings, ohne dafs der Dichter die Posaune des jüngsten Gerichts genannt hätte.

Weitere Vorzeichen, die in der eschatologischen Literatur angeführt werden, sind das Herabfallen von Feuer vom Himmel und die zunehmende Unfruchtbarkeit der Erde. So heifst es bei Commodianus:

v. 1006 Cum strepitu tonitrui descendit impetus ignis.
v. 1008 Ignea tempestas furit reseruata tot annis.

Adso sagt von dem Antichrist: Faciet ignem de coelo terribiliter venire . . .[1]

Im Rol. blickt Karl im Traume zum Himmel empor:

v. 2533 Veit les tuneires et les venz et les giels,
E les orez, les merveillus tempiers,
E fous et flambes i est apareillez,
Isnelement sur tute sa gent chet.

Bei Commodianus wird gesagt:

v. 843 Clausum erit caelum ex eo nec rore madescet,
v. 845 Fit sterilis terra nec sudat fontibus aquae . . .

Bei Pseudo-Ephraem: In his . . . annis . . . suspendet caelum rorem suum; pluuia enim super terram non erit . . . non tuetur terra ab imbribus caeli, nec ros nec aurarum humor erit super terram.[2] Im Pseudomethodius heifst es: . . . polluetur terra a sanguine et continebit fructus suos.[3] Im Rol. wird das Land, aus dem der Sarazenenfürst Chernuble de Moneigre stammt, folgendermafsen beschrieben:

[1] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 108.
[2] Caspari, Briefe, S. 217, 218–219.
[3] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 85.

v. 979 Icele tere, ço'st dit, dunt il esteient,[1]
Soleill n'i luist ne blét n'i poet pas creistre;
Pluie n'i chet, rusee n'i adeiset;
Piere n'i ad que tute ne seit neire.

Es ist ohne weiteres erkennbar, daſs der Dichter die Schilderung dieses Landes mit den Farben der eschatologischen Überlieferung ausgemalt hat. Zugleich ist mit dem Passus bei Pseudo-Ephraem das Vorbild für die im Rol. v. 1425 erwähnten Regengüsse aufgezeigt, für die Tavernier ebenfalls keine Quelle anzugeben vermochte. Für die oben genannten schwarzen Steine kann ich allerdings keine genaue Entsprechung nachweisen. In einem Gedicht von Commodianus, das den Titel „De saeculi istius fine" führt, heiſst es einmal:

Tantus erit ardor, ut lapides ipsi liquescant . . .[2]

Vielleicht liegt dem oben zitierten Verse im Rol. die Vorstellung zugrunde, daſs die Steine durch die vom Himmel herabfallende Feuerlohe versengt und geschwärzt worden sind; vielleicht ist auch an den früher erwähnten Symbolwert der schwarzen Farbe zu denken. Die neuerdings von Fawtier vorgetragene Ansicht, der Dichter habe sich mit diesen Angaben über die Mohammedaner lustig machen wollen,[3] bedarf wohl keiner ausdrücklichen Widerlegung.

Über die Herkunft des Antichrists bemerkt Haymo: Nascetur Antichristus in Babylone . . .[4] Adso erklärt: . . . sicut dominus et redemptor noster Bethleem sibi praevidit, ut ibi pro nobis humanitatem assumeret et nasci dignaretur, sic diabolus illi homini perdito, qui Antichristus dicitur, locum novit aptum, unde radix omnium malorum oriri debeat, scilicet civitatem Babiloniae. In hac enim civitate, quae quondam fuit inclita et gloriosa urbs gentilium et caput regni Persarum, Antichristus nascetur . . .[5] Schon Rodulfus Glaber, wenn er den Kalifen von Ägypten princeps Babylonis nennt, miſst dieser Bezeichnung neben ihrem wirklichen Sinn zugleich eine mystisch-eschatologische Bedeutung bei.[6] Im Jahre 1098 haben die Fürsten des vereinigten Kreuzfahrerheeres von Antiochia aus einen Brief an alle Gläubigen der Christenheit gerichtet. Darin heiſst es zum Schluſs, der König der Perser werde im Bunde mit dem König von Babylon und einigen anderen Heidenkönigen den Christen eine Schlacht liefern: . . . pro certo sciatis regem Persarum in festiuitate Omnium Sanctorum nobis proelium se peracturum mandasse, adserens, quod, si nos deuicerit, nullatenus cum

[1] Die Oxforder Handschrift des Rolandsliedes hat an dieser Stelle: ço dit. Wir folgen hier dem von Hofer (Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. 53, 1930, S. 309) gemachten, durchaus einleuchtenden Besserungsvorschlag.
[2] Commodianus, l. c., p. 62.
[3] Fawtier, l. c., p. 94.
[4] Patrologia Migne, Ser. lat. 117, col. 780, A.
[5] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 107.
[6] Grund, a. a. O., S. 51—53.

rege Babyloniae et aliis pluribus regibus paganis super Christianos uenire cessabitur, porro si perdiderit, se omnesque quos adiungere poterit, Christianos futuros esse spopondit.[1] Hagenmeyer hat (a. a. O., S. 304—306) diese völlig isoliert dastehende Nachricht mit vollem Recht in das Reich der Fabel verwiesen; es ist jedoch der Aufmerksamkeit auch dieses ausgezeichneten Kenners der Geschichte der Kreuzzüge entgangen, daſs es sich hier, um mit Bernheim zu reden, um eine mittelalterliche Zeitanschauung handelt, die ihren Einfluſs auf Politik und Geschichtsschreibung ausgeübt hat: die Verfasser des Briefes haben damit eschatologischen Vorstellungen Ausdruck gegeben, die das Denken jener Zeit völlig beherrschten. Auch die Vorstellung, daſs Ägypten in der Endzeit dem christlichen Glauben wiedergewonnen werden würde, gehört der sibyllinischen Gedankenwelt an. Tunc namque preveniet Egiptus et Etiopia manus eius dare Deo, heiſst es von der Endzeit in der Tiburtinischen Sibylle.[2] Im Lichte dieser Überlieferung erscheint der angeführte Passus des Fürstenbriefes nunmehr völlig klar und verständlich; zugleich aber wird deutlich, daſs in dieser kurzen Notiz die Baligantepisode des Rolandsliedes bereits in nuce präformiert ist. Auch Baligant ist Herrscher von Babilonię (v. 2614). Er hat den Perserkönig Torleu (v. 3204; 3354) und zahlreiche andere Heidenkönige als Vasallen in seinem Heere (v. 3220ff.) und ist aufgebrochen, um die Christen zu bekriegen. Neben diesem Einfluſs mag, wie Tavernier vermutet hat,[3] die Namengebung im Rolandslied durch den Emir *Balag* mitbestimmt worden sein, der zu Beginn des 12. Jahrhunderts der gefürchtetste Nachbar und Widersacher des normannischen Fürstentums Antiochien-Edessa gewesen ist. Allein das Entscheidende liegt auch hier darin, daſs der Dichter die historischen Daten im Sinne der sibyllinischen Tradition umgestaltet hat. Zugleich beweist die Aufdeckung dieses Zusammenhangs, daſs die Baligantepisode nicht, wie ältere Forschung auf Grund unzulänglicher sprachlicher und überlieferungsgeschichtlicher Kriterien annehmen zu müssen glaubte,[4] als eine spätere Interpolation angesehen werden darf, sondern daſs sie einen schlechterdings nicht fortzudenkenden, integrierenden Bestandteil des im wesentlichen einheitlich aufgebauten, von **einem** Verfasser herrührenden Gedichts darstellt.

Den Aufbruch des Antichrists nach der Niederlage Neros schildert Commodianus folgendermaſsen:

---

[1] Heinrich Hagenmeyer, Die Kreuzzugsbriefe aus den Jahren 1088—1100, Innsbruck 1901, S. 154—155.

[2] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 185; vgl. ebd., S. 170.

[3] Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. 41 (1913), S. 57.

[4] Scholle, Zeitschrift für romanische Philologie, Bd. 1 (1877), S. 26ff. — Emil Dönges, Die Baligantepisode im Rolandsliede, Marburg, Phil. Diss. 1879; ebenso noch neuerdings Olschki, a. a. O., S. 51.

v. 891 Exurget iterum in istius clade Neronis
Rex ad orientem cum quattuor gentibus inde,
Inuitatque sibi quam multas gentes ad urbem,
Qui ferant auxilium, licet sit fortissimus ipse,
Inplebitque mare nauibus cum milia multa,
Et si quis occurrerit illi, mactabitur ense.

Damit vergleiche man den Aufbruch Baligants, der von dem bedrängten Marsilius um Hilfe gebeten worden ist:

v. 2623 Mandet sa gent de quarante regnez,
Ses granz drodmunz en ad fait aprester,
Eschiez et barges et galïes et nefs.
Suz Alixandre ad un port juste mer,
Tut sun navilie i ad fait aprester.
Ço est en mai, al premer jur d'estéd,
Tutes ses oz ad empeintes en mer.
Granz sunt les oz de cele gent averse,
Siglent a fort et nagent et guvernent.

Es ist auf den ersten Blick offenkundig, daſs der altfranzösische Dichter die lateinische Vorlage sinngemäſs, wenn auch in freier, die Einzelheiten breiter ausmalender Paraphrasierung wiedergegeben hat. Der Grundgedanke, daſs der Antichrist das Meer mit zahlreichen Schiffen bedecke, ist beiden Autoren gemeinsam.

Zum festen Bestand der eschatologischen Tradition gehört die Vorstellung, daſs der Antichrist in Lästerungen gegen Gott und Drohungen gegen seine Diener ausbrechen werde. In der Apokalypse (XIII, 6) heiſst es von dem Tier, das dem Abgrund entstiegen ist: Et aperuit os suum in blasphemias ad Deum, blasphemare nomen ejus, et tabernaculum ejus, et eos, qui in caelo habitant.[1] Haymo erklärt: Cum autem diabolus ingressus fuerit perditum hominem, tunc egredientur ad apertam blasphemiam ... et sanctorum persecutiones ... Tunc enim omne corpus illius maxime Deum blasphemabit, quia omnia quae ante se fuerunt, dicet fuisse contraria, affirmans Christum fuisse Antichristum, apostolos illius pseudoapostolos et Antichristi ministros: et quidquid modo tenemus in veritate, totum ille et membra ejus negabunt, et mendacium fuisse dicent.[2] Bereits im Pseudomethodius sind diese Kennzeichen auf die Bekenner des Islams übertragen. Dort heiſst es nämlich von den siegreich vordringenden Mohammedanern: ... exaltabitur cor eorum et terminatorum, et in superbiam elabitur et loquentur excelsa usque ad tempus constitutum eis ... et blasphemantes dicunt, quia nequaquam habebunt Christiani ereptionem de manibus nostris.[3] Auch in diesem Punkte knüpft das Rolandslied an die Über-

[1] Sämtliche Zitate aus der Vulgata sind nach der Ausgabe von Michael Hetzenauer, Oeniponte 1906 angeführt.
[2] Patrologia Migne, Ser. lat. 117, col. 1133, B; 1142, D—1143, A.
[3] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 83, 89.

lieferung an. In einer bis ins Einzelne durchgeführten Szene schildert der Dichter (v. 860ff.), wie die Heerführer von Marsilius anläſslich einer Beratung mit dem Oberfeldherrn nacheinander ihre *vantances* vorbringen. Der *Neffe des Marsilius* bittet seinen Onkel, den ersten Streich gegen Roland führen zu dürfen; ja, er macht sich anheischig, ihn zu töten und ganz Spanien von den Franken zu befreien. *Falsaron*, der Bruder des Marsilius, erklärt triumphierend, daſs die Nachhut Karls ihnen in die Hände gegeben sei. König *Corsablis* rühmt sich, er werde Roland mattsetzen. Der Emir von Balaguer, der Heerführer von Moriane, Escremiz von Valterne, Esturganz und Estramariz sowie Chernuble von Muneigre erklären prahlend, Roland, Olivier und ihre gesamten Truppen seien dem sicheren Untergang preisgegeben. *Turgis von Turteluse* geht so weit, den hl. Petrus selbst zu schmähen; er spricht zu Marsilius:

v. 920 Ne vos esmaiez unches!
Plus valt Mahum que seint Perre de Rume!
Se lui servez, l'onur del camp avrumes.

Margariz von Sibilie gelobt, sein Schwert mit dem goldenen Knauf in rotes Blut zu tauchen:

v. 969 Franceis murrunt et France en ert hunie.
v. 972 Jusqu'a un an avrum France saisie,
Gesir porrum el burc de seint Denise.

Des gleichen Kunstmittels hat sich der Dichter später nochmals bedient, als er die Beratung Baligants mit seinen Unterfeldherren schildert. Baligant selbst erklärt prahlend:

v. 2658 Carles li reis, l'emperere des Francs,
Ne deit manger, se jo ne li cumant.

Voller Überhebung rühmt er sich, er werde sich durch nichts hindern lassen, nach Aachen zu ziehen, wo Karl Gericht zu halten pflege (v. 2665—2667). Schlieſslich gibt er Clarifan und Clarien den Auftrag, Marsilius von seiner Ankunft in Kenntnis zu setzen, und fügt hinzu:

v. 2681 En France irai pur Carle guerreier:
S'en ma mercit ne se culzt a mes piez
E ne guerpisset la lei de crestiens,
Jo li toldrai la corune del chef.

In beiden Fällen hat der Dichter die kurzen, nur die allgemeinen Umrisse andeutenden Angaben der lateinischen Quellen mit schöpferischer Gestaltungskraft in die Sphäre plastischer Anschaulichkeit erhoben.

Ein Teil der Menschen wird auch ohne Anwendung von Gewalt von dem wahren Glauben abfallen. So erklärt der Pseudomethodius: ... multi abnegabunt veram fidem vivificatoriam vero crucem Christi et sancta mysteria etiam sine aliqua

vim vel tormenta aut flagellis abnegant Christum et adsecuntur transgressoribus.[1] So geht auch Ganelon zu den Glaubensfeinden über und schliefst mit ihnen ein Bündnis (v. 509ff.). Einen Teil der Menschen wird der Antichrist durch reiche Geschenke zu gewinnen suchen: Dabit in se credentibus auri atque argenti copias, heifst es bei Adso.[2] Im Rolandslied wird von Ganelon gesagt:

v. 845 Del rei paien en ad oüd granz duns,
Or et argent, palïes et ciclatuns,
Muls et chevals et cameilz et leuns.

Vgl. auch v. 1148. Es soll in diesem Falle keineswegs behauptet werden, dafs der Ursprung dieses Motivs in der sibyllinischen Tradition zu suchen sei; allein die wörtlich an den lateinischen Text anklingende Formulierung des altfranzösischen Epos legt doch die Vermutung nahe, dafs zum mindesten die nachdrückliche Hervorhebung dieses Zuges neben dem Motiv der Rachsucht auf den Einflufs der sibyllinischen Gedankenwelt zurückzuführen ist.

Für die Heiligen aber, die standhaft ausharren, wird eine Zeit der Verfolgungen anbrechen. Schon in der Apokalypse (XIII, 7) wird gesagt: Et datum est illi bellum facere cum sanctis et vincere illos. Haymo hat klar erkannt, dafs mit diesen Worten zugleich das Problem der Theodizee gestellt ist. Er wirft alsbald die Frage auf, wie die Tötung der Heiligen mit der Allmacht Gottes in Einklang zu bringen sei. Um sie zu beantworten, verweist er auf das Leiden und Sterben Christi: ... si ipse Dominus persecutionem sustinuit, qui est omnino sine peccato, quanto magis sancti justo judicio affliguntur, ut haereditatem coelestis patriae consequantur? qui, licet sancti sint, tamen non sunt sine peccato, econtra reprobi adversus eos saeviunt, jugiter mala operantur, tamen minime corriguntur, sed in judicio isti, quibus nunc videtur iratus, invenient illum placatum, reprobi autem experientur iratum: et ira quae nunc misericorditer a sanctis inchoat, in reprobis sine misericordia conquiescit.[3] Schon früher hatte Gregor der Grofse in seinen Dialogen den Gedanken ausgesprochen, dafs auch die Heiligen bisweilen nicht frei von Schuld seien: ... est fortasse nonnunquam eorum culpa, licet minima, quae in eadem debeat morte resecari. Unde fit ut reprobi potestatem quidem contra viventes accipiant, sed illis morientibus hoc in eis gravius vindicatur quod contra bonos potestatem suae crudelitatis acceperunt ...[4] Dafs eben dieser Passus in das Decretum von Ivo von Chartres Eingang gefunden hat, beweist zur Genüge, dafs diese Anschauung um die Wende vom 11. zum

[1] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 86.
[2] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 108.
[3] Patrologia Migne, Ser. lat. 117, col. 1097, A; Sperrungen von mir.
[4] Gregorius, Dialogi, lib. IV, cap. 24; zit. bei Ivo Carnotentensis, Decretum XVII, 88; in: Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 161, Paris 1855, col. 1003, B.

12. Jahrhundert durchaus lebendig war, ja, daſs sie geradezu als offizielle Kirchenlehre betrachtet werden muſs.[1] Zugleich aber ist mit diesen Worten die theologische Problematik des Rolandsliedes scharf und klar herausgestellt. Zwischen dem Roland der Geschichte und der Gestalt des altfranzösischen Epos besteht ein fundamentaler Unterschied. Der historische Roland fällt einem unentrinnbaren feindlichen Geschick zum Opfer; der Roland des Epos aber, wie schon Laurentius richtig erkannt hat,[2] beschwört durch eigenes Verschulden über sich selbst und die Seinen den Untergang herauf, der bei besonnerem Verhalten abwendbar gewesen wäre. Schon Augustinus hatte gelehrt, daſs als die Ursünde schlechthin, zu der der Satan die Menschen verleitet habe, die superbia oder elatio anzusehen sei, aus der alle übrigen Sünden hervorgingen.[3] Augustins Anschauungen haben auf das Denken des gesamten Mittelalters den nachhaltigsten Einfluſs ausgeübt. In seiner um 810 verfaſsten *Via regia*, die an Ludwig den Frommen persönlich gerichtet ist, erklärt Smaragdus die superbia ausdrücklich für das gröſste Übel: Superbia enim primum et summum vitium est ... Superbia prius in cogitatione elevat hominem, et postea elatum extollit in opere; prius in secreto cordis tumidum facit, et postea in publico praecipitem reddit. Inde superbi extrinsecus cadunt, unde prius miseri intrinsecus elevantur. Juste enim homo peccato substractus jacet, qui auctorem suum superbiendo contemnit.[4] Schon vorher hatte Gregor der Groſse in seinen Moralia darauf hingewiesen, daſs gerade die Mächtigen dieser Erde in besonderem Maſse der Gefahr ausgesetzt seien, in Hochmut zu verfallen: Humana etenim mens plerumque extollitur, etiam cum nulla potestate fulcitur: quanto magis in altum se erigit, cum se ei etiam potestas adjungit? ... vicina esse superbia potentibus solet, et pene semper rebus affluentibus elatio sociatur, quia et saepe humoris abundantia duritiam dat tumoris ... Quasi enim tyrannus quidam obsessam civitatem intercipit, cum mentem superbia irrumpit; et quo ditiorem quemque ceperit, eo in domino durior exsurgit, quia quo amplius res virtutis sine humilitate agitur, eo latius ista dominatur. Und mit beredten Worten schildert er die Formen, in denen die superbia in Erscheinung zu treten pflege: Quisquis vero ejus in se tyrannidem captiva mente susceperit, hoc primum damnum patitur, quod clauso cordis oculo judicii aequitatem perdit. Nam cuncta quae ab aliis vel bene geruntur displicent, et sola ei quae ipse vel prave egerit placent. Semper aliena opera de-

---

[1] Über Entstehung und Aufbau von Ivos Sammlungen sowie ihre Bedeutung für die mittelalterliche Geistesgeschichte vgl. Paul Fournier et Gabriel Le Bras, Histoire des collections canoniques en Occident, tome 2, Paris 1932, p. 55—114.

[2] Guido Laurentius, Zur Kritik der Chanson de Roland, Leipzig, Phil. Diss. 1876, S. 23.

[3] Bernheim, a. a. O., S. 27—29.

[4] Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 102, Paris 1865, col. 960, C; 961, A—B.

spicit, semper miratur quod facit: quia et quidquid egerit, egisse se singulariter credit, atque in eo quod exhibet per gloriae cupiditatem, sibimetipsi favet per cogitationem, et cum se in cunctis transcendere caeteros aestimat, per lata cogitationum spatia secum deambulans, laudes suas tacitus clamat. Nonnunquam vero ad tantam elationem mens ducitur, ut in eo quod tumet etiam per ostentationem locutionis effrenetur. Sed tanto facilius ruina sequitur, quanto apud se quisque imprudentius exaltatur.[1] Die karolingische Renaissance hat auch dieses ältere Gedankengut wieder aufgenommen und seine Kenntnis den nachfolgenden Jahrhunderten übermittelt. Gregor VII. hat im Sinne seines großen Vorgängers auf dem päpstlichen Stuhle die superbia hujus saeculi wiederholt gebrandmarkt und darauf hingewiesen, daß gerade die Mächtigen dieser Welt durch ihre superbia ins Verderben gestürzt würden.[2] Auch der tragische Untergang Rolands wird erst im Lichte dieser Gedankengänge völlig verständlich. Karl der Große hat seine Barone zusammengerufen und teilt ihnen mit, Marsilius habe ihm durch Gesandte sagen lassen, er sei bereit, ihm reiche Geschenke zu geben, sein Land von ihm zu Lehen zu nehmen und zum christlichen Glauben überzutreten. Karl selbst ist noch unschlüssig, ob er dieses Anerbieten annehmen solle oder nicht. Voller Ungestüm aber spricht sich alsbald Roland dagegen aus. Ohne die Heldentaten der übrigen Paladine Karls auch nur mit einem Worte zu erwähnen, zählt er lediglich seine eigenen Eroberungen auf:

v. 198 Jo vos cunquis et Noples et Commibles,
Pris ai Valterne et la terre de Pine,
Et Balasguéd et Tuële et Sebilie.

Voller Geringschätzung äußert er sich über die anderen Ratgeber des Kaisers, die ihm nahegelegt haben, ein früheres Friedensangebot von Marsilius anzunehmen:

v. 205 A voz Franceis un cunseill en presistes,
Loërent vos alques de legerie.

Und schließlich gibt er den Rat, den Kampf bis zur völligen Niederwerfung des Gegners fortzusetzen. Ihm widerspricht sein Stiefvater Ganelon. Er vertritt den Standpunkt, daß man sich mit dem Erreichten begnügen solle, und empfiehlt zuletzt, Rolands törichtem Vorschlage keine Beachtung zu schenken:

v. 228 Cunseill d'orguill n'est dreiz que a plus munt.
Laissun les fols, as sages nus tenuns!

---

[1] Gregorius, Moralia, lib. XXVI, cap. 19; lib. XXXIV, cap. 23; zit. bei: Hincmarus Rhemensis, De regis persona et regio ministerio, cap. III; idem, De cavendis vitiis et virtutibus exercendis, cap. II; in: Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 125, Paris 1852, col. 836, B—C; 837, A; 872, B—D.

[2] Gottfried Herzfeld, Papst Gregors VII. Begriff der bösen Obrigkeit (tyrannus, rex injustus, iniquus) im Sinne der Anschauungen Augustins und Papst Gregors des Großen, Greifswald, Phil. Diss. 1914, S. 9, 14, 35, 37—38.

Man wende nicht ein, dafs Ganelon gegen seinen Stiefsohn voreingenommen sei, und dafs sein Urteil über ihn daher mit grofser Vorsicht aufgenommen werden müsse. Denn dafs Ganelon wenigstens in diesem Punkte des Dichters wahre Meinung ausgesprochen hat, geht mit vollkommener Deutlichkeit daraus hervor, dafs sich auch der als überaus mafsvoll und verständig geschilderte Herzog Naimes zu Ganelons Worten zustimmend äufsert (v. 234). Bei einer anderen Gelegenheit hat sich Roland, wie wir ebenfalls von Ganelon erfahren, sogar anheischig gemacht, sämtliche Könige der Erde der Herrschaft Karls zu unterwerfen. Eines Tages habe er nämlich Karl einen roten Apfel, das Sinnbild der kaiserlichen Würde, dargereicht mit den Worten:

v. 388 De trestuz reis vos present les curunes.

Aber alsbald fügt Ganelon hinzu:

v. 389 Li soens orgoilz le devreit ben cunfundre...

Vgl. ferner v. 474, 1773. Mit diesen Worten ist zugleich der leitende Gedanke für Rolands künftiges Verhalten ausgesprochen. Sedulius Scotus hatte die Mächtigen dieser Erde ausdrücklich davor gewarnt, blindlings der eigenen Kraft zu vertrauen. ...si quis singulari fortitudine excellens ob hoc singulos non timeat, idem multos necesse est ut caveat. Nam qui ab uno vinci non potest, interdum a multis vincitur. Sedulius erläutert diese Behauptung an einigen Beispielen aus dem Tierreich. Dann fährt er fort: Prudentis autem rectoris est etiam metuere vel praecavere inferiores, cum saepe ab inferioribus superiores superentur. Auch diese Ansicht begründet der Autor, indem er auf das Tierreich hinweist, und zieht daraus den Schlufs: Nemo itaque in suis viribus temere praesumat. Ebensowenig dürfe sich jemand auf die Tapferkeit oder die grofse Zahl der Seinen verlassen. Sedulius erinnert an Xerxes, dessen Heer trotz seiner gewaltigen Übermacht von den Griechen geschlagen wurde, und knüpft zusammenfassend an seine Erörterungen die eindringliche Mahnung: Non ergo glorietur fortis in fortitudine sua...[1] Roland vergeht sich mehrfach wider dieses für jeden wahren Christen schlechthin bindende Gebot. Als Karl sich bereit erklärt, ihm die Hälfte seines Heeres als Nachhut zu überlassen, lehnt er dies als unnötig ab und erklärt voller Selbstüberhebung:

v. 789 „Vint milie Francs retendrai ben vaillanz.
Passez les porz trestut soürement,
Ja mar crendrez nul hume a mun vivant"!

Später, als Olivier ihn bittet, angesichts der ungeheuren Überzahl der Sarazenen in sein Horn zu stofsen und Karl zurückzurufen, weist er dieses Ansinnen mit Entrüstung von sich. Allein er denkt dabei weniger an das Wohl der ihm anvertrauten Krieger als vielmehr

---

[1]) Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 103, Paris 1864, col. 316, C —317, B.

daran, daſs sein persönlicher Ruhm darunter Schaden leiden könnte:

v. 1053 Respunt Rollanz: Jo fereie que fols,
En dulce France en perdreie mun los.

Er vermag nicht zu begreifen, daſs Oliviers Rat ein Gebot der Klugheit ist (vgl. v. 1093); er fürchtet vielmehr, daſs man Spottlieder auf ihn singen (v. 1014) und ihm ein solches Verhalten als Feigheit auslegen könnte:

v. 1073 „Ne placet Deu" ço li respunt Rollant,
Que ço seit dit de nul hume vivant
Ne pur paien que ja seie cornant.

Vgl. v. 1091. So stürzt er durch seine Unbesonnenheit sich selbst und die Seinen ins Verderben. Als er sich endlich doch entschlieſst, in sein Horn zu stoſsen, ist es zu spät. Mit Recht muſs er sich von Olivier vorwerfen lassen:

v. 1726 Franceis sunt morz par vostre legerie;
Ja mais Karlon de nus n'avrat servise.

Von Reue ergriffen, vergieſst er Tränen über sein leichtfertiges Verhalten:

v. 1851 Rollanz reguardet es munz et es lariz,
De cels de France i veit tanz morz gesir,
E il les pluret cum chevaler gentill . . .

Auch damit steht der Dichter durchaus auf dem Boden der kirchlichen Überlieferung. Schon Gregor der Groſse hatte in seinen im Mittelalter auſserordentlich vielgelesenen, im 12. Jahrhundert auch ins Altfranzösische übersetzten Dialogen (lib. III, cap. XXXIIII) hervorgehoben, daſs Tränen als Zeichen echter Reue (compunctio) anzusehen seien.[1] Bereits Tavernier und später Lerch haben aus der Häufigkeit des Weinens im Rolandslied mit Recht auf geistliche Verfasserschaft geschlossen,[2] ohne jedoch die verschiedenen Arten der Tränen mit der erforderlichen Genauigkeit zu unterscheiden.

Schlieſslich bekennt Roland selbst seine Schuld:

v. 1863 Barons Franceis, pur mei vos vei murir,
Jo ne vos pois tenser ne guarantir.

Allein was er im Leben nicht wieder gutmachen kann, das sühnt er wenigstens durch seinen Märtyrertod für den Glauben. So bewahrheitet sich an ihm das Wort des Pseudomethodius: Qui autem sustinuerit usque in finem, hic salvus erit et post tribulationem,

---

[1] Li Dialoge Gregoire lo Pape, hrsg. v. Wendelin Foerster, Bd. 1, Halle 1876, S. 175—176.

[2] Tavernier, Vorgeschichte, S. 67—69; Lerch, in: Vom Geiste neuer Literaturforschung; Festschrift für Oskar Walzel, Wildpark-Potsdam 1924, S. 108—110.

quae fit a filiis Ismahel;[1] und zum Heiligen verklärt zieht er schliefslich durch die Pforten des Paradieses ein (v. 2396).[2]

Bei der letzten grofsen Verfolgung aber werden die Toten nicht mehr bestattet werden. Schon die Apokalypse (XI, 9) hatte erklärt: Et corpora eorum non sinent poni in monumentis. Bei Pseudoephraem heifst es in dem gleichen Sinne: In illis diebus non sepelientur homines ...[3] Ähnlich bemerkt der Pseudomethodius: ... non erit qui corpora sepeliat.[4] Und wenn im Rolandslied Karl den Seinen befiehlt:

> v. 2435 Lessez gesir les morz (tut) issi cun (il) sunt,
> Que n'i adeist ne beste ne lion!,

so enthalten diese Worte eine deutliche Anspielung auf diese Vorstellung, um so mehr als, wie früher (S. 31 ff.) nachgewiesen, der Antichrist hier ausdrücklich genannt ist.

Schon zu seinen Lebzeiten war Karl für den von der sibyllinischen Tradition geweissagten Endkaiser erklärt worden,[5] zumal auch dieser Zeit, wie ein Gedicht des Bischofs Theodulf von Orléans beweist,[6] eschatologische Erwartungen keineswegs fremd waren. Auch nach seinem Tode lebte seine überragende Persönlichkeit noch lange im Gedächtnis der Nachwelt fort. Man wird in der Überlieferung, die die Erinnerung an den grofsen Frankenkaiser weitergetragen hat, zwei verschiedenartige Strömungen unterscheiden müssen:

I. eine volksmäfsige, die sich zunächst auf die unteren Schichten beschränkte und sich demzufolge nur fragmentarisch erhalten hat;
II. eine gelehrt-klerikale.

Zu I. Zu einem nicht genau bestimmbaren Zeitpunkt bildete sich die Vorstellung heraus, Karl sei in der Gruft des Münsters zu Aachen sitzend auf dem Throne in all seiner Herrlichkeit beigesetzt worden. Der Chronist Ademar von Chabannes berichtet in seinem Geschichtswerk darüber folgendes: Dompnus vero piissimus et gloriosissimus imperator Karolus, dum Aquisgrani hiemaret, anno septuagesimo primo etatis sue, regni autem quadragesimo septimo, subacte autem Italie quadragesimo tercio, imperii vero quarto decimo, rebus humanis excessit XV. kal. februarii, sepultus Aquis in basilica Dei genitricis, quam ipse construxerat. Corpus ejus aromatizatum et in sede aurea sedens positus est in curvatura sepulchri,

---

[1] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 89.

[2] Zum Ganzen vgl. auch Graevell, Die Charakteristik der Personen im Rolandsliede. Ein Beitrag zu seiner poetischen Technik, Heilbronn 1880, S. 66—68, der jedoch auf den Ursprung dieser Vorstellungen nicht eingeht.

[3] Caspari, Briefe, S. 213.

[4] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 92.

[5] Kampers, Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter, S. 47, 54. — Derselbe, Die deutsche Kaiseridee, S. 35, 186, Anm. 3.

[6] Poetae latini aevi Carolini, rec. Ernestus Duemmler, tomus I, Berlin 1881, p. 468—469.

ense aureo accinctus, evangelium aureum tenens in manibus et genibus, reclinatis humeris in cathedra, et capite honeste erecto, ligato aurea cathena ad diadema; et in diademate lignum Crucis positum. Et repleverunt sepulchrum ejus aromatibus, pigmentis, balsamo et musgo et thesauris. Vestitum est corpus ejus indumentis imperialibus, et sudario sub diademate facies ejus operta est. Sceptrum aureum et scutum aureum, quod Leo papa consecraverat, ante eum posita, et sigillatum est sepulchrum ei.[1] Gegen Ende des 11. Jahrhunderts entstand schlieſslich im Volke die Sage, Karl sei von den Toten auferstanden. Ekkehard von Aura weist zunächst auf die mannigfachen Vorzeichen hin, die auf das unmittelbar bevorstehende Kommen des Antichrists hindeuten, und fährt alsdann fort: Inde fabulosum illud confictum est de Karolo Magno quasi de mortuis in id ipsum resuscitato et alio nescio quo nihilominus redivivo . . .[2] Der Ursprung dieser Vorstellungen ist bisher nicht befriedigend geklärt. Zwar hat Lindner in scharfsinniger Untersuchung gezeigt, daſs Ademars Nachricht durchaus unglaubwürdig ist und einer kritischen Prüfung nicht standhält; allein auch er muſste zugeben, daſs er eine Quelle, aus der der Chronist sie geschöpft haben könnte, nicht nachzuweisen vermöge.[3] Im Gegensatz hierzu versuchte Grauert nachzuweisen, daſs im persisch-asiatischen Kulturgebiet eine Überlieferung über die Beisetzung von Königen in ihrem Herrscherprunk und in sitzender Stellung vorhanden gewesen sei, die auf dem Wege über Byzanz auf das abendländische Begräbniszeremoniell gewirkt haben könnte;[4] doch sind seine Hypothesen von Lindner mit Recht als willkürliche Konstruktionen zurückgewiesen worden.[5] Gaston Paris[6] und Bédier[7] haben sich damit begnügt, Ekkehards Nachricht ohne nähere Erläuterungen wiederzugeben. Hagenmeyer (a.a.O., S. 120, Anm. 13) hat diese Notiz mit der von Adso überlieferten Prophezeiung in Verbindung gebracht, daſs der letzte Kaiser ein Franzose sein werde, ohne indessen die Tragweite dieser hochbedeutsamen Entdeckung in vollem Umfange zu übersehen. Alphandéry hat

---

[1] Adémar de Chabannes, Chronique, lib. II, cap. 25; publ. p. Jules Chavanon, Paris 1897, p. 105.

[2] Ekkehardus Uraugiensis, Hierosolymita, hrsg. v. Heinrich Hagenmeyer, Tübingen 1877, cap. XI, 2, p. 120—121; vgl. dazu Karl Gold, Einheitliche Anschauung und Abfassung der Chronik Ekkehards von Aura nachgewiesen auf Grund der Zeitanschauungen, Greisfwald, Phil. Diss. 1916, S. 48.

[3] Theodor Lindner, Die Fabel von der Bestattung Karls des Groſsen; in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 14 (1892), S. 131—212, bes. S. 139; zustimmend Buchkremer, ebendort Bd. 29 (1907), S. 68—69.

[4] Hermann Grauert, Zu den Nachrichten über die Bestattung Karls des Groſsen; in: Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, Bd. 14 (1893), S. 312—319.

[5] Theodor Lindner, Zur Fabel von der Bestattung Karls des Groſsen; in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 18 (1896), S. 65—76.

[6] Gaston Paris, Histoire poétique de Charlemagne, p. 119, 427.

[7] Bédier, Légendes épiques, tome 4, p. 457.

die Vermutung ausgesprochen, daſs sich in dieser Vorstellung die ältere Überlieferung von Christus als Krieger, wie sie bei Commodianus und in Cynewulfs Christ zum Ausdruck komme, mit der Kaisersage verschmolzen habe, muſs jedoch selbst zugeben, daſs sich diese Übertragung nicht mit Sicherheit nachweisen lasse.[1] Erdmann hat richtig erkannt, daſs Endkaiserglaube und Kreuzzugsgedanke in enger Verbindung miteinander stehen; auch stellt er die Sage von Kaiser Karls Wiederkehr treffend in diesen Zusammenhang hinein.[2] Allein einmal zieht er in den Kreis seiner Betrachtungen vornehmlich italienische und deutsche Verhältnisse, die für die Entstehungsgeschichte des Kreuzzugsgedankens relativ wenig ergiebig sind, — La première croisade, c'est la France en marche, hat nicht ganz mit Unrecht ein französischer Historiker bemerkt[3] — und zweitens geht er auf den Ursprung der Sage vom wiederkehrenden Kaiser überhaupt nicht ein. Nur Kampers hat die Erörterung dieses schwierigen Problems wesentlich gefördert. Zunächst hatte freilich auch er lediglich diese Sage als eine „unmittelbare Zutat der fortdichtenden Volksphantasie" bezeichnet;[4] später aber hat er einen in sich geschlossenen Deutungsversuch vorgetragen.[5] Kampers nimmt eine vermittelnde Stellung zwischen Lindner und Grauert ein. Mit Lindner ist er der Meinung, daſs die späteren Berichte über die Beisetzung Karls als durchaus unglaubwürdig zu betrachten seien; der von Grauert gewiesenen Spur folgend, glaubt er jedoch die Quelle für diese Vorstellungen in orientalischen Mythen gefunden zu haben. Der persische Dichter Firdusi schildere in seinem Königsbuche, wie sowohl der Nationalheld Rustem als auch König Chosro auf dem Throne sitzend bestattet worden seien. Auf dem Wege über Byzanz sei diese Sage nach dem Westen gewandert und dort schlieſslich auf Karl übertragen worden. Auch die Vorstellung von dem mystischen Zwischenreich, dem Aufenthaltsorte des entrückten Herrschers, habe das Abendland der orientalischen Weltschöpfungslehre entnommen. Es ist das groſse Verdienst von Kampers, als erster den inneren Zusammenhang der von Ademar und Ekkehard überlieferten Mythen mit der werdenden Kaisersage klar erkannt zu haben; allein der von ihm vorgetragene Erklärungsversuch kann nicht als zutreffend anerkannt werden. Zwar hat neuerdings in ähnlicher Weise auch Saintyves gemeint,

---

[1] P. Alphandéry, Notes sur le messianisme latin (XIe et XIIe siècles), Paris 1912, p. 14—17, 28.

[2] C. Erdmann, Endkaiserglaube und Kreuzzugsgedanke im 11. Jahrhundert; in: Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd. 51 (= 3. F. 2), (1932), S. 384—414.

[3] So Luchaire bei Ernest Lavisse, Histoire de France, tome II, 2, Paris 1901, p. 228.

[4] Kampers, Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter, S. 78—79. — Derselbe, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, S. 56.

[5] Kampers, Die Mär von der Bestattung Karls des Groſsen. Zur Karllegende und zur Gralsage; in: 3. Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1917, Köln 1918, S. 5—30.

daſs die Vorstellung von dem wiederkehrenden Toten, der sich eine Zeit lang in seinem Grabe oder anderswo verborgen gehalten habe, im Orient am Mittelmeer entstanden zu sein und sich von dort aus verbreitet zu haben scheine;[1] allein es handelt sich gar nicht um spezifisch orientalische Vorstellungen, die nach dem Westen verpflanzt worden wären, sondern um ethnische Elementarideen überhaupt, wie sie allen primitiven Gemeinschaften gleichermaſsen eigentümlich sind. Diese Behauptung wird bewiesen durch die Tatsache, daſs sich sowohl für den Grundgedanken der Sage wie auch für sämtliche charakteristischen Einzelzüge ethnologische Parallelen bei Völkern primitiver Kulturstufe beibringen lassen, die offenkundig niemals mit der persisch-orientalischen Gedankenwelt in irgendwelche Berührung gekommen sind. Das Wesen des Todes begreift der primitive Mensch nicht. Er vermag nicht zwischen Tod und Schlaf zu unterscheiden; vielmehr glaubt er an ein Fortleben rein körperlich, aber in einem Zustand der Kälte, Starre, Reglosigkeit. Er meint, daſs der Mensch mit dem Eintritt des Todes lediglich aus der Gemeinschaft der Lebenden ausscheide, um in die der unheimlich Lebenden einzugehen.[2] Das Reich der Toten aber ist seiner Auffassung nach eine genaue Nachbildung der Gesellschaft der Lebenden: jedermann bekleidet dieselbe Stellung, den gleichen Rang, den er im Leben eingenommen hatte. Die Toten leben in ihren Gräbern fort; auch haben sie die Möglichkeit, ins Leben zurückzukehren und in das Schicksal der auf der Erde Lebenden tätig einzugreifen.[3] Schon Lévy-Bruhl hat mit Recht darauf hingewiesen, daſs auch in Gesellschaften mit Überwiegen der logischen, an der Erfahrung orientierten Begriffsbildung die prälogische Denkweise fortlebe und sich neben der ersteren behaupte.[4] Kohler bemerkt ergänzend mit Recht, daſs sich die primitive Mentalität auch sehr weit namentlich auf die Unterschichten der Kulturvölker erstrecke.[5] Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daſs auch das Denken der Unterschicht in dem Frankreich des 11. und 12. Jahrhunderts weitgehend von diesen Vor-

---

[1] Saintyves, Des morts qui poursuivent leur vie etc., in: Mélanges publiés en l'honneur de M. le professeur Vaclav Tille à l'occasion de son 60 ème anniversaire 1867—1927, Prague 1927, p. 194—195.

[2] Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur; Jena 1921, S. 22ff. — Bernhard Ankermann, in: Lehrbuch der Religionsgeschichte, hrsg. von Alfred Bertholet und Edvard Lehmann, 4. Aufl., Bd. 1, Tübingen 1925, S. 134ff. — Julius von Negelein, Weltgeschichte des Aberglaubens, Bd. 1, Berlin u. Leipzig 1931, S. 99ff.

[3] Lucien Lévy-Bruhl, Les Fonctions mentales dans les sociétés inférieures, 5. éd., Paris 1922, p. 353ff. — Derselbe, La Mentalité primitive, Paris 1922, p. 57ff. — Derselbe, L'âme primitive, Paris 1927, p. 291ff. — Derselbe, Le Surnaturel et la nature dans la mentalité primitive, Paris 1931, p. 139ff.

[4] Lévy-Bruhl, Fonctions mentales etc., p. 449—455.

[5] Pierre Kohler in: Mélanges d'histoire littéraire générale et comparée offerts à Fernand Baldensperger, tome 2, Paris 1930, p. 16—17; ähnlich schon Alfred Vierkandt, Gesellschaftslehre, 2. Aufl., Stuttgart 1928, S. 457.

stellungen beherrscht war, um so mehr als die von Ademar und anderen Chronisten aufgezeichneten Sagen erst von dieser Einsicht her völlig verständlich werden.

Welcker[1] und Kampers[2] haben mit einleuchtenden Gründen gezeigt, daſs die Behauptung Ademars, Karl sei einbalsamiert worden, als durchaus unglaubwürdig zu betrachten ist. Andrerseits wird die Sitte des Einbalsamierens namentlich der Leichen vornehmer Persönlichkeiten vielfach von primitiven Völkern berichtet;[3] sie entsprang dem Bestreben, den Toten zu erhalten, soweit er nützlich sein konnte. In der Erinnerung der Nachwelt ist dieser Brauch schlieſslich auch auf Karl übertragen worden und nimmt damit den späteren Auferstehungsmythus bereits vorweg.

Die sitzende Stellung Karls hat schon Lindner (a. a. O., XIV, 181; XVIII, 71) mit der uralten Sitte der Hockerbestattung in Parallele gestellt. Kampers wendet sich wohl implicite dagegen, wenn er bemerkt: „Daſs die Folklore der Völker in Urzeiten und stellenweise auch später Beispiele eines derartigen Bestattungsbrauches beibringt, ist natürlich ohne Belang für die Erklärung jener behaupteten Tatsache, daſs die fränkischen Groſsen beim Tode Karls plötzlich mit der geheiligten Sitte brachen.“[4] Es muſs Kampers allerdings zugegeben werden, daſs die Bestattung Karls, selbst wenn sie in dieser Weise erfolgt wäre, nicht mit dem Hinweis auf jene alte Sitte erklärt werden könnte, die offenbar im Frankenreiche im 9. Jahrhundert bereits seit langem auſser Gebrauch gekommen war. Allein für die Entstehung der Vorstellung vom entseelt thronenden König ist das Fortleben dieses älteren Beisetzungsritus im Gedächtnis späterer Geschlechter keineswegs ohne Belang. Vielmehr handelt es sich in der Tat um Nachwirkungen freilich nicht sowohl dieses Brauches selbst als vielmehr eines bestimmten Ideenkomplexes, der eng mit ihm zusammenhängt. Die vergleichende Religionswissenschaft hat gezeigt, daſs die Hockerbestattung vielfach mit Fesselung des Leichnams verbunden zu werden pflegte, und daſs sie dem Zwecke diente, die Wiederkehr des Toten unmöglich zu machen.[5] Güntert weist darauf hin, daſs die Hockerstellung mit der magischen Bindung zusammenhänge.[6] Wir finden das gleiche

---

[1] Bei Lindner, a. a. O., XIV, 172—174.

[2] Kampers in: 3. Vereinsschrift d. Görresges. f. 1917, S. 12.

[3] James George Frazer, The Belief in immortality and the worship of the dead, vol. 2, London 1922, p. 117, 205, 210, 213, 232, 309, 310ff., 356f., 418. — Felix Scherke, Über das Verhalten des Primitiven zum Tode, Langensalza 1923, S. 34—35. — Negelein, a. a. O., I, 125—127.

[4] Kampers, in: 3. Vereinsschrift etc., S. 22.

[5] Isidor Scheftelowitz, Das Schlingen- und Netzmotiv in Glauben und Brauch der Völker, Gieſsen 1912, S. 23—27. — Frazer, The Belief in immortality, II, 262, 309, 418. — Naumann, a. a. O., S. 32, 47, 57. — Scherke, a. a. O., S. 32—33, 69—70, 168. — Joachim von Trauwitz-Hellwig, Urmensch und Totenglaube, München 1929, S. 124ff.

[6] Hermann Güntert, Der arische Weltkönig und Heiland, Halle 1923, S. 134—135.

Motiv bei *Ademar* wenigstens angedeutet, wenn er berichtet, daſs Karls Haupt mit einer goldenen Kette an das Diadem befestigt worden sei. Und viel deutlicher tritt es bei *Vincenz von Beauvais* zutage, wenn dieser erzählt, daſs die Krone auf Karls Haupte durch eine goldene Kette mit dem Throne verbunden worden sei.[1] Lévy-Bruhl sagt einmal sehr richtig: . . . les pratiques relatives à la mort et aux morts sont peut-être les plus persistantes de toutes. Par suite, tandis que le milieu social, les institutions, les croyances se modifient, ces pratiques ne suivent le mouvement qu'avec lenteur. Elles restent en usage, alors que le sens s'en est peu à peu obscurci et perdu.[2] So hat denn auch *Vincenz* den wahren Sinn dieses Brauches völlig verkannt, wenn er ihn darauf zurückführt, daſs er das Herabsinken des Hauptes des Toten verhüten solle. Offenbar stand der gelehrte Polyhistor des 13. Jahrhunderts dem primitiven Denken, das sich darin manifestiert, bereits viel zu ferne, als daſs er das erforderliche Verständnis dafür hätte aufbringen können.

Um dem Verstorbenen auch im Totenreiche die Fortsetzung des Lebens zu ermöglichen, das er in der Gemeinschaft der Lebenden geführt hat, ist es bei den Primitiven üblich, ihm Waffen, Kleider, Schmuckstücke, kurz, das Kostbarste überhaupt, was er zu seinen Lebzeiten besessen hat, mit ins Grab zu geben.[3] Auch im alten Japan bestand die Sitte, einem vornehmen Krieger ein Schwert und wertvolles Geschmeide ins Grab zu legen,[4] und der gleiche Brauch ist ebenso von dem Griechenland der mykenischen Periode[5] wie auch von dem alten germanischen Norden[6] bezeugt. In derselben Weise wird in der Sage auch mit Karl dem Groſsen verfahren: Der goldene Thronsessel, auf dem er ruht, das Diadem auf seinem Haupte, die Gewänder, mit denen er angetan ist, das goldene Szepter, das vor ihn hingestellt ist, die Fülle der Beigaben an Wohlgerüchen, Salben, Balsam, Moschus und Schätzen sind Embleme seiner kaiserlichen Würde und ein Abglanz seiner irdischen Pracht und Herrlichkeit. Das goldene Schwert, mit dem er umgürtet

---

[1] Zit. bei Lindner, a. a. O., XIV, 142.

[2] Lévy-Bruhl, Les Fonctions mentales etc., p. 359.

[3] Lévy-Bruhl, Les Fonctions mentales etc., p. 378—396. — Frazer, The Belief in immortality, I, 145—147, 241, 307, 318—319; II, 20, 211. — Scherke, a. a. O., S. 25, 90. — David J. Bushnell, Burials of the Algonquian, Siouan and Caddoan tribes west of the Mississippi; Washington 1927, p. 9, 12, 14—15, 24—25, 28, 40, 43, 53, 57, 65, 85. — Kurt Stülpner, Der Tote in Brauch und Glauben der Madagassen, Leipzig, Phil. Diss. 1929, S. 17. — Negelein, a. a. O., I, 142—144, 172—173.

[4] Lafcadio Hearn, Japan. An attempt at interpretation, New York and London 1913, p. 45.

[5] Martin P. Nilsson, A history of Greek religion, translated from the Swedish by F. J. Fielden, Oxford 1925, p. 101. — Eberhard Friedrich Bruck, Totenteil und Seelengerät im griechischen Recht, München 1926, S. 6ff.. — Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Der Glaube der Hellenen, Bd. 1, Berlin 1931, S. 311.

[6] Richard Hünnerkopf, in: Cimbria. Beiträge zur Geschichte, Altertumskunde, Kunst und Erziehungslehre, Dortmund 1926, S. 90.

ist, und der goldene Schild, der vor ihn hingestellt wurde, kennzeichnen ihn als vornehmen Krieger. Und das goldene Evangelium, das er in den Händen und auf den Knien hält, sowie das Stück vom Kreuze Christi, das in das Diadem gelegt wurde, charakterisieren ihn als Christen und Vorkämpfer des christlichen Glaubens. So hat die Sage über einen im Kern durchaus vorchristlichen Mythos schliefslich eine leichte christliche Hülle gebreitet.

Es ist eine bei primitiven Völkern allgemein verbreitete Ansicht, dafs die geöffneten Augen eines Toten einen verderblichen Einflufs auf die Lebenden ausüben.[1] Man pflegte daher das Gesicht der Leiche zu verhüllen in der Absicht, dadurch den bösen Blick des Toten unschädlich zu machen. So pflegen die Bewohner der Marshallinseln bei der Bestattung eines Häuptlings das Gesicht der Leiche mit einer kleinen Matte zu bedecken.[2] Ähnliche Bräuche werden auch von anderen Völkern berichtet und haben sich vielfach bis in die Gegenwart hinein erhalten.[3] Schliefslich wurde dieser Zug auch auf Karl übertragen. Die Erwähnung des Schweifstuches stammt vielleicht aus der Bibel (*Joh.* XI, 44), wo das gleiche von Lazarus berichtet wird. Es handelt sich jedoch um eine bei den Primitiven allgemein geübte Sitte, die nicht etwa aus dem biblischen Vorbild abgeleitet werden darf; vielmehr hat der Chronist offenbar lediglich einen alten mythischen Zug mit einer biblischen Reminiszenz verbrämt.

Von manchen primitiven Stämmen wird berichtet, dafs sie die Grabeingänge verschütten in der Absicht, die Wiederkehr des Toten unmöglich zu machen.[4] Wenn bei *Ademar* gesagt wird, Karls Grab sei versiegelt worden, so liegt dem offensichtlich genau der gleiche Gedanke zugrunde mit dem geringfügigen Unterschied, dafs das angewandte technische Verfahren der höheren Kulturstufe entsprechend vervollkommnet worden ist. Durch eine aus späterer Zeit überlieferte Einzelheit wird diese Vermutung in vollem Umfange bestätigt und damit nahezu zur Gewifsheit erhoben. Der um die Mitte des 13. Jahrhunderts schreibende luxemburgische Chronist *Aegidius von Orval* berichtet nämlich, Karl sei in Aachen in der königlichen Kirche unter einer grofsen Steinplatte aus parischem Marmor bestattet worden.[5] Nun ist es eine bei den Primitiven vielfach bezeugte Sitte, Steine auf die Gräber zu wälzen, um die Wiederkehr der Toten zu verhindern.[6] Von den alten Hebräern und den Arabern wird das

[1] Negelein, a. a. O., I, 55.
[2] Frazer, The Belief in immortality, III, 91.
[3] S. Seligmann, Die Zauberkraft des Auges und das Berufen, Hamburg 1922, S. 27, 211—216. — Scherke, a. a. O., S. 28. — Hans-Joachim Klare, Nordgermanischer Totenglaube. Dargestellt auf Grund der gesamten altnordischen Originalliteratur. Teil 1: Die Toten (Auszug). Berlin, Phil. Diss. von 1933, S. 19, 48, 55.
[4] Negelein, a. a. O., I, 135. — Scherke, a. a. O., S. 64.
[5] Zit. bei Lindner, a. a. O., XVIII, 75.
[6] James George Frazer, The Scapegoat, London 1913, p. 15—20. — Derselbe, The Belief in immortality, I, 153; II, 232, 418; III, 174. — David

gleiche berichtet,[1] und auch der Brauch, das Grab durch eine einzige große Steinplatte abzuschließen, wird durch Ausgrabungen als in älterer Zeit üblich erwiesen.[2] Der Chronist hat diesen uralten mythischen Zug, den vermutlich bereits mündliche Überlieferung mit Karl in Verbindung gebracht hatte, seinerseits aufgegriffen und mit einer klassizistischen Zutat verziert, die seine Kenntnis der Antike beweisen sollte; er hat ihn jedoch keineswegs selbst erfunden.

So erklärt sich das Grundgefüge wie auch sämtliche Einzelzüge der von *Ademar* überlieferten Sage völlig zwanglos aus der psychischen Struktur der primitiven Gemeinschaft, die im 10. und 11. Jahrhundert Frankreichs Boden bevölkerte. Zwar besitzen wir von dem geistigen Leben dieser Unterschicht nur eine höchst mangelhafte Kenntnis, was darauf zurückzuführen ist, daß die Kleriker, in deren Händen zu jener Zeit ausschließlich die Geschichtsschreibung lag, diesen durchaus andersartigen geistigen Schöpfungen zumeist nur geringes Interesse und noch geringeres Verständnis entgegenbrachten; zieht man jedoch in Betracht, daß die vergleichende Völkerkunde an Hand eines überaus reichen Materials die Einheit des menschlichen Geistes erwiesen hat,[3] so erscheint es als methodisch durchaus berechtigt, die Lücken dieser Überlieferung durch Analogien aus dem geistigen Leben anderer, uns besser bekannter Völker primitiver Kulturstufe zu ergänzen. Und damit dürfte die von Lindner vergeblich, von Kampers aber auf falscher Fährte gesuchte Quelle dieser Vorstellungen aufgedeckt sein.

Auch die übrigen Abwandlungen der Sage, die sich bei anderen Chronisten finden, sind nämlich der gleichen Wurzel entsprossen. Die *Chronik von Novalese* berichtet auf Grund ihres Gewährsmannes Otto von Lomello, Kaiser Otto III. habe in Begleitung zweier Bischöfe und des genannten Grafen das Grab Karls des Großen besucht. Sobald sie eingetreten seien, hätten sie einen starken Geruch bemerkt. Welcker irrt sich, wenn er die Möglichkeit offen läßt, daß dieser Geruch auf die Spezereien, mit denen die Leiche behandelt worden sei, gedeutet werden könne.[4] Vielmehr wird der lebende Leichnam in dem Glauben der Primitiven als mit dem Geruch der Verwesung behaftet vorgestellt.[5] Den Glauben an seine Wiederkehr schließt dies keineswegs aus. Karl habe — so fährt der Bericht

---

J. Bushnell, Native cemeteries and forms of burial east of the Mississippi, Washington 1920, p. 17—18, 44ff., 91, 129. — Derselbe, Burials of the Algonquian . . . tribes etc., 10, 45, 53, 55, 56. — Scherke, a. a. O., S. 64—65. — Negelein, a. a. O., I, 105, 122—124.

[1] Carl Grüneisen, Der Ahnenkultus und die Urreligion Israels, Halle 1900, S. 123—124.

[2] Trauwitz-Hellwig, a. a. O., S. 81, 131—132.

[3] Vgl. z. B. Wilhelm Koppers, in: Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, Bd. 52 (1932), S. 41—43; ebenso Othmar Spann, Geschichtsphilosophie; Jena 1932, S. 380—382.

[4] Bei Lindner, a. a. O., XIV, 172.

[5] Naumann, a. a. O., S. 48; 49. — Stülpner, a. a. O., S. 9; 97. — Klare, a. a. O., S. 13; 49.

fort — nicht gelegen, wie dies bei anderen Verstorbenen üblich sei, sondern er habe wie ein Lebender auf der Kathedra gesessen. Seine Nägel aber hätten die Handschuhe durchbohrt, mit denen seine Hände bekleidet waren, und seien daraus hervorgewachsen.[1] Schon Lindner (a. a. O. XIV, 159) hat richtig bemerkt, es sei eine bekannte Volksmeinung, daſs die Nägel nach dem Tode weiterwüchsen, doch hat er selbst die Tragweite dieser Einsicht nicht in vollem Umfange erkannt. In Wahrheit ist nämlich mit dieser Fortdauer biologischer Funktionen des Organismus implicite zugleich der Gedanke ausgesprochen, daſs Karl gar nicht wirklich gestorben sei;[2] und diese Vermutung wird auch durch weitere Einzelheiten der Überlieferung vollauf bestätigt. Lévy-Bruhl berichtet von dem Glauben der Primitiven folgendes: Il y a une sorte de revenants particulièrement dangereux et malfaisants, meurtriers et qui causent une terreur épouvantable par leurs apparitions; or, chaque fois, que, pour se débarrasser de ces spectres affreux, on déterre les cadavres, afin de les détruire on voit qu'ils n'ont pas subi de décomposition du tout.[3] Wir finden das gleiche Motiv in der Novaleser Chronik wieder, wenn diese sagt, daſs von Karls Gliedern noch nichts durch Fäulnis zerstört sei. Man wende nicht etwa ein, daſs diese Angabe mit dem zuvor erwähnten Verwesungsgeruch der Leiche nicht in Einklang zu bringen sei. Gewiſs liegt hier bei rein logischer Betrachtung ein Widerspruch vor; allein er wurde von der prälogischen Mentalität keineswegs als ein solcher empfunden. Ist doch der Totenglaube, wie Otto einmal treffend bemerkt hat,[4] aus naheliegenden Gründen fast niemals konsequent. Auch wird die Richtigkeit der hier vorgetragenen Erklärung dadurch bekräftigt, daſs Karl in anderen, aus wenig späterer Zeit überlieferten Sagen in der Tat als ein überaus gefährlicher Wiedergänger geschildert wird.

Es ist ein bei den Primitiven allgemein geübter Brauch, der sich auch in China findet, von Zeit zu Zeit die Kleider des Toten zu wechseln.[5] In der gleichen Weise bekleidet auch Otto den Kaiser mit neuen weiſsen Gewändern.

Von den Einwohnern der Inseln an der Torresstraſse wird berichtet, daſs sie den Toten bisweilen an Stelle der natürlichen eine künstliche Nase aus Holz oder Wachs aufzusetzen pflegen.[6] In Südschantung ist es noch heute Brauch, einem früher Begrabenen, der in eine neue Ruhestätte überführt werden soll, eine

[1] Den ganzen Bericht bei Lindner, a. a. O., XIV, 136—137.
[2] Vgl. die Parallele bei Klare, a. a. O., S. 37.
[3] Lévy-Bruhl, Les Fonctions mentales etc., p. 377; vgl. Klare, a. a. O., S. 39. — Hans Naumann, in: Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. 1, Berlin 1925, S. 23.
[4] Walther F. Otto, Die Götter Griechenlands, Bonn 1929, S. 181.
[5] Lévy-Bruhl, Les Fonctions mentales etc., p. 352—353. — Frazer, The Belief in immortality, II, 233, 324. — Bushnell, Native cemeteries etc., p. 75. — Scherke, a. a. O., S. 68. — Stülpner, a. a. O., S. 22—23; 99.
[6] Frazer, The Belief in immortality, I, 178.

künstliche Nase aus Papier anzufertigen.[1] In der Novaleser Chronik heiſst es, Otto habe eine Kleinigkeit, die an Karls Nasenspitze fehlte, durch Gold ergänzt.

In Kambodscha, in Südmelanesien und auf Madagaskar pflegen die Eingeborenen die Nägel und Zähne der Könige als Amulette aufzubewahren.[2] In derselben Weise schneidet auch Otto Kaiser Karl die Nägel ab und zieht ihm einen Zahn aus dem Munde. Lévy-Bruhl hat gezeigt, daſs dieses Verhalten dem Gesetz der *participation mystique* entspricht, das das primitive Denken völlig beherrscht: wer einen Teil von etwas besitzt, hat auf Grund des geheimnisvollen Zusammenhangs des Teils mit dem Ganzen zugleich Einfluſs auf eben dieses Ganze. So behielt man von den Körpern der groſsen Verstorbenen etwas zurück in der Absicht, dadurch eine Einwirkung auf ihren Willen auszuüben und sie den eigenen Wünschen dienstbar zu machen.[3] Und wenn die Novaleser Chronik schlieſslich berichtet, man habe das Grabgewölbe zuletzt wieder zugemauert, so ist dieser Zug lediglich als eine Variante des von *Ademar* erwähnten Versiegelns anzusehen, über dessen wahre Bedeutung früher gesprochen worden ist. Angesichts der Tatsache, daſs sich jede charakteristische Einzelheit in der von der Novaleser Chronik überlieferten Fassung der Sage durch ethnologische Parallelen bestätigen läſst, muſs es als völlig abwegig bezeichnet werden, wenn Lindner (a. a. O., XIV, 205) gemeint hat, die ganze Fabel sei eine bewuſste Erfindung des Grafen von Lomello, der seine Leute anmutig zu belügen gewuſst habe. Vielmehr hat dieser aller Wahrscheinlichkeit nach lediglich bereits mündlich umlaufendes Sagengut aufgenommen und an den ungenannten Chronisten weitergegeben, wenn man nicht überhaupt annehmen will, daſs der Geschichtsschreiber diese Berufung auf einen so erlauchten Gewährsmann lediglich fingiert hat, um seinen Angaben einen gröſseren Anschein von Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Sowohl in den Annalen von Nieder-Altaich und denen von Lambert von Hersfeld wie auch in den Hildesheimer Jahrbüchern, bei dem Interpolator Ademars und bei Thietmar von Merseburg findet sich die Behauptung, das Grab Karls sei lange Zeit völlig in Vergessenheit geraten gewesen.[4] Während die ältere Forschung (vgl. Lindner, a. a. O., XIV, 200) diese Unkenntnis des Bestattungsortes wenigstens zum Teil auf die Normanneneinfälle zurückführte, hat Kampers als erster richtig erkannt, daſs hier ein typisch legendärer Zug vorliegt.[5] Allein wenn er den Ursprung dieser Vorstellung im griechischen Altertum gefunden zu haben wähnt

---

[1] P. L. Kalff, Der Totenkult in Südschantung. Ein Beitrag zur Volkskunde des Landes, Yenchowfu 1932, S. 97.

[2] James George Frazer, The magic art and the evolution of kings. vol. 2, London 1911, p. 6. — Derselbe, The Belief in immortality, I, 339. — Scherke, a. a. O., S. 24; 80. — Stülpner, a. a. O., S. 92—93.

[3] Lévy-Bruhl, Les Fonctions mentales etc., p. 293—295, 348—351.

[4] Zit. bei Lindner, a. a. O., XIV, 140, 150—151.

[5] Kampers, in: 3. Vereinsschr. d. Görresges. etc., S. 17.

und die Hypothese aufstellt, sie sei von dort aus in die Heiligenlegende übergegangen und schliefslich aus dieser in die Karlssage gedrungen, so hat ihn auch in diesem Falle seine mangelnde Vertrautheit mit den neueren Ergebnissen der vergleichenden Ethnologie und Folkloristik in die Irre geführt. Gewifs wird von den antiken Heroen überliefert, dafs ihre Gräber verborgen gehalten wurden; allein der gleiche Brauch wird auch von zahlreichen anderen Völkern berichtet, bei denen er nicht auf die Nachwirkung antiker Vorstellungen zurückgeführt werden kann. So wurden und werden etwa auch die Gräber von Königen und Häuptlingen in Ägypten und in Westafrika, auf den Fidschi-Inseln und in Melanesien, bei den Maoris, sowie auf Hawaii geheimgehalten.[1] Von der Bestattung der Könige auf der Insel Ponape sagt Cheyne: The body is buried secretly and as quickly as possible, generally by night . . .[2] Wie bereits Frazer richtig erkannt hat, beruht diese Sitte darauf, dafs den Gegnern des Stammes damit die Möglichkeit genommen werden sollte, die Gebeine des Toten oder irgendeinen mit ihm zusammenhängenden Gegenstand in ihren Besitz zu bringen, weil dieser ihnen Macht über den Toten verliehen und sie damit instandgesetzt hätte, diese gegen ihre Feinde im allgemeinen und gegen die eigenen Stammesgenossen des Verstorbenen im besonderen anzuwenden. So resultiert auch dieser Zug aus der eigentümlichen Struktur des von dem Gesetz der *participation mystique* beherrschten primitiven Bewufstseins und konnte eben deswegen völlig unabhängig von jeder äufseren Einwirkung aus der gleichen Geisteshaltung heraus auf französischem wie auf deutschem Boden selbständig neuerzeugt werden.

Auch die ungeheure Gröfse von Karls Gebeinen, die der Interpolator Ademars erwähnt,[3] ist von Kampers (a. a. O., S. 17) mit der gewaltigen Leibesgestalt der antiken Heroen in Verbindung gebracht worden. Allein sie findet ihre genaue Entsprechung in den Riesen der germanischen Mythologie und des deutschen Märchens, die zweifellos nicht aus antiker Tradition stammen. Vielmehr sind die Riesen, wie Schoning wahrscheinlich gemacht hat,[4] ursprünglich als Leichendämonen anzusehen, deren Dimensionen von der geängstigten Phantasie des primitiven Menschen ins Riesenhafte gesteigert worden sind. Auch dieser Zug erweist sich also als altes einheimisches Sagengut, und die Annahme einer Entlehnung aus der Antike mufs als durchaus unbegründet zurückgewiesen werden.

Es ist eine bei den Primitiven allgemein verbreitete Vorstellung, dafs die Toten bestrebt seien, den Lebenden Schaden

---

[1] James George Frazer, Adonis — Attis — Osiris. Studies in the history of oriental religion, 3. ed., vol. 2, London 1922, p. 103—105. — Derselbe, The Belief in immortality, II, 21, 420.

[2] Zit. bei Frazer, The Belief in immortality, III, 145.

[3] Adémar, Chronique, ed. Prou, p. 153.

[4] Zit. bei Naumann, a. a. O., S. 45; vgl. Klare, a. a. O., S. 47.

zuzufügen.[1] Der Interpolator Ademars erzählt, daſs ein Kanonikus namens Adalbert, ein Mann von enormem und hohem Körperwuchs, seinen Schenkel an dem des Königs gemessen habe: der seine aber habe sich als kürzer erwiesen und sei ihm alsbald durch göttliche Kraft gebrochen worden (zit. bei Lindner, a. a. O., XIV, 140). Bisweilen erscheinen nach dem Glauben der Primitiven die Toten den Lebenden im Traum und bestrafen sie mit Krankheit oder Tod, namentlich wenn sie die Bestattungsbräuche nicht streng innegehalten haben.[2] Die Hildesheimer Jahrbücher berichten, Kaiser Karl sei Otto III. zur Strafe für das schwere Vergehen, das er mit der Grabesöffnung begangen habe, im Traume erschienen und habe ihm geweissagt; und spätere Ergänzungen, die auch in den mittelhochdeutschen *Lohengrin* übergegangen sind, fügen hinzu, er habe ihm verkündet, daſs er frühzeitig und ohne Leibeserben sterben werde.[3] Beides sind echt primitive Züge: In der Gesetzgebung der Primitiven wird das Betreten von Gräbern mit schweren Strafen belegt;[4] auch gilt es nach der Auffassung der Primitiven als eine besonders harte Strafe, ohne Nachkommen aus dem Leben scheiden zu müssen.[5] Zwar hat der Interpolator Ademars ein älteres Sagenmotiv christlich verbrämt und damit abgeschwächt. Zwar erscheint in der Darstellung des unbekannten Verfassers der Hildesheimer Jahrbücher der wiederkehrende Tote nicht als der eigentliche Urheber des frühen Todes des Kaisers, sondern lediglich als der Verkünder künftigen Schicksals, das Gott über ihn zu verhängen für gut befunden habe. Allein die ursprüngliche Fassung der Sage, daſs sowohl der Kanonikus Adalbert wie auch Otto III. selbst der Rache des ergrimmten Wiedergängers zum Opfer gefallen seien, ist auch durch die christlich gemilderte Version hindurch noch deutlich erkennbar. Erscheint somit der Tote in dem Glauben der Primitiven vielfach als dem Lebenden feindlich gesinnt, so wird er doch andrerseits nicht selten als ein Wesen aufgefaſst, das den Lebenden wertvolle Dienste zu erweisen vermag und tatsächlich auch erweist. Im besonderen gilt dies von dem Führer und König des Stammes. Nach der Anschauung der Primitiven ist der König des Stammes kraft des ihm verliehenen magischen Charismas in besonderem Maſse für das Wohl

---

[1] Lévy-Bruhl, Fonctions mentales, S. 365ff. — Naumann, a. a. O., S. 51ff. — Frazer, The Belief in immortality, I, 152—153, 168, 173ff., 195, 196—197, 201, 203, 244, 248; II, 27, 31, 304—305, 320—321, 369—370, 419; III, 43, 44, 83—84, 87, 91, 170—171, 172, 175, 231, 235—236, 239; 283. — Klare, a. a. O., S. 20—24.

[2] Frazer, The Belief in immortality, I, 229, 414. — Scherke, a. a. O., S. 144—146.

[3] Zit. bei Lindner, a. a. O., XIV, 150—151. — Kampers, in: 3. Vereinsschr. d. Görreges. etc., S. 10—11, 17. — Derselbe, Der Werdegang der abendländischen Kaisermystik, S. 123.

[4] Negelein, a. a. O., I, 158—159.

[5] Ankermann, a. a. O., I, 141. — Lévy-Bruhl, L'âme primitive, p. 388—391. — Negelein, a. a. O., I, 197.

der seiner Führung anvertrauten Gemeinschaft verantwortlich.[1] Auch nach seinem Tode beschäftigt er sich mit den Dingen dieser Welt und läfst seinen Stammesgenossen weiterhin Schutz und Förderung in Krieg und Frieden angedeihen.[2] Manche Stämme geben dem Gedanken des Fortlebens eine noch andere Wendung: sie meinen nämlich, dafs eine bedeutende Persönlichkeit der Vergangenheit überhaupt nicht gestorben sei, sondern dafs sie nur ihre Heimat verlassen habe und sich irgendwo verborgen halte;[3] und schliefslich wird dieser Gedanke durchaus folgerichtig bis zu der Vorstellung gesteigert, dafs der zum Heilbringer verklärte Führer eines Tages leibhaftig wiederkehren werde[4]. In der finnischen Volkssage wird das gleiche von dem Helden Väinämöinen versichert.[5] Auch dem Alten Testament ist dieser Mythos vom wiederkehrenden König nicht fremd. Glaubte man doch im alten Israel, dafs der wiedergekehrte König David der von den Propheten geweissagte Herrscher der Endzeit sein werde.[6] Und seine reifste Ausgestaltung hat dieser Glaube in dem Kultus der griechischen Heroen gefunden, von denen man meinte, dafs sie in körperlicher Gestalt wiederkehrten und zugunsten der Ihren in den Kampf eingriffen.[7] Schliefslich ist diese uralte Vorstellung, die sich höchstwahrscheinlich in Frankreich im Schofse der primitiven bäuerlichen Gemeinschaft lebendig erhalten hatte, auf Karl den Grofsen übertragen worden: gegen Ausgang des 11. Jahrhunderts „raunte man sich zuerst in welschen Landen zu, Kaiser Karl throne entseelt in seiner Gruft zu Aachen; aber nicht für immer; er werde wiederkommen und das heilige Grab befreien."[8] Schon im Pseudomethodius war der Gedanke des zu erwartenden Endkaisers mit einem primitiven Mythos vom schlafenden Helden verknüpft worden, den auch Sackur zu Unrecht für spezifisch orientalisch zu halten geneigt ist. Dort wird nämlich von dem letzten Herrscher gesagt: Tunc subito insurgent super eos [*scil.* Ismahelitas]

---

[1] James George Frazer, The magic art, vol. 1, London 1911, p. 44—51, 215—219, 244—247, 332—372. — Derselbe, The magical origin of kings, London 1920, p. 82ff. — Lévy-Bruhl, L'âme primitive, p. 75—76. — Negelein, a. a. O., I, 266—267.

[2] Frazer, The Belief in immortality, II, 33; III, 119, 152. — Lévy-Bruhl, La Mentalité primitive, p. 72—73. — Derselbe, Le Surnaturel etc., p. 139—164.

[3] Martin Gusinde, Die Feuerland-Indianer. Bd. 1: Die Selk'nam. Mödling bei Wien 1931, S. 628, 630.

[4] Kurt Breysig, Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer, Berlin 1905, S. 62. — Arie van Deursen, Der Heilbringer. Eine ethnologische Studie über den Heilbringer bei den nordamerikanischen Indianern. Amsterdam, Academisch Proefschrift 1931, S. 48—49, 53, 55, 65, 66, 81. 92, 96, 99, 104, 106, 250, 272—273, 274, 292, 337, 351, 373—376, 381.

[5] Kaarle Krohn, Kalevalastudien V, Helsinki 1928, S. 183.

[6] Hans Schmidt, Der Mythos vom wiederkehrenden König im Alten Testament, 2. Aufl., Giefsen 1933, S. 25—31.

[7] Friedrich Pfister, Der Reliquienkult im Altertum, Halbbd. 2, Giefsen 1912, S. 512. — Nilsson, l. c., p. 100.

[8] Kampers, Der Werdegang der abendländischen Kaisermystik, S. 133.

tribulatio et angustia, et exiliet super eos rex Grecorum siue Romanorum in furore magna et expergiscitur tamquam homo somno vini, quem existimabant homines tamquam mortuum esse et in nihilo utilem profecisse.[1] Unter dem Einfluſs der Methodiusprophetie hat schlieſslich der Dichter des Rolandsliedes die autochthon auf französischem Boden erwachsene Karlssage aufgenommen und als dichterisches Motiv im Epos verwertet. Nachdem Karl die Nachhut unter dem Oberbefehl Rolands zurückgelassen hat, bricht er selbst nach Frankreich auf. Gegen Abend legt er sich zur Ruhe nieder, doch wird sein Schlaf von unheilverkündenden Träumen heimgesucht. Er träumt, er befinde sich an den Pässen von Cizer und halte eine Lanze aus Eschenholz in den Händen. Graf Ganelon jedoch habe sie an sich gerissen und mit solcher Gewalt geschüttelt, daſs ihre Splitter zum Himmel emporgeflogen seien:

v. 724 Carles se dort, qu'il ne s'esveillet mie.

Es folgt ein zweites Traumbild. Karl sieht einen Bären und einen Leoparden auf sich eindringen. Ein Windspiel eilt ihm zu Hilfe; er selbst schlägt dem Bären das rechte Ohr ab und kämpft zornig mit dem Leoparden, die Franken aber sind über den Ausgang des Kampfes im Ungewissen:

v. 736 Carles se dort, mie ne s'esveillat.

Ein später erwähnter Schlaf weist die gleiche Eigentümlichkeit auf. Als Karl Rolands Tod an den Sarazenen gerächt hat, schläft er ermüdet ein. Verschiedene Vorzeichen künden ihm im Traume das Nahen des Antichrists an. Seltsame Tiergestalten, die wir ebenfalls als Verkörperungen des Antichrists erkannt haben, dringen auf seine Ritter ein und drohen sie zu verschlingen. Er selbst wird von einem Löwen angefallen und kämpft unentschieden mit ihm:

v. 2554 Li emperere n[e s']est mie esveillét.

Und schlieſslich wird ihm auch der gerichtliche Zweikampf, der über Ganelons Schicksal entscheiden soll, im Traume im voraus verkündet:

v. 2569 Carles se dort tresqu'al (de)main al cler jur.

Schon Mentz hat richtig erkannt, daſs diese Träume im Rahmen der altfranzösischen Literatur eine völlig singuläre Stellung einnehmen. Er weist treffend darauf hin, daſs nach den Beschreibungen der chansons de geste unheilverkündende Träume das Gefühl des Schreckens hervorzurufen pflegen; die geringste Folge sei zunächst die, daſs der Schlafende erwache, oft aber werde die Wirkung solcher Träume in stärkeren Farben geschildert.[2] Mit Recht wirft Mentz die Frage auf: „Was mag den Dichter bewogen haben, hier von der

[1] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 89.
[2] Richard Mentz, Die Träume in den altfranzösischen Karls- und Artus-Epen, Marburg 1888, S. 25—28.

allgemeinen Regel abzuweichen?" Allein wenn er darauf antwortet: „Ich glaube, daſs er damit nur hat zeigen wollen, in wie engen Beziehungen Karl der Groſse zu Gott steht. Er hat ja immer so auſserordentlich viel Träume, steht dadurch also in ständigem Verkehr mit Gott, wie sollte da noch jeder einzelne Traum immer wieder erschreckend auf Karl einwirken können!", so ist diese vermeintliche Erklärung von einer in einer wissenschaftlichen Arbeit schlechterdings unerlaubten Naivität. Vielmehr hat der Dichter selbst den aufmerksamen Leser über die wahre Absicht, die er mit dieser Abweichung verfolgt, nicht im mindesten im Zweifel gelassen. In ihrer Bedrängnis rufen Karls Ritter den Kaiser selbst um Hilfe an:

v. 2546 E Franceis crient: „Carlemagne[s], aidez!"
Li reis en ad e dulur et pitét,
A l e r i v o l t, m a i s i l a d d e s t u r b e r.

An dieser Stelle wird uraltes mythisches Gedankengut durch die christliche Umhüllung hindurch mit greifbarer Deutlichkeit sichtbar: Karl schläft gar keinen gewöhnlichen Schlaf, aus dem er unter bestimmten Bedingungen jederzeit erwachen könnte; sondern er ist i n e i n e n Z a u b e r s c h l a f v e r s e n k t, d e r i h n w i d e r s e i n e n W i l l e n i m B a n n h ä l t, b i s s e i n e S t u n d e g e k o m m e n i s t, u n d d e r i m G r u n d e m i t d e m T o d e s e l b e r i d e n t i s c h i s t. Auch die Anrufung des toten Herrschers ist ein alter mythischer Zug, den der Dichter keinesfalls selbst erfunden haben kann; wird doch von zahlreichen primitiven Stämmen berichtet, daſs sie ihre toten Führer in Zeiten der Not um Hilfe anzuflehen pflegen.[1] Auch diese Einzelheit hat der Dichter also aus der mündlichen Volksüberlieferung entnommen.

Die Vermutung, daſs der Dichter bei dieser Schilderung in der Tat an den toten und doch zugleich nicht toten Herrscher der Karlssage gedacht habe, wird auch durch weitere Einzelheiten bestätigt. *Ademar* sagt an der bereits in anderem Zusammenhang angeführten Stelle, Karl sei ense aureo accinctus bestattet worden; auch habe man seinen goldenen Schild vor ihn hingestellt: Sceptrum aureum et scutum aureum . . . ante eum posita . . . Im *Rolandslied* heiſst es in der zuletzt genannten Traumschilderung von Karl:

v. 2496 Li emperere s'est culcét en un prét,
Sun grant espiét met a sun chef li ber;
Icele noit ne se volt (il) desarmer,
Si ad vestut sun blanc osberc saffrét,
Laciét sun elme ki est a or gemmét,
C e i n t e J o i u s e: unches ne fut sa per,
Ki cascun jur muet trente clartez.

[1] Frazer, The Belief in immortality, I, 287—288, 362—364, 403; III, 284. — Lévy-Bruhl, Fonctions mentales etc., p. 81, 291—296. — Derselbe, La Mentalité primitive, p. 68, 194—196. — Scherke, a. a. O., S. 149.

Schon Graevell hat völlig unabhängig von der vorliegenden Fragestellung vorgeschlagen, in v. 2497 statt espiét vielmehr escut zu lesen, das auch durch andere Handschriften gestützt werde.[1] Zwar hat Bédier seitdem mit guten Gründen die These verteidigt, daſs die Oxforder Handschrift im allgemeinen als allen anderen Handschriften überlegen anzusehen sei.[2] Allein neuerdings hat Wilmotte sich mit Recht gegen die übertrieben hohe Bewertung der Oxforder Handschrift ausgesprochen und an Hand eines konkreten Beispiels überzeugend nachgewiesen, daſs auch die Lesarten anderer Handschriften mit gutem Erfolg zum besseren Verständnis des gelegentlich verderbten Textes herangezogen werden können.[3] Das Resultat seiner Untersuchung hat über den Rahmen des Einzelfalles hinaus prinzipielle Bedeutung: es eröffnet uns aufs neue die Möglichkeit, auf Graevells ältere Anregung zurückzugreifen, die zur Zeit der Überschätzung der Oxforder Handschrift als durch neuere Forschung überholt erscheinen muſste. Akzeptiert man jedoch seine höchst einleuchtende Konjektur, so befindet sich das Rolandslied in zwei überaus charakteristischen Punkten in völliger Übereinstimmung mit der bei Ademar überlieferten Fassung der Karlssage. Naumann hat gezeigt, daſs die Erwähnung von Eisen im mythischen Denken eine Umschreibung der Totenstarre darstellt.[4] Die stählerne Rüstung, die Karl trägt, ist wohl nur als eine aristokratischere Stilform des Eisens zu betrachten und fügt sich damit der hier vorgetragenen Erklärung harmonisch ein. Die *Karlamagnússaga* gebraucht eine andere Wendung: dort heiſst es, es dünkte Karl, als hätte er Fesseln an seinen Füſsen.[5] Auch dieser Zug findet seine genaue Entsprechung in dem ebenfalls von Naumann erwähnten Grimmschen Märchen vom treuen Heinrich, von dem gesagt wird, es seien nach seiner Rückkehr ins Leben drei eiserne Bande von ihm gesprungen.

Nach dem Zeugnis Einhards (cap. 31) ist Karl im Münster zu Aachen bestattet worden. Die Sage hat diesen Zug bis ins 12. Jahrhundert hinein getreu bewahrt; er findet sich bei *Ademar* wieder und hat schlieſslich auch in eine Version des *Couronnement de Louis* Eingang gefunden. Dort wird von dem toten Herrscher gesagt:

On l'emportait à Ais en la chapelle,
Teis sepulture n'ara mais rois en terre;
Il ne gist mie, aincois i siet à certes,

---

[1] Graevell, a. a. O., S. 104—105.
[2] Bédier, Légendes épiques, III, 461 ff.
[3] Maurice Wilmotte, Roland, vers 3630; in: A Miscellany of studies in Romance languages and literatures presented to Leon E. Kastner, Cambridge 1932, p. 568—570.
[4] Naumann, a. a. O., S. 43—45.
[5] Der altnordische Roland, übersetzt von Ed. Koschwitz; in: Romanische Studien, hrsg. v. Eduard Boehmer, Bd. 3 (1878), S. 345.

Sus ses genolx, l'espée en son poing destre,
Encor menace la pute gent averse.[1]

Im *Rolandslied* träumt Karl einmal, er befinde sich im Münster zu Aachen:

v. 725 Apres iceste altre avisiun sunjat:
Qu'il est en France a sa capele ad Ais.

Nun vermag der primitive Mensch nicht zwischen Traum und Wirklichkeit eine scharfe Grenzlinie zu ziehen; vielmehr stellt er das, was er im Traume geschaut hat, grundsätzlich auf die gleiche Stufe mit dem, was er im Zustande des Wachens gesehen hat.[2] Noch gegen Ausgang des 11. Jahrhunderts hält Ivo von Chartres es für erforderlich, in sein *Decretum* die Bestimmung eines älteren Konzils aufzunehmen, die gegen diesen Volksglauben heftig polemisiert und eben dadurch bezeugt, daſs er weitverbreitet war. Zugleich bemüht sie sich, den Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit im einzelnen auseinanderzusetzen: ... cum solus spiritus hoc patitur, infidelis mens haec non in animo, sed in corpore evenire opinatur. Quis enim non in somnis et nocturnis visionibus extra seipsum educitur, et multa videt dormiendo, quae numquam viderat vigilando? Quis vero tam stultus et hebes sit, qui haec omnia quae in solo spiritu fiunt, etiam in corpore accidere arbitretur ...?[3] Auch dem Dichter des *Rolandsliedes* mag dieser Volksglaube nicht unbekannt gewesen sein. Wenn er also Karl träumen läſst, er befinde sich im Münster zu Aachen, so spielt er eben damit auf die Sage an, daſs Karl wirklich in Todesschlaf versunken an dieser Stätte weile.

Anläſslich der zweiten Traumschilderung wird gesagt, daſs Karl und die Seinen nach siegreich geschlagener Schlacht auf der bloſsen Erde ausruhen (v. 2494, 2496, 2521). Nun wird die Erde, wie Dieterich gezeigt hat, in den primitiven religiösen Vorstellungen der Völker als Mutter aller Menschen aufgefaſst, aus der sie hervorkommen und in die sie zurückgehen, um aus diesem Mutterschoſs wieder neu zu weiterem Leben geboren zu werden. Sie erscheint somit zugleich als Ursprung alles Lebendigen wie als Reich der Toten. Ist es doch eine bis in das späte Mittelalter, ja, bei einigen Völkern bis in die Gegenwart hinein bezeugte Sitte, einen Sterbenden auf die bloſse Erde zu legen, offenbar in der Absicht, ihm das Eingehen in das Totenreich unter der Erde zu erleichtern.[4] Geht man von dieser

[1] Histoire littéraire de la France, tome 22, Paris 1852, p. 484.
[2] Frazer, The Belief in immortality, I, 139—140. — Lévy-Bruhl, Fonctions mentales, p. 52—58. — Derselbe, La Mentalité primitive, p. 99-102.
[3] Ivo Carnotensis, Decretum XI, 30; in: Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 161, Paris 1855, col. 753, B—C.
[4] Albert Dieterich, Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion. 3. erw. Aufl., bes. Eugen Fehrle, Leipzig und Berlin 1925, passim, bes. S. 26—27. — Ernst Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, Leipzig und Berlin 1911, S. 4.

Einsicht aus, so erscheint die angeführte Angabe des Rolandsliedes in neuem Lichte. Gewiſs erklären sich diese Verse zunächst scheinbar zwanglos daraus, daſs die Franken durch die Verfolgung der Feinde zu sehr ermüdet sind, um ihre Zelten aufzuschlagen; und der Dichter macht selbst einen Ansatz zu einer solchen Erklärung, wenn er von Karl sagt:

v. 2519 Las est li reis, kar la peine est mult grant.
Endormiz est, ne pout mais enavant.

Allein diese rein rationalistische Deutung enthält nur die halbe Wahrheit; im Zusammenhang des Ganzen betrachtet, erweist sie sich jedoch als unzureichend. Vielmehr hat diese Stelle zugleich den mythischen Nebensinn, daſs Karl und die Seinen durch die unmittelbare Berührung mit der mütterlichen Erde in das Totenreich eingegangen sind, aus dessen Tiefen sie später wieder zum Lichte des Tages emporsteigen. Man wende nicht etwa ein, daſs der Dichter sich damit in einen Widerspruch zu seiner früheren Angabe verwickeln würde, daſs Karl in dem Münster zu Aachen ruhe. „Die Geographie der Unterwelt — so bemerkt einer der besten Kenner der vergleichenden Religionsgeschichte — wimmelt von Widersprüchen; die religiöse Phantasie verlangt nicht, daſs die von ihr geschaffenen Vorstellungen in einem unanfechtbaren logischen Zusammenhang stehen; im Gegenteil werden die ärgsten Widersprüche ruhig hingenommen. Der Glaube, daſs der Tote im Grabe wohnt, besteht auch weiter, nachdem die Vorstellung von einem Totenreich ausgebildet worden ist."[1] Selbst das Kulturvolk der Hellenen ist in dieser Hinsicht nicht zu widerspruchsloser Einheit seiner Vorstellungen gelangt.[2] Es erscheint daher als methodisch völlig verfehlt, an diese Vorstellungen mit den Maſsstäben einer rein logischen Kritik heranzutreten, die erst in einer viel späteren Epoche der Menschheitsgeschichte entwickelt worden sind. Das Erwachen schildert der Dichter mit folgenden Worten:

v. 2849 Li reis descent, si ad rendut ses armes,
Si se desarment par tute l'ost li altre.

Jenkins hat gemeint, für descendre in diesem Verse die ad hoc konstruierte Bedeutung to get down from bed ansetzen zu müssen; er hat jedoch leider übersehen, daſs Karl gar nicht auf einem Bett geruht hat. Bédier glaubt einen Schreibfehler des Kopisten annehmen zu müssen und schlägt vor, statt dessen zu lesen: Li reis desceint, Le roi déceint ses armes et les dépose . . .[3] Offenbar unter dem Eindruck von Bédiers Beweisführung hat Hilka diese Konjektur auch in seine 1926 erschienene Ausgabe übernommen; doch

[1] Martin P. Nilsson, Primitive Religion, Tübingen 1911, S. 70.
[2] Nilsson, A history of Greek religion, p. 138—139. — Wilamowitz-Moellendorff, Der Glaube der Hellenen, Bd. 1, S. 313.
[3] Mélanges d'histoire du moyen âge offerts à M. Ferdinand Lot, Paris 1925, p. 35—36.

mufs diese Hypothese als sehr gewaltsam und wenig einleuchtend bezeichnet werden. Die Erklärung für diese zunächst seltsam anmutende Wendung ist vielmehr darin zu suchen, dafs dem Dichter im Geiste das Bild des entseelt auf erhöhtem Sessel ruhenden Kaisers vorschwebte, der nach seinem Erwachen aus den Banden des Todesschlafes die Stufen des Thrones herabsteigt. Auch das Ablegen der Waffen ergibt an dieser Stelle, sofern man es rein wörtlich nimmt, keinen völlig befriedigenden Sinn; es ist vielmehr als eine dem Geiste des mythischen Denkens entsprechende Umschreibung dafür anzusehen, dafs Karl und die Seinen den Bann des Todes gebrochen haben und ins Leben zurückgekehrt sind.

Ganelon kennzeichnet Blancandrin gegenüber Karls Stellung zu seinem Neffen Roland folgendermafsen:

v. 400 Charles meismes fait tut a sun talent:
Cunquerrat li les teres d'orient.[1]

Tavernier hat freilich geglaubt, auch diesen Vers auf die Nachahmung Vergils zurückführen zu müssen.[2] Allein die Voraussetzung dafür, dafs der Autor in diesem konkreten Falle eventuell dem Vorbilde des römischen Dichters hätte folgen können, wird doch erst durch die von Tavernier nicht beachtete Existenz der Volkssage geschaffen, ohne die jede Nachahmung völlig sinnlos gewesen wäre. Setzt man jedoch diese als gegeben voraus, so bietet sie bereits für sich allein eine völlig ausreichende Erklärung dieses Verses, und Taverniers Hypothese erweist sich als eine durchaus überflüssige und entbehrliche Fehlkonstruktion.

Erscheint somit Karl schon hier im Sinne der Sage als Eroberer des Orients, so wird ihm später obendrein der Besitz der Spitze der heiligen Lanze zugeschrieben, die erst im Jahre 1098 vor Antiochia von den Kreuzfahrern erneut aufgefunden worden war:[3]

v. 2503 Asez savum de la lance parler
Dunt nostre Sire fut en la cruiz nasfrét:
Carles en ad la mure, mercit Deu,
En l'orét punt l'ad faite manuvrer.

Damit wird Karl selbst ausdrücklich als Kreuzfahrer charakterisiert.

Der historische Karl war 36 Jahre alt, als er den spanischen Feldzug unternahm. Im Rolandslied hingegen wird Karl als ehrwürdiger Greis mit wallendem weifsem Barte geschildert:

v. 117 Blanche ad la barbe et tut flurit le chef.

---

[1] Die Oxforder Handschrift hat hier: Cunquerrat li les teres d'ici qu'en Orient. Ich folge bei diesem Verse der von Jenkins gewählten Lesart.

[2] Tavernier, in: Zeitschrift f. franz. Spr. u. Lit., Bd. 36 (1910), S. 86—87.

[3] Roehricht, Geschichte des ersten Kreuzzuges, S. 140—146, sowie die anderen früher angeführten Darstellungen der Kreuzzüge.

Und Blancandrin erklärt Ganelon gegenüber von Karl:

v. 523 Il est mult vielz, si ad sun tens usét,
Men escient dous cenz anz ad passét.

Vgl. ferner v. 538—539, 551—552, 1771, 1843, 2308, 2334, 2353, 2605, 2930, 3503, 3654, 3712, 3954, 4001. Schon Graevell hat mit Recht die Frage aufgeworfen: Wie ist es . . . zu erklären, daſs Karl der Groſse vom Volke nach seinem Tode als ein hochbetagter Greis mit langem weiſsen Barte gedacht wurde?[1] Allein seine Annahme, daſs der „König mit dem weiſsen Barte" eine stehende Figur im Volksgesange gewesen sei und daſs dieser Zug erst später auf Karl übertragen worden sei, ist zugleich mit der Theorie zeitgenössischer Kantilenen hinfällig geworden, die heute von keinem ernsthaften Forscher mehr vertreten wird. Gaston Paris hat ebenfalls auf die Diskrepanz zwischen Geschichte und Epos hingewiesen, verzichtet jedoch überhaupt darauf, eine Erklärung für diese auffallende Abweichung zu geben.[2] Sie ist darin zu suchen, daſs der Kaiser Karl des Rolandsliedes gar nicht der historische Karl ist, der im Jahre 778 mit einem Heere nach Spanien zog, sondern der wiedererstandene Karl, der die vereinigte Christenheit wider den Antichrist führt. Freilich waren mit der Aufnahme der Sage in das Epos für den Dichter einige Schwierigkeiten verknüpft. Einmal waren ihm durch den Rohstoff der Überlieferung wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Hände gebunden. Andrerseits lief der aller Wahrscheinlichkeit nach dem geistlichen Stande angehörende Verfasser[3] Gefahr, damit in einen offenkundigen Gegensatz zu der offiziellen Kirchenlehre zu geraten, die den Gedanken der Wiederkehr eines Menschen aus dem Totenreich ins irdische Dasein nicht kennt. Um dieser Gefahr zu entgehen, war er genötigt, sich auf Andeutungen zu beschränken, die jedoch den Zeitgenossen ohne weiteres verständlich sein mochten. Daraus ergeben sich allerdings im Gesamtaufbau des dichterischen Kunstwerks einige Unebenheiten zwischen dem historischen Karl, der bereits am Anfang des Gedichts in Spanien kämpft, und dem mythischen Karl, der erst später aus den Banden des Todesschlafes erwacht, um an der Spitze der Christenheit dem Islam gegenüberzutreten. Man wird nicht behaupten dürfen, daſs es dem Verfasser gelungen sei, diesen Widerspruch völlig zu beseitigen; es wäre jedoch kleinlich und töricht, dieser geringfügigen Unausgeglichenheit übertriebene Bedeutung beizumessen.

Schöpft der Dichter des Rolandsliedes also mit vollen Händen aus dem Born der Sage, so bewegt er sich doch zugleich in den Bahnen

[1] Graevell, a. a. O., S. 103.

[2] Gaston Paris, La Littérature française au moyen-âge, 4. éd., Paris 1909, p. 58.

[3] So schon Tavernier, Vorgeschichte, S. 204; neuerdings auch Lerch, Walzel-Festschrift, S. 100. — Hämel, Germanisch-romanische Monatsschrift, Bd. 15 (1927), S. 147. — Leonardo Olschki, Die romanischen Literaturen des Mittelalters, Wildpark-Potsdam o. J., S. 44.

einer klerikalen Tradition, die bis in sehr frühe Zeiten zurückreicht. Gaston Paris,[1] Bédier[2] und im Anschlufs an beide Heinrich Hoffmann[3] haben die Wandlungen geschildert, die das Bild Karls des Grofsen in der Erinnerung der Nachwelt erfahren hat. Sie haben es jedoch unterlassen, die Frage zu stellen, welche literarischen Einflüsse es gewesen sind, die diese Umbildung entscheidend bestimmt haben. Schon das *Alte Testament* hatte das Ideal des Priesterkönigs entwickelt und namentlich an den Figuren von Melchisedek, David und Salomo zu verdeutlichen gesucht. Nach der Auffassung des *Neuen Testaments*, wie sie insbesondere im Hebräerbrief niedergelegt ist, hat Christus selbst das Erbe von Melchisedek angetreten. Auch den älteren Kirchenvätern ist diese Figur wenigstens zum Teil wohlbekannt; später haben Augustinus und im Anschlufs an diesen Papst Gelasius sie symbolisch verwertet und an ihr das Verhältnis zwischen Regnum und Sacerdotium und die innere Einheit beider in Christo verständlich zu machen gesucht.[4] Die Literatur des Frankenreiches hat diesen Gedanken frühzeitig aufgenommen. Schon in merowingischer Zeit wurde Childebert I. von Venantius Fortunatus als „Melchisedek noster merito rex atque sacerdos“ gepriesen. Die um 645 entstandene „Exhortatio ad Francorum regem“ sagt von Chlothar I.: Quasi sacerdos in hoc saeculo conversatus est. In einem an Karl selbst gerichteten Briefe, der um 775 entstanden ist, bezeichnete der fränkische Priester Cathuulf den Frankenkönig als den Stellvertreter Christi in dem regnum Europae. Alcuin hat zwar zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt streng geschieden; allein auch er nennt Karl einmal einen Lenker und Prediger, der ebenso wie der treffliche Psalmist David das Schwert triumphierender Gewalt führe und auf seiner Zunge die Posaune katholischer Predigt erklingen lasse. Theodulf von Orléans feierte Karl als den Stellvertreter des hl. Petrus, und Paulinus von Aquileja richtete an den König die Mahnung: Sit dominus et pater, sit rex et sacerdos, sit omnium christianorum moderatissimus imperator.[5] Die Fürstenspiegel des 9. Jahrhunderts haben diese allgemeinen Umrisse durch eine Reihe konkreter Einzelzüge ergänzt und vervollständigt und damit das Idealbild des princeps

---

[1] Gaston Paris, Histoire poétique de Charlemagne, passim.

[2] Bédier, Légendes épiques, IV, 435ff.

[3] Heinrich Hoffmann, Karl der Grofse im Bilde der Geschichtsschreibung des frühen Mittelalters (800—1250), Berlin 1919.

[4] Bernheim, a. a. O., S. 117—118, 151ff. — Dempf, Sacrum imperium, S. 74—75.

[5] Heinrich Lilienfein, Die Anschauungen von Staat und Kirche im Reich der Karolinger, Heidelberg 1902, S. 28—36. — Percy Ernst Schramm, Das Herrscherbild in der Kunst des frühen Mittelalters; in: Vorträge der Bibliothek Warburg 1922—1923, Teil I, Leipzig und Berlin 1924, S. 187. — Franz Kampers, Rex et sacerdos; in: Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, Bd. 45 (1925); S. 495—499.

christianus entworfen[1] Smaragdus weist den jungen König Ludwig auf den Weg, den schon die Priesterkönige des Alten Bundes gewandelt seien: Trita etenim est, et antiquitus sanctorum regum vestigiis confricata.[2] Und er ermahnt ihn, Mißstände in Kirche und Gesellschaft allenthalben schonungslos zu bekämpfen: Fac quidquid potes pro persona quam gestas, pro ministerio regali quod portas, pro nomine Christiani quod habes, pro vice Christi qua fungeris (ibid., col. 958, B). Auch Sedulius Scotus hält den Königen das Vorbild des David rex et propheta vor Augen und beschreibt das Muster eines christlichen Herrschers mit folgenden Worten: Sit sanctus et utilis rei publicae, clementia commendabilis, in bonitate conspicuus, pietate, fortitudine, castitate, justitia praeclarus, vir optimus et apice principali dignissimus, Dei timorem semper prae oculis habens, et secundum Omnipotentis decreta, justa perpensans judicia . . .[3] Aber während die Theoretiker des 9. Jahrhunderts. noch an der idealen Nebenordnung von Geistlichem und Weltlichem festhielten, wird der Herrscher in der Königsmystik von Gerhard von York, dem Cantor der Kirche von Rouen und langjährigen Ratgeber der englischen Könige, viel entschiedener und folgerichtiger zum heiligen Priester und Propheten, zum Gesalbten des Herrn und Gottmenschen schlechthin erklärt. In dem vierten seiner *Tractatus Eboracenses*, der nach Boehmer um 1100 oder 1101 entstanden ist,[4] knüpft Gerhard ebenfalls zunächst an die Könige des Alten Bundes an. Auch Moses und Aaron, Josua und Salomon hätten priesterliche Funktionen ausgeübt: In his igitur omnibus per figuram christus Domini fuit et Christi futuri vices exercuit. Similiter et de ceteris regibus sentiendum est, qui in spiritu Dei venerunt et virtute . . . (l. c., p. 666, 39—41). Als Gesalbter des Herrn müsse der König dem Beispiele Aarons folgen: Hac unctione tantę religionis gratiam sortitur, ut exempla Aaron in Dei servitio debeat imitari, id est sicut summus pontifex in his quę Dei sunt Domino famulari (ibid., p. 677, 32—33). Mit noch viel größerem Recht könne man das gleiche von den Königen des Neuen Bundes sagen. Christus selbst sei Priester und König zugleich: Christus enim Deus et homo, verus et summus est rex et sacerdos (ibid., p. 667, 10—11). Die Macht der Könige aber stamme unmittel-

---

[1] Vgl. über sie neuerdings die zusammenfassenden Arbeiten von Lester K. Born, The specula principis of the Carolingian renaissance; in: Revue belge de philologie et d'histoire, tome 12 (1933), p. 583—612, und Josef Röder, Das Fürstenbild in den mittelalterlichen Fürstenspiegeln auf französischem Boden, Phil. Diss. Münster 1933, S. 17—27; doch beruhen die oben gegebenen Nachweise auf selbständiger Durchforschung der Quellen.

[2] Smaragdus, Via regia; in: Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 102, Paris 1865, col. 934, B.

[3] Sedulius Scotus, De rectoribus christianis; in: Patrologia Migne, Ser. lat., tomus 103, Paris 1864, col. 294, B; 296, C.

[4] Monumenta Germaniae historica: Libelli de lite, tomus III, Hannover 1897, p. 662—679.

bar von Gott: Potestas enim regis potestas Dei est, Dei quidem est per naturam, regis per gratiam. Unde et rex Deus et Christus est, sed per gratiam, et quicquid facit non homo simpliciter, sed Deus factus et Christus per gratiam facit. Immo ipse, qui natura Deus est et Christus, per vicarium suum hoc facit, per quem vices exsequitur (ibid., p. 667, 36—40). So sei auch der Herrscher als Stellvertreter Christi Priester und König zugleich, und seine Herrschaft diene, richtig verstanden, auch dem Wohle der Kirche am besten: Hoc enim est propter quod reges regnant et regunt ecclesiam, ut cum Christo regnet in ęternum. Jam quippe misterium futuri regni operatur, et ipsi sunt primitię cum Christo in futuro regnantium. Regnum enim eorum figura est cęlestis regni et libertas eorum futurę libertatis, quę est summum bonum civitatis Dei nostri. Quapropter et summus typus est summaque figura omnium, que figurant cęlestia bona. Ac per hoc sanctissima et optima omnium est regia potestas (ibid., p. 673, 14—20). Das Rolandslied ist durchaus von dem Geiste dieser Königsmystik erfüllt. Auch wenn man der Ansicht neuerer Forscher zustimmt, daſs das Rolandslied nicht von einem Normannen verfaſst sein könne,[1] so schlieſst dies doch keineswegs aus, daſs diese Anschauungen von der Normandie her auf die Isle-de-France gewirkt haben können. Hugo von Fleury macht es in seiner kurz nach 1102 entstandenen Schrift *Tractatus de regia potestate et sacerdotali dignitate* den Königen geradezu zur Pflicht, sich durch ständige Lektüre geistlicher Schriften über die Obliegenheiten ihres Amtes zu unterrichten: . . . decet illum [*scil.* regem] esse litteris eruditum, ut acuatur cotidie eius ingenium lectione divinorum librorum, et informetur et corroboretur tam antiquorum quam modernorum exemplis virorum.[2] In der Tat entspricht das literarische Porträt des Frankenkaisers im Rolandsliede bis in die Einzelheiten genau dem Idealbild des christlichen Herrschers, das die klerikale Überlieferung entworfen hatte. Karl ist ein Priesterkönig, der mit Würde und Majestät seines verantwortungsvollen Amtes waltet. Als Ganelon von Karl Abschied nimmt, um die Botschaft an Marsilius zu überbringen, erteilt ihm der Kaiser seinen Segen:

v. 339 Ço dist li reis: „Al Jhesu et al mien."
De sa main destre l'ad asols et seignét . . .

Von der siebenten Schlachtreihe, die Herzog Naimes aufgestellt hat, bemerkt der Dichter:

v. 3065 Cil sunt par els en un val suz un tertre,
Sis beneïst Carles de sa main destre.

---

[1] La Chanson de Roland, trad. et comm. p. Joseph Bédier, tome 2, p. 37—40. — Ferdinand Lot, in: Romania, tome 54 (1928), p. 373—376. — M. K. Pope, in: Mélanges de linguistique et de littérature offerts à M. Alfred Jeanroy par ses élèves et ses amis, Paris 1928, p. 411—413.

[2] Monumenta Germaniae historica: Libelli de lite, tomus II, Hannover 1892, p. 473.

Zu Nutz und Frommen des hl. Petrus hat er England erobert und seinem Stellvertreter zinspflichtig gemacht (v. 372—373); auch ruft er einmal aufser Gott selbst den apostle de Rome an (v. 2998). Jeden Morgen hört er die Messe (v. 164, 670) und erweist den heiligen Stätten allenthalben die gebührenden Ehren (v. 3685; 3733). Andrerseits steht der Kaiser, ohne eines Mittlers zu bedürfen, in ständigem direktem Umgang mit überirdischen Mächten. Als Karl, der auf den Hornruf Rolands hin umgekehrt ist, den Tag zur Neige gehen sieht, bittet er Gott, er möge um seinetwillen die Sonne zum Stillstand bringen:

v. 2452 Ais li un angle ki od lui soelt parler,
Isnelement si li ad comandét:
„Charle, chevalche! (car) tei ne faudrad clartét.

Der heilige Gabriel beschützt den König während des Schlafes und kündet ihm in Traumgesichten die Zukunft voraus (v. 2526ff., vgl. 719ff., 836—837). Er steht ihm in dem schweren Kampfe mit Baligant bei (v. 3610ff.) und fordert ihn schliefslich auf Geheifs Gottes zu einem neuen Heereszuge gegen die Ungläubigen auf (v. 3993ff.).

Der wahrhaft christliche König soll stets auf Grund reiflicher Überlegung handeln. Smaragdus erklärt unter Hinweis auf einige Bibelstellen: Vides ergo, rex, quam regia virtus est consilium, quam super aurum et argentum esse praedicat Scriptura, quam sicut fontem clamitat affluenter manantem. Hanc igitur virtutem consilii omnes dilexerunt regia currentes itinera.[1] Er führt alsdann zahlreiche Personen des Alten Testaments an, die alle zu ihrem Heile diesen Rat befolgt hätten, und schliefst mit der Mahnung: Et tu ergo, rex, omnia quae agis, cum consilio age . . . (ibid., col. 960, A). Karl entspricht durchaus dieser moralischen Forderung. Blancandrin hat die Botschaft ausgerichtet, die ihm Marsilius aufgetragen hatte. Karl aber gibt ihm zunächst überhaupt keine Antwort:

v. 137 Li empereres [en] tent ses mains vers Deu,
Baisset sun chef, si cumence(t) a penser.

Sedulius Scotus hatte die Könige dringend vor Übereilung und Jähzorn gewarnt: Duo vero maxime contraria sunt consilio, festinatio et ira.[2] Karl beherzigt diese Mahnung durchaus:

v. 139 Li empereres en tint sun chef enclin,
De sa parole ne fut mie hastifs;
Sa custume est qu'il parole(t) a leisir.

Selbst bei der Schilderung der Heidenkönige wirkt dieses Idealbild nach. Eine im Mittelalter zu Unrecht dem hl. Cyprianus zugeschriebene Schrift, die von Hincmar von Rheims zustimmend

---

[1] Patrologia Migne, Ser. lat. 102, col. 959, A—C; Sperrungen auch im folgenden sämtlich von mir.
[2] Patrologia Migne, Ser. lat. 103, col. 303, A.

angeführt wird, macht es den Fürsten zur Pflicht, iracundiam differre.[1] Zwar vergeht sich Marsilius gegen dieses Gebot, indem er Ganelon, als dieser Karls Botschaft ausgerichtet hat, mit einem Wurfspeer bedroht (v. 438ff.). Allein alsbald wird er von dem Kalifen, seinem Oheim, eines Besseren belehrt:

v. 453 Dist l'algalifes: „Mal nos avez baillit
Que le Franceis asmastes a ferir;
Lui doüss[i]ez esculter et oïr."

Und schließlich bekennt Marsilius selbst:

v. 512—14 „Bel sire Guenes," ço li ad dit Marsilie,
„Jo vos ai fait alques de legerie
Quant por ferir vus demustrai grant ire."

Auch den Heidenkönigen gegenüber wird also diese Forderung durchaus als bindend erachtet.

Später zieht Karl auch seine Ritter hinzu:

v. 166 Ses baruns mandet pur sun cunseill finer,
Par cels de France voelt il del tut errer.

Auch dieser Gedanke, daß der wahrhaft christliche König sich in seinem Handeln nicht sowohl durch eigene Einsicht als vielmehr durch kluge Ratgeber bestimmen lassen solle, ist in der Literatur der Fürstenspiegel bereits ausgesprochen. Sedulius Scotus weist einmal auf die Schwierigkeit der Regierungskunst überhaupt hin; dann fährt er fort: Sed haec ars tunc ad finem perfectionis pervenit, cum ipsa res publica prudentes et optimos consiliarios habet.[2] Zunächst sei es erforderlich, die Weisungen der Hl. Schrift zu beachten; secunda vero consiliorum est regula, quatenus providus rector non tam in suo quam in suorum prudentissimorum innitatur consilio (ibid., col. 302, C). Hincmar von Rheims zitiert beifällig Pseudo-Cyprianus, der den Königen nahelegt, senes et sapientes et sobrios consiliarios habere.[3] Auch hat Hincmar der Behandlung der Frage, welche Ratgeber ein Fürst hinzuziehen solle, im Anschluß an ältere Autoritäten eine ausführliche Erörterung gewidmet.[4] Ivo von Chartres hat in sein *Decretum* einen Passus aus einem Briefe Gregors des Großen übernommen, in dem es heißt: Prudentes viros ... regibus adhaerere multorum solamen est.[5] Hugo von Fleury fordert von den Dienern des Königs: Sint ministri illius modesti

---

[1] Patrologia Migne, Ser. lat. 125, col. 835, C; über die Schrift selbst vgl. Sigmund Hellmann, in: Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur, Bd. 34 (= R. 3, Bd. 4), H. 1, Leipzig 1909, S. 1ff.; das Zitat ebendort S. 52.

[2] Patrologia Migne, Ser. lat. 103, col. 302, B.

[3] Patrologia Migne, Ser. lat. 125, col. 835, C; vgl. Hellmann, a. a. O., S. 51.

[4] Patrologia Migne, Ser. lat. 125, col. 837, C—839, B.

[5] Ivo Carnotensis, Decretum XVI, 22; in: Patrologia Migne, Ser. lat. 161, col. 907, C.

et consiliatores sensati ...[1] Noch Einhard berichtet lediglich folgendes von Karl dem Großen: Temptabat et scribere tabulasque et codicellos ad hoc in lecto sub cervicalibus circumferre solebat, ut, cum vacuum tempus esset, manum litteris effigiendis adsuesceret, sed parum successit labor praeposterus ac sero inchoatus.[2] Bereits bei Hincmar von Rheims erscheint diese Nachricht im Geiste der literarischen Tradition ausgeschmückt und um unhistorische Züge erweitert: Sicut quidam nostrum ab illis audivit qui interfuerunt, Carolus Magnus imperator, qui regnum Francorum nobiliter ampliavit, et per annos quadraginta sex feliciter rexit, et sapientia tam in sanctis Scripturis, quam et in legibus ecclesiasticis et humanis, reges Francorum praecessit, nullo unquam tempore sine tribus de sapientioribus et eminentioribus consiliariis suis esse patiebatur: sed vicissim per successiones, ut eis possibile foret, secum habebat, et ad capitium lecti sui tabulas cum graphio habebat, et quae sive in die, sive in nocte, de utilitate sanctae Ecclesiae, et de profectu ac soliditate regni meditabatur, in eisdem tabulis adnotabat, et cum eisdem consiliariis, quos secum habebat, inde tractabat: et quando ad placitum suum veniebat, omnia subtiliter tractata plenitudini consiliariorum suorum monstrabat, et communi consilio illa ad effectum perducere procurabat.[3] In dem gleichen Sinne schildert das Rolandslied Kaiser Karl, wie er im Kreise seiner Großen darüber berät, ob er die von Marsilius angebotene Unterwerfung annehmen solle oder nicht (v. 168 ff.). Insbesondere ist die Ausgestaltung des Bayernherzogs Naimes zum Typus des weisen Ratgebers (v. 248) offensichtlich auf die Einwirkung dieser Ideen zurückzuführen. Schließlich hat der Dichter in parallelisierender Darstellung auch Marsilius als klugen Herrscher, umgeben von seinen Hofleuten bei der Ratsversammlung, geschildert und ihm in der Person Blancandrins ebenfalls einen weisen Berater an die Seite gestellt (v. 20 ff.).[4] Ebenso läßt sich auch Baligant von seinen Anhängern beraten (v. 2647 ff., bes. 2668). Ihm gegenüber nimmt Jangleu eine ähnliche Stellung ein; sagt doch Baligant selbst, er habe immer seinen Rat befolgt (v. 3509—3510).[5]

An ein Wort des Apostels Paulus anknüpfend, hatte Smaragdus den Fürsten geraten, die Unruhigen zu vermahnen: Apostolus vero ad eosdem principes clamat, dicens: *Corripite inquietos* ... (I. *Thess.*, v. 14): Virtus ergo quae lenit principes, et docet corripere inquietos, et opus regum ad perfectum perducit, sine dubio virtus est regia. Ambula ergo per eam, mitissime rex, et dilige eam, quia currens per eam non habebis offendiculum, sed plenum et aeternum in futuro invenies gaudium.[6] Karl handelt durchaus gemäß diesem Ideal.

---

[1] Einhard, Vita Caroli Magni, cap. 25; l. c., p. 30.
[2] Patrologia Migne, Ser. lat. 125, col. 1084 D—1085, A.
[3] Lib. de lite, II, 475.
[4] Hermann Gräf, Der Parallelismus im Rolandslied, Würzburg, Phil. Diss. 1931, S. 7—8, 12—14.
[5] Vgl. Graevell, a. a. O., S. 100.
[6] Patrologia Migne, Ser. lat. 102, col. 947, A—B.

Als Naimes sich bereit erklärt, Marsilius Karls Botschaft zu überbringen, zieht er sich den Tadel des Königs zu:

> v. 249 Par ceste barbe et par cest men gernun,
> Vos n'irez pas uan de mei si luign.
> Alez sedeir quant nuls ne vos sumunt!

Ebenso werden Roland und Olivier zum Schweigen gebracht:

> v. 259 Respunt li reis: Ambdui vos en taisez!

Und die Wirkung dieser Worte bleibt in der Tat nicht aus:

> v. 263 Franceis se taisent, as les vus aqu[e]isez!

Ja, selbst der Erzbischof Turpin muſs es sich gefallen lassen, von Karl zurechtgewiesen zu werden:

> v. 271 Li empereres respunt par maltalant:
> „Alez sedeir desur cel palie blanc;
> N'en parlez mais, se jo nel vos cumant!"

Und erst als die vorlauten Sprecher verstummt sind, ergreift Karl selbst das Wort.

Sedulius Scotus macht es den Herrschern zur Pflicht, einen unerbittlichen Vernichtungskampf gegen die Feinde des christlichen Glaubens zu führen: Decet . . . dilectum Deo principem contra hostes et blasphemos Christiani nominis fulmineum frequenter habere zelum. Nam si Nabuchodonosor rex alienigena, ne blasphemaretur Deus Israel in tantum saeviit, ut tale decretum firmaret dicens: Quicunque dixerit blasphemiam in Deum Sidrae, Misac et Abdenago, ipsi in interitum erunt, et domus eorum in perditionem (*Dan.* III, 96); quanto magis orthodoxos rectores contra inimicos Christianae fidei et doctrinae atque religionis zelare oportet? quatenus Omnipotenti, cujus ministri gratia sunt ordinati, tanto magis placeant, quanto ferventius ea quae Christi sunt, laudabili zelo satagere anhelant.[1] Von dem Augenblick an, in dem der Islam für den von der eschatologischen Spekulation geweissagten Antichrist erklärt wurde, muſste sich dieser Grundsatz alsbald auch gegen ihn richten. Als Baligant Karl auffordert, sein Lehnsmann zu werden, weist Karl daher aus religiösen Gründen dieses Ansinnen mit Entrüstung zurück:

> v. 3595 Carles respunt: „Mult grant viltét me sembl[e];
> Pais ne amor ne dei a paien rendre.
> Receif la lei que Deus nos apresentet,
> Crestientét, et pui[s] t(e) amerai sempres:
> Puis serf e crei le rei omnipotente!"

Schon Smaragdus hatte den Königen unter Berufung auf zahlreiche Bibelstellen nahegelegt, Gerechtigkeit zu üben, wie auch der Vater im Himmel sie geübt habe: Tu ergo cum sis rex in terra, ut sis filius

[1] Patrologia Migne, Ser. lat. 103, col. 315, B.

Regis in coelo, dilige judicium et justitiam. Imitare operibus quem patrem clamas sermonibus. Dilige justitiam et operare in ea; quia Pater tuus coelestis diligit et operatur in ea . . . Dilige ergo rex, justitiam et judicium, quae est via regia, et a prioribus regibus antiquitus trita. In beredten Worten schildert er die Segnungen der Gerechtigkeit und ruft dem Könige schließlich zu: Haec est via regia, per quam, rex, gradiens cito pervenies ad perpetua regna.[1] Ebenso fordert Sedulius Scotus von dem christlichen Idealkönig: Justitiam diligat simul atque custodiat; injusta vero atque maligna opera in subjectis repudiat, ac laudabili zelo, qui est secundum scientiam, corrigat.[2] In dem gleichen Sinne ist auch Karl bemüht, die durch den Treubruch Ganelons verletzte Gerechtigkeit wiederherzustellen. Als 30 Verwandte für Ganelon Bürgschaft leisten, läßt Karl sie alsbald in Gewahrsam nehmen:

v. 3849 Fait cels guarder tresque li dreiz (en serat) [iert faiz].

Als Pinabel und Tierri ihre Kräfte im gottesgerichtlichen Zweikampf messen, fleht Karl:

v. 3891 „E Deus!" dist Carles, „le dreit en esclargiez!"

Tierri, der Karls Sache vertritt, erklärt sich bereit, Pinabel mit dem Kaiser auszusöhnen, sofern er darauf verzichte, sich schützend vor Ganelon zu stellen:

v. 3904 „De Guenelun justise ert faite tel,
Ja mais n'ert jur que il n'en seit parlét."

Allein Pinabel lehnt diese Zumutung, seinen Verwandten im Stich zu lassen, mit Nachdruck ab. Als er unter einem gewaltigen Streiche Tierris tot zu Boden gestürzt ist, rufen die Franken alsbald aus:

v. 3932 Asez est dreiz que Guenes seit pendut,
E si parent ki plaidét unt pur lui.

Und so geschieht es. Zuerst werden Ganelons sämtliche Verwandten gehängt, dann wird er selbst an Händen und Füßen gefesselt von vier wilden Pferden zu Tode geschleift; und triumphierend über den Sieg des Rechts verkündet der Dichter:

v. 3974 (Hom) ki traist altre nen est dreiz qu'il s'en vant.

So hat der Dichter volksmäßige Überlieferung und klerikale Tradition in gleicher Weise herangezogen und in machtvoller Synthese zu einem in sich geschlossenen Gesamtbild von Kaiser Karl zusammengefaßt.

Auch in der Ausmalung charakteristischer Einzelzüge, die die Person des letzten Kaisers betreffen, schließt sich der Dichter eng an das Vorbild der sibyllinischen Prophetien an. Ebenso wie schon der Pseudomethodius (vgl. hier S. 65) erklärt auch die Tibur-

[1] Patrologia Migne, Ser. lat. 102, col. 947, D—949, A.
[2] Patrologia Migne, Ser. lat. 103, col. 298, A.

tina, daſs der zu erwartende Herrscher der Endzeit zugleich König der Griechen und Römer sein werde: . . . ipse erit rex Romanorum et Grecorum.[1] Nun ist auch Karl für den Dichter des Rolandsliedes zugleich Kaiser der Griechen; rühmt sich doch Roland in seiner Todesstunde, daſs er Konstantinopel für ihn erobert habe (v. 2329). Tavernier ist, soweit ich sehe, in der auſserordentlich weitschichtigen Literatur über das Rolandslied und die altfranzösische Epik überhaupt der einzige gewesen, der diesen Zusammenhang richtig erkannt und beiläufig die Vermutung ausgesprochen hat, daſs dem Dichter vielleicht die sibyllinische Tradition nicht fremd gewesen sei.[2] Er hat jedoch auf eine nähere Begründung seiner Ansicht verzichtet und diese Spur in seinen zahlreichen späteren Arbeiten über das Rolandslied wieder völlig aus den Augen verloren; ja, er hat seine These später sogar in aller Form preisgegeben, wenn er sich damit begnügt, die Charakterisierung Karls als Kaiser der Griechen als eine temperamentvolle Behauptung, eine poetische Lizenz, die wohl niemand vorher gewagt habe, zu bezeichnen.[3] Trotzdem kann nach den früher vorgebrachten Argumenten nicht mehr der mindeste Zweifel daran bestehen, daſs Tavernier sich ursprünglich auf dem richtigen Wege befunden hat. Auch wird erst von dieser Einsicht aus eine andere Angabe des Rolandsliedes völlig verständlich. Unter den Heerführern Karls wird ein Hermans, dux de Trace genannt (v. 3042). Nun hatte der Kaiser der Griechen thrazische Hilfstruppen in seinem Heere.[4] Der Dichter mag dies von einem Teilnehmer an dem ersten Kreuzzug erfahren haben. Indem er einen thrazischen Heerführer dem Oberbefehl Karls unterstellt, kennzeichnet er diesen implicite als Kaiser der Griechen. So ergibt die Lesart der Oxforder Handschrift einen völlig befriedigenden Sinn, und es erscheint als durchaus überflüssig, Trace in Suábie oder Alsace zu ändern, wie Jenkins vorgeschlagen hat. Die äuſsere Erscheinung des letzten Herrschers schildert die Tiburtina mit folgenden Worten: Hic erit statura grandis, aspectu decorus, vultu splendidus atque per singula membrorum lineamenta decenter conpositus.[5] Das Rolandslied beschreibt die Gestalt Karls folgendermaſsen:

v. 118 Gent ad le cors et le cuntenant fier.
v. 3115 Gent ad le cors, gaillart et ben seant,
Cler le visage et de bon cuntenant.
v. 3502 Granz ad le cors, ben resenblet marchis . . .

Der hohe Wuchs, der wohlgefällige Anblick, die leuchtenden Augen, der ebenmäſsig gebildete Körper — sie alle finden sich sämtlich im Rolandslied wieder.

---

[1] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 185.
[2] Tavernier, Vorgeschichte, S. 214.
[3] Zeitschrift f. franz. Sprache u. Lit., Bd. 41 (1913), S. 59.
[4] Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges, 2. Aufl., S. 237.
[5] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 185.

Im Pseudoturpin wird erzählt, Karl habe in Spanien sämtliche Götzenbilder zerstört mit Ausnahme eines einzigen, namens Salam Cadis, das sich im Lande Alandaluf befinde. Nach mohammedanischer Überlieferung habe Mohammed selbst jenes Standbild bei Lebzeiten hergestellt und durch Zauberkünste eine Anzahl Dämonen darin festgebannt; es könne daher von niemandem zerbrochen werden. Nähere sich ihm ein Christ, so gerate er alsbald in Lebensgefahr; trete jedoch ein Sarazene an das Bild heran, so geschehe ihm nichts zuleide. Falls sich zufällig ein Vogel darauf setze, falle er daselbst tot zu Boden. Est igitur in maris margine lapis antiquus, opere sarracenico optime sculptus, super terram situs, deorsum latus et quadratus, desursum strictus, altissimus scilicet quantum solet volare in sublime corvus, super quem elevatur imago illa de auricalco optimo in effigie hominis fusa, super pedes suos erecta, faciem tenens versus meridiem et manu dextera tenens quandam clavem, quae scilicet clavis, ut ipsi Sarraceni aiunt, a manu eius cadet anno quo rex futurus in Gallia natus fuerit, qui totam terram hispanicam christianis legibus in novissimis temporibus subjugaverit.[1] Die Historia des Pseudoturpin ist, wie Hämel überzeugend nachgewiesen hat,[2] zwischen 1147 und 1165 abgefaſst. Das altfranzösische Nationalepos der Blütezeit weiſs von einer solchen Einschränkung zu Ungunsten Karls nichts zu berichten. Vielmehr erscheint diese als ein legendarischer Reflex der Tatsache, daſs es den vereinten Streitkräften der französischen und der spanischen Ritterschaft trotz heldenhafter Anstrengungen bis zu jenem Zeitpunkt nicht gelungen war, die Macht des Islams auf der pyrenäischen Halbinsel zu brechen oder auch nur empfindlich zu schwächen. Angesichts dieser veränderten Verhältnisse wendet sich der Kompilator ab von der Anschauung, daſs der wiedererstandene Karl der von der sibyllinischen Tradition geweissagte letzte König gewesen sei; aber eben durch diese Abkehr liefert er implicite eine Bestätigung dafür, daſs diese Auffassung einmal die herrschende gewesen ist.

Einen festen Bestandteil der eschatologischen Spekulation bildet die Erwartung, daſs der Antichrist alle verfügbaren Streitkräfte sammeln werde, und daſs es zwischen ihm und dem letzten Herrscher zu einem entscheidenden Endkampf kommen werde. Schon Commodianus erklärt:

v. 893 Inuitatque sibi quam multas gentes ad urbem,
Qui ferant auxilium, licet sit fortissimus ipse . . .

Haymo bemerkt: . . . quamvis ab ipso Domini adventu, diabolus cum suis membris bellum certaminis contra Ecclesiam inierit, validius tamen in fine saeculi pugnabit, quando divino judicio solutus pro-

---

[1] Turpini Historia Caroli Magni et Rotholandi; Texte revu et complété par Ferdinand Castets, Montpellier 1880, p. 8—9.

[2] Berliner Beiträge zur romanischen Philologie, Bd. 1 (Wechssler-Festschrift), Jena und Leipzig 1929, S. 47.

priis viribus efferabitur . . . Tunc pariter bestia, reges et exercitus eorum pugnabit cum Christo, et ejus exercitu, quia uno voto unaque voluntate reprobi, adversus Ecclesiam firmabuntur, cum per damnatum hominem, antiquus hostis in saeculari potentia se eriget: tunc enim unanimi crudelitate reprobi cum suo capite, contra Ecclesiam erigentur, nullumque membrum iniquorum a sui capitis voluntate, in hac persecutione discrepabit.[1] Die bisherige Forschung hat sich zwar mit mehr oder minder groſsem Erfolg bemüht, im einzelnen die Namen der Völker und Heerführer zu identifizieren, die der Dichter gegen das Christenheer aufmarschieren läſst. Sie hat jedoch die Frage unbeantwortet gelassen, woher der von der geschichtlichen Wirklichkeit durchaus abweichende Gedanke der Konzentration der heidnischen Streitkräfte überhaupt stammt. Gaston Paris bemerkt einmal treffend: La grande idée qui a présidé à la formation de notre épopée, qui lui a donné son caractère essentiel et a été le point de départ de son développement, peut se définir ainsi: la lutte de l'Europe chrétienne contre les Sarrasins, sous l'hégémonie de la France.[2] Allein auch er hat die Frage nach dem Ursprung dieses Vorstellungskomplexes nicht einmal gestellt, geschweige denn befriedigend beantwortet.

Schon die Apokalypse (XVII, 12—14) deutet die Vision von dem Tier mit den zehn Hörnern folgendermaſsen: Et decem cornua quae vidisti, decem reges sunt: qui regnum nondum acceperunt, sed potestatem tamquam reges una hora accipient post bestiam. Hi unum consilium habent et virtutem, et potestatem suam bestiae tradent. Hi cum agno pugnabunt, et agnus vincet illos: quoniam Dominus dominorum est, et Rex regum, et qui cum illo sunt, vocati, electi et fideles. Das Tier hatte die apokalyptische Literatur frühzeitig mit dem Antichrist identifiziert (vgl. hier S. 33); das Lamm aber war auf Christus selbst gedeutet worden.[3] Der Verfasser des Rolandsliedes hat die Zahlenangabe aus der Apokalypse übernommen und läſst in dichterischer Steigerung dreimal zehn Schlachtreihen der Heiden den Christen gegenübertreten (v. 3216 ff.). Schlieſslich stellt der Dichter in parallelisierender Darstellung den Heiden zehn Schlachtreihen der Christen gegenüber (v. 3026 ff.).[4] Die entscheidende Rolle auf seiten der Christen hat der Autor jedoch im Anschluſs an die sibyllinischen Prophetien nicht dem wiederkehrenden Christus, sondern dem letzten Kaiser zugeschrieben.

Bei Pseudo-Ephraem wird einmal von der Endzeit gesagt: . . . operietur mundus a nequissimis gentibus, quarum aspectus ferarum magis quam hominum esse uidetur. Gentes enim illae horri-

---

[1] Patrologia Migne, Ser. lat. 117, col. 1179, C—D.
[2] Paris, Histoire poétique de Charlemagne, S. 15—16.
[3] Beatus, l. c., p. 572.
[4] Vgl. Gräf, a. a. O., S. 21—22, der jedoch infolge seiner Unkenntnis der Quelle des Dichters das richtige Verhältnis der beiden Angaben zueinander in das Gegenteil verkehrt hat.

biles nimis, profanissimae et coinquinatae ...[1] Auch der Pseudomethodius bezeichnet die Stämme, die Alexander der Groſse hinter einem ehernen Tore einschlieſsen läſst, die aber später noch einmal hervorbrechen und über die Völker herfallen werden, als obscinissime et deforme vel sordidae gentes.[2] Und ganz ähnlich sagt Aethicus Istricus von den Turchi, denen er, wie schon erwähnt, eine erhebliche Rolle zur Zeit des Antichrists zuschreibt, sie seien statura deforme.[3] Der Verfasser des Rol. erwähnt die

v. 3221 Miç(e)nes as chefs gros,
Sur les eschines qu'il unt enmi les dos
Cil sunt seiét ensement cume porc.

Und von anderen Hilfstruppen Baligants erklärt er:

v. 3526 Cil d'Ociant i braient et henissent,
[E cil d']Arguille (si) cume chen i glattissent.

Der Dichter hat sich hier bemüht, die mehr allgemein gehaltene Angabe seiner Quellen durch konkrete Einzelzüge schärfer hervortreten zu lassen. Die Hundsmenschen werden schon in der syrischen Alexanderlegende erwähnt.[4] Sie sind auch in die fabulöse Kosmographie von Aethicus Istricus gedrungen, der seiner vermeintlichen Vorlage folgenden Passus über eine Insel namens Munitia zuschreibt: Munitiam insolam septentrionalem scribit. Homines cenocefalos nimis famosa indagatione scrutans capite canino habere similitudinem, reliqua membra humana specie, manus et pedes sicut reliquum hominum genus, . . . truculenta specie, monstra quoque inaudita inter eos. Quos vicinae gentes circa eos, Cananaeos appellant.[5] Der Verfasser des Rolandsliedes mag aus Aethicus geschöpft haben. Für diese Vermutung spricht der Umstand, daſs er in genauer Übereinstimmung mit diesem ebenfalls die Cananaei anführt:

v. 3238 La premere est des Canelius les laiz

bemerkt er von einer Schlachtreihe, die Baligant gegen Karl aufstellen läſst. Schon Paul Meyer hatte diesen Namen treffend auf die Chananaei der Bibel zurückgeführt; er muſste jedoch zugeben, daſs er aus der geistlichen und historischen Literatur des Mittelalters keinerlei Beleg für diese weniger genaue Bedeutung des Wortes beizubringen vermöge.[6] Mit dem oben gegebenen Nachweis dürfte die Lücke seiner Beweisführung nunmehr geschlossen sein. Bédier

[1] Caspari, Briefe, p. 213.
[2] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 74; vgl. dazu Andrew Runni Anderson, Alexander's gate, Gog and Magog, and the inclosed nations, Cambridge (Mass.) 1932, p. 44—49.
[3] Aethicus Istricus, Cosmographia, ed. Wuttke, p. 18.
[4] Zit. bei Sackur, Sibyllinische Texte, S. 34.
[5] Aethicus Istricus, Cosmographia, p. 15.
[6] Romania, tome 7 (1878), p. 443—444.

bietet zwar einige entsprechende Belege,[1] doch stammen die von ihm angeführten Gedichte sämtlich aus dem 12. Jahrhundert, sind also erheblich jüngeren Datums als Aethicus Istricus.

Haymo bemerkt von den Gottlosen: Isti . . . in die judicii, tota mundi gloria in qua sunt confisi pereunte, flebunt et plangent.[2] Als die Boten Baligants in Saragossa ankommen, hören sie lautes Getöse in dem Palaste:

v. 2694 Asez i ad de la gent paienur,
Plurent e crient, demeinent grant dolor,
Pleignent lur deus Tervagan et Mahum
E Apollin dunt il mie nen unt.

Der Pseudomethodius sagt von den Anhängern des letzten Königs: Discendent filii regis in gladio et concidunt eos a terra, et inruet super eos timor et tremor undique, et ipsos et uxores et filios eorum.[3] Das Rolandslied legt den bestürzten Heiden folgende Worte in den Mund:

v. 2698 Dit l'uns a l'altre: „Caitifs, que devendrum?
Sur[e] nus est (venue) male confusiun.
Perdut avum le rei Marsiliun;
Li quens Rollanz li trenchat ier le (destre) poign.
Nus n'avum mie de Jurfaleu le blunt.
Trestute Espaigne iert hoi en lur bandun."

Die Königin Bramimunde empfängt die Boten Baligants wehklagend über die schwere Wunde, die ihr Gatte Marsilius von Rolands Hand erlitten hat, und ruft schmerzerfüllt aus:

v. 2722 Que devendrai, duluruse caitive?
(E) lasse! que n(en) ai un hume ki m'ociet!

Der Pseudomethodius sagt von den Heiden: Et lugebunt infantes suos, flentes super eos . . .[4] Marsilius spricht zu den Boten Baligants:

v. 2744 Jo si nen ai filz ne fille ne heir;
Un en aveie, cil fut ocis herseir.

Hier hat der Dichter die allgemein gehaltenen Angaben der lateinischen Vorlage an bestimmten Beispielen konkretisiert.

Bei Ephraem Syrus heißt es von dem Endkampf: Tunc exsilientes Gabriel et Michael duces exercitus descendent et suscitabunt sanctos . . .[5] Im Rolandslied rät Blancandrin dem König Marsilius, sich Karl zu unterwerfen:

v. 37 Vos le siurez a (la) feste seint Michel,
Si recevrez la lei de crestiens . . .

---

[1] Bédier, Commentaires, p. 50.
[2] Patrologia Migne, Ser. lat. 117, col. 1157, A.
[3] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 90.
[4] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 90.
[5] Zit. bei Bousset, a. a. O., S. 151.

Es ist schwerlich ein Zufall, daſs Marsilius gerade am Tage des Festes des hl. Michael die Taufe empfangen sollte, der in der apokalyptischen Überlieferung (so schon *Apoc.* XII, 7) als Vorkämpfer gegen den Antichrist vorgestellt wurde. Die ausschlaggebende Bedeutung hat der Dichter jedoch im Anschluſs an eine andere Tradition dem Engel Gabriel zugeschrieben. Er ist es, der Karl neuen Mut einflöſst, als er unter Baligants gewaltigen Streichen wankt und nahe daran ist, zu Boden zu stürzen:

v. 3610 Seint Gabriël est repairét a lui,
Si li demandet: „Reis magnes, que fais tu?"

Und er ermahnt ihn schlieſslich zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Ungläubigen:

v. 3993 Seint Gabriël de part Deu li vint dire:
„Carles, sumun les oz de tun empire!
Par force iras en la tere de Bire,
Rei(s) Viviën si succuras en Imphe,
A la citét que paien unt asise;
Li crestiën te recleiment e criënt."

Der letzte König wird alle Städte der Heiden ohne Ausnahme erobern. Pseudomethodius: . . . omnia castra eorum, que sunt in terra patrum illorum, in manus regis Romanorum tradentur in gladio et captivitatem et mortem et corruptionem.[1] Schon am Eingang des Rolandsliedes wird von Karl gesagt:

v. 3 Tresqu'en la mer cunquist la tere altaigne;
N'i ad castel ki devant lui remaigne,
Mur ne citét n'i est remés a fraindre
Fors Sarraguce, ki (e)st en une muntaigne.

Und schlieſslich wird Karl im Widerspruch zu den historischen Tatsachen auch die Einnahme von Saragossa zugeschrieben:

v. 3650 De Sarraguce ad la porte abatue.
Or set il ben qu(e) el(le) n'ert mais defendue,
Prent la citét, (od) sa gent i est venue;

Alle heidnischen Kultstätten werden zerstört, alle Heiden gewaltsam getauft werden; wer sich nicht zu Christus bekennt, verfällt dem Tode. So bemerkt die Tiburtina von dem letzten König: Omnes . . . insulas et civitates paganorum devastabit et universa idolorum templa destruet, et omnes paganos ad babtismum convocabit et per omnia templa crux Christi erigetur... Qui vero cruce Jesu Christi non adoraverit gladio punietur . . .[2] In demselben Sinne heiſst es im Rolandslied:

---

[1] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 90.
[2] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 185.

v. 3660 Li emperere ad Sarraguce prise,
A mil Franceis funt ben cercer la vile,
Les sinagoges et les mahumeries:
A mailz de fer et (a) cuignees qu'il tindrent
Fruissent (les) ymag(e)nes et trestutes les yd(e)les;
N'i remeindrat ne sorz ne falserie.
Li reis creit (en) Deu, faire voelt sun servise,
E si evesque les eves beneïssent;
Meinent paien[s] entresqu'al baptestirie.
S'or i ad cel qui Carle (voillet) cuntredi(r)e,
Il le fait prendre o ardeir ou ocire.

Der ganze Ingrimm des letzten Königs aber wird sich gegen diejenigen richten, die ihren Glauben verleugnet haben. Pseudomethodius: . . . omnis indignatio et furor regis Romanorum super eos qui abnegaverint dominum Jesum Christum exardiscit . . .[1] So sühnt auch Karl in heiligem Zorn das Verbrechen, das Ganelon durch sein Bündnis mit dem Glaubensfeinde auf sich geladen hat:

v. 3988 Quant l'emperere ad faite sa justise,
E esclargiee est la sue grant ire,
En Bramimunde ad crestientét mise . . .

Es könnte im ersten Augenblick seltsam und widerspruchsvoll erscheinen, dafs ein Herrscher, der so regen Eifer für die Ausbreitung des wahren Glaubens beweist, die Aufforderung des Engels Gabriel zu einem neuen Kreuzzug keineswegs sehr freudig aufnimmt:

v. 3999 Li emperere n'i volsist aler mie:
„Deus!" dist li reis, „si penuse est ma vie!"

Es wäre jedoch durchaus verfehlt, ihm dieses Widerstreben als Schwäche oder als Müdigkeit auszulegen; es findet vielmehr seine Erklärung darin, dafs der Herrscher der Endzeit von der sibyllinischen Tradition als Friedensfürst dargestellt wurde. So verkündet Pseudomethodius: . . . sedebit terra in pace, et erit pax et tranquillitas magna super terra qualis nondum esset facta, sed neque fiet similis illa eo quod novissima est et in fine saeculorum.[2] Im Lichte dieses Ideals betrachtet, mufste ein neuer Feldzug, auch wenn er sich gegen die Ungläubigen richtete, als ein unvermeidliches Übel erscheinen.

In seiner Antrittsvorlesung am Collège de France bemerkt Faral einmal beiläufig in polemischer Wendung gegen Gebhart, die sibyllinischen Prophezeiungen seien den französischen und englischen Klerikern nicht minder bekannt gewesen als den italienischen.[3]

---

[1] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 91.
[2] Sackur, Sibyllinische Texte, S. 91.
[3] Edmond Faral, La littérature latine du moyen âge, Paris 1925, p. 33—34.

Die Richtigkeit dieser Behauptung wird durch die vorliegende Untersuchung für einen konkreten Einzelfall in einem Ausmaſse bestätigt, das auch Faral selbst wohl kaum geahnt hat. In seiner Besprechung des eingangs angeführten Werkes von Fawtier erklärt Faral: On a tellement fouillé autour de la Chanson de Roland, qu'il n'y a plus guère espoir de découvrir, au sujet de ce poème, des documents nouveaux.[5] Wir hoffen im Gegensatz zu dieser Behauptung in eingehender Beweisführung gezeigt zu haben, daſs der Verfasser des Rolandsliedes sowohl in dem Grundgedanken seines Werkes wie auch in einer langen Reihe charakteristischer Einzelheiten von der vielgestaltigen Überlieferung abhängig ist, die sich bereits lange vor der Abfassung seines Werkes herausgebildet hatte. Es wäre indessen durchaus unangebracht, daraufhin den Vorwurf mangelnder Originalität gegen ihn zu erheben; denn nicht in der Erfindung bestimmter Details lag seine vornehmste Aufgabe, sondern in deren künstlerischer Gestaltung. Daſs er diese Fähigkeit weitgehend bewiesen hat, wird ihm auch der strengste Kritiker nicht absprechen können. Es war sein gutes Recht, aus dem breiten Strome der Überlieferung zu schöpfen. Was dieser ihm zutrug, das hat er dankbar aufgenommen und zu einem Gesamtkunstwerk geformt, dessen eigentliches Thema die Verwirklichung des Gottesreiches in der Geschichte ist.

---

[5] Revue critique, tome 67 (1933), p. 64.

KARL HEISIG.

Studien zu Prudencio de Sandoval.

(Fortsetzung und Schluſs.)

7. Pamplona im Besonderen. Schwierige Grenzmission gegen aufständische Bauern. Fortführung der gelehrten Studien.

Der Bischof von Tuy nimmt also sozusagen mit einem nassen und einem trockenen Auge Besitz von seiner neuen Diözese. Er erinnert sich daran, daſs sein Vetter Don Bernardo de Rojas y Sandoval, der jetzt Kardinal-Erzbischof von Toledo und General-Inquisitor ist, ebenfalls eine Reihe von Jahren (1588—1597) den Sitz von Pamplona innegehabt hat. Wer aber dereinst dessen Nachfolger sein wird, darüber scheint ihm schon jetzt kein Zweifel mehr zu bestehen. In Pamplona beträgt sein Jahreseinkommen 28000 Dukaten, also fast das Dreifache von Tuy.[1] Sein Domkapitel umfaſst 10 Dignitäre, 24 Kanoniker, 5 Rationäre; aber es ist für den Bischof gar keine leichte Sache, mit diesen hochwürdigen Herren in Frieden und Eintracht zu leben, denn sie sind eigenartigerweise keine Weltpriester, sondern Augustinermönche, und seit langem geht der Streit hin und her, ob es nicht aus mancherlei Gründen besser wäre, das ganze Domkapitel zu säkularisieren, d. h. die freiwerdenden Stellen nach und nach mit Weltgeistlichen zu besetzen.[2] Auch sonst erweist sich, mit Tuy verglichen, in Pamplona manches als weniger angenehm und vorteilhaft. Schlimm und echt spanisch sind vor allem die Residenzverhältnisse. Der Bischof von Pamplona muſs sich auf eigene Kosten eine Wohnung mieten und möblieren. Es ist zwar ein prächtiger, uralter und weitläufiger Palast vorhanden, den in grauer Vorzeit die Könige von Navarra den Oberhirten ihrer Hauptstadt als Residenz geschenkt haben. Aber seitdem Ferdinand der Katholische das Land erobert und mit Kastilien vereint hat, gibt es spanische Vizekönige in Pamplona. Sie haben sich vom ersten Tage an in dem schönen alten Palast eingenistet, denn damals hatte den bischöflichen Stuhl ein an der päpstlichen Kurie residierender Kardinal inne; seitdem aber ist aus der Gewohnheit ein Recht und der Bischof von Pamplona in seinem eigenen Hause ein Fremdling geworden.

---

[1] Méndez Silva, fol. 155.

[2] Über den Verlauf dieses merkwürdigen Streites vergleiche man Fernández Pérez III, 50 u. 69.

Zwar hat der tatkräftige Vetter unseres Don Prudencio, der schon genannte Don Bernardo de Rojas y Sandoval, seinerzeit bei Philipp II. ob dieser Miſsstände ernstlich Beschwerde geführt; der König hat nach seiner Gewohnheit bei der zuständigen Regierungskammer, dem Consejo de Navarra, ein Gutachten eingeholt und, weil man den Vizekönig doch nicht auf die Straſse setzen konnte, schlieſslich den folgenden, mit bedächtiger Feder an den Rand des Gutachtens gekritzelten Bescheid gegeben: „der Ilustrisimo Señor Obispo dürfe sich an einem bestimmten Platze nahe der Kathedrale einen neuen Palast erbauen und das Steinmaterial dazu aus dem Bauschutt der alten Veste nehmen." Der Bischof aber hat auf alle weiteren Schritte in dieser Angelegenheit verzichtet, und so ist alles beim Alten geblieben.[1]

Als Sandoval im Juni 1612 feierlichen Einzug in Pamplona hält, da bringt er bereits den Auftrag zu einer ziemlich heiklen diplomatischen Mission mit sich. Seit dem Sommer 1610, also gut zwei Jahre hindurch, ist im Pyrenäentale von Baigorry, an den Abhängen des Alduide-Berges, zwischen französischen und spanischen Bauern ein bösartiger Streit im Gang, der sich hauptsächlich um das Recht der Benützung von Getreideäckern und Viehweiden dreht und in der Unsicherheit der Grenzfestsetzung in jener Gegend seinen Ursprung hat.[2] Er wäre vielleicht längst geschlichtet, wenn ihn nicht der unselige Glaubenszwist immer von neuem entfachen würde. Denn die Navarresen der spanischen Seite sind beharrliche Katholiken, jene der französischen Seite aber ebenso starrköpfige Reformierte, und es gehört im Sinne der Zeit mit zu den Christenpflichten, dem Andersgläubigen Schaden und Unrecht anzutun. Wie also die Nachricht vom Tode des französischen Königs Heinrich IV., der am 14. Mai 1610 dem Dolche des Fanatikers Ravaillac zum Opfer fiel, in jenes abgelegene Pyrenäental gelangt, da wissen die navarresischen Bauern der spanischen Seite ihrer rachsüchtigen Schadenfreude keinen besseren Ausdruck zu geben, als daſs sie ein Dutzend Pachtgütchen der französischen Grenznachbarn in Brand stecken. Der Vizekönig des französischen Navarra, Sieur de La Force, beschwert sich umgehend beim Vizekönig des spanischen Navarra und fordert Vergütung des Schadens und Bestrafung der Übeltäter. Der letztere aber gebraucht mit viel höflichen Worten die Ausrede, er habe nicht festzustellen vermocht, wer die Schuldigen seien. Die über den Vorfall informierte Königin-Witwe Maria von Medici befiehlt ihrem getreuen La Force, er möge sich neuerdings an den spanischen Statthalter wenden und auf seiner ersten Forderung mit Nachdruck bestehen. Da kommt die Nachricht, daſs die aufsässigen Bauern inzwischen ihre Brandschatzungen wiederholt und sogar zahlreiches

[1] Ibidem III, 48—50. Erst anno domini 1732 kommt der Bau endlich zustande.

[2] Vergleiche hierüber insbesondere La Force, *Mémoires* II, 24—33, und Perrens S. 471.

Vieh weggeschleppt haben. Nun beschäftigt die Sache auch den Staatsrat in Paris und es ergeht durch den französischen Gesandten eine ernstliche aber erfolglose Vorstellung bei der Regierung in Madrid. Hierüber verstreicht der Winter, es wird Frühjahr 1611, und im Mai, als die Täler schneefrei werden, beginnen die spanisch-navarresischen Bauern abermals ihre Raubzüge. Jetzt aber greifen die Opfer dieser Feindseligkeiten entschlossen zur Selbsthilfe, brennen und plündern auch ihrerseits, und bald ist der schönste Grenzkrieg ausgebrochen, bei dem sogar Gefangene gemacht werden. Unter den letzteren befindet sich auch der Bürgermeister des spanischen Dorfes Valderro, das den Herd und Ausgangspunkt der ganzen Unordnung bildet. Das veranlaſst den Vizekönig in Pamplona, eine Abteilung Bewaffneter einzusetzen, um das dörfliche Oberhaupt zu befreien; aber aus der Expedition wird ein neuer Brand- und Raubzug. Nunmehr sieht sich endlich auch Maria von Medici veranlaſst, mit den Waffen zu klirren, und sie schickt den Sieur de la Force an der Spitze von sechs Kompagnien Infanterie auf den Kriegsschauplatz. Aber der kampflustige Haudegen kann nicht mehr dazwischenfahren, so gern er es möchte, denn die spanische Regierung hat mittlerweile den Vorschlag gemacht, es möche der unleidige Zwist durch eine sechsköpfige Kommission von Sachverständigen geregelt werden. Man ernennt also auf beiden Seiten, den staatsmännischen und Autoritätsbegriffen der Zeit entsprechend, je einen Bischof, einen höheren Verwaltungsbeamten und einen Adeligen zu Mitgliedern dieser Kommission. Der Bischof der spanischen Seite ist unser Prudencio de Sandoval. Daſs er nicht rechtzeitig am Verhandlungsorte, nämlich in Araneguy, zur Stelle sein kann, weil er erst im letzten Augenblick ernannt wird, das gibt der französischen Partei willkommenen Anlaſs zu heftigen Protesten. Der Sieur de La Force schreibt an die Königin nach Paris, es sei offenkundig, daſs die Spanier sie zum Besten hielten und Vorteil zögen aus der Schwäche, mit der man ihren Worten vertraue. Der Bischof von Bayonne, Bertrand d'Echaux, schickt seinen Einspruch an den Vizekönig nach Pamplona und reist unverzüglich nach Paris ab. Maria von Medici, stets auf Ausgleich und Schlichtung bedacht, auch wenn sie dabei Unrecht tut, miſsbilligt das Verhalten von Echaux, läſst ihn vorübergehend in Ungnade fallen und ernennt an seiner Stelle den Bischof von Dax, Jean Jacques du Sault. Inzwischen muſs der Sieur de La Force neuerdings melden, daſs die rabiaten spanischen Bauern ihren Grenzkrieg wieder aufgenommen haben. In Paris rufen diese durch das dilatorische Gehaben der Madrider Regierung verschärften Zustände eine ernstliche Verstimmung hervor; es droht sogar die Durchführung der bereits beschlossenen spanisch-französischen Doppelheirat[1] ins Stocken zu geraten. Da stellt sich endlich (Anfang August 1612) die spanische Kommission mit

[1] Ludwig XIII. soll die Tochter Philipps III. ehelichen, der spanische Thronerbe, der spätere Philipp IV., soll sich mit der Schwester Ludwigs XIII. vermählen.

Sandoval an der Spitze in Araneguy ein. Indes, wie das nun schon einmal Sitte ist, es nehmen zeremonielle Fragen und Vortrittszwistigkeiten zunächst viel Zeit weg. Erst nachdem diese wichtigen und schwierigen Dinge einigermaſsen zufriedenstellend geordnet sind, erinnert man sich an den eigentlichen Zweck der Zusammenkunft. Eine Einigung ist jedoch nicht zu erzielen. Nach vergeblichem Hin- und Herberaten überläſst man die Entscheidung der spanischen Regierung und erst im Dezember 1614 kann der französische Gesandte Graf Vaucelas in Madrid den Vertrag über die endgültige Grenzregelung unterzeichnen.

Sandovals Anteil an der erfolglos beratenden Schiedskommission scheint auf den ersten Blick nicht wichtig genug zu sein, um eine ausführliche Erzählung dieses verwickelten Grenzstreites in seiner Biographie zu rechtfertigen. Aber die Sache hat in Wirklichkeit für ihn schlimme Begleiterscheinungen. Leider ist bis jetzt darüber nur das Wenige zu ermitteln gewesen, was er selbst in aller Kürze anzudeuten für gut befunden hat, und das beschränkt sich auf die scheinbar nichts und doch sehr viel besagende Notiz,[1] daſs er dabei „das allen Bekannte erlitt". Es bleibt archivalischen Forschungen in Spanien vorbehalten, die Frage zu klären, worin die von Sandoval nur angedeuteten Leiden bestanden. Sie müssen ziemliches Aufsehen erregt haben, sonst hätte er sie nicht als *lo que a todos es notorio* bezeichnen können.

Nach Erledigung der mit Schwierigkeiten verbundenen Grenzmission vermag sich der neue Bischof von Pamplona endlich in Muſse wieder der Fortführung seiner gelehrten Studien zu widmen. Wie in Tuy, so hält er es auch hier: kaum ist er richtig warm geworden, so geht er an die Durchsicht seines Kathedral-Archivs. Wie in Tuy, so hat auch in Pamplona zu einer Geschichte des Bischofsitzes bisher noch niemand einen Finger gerührt. Nicht einmal die Ansätze zu Episkopatslisten oder chronologischen Aufzeichnungen über die Lebensläufe und das Wirken der einzelnen Bischöfe sind vorhanden; in bestaubter Jungfräulichkeit und Unordnung harren die pergamentenen und papierenen Dokumente ihres sachkundigen Ordners und Erweckers. Nun ist Sandoval nie besonders gründlich oder kritisch gewesen, eher von geschäftiger Emsigkeit, beinahe hastig im Erraffen, Kopieren, Excerpieren und erklärenden Aneinanderreihen der urkundlichen Zeugnisse. Aber die Raschheit, mit der er in kaum viel mehr als Jahresfrist wiederum einen Folioband von 230 Seiten über die Geschichte seines Bistums beisammen hat, übertrifft fast noch das, was er an Federflinkheit in der Kaiserbiographie geleistet hat. Im Herbst 1612 steht er noch mitten in den Verwicklungen der Grenzmission, und im Frühjahr 1614 liegt das druckfertige Manu-

---

[1] *Catálogo de los obispos*, fol. 137: *padeció lo que a todos es notorio.* Auch die von Castañeda gefundenen Dokumente geben hierüber keinen Aufschluſs.

skript bereits der kirchlichen Zensurbehörde vor.[1] Vielleicht ist ihm selbst nicht ganz geheuer bei dieser überstürzten Arbeit, denn er verwahrt sich in dreifacher Weise gegen etwa zu befürchtende Kritik. Fürs erste gibt er dem Bande die anspruchslose Aufschrift *Catálogo de los obispos de Pamplona,* fürs zweite benennt er ihn schon auf dem Titelblatt einigermafsen verschämt als „Werkchen" (*obrita*), und schliefslich veröffentlicht er ihn halb anonym, indem er statt seines Namens nur die Bezeichnung „von seinem Bischof" (*por su obispo*) hinsetzt.

In Wirklichkeit ist aber das Buch weder ein Catalogus episcoporum, noch auch ein „Werkchen", sondern eine stattliche und reichhaltige, mit allen erdenklichen Lesefrüchten, Excerpten, Notizen, Daten und Urkundentexten ausgestopfte Materialsammlung zur Geschichte des Königreichs Navarra, seiner benediktinischen Klöster, seiner Hauptstadt und ihrer Bischöfe. Aus Inschriften und Münzen kombiniert Sandoval zunächst einige Nachrichten über Pamplona zu Römerzeiten. Die dunklen Anfänge des Christentums in dieser Stadt vermag er nicht zu erhellen, aber er hilft sich durch kühne Schlüsse. Dafs der Apostel Jacobus die Botschaft des Heiles nach Spanien brachte, mufs als feste Voraussetzung gelten, ebenso dafs er in Zaragoza weilte. Die Tradition hierüber ist so alt und so gefestigt, dafs Sandoval glaubt, auf jede weitere Begründung verzichten zu dürfen. In Zaragoza konnte dem Zwölfboten das nahegelegene, volkreiche Pamplona nicht unbekannt geblieben sein und er mufste zum mindesten seine Sendlinge dorthin abgeordnet haben. Da ferner nur Hauptstädte von Reichen oder Provinzen zu Bischofsitzen erkoren wurden, so war zweifellos Pamplona einer der frühesten unter ihnen. Als dessen ersten Oberhirten vermag Sandoval den im Jahre 80 nach Christus gestorbenen Firminus zu ermitteln, und mit dieser Feststellung gewinnen seine vorhergehenden Vermutungen (die wir hier nicht weiter nachzuprüfen, sondern lediglich als Proben seiner geschichtlichen Methode zu bewerten haben) wenigstens einigermafsen an Wahrscheinlichkeit. Vom Tode Firmins bis zum Jahr 589 fehlt ihm jede Nachricht über Bischöfe oder Kirchenwesen in Pamplona. Erst in den Akten des dritten Konzils von Toledo (589) entdeckt er wieder den Namen eines Episcopus Pampelonensis (Liliolo soll er heifsen), und von da ab kann er dann die Reihe ziemlich lückenlos fortführen. Dabei gelingen ihm beachtliche Funde. So etwa ein Brief des Toledaner Oberhirten Eulogius, der später in Córdoba den Märtyrertod erlitt, an seinen Amtsbruder Willesindus in Pamplona aus dem Jahr 842, der von den schweren Glaubenskämpfen zwischen Christentum und Mohammedanismus erzählt und so ein ehrwürdiges Denkmal kirchlichen Lebens im mittelalterlichen Spanien

[1] Die Approbation trägt das Datum des 28. Mai 1614. Davon mufs man mindestens einen Monat für die Tätigkeit des Zensors in Abrechnung bringen.

darstellt.[1] Nicht weniger als 66 Episkopate kann er auf diese Weise vom Jahr 80 bis zum Jahr 1612, seinem eigenen Amtsantritt, zeitlich und inhaltlich mit einiger Genauigkeit abgrenzen. Aber es ist nicht die Reihe eben dieser Episkopate, die den geschichtlichen Aufriſs gibt, sondern es wechseln, nach sandovalischer Methode, mit der Darstellung der bischöflichen Regierungen in bunter Folge die Klostergründungen und die Herrscherleben, dann die dokumentarischen Stücke, Stiftungs- und Schenkungsbriefe, Erlasse und Testamente, dann wieder archäologische und Kunstsachen, dann wieder ganz subjektive, auf die Gegenwart des Autors bezogene Erwägungen und Vergleiche, wobei es zuweilen schwer und nicht selten unmöglich ist, einen Zusammenhang dieser gewiſs nützlichen und anregenden Nachrichten mit dem jeweiligen Bischof, in dessen Nähe sie gerückt sind, herzustellen. Kunstgeschichtlich wertvoll ist beispielsweise der Nachweis eines (noch 1612) im Kloster Santa Maria de Nájera befindlichen, mit Edelsteinen besetzten, offenbar romanischen Reliquienkreuzes, das in goldenen Lettern das Entstehungsjahr 1006 aufweist und dessen Hersteller mit Namen Alemanio wahrscheinlich ein in Spanien ansässiger deutscher Goldschmied war.[2] Schmerzliche Vergleiche zieht Sandoval, wenn er die Freigebigkeit mittelalterlicher Herrscher gegenüber ihrer Landeskirche in abwägenden Gegensatz stellt zu der unersättlichen Steuergier und dem schamlosen Gebührenwucher der Regierungen seiner eigenen Zeit; ein verstecktes aber darum nicht minder beredtes Zeugnis spanischer Not- und Niedergangspolitik im Jahrhundert der letzten drei Habsburger.[3] Die Gründung des Benediktinerklosters Santa Maria de Nájera (1052) durch den König Don García ist eines eigenen Kapitels würdig. Hier erfolgt der genaue Abdruck des lateinischen Textes nebst spanischer Übersetzung des Testamentes, mittels dessen die Errichtung und Dotation vor sich ging.[4] Die Art der Handschriften-Illuminierung gibt Anlaſs zu einem Exkurs über die Kleidertracht der damaligen spanischen Herrscher und ihre traditionelle Abhängigkeit von antiken (römischen) Vorbildern.[5] Die verschiedenartigen Unterschriften des Testamentes führen zu einem Erklärungsversuch des Titels *Senior* (*Señor*) in wortgeschichtlicher Hinsicht.[6] Auch heitere und des persönlichen Reizes nicht entbehrende Einzelheiten tauchen auf. Als der Bischof von

---

[1] Fol. 11 v.

[2] Fol. 26. Über den religiösen Kunst- und Kulturkreis, dem dieses Kruzifix einzuordnen wäre, vergleiche man die Studie von R. Alvarez de la Braña.

[3] *Quando* [*el obispo*] *entra en el obispado, es a peso de dineros. Siendo noble, príncipe de la Iglesia, le hacen pechero tributario. Quando muere, a veces no le dexan los que llaman colectores con que le enterrar. Los bienes, que los fieles dieron para el culto divino y adorno de la Iglesia, se dan al que ni la sirve, ni ve, ni conoce. Mucho ay que llorar y más que sentir, que no se puede decir.* Fol. 31.

[4] Fol. 45—56.

[5] Fol. 44v—45.

[6] Fol. 59.

Pamplona, Don Pedro de Paris, im Jahre 1177 auf Wunsch der Kanoniker die Vermögensverwaltung der letzteren von der seines eigenen Haushaltes trennt, weil sie sich beschweren, daſs er mit seiner zahlreichen Sippe und den vielen Gästen soviel verbraucht, daſs für sie selber kaum mehr das Nötigste übrig bleibt, da geht der hohe Herr dabei mit einer solchen Groſszügigkeit und Liberalität zu Werke, daſs das versammelte Kapitel bei Verlesung der Urkunde in die begeisterten Rufe ausbricht: *Satis est Pater, satis est! Bene, plene et perfecte satisfecisti nobis! Deo et tibi reddimus innumeras gratias!* Der gleiche Bischof verfügt auch, daſs der Tag des hl. Firmin, des frühesten Inhabers des Sitzes von Pamplona, jedes Jahr ganz besonders feierlich zu begehen sei und daſs der sogenannte Enfermero, einer der Dignitäre, an diesem Tage dem Domkapitel ein festliches Essen geben solle. Die Kosten dafür stiftet der Bischof selbst, und noch zu Zeiten Sandovals wird dieses beinahe halbtausendjährige Festmahl gewissenhaft und fröhlich abgehalten.[1] Den Höhepunkt des ganzen Buches aber und ein wirkliches Stück Geschichtsdarstellung bildet zweifellos der Abschnitt 49 (fol. 113—119), der den schlimmsten Zeiten des pampeloneser Bistums, den Jahren zwischen 1450 und 1470 gilt. Es sind die unruhigen Dezennien blutiger Machtkämpfe zwischen dem König Don Juan de Navarra und seinem widerspenstigen Sohn, dem Prinzen Don Carlos de Viana. Der Tod des Bischofs Peralta (12. April 1456) entfacht einen erbitterten Streit um den Nachfolger. Das Domkapitel, der König und der Prinz designieren je einen ihnen genehmen, den anderen aber verhaſsten Kandidaten für den Stuhl des hl. Firmin. Anhänger werden geworben, eine wüste Stimmungsmache wird getrieben, bis in die Bürgerschaft hinein dringt die Zwietracht. Appellationen nach Rom und Urteile von Rom ergehen, der Metropolit von Zaragoza verhängt Zensur und Interdikt über das Domkapitel und die Kathedrale, bis endlich der Papst den Hader schlichtet, indem er einen in jeder Hinsicht unparteiischen Auſsenseiter zum Bischof von Pamplona ernennt, nämlich den nachmals berühmt gewordenen Kardinal Bessarion.[2] Der neue Oberhirte verwaltet seine Diözese nur durch einen Generalprokurator, sieht Pamplona im Leben nicht und resigniert nach einigen Jahren (1462), als sich die Gemüter beruhigt zu haben scheinen, sein Amt zugunsten des Navarresen Don Nicolás de Echaberri. Für diesen verwendet sich mit Feuereifer der allen Kennern spanischer Geschichte vertraute Condestable de Navarra, Mosén Pierres de Peralta, der tapfere Haudegen und leidenschaftliche Adelsführer. Nun ist auch der Wunsch nach einem nationalen Bischof wieder erfüllt und Jahre ruhiger Ordnung scheinen anzubrechen. Da gibt es aus politischem Anlaſs zwischen den Leuten des Echaberri und

[1] Fol. 84.

[2] Weder Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 1—3, noch auch die Monographien über Bessarion von Vast (1878), Rocholl (1904) und Mohler (1923) verlieren ein Wort über diese Beziehungen des Kardinals zu Pamplona.

jenen des Peralta ein heftiges Zerwürfnis. Der letztere glaubt sich schwer beleidigt und schwört als navarresischer Hitzkopf blutige Rache. Er lauert dem Bischof, als dieser samt Gefolge von seinem Palast aus zu Hofe reitet,[1] mit Bewaffneten auf und überfällt ihn aus dem Hinterhalt. Er will ihn vielleicht nur gefangen nehmen oder ihm sonstwie einen schmerzlichen Denkzettel versetzen. Aber die Bischöflichen wehren sich, und bei dem entstehenden Scharmützel wird der gute Oberhirte schmählich und grausam erschlagen (23. November 1469). Ein neues Interregnum beginnt.

Inhalt und Methode des *Catálogo de los obispos de Pamplona* dürften damit hinreichend klar geworden sein. Mit seinem stofflichen, dokumentarischen und datenmäſsigen Reichtum blieb er, trotz aller Mängel und Fehler, trotz aller planlosen Verworrenheit, auf Jahrhunderte hinaus ein willkommenes Quellenbuch. Es haben ihn nicht nur Lokalgeschichtschreiber benützt, wie Gregorio Fernández Pérez, der das selber dankbar zugibt, sondern auch namhafte Kirchenhistoriker wie Gil González de Avila und Pius Bonifatius Gams.

8. Höhe und Neige des Lebens. Fieberhafter Schaffensdrang. Die letzten groſsen Arbeiten.

In den Jahren 1613—1615 entfaltet Sandoval das Höchstmaſs seiner Arbeitskraft und Emsigkeit. Es ist, als ob er sich nicht genug tun könnte an Beweisen seiner vorzüglichen Eignung zum Gelehrten, zum Hofchronisten, zum Anwärter auf einen neuen, immer angeseheneren, immer südlicheren und dem Hofe näheren Bischofsstuhl. Trotz aller Hast und Betriebsamkeit freilich ist eine gewisse Altersmüdigkeit unverkennbar. Seine Vorliebe und Sonderneigung zieht ihn vor allem zu den archivalischen Studien hin. Sie zeitigen ihm als krause, vielformige, von Auswüchsen nicht freie Frucht die Bischofsgeschichte von Pamplona. Aber er vergiſst darum nicht die Verbindlichkeiten seines historiographischen Amtes und ist darauf bedacht, auch ihnen in würdiger Form gerecht zu werden. Seine Ernennung zum Cronista de S. M. hat seinerzeit den Auftrag in sich begriffen, die amtliche Darstellung der kastilischen Landesgeschichte an dem Punkte fortzuführen, wo Ambrosio de Morales zum vorläufigen Abschluſs gelangt war. Damals hat der Wunsch des mächtigen Lerma den Plan der Kaiserbiographie gebieterisch in den Vordergrund geschoben, und die Fortsetzung der Landeschronik ward, kaum begonnen, wieder beiseite gelegt. Jetzt ist die Gelegenheit günstig, die lang geplante und vorbereitete Arbeit endgültig wieder aufzunehmen, das vaterländische Werk aus eigener Kraft zu fördern und sich den vielgerühmten beiden Vorgängern mit gleichwertiger Leistung anzureihen.

[1] Navarra ist damals noch ein selbständiges Königreich und der Herrscher residiert zumeist in Pamplona.

Die Anfänge des opus magnum, um dessen Fortführung es sich handelt, gehen auf eine Idee des Kaiserlichen Hofhistoriographen Florián de Ocampo zurück. Er hatte für seine Person einen gigantischen Plan dazu entworfen. Ein erster von drei Bänden sollte bis zum Beginn der christlichen Ära reichen, ein zweiter bis zum Einfall der Araber, ein dritter und letzter bis zur Regierung Karls V. Davon wurden aber nur 5 Bücher des ersten Bandes fertig, die sich bis zum Tode der Scipionen Cornelius und Cnaeus erstreckten, also etwa ein Viertel des ersten Bandes, ein Sechzehntel des geplanten Ganzen. Da die Epoche des groſsen Kaisers Karl V. das Endziel war, auf das der riesige Entwurf zusteuerte, so muſste auch die Vorgeschichte ein würdiger Unterbau dazu sein, und es ging nach der Auffassung des Ocampo um nichts Geringeres als um den Nachweis, daſs Spanien die älteste und mächtigste Monarchie des Erdenrunds sei, älter als Rom, dessen Vorgängerin und Erbin sie ist, älter als alle übrigen Reiche, da Tubal, der Sohn des Stammvaters Noah, der erste Besiedler und Kolonisator der iberischen Halbinsel war. Es fällt nicht schwer, sich einen Begriff zu machen von dem wunderlichen Gemisch aus Sage und Geschichte, aus Trug und Tatsache, aus Dichtung und Wahrheit, das sich hier als *Crónica general de España* ausgibt. Zum Glück für den Verfasser und zum Segen für die spanische Historiographie riſs der Faden schon ab, kaum daſs er angesponnen war, und mit dem amtlichen Fortsetzer des Begonnenen kam ein neuer Zug und eine neue Gesinnung in das Werk. Ocampo stirbt, so nimmt man an, im Jahr 1555; von 1563 an arbeitet Ambrosio de Morales an der Weiterführung. Äuſserlich fügt er sich bescheiden in den Plan des Vorgängers ein, will nur ein Fortsetzer sein und beginnt demnach seine Darstellung mit einem sechsten Buch, weil der andere mit einem fünften abgebrochen hat. Aber innerlich, das erweist sich von Anfang bis Ende, ist ein wirklicher Historiker an der Arbeit, der nach Plan und Aufbau, nach Quellenbenützung und Quellenkritik, nach Stoffbeherrschung und Darstellung den Vorgänger in einer Art und Weise überragt, die erst recht schmerzlich den Unterschied zwischen Anfang und Fortsetzung fühlbar werden läſst, und das, was äuſserlich und zwangsläufig als ein Gesamtwerk auftritt, zu einem Flickwerk von schreiender Ungleichförmigkeit macht. Unter den Händen von Morales gedeiht die *Crónica general de España* mit 17 Büchern von zusammen 650 Kapiteln von der spanisch-römischen Geschichte unter Lucius Martius über die westgotische und die arabisch-christliche Zeit bis zum Tode des Königs Bermudo III., der 1037 starb. In etwas mehr als 20 Jahren emsiger und zielbewuſster Arbeit hat der gescheite, zähe und schreibgewandte Mönch das vaterländische Werk nicht nur um ein erhebliches Stück vorangetrieben, sondern auch aus einem lächerlichen Phantasiegebilde zu einem ernsthaften Geschichtswerk emporgehoben.

Jetzt ist die Reihe, fortzufahren, an Sandoval. Es könnte, so meint man, seinem Rufe nicht schaden und der Einheitlichkeit des

opus magnum nur nützen, wenn er, wie seinerzeit Morales, an das Vorhandene in schlichter Form anknüpfen, mit der erprobten Einteilung nach Büchern und Kapiteln weiterfahren und so die Kontinuität des Ganzen nach Möglichkeit wahren würde. Aber das scheint dem Ehrgeiz des Bischofs von Pamplona zu widerstreben. Er scheut den Verdacht, als hätte er von dem einfältigen Hieronymitenbruder, dessen Name und Ruf zudem eines peinlichen Beigeschmacks nicht entbehrt,[1] etwas gelernt oder ihn nachgeahmt. Auch sagt ihm seine Methode durchaus nicht in allem zu. Klarheit im Aufbau und durchsichtige Anordnung des Stoffes, die jenen auszeichnen, sind seine Stärke nie gewesen. Sodann hat er durchaus nicht die weite Auffassung des Geschichtsbegriffes wie Morales, der, zwar stets bedacht, die groſsen Gestalten der Zeit in den Vordergrund zu rücken, dennoch seine Darstellung auf alle Haupt- und Nebengebiete geschichtlichen Wissens ausdehnt, ob es nun um Politik oder Kirche, um Landeskunde oder Bräuche, um etymologische Wortdeutung oder um die Theorie der Zeitrechnungen geht. Sandovals Fortsetzung hingegen verläuft in zwei parallelen Linien, den Kriegsereignissen, gesehen als Heldentaten, und den Konzilien, Klostergründungen und ähnlichen kirchlichen Angelegenheiten, gesehen als Kulturtaten. Beide Linien umschlingen und kreuzen sich in buntem Auf und Ab. Sie sind, wenn nicht das gerade Gegenteil, so doch grundverschieden von der Art und Haltung des Morales. Sandoval tut denn auch ein Mehrfaches, um sich von seinem Vorgänger schon äuſserlich zu distanzieren. Er erwähnt ihn nur einmal und ganz kurz in der Widmung an den König, nimmt aber sonst nirgends mehr auf ihn Bezug. Er verzichtet auf jeden durch den Buchtitel gekennzeichneten Anschluſs an das Gesamtwerk und nennt seinen Anteil nicht *Crónica general de España*, sondern *Historia de los Reyes de Castilla y León*. Er enthält sich jeder Einleitung und jeder orientierenden Vorschau, um nicht gezwungen zu sein, auf das Vorausgegangene hinzuweisen und an es anzuknüpfen; er vermeidet endlich sogar jede Gruppierung des Stoffes nach Büchern und Kapiteln, und teilt seine Darstellung lediglich in Abschnitte nach den Regierungszeiten, also gewissermaſsen in fünf Herrscherbiographien. Überblicken wir nun kurz ihren wesentlichen Inhalt und Charakter.

Der von Sandoval dargestellte Zeitraum umfaſst ziemlich genau die zweite Hälfte des 11. und die erste Hälfte des 12. Jhs. Er erstreckt sich von der Vereinigung der Reiche León und Kastilien unter Ferdinand I. im Jahre 1037 bis zum Tode Alfonsos VII. im Jahre 1157. Er ist eine der am wildesten bewegten, ungezügelten, brutalen Perioden spanisch-mittelalterlicher Geschichte, nicht nur von Kreuzzugskämpfen und Befreiungsschlachten gegen die Araber, sondern auch von tückischen Bruderzwisten unter den christlichen Herrschern erfüllt und vor allem unter den übrigen Zeiträumen hervorgehoben

[1] Morales hat sich bekanntlich in nervöser Überreizung selbst kastriert.

durch die *hazañas*, die Heldentaten und Gewalttaten des mächtigen Freischarenführers Ruy Diaz, genannt El Cid, den die Sage und Dichtung späterer Jahrhunderte zum Nationalheros veredeln wird. Sandoval läſst sich, wie wir schon sahen, auf eine übersichtliche Gliederung und sorgfältige Gruppierung des Stoffes gar nicht erst ein, sondern zerlegt ihn einfach in die fünf Regierungsperioden der einzelnen Herrscher. Diese sind: Fernando I. (1037—1065), Sancho II. (1065—1072), Alonso VI. (1072—1109), Urraca (1109—1126), Alonso VII. (1126—1157). Von diesen fünf Abschnitten ist der letzte nicht mehr neu; denn Sandoval begnügt sich damit, sein Erstlingswerk, die *Crónica de Alonso VII.*, nachdem er sie durch Entfernung des altertümlichen Titels und durch Weglassung der Kapiteleinteilung gewissermaſsen unkenntlich gemacht hat, mit einigen textlichen Streichungen und Zusätzen im Zweitdruck zu wiederholen. An Quellenmaterial für den neu zu bearbeitenden Stoff hat er zunächst die schriftliche Tradition, d. h. den reichen Schatz der alten Chroniken zur Verfügung. Aber von ihnen schätzt er als gelehrt und zuverlässig nur die lateinischen, während er die spanischen für *obras de romancistas*, das ist volkstümliche und popularisierende Flunkereien, hält, die der Dichtung näher stünden als der Geschichte. Das bestärkt ihn in der alten Überzeugung, hier könne nur sein erprobtes Verfahren zum Ziele führen, *sacando de privilegios y otros papeles, piedras, diarios, memorias y cartas pontificales lo que el mismo libro dirá,*[1] also die ausgeprägte und strenge Urkundenmethode. Sie aber lähmt ihm völlig den ohnehin schon schwachen Trieb zu selbständiger Gestaltung. So wird ihm die Geschichte dieses herrlich bewegten Zeitraums zu einer trockenen Aufzählung von Dokumenten, Taten und Ereignissen, deren tieferer Zusammenhänge er nicht gewahr wird und deren menschlicher und kritischer Erklärungsmöglichkeit er sich mit der Annahme gottgewollter Fügung leichthin entzieht. *No es tanto historia, como memorias sacadas de varias escrituras*, so hat schon der alte Enrique Flórez (1767) diese Geschichte der kastilischen Könige charakterisiert, und sie ist in der Tat, wenn man es scharf ausdrücken will, auf lange Strecken nur ein wüstes Durcheinander von Originaltexten und Exzerpten, zu deren Vereinigung, Ordnung und Kritik kaum ein Versuch gemacht wird. Die einseitige Bewertung der geschichtlichen Überreste, der Respekt vor der Urkunde, wie man es nennen möchte, führt auch hier gelegentlich zu kuriosen, durch die Jahrhunderte fortgeschleppten Irrtümern. So findet Sandoval zwei verschiedene Epitaphien der Doña Jimena, der Gemahlin des Cid, eines in San Pedro de Cardeña, ein anderes in San Juan de la Peña. Das bringt ihn zu der Meinung, es habe sich der Held zweimal verheiratet, einmal mit einer Jimena Gómez, das anderemal mit einer Jimena Diaz, und so müsse die abenteuerliche Sage vom Zweikampf des Cid mit dem Grafen Lozano, dem Vater

---

[1] So in der Widmung des Werkes an den König.

der Jimena Gómez, auf Wahrheit beruhen. *Könnte des stolzen Gómez großdenkende Tochter nicht seine erste Ximena gewesen sein?* so frägt noch 1805 allen Ernstes der berühmte schweizerische Geschichts. forscher und Berliner Professor Johannes von Müller.[1] Andererseits bleibt es der Ruhm Sandovals, durch Heranziehung von altem, erstmals verwendeten Urkundenmaterial die genaue Chronologie verschiedener Ereignisse gerade im Leben des Cid festgelegt, andere wiederum als Fabeleien erwiesen und so der ziemlich verworrenen Cidhistoriographie eine neue Richtung gegeben zu haben.[2]

Die beiden Jahre 1614 und 1615, die an fieberhaftem Schaffensdrang noch einmal an die Zeit heranreichen, wo Sandoval die Geschichte Karls V. gleichsam aus dem Boden gestampft hat, fördern mit einer letzten und zusehends schwächer werdenden Kraftanstrengung auch noch jenen Folioband zutage, mit dem der alternde Benediktinerbischof und Hofchronist seine Opera omnia beschließen soll. Das Werk, dessen endlos in die Länge gezogenen Titel man in unserem bibliographischen Anhang (unter Nr. 8) nachlesen mag, steht an Bedeutung erheblich hinter allem übrigen zurück, was Sandovals emsiger Feder entflossen ist. Anlaß dazu wird ihm wiederum ein handschriftlicher Fund, den er wahrscheinlich viele Jahre vorher schon gemacht hat, und den er jetzt, wo er auf der Höhe des Schaffens zu sein wähnt, in Wirklichkeit aber nur noch sein Letztes hergibt, nicht unverwertet liegen lassen will.

Es besteht eine Sammlung von vier lateinischen Chroniken zur spanischen Geschichte, die inhaltlich von 611—1109 reichen und der Überlieferung nach von dem Bischof Pelayo von Oviedo († 1143) vereinigt wurden, der selbst eine von den vieren verfaßte und die übrigen willkürlich mit eigenen Nachträgen erweiterte.[3] Von diesem Corpus Pelagianum besitzt Sandoval eine Abschrift, die nach dem Original des Kathedral-Archivs von Oviedo gemacht ist. Sämtliche vier Chroniken sind in lateinischer Sprache und angeblich von Bischöfen verfaßt, stammen aus dem grauen Mittelalter und sind ungedruckt; zudem handeln sie von Kaisern und Königen und von den Heldentaten der Reconquista.[4] Gründe genug, um sie in den Augen Sandovals mit dem Nimbus ehrwürdiger Archivalien und Geschichtsdokumente zu umkleiden. Die Textkritik, das heißt die Frage, ob sich der Wortlaut nicht mittels weiterer Handschriften bessern und von Zusätzen fremder Federn säubern ließe, macht ihm keine Sorge, denn die Grundsätze jeglicher Editionstechnik sind ihm fremd, und was er einmal als geschichtliches Dokument erkannt zu haben glaubt,

---

[1] Bd. 8, S. 152 der *Sämtlichen Werke*.

[2] Vergleiche hierüber insbesondere R. Menéndez Pidal, *La España del Cid*, I, 12ff.

[3] Vgl. Amador de los Ríos II, 52, 137—143, 157—162.

[4] *Todo lo que tratan es de Emperadores y Reyes y de los trabajos, guerras, muertes, que encerrados en los montes padecieron hasta que ganaron los reynos que en España con suma fidelidad y amor obedecen a V. M. como a natural señor.*

das ist ihm heilig. Er entschließt sich also, die vier Chroniken, die nach den Namen ihrer vermutlichen Verfasser benannt sind (Isidorus, Sebastianus, Sampirus, Pelagius), zu veröffentlichen. Als der Druck schon begonnen hat, kommt ihm die von Luis de San Llorente (Rom 1615) besorgte Ausgabe einer Chronik des Bischofs Idatius zu Gesicht. Sie dünkt ihm eine wesentliche Bereicherung seiner eigenen Publikation zu sein, und so nimmt er sie ohne viel Bedenken im einfachen Nachdruck in seine Sammlung herüber. Im Text kann er sie nur mehr an zweiter Stelle einfügen, während er sie auf dem Buchtitel, weil sie ihm die älteste zu sein scheint, an die Spitze rückt. Sein Foliant besteht demnach aus vier Erstausgaben und einem Neudruck. Daß er einen wenn auch verderbten Text mittelalterlicher Geschichtsquellen überhaupt der Vergessenheit entrissen und zugänglich gemacht hat, das ist ein zweifelloses Verdienst; daß er es ohne methodische Disziplin und Schulung getan hat, ist ein Nachteil und ein Mangel, der sich nur aus seiner einseitig orientierten Geschichtsauffassung erklären läßt, wie wir später noch sehen werden. Immerhin: erst im Laufe des 18. Jhs. wird diese Arbeit Sandovals überholt und damit gegenstandslos gemacht. Erst Enrique Flórez stellt in verschiedenen Bänden der *España sagrada*[1] kritische Neuausgaben jener alten Chroniken bereit, wobei er nicht versäumt, auch alle Versuche dieser Art, die zwischen ihm und Sandoval liegen, eingehend zu würdigen.

Was nun aber der an sich dankenswerten Arbeit Sandovals erst den Stempel des richtigen Alterswerkes aufdrückt, das ist der grauenhafte Wust von kunterbunt gewürfelten Notizen, Exzerpten und Erläuterungen, den er seinen Chroniken beigibt oder, besser gesagt, ohne innere Berechtigung anhängt. Etwa ein Viertel des Folianten besteht aus den lateinischen Texten, gut drei Viertel dagegen aus seinen eigenen *Notaciones*, die wiederum nicht darauf verzichten, sich als echte Archivalien (*sacadas de escrituras y memorias antiguas*) zu empfehlen. Da hat, um es deutlich zu sagen, ein alter Zittergreis die Schubladen bis zum hintersten Winkel ausgeräumt, um das Letzte, was er an beschriebenen Papieren noch fand, unter Dach und Fach zu bringen. Bruchstücke von Klostergründungen (offenbar Teile des nie erschienenen zweiten Bandes der *Fundaciones*) wechseln mit kurzen Nachträgen und Ergänzungen zu den Regierungszeiten von 18 mittelalterlichen Königen und mit langatmigen Widerlegungen eines nicht genannten literarischen Gegners.[2] Sein

---

[1] Für Isidorus in Bd. 14, S. 251, 261; für Idatius in Bd. 4, Apendix 3; für Sebastianus in Bd. 13, Apendix 7, Bd. 14, S. 280, 290; für Sampirus in Bd. 14, S. 419, 432; für Pelagius in Bd. 14, S. 458, 472. Gegenwärtig ist Z. García Villada damit beschäftigt, die verdienstvolle Arbeit des Flórez nach modernen Grundsätzen zu erneuern; vgl. seine mustergültige Ausgabe der *Crónica de Alfonso III*. Eine wichtige Ergänzung dazu ist der Aufsatz von C. Sánchez Albornoz in *Spanische Forschungen der Görresgesellschaft*, 1. Reihe, 2. Bd., S. 47.

[2] Nach einer Notiz bei Flórez, *España Sagrada*, Bd. 23, S. 58, ist es Mauro Castela Ferrer, der in seiner *Historia del Apóstol Santiago, Madrid*

blindgläubiges Vertrauen in handschriftliche Überlieferung gibt auch hier wiederum Anlaſs zur Verbreitung schwerwiegender Irrtümer. So behauptet er wiederholt (unter anderem S. 177, 241, 243, 287, 321) mit Bezug auf die *Crónica general* von 1344, die bekanntlich die erste Umarbeitung der ursprünglichen *Crónica general de Alfonso el Sabio* ist, daſs Manuel Rodríguez de Sevilla sie 1344 verfaſst habe, während er in Wirklichkeit, was bei einiger Kritik leicht zu ermitteln war, nur der Hersteller einer bestimmten, von ihm 1434 vollendeten Abschrift zu sein beansprucht. Der Irrtum aber bestand fort und fand sogar in Gelehrten wie Nicolás Antonio und Amador de los Ríos willige Nachbeter.

Mitten in die Emsigkeit dieser arbeitsreichen Jahre fällt auch ein Zusammentreffen zwischen Sandoval und dem Herzog, dessen Zweck und Verlauf für die Charakterisierung der beiden sehr aufschluſsreich ist. Als der Bischof von Pamplona im Herbst 1614 seine Diözese visitiert, da beruft ihn der mächtige Gönner auf seinen wenige Meilen südlich von Burgos gelegenen Stammsitz Lerma in dem gleichnamigen Städtchen. Hier stellt er ihm das Ansinnen, mittels einer Zahlung von insgesamt 44000 Dukaten für sich ein Begräbnis in der Kollegiatkirche von Lerma und zugleich 4 Kanonikate, 4 Praebenden, 4 Rationarien und 4 Kaplaneien dortselbst neu zu errichten und zu dotieren. Sandoval dankt höflich für die Ehre, denn er weiſs nicht, woher er das viele Geld nehmen soll, aber der Herzog hört nicht auf zu drängen und verspricht ihm sogar eine Berufung auf eines der beiden gröſsten Erzbistümer Spaniens, nämlich Toledo oder Granada. Nun wagt Sandoval nicht mehr Nein zu sagen und setzt seinen Namen unter die Stiftungsurkunde. Von den Zahlungen, für die ein Termin von 8 Jahren vorgesehen ist, leistet er insgesamt etwa 30000 Dukaten. Inzwischen tritt die Lermakatastrophe ein und beraubt Sandoval aller weiteren Aussichten und Hoffnungen. Als er dann bald darauf sein Testament macht, da bezeichnet er die Urkunde von 1614 als erzwungen und spricht ihr jede Gültigkeit ab.[1] Der Herzog aber klagt die Restsumme nach Sandovals Tod kaltblütig ein, indem er gegen die Erben einen Prozeſs anstrengt.

Eine kleine Nachricht über die administrative Tätigkeit seiner letzten Jahre mag das Bild des alternden, immer weniger von Erfolg begleiteten Sandoval vervollständigen. Im Oktober 1616 entschlieſst er sich, an seiner Kathedrale ein Klerikalseminar von der Art wie es das Tridentinum für die Erziehung und Vorschulung der zum Priesterstand geneigten und geeigneten Knaben als ratsam und wünschenswert bezeichnet hat, zu gründen und zu dotieren. Die Schüler, so verfügt Sandoval, müssen aus der Diözese stammen, mindestens 12 Jahre alt, Abkömmlinge legitimer Ehen sein (das letztere eine

---

1610, heftige Angriffe gegen Sandoval gerichtet hatte. Mir ist das Werk von Castela Ferrer unzugänglich geblieben.

[1] Castañeda S. 487—489.

gewisse Härte, die man gerade von Sandoval am wenigsten erwartet hätte) und geläufig lesen und schreiben können. Der Eifer des Bischofs ist lobenswert und wird auch vom König in einem huldvollen Schreiben gnädig anerkannt; aber in Spanien brauchen die Dinge ihre Zeit, und das Klerikalseminar kommt erst 152 Jahre später (1768) zustande, als man das Kollegiengebäude der vertriebenen Jesuiten dafür benutzen kann.[1] Es ist nicht nachzuweisen, aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dafs Sandoval, als der im März 1618 erfolgte Sturz Lermas ihm jede Zukunftsaussicht und jede Beziehung zum Hofe raubte, auch hinsichtlich der eben unternommenen Gründung die Hände müde in den Schofs sinken liefs und auf jede weitere Initiative, auf jeden Versuch der Überwindung von Schwierigkeiten, auf jedes fernere Opfer enttäuscht Verzicht leistete.

9. Sturz des Günstlings. Ende aller Hoffnungen. Lebensausgang.

An dem spanischen Hof hat sich dis Jahr auch allerley Veränderung zugetragen, so beginnt der Gesandte Franz Christoph Khevenhiller seinen Bericht über 1618 an den Kaiser Matthias.[2] In der Tat ist seit dem Regierungsantritt Philipps III. an diesem behaglichen, ganz auf Genufs und Sorglosigkeit, auf Phlegma und Schlendrian eingestellten Hofe keine so tiefgehende, alles Bisherige und Gewohnte umstürzende Veränderung eingetreten, wie jene, die das verhängnisvolle Jahr 1618 mit sich bringt. Eine Palastrevolution, aus Neid und Machtgier geboren, durch Vorzimmertratsch, Ohrenbläserei und Lästersucht grofs geworden, führt den plötzlichen Sturz des vielgeliebten und vielgehafsten Herzogs von Lerma herbei. Er hat seit einigen Jahren, teils aus Familiensinn, teils zur Erleichterung der Geschäfte, seinen ältesten Sohn, den Herzog von Uceda, an den Hof gezogen und ihm mehr Einflufs gewährt, als dieser aufgeblasene Dummkopf[3] zu vertragen imstande ist. Um den Uceda sammeln sich alsbald ehrgeizige Höflinge, vor allem der Graf von Olivares, Don Gaspar de Guzmán, und des Königs Beichtvater, der Dominikaner Fray Luis de Aliaga, der wie es Juan Yáñez ausdrückt,[4] dem Gewande nach ein Mönch, aber der Gesinnung nach ein Weltling, dem Verstande nach mittelmäfsig, aber der Einbildung nach ein Übermensch ist. Sie bilden den Kern einer Gegenpartei, die nach zäher Maulwurfsart die Stellung des alten Lerma unterwühlt. Um ihn selber

---

[1] Fernández Pérez III, 66 u. 230.

[2] *Annales*, Bd. 9, Sp. 261.

[3] Khevenhiller entwirft VI, 3042 folgendes Bild von ihm: *Dieser Duque de Uceda ist ein unförmlicher, ungehobelter und lährer Mensch, kan und weifs wenig, ist faul und lebt seinem gusto nach, ist auch wohl bey Leib, dafs mich nicht Wunder nimmt, weil er fast allezeit zehen oder eilf Stunden aufser der siesta schläft und zum Frühstück einen Milchkapaun zu Leib nimmt.*

[4] *Memorias* S. 16.

gruppieren sich seine Getreuen, Don Francisco de Borja aus dem Geschlecht des Jesuitengenerals und Heiligen, der Graf Saldaña, der Graf Lemos, der ihm als Schwiegersohn besonders nahe steht, und Don Rodrigo Calderón, den er ob seiner vielseitigen Brauchbarkeit zum Kammersekretär des Königs gemacht hat. Schauplatz und Schlachtfeld des Intrigenkampfes sind aber nicht etwa die unmittelbare Umgebung des Herrschers oder die Amtsstuben der Regierung, sondern die Gemächer des im ersten Jünglingsalter stehenden Kronprinzen. Ein tragisches Geschick will es, daſs Lerma auf dem gleichen Felde geschlagen und überwunden wird, auf dem er dereinst seinen unverhofften Aufstieg erschlichen hat. Um die Person des Thronerben geht der Kampf. Der witzige und geistreiche Lemos besitzt seine Zuneigung wie keiner. Das dulden Uceda und seine Anhänger mit nichten, denn es kann für ihre zukünftige Machtstellung die schlimmsten Folgen haben. Lemos aber ist unangreifbar, solange der alte Lerma fest im Sattel sitzt. Also müssen beide gestürzt werden.

Nun ist Lermas schwache Seite der aus dem bürgerlichen Nichts zu Bedeutung und Einfluſs gekommene Sekretär Rodrigo Calderón, ein ehrgeiziger und begabter, aber hemmungsloser und wohl nicht ganz normaler Mensch, den, wie Quevedo Villegas berichtet,[1] nichts besser charakterisiert, als sein dauerndes Bemühen, sich für einen heimlichen Spröſsling des verstorbenen Herzogs von Alba auszugeben. Indem man ihn verleumdet, diskreditiert man auch den alten Lerma. Schon beim Tode der (im Kindbett gestorbenen) Königin Margarethe taucht das unsinnige Gerücht auf, sie sei durch Calderón vergiftet worden, und der Beichtvater bringt den königlichen Witwer so weit, daſs er den Sekretär seines Amtes enthebt und zum Polizeipräfekten von Valladolid ernennt. Aber noch ist Lerma allmächtig, und bald kehrt der Verabschiedete als Kapitän der Leibwache wieder an den Hof zurück und ist angesehener als je. Da gibt es einen neuen Skandal. Ein frecher Trunkenbold und Tagedieb, von dem man behauptet, daſs er im Solde Calderóns stehe und sich von ihm zu allerlei dunklem Handwerk, sogar zu Mord und Totschlag miſsbrauchen lasse, soll festgenommen und vor Gericht gezogen werden. Bevor es gelingt, wird der Gesuchte meuchlings beseitigt. Cui bono? Nur Calderón kann es gewesen sein; nur er hat ein Interesse daran, den anderen vorzeitig stumm zu machen. Von neuem liegt der Mönch dem König in den Ohren, Gerechtigkeit heischend und mit Gewissensbissen drohend. Philipp III. will den alten Lerma schonen, dessen Kreatur und Schützling der Beschuldigte ist; aber er wird merklich kühler gegen ihn. Lerma sieht ein Unwetter heraufziehen, das ihn vielleicht vernichten kann. Um sich davor zu sichern, flüchtet er in den Schoſs der Kirche.[2] Er erwirkt vom Papste seine Ernennung zum Kardinal.

[1] *Grandes Anales* S. 150.

[2] *Se quiso armar con las armas y devisas de Príncipe de la Iglesia,* sagt Novoa II, 135.

Das hat ihm — Khevenhiller und Quevedo berichten es einstimmig — Rodrigo Calderón als letzten Ausweg geraten und dazu die Begründung gegeben, als hoher Kirchenfürst könne er für etwaige Fehler seiner Ministerzeit nicht zur Rechenschaft gezogen werden; auch seine Mitarbeiter nicht. Lerma selbst bittet den Papst in einem Schreiben um die Gnade dieser Auszeichnung. Paul V. gewährt sie ihm huldvoll als Belohnung „für viele und große der Kirche erwiesene Dienste", das Kollegium der Purpurträger heißt ihn schriftlich willkommen und drückt seinen Stolz darüber aus, einen solchen Zeitgenossen zu den Seinigen zählen zu dürfen. Am spanischen Hofe kichert man, im Volke laufen freche Späße und Spottverse um. Lerma macht im übrigen keine Staatsaktion daraus und wagt vor allem nicht, den König zu bemühen. Bei den Kapuzinern in Madrid geht die Birett-Aufsetzung durch einen päpstlichen Kämmerer in aller Stille (*bey versperrtem Thor*, sagt Khevenhiller) vor sich; die Mönche singen das Te Deum und das Fest ist aus. Der König empfängt den neuen Kardinal mit aller ihm gebührenden Ehrerbietung, aber er läßt ihn deutlich fühlen, daß er seines Rates nicht mehr bedarf. Die „farsa cardenalicia" hat den letzten Rest der königlichen Geduld aufgezehrt.[1] Jetzt holen Uceda, der Beichtvater Aliaga und der Graf Olivares zum entscheidenden Schlage aus. Auf einen Tag wird den bisherigen Kammerherren des Thronfolgers, den beiden Grafen Lemos und Saldaña und dem Don Francisco de Borja, der fernere Zutritt zu den prinzlichen Gemächern untersagt und der symbolische Ehrenschlüssel wird ihnen abgefordert. Das für Lerma hierin inbegriffene Mißtrauensvotum ist deutlich genug spürbar. Bald darauf läßt der König dem kirchlichen Würdenträger, der sich nach einem fast 60jährigen Leben in Halskrause, Degen und Seidenstrümpfen nur schwer an die wallende Pracht und Umständlichkeit seiner neuen Standeskleidung zu gewöhnen vermag und sich so wenig wie möglich in der Öffentlichkeit zeigt, durch den Prior des Escorialklosters sagen, er dürfe sich jederzeit ins Privatleben zurückziehen. In einer Abschiedsaudienz unter vier Augen versichert dann der scheidende Günstling den Monarchen noch einmal seiner unwandelbaren Hingebung und Treue, der König seinerseits dankt ihm gnädig für alles was er ihm geleistet, und so trennen sich diese beiden nach 20 Jahren einer Freundschaft, die unauflöslich zu sein schien. Am 4. Oktober 1618 verläßt der Kardinal den Hof für immer, um sich auf seine Besitzungen in Lerma zurückzuziehen. In Madrid aber ergreifen die Zügel der Regierung sein Sohn, der Herzog von Uceda und seine

[1] Bei L. Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 12, S. 239, heißt es hierüber in nicht ganz glücklicher Formulierung: „*Zwei kleinere Promotionen erfüllten dringende Wünsche der französischen und spanischen Regierung. Am 26. März 1618 erhielten den Purpur der verwitwete allmächtige Minister Philipps III., der Herzog von Lerma, und der treffliche Pariser Bischof Henri de Gondi.*" — Ich meine, von *dringenden Wünschen der spanischen Regierung* in dieser Angelegenheit sollte hinfort nicht mehr gesprochen werden!

getreuen Helfer, der Beichtvater Aliaga und der Graf Olivares, der unter Philipp IV. dereinst das werden soll, was Lerma unter Philipp III. gewesen ist. Rodrigo Calderón wird verhaftet und ins Gefängnis gesetzt. Sein Prozeſs zieht sich drei Jahre lang hin und das schlieſsliche Urteil lautet auf öffentliche Hinrichtung wegen mehrfachen Mordes. Ob mit Recht oder Unrecht, ist noch heute eine umstrittene Frage. Den Kardinal aber, so meint Quevedo Villegas[1] und damit bricht er für seine Person endgültig den Stab über ihn, bewahrte nur der rote Hut vor einem ähnlichen Schicksal.

Die Wirkung von Lermas plötzlicher Verabschiedung auf die Hofgesellschaft ist niederschmetternd. Hören wir den Augenzeugen Novoa: *Le esperaba todo el mundo, y si bien admiraban todos, que se iba para no volver, a todos parece que se les iba el hombre, el amparo, la cortesia, el intercesor, la esperanza, la inteligncia, el padre de todos y de todos los necesitados* (III, 158). Auch im fernen Pamplona sitzt einer, für den der Sturz des Günstlings weit mehr bedeutet als eine höfische Sensation, für den in gleich schmerzlicher Weise das Wort unseres Gewährsmannes gilt: *se le iba el hombre, el amparo, el intercesor, la esperanza.* Zwar wissen wir nicht, wie Prudencio de Sandoval die Nachricht aufgenommen hat, durch wen und wie sie ihm übermittelt wurde, ob er, was bestimmt anzunehmen ist, dem scheidenden Gönner sein schmerzliches Mitgefühl und seine treue Ergebenheit zu Füſsen gelegt hat; aber das eine bleibt sicher und durch die Tatsachen erwiesen, daſs für ihn mit dem sang- und klanglosen Abgang des Herzogs jede Hoffnung auf neue Ämter und Gnaden im Keime erlischt. Wer immer bei dem Verbannten in Gunst gestanden ist, der hat von den neuen Machthabern nicht nur keine Förderung zu erwarten, sondern muſs zufrieden sein, wenn sie ihn im ruhigen Genuſs seiner Pfründe belassen. Umsonst hat also Sandoval seine zwei letzten Geschichtswerke in ehrerbietiger Widmung ausdrücklich dem König zugeeignet, umsonst hat er 30000 Dukaten für das Stiftskapitel von Lerma hingeopfert, umsonst hat er durch die Gründung und Dotierung eines Klerikalseminars in seiner Diözese die Aufmerksamkeit der Regierung auch in administrativem Sinne auf sich zu lenken versucht. Und welche Gelegenheit wäre zum Greifen nahegerückt! Denn am 9. Dezember 1618, acht Wochen nach Lermas Sturz, starb der Kardinal-Erzbischof von Toledo, Don Bernardino de Rojas y Sandoval, der ein Groſsonkel des Herzogs gewesen war, der ferner eine Zeitlang das Bistum Pamplona innegehabt und der auch zu Prudencio de Sandoval in ziemlich enger Verwandtschaft gestanden, insofern, als der Groſsvater des einen und die Groſsmutter des anderen Geschwister gewesen waren. Nichts lag näher, als daſs wiederum ein Sandoval den glorreichen Erzstuhl von Toledo bestiegen und alle mit ihm traditionell verbundenen Ämter und Würden auf sich ver-

[1] *Vióse desterrado, y el proceso y la persecución embarazados en solo el bonete. Grandes Anales,* S. 177.

einigt hätte. Ja die bindende Zusage des Herzogs von 1614, deren Kaufpreis und Gegenwert ein ganzes Stiftskapitel gewesen war, machte diese Möglichkeit fast zur Gewifsheit. Diese und ähnliche Hoffnungen sinken nun in ein vorzeitiges Grab. Es kann darum nicht wundernehmen, dafs der Bischof von Pamplona für den Rest seiner Tage gänzlich verstummt und dafs in seiner Biographie nur noch Zeit und Umstände seines Todes zu berichten bleiben.

Da ist es nun zunächst merkwürdig, dafs 30 Jahre nach Sandovals Hintritt schon keine sichere Gewifsheit mehr über Tag und Ort dieses Ereignisses besteht. Der Kirchenhistoriker Gil González de Avila, bei dem sich die früheste gedruckte Nachricht hierüber findet,[1] läfst ihn im Jahre 1620 in dem navarresischen Städtchen Estella aus dem Leben scheiden, und spätere Autoren, wie Franckenau[2] oder Ziegelbauer,[3] schreiben es ihm, weil sie es nicht zu überprüfen vermögen, gutgläubig nach. Neue Verwirrung schafft Nicolás Antonio,[4] der ohne Kenntnis der Stelle bei González de Avila sich auf die Vermutung beschränkt, Sandoval müsse vor dem 16. März 1621 gestorben sein, da an diesem Tage sein Nachfolger von der Diözese Besitz ergriffen habe. Diese Notiz hat zur Folge, dafs spätere Benützer des Werkes, wie z. B. Freytag[5] oder die anonyme französische Benediktinerbiographie[6] als Todesjahr des Sandoval kurzerhand 1621 angeben. Erst Enrique Flórez hat diese Zweifel und Unsicherheiten gründlich bereinigt.[7] Er stellte beim Domkapitel in Pamplona genaue Nachforschungen an und kam zu dem endgültigen Ergebnis, dafs Sandoval am 12. März 1620 zwischen 4 und 5 Uhr des Morgens in seiner bischöflichen Mietwohnung zu Pamplona[8] gestorben war. Seine letzte Ruhestätte ist eine Wandnische in der von ihm selbst gestifteten St. Benedictus-Kapelle seiner Kathedrale.

Sandovals zweites und endgültiges Testament,[9] das erst vor kurzem Vicente Castañeda zugänglich gemacht hat, wurde unmittelbar nach seinem Tode von nicht weniger als 298 juristischen oder Einzelpersonen angefochten. Die Rätekammer des Consejo de Castilla, der die wenig beneidenswerte Aufgabe zufiel, diesen Knäuel von Rechtsansprüchen zu entwirren und zu schlichten, wies 234 davon rundweg ab; sie hatte mit der Entscheidung über die restlichen 64 schon genug Arbeit und Verdrufs. Unter den Protestparteien befand

---

[1] *Teatro eclesiástico*, Bd. 3 (1650), S. 452.
[2] *Bibliotheca hispanica*, S. 370.
[3] *Historia*, Bd. 4, S. 469.
[4] *Bibliotheca hispana nova*, Bd. 2, S. 257.
[5] *Analecta*, S. 808.
[6] *Bibliothèque générale*, Bd. 3, S. 34.
[7] *España sagranda*, Bd. 23, S. 61.
[8] Er residierte, wie schon erwähnt, in einem dem Grafen von Lerín gehörigen Hause, da der bischöfliche Palast vom Vizekönig beansprucht wurde.
[9] Aufgesetzt und unterschrieben am 9. März 1620; ihm war ein früheres und dann widerrufenes vom 20. Dezember 1618 vorangegangen.

sich Sandovals Stammkloster Nájera, das 10000 Dukaten aus der Erbschaft beanspruchte. Es war ferner darunter der Herzog von Lerma, der 14000 als Restschuld aus der Stiftungsurkunde des Kapitels von Lerma haben wollte. Darunter war sodann die Stadt Tuy, der Sandoval einmal ein Legat versprochen hatte. Darunter waren endlich Leute wie der Malermeister Juan Claver, der für den Bischof von Pamplona folgendes gemalt und nichts dafür bezahlt bekommen hatte: ein Porträt des Herzogs von Lerma, eine Ansicht der Stadt Tuy, ein Bildnis des hl. Hieronymus, ein Bildnis der Mater dolorosa mit dem göttlichen Leichnam auf dem Schoſse und noch manches andere. Auf die Art wie Sandoval seine Versprechen zu halten und seine Verbindlichkeiten zu erfüllen pflegte, wirft diese Prozeſsgeschichte gewiſs kein gutes Licht. Der Bischof von Pamplona und Biograph Karls V. erscheint hier, milde ausgedrückt, als ein nicht ganz zuverlässiger und gewissenhafter Charakter. Man wird diesen Umstand für seine Beurteilung als Geschichtsschreiber im Auge behalten müssen. Man wird ihn aber auch bei der Bewertung seiner testamentarischen Aussage, er stamme von legitimen Eltern ab, als Gegenargument mit in die Wagschale legen dürfen.

Aus Sandovals letztwilligen Legaten interssiert uns hier nur jenes eine, das seine Bücher- und Handschriftensammlung betrifft. Erbe der ganzen Bibliothek mitsamt den Schränken wurde das Kloster in Nájera, in dem er dereinst die Profeſs abgelegt hatte. Zu dem Bestand gehörten auch die noch fast vollständigen Auflagen der drei Werke: *Historia del Emperador Carlos V*, *Historia de los Reyes de Castilla y León*, und *Iglesias de Navarra.*[1] „*Ninguna he vendido*, sagt er, *y costaron de impresión quatro mil ducados.*“ Sandoval war demnach Selbstverleger und brachte als solcher seine Bücher nur in wenigen Exemplaren an den Mann. Abt und Konvent von Nájera muſsten sich verpflichten, die ganze Bibliothek im Kloster aufzustellen und nie etwas davon zu veräuſsern, zu vertauschen oder zu verleihen. Nur die drei genannten Restauflagen durften verkauft werden. Von ihnen machte dann der geschäftstüchtige Buchhändler Pedro Escuer in Zaragoza mittels geringer Veränderungen auf dem Titelblatt drei angebliche Neuauflagen.[2] Der ganze Vorgang aber scheint mir ein beachtenswerter Beitrag zur künftigen Geschichte des spanischen Buch- und Verlagswesens zu sein.

Mit dem Lebensende des Fray Prudencio de Sandoval geht gleichzeitig ein wichtiger Abschnitt der spanischen Geschichte und Geistesentwicklung zur Neige. Fast genau ein Jahr nach dem gelehrten und ehrgeizigen, von ihm so willig geförderten Benediktinerbischof, nämlich am 31. März 1621, stirbt der erst 43 jährige Philipp III. Im Geistigen ist die Gegenreformation und Spätrenaissance langsam

---

[1] Mit dem letzteren kann er nur die *Historias de Idacio obispo etc.* meinen.

[2] Vergleiche die Vorbemerkung zu unserer am Schlusse beigegebenen Bibliographie.

in die Barockgesinnung abgeglitten. Das Zeitalter des Cervantes, das zugleich jenes Philipps III. war, hat den Übergang gebildet. Die Überdehnungen und letzten Spannungen des Jahrhunderts eines Calderón de la Barca setzen ein. Im Politischen aber beginnt unter Philipp IV. die vorletzte Etappe des habsburgischen Niedergangs in Spanien. Schon hat man, wie es Khevenhiller mit ergreifender Anschaulichkeit vorbringt,[1] *den Segel aufgespannt, diese Monarchie zu Grunde zu segeln.*

10. Sandovals geistige Entwicklung. Die benediktinische Sonderart.

Prudencio de Sandoval ist als Geschichtsschreiber bisher immer nur auf Grund seiner großen Biographie Karls V. beurteilt und eingeschätzt worden. Man hat sich weder um sein Leben, noch um seinen schriftstellerischen Werdegang gekümmert, noch auch nach seiner Neigung und Begabung gefragt, oder den Zwang, der auf ihm ruhte, mit in Erwägung gezogen. Man hat getan, als ob die *Historia del Emperador Carlos V* von einem Verfasser stammte, der, notdürftig nach Name und Stand bekannt, sonst weder Werk noch Kunde von sich hinterlassen habe. So kam es, daß Ranke nur den *Sammler von wenig zusammenhängenden Nachrichten* und den skrupellosen Abschreiber älterer Darstellungen in ihm sah, daß Fueter *den kritischen Sinn, den methodischen Fleiß und die relative Unparteilichkeit* seines angeblichen Vorbildes Zurita an ihm vermißte, daß Morel-Fatio ihn als Fälscher und Hersteller von Urkunden zu brandmarken suchte, daß Costes, Ballester y Castell und andere, in teilweiser Fortführung der Idee Rankes, das Hauptgewicht auf den Nachweis seiner wörtlichen Abhängigkeit von älteren Autoren legten, daß ihn endlich Cejador y Frauca als *zu sehr Mönch und zu sehr Höfling* summarisch aburteilen zu dürfen glaubte. Diesen scheinbar vielseitigen, aber in Wirklichkeit doch recht einseitigen Gesichtspunkten gegenüber brauchen wir jetzt lediglich auf die eben abgeschlossene Biographie Sandovals zu verweisen. In ihr haben wir vor allem die *Geschichte Karls V.* in den Zusammenhang eines verwandtschaftlich und beruflich gebundenen Lebens eingereiht und gezeigt, aus welchen äußeren Umständen und Verpflichtungen dieses Werk entstanden ist. Nun bleibt uns noch die Aufgabe, aus eben diesem Leben alle jene Einflüsse abzuleiten, die für die Besonderheit unseres Autors nicht nur als Biograph Karls V., sondern als Geschichtsschreiber und Schriftsteller überhaupt von entscheidender Wirkung geworden sind. Erst in dieser Form der Zusammenschau werden wir seiner Gelehrten- und Forscherpersönlichkeit völlig gerecht zu werden vermögen und erst von dieser Erkenntnis her wird dann die Bahn endgültig frei gemacht sein für eine von aller Voreingenommenheit und Einseitigkeit ledige Würdigung des großen Geschichtswerkes über Karl V.

[1] *Annales*, Bd. 6, Sp. 3035.

Was in erster Linie für Sandoval bindend und richtunggebend wird, das ist seine adelige Herkunft. Sie reiht ihn, sowie die ursprüngliche Illegitimität durch das benediktinische Ordenskleid gedeckt und gewissermaſsen aufgehoben ist, als vollwertiges Mitglied in die Kaste der aristokratischen Führerschicht ein, verleiht ihm deren Vorrechte und Ansprüche, erfüllt ihn mit deren Gesinnungen. Er ist nicht nur ein Blutsverwandter des Herzogs von Lerma, er fühlt sich auch als solcher; er nutzt nicht nur die aus diesen Beziehungen sich ergebenden Möglichkeiten redlich aus, sondern er tut das im vollen Bewuſstsein eines ihm zustehenden natürlichen Rechtes. Er ist sozusagen durch Erbe und Abstammung ein Träger des spanischen Nationalgefühls, des spanischen Adelsstolzes und des monarchischen Gedankens spanisch-habsburgischer Prägung. Wenn ihn daher Fueter einen fanatischen Nationalisten nennt, so ist die hierin begriffene abschätzige Bewertung ein gründliches Fehlurteil. Aus Sandovals Herkunft stammt auch jener merkwürdige Anreiz zu genealogischer Forschung, Deduktion und Sammlung, der ihn sein ganzes Leben lang begleitet. Er will den Ruhm seines eigenen Geschlechtes im Spiegel der glorreichen Tradition von hundert anderen heroischen Familien auffangen und beleuchten. Er sieht in der vaterländischen Vergangenheit nur ein einziges aristokratisches und ritterliches Zeitalter. Adel und Heldenruhm, so liebt er es zu begründen, erwarb man von Anbeginn nur durch Vollbringung groſser und kühner Taten. Tapferkeit und Körperkraft schuf überall die ersten Adeligen; die Feigheit lieſs die übrigen im Zustand ihrer Niedrigkeit zurück.[1] Die Adeligen, unter denen der König gleichsam nur der primus inter pares war, haben die Geschichte des Mittelalters, des heroischen Zeitalters geformt. Er überträgt diese Auffassung sogar auf seine Ordensgesinnung. Die Söhne des heiligen Benedikt, die in Spanien die ersten Klöster gründeten, den Kampf gegen Barbarei und Heidentum wagten und neben der Fackel des Evangeliums auch das Lämpchen der Wissenschaft entzündeten, sie waren im Geistigen die gleichen Helden. Sein Erstlingswerk, die Regierungsgeschichte des Kaisers Alfonso VII., schiene ihm unvollständig, wenn er dem chronikartigen Tatsachenbefund nicht auch noch eine gründliche Erweiterung und Erläuterung in Form einer genealogischen Darstellung von 15 der berühmtesten spanischen Adelsgeschlechter anfügen würde. Die Klostergeschichten seiner Fundaciones sind voll von Beziehungen zu Königen, Fürsten, Grafen und Baronen, die in den erbaulichen Gründungen eine der Hauptaufgaben ihres zwischen Kriegsdienst und Gottesdienst, Kampf und Frömmigkeit redlich und heldenhaft geteilten Lebens sahen. Den Nationalheros und Maurenbezwinger, den mit den Königen verwandten und von ihnen gefürchteten Cid, stellt er in den Mittelpunkt der *Historia de los Reyes de Castilla*, und es gelingt ihm, durch seine Darstellung einen neuen Ab-

[1] Vorrede der *Fundaciones*.

schnitt der Cidhistoriographie einzuleiten. Er wird auch die Geschichte des groſsen Karl V. als ein siglo heróico auffassen und den Kaiser selbst als den letzten Ritter. Daſs schon die Zeitgenossen dem Werke mit diesem Empfinden gegenüberstanden, beweist unter anderem die Approbation der Ausgabe von 1625 durch den Zensor des Santo Oficio.[1]

Was sich sodann in zweiter Linie bei Sandoval entscheidend ausprägt, das ist seine benediktinische Vorbildung und seine benediktinisch gerichtete geistige Gesamteinstellung. Um die Wende des 16. und 17. Jhs. ist der Orden des Heiligen von Montecassino in Spanien an Zahl der Mitglieder und Klöster, an Einfluſs auf Volk und Herrscher, längst von anderen und jüngeren Mönchsgesellschaften in den Schatten gedrängt worden. Im Escorial geben die Hieronymiten den Ton an, in der Hauptstadt und in der Hofgesellschaft genieſsen die Augustiner das gröſste Ansehen, die königlichen Beichtväter sind nach altem Brauche fast durchweg Dominikaner, die Angehörigen der zwei zuletzt genannten Orden beherrschen auch die Lehrstühle der Universitäten, Volksprediger und Meister der populären Asketik sind die Franziskaner, das mystische Schrifttum ist nahezu ein Vorrecht der Karmeliter, während hingegen die Macht und Blütezeit der Gesellschaft Jesu noch nicht angebrochen ist. Die Söhne des heiligen Benedikt sind sozusagen aus dem öffentlichen Leben hinausgedrängt, sie sind die Stillen im Lande. Aber sie haben dafür vor allen anderen durch Gelübde gebundenen spanischen Brüdern in Christo den gewaltigen Schatz einer Jahrhunderte starken Tradition voraus. Sie sind die Bewohner von uralten Heiligtümern, die noch aus den Zeiten der westgotischen Christianisierung und der maurischen Glaubenskämpfe stammen, wie San Pedro de Cardeña, San Millán de la Cogolla, Santo Toribio de Liévana, San Isidro de Dueñas und viele andere. Ihre alten Klöster stehen nicht im Trubel der volkreichen Städte, sondern in Bergeinsamkeiten und unwegsamen Tälern, wohin ihre Brüder dereinst das Licht des Glaubens in kühnem Heldenmut vorantrugen. Sie haben in ihren Toten die gröſste Zahl an Heiligen und in ihren Annalen die meisten Märtyrerakten. Sie sind die

---

[1] Ihr sehr belangreicher Wortlaut sei der Hauptsache nach gleich hier vorweggenommen: *El argumento desta Historia es heróyco, pues trata no menos que de la vida ciertamente gloriosa y de la muerte verdaderamente preciosa, de las hazañas raras, de los hechos estremados, de las virtudes esclarecidas, de los sucesos felices, de la variedad apacible y apacibilidad varia de cosas tocantes a la persona del mayor Emperador que ha tenido y amado el orbe. Varón en armas maravilloso, en empresas generoso, en batallas animoso, en cristiandad, religión y exemplo por estremo esclarecido, en todo invencible y en todo vencedor. Triunfó no sólo de naciones belicosas sin cuento, mas aun del mundo, de la muerte, de sí mismo. Porque supo este señor soberano acocear y hollar el mundo, retirándose de sus vanidades y pompas a vida particular, supo levantar y enarbolar su labaro sobre el carro triunfal de la muerte, apercibiéndose para ella de suerte que cantasse victoria. Supo rendirse a sí mesmo y sujetar todo su poderío al Rey de los siglos, inmortal, invisible, solo Dios, dándole gloria y honra en los siglos eternos.*

Wächter und Pfleger königlicher Begräbnisstätten aus den Epochen der frühen Alfonsos, der Ramiros und Fernandos, die mit ihren Konventen im Leben und im Tode eng verbunden waren. Sie sind die Besitzer pergamentträchtiger Archive mit wachsgesiegelten Originaldokumenten und mit Chroniken in gotischen Schriftzügen, seit einem Jahrtausend von ihren Äbten gesammelt, von ihren Brüdern aufgezeichnet. Sie sind die Treuhänder einer ruhmreichen Vergangenheit, die Hüter der vaterländischen Geschichte und Tradition. Diese mehr auf Rückschau als auf Vorschau, mehr auf Erinnerung als auf Ziele gegründete geistige Haltung und Gesinnung gibt der gesamten benediktinischen Klosterkultur des habsburgischen Spanien und im besonderen auch ihrer Gelehrsamkeit und der Erziehung ihres Nachwuchses die entscheidene Prägung. Gerade Prudencio de Sandoval verrät und bestätigt uns mit überraschender Treue ihre wesentlichen Züge.

Benediktinische Eigenart in diesem Sinne ist vor allem einmal die Hinneigung zum Archivalischen, die Bewertung und Einschätzung der urkundlichen Überreste als historische Zeugnisse, der Respekt vor dem pergamentenen Dokument, vor der Münzbeschriftung oder dem Spruchband des steinernen Epitaphs, das keineswegs künstlerische, wohl aber geschichtskundliche Interesse am alten Kultgerät oder an der Handschriftenmalerei. Man kann es zwar hundertfach lesen, und einer sagt es den anderen nach, daſs der italienische Humanist Flavio Biondo der Vater der Idee gewesen sei, Briefe und Akten, Münzen und Inschriften, kurz urkundliche Überreste aller Art in den Kreis der Geschichtsquellen einzubeziehen. Wer immer es später tat, so heiſst es, habe es von ihm gelernt und ihn nachgemacht. Das mag bei dem und jenem wahr sein und trifft sicher auch zu auf Sandovals Vorgänger Morales, Garibay und Zurita, aber für die spanische Benediktinerschule gilt es bestimmt nicht. Sie war in Umgrenzung und Wertung des Quellenbegriffs auf Grund tausendjähriger Tradition und Eigenart humanistischer als die Humanisten selbst und bedurfte hierin keiner Anregung und keines Vorbildes. Das soll kein Lob sein, denn der Tadel müſste ihm auf dem Fuſse folgen. Hätte sie nämlich von den italienischen Humanisten die Quellenkunde übernommen, so hätte sie von ihnen auch die Quellenkritik gelernt, was sie aber in Wirklichkeit nicht tat. Weder Sandoval noch die übrigen Historiker benediktinischen Ordens kennen ein gründliches Abwägen der Quellen gegeneinander. Ihr Respekt vor der Urkunde an sich ist so groſs, daſs jede gilt. Widerspricht eine der anderen, so führt der Ausgleich nicht selten zu waghalsigen Konstruktionen. In jedem neuen Wirkungskreis gehört Sandovals Hauptinteresse alsbald den dort vorhandenen und zugänglichen Archiven. Er gräbt nach dokumentarischen Schätzen, will mit glühendem Sammeleifer altes Schriftgut vor dem Untergang bewahren und hat nicht so sehr die historisch-kritische Synthese, als vielmehr die Sichtung und Darbietung des Quellenmaterials im Sinne. Er

legt sich einen anscheinend eigenen, in Wirklichkeit aber ausgeprägt benediktinischen, also gewissermaſsen archäologisch-archivalischen Geschichtsbegriff zurecht, der die Historie als eine Kette von Dokumenten empfindet, der das Material der Geschichte zur Geschichte selber macht. Schon auf den Titelblättern einzelner Werke kündigt er diese Methode nachdrücklich an: die *Crónica de Alonso VII* bezeichnet sich als *sacada de un libro muy antiguo escrito de mano con letras de los Godos y de muchas escrituras y privilegios originales del mesmo Emperador y otros*, die *Antiguedad de Tuy* empfiehlt sich als *sacada de los concilios y cartas Reales y otros papeles*, und die *Historia de los Reyes de Castilla* rühmt sich noch viel ausführlicher als *sacada de los privilegios, libros antiguos, memorias, diarios, piedras y otras antiguallas*. Daſs sein blindes Vertrauen auf die Echtheit und Zuverlässigkeit dieser *antiguallas* ihn zuweilen selbst in Bedrängnis brachte und gelegentlich sogar Anlaſs wurde zur Verbreitung schwerwiegender und über Jahrhunderte hingeschleppter Irrtümer, das sahen wir an seinem Verhalten zum Problem des Voto de Santiago, an seinem Trugschluſs hinsichtlich der zwei Gemahlinnen des Cid und an seiner gutgläubigen Verdunkelung der Verfasserfrage der *Crónica general* von 1344. Wie er endlich diese Bewertung der Überreste in der groſsen Geschichte Karls V. auf alle Arten von Urkunden, als da sind Akten, Briefe, Erlasse, Verträge, Protokolle, Instruktionen anwendet, das wird später noch einen besonderen Abschnitt der kritischen Würdigung dieses Werkes zu bilden haben.

Benediktinische Auffassung gibt sich fernerhin kund in der einseitigen Hinneigung zum Mittelalter und in der Tendenz, die vaterländische Geschichte nur im Spiegel der Ordensgeschichte zu sehen. Das eine ist vom anderen nicht zu trennen und beides dürfte seinen innersten Grund und Anlaſs darin haben, daſs der benediktinische Mönch und Historiker — das bezieht sich natürlich hier ausschlieſslich auf Spanien und auf das 16. und 17. Jh. — in den alten Klöstern seines Ordens und seines Landes die Mittelpunkte der geistigen und religiösen Kultur erblickt und darum auch allgemeine Geschichte und Ordensgeschichte nicht mehr gebührend zu scheiden vermag. Juan Briz mit seiner *Historia de San Juan de la Peña*, Juan de Arévalo mit seiner *Crónica de los antiguos condes y primeros reyes de Castilla* (diese noch unediert), Gregorio de Argáiz mit der schon durch ihren Titel gekennzeichneten *Soledad laureada por San Benito y sus hijos*, und vor allem der stoffgewaltige Antonio de Yepes mit den unerschöpflichen sieben Folianten seiner ganz und gar im Mittelalter verhafteten *Crónica de la orden de San Benito*, sind in dieser Hinsicht völlig gleichgestimmte Zeitgenossen oder Nachfolger ihres Ordensmitbruders Sandoval. Seine eigenen Werke aber erwiesen sich uns, längst bevor wir auf ihre ausgeprägt benediktinische Richtung hinzudeuten Gelegenheit fanden, mit der einzigen Ausnahme der *Geschichte Karls V.* als die Arbeiten eines Liebhabers und Sonderlings, der mit dem Spürsinn des echten Archivars in dunkle,

mittelalterlich-ferne, abgelegene Winkel der Landesgeschichte, der adeligen Familiengeschichte, der Ordens- und Klostergeschichte, der Episkopal- und Kathedralgeschichte hineinleuchtet, der Texte, Inschriften und Urkunden sammelt, je älter desto lieber, der die Dinge des 15. und 16. Jhs. nur geringer Aufmerksamkeit für wert hält, weil er Geschichte und ferne Vergangenheit grundsätzlich gleichsetzt, der endlich seine Forschungen über die Klostergründungen zu Bruchstücken einer Landesgeschichte ausweitet und in die res gestae seiner mittelalterlichen Könige sowie in die Chroniken seiner Bischofsitze immer wieder die Klostergründungen hereinzieht. Und gerade aus diesen Ursachen und Zusammenhängen heraus mufste die *Geschichte Karls V.* ein Werk aufserhalb der Reihe werden, ganz und gar nicht in der Richtung der eigentlichen Neigungen und Studien des Verfassers gelegen, sondern lediglich Zwangsergebnis eines Amtes und eines Auftrages.

Ein Zug benediktinischer Sonderart ist endlich auch die vorbehaltlose Wundergläubigkeit und die eifrige Wunderpflege. Zwar könnte man sie schlechtweg als Gemeingut des Volkes und der Zeit — d. h. also, um das immer wieder zu betonen, des 16. und 17. Jhs. in Spanien — bezeichnen, aber sobald man sich in die ältere spanische Benediktinerliteratur mit einiger Liebe und Gründlichkeit einliest, gelangt man zu der Überzeugung, dafs diese frommen Väter höchstens noch von den zeitgenössischen Jesuiten an Wundersucht übertroffen wurden. In beiden Fällen ist freilich der Anlafs ein verschiedener. Die Jesuiten pflegen das Wunder vor allem und fast ausschliefslich zum Zwecke der propaganda fides, die Benediktiner aber dienen seinem Kult aus Tradition. Was jenen zunächst noch fehlt, das haben sie längst in strotzender Fülle. Die grofse Zahl ihrer Märtyrer und der reiche, uralte Reliquienschatz, den sie besitzen. legen ihnen in dieser Hinsicht eine gewifs nicht geringe Verpflichtung auf. Auch Sandoval entzieht sich ihr nicht. Treuherzig, stolz und mit tiefer Überzeugung bringt er benediktinische Wunder an den Leser heran, wo immer sich die Gelegenheit bietet. Und die natürliche Folge davon ist, dafs er sie mit der gleichen Hingabe schildert, auch wenn sie sich nicht auf Heilige seines Ordens beziehen. Er ist da durchaus nicht engherzig, Wunder ist Wunder, und im übrigen spürt man an den realistischen Kleinigkeiten und Umständen, womit er sie ausschmückt, die Freude des echten Spaniers am anschaulichen Erzählen. Um mich nicht in allzu grofse Breite zu verlieren, will ich es an zwei wie mir scheint bedeutsamen Hinweisen genügen lassen. In der *Historia de los Reyes de Castilla* (fol. 213v) steht die entzückende Geschichte von der Sünde und Strafe des frechen Schäfers, der sich unterfing, der steinernen Figur des heiligmäfsigen Königs Alfonso VII. einen Napf mit Räudeöl[1] auf das gekrönte Haupt zu stülpen und ihm

[1] *Miera*, ein Gemisch aus Wacholderöl und ähnlichen Substanzen, das die Schafhirten in Spanien als Heilmittel gegen die Räude benützten.

mit dem triefenden Saft auch noch den Bart zu salben. In der Geschichte Karls V. aber (Bd. 1, libro 16, § 5) lesen wir mit nicht geringem Erstaunen — teils in Anbetracht der fehlenden Zusammenhänge zwischen Legende und Kaiser, teils im Hinblick auf den für unser heutiges Empfinden an Blasphemie streifenden Gegenstand — eine ausführliche Wundergeschichte über die abgeschnittene Vorhaut des Christusknäbleins, die bei der Plünderung Roms (1527) geraubt worden war.

Eine letzte Bindung und Beeinflussung benediktinischer Herkunft ergibt sich für Sandoval in seinem Verhältnis zur schriftlichen Tradition. Nicht als ob das eine benediktinische Eigenart und Auffassung schlechthin wäre; das dürfte niemand zu beweisen vermögen. Aber gewisse innere Zusammenhänge sind zweifellos vorhanden. Jede Geschichtsforschung ruht auf zwei Grundpfeilern. Der eine heiſst urkundliche Überreste, der andere schriftliche Tradition. Die letztere, der sich heute auch die Zeitungen nicht minder wie die Enzyklopädien, Lexika, Lehrbücher und Sammelwerke einfügen, besteht in Sandovals Tagen für das Mittelalter nur aus den Chroniken, für die jüngste Vergangenheit aber aus den schon vorhandenen Geschichtswerken, den Denkwürdigkeiten und den Relationen. Die Chroniken sind äuſserlich anonym und innerlich unpersönlich, gelten als Niemands Werk und Gemeingut aller. Sie bilden sozusagen den notdürftigen Rahmen für die vom Geschichtsforscher erst zu findenden und auszuwertenden Urkunden. Sie nach Bedarf und Belieben auszuschreiben, zu kürzen, zu interpolieren, gilt als selbstverständlich. Man bezeichnet sie in Bausch und Bogen als *obra de romancistas* und meint mit diesem abschätzigen Ausdruck die volkstümliche und vulgarisierende Tendenz dieser alten Geschichtsdarbietungen, im Gegensatz zu der gelehrten Absicht, Methode und Sprache aller lateinisch geschriebenen und deshalb wissenschaftlichen Werke.[1] Nun sieht sich Sandoval eines Tages plötzlich vor die Aufgabe gestellt, ein Riesengebiet der neuesten Zeit und jüngsten Vergangenheit zu bearbeiten, nämlich das halbe Jahrhundert des groſsen Kaisers Karls V. Urkunden sind tausendfach vorhanden, er wird sie verwerten wie er es bisher schon getan und geübt hat. Neuartig aber ist die schriftliche Tradition. Denn siehe da, von allen Seiten strömen ihm Geschichtswerke, Denkwürdigkeiten und Relationen zu. Nichts davon ist gedruckt, alles noch unbekannt, unberührt. Zudem: Eile tut not. Da erweist sich nun dieses: Sandoval, aufgewachsen in alter benediktinischer Tradition, die nur die Urkunde kennt und schätzt, ist methodisch noch nicht genügend geschult, um einzusehen, daſs Geschichtswerke von namentlich genannten Verfassern, auch wenn sie noch ungedruckt daliegen, keine Chroniken sind, mit denen man

[1] In der Vorrede seines Erstlingswerkes, der *Crónica de Alonso VII*, beklagt sich Sandoval, daſs in Spanien die Geschichtswissenschaft ganz allgemein sehr gering geschätzt und von den meisten für eine *obra de romancistas* gehalten werde.

umgeht wie mit eigenen Notizen, dafs im Geschichtswerk die Art der Darbietung und der Name des Autors einen geistigen Besitz darstellen und verbürgen, dafs also die Gleichsetzung von Chronik und Geschichtswerk zu Plagiat und geistigem Diebstahl führt. Die ganze Eigenart des literarischen Kommunismus seiner Zeit, der ein intellektuelles Eigentum weder kennt noch anerkennt, der die Autorenrechte nur unzulänglich schützt und gegen die Übertretung auch dieser spärlichen Schutzgesetze einzuschreiten sich kaum je die Mühe nimmt — ich habe wiederholt auf ihn hingewiesen und seine Merkmale zusammengefafst — deckt ihn hierin, bestärkt ihn hierin, läfst ihn gar nicht zu Nachdenken und Bedenken kommen. Diesen Erwägungen darf man sich nicht verschliefsen, wenn man Sandovals Quellenbenützung in der Geschichte Karls V. kritisieren will, und diese Erwägungen haben alle jene nicht angestellt, die unseren Autor als skrupellosen Abschreiber seiner Vorgänger und als blofsen Kompilator älterer Darstellungen abgeurteilt haben. Ich selbst gestehe offen, dafs ich meine frühere Auffassung hierüber, seit ich Sandoval genauer studiert und besser kennen gelernt habe, einer gründlichen Revision unterzogen habe.

Für Sandovals geistige Entwicklung, so ergab es sich bisher, ist in erster Hinsicht seine adelige Abkunft, in zweiter Linie sein benediktinischer Einschlag mafsgebend geworden. Nun wenden wir uns zu einer dritten und letzten Art von Einwirkungen, und das sind die äufseren Lebensumstände. Ihnen kann insbesondere hinsichtlich der Stoffwahl und der Aufeinanderfolge seiner Schriften ein entscheidendes Gewicht nicht abgesprochen werden. Sandoval wäre vermutlich, den aus seiner Abstammung sich ergebenden Neigungen und den aus seinem Mönchberuf entspringenden Anregungen folgend, zunächst und ausschliefslich eine Genealoge und ein Ordenshistoriker geworden. Das Buch der Klostergründungen ist das erste, das er fertigstellt und für die Veröffentlichung bereit hält. Nebenher gehen seine familiengeschichtlichen Sammlungen. Von den rund 67 Jahren, die ihm zu leben vergönnt sind, verrinnen nahezu 50, bevor ein einziges Werk seiner Feder im Druck erscheint. Ja er hätte sich vielleicht, wie hunderte von seinen schreiblustigen Zeit- und Volksgenossen, damit begnügen müssen, druckfertige Manuskripte in den Schubladen anzusammeln, um sie Späteren als willkommene Funde und Vorarbeiten zur Ausbeute zu überlassen, wenn nicht das längst errechnete aber kaum mehr erhoffte grofse Ereignis seines Lebens endlich doch noch eingetreten wäre. Der entscheidende Wendepunkt im Leben Sandovals ist der plötzliche Aufstieg des Vetters Lerma zu fast unumschränkter Macht im Staate. Ihm bringt er sich durch ein überhastetes, aus schlecht zueinander passenden Teilen notdürftig gefügtes Erstlingswerk (die *Crónica de Alonso VII*) in empfehlende Erinnerung, und schon hat er ein ehrenvolles Amt in Händen und einen klingenden Titel an seinem schlichten Ordensnamen kleben: er ist *Cronista de S. M.* für das Königreich Kastilien. Damit sieht

er sich auf ein Sondergebiet des Schaffens gedrängt, das er freiwillig und für sich wohl nie gewählt hätte; er muſs kastilische Landesgeschichte schreiben und zwar ist es erwünscht, daſs er genau da weiterfahre, wo der Vorgänger im Amte aufgehört hat. Das ist also schon ein wesentlicher Schub und Anstoſs ganz von auſsen her, der mit innerem Drang und Ruf sich zwar in Einklang bringen läſst, aber ursprünglich nichts mit ihm zu tun hat. Es soll aber noch viel schlimmer kommen. Der hohe Gönner und Protektor wünscht plötzlich eine *Geschichte Karls V.*, eine Aufgabe, für die Sandoval nun schon gar nicht das nötige geistige und materielle Rüstzeug mit sich bringt. Somit erst recht wieder ein Zwang und eine Verpflichtung von auſsen, die zu allem Unheil auch noch unter der Devise steht: Eile tut not. Es muſs sogar die ursprünglich verlangte Fortführung der älteren Landesgeschichte auf später verschoben werden. Also lauter Arbeiten, die das doppelte Stigma der äuſseren Nötigung und der zwangsweisen Beschleunigung tragen. Zwischenhinein erfolgen die Berufungen Sandovals auf die Bischofsitze von Tuy und von Pamplona. Das bedeutet ein Aufatmen und ein gewisses geistiges Otium cum dignitate. Jetzt kann der Gehetzte endlich wieder auf benediktinische Weise gelehrte Forschung treiben. Am liebsten würde er zu seinen Klostergründungen zurückkehren, aber die Archive jener abgelegenen Provinzstädte bieten ihm kein genügendes Material dazu. Als Hofhistoriograph hinwiederum und als ein Mann, der vorwärts kommen will, steht er unter dem doppelten Zwang einer steten Leistungsverpflichtung. So nimmt er denn vorlieb mit dem was er findet und schafft die beiden diözesangeschichtlichen Werke über Tuy und Pamplona. Auſserdem bleibt aber noch immer die alte von Amt auferlegte Obliegenheit zu erfüllen, und so muſs er denn wohl oder übel auch noch diesen Folianten unter Dach und Fach bringen. Es gelingt ihm, denn er verspürt zwei geheime Triebkräfte in sich, die Berge versetzen können: den Ehrgeiz und den Fleiſs. Mit ihrer Hilfe erzwingt er sogar noch ein letztes und freilich recht schwächliches Gelegenheitswerk, die Textedition von fünf lateinischen Landeschroniken mit einem konfusen Anhang eigener Notizen, Rechtfertigungen und Kommentare.

Wir gelangen also zu dem Ergebnis: Hinsichtlich ihrer Stoffwahl und ihrer Aufeinanderfolge sind die Werke Sandovals zum weitaus gröſsten Teil die Produkte äuſserer Einwirkungen und Anforderungen. Keine Spur von einer einheitlichen Linie, von einer leitenden Idee, von einem groſsen, weitgespannten Rahmen, von einem planmäſsig durchdachten und folgerichtig aufgebauten Lebenswerk, wie es uns beispielsweise in den Schriften eines Zurita oder Mariana so imponierend entgegentritt. Dafür bei allem Fleiſs eine ziemliche Flüchtigkeit des Arbeitens, die ihre Ursache darin hat, daſs entweder ehrgeizige Ziele winken, oder daſs von auſsen her zur Eile gedrängt wird.

11. Die vorläufigen Ergebnisse für die Kritik der Geschichte Karls V.

Damit soll dieser erste Versuch einer ausführlichen Biographie des Fray Prudencio de Sandoval zum Abschluſs gebracht werden. Sie mag das Fundament und den Grundstock bilden für eine zusammenfassende Würdigung seines Hauptwerkes, der *Historia del Emperador Carlos V*. Sie in ihren wesentlichen Zügen zu resümieren, wird kaum nötig sein. Dagegen scheint es erwünscht, in einer gedrängten Zusammenschau alle jene Gesichtspunkte noch einmal herauszuheben, die sich aus ihr für die Eigenart des Kaiserbuches ergeben haben, oder anders gesagt, die Frage zu beantworten: wie stellt sich die *Historia del Emperador* von Sandoval dar, wenn man sie, unbeschadet ihrer rein geschichtskritischen Wertung, zunächst im Umkreis des Lebens und der geistigen Entwicklung ihres Verfassers betrachtet? Da ist nun das Wichtigste, kurz ausgedrückt, dieses:

Die *Geschichte Karls V*. entsteht auf Wunsch des ehrgeizigen Herzogs von Lerma und ohne ein anderes Zutun des Königs Philipp III. als dessen zwar wohlwollende, aber gänzlich interesselose Genehmigung. Wir haben die Umwelt trügerischen Glanzes und leichtfertigen Bankerottierens, das Milieu der Familienpolitik, der Eitelkeiten, der „Schmiralien", daraus für Sandoval der Ruf zum Amte und der Sonderauftrag zu diesem Werke erwuchs, ausführlich geschildert. Nicht die Liebe und Bewunderung für den toten Kaiser, auch nicht der Drang nach Wissen um die vaterländische Vergangenheit, sondern die Sucht eines Günstlings, dem königlichen Gönner zu schmeicheln, und der Ehrgeiz nach eigenem Mäzenatenruhm haben die bis heute umfangreichste und die erste allen Lesern spanischer Zunge erreichbare *Geschichte Karls V*. ins Dasein gerufen. Der Auftrag erfolgt gegen Ende 1600. Von da bis zum Frühjahr 1603 arbeitet der Verfasser am ersten Bande; vom Frühjahr 1603 bis in den Winter 1605 hinein am zweiten. Im Rahmen von Sandovals Lebensarbeit betrachtet, ist diese Kaisergeschichte nicht der Bestandteil eines organisch aufgebauten Gesamtwerkes, sondern die amtliche Pflichtleistung eines nach Neigung und Vorbildung in wesentlich anderer Richtung orientierten Gelehrten. Sie teilt diese Eigenart mit den meisten Schriften ihres Verfassers, die nach Stoffwahl und Aufeinanderfolge fast stets die Ergebnisse äuſserer Nötigung und zwangsweiser Beschleunigung sind. Aus diesen beiden Umständen ergeben sich ganz bestimmte Bindungen und Hemmungen auch für die *Geschichte Karls V*., so etwa die bloſs annalistische Aufreihung der Vorgänge, der Mangel an Gruppierung des Stoffes nach leitenden Ideen, die Ungleichheit der einzelnen Teile, die Wiederholungen, Lücken und Versehen mannigfacher Art und Schwere. Die Absicht des Auftraggebers sowie das Amt und die Persönlichkeit des Verfassers zwingen ihr grundsätzlich und von Anfang an den Charakter einer panegyrischen Verherrlichung des dargestellten

Herrschers auf. Sandovals heroische Geschichtsauffassung im besonderen, die ihn in Karl V. einen Nationalhelden von der Art des Cid und zugleich den letzten Ritter sehen läſst, erweist sich als eine Folge seiner adeligen Herkunft und der daraus resultierenden Gesinnung. Aus seiner benediktinischen Einstellung endlich ergibt sich einerseits die übermäſsige Bewertung der Urkunde, die, wie man es ausdrücken könnte, aus der „Kaisergeschichte" ein „Kaiserarchiv" macht. andererseits aber das eigenartige Verhältnis zur schriftlichen Tradition und damit die aus methodischer Unzulänglichkeit erwachsende Stellungnahme gegenüber den geistigen Rechten und der Bedeutung der Vorgänger.

12. Bibliographische Behelfe und Stammtafel.

I. Die Werke Sandovals.

Vorbemerkung: Die folgende Zusammenstellung dient einem mehrfachen Zweck. Sie soll zunächst einmal das Gesamtwerk Sandovals bibliographisch vor Augen führen und so eine katalogmäſsige Ergänzung zur Darstellung seines Lebens und Schaffens bieten. Sie will in zweiter Linie das publizistische Fortleben der einzelnen Schriften deutlich sichtbar machen, ein Fortleben, das teils in Übersetzungen, teils in Neudrucken zutage tritt, wobei charakteristischerweise die sog. Schein-Neudrucke (Restexemplare älterer Auflagen mit neuen Titelblättern) eine gewisse Rolle spielen.[1] Sie will endlich die überragende Bedeutung der *Geschichte Karls V.* innerhalb des sandovalischen Gesamtwerkes auch äuſserlich, sozusagen statistisch und druckgeschichtlich, erkennbar werden lassen. Sandovals Schriften sind in den alten Drucken gröſstenteils sehr schwer zugänglich,[2] während es gleichwohl nicht eine einzige zeitgemäſse Ausgabe von ihnen gibt. Ich halte es daher nicht für überflüssig, darauf hinzuweisen, daſs diese bibliographische Zusammenstellung innerhalb Deutschlands mit Aussicht auf einigen Erfolg nur an der Münchener Staatsbibliothek, und zwar auf Grund ihres einzigartigen Reichtums an alten spanischen Drucken, durchzuführen war. Es folgt nun das genaue Verzeichnis der Werke Sandovals.

1.

Chrónica del ínclito Emperador de España Don Alonso VII deste nombre, Rey de Castilla y León, hijo de Don Ramón de Borgoña y Doña Urraca, Reyna propietaria de Castilla, sacada de un libro muy antiguo escrito de mano con letras de los Godos por relación de los mismos que lo vieron, y de muchas escrituras y privilegios originales del mesmo emperador y otros. Por F. Prvdencio de Sandoval, Pre-

[1] Man vergleiche die Nummern 4a, 7b, 8b.

[2] Ihre Seltenheit auf auſserspanischen Bibliotheken notierte schon F. G. Freytag: *Scripta eius omnia extra Hispaniam rarissime inveniuntur. Analecta (1750) S. 808.*

dicador de la orden de San Benito. Dirigída a Don Francisco Gómez de Sandoval y Roxas, Duque de Lerma, Marqués de Denia, Cea y Ampudia, del Consejo de Estado del Rey don Felipe III, nuestro Señor, y su Cauallerizo mayor, y Sumiller de Corps, Comendador mayor de Castilla y Alcayde del Castillo de Burgos y de la casa Real de Tordesillas. Año 1600. Con privilegio. En Madrid, Por Luis Sánchez. Fol.

2.

Primera Parte de las Fvndaciones de los Monesterios del glorioso Padre San Benito, que los Reyes de España fundaron y dotaron, desde los tiempos del Santo hasta que los Moros entraron y destruyeron la tierra. Y de los santos y claros varones desta sagrada Religión que desde el año DXL, que San Benito embió sus Monges, hasta el año DCCXIIII, que fué la entrada de los Moros Africanos, han florecido en estos Monesterios. Dirigida al Rey Don Felipe nuestro señor III deste nombre. Por el M. F. Prvdencio de Sandoval, Prior perpetuo de San Juan el Real de Naranco y Cronista de Su Magestad y Reynos de Castilla. Año 1601. End Madrid, por Luis Sánchez. Fol.

3.

a) La Regla e Instrucción que San Leandro, arzobispo de Sevilla, dió a su hermana Santa Florentina de la vida y observancia de las monjas. Ohne Ort (Valladolid) 1604.

b) SS. Leandri, Fulgentii, Isidori, praestantium Hispaniae pontificum fratrum, et S. Florentinae sororis natales. Item S. Leandri Regula et Institutio Virginum. Nunc primum nove extra Hispaniam edita a R. P. Christophoro Browero. Moguntiae 1616. Bildet mit eigenem Titelblatt und selbständiger Seitenzählung das sechste Stück in Brower's Sidera illustrium et sanctorum virorum, Moguntiae 1616. 4⁰.

4.

a) Historia de la Vida y Hechos del Emperador Carlos V, Maximo, Fortissimo, Rey Católico de España y de las Indias, Islas y tierra firme del Mar Océano. Al Católico Rey Don Felipe Tercero deste nombre nuestro señor. Por el Maestro Don Fray Prudencio de Sandoval, su Coronista, Obispo de Pamplona. Primera Parte. Año 1604. Segunda Parte. Año 1606. Valladolid, en casa de Martín de Córdoba. Fol. Neudrucke davon erschienen in je zwei Folio-Bänden: Pamplona 1614, Barcelona 1625, Pamplona 1634 (letzteres nur eine Restauflage von 1614 mit neuem Titelblatt), Amberes 1681.

b) Epitome de la vida y hechos del invicto Emperador Carlos V. Abreviación por el Conde de Roca. Madrid 1627. 4⁰.

c) The Civil Wars of Spain in the Beginning of the Reign of Charles the fifth, Emperor of Germany and King of that Nation. Written originally in the Spanish Tongue by P. de Sandoval, now put into English by Captain J. Wadsworth. London 1652. Fol.

d) La Historia del Emperador Carlos Quinto máximo, que escrivió en 33 libros Fray Prudencio de Sandoval. Abreviados y añadidos con diversas y curiosas noticias pertenecientes a esta historia, por D. Joseph Martínez de la Puente. Madrid 1675. Fol.

e) The History of Charles the fifth, Emperor and King of Spain, made Inglish by Captain John Stevens. London 1713. 8⁰.

f) Historia captivitatis Francisci I. Galliarum Regis, nec non vitae Caroli V. Imperatoris in monasterio. Addita Relatio vitae mortisque Caroli Infantis Philippi II. Regis Hispaniarum filii. Authoribus Prudentio de Sandoval, episcopo Pampelonae, et Ludovico de Cabrera de Cordua, ex Hispanica lingua in Latinam conversis excerpta. Mediolani 1715. 8. Der Übersetzer ist Adam Ebert.[1]

g) Histoire d'Aroudj et de Khair-Ed-Din, fondateurs de la régence d'Alger. Chronique arabe du XIVe siecle publiée par A. Rang et F. Denis. Paris 1837, 2 Bde. 8. Darin Bd. 2, S. 71: Dernières expéditions importantes de Khair-Ed-Din, extrait de Fr. Prudencio de Sandoval.

h) Historia de la vida y hechos del Emperador Carlos V. Madrid 1846—47. 9 Bde. 12. Biblioteca La Lectura, publicada bajo la dirección de D. Gregorio Urbano Gargallo.

5.

Antigvedad de la civdad y iglesia cathedral de Tvy y de los obispos que se save aya auido en ella. Sacada de los concilios y cartas Reales y otros papeles, por Don Fray Prudencio de Sandoval, su Obispo, Coronista de su Magestad. Impreso com licença da S. Inquisiçao e Ordinario. Em Braga. Em casa de Fructuoso Lourenço de Basto. 1610. 4⁰.

6.

Catálogo de los Obispos, que ha tenido la Santa Iglesia de Pamplona, desde el año de ochenta, que fué el primero della el santo Martyr Fermín, su natural Ciudadano. Con un breve sumario de los Reyes que en tiempo de los obispos reynaron en Navarra, dando Reyes varones a las demás Prouincias de España. Autor desta obrita su Obispo. En Pamplona, por Nicolás de Asiayn, Impressor del Reyno de Nauarra. Ano M.DC.XIIII. Fol.

7.

a) Historia de los Reyes de Castilla y de León, Don Fernando el magno, primero deste nombre, Infante de Navarra, Don Sancho que murió sobre Çamora, Don Alonso sexto deste nombre, Doña Vrraka. hija de Don Alonso sexto, Don Alsono séptimo, Emperador

---

[1] Über Adam Ebert siehe: Acta Eruditorum S. 415, Mitteilungen 1885, S. 4 u. 98, Allgemeine deutsche Biographie Bd. 5, S. 585 („sein Testament ist ein Curiosum von Eitelkeit und Beschränktheit"). Eberts handschriftlicher Nachlaſs auf der Berliner Staatsbibliothek umfaſst 19 Bände Übersetzungen ins Lateinische. Vgl. hierüber den Katalog von V. Rose, S. 1406, Nr. 191—201.

de las Españas. Sacada de los Previlegios, libros antiguos, memorias, diarios, piedras y otras antiguallas, con la diligencia y cuydado que en esto pudo poner Don Fray Prudencio de Sandoval, obispo de Pamplona. Dirigida al Rey Don Felipe nuestro señor. Pamplona, por Carlos de Labayen. 1615. Fol.

b) In den Exemplaren des Schein-Neudrucks von 1634 ist lediglich auf dem Titelblatt die Bezeichnung „Año 1615" mit zwei Vignetten überdruckt und am unteren Rande der Zusatz beigefügt: A costa de Pedro Escuer, Mercader de libros de la ciudad de Çaragoça, Año 1634.

c) Crónica general de España. Madrid, Benito Cano, 1791—92. 12 Bde. 4. Darin Bd. 11 und 12: Historia de los Reyes de Castilla y de León.

d) Las Glorias nacionales. Barcelona 1852—54. 6 Bde. 4°. Darin Bd. 2 und 3: Historia de los Reyes de Castilla y de León.

8.

a) Historias de Idacio Obispo, que escrivió poco antes que España se perdiese. De Isidro Obispo de Badajoz, que escrivió en los tiempos que se perdió España, treynta y ocho años después. De Sebastiano Obispo de Salamanca, que escrivió desde el Rey don Pelayo hasta don Ordoño primero deste nombre. De Sampiro Obispo de Astorga, que escrivió desde el Rey don Alonso el Magno, tercero deste nombre, hasta el Rey don Vermudo el Gotoso. De Pelagio Obispo de Oviedo, que escrivió desde el Rey don Vermudo el Gotoso hasta don Alonso séptimo deste nombre, Emperador de España. Nunca hasta agora impresas, con otras notas tocantes a estas historias y Reyes dellas. Recogidas por don Fray Prudencio de Sandoval, Obispo de Pamplona, Coronista de su Magestad. Dirigidas al Rey Cathólico don Felipe nuestro señor. Año 1615. Impreso en Pamplona, por Nicolás de Asiayn, Impressor del Reyno de Navarra. Fol.

b) In den Exemplaren des Schein-Neudrucks von 1634 ist lediglich auf dem Titelblatt die Bezeichnung „Año 1615" mit zwei Vignetten überdruckt und am unteren Rande der Zusatz beigefügt: A costa de Pedro Escuer, Mercader de libros de la ciudad de Çaragoça, Año M.DC.XXXIIII.

9.

Noticias históricas del Real Monasterio de Nájera y biográficas de Don Diego López de Haro y su Casa y familia, Señores de Vizcaya, por Fray Prudencio de Sandoval. In: Notas biográficas acerca de Fr. Prudencio de Sandoval, por Vicente Castañeda. Madrid 1929.

II. Sonstige benützte Schriften.

Acta Eruditorum anno MDCCXV publicata. Lipsiae 1715. 4°.

Alvarez de la Braña, R., Crucifijos de márfil existentes en los museos arqueológicos de León y Madrid. In: Revista de archivos, Bd. 3 (1899) S. 641.

Amador de los Ríos, José, Historia crítica de la literatura española. Madrid 1861—65. 7 Bde.

Antonio, Nicolás, Bibliotheca hispana nova. Madrid 1783—1788. 2 Bde. Fol.

Argáiz, Gr. de, La Soledad laureada por San Benito y sus hijos. Madrid 1675. 7 Bde. Fol. Von Sandoval handelt Bd. 2, cap. 34.

Ballester y Castell, R., Las fuentes narrativas de la historia de España durante la edad moderna. Valladolid 1927.

Bardenhewer, O., Geschichte der altkirchlichen Literatur. Bd. 5. Freiburg 1932.

Bibliotèque générale des écrivains de l'orde de Saint Benoit, par un religieux bénédictin de la congrégation de St. Vannes. Bouillon 1777—1778. 4 Bde. 4°.

Brower, Chr., Sidera illustrium et sanctorum virorum. Moguntiae 1616. 4°.

Cabrera de Córdoba, L., Relacionas de las cosas sucedidas en la Corte de España desde 1599 hasta 1614. Madrid 1857. 4°.

Castañeda, V., Notas biográficas acerca de Fr. Prudencio de Sandoval según los documentos que de él se conservan en el Archivo histórico nacional de Madrid. In: Revista de ciencias jurídicas y sociales, Bd. 11 (1928) S. 463, Bd. 12 (1929) S. 74. Auch als Sonderabdruck,[1] Madrid 1929.

Cejador y Franca, J., Historia de la lengua y literatura castellana. Bd. 4. Madrid 1916.

Cirot, G., Mariana historien. Paris 1904.

Costes, R., Pedro Mexia chroniste de Charles-Quint. In: Bulletin hispanique, Bd. 22 (1920).

Crónica de Alfonso III. Edición preparada por Z. Garcia Villada. Madrid 1918. In der Sammlung: Textos latinos de la Edad Media española.

España Sagrada. Teatro geográfico-histórico de la Iglesia de España. Madrid 1747—1918. 52 Bde. 4°. Die biographischen Notizen von Flórez über Sandoval stehen in Bd. 23, S. 52.

Fernández Pérez, Gr., Historia de la Iglesia y Obispos de Pamplona. Madrid 1820. 3 Bde.

Ferrer del Río, A., Decadencia de España. Primera Parte. Historia del levantamiento de las Comunidades de Castilla. Madrid 1850.

Flórez, E., siehe: España Sagrada.

Franckenau, G. E., Bibliotheca hispanica historico-genealogico-heraldica. Lipsiae 1724. 4°.

Freytag, F. G., Analecta litteraria de libris rarioribus. Lipsiae 1750.

Fueter, E., Geschichte der neueren Historiographie. 2. Aufl. München 1925.

Gachard, L. P., Relations des ambassadeurs vénitiens sur Charles-Quint et Philippe II. Brüssel 1855.

Gams, P. B., Kirchengeschichte von Spanien. Regensburg 1862—79. 3 Bde.

Gams, P. B., Series episcoporum. Regensburg 1870. 4°.

Garcia Villada, Z., siehe: Crónica de Alfonso III.

Garibay, E. de, Memorias. Edición de P. de Gayangos. In: Memorial histórico español, Bd. 7, Madrid 1854.

---

[1] Hier wurde stets nach Bd. 11 der Revista, nicht nach dem Sonderdruck zitiert.

Gigas, E., Lettres inédites de quelques savants espagnols du XVIe siècle. In: Revue hispanique, Bd. 20 (1909) S. 429.

Góngora y Torreblanca, G. de, Historia apologética y descripción del reyno de Navarra. Pamplona 1628. Fol.

González de Avila, G., Teatro de las grandezas de la villa de Madrid. Madrid 1623. Fol.

González de Avila, G., Teatro eclesiástico de las iglesias metropolitanas y catedrales de los reynos de las dos Castillas. Madrid 1645-50. 3 Bde. Fol.

González Palencia, A., Historia de la literatura española. 2. Aufl. Madrid 1925.

Handschriften-Verzeichnisse der kgl. Bibliothek zu Berlin, Bd. 13: Verzeichnis der lateinischen Handschriften von V. Rose, 2. Bd. 3. Abteilung. Berlin 1905.

Heimbucher, M., Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. 3. Aufl. Paderborn 1932.

Högberg, P., Notices et extraits des manuscrits espagnols de Copenhague. In: Revue hispanique, Bd. 46 (1919) S. 382.

Hurter, F., Geschichte Kaiser Ferdinands. Bd. 4. Schaffhausen 1851.

Khevenhiller, Fr. Chr., Annales Ferdinandei. Leipzig 1721—1726. 11 Bde. Fol. Die aus diesem Werke von uns herangezogenen Berichte stammen bis 1606 von Johann Khevenhiller, nach 1606 (seinem Todesjahr) von seinem Neffen Franz Christoph Khevenhiller. Beide waren kaiserliche Gesandte am Madrider Hofe.

La Force, siehe: Nompar.

Lhermite, Jehan, Le Passetemps, publié d'après le ms. original par Ch. Ruelens. Antwerpen 1890—1896. 2 Bde. In: Maatschappij der Antwerpsche Bibliophilen, Bd. 17 u. 20.

Lobera, A. de, Historia de las grandezas de la ciudad de León. Valladolid 1596. 4°.

López, M. A., Discurso leído a la R. Academia de la Historia en junta de 30 noviembre de 1849. Madrid 1850.

López de Haro, A., Nobiliario genealógico de los Reyes y títulos de España. Madrid 1622. 2 Bde. Fol.

Méndez Silva, R., Población general de España. Madrid 1675. Fol.

Menéndez Pidal, R., La España del Cid. Madrid 1929. 2 Bde. 4°.

Mitteilungen des historischen Vereins zu Frankfurt a. O. 1885.

Montejo, B., Memorias históricas para la vida de Fr. Prudencio de Sandoval. In Bd. 11, S. 7—38 der Crónica general de España, Madrid 1791—1792. 12 Bde. 4°.

Morel-Fatio, A., Historiographie de Charles-Quint. Bd. 1. Paris 1913.

Müller, Johannes von, Kleine historische Schriften, herausgegeben von Joh. Gg. Müller. Tübingen 1810. In: Sämtliche Werke, Bd. 8.

Muñoz y Romero, T., Diccionario bibliográfico-histórico de los antiguos reinos, provincias, ciudades etc. de España. Madrid 1858.

Nompar de Caumont, duc de La Force, Jacques, Mémoires authentiques, recueillis, mis en ordre et précédés d'une introduction par le Marquis de la Grange. Paris 1843. 4 Bde.

Novoa, M. de, Historia de Felipe III. Madrid 1875. 2 Bde. In: Colección de documentos inéditos para la historia de España, Bd. 60 u. 61.

Pellicer de Ossau y Tovar, J., Memorial de la calidad y servicios que posee Don Fernando de Tovar Enriquez de Castilla etc. Madrid 1672. 4°.

Pérez Pastor, C., Bibliografia madrileña. Madrid 1891—1907. 3 Bde.

Perrens, F. T., Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis. Paris, ohne Jahr.

Pfandl, L., Johanna die Wahnsinnige. Freiburg 1930.

Philippson, M., Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Übergewichtes in Europa. Berlin 1870. 3 Bde.

Pinelo, L., Anales de Madrid, reinado de Felipe III. Edición y estudio crítico del ms. 1255 de la Biblioteca Nacional por R. Martorell Tellez-Girón. Madrid 1931.

Quevedo Villegas, Fr. de, Grandes Anales de los quince días. In: Semanario erudito, ed. A. Valladares de Sotomayor, Bd. 1, S. 113—178. Madrid 1787.

Ranke, L., Chronisten Karls V. In: Sämtliche Werke, Bd. 2, S. 382, Leipzig 1867.

Ranke, L., Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jh. Leipzig 1877. In: Sämtliche Werke, Bd. 35 u. 36.

Rassow, P., Die Chronik des Pedro Girón und andere Quellen zur Geschichte Kaiser Karls V. Breslau 1929.

Rose, V., siehe: Handschriften-Verzeichnisse.

Salazar y Castro, L. de, Historia genealógica de la Casa de Lara. Madrid 1696. 4 Bde. Fol.

Sarmiento de Acuña, Diego, Carta al Duque de Lerma y dictamen sobre establecer cuatro cronistas y atajar los progresos de la imprenta. In: Sociedad de Bibliófilos españoles, Bd. 4 (1869) S. 99.

Turba, G., Beiträge zur Geschichte der Habsburger. In: Archiv f. österreichische Geschichte, Bd. 86 (1899) S. 309.

Villalba y Estaña, B., El pelegrino curioso y grandezas de España. In: Sociedad de bibliófilos españoles, Bd. 23, Madrid 1886, 2 Teile.

Voigt, G., Die Geschichtschreibung über den Zug Karls V. gegen Tunis (1535). Die Geschichtschreibung über den schmalkaldischen Krieg. In: Abhandlungen der sächsichen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. 16, Leipzig 1874, S. 161 und 567 (= Bd. 6 der philologisch-historischen Klasse).

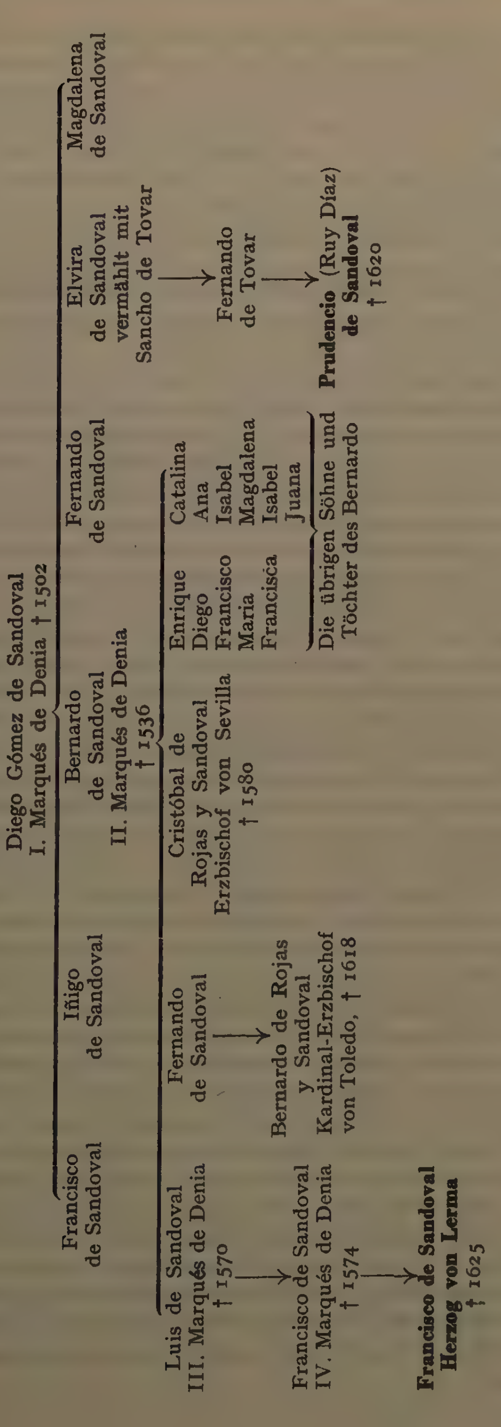
Voſsler, K., Lope de Vega und sein Zeitalter. München 1932.

Watson, R., The History of the Reign of Philip III. Basil 1792. 2 Bde.

Yáñez, J., Memorias para la historia de Felipe III. Madrid 1723.

Yepes, A. de, Crónica general de la orden de San Benito. Valladolid 1615—1621. 7 Bde. Fol.

Ziegelbauer, M., Historia rei litterariae ordinis S. Benedicti. Augsburg 1754. 4 Bde. Fol.



Ludwig Pfandl.

Über den Wandel von *d* zu *r* im Französischen.

(Bemerkungen zur Schrift Wahlgrens.)

An die von Meyer-Lübke, Gram. der frz. Spr. 1, 152/3 verzeichneten Versuche der Erklärung des *r* für *t, d* in *grammaire* „Grammatik", altem *mire* „Arzt" und einigen anderen Wörtern schloſs sich zunächst der Artikel von Urban Holmes, „Old French *mire* from Latin *medicum*", Modern Philology 21, 423 ff., an, der mir nicht vorgelegen hat, dessen Inhalt ich aber durch die ausführlichen Angaben des bald zu nennenden Michaelsson, 272 ff. kenne. Danach erklärte Holmes 427 *mire* aus *mie* bzw. *mije* dadurch, daſs „by dissimilation from the preceding *i*, the blade of the tongue, in forming *i*, is dropped and the back alone remains in contact with the palate, the result is a weak untrilled *r*, as in English". Dieses *r* hält Holmes für „the equivalent of the early Romance *ŕ* or *ri* which later became *ir* in French." Somit nahm Holmes einen Wandel des *j* (von *mije*) in *ŕ* an. Die Einwände Michaelssons 274 gegen Holmes, daſs der Ausgangspunkt *ij* eine bloſse Hypothese sei und daſs er andere Beispiele eines Wandels von *y* in *r* im Frz. und in anderen Sprachen nicht kenne, sind nicht ausschlaggebend, da die Entwicklung eines *j* als Gleitelautes zwischen *i* und *e* oft vorkommt und Holmes einen Wandel des *j* nach *i* zu einem „weak untrilled *r*" im Englischen beobachtet zu haben scheint. Man kann aber, auch wenn man die allgemeine phonetische Möglichkeit des von Holmes angenommenen Lautwandels zugiebt, stärkere Einwände gegen ihn erheben. Wenn *ie* in *mie* und, wie ich hinzufüge, in *envie*, **fie*, **omecie*, *remie*, **Alie*, **Gie* (aus *Illidius Aegidius*) zu *iŕe*, *irie* wurde, warum erhielten nicht auch die vielen anderen Wörter auf *-ie* Nebenformen auf *-irie*? Warum trat die Entwicklung eines *ŕ* aus *j* nur in Wörtern ein, die wie *envirie*, *Alire*, *Gire* wegen des bewahrten kurzen *i*, wie *omecire*, *remire*, *Alire*, *Gire* wegen des nachtonigen *-e* Lehnwörter waren und dabei alle nach ihren Grundwörtern einst *⏑die* statt *⏑rie* hatten? (Wegen *artimaire* s. unten). Wenn ferner *j* zu *ŕ* nur „by dissimilation from the preceding *i*" wurde, wie entstanden *dalmaire*, *grammaire*, *estuire* aus *dalmatica*, *grammatica*, *studium*? Aus den angegebenen Gründen halte ich, obwohl ich selbst eine rein lautliche Entstehung des *r* in den gewissen Wörtern vertrete, die von Holmes angenommene Entwicklung für unwahrscheinlich. Das *r* des altfrz. *mire* „Arzt"

kann eben nicht an diesem Worte allein studiert werden, wie Holmes tat; vielmehr müssen alle Wörter, die das merkwürdige *r* bieten, gemeinsam behandelt und aus éiner Ursache erklärt werden.

An den Artikel von Holmes schloſs sich zeitlich der Aufsatz von Karl Michaelsson, „Le passage *d-r* en français", Studier i Modern Språkvetenskap utgivna av Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm 9, 261ff., an, der bereits von Hilka, ZrP. 45, 767f. mit Reserve, von Roques, Rom. 52, 211, und Wallensköld, Neuphilol. Mitteil. von Helsingfors 26, 203f. ohne Einschränkung gebilligt wurde. Michaelsson hat zunächst eine kritische Übersicht über die bis dahin zur Frage geäuſserten Ansichten gegeben und dann manche, von A. Tobler, Zs. für vergl. Sprachf. 23 (Neue Folge 3), 415 = Vermischte Beiträge zur frz. Gram. 5, 32f. herangezogene Wörter als nicht zu den Fällen eines *r* aus *d* gehörig erwiesen, was lange vor ihm schon G. Paris, Rom. 6, 129f. = Mélanges linguistiques, 270f. besorgt hatte. Michaelsson hat dadurch die Liste der Wörter, in denen tatsächlich *r* aus *d* (*t*) entstanden ist, auf ein Dutzend reduziert. Er hat endlich für diese Wörter auf S. 294ff. einen lautlichen Wandel von *d* zu *r*, der durch das in allen Wörtern dem *d* folgende *i* bzw. durch die davon bewirkte Mouillierung des *d* erleichtert worden sei, für eine Zeit angenommen, „où le *d* commençait à s'articuler d'une manière moins distincte et où son passage à *đ*, s'il n'était pas déjà accompli, était du moins imminent." Michaelsson hat somit einen rein lautlichen Wandel von *dj* zu *rj*, sei es direkt, sei es über *đj*, angenommen und damit eigentlich dasselbe wie L. Havet, Rom. 6, 256f., nach dem „le groupe consonantique *đi*, partout où la langue française le possédait alors, a été remplacé par un autre groupe consonantique *ri*, issu directement du rhotacisme de la consonne *đ* au contact d'un *i* consonne", bzw. wie Meyer-Lübke, Gram. der frz. Spr. 1, 153 oben, nach dessen Ansicht „in diesen fremden Wörtern, vielleicht auch in der lat. Schulsprache, der Verschluſs bei *d* unvollkommen gebildet wurde, wodurch dann der Übergang zu *r* zustande kam". Michaelsson, der ungefähr dasselbe wie Havet bzw. Meyer-Lübke annahm, hätte sich nicht auf S. 296 oben mit einem gewissen Stolze den „Mut" zuschreiben sollen, „d'abandonner définitivement la séduisante théorie de M. Havet"; seine Ansicht unterscheidet sich von der Havets bloſs dadurch, daſs er für die Wörter mit *r* aus *d* nur eine „évolution sporadique" annimmt. Damit zeigt er aber einen gewissen Rückschritt gegenüber Havet. Denn wenn der Ersatz des *d* durch *r* in den gewissen Wörtern überhaupt ein rein lautlicher Vorgang war, dann trat, er, falls er nicht von analogischen Einflüssen aufgehalten wurde, in allen Wörtern ein, in denen die lautlichen Bedingungen dazu gegeben waren. Kurz, die Ansicht Michaelssons ist in der Hauptsache die Havets bzw. Meyer-Lübkes, nur weniger klar und entschieden als die Auffassung dieser beiden. Michaelsson weist noch darauf hin, daſs die altfrz. Wörter mit *r* für *d*, *t* auf lat. termini technici der Mönche und Geistlichen zurückgehen; *dalmatica* bezeichnete

das Dienstkleid von Klerikern bestimmten Ranges, *studium* ihr geistiges Bestreben überhaupt, *grammatica* ihre grammatischen, *medicus, remedium* nebst **feticum* „Leber" ihre ärztlichen Bestrebungen, *invidia, *artemadia* „Zauberei" und *homicīdium* „Totschlag" Todsünden, gegen die die Geistlichen predigten. Michaelsson schliefst mit der anfechtbaren Annahme, dafs „le passage en *r* battait son plein justement vers l'époque de la réforme scolaire de Charlemagne", und sieht in *grammaire* ein Zeugnis der Tätigkeit des grofsen Kaisers. Er versetzt damit den Wandel von *dj* in *rj* wohl in eine zu frühe Zeit, zumal da einige Zeit vorher das fränk. **wadi* oder **waddi*, das dem ahd. *weti, wetti* entsprach, zwar nicht mehr **wai* (wie *radium rai*), aber doch noch *wage, gage*, nicht **warie, *gaire* ergeben hatte.

Da der von A. Tobler, Rom. 2, 243 für altfrz. *envie, mie* und andere Wörter angenommene Einschub eines *r* zur Hiatustilgung, weil er in so vielen anderen gleichgebauten Wörtern unterblieb, höchst unwahrscheinlich ist, da die von G. Paris, Rom. 6, 132 = Mélanges linguistiques, 273 angenommene Zwischenstufe *l*, weil sie in den meisten der zwölf Wörter gar nicht bezeugt ist, ebenfalls unwahrscheinlich ist, da weiters die von Körting, Der Formenbau des frz. Nomens, 308ff. zur Erklärung jedes einzelnen der Wörter mit *r* gemachten Annahmen, *mire* sei von *mirer* abgeleitet, *grammaire, artimaire* aus lat. **grammāria, ars maior* entstanden, *firie* für **filie* aus **fidie + fiel* eingetreten, ebenso *envírie* für *envídie* nach *ire, estúrie* für *estúdie* nach *estoire, omecire* für **omecidie* nach *ocire*, den Gipfelpunkt der Unwahrscheinlichkeit erreichten, da ferner Nyrop, Gram. hist. de la langue franç. I², 427 nur „un développement spécial du groupe *dj* (primitif ou dérivé de *tj*) dans un certain nombre de mots anciens, mais non entièrement populaires, où il aboutit à *r*" konstatierte, ohne sich über den Werdegang zu äufsern, und Behrens, Gram. des Altfrz., in Anmerkungen zu den Paragraphen 143, 148, 151 die Wörter blofs mit der Bemerkung anführte, dafs sie „nicht dem alten Erbwortschatz angehören", da somit Nyrop und Behrens überhaupt keine Erklärung gaben, so stand vor Wahlgren, der gleich zu nennen sein wird, der Annahme eines lautlichen Wandels von *d* zu *r* durch Havet, Meyer-Lübke und Michaelsson (auch durch Gorra, Studi di filol. rom. 8, 580; Bourciez, Précis hist. de phonétique française, 149 Anm. 2; Zaun, Die Mundart von Aniane, 89 Anm.; Leo Jordan, Altfrz. Elementarbuch, 169 Mitte) als eine noch ernst zu nehmende Erklärung nur die Annahme eines alle Wörter mit *r* für *d, t* in gleicher Weise treffenden analogischen Vorgangs durch Herrmann Andersson (nicht Andersen, wie Meyer-Lübke schreibt), LgrP. 1898, 24 gegenüber, die Annahme eines Ersatzes des Ausgangs *-́die* durch den häufigeren Ausgang *-́rie*. Diese Annahme hat nach Meyer-Lübke, Gram. der frz. Spr., 23. Aufl., 1, 153 oben, „manches für sich", allerdings nach dessen Ansicht nur dann, wenn man von bask. *mereku* „Arzt" absehe; aber bei der Beurteilung der altfrz. Wörter mit *r* für *d* mufs man tatsächlich von dem bask. *mereku*,

richtiger *miricu* absehen, weil es sich aus dem daneben vorkommenden bask. *medicu* durch den intern. bask. Wandel von *d* zu *r* erklärt, wie Michaelsson, 268 gezeigt hat. Da somit ein so sachverständiger Mann wie Meyer-Lübke einerseits die Annahme eines rein lautlichen Übergangs von *d* in *r* vorträgt, andererseits findet, daſs auch die Annahme eines analogischen Vorgangs manches für sich habe, also eigentlich in der Auffassung des *r* für *d* schwankt, so war eine neuerliche und ausführliche Behandlung der Frage durchaus zu begrüſsen.

Es gab sie Ernst Wahlgren, Un problème de phonétique romane: le développement *d-r*, Skrifter urgivna av K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala 26, 4, Uppsala 1930. W. bespricht zunächst, damit kurze Hinweise Michaelssons, 295 unten und Anm. 5, ausführend, den Übergang des *đ* zu *r* in Mundarten Nordschwedens und Jütlands, des *d* zu *r* in der schwedischen und dänischen Umgangssprache, in englischen und niederdeutschen Mundarten, dann nach kurzer Behandlung der ganz vereinzelten Fälle eines *r* für *d* im Latein den Übergang des intervokalen *d* in *r* im westlichen Unteritalienischen; in allen diesen Fällen erkennt er eine rein lautliche Entwicklung an und mit Recht. Dann behandelt er die Wörter mit *r* für *d* im Span.; von den nach meiner Ansicht meist verfehlten Erklärungen dieser Wörter durch W. wird unten in einem Anhange zu diesem Aufsatze gesprochen werden. Auf das lange Kapitel über das Span. folgt ein kurzes über das Prov.; in diesem bespricht W. nur den Ersatz von *z* durch *r* und von *r* durch *z* zwischen Vokalen und vor Konsonanten. Da das intervokale *z* des Prov. bekanntlich in sehr vielen Wörtern auf lat. *d* zurückgeht, so hat infolge des Wandels des *z* in *r* allerdings lat. *d* schlieſslich *r* ergeben, aber doch sehr indirekt; diese Entwicklung kann mit dem Ersatz eines *d* durch *r* im Frz. eigentlich nicht verglichen werden.

Erst in der zweiten Hälfte seiner Abhandlung, auf S. 116 kommt W. zum Frz. Er bekämpft zunächst die Argumente Michaelssons für dessen Annahme eines rein lautlichen Wandels von *d* in *r*. Man muſs W., 123, zugeben, daſs die von Paul Passy, Etude sur les changements phonétiques et leurs caractères généraux, 146 in Paris gehörten Formen *varõ, urõ* für *va donc!, où donc?*, die Michaelsson, 295 oben, für die Möglichkeit eines rein lautlichen Wandels von *d* in *r* im Frz. geltend machte, diese Möglichkeit nicht beweisen. Da Passy nur sicher war, jene Formen in Paris gehört zu haben, aber nicht wuſste, ob er sie von einheimischen Parisern gehört habe, können *varõ, urõ* für *va donc, où donc* von Nichtfranzosen infolge mangelhafter Aussprache des Frz. gesprochen worden sein; dies ist vielleicht sogar wahrscheinlich, weil die, kleine Sätze mit *donc* wiedergebenden, Karten 1140, 1367, 1409 des AlF. nirgends *rõ* für *donc* bieten, wie W. versichert. Aber auch wenn *varõ, urõ* für *va donc, où donc* von Parisern oder doch von gebürtigen Franzosen gesprochen worden sein sollten, so erweisen sie, da *donc* hier in besonderen, allenfalls vom Affekt bestimmten, Verhältnissen stand, noch nicht

die allgemeine Möglichkeit eines frz. Wandels von *d* in *r* und schon gar nicht die Möglichkeit eines Wandels von *estúdie, envídie* zu *estúrie, envírie*, in denen sich *d* unter ganz anderen Bedingungen befand als in *va donc, où donc*. Auch die von Michaelsson 295 noch geltend gemachten Formen *merčẽ* „médecin", *merčẽn* „médecine" im AlF. 830, 831 auf Punkt 377, d. i. in Pont-Hébert (Canton Saint Jean-de-Daye, Département Manche) beweisen nichts. W. 125 Anm. 2 hat *moersẽ* „médecin" auf Punkt 108 (Yonne) hinzugefügt und im *r* eine Reminiszenz an *mire* „Arzt" vermutet. Dies ist, was W. hätte sagen sollen, besonders für *merčẽ, merčẽn* der Manche wahrscheinlich, weil Pont-Hébert, wo diese Formen gesprochen werden, südlich von Lison an der Grenze des Bessin gelegen ist, in dem nach Godefroy noch *miere* „Arzt" gebraucht wird, daher mit *médecin* vermischt werden konnte. Da *mire* nach Godefroy noch in Burgund gebraucht wird, ist wahrscheinlich auch *moersẽ* im Département Yonne aus *médecin* + *mire* entstanden. Da somit *merčẽ, moersẽ d* durch *r* erst nach *miere, mire* ersetzt haben, können sie nicht als Beweise der Möglichkeit eines rein lautlichen Wandels von *d* zu *r*, speziell von *medicum* zu *miere, mire*, verwendet werden; das wäre ja ein circulus vitiosus. Auch das von Michaelsson 295 noch geltend gemachte *derẽns* „dedans" im AlF. 381, auf Punkt 686, d. i. in Lembeye (Canton Orthez, Département Basses-Pyrénées) erweist keineswegs die Möglichkeit eines frz. Lautwandels *d-r*, da es eine béarn. Form ist, erweist übrigens nicht einmal einen Wandel *d-r* für das Béarn. von Lembeye, wo das intervokale *d* anderer Wörter geblieben ist (W. 125), da es darnach aus altem *dedens* durch eine besondere Ursache entstanden ist, sei es, wie W. meint durch Einwirkung des dort üblichen *däré* „derrière", sei es durch Dissimilation. Kurz, W. hat vollkommen Recht, wenn er die von Michaelsson geltend gemachten Formen *varõ* „va donc", *urõ* „où donc", *merčẽ* „médecin", *derẽns* „dedans" nicht als Stützen eines frz. Lautwandels von *d* zu *r* gelten läſst. Damit ist aber nur gesagt, daſs der von Michaelsson für *grammaire* und die anderen Wörter angenommene rein lautliche Übergang von *d* zu *r* durch jene Formen nicht gestützt wird, aber keineswegs gesagt, daſs er damit widerlegt sei. Im Gegenteil, die von W. gegen die Auffassung Michaelssons, gegen die Wahrscheinlichkeit eines frz. Lautwandels *d-r* direkt gerichteten Argumente Ws. 118ff. sind haltlos.

Da intervokales *d*, primäres und sekundäres, in den Erbwörtern des Frz. nicht zu *r* geworden ist, sei ein Wandel des intervokalen *d* zu *r* in den Lehnwörtern des Frz. unwahrscheinlich, meint W. Dagegen ist folgendes zu sagen. Ganz abgesehen davon, daſs das intervokale *d* der Erbwörter des Urfrz. und das intervokale *d* der späteren Lehnwörter zu verschiedenen Zeiten im Frz. vorhanden waren und derselbe Laut in derselben Stellung in derselben Sprache zu verschiedenen Zeiten nicht dieselbe Entwicklung zu nehmen braucht, ist in *estuire* und den anderen Wörtern nicht intervokales *d* zu *r*, sondern intervokales *dj* zu *rj* geworden, während in den Erbwörtern

des Urfrz. ein intervokales *dj* gar nicht mehr vorhanden, vielmehr längst zu *j* geworden war (*mi* aus gallorom. **meje* für *medium*). Auch die von W. betonte Bewahrung des *d* in *estude*, neufrz. *étude*, in *omicide*, neufrz. *homicide* „Mord" schlieſst einen Wandel des *d* von *estúdie*, **omecídie* in *r* nicht aus; die letzteren Formen wandelten einerseits in der Volkssprache, in die sie aus der Rede der Gebildeten eingedrungen waren, ihr *dj* in *rj*, behielten daneben in der Sprache der Gebildeten, aus der sie später wieder in die Umgangssprache übergingen, ihr *dj* unter dem Einfluſs der lat. Grundformen bei.

Weiter bekämpft W. die Behauptung Michaelssons 294, daſs „à cause de sa palatalisation *d* mouillé a toutes les facilités de se transformer en *r*"; W. 120 glaubt im Gegenteil, daſs „loin de faciliter le passage *d-r*, la mouillure est de nature à le rendre plus difficile". Es fragt sich, ob die Palatalisierung den Wandel des *d* in *r* beförderte oder behinderte. Da die Palatalisierung „durch eine dem Palatalvokal entsprechende dorsale Erhebung der Vorderzunge" bewirkt wird (Sievers, Phonetik[5], 185 unten) und andererseits das alveolare *r* aus einer „durch einfache Hebung der Vorderzunge aus der Ruhelage" erreichten „Engenbildung zwischen dem Zungenrand und den Alveolen" artikuliert wird (ib. 117 Mitte), so werden die beiden Artikulationen, die Palatalisierung und die Aussprache des alveolaren *r*, durch ähnliche, wenn auch nicht gleiche Bewegungen der Vorderzunge bewirkt. Daher ist es keineswegs richtig, daſs die Palatalisierung, vulgo Mouillierung die Bildung des *r* behindere, „schwieriger mache", wie W. behauptet.

Daſs die Palatalisierung des stimmhaften interdentalen Spiranten im Gegenteil den Übergang desselben in eine Liquida, *r* oder *l*, begünstigt, beobachtet man auſserhalb Nordfrankreichs an zwei Stellen der Romania, in Spanien nebst dem spanisch sprechenden Amerika und in Venezien, wo *dj* in Lehnwörtern zu *rj* bzw. *lj* wurde. Das aus lat. *tragoedia* entstandene astur. *altragedias* „Belästigungen" erhielt die Nebenform *altragerias*; s. Munthe, Anteckningar om folkmålet i en trakt af vestra Asturien 38, nach dem *altragedias* besonders von den Gebildeten gebraucht wird, und Tallgren, Neuphilol. Mitteil. aus Helsingfors 14, 176, der schon das zweite *r* von *altragerias* mit dem zweiten *r* von *grammaire* verglich. Auch kat. *tragédia* „Trauerspiel", die Form der Gebildeten, wurde in der Volkssprache zu *tragéria* „Verlegenheit". Ebenso erhielten kat. *custodi*, *presidi* die Nebenformen *custori*, *presiri*; s. Saroïhandy, GGr. I[2], 863 ganz unten, dessen drittes Beispiel von *r* für *d*, kat. *virell* neben *videll* eher aus *videll* „Rebe" + *virarse* „sich drehen" als durch einen, hier durch vorhergehendes *i* bewirkten, Lautwandel entstand. Andal. *codiáo* „Sorge" in dem andal. Texte La infancia de Jesu-Christo (ed. M. L. Wagner, ZrP. Beiheft 72) 57, 40; 58, 7; 101, 44 (für *cuidado*) erhielt die Nebenform *coriáo*, ib. 13, 1; 23, 44; 102, 37 u. ö.; *curiáo* ib. 55, 11. Chilen. *fastírio*, *tragéria*, *lepíria*, *Locária* für *fastídio*, *tragédia*, *lepídia* „indigestion" (ein Chilenismus), *Locádia* (W. 96)

und mejic. *Liocária* für *Leocádia* (Espinosa, Rev. de dialectol. rom. 1, 222) zeigen ebenfalls *ri* für *di*. Die Erklärungen von *altragérias* durch Anpassung an die Wörter auf *-éria*, besonders an *lacéria*, *miséria* (W. 65 unten), von *curiáo* durch Einfluſs von *cūra* (W. 87 unten), von *fastírio*, *lepíria*, *Locária* durch Austausch ihrer Ausgänge gegen „une terminaison plus commune et plus populaire" (W. 96 unten) wären an sich möglich; aber das Auftreten von *r* für *d* gerade in der Nachbarschaft von *i* und in Lehnwörtern sowie in *cudiáo*, das, zwar aus dem Erbwort *cuidado* entstanden war, aber durch die Versetzung des *i* ein sonst nur in Lehnwörtern vorkommendes *dj* erhalten hatte, weist darauf hin, daſs der Ersatz des *d* durch *r* mit dem Auftreten dieses *d* in der in Erbwörtern nicht vorkommenden Gruppe *dj* zusammenhing. Eine Entstehung des in diesen span. und kat. Wörtern für *-ádia*, *-édia*, *-ídia*, *-ídi(o)* erscheinenden *-ária*, *-éria*, *-íria*, *-íri(o)* durch Anpassung an andere Wörter ist auch deshalb unwahrscheinlich, weil in einer anderen weit entfernten rom. Mundart, im Venez., das ich hier im weiteren Sinne fasse, die Gruppen *adj*, *edj*, *idj*, *udj* zu *alj*, *elj*, *ilj*, *ulj*, also zu Gruppen geworden sind, die den span. Gruppen mit *rj* nahe verwandt sind. Battisti, ZrP. Beiheft 28a, 134 Mitte, führte padov. *comielia* „commedia", *remielio* „rimedio", *armiliare* „rimediare", *Zidio* „Egidio", *inviliusi* „invidiosi", venez. *Zilio* „Egidio", *staliera* „Wage" (für **stadiera* = it. *stadera*), *vertulioso* für altit. *vertudioso* „tugendhaft", trevis. *straliot* „stradiotto", bellun. *fistili* „fastídio", *Zilli* „Egidio", altveron. *invilia* „invidia" Katharinenlegende 79 an und verglich *ri* für *di* in frz. *homecire*, *artimaire*, *fire*; dazu gab er eine Beschreibung des hier vorliegenden phonetischen Vorganges: *d*, scaduto alla fricativa, non si assimilò interamente all'*i*, ma conservò, pure ridotto a liquida, il suo carattere di suono apicale, aggiungendovi una debole articolazione bilaterale. Auch in diesen nordostit. Formen, auf die W. 53 selbst hingewiesen hat, vermutet er „de différentes actions analogiques, bien qu'il ne soit pas toujours facile de trouver la spinta analogica"; *vertulioso* sei an *doglioso* angepaſst, *remielio*, *armiliare* an *meglio*, *megliorare* und auch altveron. *invília*, altpadov. *comielia* sollen nach W. 170 unten „efforts d'éviter, par voie analogique, la fin insolite *-dia*" zeigen. Alles dies ist höchst unwahrscheinlich; es wäre ein merkwürdiger Zufall, daſs die Kreuzungen der ein *di* enthaltenden Lehnwörter mit allen möglichen anderen Wörtern immer gerade Nebenformen mit *li* hervorriefen. Die Tatsache, daſs bei dem Paduaner Ruzzante (nach Wendriner, Die paduanische Mundart bei Ruzante 23) neben *comielia* auch *comieria* vorkommt, verbindet die nordostit. Fälle von *li* für *di* mit den kat.-span. von *ri* für *di*. Bei den span. und den nordostit. Wörtern, die ähnliche und doch wieder verschiedene Vertretungen des *di* in Lehnwörtern bieten, handelt es sich offenbar um rein lautliche Entwicklungen. Der Wandel eines *d* vor *i* in eine Liquida ist somit, auch wenn man vom Frz. absieht, in Rom. tatsächlich eingetreten, ist somit nicht nur

eine Möglichkeit, sondern eine Wirklichkeit. Damit ist die Ansicht Ws., daſs *j* (Hiatus-*i*) den Wandel des *d* in *r* behindert habe, widerlegt. Die Polemik Ws. gegen Michaelsson ist verfehlt.

W. 120 macht noch geltend, daſs die jetzigen frz. Mundarten einen Wandel von *dj* zu *rj* nicht zeigen. Aber dies widerlegt nicht das Eintreten eines solchen Wandels im Altfrz. Es ist zu beachten, daſs der Wandel von *dj* zu *rj* nicht eintreten muſste, sondern eintreten konnte. Daſs er in derselben Sprache in einer Epoche erfolgte, in einer anderen nicht, hing und hängt von Feinheiten der Artikulation des *d* ab; diese können sich vom 10. oder 11. Jahrhundert, in dem *envidie* zu *envirie* wurde, bis zur Gegenwart geändert haben und haben sich auch geändert.

Die Argumente Ws. gegen einen rein lautlichen Übergang von *dj* in *rj*, die sich als nichtig erwiesen haben, haben W. veranlaſst, die Erklärung der altfrz. Wörter mit *r* für *d* durch Lautwandel aufzugeben und diese Wörter anders zu erklären, nachdem er noch den von Gorra, Studi di filol. rom. 6, 583 zur Stütze des Lautwandels *d-r* verwendeten, jetzt von Bloch, Rev. de ling. rom. 3, 125/139 besprochenen Übergang des *r* in *đ* im Normann. und im Südostfrz. als nichts beweisend, einen Wandel *d-r* nicht stützend mit Recht bezeichnet hat. W. bespricht S. 136ff. die Wörter, in denen nach der gewöhnlichen Annahme *r* aus *d* entstanden ist, einzeln und sucht zu beweisen, daſs das *r* in einigen von ihnen überhaupt nicht für *d*, in den anderen für *d* durch Anlehnung an andere Wörter eingetreten ist. Er hat somit dasselbe Erklärungsprinzip wie Körting, dessen oben erwähnte Annahmen auch er als unwahrscheinlich erkennt, und wie Andersson, den er gegen Michaelsson verteidigt. Sehen wir uns jetzt die für die Wörter mit *r* für *d* von W. gegebenen neuen Erklärungen, die den Kern seiner Abhandlung bilden, näher an.

Die Herleitung des Ausdrucks *a estuire*, Rosenroman ed. Langlois 3463, den Méon bzw. Langlois in ihren Glossaren mit „exprès" bzw. „à dessein" richtig übersetzten, von *a estuide* durch Tobler, Zs. für vergl. Sprachf. 23 (Neue Folge 3), 415, eine von G. Paris, Rom. 6, 130 mit „sûrement", auch von Havet, Rom. 6, 255; Meyer-Lübke, Gram. der frz. Spr. 1, 152, und anderen gebilligte Erklärung wird von W. 139 aus mehreren Gründen verworfen, nämlich 1. weil man *a estuire* bis jetzt nur an dieser Stelle gefunden hat; dies kann sich durch Beschränkung der Form mit *r* auf ein kleines Gebiet erklären und ist überhaupt kein stichhältiger Grund zur Verwerfung einer Form; 2. weil man *a estuire* nicht mit God. 3, 611c und Michaelsson 283 mit *a esture* der Christine de Pisan verbinden dürfe; da *a esture* an den Stellen, an denen es vorkommt, sehr wohl durch „mit Sorgfalt, mit Eifer" übersetzt werden kann, wie bald gezeigt werden wird, so kann es mit groſser Wahrscheinlichkeit auf *a estude* „mit Eifer" zurückgeführt und dann mit *a estuire* „mit Absicht" = it. *a studio* dass. verbunden werden; 3. weil *estuide* nur in *a estuire* den angenommenen Wandel des *d* zu *r* zeigt; dies kann sich dadurch

erklären, daſs *estuire* für *estuide* auf ein kleines Gebiet beschränkt war und der aus diesem Gebiete stammende Guillaume de Lorris die ihm geläufige Form *estuire* zufällig nur in der Redensart *a estuire* „mit Absicht, eigens" gebrauchte, wie man tatsächlich, was W. 139 Anm. 1 selbst anmerkt, im Gedicht des Guillaume de Lorris sonst keinen Vertreter des lat. *studium*, kein *estuide* oder *estude*, findet. Wenn *a esture* der Christine de Pisan, was sehr wahrscheinlich ist, aus *a estude* entstanden ist, dann erscheint die *r*-Form von *estuide*, *estude* nicht nur in *a estuire* des Guillaume de Lorris, sondern auch in *a esture* der Christine de Pisan; 4. weil *a estuire* erst spät, um 1230, auftritt, während andere Formen mit *r* für *d* viel früher erscheinen; dies erklärt sich durch die Beschränkung der Form *estuire* auf das Orléannais und dadurch, daſs dort gröſsere, uns erhaltene Gedichte früher nicht entstanden sind; 5. weil ein Übergang von *d* in *r* für das Frz. wenig wahrscheinlich sei; wenn er in mehreren Wörtern beobachtet wird, ist er mehr als wahrscheinlich, nämlich tatsächlich. Es ergibt sich, daſs die Argumente W.s gegen die Herleitung des Ausdrucks *a estuire* von *a estuide* nichtig sind. W. 140 gesteht selbst, *a estuire*, wenn es nicht von *a estuide* herkomme, anders nicht erklären zu können, und hilft sich damit, daſs er *a estuire* für eine falsche Lesart hält. Er „wagt", wie er selbst sagt (S. 140), dies zu tun, obwohl nicht nur die gegen 1330 geschriebene Handschrift Za[1], deren Sprache Méon I, XXIII „a paru le plus pur pour le temps" und aus der er *a estuire* übernahm, und die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschriebenen Handschriften Lb, Lc, Ld, Lg, Li, Ll, sondern auch die von Langlois, freilich mit einem Fragezeichen, an das Ende des 13. Jahrhunderts gesetzte Handschrift der Bibliothèque Nationale, fonds français 378, fol. 23r *estuire* bieten (W. 144). W. weist darauf hin, daſs andere Handschriften, darunter die vom Ende des 13. Jahrhunderts stammenden Be, Ca, Ha und ältere Ausgaben, darunter eine von 1500 und eine von 1735 (!), andere Lesarten bieten und damit beweisen, daſs für ihre Urheber *a estuire* nicht verständlich war. Das letztere ist richtig, beweist aber doch nichts gegen die Ursprünglichkeit der Lesart *a estuire*, im Gegenteil. W. scheint den alten Grundsatz nicht zu kennen oder doch nicht genügend zu beachten, daſs von verschiedenen Lesarten der Handschriften gerade die, die eine seltene Form bringt, wahrscheinlich die ursprüngliche, die des Originals war und daſs die seltene bzw. alte Form oft von späteren Schreibern durch gewöhnliche, auch späterhin erhaltene Wörter ersetzt wurde. W. hält die Lesart der allerdings auch guten Handschrift Ra und der Handschriften La, Ge, Mi, nämlich *a estruire* für die des Originals und *a estuire* für „une faute de copiste" (145 Mitte). Aus den Versen *Mais Job les estruisoit En fine amour et les duisoit*, Vers de Job, Ars. 3142, fol. 168a, erschlieſst er eine Bedeutung „instruire en fine amour" für einfaches *estruire* und nimmt sie für *estruire* im Rosenroman 3463 an; er hat nicht beachtet, daſs in den angeführten Versen *en fine amour* neben *estruisoit* steht und

daſs *estruisoit* allein nur „il instruisait" bedeutete. Ein *a estruire* „zu unterrichten" paſst aber gar nicht in den Zusammenhang der Stelle des Rosenromans, die da lautet: *E sa bouche n'est pas vilaine, Ainz semble estre faite a estruire Por solacier e por deduire, Car les levres sont vermeilletes.* In diesem Zusammenhange ist die Lesung *a estruire* ganz unpassend, die Lesart *faite a estuire* „eigens gemacht (zum Erfreuen und zum Ergötzen)" vorzüglich. Eine zur eigenen Theorie nicht passende Form und eine sie enthaltende, in den Zusammenhang vorzüglich passende Lesung als Fehler des Schreibers auszugeben und durch eine in den Zusammenhang gar nicht passende Lesung zu ersetzen, ist ein allzu bequemes Verfahren. W. bespricht endlich nicht das von Tobler, Zs. für vergl. Spr. 23, 415 erwähnte altfrz. *estuire* „Behälter", Barbazan-Méon 4, 247, 451 = Montaiglon-Raynaud 4, 108, das gewiſs nicht, wie Michaelsson 283 meinte, von lat. *storea* „Matte" herkam; es war, wie schon Tobler vermutete, eine Nebenform von *estui* „Behälter" und entstand wie dieses aus **studium*, dem Verbalsubst. von **studiāre* „mit Sorgfalt aufbewahren". W. 146ff. wendet sich dann zur Redensart *a esture* und fügt den beiden, aus Werken der Christine de Pisan genommenen Belegen Gods. 3, 611c, der übrigens *a esture* mit *esteüre* „Statur" vermischt hat, in dankenswerter Weise mehrere andere Belege bei derselben Schriftstellerin hinzu, so daſs sich im ganzen acht Belege ergeben. An vier Stellen bedeutet *a esture* nach meiner Ansicht „mit Eifer", nämlich in den Oeuvres poétiques ed. Maurice Roy I, 125 (*qu'on te suit tout a esture*); II, 59 (*quant vers nous vint cellui tout a esture*); III, 142 (*et vint là tout a esture*); III, 297 (*tout a esture Le fais pour n'estre reculez De vous*). An den vier anderen Stellen bedeutet *a esture* wohl „mit Sorgfalt", nämlich in den Oeuvres poétiques II, 229 (*la ceinture Ou le mastin a esture On tient lié*) und 234 (*espinglier a esture fait*) und im Chemin de long estude ed. Püschel Vers 705 (*Et ma robe tout a esture J'escourciay d'une çainture*) und Vers 2407 (*Si les avoit tout a esture Atachees sus sa vesteure*, nämlich *affiches*). Nur an dieser letzten Stelle und in den Worten *tout a esture Le fais* übersetzt W. 146 mit „avec empressement, exprès", an den anderen mit „tout à coup, tout de suite, maintenant, tout à l'heure", was durch den Zusammenhang nicht gefordert wird, und leitet *a esture* von *a ceste heure* her. Dabei muſs er, da *a esture* mit altem *-ure* reimt, „rimes normandes" *eu* : *u* darin sehen und für das aus *a ceste heure* zunächst entstandene *a steure* annehmen, daſs „Christine de Pisan a entendu ou bien a cru entendre un *e* prosthétique devant le groupe *st*" (S. 153). In der doch ein Ganzes bildenden Redensart *a steure* hätte Christine vor *st* nach Vokal ein prosthetisches *e* gehört oder zu hören geglaubt! Diese Phantasie bedarf keiner Widerlegung. Mittelfrz. *a esture* „mit Sorgfalt, mit Eifer" verhielt sich zu *a estuire* ebenso wie *estude* zu älterem *estuide* und bewahrte die Bedeutung des lat. *studium.* Die Herleitung des altfrz. *a estuire* „mit Absicht, eigens" über *a estúdie* von lat. *ad studium* wird durch it. *a stúdio* „absichtlich" auf das beste

gestützt (Tobler, Zs. für vergl. Sprachf. 23, 415). Diese starke Stütze der alten Erklärung von *a estuire* versucht W. gar nicht zu beseitigen; er spricht einfach nicht davon. Kurz, die neue Auffassung der Redensarten *a estuire, a esture* durch W. ist ganz verfehlt.

Altfrz. *navirie* „Schiff", Oxforder Roland 2642 und Quatre livres des rois ed. Le Roux de Lincy 271, und *navire* dass. (: *dire*), Waces Brut 13817 und anderswo hat Tobler, Rom. 2, 243 und Zs. für vergl. Sprachf. 23, 415 zu den Wörtern mit sekundärem *r* gestellt und durch Einschub des *r* in altfrz. *navie* erklärt, worin ihm noch Kemna, Der Begriff „Schiff" im Frz., 21 unten, folgte, ihm jetzt aber niemand mehr folgen wird. Meyer-Lübke, REW. 5862 und Gamillscheg, EWFS. haben *navire* einfach als gelehrte Entwicklung des lat. *navigium* bezeichnet, ohne sich über die Zwischenstufen zu äuſsern. Michaelsson 288 hat *navirie* von einem **navidium* hergeleitet, das Halbgebildete in Gallien statt *navigium*, als in der Volkssprache *gj* und *dj* beide zu *d'* oder *j* geworden waren, als vermeintlich schriftsprachliche Form gesprochen hätten, und sich auf *corridiae, Remidium* für *corrigiae, Remigium* bei Fredegar (Haag, RF. 10, 867) berufen. Da ein Zusammenhang von *navirie* mit *navigium* gleicher Bedeutung von vornherein wahrscheinlich ist, *navirie*, wenn es auf *navigium* in letzter Linie zurückgeht, wegen der Bewahrung des betonten kurzen *i* nur aus der Sprache der Gebildeten, überhaupt der höheren Stände stammen kann und in Lehnwörtern aus deren Sprache sonst *´rie* nur für *´die* erscheint, so ist die Erklärung Michaelssons sehr wahrscheinlich. Was W. 155 dagegen vorbringt, ist belanglos. Er sagt zunächst, *corridiae, Remidium* seien bloſse Schreibungen. Gewiſs sind sie dies zunächst. Aber der Schreiber, der sie schrieb, dachte sich etwas dabei, glaubte, die schriftsprachlichen Formen niederzuschreiben. Wie nun Halbgebildete im Nordfrankreich des 7., 8. Jahrhunderts *Remidius* für die schriftsprachliche Form des vom Volke für *Remigius* gesprochenen **Remijus*, der Vorstufe des altfrz. *Remi*, hielten, konnten Halbgebildete in demselben Lande und in derselben Zeit **navidium* für die schriftsprachliche Form des vom Volke für *navigium* gesprochenen **naveju*, der Vorstufe des altfrz. *navei, navoi*, halten, dabei **navidium* auch sprechen, wenn sie die Schriftsprache sprechen wollten. Allerdings schlieſst W. 156 aus it. *mezzo, mozzo, razzo, rozzo*, die er durch Bewahrung des *d* von *medius, modius, radius, *rudius* unter dem Einfluſs der Grammatiker erklärt, daſs solche Hyperurbanismen nur in Italien vorkamen. Aber dies ist eine ganz unberechtigte Annahme a priori, ganz abgesehen davon, daſs man **navidium, navirie* nicht auf dieselbe Stufe stellen kann wie die it. Wörter. Hyperurbanismen konnten in Nordfrankreich ebenso und in demselben Umfange vorkommen wie in Italien, wenn nur Halbgebildete da waren, die eine Ahnung, keine wirkliche Kenntnis der lat. Schriftsprache und das Streben, sie zu schreiben und zu sprechen, hatten. Das war doch auch in Nordfrankreich der Fall. Hyperurbanismen waren überhaupt häufiger, als W. anzunehmen

scheint. Man denke an **golfus*, d. i. **golphus*, das nach Ausweis rom. Formen für **golpus* gesprochen wurde, an *Herculens, milex, formunsus, occansio* der Appendix Probi 19, 30, 75, 123, die doch gesprochene, nicht geschriebene Formen verdammte. Kurz, gegen die Annahme eines in Nordgallien von Halbgebildeten gesprochenen Hyperurbanismus **navidium* kann ein prinzipieller Einwand kaum erhoben werden; der Hyperurbanismus wurde dadurch nahe gelegt, daſs der Ausgang *-idium* häufiger war als *-igium*. W. bemerkt dann noch, daſs man, da ein aus **navidium* zu erwartendes it. **navezzo* fehle, nicht berechtigt sei, ein **navidium* im Volkslatein anzunehmen. Aber das braucht man gar nicht anzunehmen, sondern nur ein **navidium* im Gallorom. Auch hier arbeitet W. mit Scheingründen. Entgegen seiner Ansicht ist die Herleitung des altfrz. *navirie* von einem Hyperurbanismus **navidium* für *navigium* durch Michaelsson sehr wahrscheinlich.

W. selbst leitet wie G. Paris, Rom. 6, 132 = Mélanges linguistiques 273; Meyer-Lübke, Gram. der rom. Spr. 1, 487 Mitte; Behrens, Gram. des Altfrz. 200 Anm.; Nyrop I³, 340; Thomas, Rom. 31, 429 und Dict. gén. sowie Bloch *navirie, navire* zunächst von *navilie* „Flotte", Oxforder Roland 2627, *naville* „Flotte, Schiff", das Kemna 21 belegt hat, her und dieses sowie die genannten Gelehrten, zusammen mit altprov. *navili*, altit. *navilio*, neuit. *naviglio* „Schiff, Flotte" von einem lat. **nāvīlium*, neuem Singular zu **nāvīlia* für *nāvālia* (das W. zu Unrecht mit einem Sternchen versieht), nachdem schon Diez 221 unten das altfrz., altprov., altit. Wort auf **nāvīlium* zurückgeführt hatte. Nun hätte aber **nāvīlium* nicht wie **navidium* im Latein der Halbgebildeten, sondern nur im groben Volkslatein entstehen können, da der Suffixtausch *-īlia* für *-ālia* und die Bildung des neuen Singulars nur im Volkslatein eintreten konnten; tatsächlich nimmt W. 159 an, daſs „déjà dans le latin vulgaire, on ait créé **navile* à côté de *navale* et **navilia*, sing. **navilium* à côté de *navalia*". Ein **nāvīlium* des Volkslateins hätte aber altfrz. **navil* (mit *l̓*), altprov. **navilh*, nicht *navile, navili* ergeben; neuit. *naviglio* „Schiff" entstand erst in rascher Rede aus altit. *navílio*. Die Erklärung von W. ist somit lautlich unmöglich. Nur it. *naviglio* „Schiffskanal", das, in *navilium* latinisiert, im Friedensvertrag des Jahres 1202 zwischen Modena und Reggio vorkommt (Du Cange 5, 579c oben), dürfte ein **nāvīlium* als neuen Singular zu **nāvīlia* für *nāvālia* fortsetzen. Das von Du Cange zweimal aus später Zeit belegte mittellat. *navilium* „navis, classis" ist nur die Latinisierung des rom. Wortes und erweist kein vulgärlat. **nāvīlium*, wie Tobler, ZrP. 1, 480 unten und Michaelsson 287 betonten. Kurz, altfrz. *navilie, navile* stammt nicht von einem vulgärlat. **nāvīlium*. Wahrscheinlich gehörte *navilie* des Oxforder Rolands, *navile* (: *mile*) der Chronique du Mont Saint Michel 1383 zunächst dem Anglonorm.-Kontinentalnorm. an und war in dieses über das Südwestfrz. aus dem Prov. gekommen. Herkunft des altfrz. *navilie, navile*, das um 1350 von der bodenständigen

Form *navire* verdrängt wurde (Kemna 21), somit nur eine vorübergehende Existenz hatte, vom altprov. *navili* ist wahrscheinlich, weil *sanctum Aegidium* altprov. *sanh Gili*, jetziges *Saint Gilles* bei Nîmes ergab (s. unten), also *´-diu* eines lat. Lehnwortes im prov. sicher zu *´-li* wurde. Das Kat. schloſs sich dem Prov. an, wie kat. *Gil* (von dem span. *Gil* stammt), kat. *navili* zeigen. Altit. *navilio* stammt dann auch von altprov. *navili*; dies nahm schon Meyer-Lübke, REW. 5862 an, dessen Grund zu dieser Annahme W. 162 nicht erkannte. Somit ergab gallorom. **navidium* für *navigium* altprov., kat. *navili* (sowie *Aegidium* altprov. *Gili*, kat. *Gil*) und altfrz. *navirie*, *navire* sowie *Aegidium* altfrz. *Gire* (s. unten); altprov. *navili* ergab durch Entlehnung altfrz. *navilie*, *navile* und altit. *navilio*, neuit. *naviglio*. Altfrz. *navirie* könnte allerdings erst aus *navilie* ebenso entstanden sein, wie altfrz. *apostorie*, *apostoire* (God. 1, 350c unten), *concire* (God. 2, 219b unten), *evangire* (God. 9, 574c oben) aus *apostolie*, *concile*, *evangile* entstanden sind. Da aber diese Formen mit *r* aus *l* dem Franzischen und der Schriftsprache fremd blieben, *navire* dagegen gerade die im Franzischen und in der Schriftsprache siegreiche Form war, so ist direkte Entstehung des altfrz. *navirie* aus **navidium* wahrscheinlicher als Herkunft vom prov. Lehnworte *navilie*.

Altfrz. *envirie* „Neid", Philippe de Thaon, Bestiaire 20 in O, 816 in L², 1489 in L (der ältesten Handschrift), für das Walberg an allen drei Stellen *envire* in den kritischen Text gesetzt hat; *envire* (: *contredire*), Atre perillus 3260; *ennvire* Brut 3884 (G. Paris, Mélanges ling. 273 oben, was W. übersehen hat), dann *firie* „Leber", Oxforder Roland 1278, und *omecire* „Mord", Alixandre 69, 5 in einer Tirade auf *-ire* werden auch von W. 166 auf *envidie* des Oxforder und des Cambridger Psalters, zu dem zweimaliges *amvidie* des Lamspringer Anhangs zum Alexiusliedes zu stellen ist, auf **fídie* aus **fíticum* für *fícatum* und auf **omecídie* aus lat. *homicídium* zurückgeführt. Nebenbei bemerkt, gab es auch ein altfrz. *homicire* „Mörderin". Der Reim *homicide* „Mörderin" : *ire* eines Mirakels Gautiers de Coincy in der Handschrift Harl. 4401 ed. Ulrich, ZrP. 6, 328a, Vers 224 ist ja in *homicire* : *ire* zu bessern; *homicide* : *hide* der Handschrift der Bibliothèque nationale, fonds français 2163, ist nicht, wie W. 165 Anm. unten meint, „sans aucun doute la bonne leçon", sondern die Änderung eines Schreibers, der nur die Form *homicide*, nicht *homicire* kannte und einen guten Reim mit *homicide* herstellte, und *homicire* : *ire* der Reim des Originals nach dem Grundsatze, daſs die seltene Form die des Originals war. Allerdings bezog das durch den Reim mit *ire* gesicherte *homicire* „Mörderin" *r* erst von *omecire* „Mord", da *r* für *d* nur vor *j* eintrat. W. 169 erklärt *envirie*, *firie*, *omecire* aus *envidie*, **fidie*, **omecidie* durch Anpassung an die Wörter auf *-irie*, *-ire* wie *empir(i)e*, *martir(i)e*, *avoutire*, *batistire*, auch an *enjurie*, *enjure*, das er in der Anm. 2 speziell für das *r* von *envirie*, *envire* verantwortlich macht. Nun könnte man die Abstrakta *envirie*, *omecire* allenfalls, wenn auch mit einigem Zögern, durch Anpassung von

envidie, **omecidie* an die Abstrakta *empirie*, *martirie*, *avoutire* erklären; aber eine Umgestaltung von **fidie* ,,Leber'' zu *firie* nach diesen Abstraktis ist ganz unwahrscheinlich. Diese, von Andersson herübernommene, Erklärung W.s ist somit auch aufzugeben.

W. bemerkt dann wie vor ihm Michaelsson 288/9, dafs die von Meyer-Lübke, Gram. der rom. Spr. 1, 487 Mitte angeführten altfrz. Formen *envilie*, *homecilie* nirgends überliefert sind, allem Anschein nach nicht bestanden haben, und vermutet mit Michaelsson, daß **homecilie* nur zur Erklärung des altspan. *homecillo* ,,Mord'' konstruiert worden sei, weil G. Paris, der *d* über *l* zu *r* werden ließ, in Rom. 6, 133 = Mélanges ling. 275 sagte, dafs span. *homecillo* ,,répond visiblement à la forme *homecilie* que j'ai supposée entre *homecidie* et *homecirie*''. Hierzu bemerke ich folgendes. Erstens ist die Annahme eines altfrz. **homecilie* nur zur Erklärung des altspan. *homecillo* an sich unstatthaft und deshalb unnötig, weil auch **omecirie*, die Vorstufe des bezeugten *omecire*, altspan. *homecillo* hätte ergeben können, so wie *Garin* altspan. *Galin* ergab, nämlich durch Lautsubstitution (vgl. auch *Catalina* aus it. *Caterina*). Zweitens stammte altspan. *homecillo* gar nicht aus dem Altfrz. Die richtige Form des altspan. Wortes war nach Pero Guillens Gaya de Segovia *omezillo* (Tallgren, Mém. néophilol. de Helsingfors 4,8 = Estudios sobre la Gaya de Segovia 83 Mitte). Mit Recht wendet Tallgren das stimmhafte *z* des altspan. Wortes gegen dessen Herleitung vom altfrz. Worte ein. Altspan. *omezillo* war bodenständig. Die Vermutung Michaelssons 289, dafs ein durch bodenständige Veränderungen entstandenes **omizio*, die Entsprechung des port. *homizio*, an die Wörter auf *-ecillo*, altes *-ezillo* angepafst worden sei, ist allerdings unwahrscheinlich, weil **omizio* wegen der span. Abstrakta auf *-io* (*albedrio*, *poderio*, *señorio*) sein *-io* bewahrt hätte, wegen seiner Bedeutung nicht den Diminutiven auf *-ezillo* angeglichen worden wäre. Altspan. *omezillo* entstand aus **omezilio* und dieses aus **omezidio* durch Dissimilation des *d* gegen *dz* zu *l* so wie altspan. *melezina* aus *medezina*, durch eine Dissimilation, die der von *d-d* zu *d-l* in *Madrideño-Madrileño* analog war. Ebensowenig wie altspan. *omezillo* ein altfrz. **omecilie* stützt das besprochene altveron. *invilia* ,,Neid'' ein altfrz. **envilie*, das nach der Vermutung Michaelssons 289 und W.s 170 vielleicht wegen der altveron. Form angenommen wurde.

Aufser **envilie*, **homecilie* und dem später zu besprechenden *Gilie* hat übrigens Meyer-Lübke, Gram. der rom. Spr. 1, 487 noch ein viertes altfrz. Wort angeführt, das auch *-ili* für lat. *-idi* böte, nämlich *essilie* aus *excidium*, dies offenbar deshalb, weil Tobler, ZrP. 1, 481 oben, altfrz. *essil* ,,Zerstörung'' auf lat. *excidium* dass. zurückgeführt hat. Mit Michaelsson 282 oben mufs man feststellen, dafs ein altfrz. **essilie* bisher aus keinem altfrz. Texte belegt ist; es wurde offenbar von Meyer-Lübke nur als Zwischenstufe zwischen *excidium* und altfrz. *essil* angenommen. Ein aus *excidium* allenfalls entstandenes *essil* könnte aber wegen des Fehlens eines nachtonigen

Vokals nicht mit Fällen wie *omecire* aus *homicīdium* verglichen werden. Die Herkunft des altfrz. *essil* ,,Zerstörung'', dem ich altprov. *eisil* dass. hinzufüge, von lat. *excidium*, die Meyer-Lübke noch in der 3. Auflage seines REW. 2968, allerdings mit der Bemerkung ,,oder zu *exilium*'' vorträgt, wäre möglich, wenn *excidium* im Gallorom. durch Dissimilation von *ts—d* zu *ts—l* zu **excilium* geworden wäre; doch ist eine solche Dissimilation nicht wahrscheinlich. Eher entstand *essil* ,,Zerstörung, Vernichtung'', wie schon Godefroy, Foerster im Wörterbuch zu Chrestien und jetzt Michaelsson 282 annahmen, aus *essil* ,,Verbannung'' über das wohl zu beachtende *essil* ,,Qual, Schaden'' durch eine Bedeutungsentwicklung, die der von nhd. *Elend* aus mhd. *ellende* ,,Leben in anderem Lande, Verbannung'' analog war. Das Nichtbestehen der von Meyer-Lübke seiner Zeit angesetzten Formen *envilie, essilie, homecilie* mufste hier festgestellt werden, um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, dafs *-idia*, *-idium* in Lehnwörtern des Altfrz. aufser *-irie* auch *-ilie* ergeben habe.

Altfrz. *mirie* ,,Arzt'', Waces Rou II, 734; Quatre livres des rois ed. Le Roux de Lincy 304, ed. Curtius 153; *mire* dass., Gormund et Isembart bei Bartsch-Horning, Vers 13, auch später öfters, noch bei Honoré d'Urfé in der Astrée, in Burgund, auf Guernesey und im norm. Familiennamen *Lemire* (Kremers, Beiträge zur Erforschung der frz. Familiennamen 95) erhalten, wird von W. 173 aus *mie* ,,Arzt'' des Alexanderromans und der Loherains durch Anpassung an *sire* in der Verbindung *sire mie* erklärt, für deren Gebrauch er sich auf *sire meies* der Predigten des heiligen Bernard (im Stück bei Bartsch-Horning, Zeile 92) beruft. Eine Umgestaltung von *sire mie* zu *sire mire* ist möglich, wenn auch unwahrscheinlich, eine Übertragung der Form *mire* von dieser Verbindung auf die vielen anderen Fälle, in denen der Arzt nicht als ,,Herr'' angesprochen, sondern als abwesende Person ohne *sire* davor erwähnt wurde, noch unwahrscheinlicher. Vor allem bleibt dabei die Form *mirie* unerklärt, von der W. bemerkenswerterweise in diesem Zusammenhange gar nicht spricht. Wenn *mirie* älter war als *mire*, wozu die Überlieferung stimmt und was wegen der ganzen Entwicklung der alten Proparoxytona auf *-ie* durchaus wahrscheinlich ist, dann wird die Erklärung W.s durch *mirie* direkt widerlegt. Da das Wort für ,,Herr'' im Nominativ immer *sire*, nie **sirie* lautete, konnte eine Anpassung von *mie* daran nur *mire*, nicht *mirie* ergeben. Kurz, die Annahme W.s ist wegen *mirie* unmöglich. Die Vermutung W.s 174, dafs *mie* durch *mire* wegen der Möglichkeit der Verwechslung mit *mie*, dem Füllwort der Negation, verdrängt worden sei, sei als einer der wenigen guten Gedanken dieses Buches angeführt. W. hat geschickt zwei Sätze aus dem Eneas 7987 und dem Raoul de Cambrai 2542, die Sätze *Sor lui n'estuet mire venir* und *cui il ataint n'a de mire mestier* gewählt, in denen *mie* statt *mire* mifsverstanden werden konnte.

Altfrz. *remire* ,,Abhilfe'', das God. reichlich belegt hat, erklärt W. 177 aus *remide* (: *homicide*), Mistere du vieil testament 4897

durch Anpassung an *mire* „Arzt". Die Annahme ist an sich möglich, aber unnötig, sobald man einen Wandel *dj—rj* in Lehnwörtern annimmt. Die Feststellung W.s 176 Anm. 2, daſs die Annahme weiblichen Geschlechts neben männlichem bei *remire* durch God. 7, 6a auf seinem ersten Belege, auf fehlerhaftem *d'une remire* für *dune* (= *done*)*remire* beruhe und deshalb unbegründet sei, ist nützlich.

Für *grammaire* „Grammatik" und altes *grammaire* „Grammatiker" aus **gramádie* von lat. *grammatica* bzw. *grammaticus* nimmt W. 178 unten, einen Ersatz des seltenen Ausgangs *-ádie* durch *-árie* an, das dann zu *-aire* wurde, und hält es für „superflu de souligner la fréquence du suffixe latin *-arius*, *-aria* dans les langues romanes". Die Erklärung setzt voraus, daſs zur Zeit, als **gramadie* für *grammaticus* gesprochen wurde, noch *-árie* oder allenfalls *-aŕe* für *-ārius* im Urfrz. erklang, noch nicht *-ier*. Wenn aber **gramádie* in so früher Zeit zu **gramárie* geworden wäre, hätte es später zugleich mit den vielen anderen Wörtern auf *-árie*, *-aŕe* diesen Ausgang durch *-ier* ersetzt, wäre zu **gramier* geworden, ebenso **gramária*, **gramaŕa* zu **gramiere*. Die Tatsache, daſs dies nicht geschah, beweist, daſs *grammaire* Mask. und Fem. im Frz. erst aufkamen, als *-aŕe*, *-aŕa* schon zu *-ier*, *-iere* geworden waren. Die Erklärung W.s ist also in der von ihm gemeinten Form unmöglich. Das ursprüngliche **gramádie* hätte höchstens nach den unvolkstümlichen Wörtern auf *-árie*, *-aire* wie *adversárie*, Oxforder Psalter 73, 11; Cambridger Psalter 70, 13; *cuntraire*, Roland 311; *essemplárie*, Compoz 66; *librárie*, ib. 36; 65; *luminárie*, Oxforder Psalter 135, 7; *necessárie*, Compoz 36; *sacrárie*, Alexius 59*c*; *saintuárie*, Oxforder Psalter 72, 17; Cambridger Psalter 67, 36 zu **gramárie*, *gramaire* werden können. Ist aber eine Umgestaltung von **gramádie* nach diesen Wörtern zu **gramárie* wahrscheinlich? Wenn schon der seltene Ausgang *-ádie* beseitigt werden sollte, wäre sein Ersatz durch das lautlich ähnliche *-adže*, geschriebenes *-age* näher gelegen, das in manchen, Personen charakterisierenden Wörtern, wie es **gramádie* „Grammatiker" war, und in vielen Sachnamen, zu denen **gramádie* „Grammatik" gehörte, vorlag. Jedenfalls kann ich W. 179 nicht zugeben, daſs die Bedeutung des Suffixes *-age* nicht geeignet gewesen wäre, in diesem Fall den Gebrauch dieses Suffixes zu begünstigen, besonders für **gramádie* „Grammatik" nicht. Die Erklärung von *grammaire* durch W. ist in der ihr von W. gegebenen Form unmöglich, in verbesserter Form unwahrscheinlich.

Altfrz. *artimaire*, *artumaire* „Zauberei" leitet W. 182 wie Tobler, Rom. 2, 243; Meyer-Lübke, REW. 5226; Wartburg, FEW. 1, 148b oben von *artem magicam* her und nicht wie G. Paris, Rom. 6, 132 = Mélanges ling., 273 unten, von *artem mathematicam*. Michaelsson 277 nimmt ein Zusammenflieſsen der altfrz. Entsprechungen von *artem magicam* und *artem mathematicam* in *artimaire* an. Dem möchte ich zustimmen. *Mathematicam* paſst lautlich und begrifflich als

Grundwort von *-maire* in *artimaire*. Es ergab zwar zunächst, wie Tobler, ZrP. 1, 480 unten, bemerkte, **mammaire* oder eher, da *t'm* wohl zu *sm* wurde, **masmaire*; aber **artimasmaire* konnte durch Haplologie, an die zuerst Michaelsson dachte, zu *artimaire* werden. In der Bedeutung „magia" hat Du Cange 5, 305 a unten, *mathematica* in einer handschriftlichen Lebensbeschreibung des heiligen Samson von Dol, also eines Heiligen Nordfrankreichs, belegt, wo *magica arte* durch *mundanam mathematicam* wieder aufgenommen wird; die Bedeutung „magia" von *mathematica* wird durch *mathematicus .. id est invocator daemonum* der Judicia sacerdotum bei Martène, Veterum scriptorum et monumentorum .. amplissima collectio VII col. 32 (Du Cange a. a. O.) gestützt. Man begreift nicht, wie W. 182 oben angesichts dieser von ihm selbst angeführten Belege Chance, Academy 1893, I, 307 rechtgeben kann, dafs für *ars mathematica* = *ars magica* „no evidence whatever is given". Nach dem Gesagten konnte *artem mathematicam* altfrz. **artimádie* „Zauberei" ergeben, mit dem ein lautlich ähnlicher, begrifflich gleicher Vertreter von *ártem magicam* zusammengeflossen sein kann. Den Ausgang von *artimaire* erklärt W. 182 unten durch den Einflufs des „Suffixes *-aire*", der unwahrscheinlich ist, bzw. durch den Einflufs von *grammaire* „Zauberbuch". Diese Annahme könnte man billigen.

Altfrz. *dalmaire* „Dalmatika", Thebenroman 6455; Dialogues de saint Grégoire ed. Foerster 256; *daumaire* (: *maire*), Angier, Vie de saint Grégoire le Grand 1297, späteres *dumoire* einer Urkunde aus Saint-Brieux von 1586 erklärt W. 185 oben aus **dalmádie* von lat. *dalmatica* wieder durch die „fréquence du suffixe *-ārius, -āria*. Diese Erklärung ist bereits bei *grammaire* als unwahrscheinlich erkannt worden.

Den nach Thomas, Rom. 6, 262 Anm. 1 in vier Urkunden der Jahre 1356, 1357 *Saint Aliri, Saint Alire* geschriebenen Namen des Ortes *Saint-Alyre* bei Clermont-Ferrand erklärt W. 191 aus dem zugrundeliegenden lat. *ad sanctum Illidium* durch Vermischung mit dem aus lat. *ad sanctum Hilarium* entstandenen Namen des Ortes *Saint-Hilaire* (Département Haute-Loire, Canton Auzon), der 30 Kilometer südöstlich von *Saint-Alyre* liegt. Die Annahme „qu'une confusion, due principalement sans doute à la conformité de la syllabe initiale, pourrait facilement se produire entre les deux mots", stützt sich darauf, dafs der genannte Ort *Saint-Hilaire* nach dem Dictionnaire topographique du département de la Haute-Loire zwar im 11. Jahrhundert *Ecclesia S. Hilarii*, 1379 *Sainct-Alary*, 1401 *Saint-Alaire*, aber 1398 *Saint Alire* in Urkunden genannt wird. Aber das zwischen *Sainct-Alάry* des Jahres 1379 und *Saint-Alaire* des Jahres 1401 einmal überlieferte *Saint-Alire* des Jahres 1398 kann darnach keine gesprochene Form wiedergeben, ist vielmehr für *Saint-Alaire* verschrieben; der Schreiber vergafs das *a* hinter dem *l*, weil er kurz zuvor zwei *a* geschrieben hatte. Lat. *ad sanctum Hilarium* wurde durch Assimilation des vortonigen, vor *l* stehenden

und deshalb etwas offener gesprochenen *e* an das betonte *a* (vgl. *salvage*) zu *a Saint Aldry*, *a Saint Alaire* und *Saint-Alaire* hieſs der Ort bis in das 15. Jahrhundert; erst dann wurde *Saint-Alaire* durch Anpassung an die lat. Form *sanctum Hilarium* zu jetzigem *Saint-Hilaire*. In der Sprache der Bewohner der Gegend hieſs er niemals **Saint-Alire*. Eine Umgestaltung eines aus lat. *sanctum Illidium* entstandenen *Saint-*Alide* zu *Saint-Alire*, jetzigem *Saint-Alyre* nach dem in einer Entfernung von 30 Kilometer gebrauchten Ortsnamen *Saint-Alaire* ist aber unwahrscheinlich. W. beruft sich noch darauf, daſs *Saint-Illide* im Département Cantal, Canton Saint-Cernin einerseits 1265 *Sanctus Illidius*, 1449 *Sainct-Alire*, 1628 und 1693 *Sainct-Alyre* bzw. *Sainct-Allyre*, ja noch 1784 *Saint-Alyre*, *Saint-Allire*, andererseits 1598 *Sainct-Hilaire*, 1659 *Sainct-Yllaire*, 1628 *Sanct-Olère* in Texten genannt wird. Hier ist vor allem hervorzuheben, daſs die Schreibungen *Sainct-Hilaire*, *Sainct-Yllaire* aus den Jahren 1598 und 1659 stammen, also, wie W. 189 unten selbst zugeben muſs, „d'une date relativement récente" sind, daſs aber *Sainct-Alire* schon 1449, also anderthalb Jahrhunderte früher auftritt. Daraus ergibt sich; daſs *Sainct-Hilaire*, *Sainct-Yllaire* erst sekundär für das längst vorhandene, *r* aufweisende *Saint-Alire* eingetreten ist, übrigens, da auch später, bis 1784, wieder *Saint-Allire* bezeugt ist, nur vorübergehend eingetreten ist. Da schon 1449 *Sainct-Alire*, noch 1784 *Saint-Allire* überliefert ist, so trug der Ort diesen Namen, der sich erst nach langem Kampfe vom Latinismus *Saint-Illide* verdrängen lieſs, vom Mittelalter bis in die neueste Zeit Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts versuchten manche, den alten Namen *Saint-Alire* auf *Saint-Hilaire* umzudeuten, aber, wie das auch späterhin bezeugte *Saint-Alire* zeigt, ohne Erfolg; da zwischen *Saint-Hilaire* 1598 und *Sainct-Yllaire* 1659 ein *Sainct-Alyre* 1628 überliefert ist, so sprachen auch während der Zeit, in der manche die Umdeutung des Namens auf *Saint-Hilaire* versuchten, die Bewohner der Gegend weiterhin *Saint-Alire*. Der um 1600 unternommene und gescheiterte Versuch der Umdeutung von *Saint-Alire* auf *Saint-Hilaire* stützt keineswegs die Annahme, daſs das viel ältere *Saint-Alire* für *Saint-*Alide* nach einem echten *Saint-Hilaire* eingetreten sei. Jener vermeintlichen Stütze beraubt ist aber die Annahme, daſs *r* für *d* von einer Vermischung mit einem echten *Saint-Hilaire* herrühre, für *Saint-Allire* (1449—1784), jetziges *Saint-Illide* des Cantal ebenso unwahrscheinlich wie für *Saint-Alire* (1356), jetziges *Saint-Alyre* des Puy-de-Dôme. Für dieses vermutet übrigens W. 187f. daneben auch noch eine Entstehung von *Alire* aus **Alize* von *Illidium* durch den in der Gegend tatsächlich vorkommenden Wandel von *z* zu *r*, obwohl Thomas, Rom. 6, 262 Anm. 1 das Fehlen einer Form **Alize* in den zahlreichen Belegen des Ortsnamens hervorgehoben und die Erklärung seines *r* durch Rhotazismus des *z* ausdrücklich verworfen hat. W. vermutet, daſs eine Form **Alize* doch im Munde des Volkes bestanden habe und nur deshalb nicht geschrieben worden

sei, weil man bis zu ihrem Übergange in *Alire* die latinisierende Schreibung gebraucht habe, oder daſs **Alize* bisher nur deshalb nicht in Urkunden gefunden worden sei, weil die in Betracht kommenden Texte nicht genug zahlreich oder nicht genug durchgesehen seien. Kurz, W. setzt der auf den Tatsachen der Überlieferung beruhenden Ansicht von Thomas leere Vermutungen entgegen. Zusammenfassend kann man sagen, daſs beide Erklärungen des aus *Illidium* entstandenen Ortsnamens *Alire*, die Erklärung durch Rhotazismus von **Alize* und die durch Vermischung von **Alide* mit *Hilaire*, unwahrscheinlich sind.

Schlieſslich bespricht W. 192ff. den aus *Aegidius* entstandenen Personennamen *Gilles* und dessen altfrz. Entsprechung *Gire*. Diesem Namen ist eine, von W. benützte, eigene Studie Michaelssons, „Egidius-Gilles", Mélanges de philologie offerts à M. Johan Vising (1925), 336ff., gewidmet, in der er S. 350ff. vom *l* spricht. Gegen die Ansicht Havets, Rom. 6, 255 Anm. und Michaelssons, daſs **Girie* die ursprüngliche frz. Form gewesen sei, wendet W. 194ff. *Gilie* des Oxforder Rolands 2096 und *Saint Gile* in den älteren Chansons de geste ein. Von *Gilie* des Rolandsliedes wird später gesprochen werden; mit *Saint Gile* der älteren Epen steht es anders, als W. meint. Die von W. 196f. gegebene lange Liste der Belege für *Saint Gile* in den älteren Chansons de geste bietet mit einer einzigen, bald zu besprechenden Ausnahme *Saint Gile* als den Namen des in Südfrankreich bei Nîmes gelegenen, als Wallfahrtsort und als Hafen zur Einschiffung nach dem heiligen Lande berühmten Saint-Gilles-les-Boucheries, nicht als Name des Heiligen; das den Ort in Südfrankreich benennende *Saint-Gile* war nur die Französierung des prov. *Sanh Gili*; vgl. *Gili* für diesen Ort in einer Urkunde von 1180 aus Nîmes bei Brunel, Les plus anciennes chartes en langue provençale 169 Abs. 5. Dieses prov. *Gili* stellt aber die prov., nicht die frz. Entwicklung von *Aegidium* dar. Die einzige, oben erwähnte Ausnahme betrifft *saint Gile* in Waces Rou I, 3975, wo der Heilige gemeint ist; aber es steht in einer Tirade auf *-ire* und deshalb hat schon Andresen II, 233 vorgeschlagen, es in *saint Gire* zu ändern, was zu tun, auch nach W. 197 Anm. 1 gegen Schluſs, „nichts hindert". Wenn man *saint Gile* in Waces Rou in *saint Gire* ändert und damit aus den Belegen für *saint Gile* ausscheidet, bieten alle Belege W.s für *saint Gile* den Namen des südfrz. Ortes und damit eine prov. Form. Jedenfalls ist die Angabe W.s 198 oben, daſs unser Name im 12. Jahrhundert immer mit *l* geschrieben werde, „désignant tantôt une personne, tantôt une localité", einfach unrichtig. Nur als Bezeichnung des südfrz. Ortes wurde der Name in den herangezogenen Texten immer mit *l* geschrieben. Auch im Elie de Saint Gilles, wo immer der Ort in Südfrankreich gemeint ist, steht nach W. 199 unten immer, d. i. 26mal, *Saint Gille(s)*. Die Nordfranzosen übernahmen eben den Namen des in Südfrankreich gelegenen Ortes in seiner südfrz., anders gesagt, prov. Form. Im Süden Frankreichs ergab *ad sanctum Aegidium* nicht nur *sanh Gili*, französiertes *Saint-Gilles-les-Boucheries* im Gard bei Nîmes, sondern auch

Saint-Gély im Gard und *Saint-Gély-du-Fesc* im Hérault, ja noch *Saint-Gil* in Savoyen (Longnon, Les noms de lieu de la France, 401, Nr. 1566), während das auch aus *ad sanctum Aegidium* entstandene, weil im 13. Jahrhundert *Sanctus Egidius* genannte *Saint-Géry* der Dordogne nach W. 207 Mitte, Einfluſs des aus *sanctum Desiderium* entstandenen *Saint-Géry* desselben Départements zeigt, also *r* für *l* von diesem etymologisch verschiedenen Ortsnamen derselben Gegend übernahm. In Nordfrankreich ergab dagegen *ad sanctum Aegidium* als Ortsname *a saint Gire*; *Saint-Gilles* im Calvados, Gemeinde Argence, wurde nach dem Dictionnaire topographique du département du Calvados im Jahre 1238 *Saint Gire* genannt und erst später nach dem berühmten, auch in Nordfrankreich wohl bekannten Wallfahrtsorte Südfrankreichs *Saint-Gilles*. So steht es mit *Aegidius* in Ortsnamen.

Gehen wir jetzt zum Personenamen, zum Namen des Heiligen über. Dieser lautet, wie schon gesagt, schon in Waces Rou I, 3975, nach dem Vorkommen in den Reimen auf *-ire* zu schlieſsen, *Gire*, ferner in der Vie de saint Gilles nach W. 198f. 79mal ebenfalls *Gire* davon 75mal im Versinnern und viermal (1204, 1359, 3041, 3780) im Reime mit *sire*. Nur viermal heiſst der Heilige in seiner Lebensbeschreibung nach W. *Gile*, zweimal im Versinnern, nämlich in Vers 18 und 3770, und zweimal im Reime, nämlich 2958, wo aber *mile* : *Gile* wohl in *mire* : *Gire* zu bessern ist, und 3766, wo *Berneville* : *seint Gile* steht, wo also der Dichter Guillaume de Berneville seinen Namen mit dem Namen des von ihm besungenen Heiligen gereimt hat. Dieser eine Reim steht den erwähnten 4 Reimen *Gire* : *sire* und dem aus überlieferten *mile* : *Gile* herzustellenden Reime *mire* : *Gire* 2958, also 5 Reimen, die auf *Gire* weisen, gegenüber. Darnach war dem frz., genauer norm. Dichter jedenfalls *Gire* als Name des Heiligen geläufig. Ob er daneben auch schon die jüngere, dem Namen des südfrz. Wallfahrtsortes *Saint-Gile* angeglichene, Form *Gile* kannte und gegen den Schluſs seines Gedichtes mit *Guillaume de Berneville* reimte oder ob er vielleicht ungenau *Berneville* : *Gire* reimte, weil er anders seinen Namen nicht mit dem seines Helden verbinden konnte, sei dahingestellt. Jedenfalls ist die Vermutung W.s, 199 Mitte, daſs der Dichter den Heiligen *Gire*, nicht *Gile* nur deshalb genannt habe, um eine Verwechslung des Heiligen mit dem Wallfahrtsorte zu verhindern, sehr unwahrscheinlich, da eine solche Verwechslung ja durch den Zusammenhang ohnedies verhütet war. Dem Schreiber der Handschrift war allerdings schon die jüngere Form *Gile* geläufig und er schrieb sie am Anfang seiner Arbeit, im Innern des Verses 18; dann erkannte er, daſs der Dichter seinen Heiligen *Gire* nenne, und er gebrauchte von Vers 24 an 75mal im Versinnern *Gire*(*s*), d. i. immer auſser im Verse 3770, wo das drei Verse vorher im Reime mit *Berneville* stehende *Gile* ihn beirrte. Bisher ist uns als frz. Name des Heiligen *Gire* entgegengetreten. Im Widerspruche damit steht es, daſs an der ältesten Stelle, an der der Heilige in frz. Dichtung genannt

wird, im Oxforder Roland 2096 *Gilie* steht. Die Erklärung dieser Form aus **Girie* durch Vermischung mit dem germ. Kosenamen *Gillo*, *Gilla* bei Michaelsson, „Egidius-Gilles" 350 ist unwahrscheinlich, weil der profane Mannesname *Gillo* und der Frauenname *Gilla* in altfrz. Personennamen nicht erhalten sind. Eher entstand *Gilie* aus **Girie*, der Vorstufe von *Gire* und der ursprünglichen frz. Form des Heiligennamens, durch Vermischung mit *Saint Gile*, dem prov. Namen seines Kultortes in Südfrankreich. Darnach war die Entwicklung folgende. *Aegidium* ergab altfrz. **Girie*, *Gire*; daher hieſs der Heilige in Waces Rou I, 3975, wo der Name mit *-ire* reimt, und in der Vie de saint Gilles, wo er viermal mit *sire* reimt, *Gire* und daher hieſs ein nach dem Heiligen benannter Ort des Calvados *Saint Gire*. Später lernten die Nordfranzosen den Namen des dem Heiligen geweihten, berühmten Ortes *Sanh Gili* im Languedoc kennen und übernahmen diesen prov. Namen als *Saint Gile*, das für den Ort des Südens in den ältesten frz. Chansons de geste erscheint. Jetzt bestanden im Altfrz. **Girie*, *Gire* als Name des Heiligen und *Saint Gile* als Name seines Kultortes nebeneinander. Dies drängte zum Ausgleich. Vorübergehend französierten manche Nordfranzosen den prov. Ortsnamen *Saint Gile* nach dem frz. Heiligennamen *Gire* in *Saint Gire*, das Beneeit, Ducs de Normandie 42154 mit *eslire* reimte. Gewöhnlich wurde aber umgekehrt der Heiligenname **Girie*, *Gire* nach dem Namen seines Kultortes *Saint Gile* zu *Gilie* (Roland 2096), *Gile*, jetzigem *Gilles*. Nur in der Normandie blieb *Gire* und ist dort noch in norm. *girot* „Dummkopf" und norm. (darnach schriftsprachlichem) *girie* „heuchlerisches Jammern" erhalten; s. Gamillscheg, EWFS. zu *girie*.

W. hat das gesamte, für die Frage *Gire-Gile* in Betracht kommende Material wohl gekannt, ist aber durch die vorgefaſste Meinung, daſs *Gile* die ursprüngliche frz. Form sei, an einer Lösung der Frage aus dem Material heraus gehindert worden. Dagegen hat L. Havet, Rom. 6, 255 Anm. die Sache schon klar erkannt und ausgesprochen: ce n'est pas *Girie* qui est mis pour *Gilie*, mais au contraire *Gilie* qui est pour *Girie*. C'est un provençalisme. Die von W. 202 angenommene Umgestaltung von *Saint* **Egidie* nach *Saint Basilie*, Roland 2346; *Marsìlie*; *Virgilie*, Roland 2616 zu *Saint* **Egilie*, das über **Sainte Gilie* zu *Saint Gilie* geworden wäre, an sich unwahrscheinlich, entfällt nach der Feststellung, daſs nicht *Gilie*, sondern **Girie* die ursprüngliche frz. Form war. Damit entfällt auch seine weitere Annahme (206), daſs *Gilie* zu *Gire* durch den in *evangire*, *concire* und anderen Wörtern vorliegenden Wandel des unvolkstümlichen *⸗lie* zu *-re* geworden sei. Auch der von W. 204 als angebliche Stütze der Form *Gilie* herangezogene, nach ihm gall. Personename *Gillius* CIL. XII, 3691 (Nîmes) kann und muſs beiseite bleiben. Im Prov. wurde lat. *Aegidium* zu *Gili*, französiertem (*Saint-*) *Gilles* bei Nîmes bzw. zu *Gély* (Gard, Hérault), dessen *y*, wie Longnon 401 richtig bemerkt, zunächst unbetont war, auch im Francoprov. zu *Gil* (*Saint Gil* im Département Savoie).

W. 208 schliefst seine Abhandlung mit der Frage, ob altvenez., altpadov. *Zilio* für *Aegidius* von altprov. *Gili* stamme. Darauf ist zu antworten: nein. *Zilio* war eine bodenständige Entwicklung des Nordostit., das das *dj* lat. Lehnwörter wie das Prov. in *lj* wandelte.

W. hat eine Form nicht besprochen, die Tobler, Zs. für vergl. Sprachf. 23, 415 den Fällen eines *r* für *d* hinzugefügt hat, nämlich das im Alexiusliede 62b vorkommende *Acharies* in L, *Akaries* in P, *Acayres* in M für *Arcadius*, den Namen des oströmischen Kaisers; selbst G. Paris, Rom. 6, 132 Anm. 2 = Mélanges ling. 273 Anm. 2, liefs es zu, *Acarie* aus *Arcadium* zu den Wörtern mit *r* aus *d* zu rechnen, „si l'on veut". Nun bleiben die, die die früher genannten Formen auf *´-rie*, *´-ire* durch Umgestaltung der älteren Formen auf *´-die* nach anderen Wörtern erklären, bei ihrem Erklärungsprinzip, wenn sie *Acharies* durch Vermischung des Kaisers Arcadius mit dem Heiligen Acharius erklären. Die aber, die wie Havet, Meyer-Lübke, Michaelsson und der Unterzeichnete eine lautliche Entwicklung von *´-die* zu *´-rie* annehmen, müssen *Acharies* für *Arcadius* beiseite lassen; denn die lautliche Entwicklung konnte nur in der lebenden Sprache des Volkes in Nordfrankreich eintreten, dem der oströmische Kaiser aber fremd war. Die Form *Acharies*, *Akaries* beruht jedenfalls auf einer Verwechslung des Arcadius mit dem heiligen Acharius, der als der die Besessenen Heilende in Nordfrankreich nach Ausweis des von seinem Namen abgeleiteten frz. *acariâtre* bekannt war (G. Paris, Rom. 10, 302).

Zusammenfassend kann man sagen: die, übrigens nur z. T. neuen, Erklärungen der altfrz. Formen *a estuire*, *a esture*, *navirie*, *envirie*, *firie*, *omecire*, *mirie*, *remire*, *grammaire*, *artimaire*, *dalmaire*, *Alire*, *Gire* durch W. sind alle unwahrscheinlich. W. hat zwar mit grofsem Fleifs eine sehr nützliche Sammlung des ganzen Materials gegeben; aber in seinen neuen Gedanken ist das Buch Wahlgrens verfehlt.

Zugleich mit der Erklärung der genannten Wörter durch Wahlgren ist eigentlich auch schon die ihr vorhergehende und verwandte Erklärung durch Andersson, LgrP. 1898, 24 als unwahrscheinlich erwiesen worden. Andersson nahm an, dafs „die Endung *-die* . . sich den viel zahlreicheren Endungen *-rie* anschliefsen mufste". Dies klingt in dieser allgemeinen Fassung plausibel. Wenn man aber, was Andersson nicht getan hat, in die Einzelheiten eingeht und nach den Wörtern fragt, die die Muster gewesen sein sollen, so erkennt man die Undurchführbarkeit der Erklärung. Da *rj* in volkstümlichen Wörtern zu *ir* wurde, konnten nur unvolkstümliche Wörter *´-rie* bewahren. Nun könnte man zur Not eine Anpassung der Abstrakta **artimádie*, **gramádie*; *envídie*, **omecídie*, **remídie*; *estúdie* an die Wörter *essemplárie*, *luminárie*, *adversárie*, *necessárie*; *empírie*, *martírie*; *luxúrie* annehmen, allenfalls auch eine von **dalmádie* „Mefsgewand" an *sacrárie* „Sakristei" Alexius 59c; aber eine Anpassung der Konkreta **fídie*, **mídie*, **navídie* und der Personennamen **Alídie*, **Gídie* an Wörter wie *empírie*, *martírie* ist ganz unwahrscheinlich. *Sire*

erklärt kaum *mire*, jedenfalls nicht das ältere *mirie*. Auch Anderssons Ansicht, daſs die Ausgänge *-aie*, *-ie* „in einer ungünstigen Lage den Wörtern auf *-re* gegenüber" waren, ist anfechtbar; altfrz. *artimai* „Zauberei" God. 1, 415b oben; **gramaie* „Grammatik, Grammatiker" hätten an *verai*, *veraie*, ferner *mie* „Arzt" an *guie* „Führer" eine Stütze gehabt, wohl auch *envie*, *remie* an den Adjektivabstraktis auf *-ie*. Ein Zwang, die Ausgänge von *daumaie*, *envie*, *fie*, *mie*, *navie*, *remie*, die alle bezeugt sind, aufzugeben, lag nicht vor. Andersson sagte auch, daſs sich durch analogische Umgestaltungen „am leichtesten das Nebeneinanderbestehen von Doppelformen wie *mie*, *mire*; *daumaie*, *daumaire*, welche, soweit man aus Belegen in altfrz. Texten urteilen kann, schwerlich als zeitlich oder dialektisch verschieden zu betrachten sind, erkläre". Aber auch wenn es zutreffen sollte, daſs Nebenformen wie *mie*, *mire*; *daumaie*, *daumaire* nicht, auch später nicht, verschiedenen Mundarten angehörten, kann man das Nebeneinander solcher Formen auch anders als durch analogische Umgestaltung erklären. Die in gebildeten, des Lateins kundigen Kreisen gebrauchten lat. Lehnwörter des Frz. waren auch späterhin der Einwirkung ihrer lat. Grundwörter, denen sie meistens ähnlich blieben, stärker ausgesetzt als die auch von ganz Ungebildeten viel gebrauchten Erbwörter. So konnte das aus *dalmatica* bereits entstandene *dalmaie* nach lat. *dalmatica* wieder zu **dalmádie* werden, das dann über **dalmárie dalmaire* ergab, ebenso **mieie* nach *medicus* wieder zu **miédie*, späterem *midie*, *mirie*. Somit ist der Erklärungsversuch Anderssons ebenso aufzugeben wie die Erklärungsversuche Wahlgrens.

Man beobachtet an zwölf altfrz. Wörtern den Ersatz des nach den Grundwörtern einst vorhandenen *-́die* durch *-́rie*, also zwölf nach Ausgangspunkt und Endpunkt gleiche Entwicklungen. Die Erklärungen der gleichen Entwicklungen durch gleiche Ursache ist offenbar wahrscheinlicher als die durch verschiedene Ursachen, die zufällig in gleicher Richtung gewirkt hätten. Die gleiche Ursache kann nur in einer bei allen zwölf Wörtern vorhandenen gleichen lautlichen Eigentümlichkeit (dem *-́die*) und in dem dadurch bewirkten gleichen Lautwandel bestanden haben. So ist eine Erklärung des *r* für *d* in den zwölf Wörtern durch Lautwandel schon aus allgemeinem Grunde wahrscheinlich. Die oben hervorgehobene Tatsache, daſs *dj* nach betontem Vokal der Lehnwörter nicht nur im Altfrz., sondern auch in span. Mundarten zu *rj*, im Altvenez. zu ähnlichem *lj* geworden ist, macht die Annahme eines rein lautlichen Übergangs noch wahrscheinlicher. Aus diesen Gründen ist im *ri* für *di* der zwölf altfrz. Wörter mit Havet, Meyer-Lübke, Michaelsson entschieden ein rein lautlicher Vorgang zu sehen.

Die bezeugten Formen *envídie*, Oxforder Psalter 68, 12; 77, 64; Cambridger Psalter 68, 11; 78, 5 und *estúdie*, Oxforder Psalter 9, 11; Cambridger Psalter 105, 38, die als Vorstufen der bezeugten Formen *mide*, *homicide*, *remide* aus *medicum*, *homicīdium*, *remedium* mit Sicherheit anzunehmenden Formen **mídie*, **homicídie*, **remídie*

und die nach den Grundwörtern *Aegidium*, *Illidium*, **fiticum*, *artem mathematicam*, *dalmatica*, *grammatica* angenommenen Formen **Gídie*, **Alídie*, **fídie*, **artimádie*, **dalmádie*, **gramádie*, endlich wahrscheinliches **navídie* aus **navidium* für *navigium* wurden zu *envírie*, Philippe de Thaon, Best. 20, 816, 1489 in Handschriften; **estúrie*, der Vorstufe von *estuire* Rosenroman 3463, *esture*, Christine de Pisan passim, zu *mírie*, Waces Rou II, 734; Quatre livres des rois ed. Le Roux 304, späterem *mire*, zu **omecírie*, der Vorstufe von *omecire* „Mord" Alixandre 69, 5, zu **remírie*, der Vorstufe des bezeugten *remire*, zu **Gírie*, **Alírie*, den Vorstufen von *Gire*, *Alire*, zu *fírie* Roland 278 zu **artimárie*, **dalmárie*, **gramárie*, den Vorstufen von *artimaire*, *dalmaire*, *gramaire*, zu *navírie*, Rolandslied 2642, Quatre livres des rois 271, späterem *navire* durch Lautwandel, der sich bei dem Übergang der Lehnwörter auf *´die* in die Sprache weiterer Kreise abspielte. Daneben konnten die Lehnwörter in der Sprache der Gebildeten, die die lat. Grundwörter kannten, ihr *´die* behalten, so blieben *envídie*, *estúdie*, *estude*, *mide*, *homicide*, *remide* im Altfrz., *étude*, *homicide* „Mord" noch im Neufrz.

Da *dj* nach Vokal in Erbwörtern längst zu *j* geworden war, kam *dj* nach Vokal im Altfrz. des 10., 11. Jahrhunderts nur mehr in Lehnwörtern vor, zu denen auch das aus der Sprache der höheren Stände bezogene **navídie* gehörte; deshalb und nur deshalb war der Wandel von *dj* zu *rj* auf Lehnwörter beschränkt.

Nachtrag. Vorstehendes wurde lange vor dem Erscheinen der 4. 5. Auflage der „Hist. Gr. der frz. Spr. I" Meyer-Lübkes geschrieben, der dort, 151 unten, die früher von ihm, noch jetzt von mir vertretene Erklärung des *r* für *d* durch Lautwandel aufgegeben und die Ansicht Wahlgrens übernommen hat. Da Meyer-Lübke die einzelnen Behauptungen Wahlgrens nicht bespricht, brauche ich meiner eingehenden Besprechung derselben nach deren bloſs allgemeiner Billigung durch Meyer-Lübke nichts hinzuzufügen.

Anhang.

Über den Ersatz von *d* durch *r* im Spanischen.

Oben habe ich bereits astur. *altragérias*, andal. *corído*, chilen. *fastírio*, *lepíria*, *Locária*, *tragéria*, mejic. *Liocária* neben *altragédias*, *codído*, *fastídio*, *lepídia*, *Locádia*, *tragédia*, *Leocádia* besprochen und durch einen im Span. wie im Altfrz. eingetretenen Wandel von *dj* zu *rj* erklärt; davon soll hier nicht mehr gesprochen werden. Aber Wahlgren hat in seinem Buche „Un problème de phonétique romane, le développement *d—r*" 60 ff. auſser diesen noch andere span. Wörter mit *r* aus *d* angeführt und für manche von ihnen Erklärungen gegeben, die unwahrscheinlich sind. Von diesen letzteren Wörtern soll hier gesprochen werden.

Nachdem W. S. 61 die im vulgären Span. als Befehle gebrauchten Formen *tomar*, *traer*, *venir* gegen Navarro Tomás, Manual de pro-

nunciación española 79, der sie den Imperativen *tomad, traed, venid* gleichgesetzt hat, richtig mit Menéndez Pidal, Manual de gramática histórica española[5] 83 unten als im Befehl gebrauchte Infinitive gedeutet und S. 64 westastur. *antroiru* „Karneval" (W: son Munthe, Anteckningar om folkmålet i en trakt af vestra Asturien 38) neben *antroidu*, so wie vor ihm Menéndez Pidal, RFE. 7, 15 galiz., in Granadas de Salime übliches *antroiru* aus *antroidu*, richtig durch Anpassung an die Wörter auf *-doiru* aus *-tōrium* erklärt hatte, erwähnte er S. 66 montañés *sereña* neben *sedeña* nach Múgica, Dialectos castellanos, 15 oben und 36, es unerklärt lassend. Ich füge hinzu, daſs auch García-Lomas 317 neben *sedeña* „cuerda del aparejo de pescar" *sereña* verzeichnet und daſs die etymologisch klare Form *sedeña* gewiſs die ältere ist. S. 88 unten führt W. noch aus Múgica 15 montañés *seguerilla* „seguidilla" an, das wieder auch von García-Lomas 317 als Form der „pueblos más internados" erwähnt wird; W. verbindet montañés *seguerilla* richtig mit andal. *seguiriya*, das schon Schuchardt, ZrP. 5, 316 verzeichnet hat. Wieder ist die Form mit *d*, in diesem Falle das etymologisch klare *seguidilla*, älter; denn die Erklärung der Form *seguiriya*, *seguerilla* als eines Diminutivs einer span. Entsprechung des von C. Michaelis, GGr. II, 2, 197 und Anm. 8 besprochenen altport. *seguir* „Folgelied" durch W. 90 oben, ist unwahrscheinlich, solange nicht ein altspan. **seguir* „seguidilla" nachgewiesen ist. Wie wurden also *sedeña*, *seguidilla* im Dialecto montañés zu *sereña*, *seguerilla*, letzteres auch im Andal. zu *seguiriya*? Ich glaube, durch Dissimilation von *s—d* zu *s—r*.

S. 75 leugnet W. den von Schuchardt, ZrP. 5, 316 oben mit andal. *Garitana*, *seguiriya*, *paeres* „paredes", *soleares* „soledades" belegten, darnach auch von Meyer-Lübke, Gram. der rom. Spr. 1, 361 unten, dem Andal. zugeschriebenen Wandel des intervorkalen *d* in *r* völlig und erklärt die Beispiele Schuchardts anders. Aber von diesen Erklärungen ist nur die S. 77 oben vorgebrachte von *paeres* aus *parees* durch Metathese annehmbar, wenn man sie verbessert und Metathese schon auf der Stufe *paredes* zu **paderes* annimmt; chilen. *paer* „Wand" ist aus **pader* für *pared* von Lenz, Phonet. Studien 6, 164 erklärt worden, der *porbaera* aus **polvadera* für *polvareda*, *bedera* für *vereda* hinzugefügt hat. W.s Erklärung von *seguiriya* ist schon widerlegt worden und die von *soleares* „soledades" als einer Bildung zum Singular *soleá* nach *mujé-mujeres* (S. 78) ist unwahrscheinlich, so lange die von W. hierzu „sous bénéfice d'inventaire" angenommene Bewahrung des intervokalen *r* im Andal. neben Schwund des auslautenden *r* ungewiſs ist. Die Erklärung des andal. *garitana* aus *gaditana* „Frau aus Cadiz" durch Umgestaltung nach arab. *gárī* „schön" oder nach span. *garita* „Schilderhaus", *garitero* „Spielhausbesitzer", *gariton* „Zimmer" der Gaunersprache (W. 79), woher *garitana* nach W. „a pu facilement recevoir son *r*", weil *Gaditanae* bei Plinius und Juvenal „üppige Lustdirnen als Tänzerinnen" bezeichnete, ist vollends unmöglich. *Paeres* ist bereits

aus **paderes* für *paredes* erklärt worden und *seguiriya* aus *seguidilla* durch Dissimilation von *s—đ* zu *s—r*; *soleares* entstand aus *soleđađes* durch dieselbe Dissimilation und *Garitana* aus *Gaditana* durch die von *d—t* zu *r—t*. Die vier Wörter erweisen jedenfalls keinen Wandel des intervokalen *d* zu *r* im Andal.

Der Satz W.s 78 unten: en présence de esp. *lámpara*, it., log. *lampare*, vegl. *lampuar*, prov. *lampar* et les nombreux dérivés contenant *r*, on est porté à supposer une forme **lampara*, déjà dans le latin vulgaire, dieser Satz enthält ein schlimmes Versehen; *lampare, lampuar, lampar* sind Verba der Bedeutung „blitzen" mit der Infinitivendung *-are, -uar, -ar* und können natürlich nicht mit span. *lámpara* „Lampe, Licht" als Stützen eines vulgärlat. **lampara* „Lampe" verwendet werden. Auch die daneben von W. gegebene Erklärung des span. *lámpara* aus *lampada* durch Anpassung an die Wörter auf *´ara* ist unwahrscheinlich. *Lámpara* geht mit it. *lámpana* auf ein verschieden dissimiliertes **lampala* zurück, das das *d* des griech. Grundwortes durch *l* wiedergab so wie it. *bússola, pilota, pólizza, smeriglio*.

Nachdem W. 81 ff. in dankenswerter Weise als die Bezeichnung des unter das *c* gesetzten Häkchens altspan. *cerilla* von 1492 bis 1671, *cedilla* von 1558 an reichlich belegt hat, schließt er daraus, daſs *cerilla* die ursprüngliche Form, *cedilla* erst daraus durch Ablehnung an *zeda* entstanden sei, und leitet *cerilla* von lat. *cērula* „trait de cire" (S. 85 oben); aber Georges und der Thesaurus kennen nur *cērula miniāta* „ein mit Mennig vermischtes Stückchen Wachs, eine Art Rötelstift", dem *cerilla* begrifflich ferne steht, und die Herleitung ist daher aufzugeben. Die lautlich und begrifflich sehr gute Herleitung von *zeda* „das *c*" kann beibehalten werden; nur ist anzunehmen, daſs *cedilla* sehr frühe durch Dissimilation des *d* gegen das anlautende *ts* zu *cerilla* und erst dieses später durch neuerliche Anpassung an *zeda* wieder zu *cedilla* wurde. Die Dissimilation *cedilla—cerilla* (d. i. ja *tsedil̆a—tseril̆a*) war der oben erwähnten *sedeña—sereña* sehr ähnlich. Altspan. *cerilla* ergab mittelfrz. *cerille*, dessen lautliche Erklärung aus *cedilla* durch Baist, GGr. I², 897 Mitte, und im Dict. gén. unrichtig ist.

Die von Covarrubias übernommene Herleitung des neben *cedibones* bestehenden altspan. *ceribones* „Güterabtretung" von lat. *cedere bonis* unter Annahme einer Reduktion von *dr* zu *r* durch W. 85 unten, ist unwahrscheinlich, weil man im Latein, auch im Neulatein der Juristen *cedere bona*, nicht *cedere bonis* sagte und die Übernahme einer Verbindung von Infinitiv + Objekt in die Volkssprache ungewöhnlich wäre. Vielmehr war altspan. *cedebón, cedibón* nach rom. Art aus dem Präsensstamm, ursprünglichem Imperativ von span. *ceder* und aus *bon* zusammengesetzt, das wohl für *bien* nach dem lat. Ausdruck *cedere bonum* eintrat. Neben *cedibón* sagte man öfters *cedibones*, z. B. in der Redensart *hacer cedibones*, weil man nicht ein Gut, sondern Güter abtrat. Endlich wurde *cedibon(es)* zu

ceribon(es) ganz wie *cedilla* zu *cerilla* durch Dissimilation von *ts—đ* zu *ts—r*.

Mentira „Lüge" erklärt W. 88 selbst aus **mentida* durch Dissimilation; er hätte wegen des wohl aus **mentītiōsus* entstandenen lat. *mentīriōsus* „fallacem aut mendacem" Cgll. 5, 222, 11 des in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts in Spanien entstandenen Liber glossarum eine schon iberorom. Dissimilation annehmen sollen.

W. 90 oben hebt hervor, daſs span. *vedija* „porción de lana (ó pelo) apretada y enredada" aus lat. *vīticula* und span. *verija* „bajo vientre" aus lat. *virīlia* zwei verschiedene Wörter sind. Das ist richtig, erklärt aber das von W. übersehene, von manchen Wörterbüchern angegebene *vedijas* „Hodensack" noch nicht. Es entstand dadurch, daſs *verijas* in der ursprünglichen Bedeutung „Schamleiste", die der des port. *virilha, brilha* „Schamleiste" entsprach, im Gedanken an die Schamhaare mit *vedija* „Flocke verwickelten Haares" vermengt wurde.

Wie arab. *bādingān* „Eierpflanze", richtiger vulgärarab. *bēdingēna*, span. *berengena*, port. *beringela* ergab, „nous échappe", sagt W. 90; es liegt Lautsubstitution vor. S. auch Steiger, 133 unten.

In murc. *lirón* „Frucht des Zürgelbaums" (Sevilla, Vocabulário murciano 117), das Américo Castro, RFE. 6, 343 Mitte, mit arag. *ledón* dass. (Colmeiro, Enumeración y revisión de las plantas 4, 663) auf **lōtōnem*, eine Ableitung des lat. *lōtus* „Zürgelbaum", zurückgeführt und wegen seines *r* für *d* mit *verija* für *vedija*, mit *lámpara* aus *lampada* verglichen hat, vermutet W. 91 fragend „un vieux mot catalan reflétant l'ancien rhotacisme provençal". Die Vermutung ist unhaltbar, weil der Zürgelbaum im Kat. *llot, lledó*, nicht **lleró* heiſst und der prov. Rhotazismus des *z*, nicht des *d* aus lat. *t*, nicht in das kat. Gebiet und schon gar nicht bis Murcia reichte. Da die ursprüngliche Form **lodón* war, wie sich aus der evidenten Etymologie ergibt, vermute ich, daſs **lodón*, die Bezeichnung einer im reifen Zustande schwarzen Frucht, aus einer scheinbaren, sachlich nicht passenden Ableitung von *lodo* „Kot" durch Volksetymologie in eine sachlich passende Ableitung von *loro* „schwärzlich" umgewandelt wurde, die später, als man den einst angenommenen Zusammenhang mit *loro* wieder auſser Acht lieſs, durch Dissimilation der Vokale zu *lirón* wurde.

W. 93 oben, erklärt das neben *buidador* „Gelbgieſser" bestehende arag. *buirador* (Múgica, Dialectos castellanos 90; Borao 181) durch einen assimilierenden Einfluſs des auslautenden *r*; auch das Verbum *buir* habe eine Rolle spielen können. Sowohl eine Assimilation des ersten *d* von *buidador* an das Schluſs-*r*, das ziemlich fern war, als auch ein Einfluſs des Infinitivs *buir* sind unwahrscheinlich; *buidador* wurde durch Dissimilation des ersten *d* gegen das zweite zu *buirador*. Auch chilen. *Audora* entstand aus *Aurora* durch Dissimilation, nicht, wie W. 96 unten meint, durch Anpassung an die anderen Eigennamen auf *-dora* wie *Pandora, Teodora*, während chilen. *arbolera*

für *arboleda* allerdings Suffixtausch nach *guindalera, helguera, noguera, olivera* zeigt und chilen. *barajo* aus *badajo* „Glockenschwegel" durch den Einfluſs eines anderen Wortes hervorging, aber keineswegs wie W. 96 unten meint, durch den von *barajar* „Karten mischen" und Familie (!).

Veraltetes *pelarela* „Haarausfall", das C. Michaelis, Studien, 236b oben über **peladela* aus *peladera* dass. entstehen lieſs, erklärt W. 91 oben viel besser über **pelarera*; nur entstand dieses nicht, wie W. meint, aus *peladera* durch Assimilation, die getrennte Konsonanten überhaupt selten traf, sondern, vielleicht unter dem Einfluſs von *pelambrera* „Haarausfall", durch eine Art Suffixtausch, durch Ersatz von *-adera* durch *-arera* (vgl. *-aría, -ariego*), der das Gegenstück zum Ersatz von *panarizo* durch *panadizo* war.

Der von Meyer-Lübke, Gram. der rom. Spr. 1, 480 oben, und anderen vertretenen Ansicht, daſs *quijarudo* „mit starken Kinnbacken versehen" durch Dissimilation aus **quijadudo*, einer Ableitung von *quijada* „Kinnbacke", entstanden sei, setzt W. 91 oben eine andere Ansicht gegenüber; „pour nous", sagt er, „l'adjectif *quijarudo* est une formation sur le subst. *quijar* à côté de *quijal* (cf. prov. *caisal*, catal. *caxal*, portug. *queixal*) plutôt que sur *quijada*". Aber altprov. *caisal*, kat. *caixal*, *queixal*, port. (*dente*) *queixal* bedeuten alle „Backenzahn", ebenso span. *quijal* und meist *quijar* und eine Ableitung davon hätte „mit starken Backenzähnen versehen" bedeutet, nicht „mit starken Kinnbacken versehen"; wenn *quijar* nicht nur dasselbe wie *quijal*, sondern nach Angabe mancher Wörterbücher auch dasselbe wie *quijada* wirklich bedeutet, so hat es diese Bedeutung erst nach *quijarudo* angenommen, aus dem man nach bekannten Mustern ein *quijar* „Kinnbacke" ablösen konnte. Man wird daher bei der alten Ansicht bleiben müssen. Man dissimilierte das eine *d* in *quijarudo* zu *r* und nicht wie in *madrileño* zu *l*, weil dies **quijaludo* und damit eine scheinbare, begrifflich nicht passende Ableitung von *quijal* „Backenzahn" ergeben hätte.

Cuban. *reclarar* „declarar", *resertor* „desertor" erklärt W. 76 unten richtig durch Präfixtausch und nimmt unnötigerweise daneben noch eine assimilierende Wirkung der beiden folgenden *r* an.

Das von Cornu, GGr. I², 989 oben verzeichnete altport. *cantarores* „cantadores" entstand aus *cantadores* nicht, wie W. 76 unten glaubt, durch regressive Assimilation, sondern durch scherzhafte Anlehnung an *cantarola* „falsches Singen".

Das von Cornu a. a. O. noch unter „*r* aus *d*" angeführte port. *ventarola* „Ventilator" entstand nicht, wie Cornu wegen des span. *aventador* annahm, über **ventarora* aus **ventadora*, das Cornu ohne Sternchen anführt, das sich aber in in den mir zugänglichen Wörterbüchern nicht findet, sondern, wie Figueiredo anmerkt, aus it. *ventarola* „quel disco a ventaglio che méttono a certe aperture perchè entri l'ária" (Petrocchi), sowie auch andere port. Wörter auf *-ola* mit dem gegen das port. Lautgesetz bewahrten intervokalen *l* aus

dem It. stammen (Meyer-Lübke, Gr. der rom. Spr. 2, 476 unten). W. 76 unten hat Cornus veraltete Ansicht übernommen, ohne sich über andere Erklärungen zu informieren.

Da C. Michaelis, Studien zur rom. Wortschöpfung, 236a/b als Fälle, in denen *d* zu *r* wurde, aufser span. *lámpara, ceribón, berengena, quijarudo, mentira, pelarela,* andal. *siguirilla, Garitana,* cuban. *verija, reclarar, resertor* noch bask. *galzara* neben *galzada* aus *calzada* und *murulu* aus *modiolus* anführt, bespricht W. 90/91 im Kapitel „Le portugais et l'espagnol" auch noch die beiden bask. Wörter. Während er S. 91 über *murulu* nach seinem Geständnis keine Lösung finden konnte, vermutet er für *galzara* „Strafse" Herkunft von altprov. *calsada* „à une époque où l'*r* pourrait être dû au rhotacisme d'un *s*". Diese Vermutung ist unhaltbar, weil ein Wandel von *r* zu *z*, nicht von *z* zu *r*, zwar von P. Meyer, Rom. 4, 184 aus den Départements Gard und Hérault, von Brunel bei Bloch, Rev. de ling. rom. 3, 154 unten, auch aus dem Albigeois, dem jetzigen Département Tarn, von Thomas Rom. 6, 261 und Giornale di filol. rom. 2, 205 aus dem Limousin, der Marche und der Auvergne, aber von niemandem aus der prov. Nachbarschaft des bask. Gebietes nachgewiesen wurde. Auch *Balaruc* (Hérault), *Buisseron* (Hérault), *Vergeras* (Gard) aus *Baladunum, Boxedono, Verzeda* (P. Meyer, Rom. 4, 189; Michaelsson 295), die *r* für *z* aus *d* bieten, liegen weit ab vom bask. Gebiete. Dazu kommt, dafs das altprov. Wort *calsada* mit *d* aus lat. *t*, nicht **calsaza* mit *z* aus lat. *d* lautet. Bask. *galzara* neben *galzada* und bask. *murulu* aus *modiolus* sind mit bask. *miricú* „Arzt" (Schuchardt, ZrP. 16, 522 oben, nicht **mereku*, wie Meyer-Lübke, Gram. der frz. Spr. 1, 153 oben angibt) und bask. *ingura* „Ambofs" neben *inguda* (s. van Eys, Dict. basque-français 204) zu vergleichen; der auch von Schuchardt, LgrP. 1898, 231 Mitte, mit Beispielen belegte bask. Wandel von *d* zu *r* war das Gegenstück zum Wandel von *r* zu *d*, den van Eys a. a. O. 100 in zahlreichen Fällen nachgewiesen hat. W. hätte dies alles in der Schrift seines Vorgängers Michaelsson 268 finden können.

Zusammenfassend kann man sagen, dafs das Span. aufser den astur., chilen., mejic. Lehnwörtern mit *ri* aus *di* noch einige Wörter besitzt, in denen *d* durch Dissimilation gegen einen zweiten Dental zu *r* geworden ist. Von einem allgemeinen Wandel des intervokalen *d* zu *r* kann natürlich bei dem Span. ebensowenig wie bei dem Frz. oder dem Prov. die Rede sein. Nur das westliche Unterit. und das Sizil. weisen einen regelmäfsigen Wandel des intervokalen *d* zu *r* auf.

JOSEF BRÜCH.

VERMISCHTES.

Sprachwissenschaft.

1. Gérondif prédicatif se rapportant au régime en ancien espagnol.

I. Le gérondif prédicatif se rapportant au régime se trouve dans les langues romanes surtout "après les verbes signifiant "voir" et "entendre", moins souvent après d'autres de sens plus ou moins analogue"[1].

II. 1. 1. Pour l'espagnol, les anciens textes nous présentent les verbes suivants:

XIIe siècle. Poema del Cid: *contar* (avec deux gérondifs)[2]; Fuero de Alcalá: *tomar* (4)[3], *matar* (2)[4]; Fuero de Zorita: *fallar* (9)[5], *prender* (1)[6]; Fuero de Soria: *fallar* (50)[7], *matar* (1)[8].

XIIIe siècle. Disputa del Alma: *veer* (1)[9]; Fuero de Ledesma: *toller* (1)[10]; Libro de Apolonio: *fallar* (1),[11] *matar* (3)[12], *dexar* (1)[13];

---

[1] Cf. W. Meyer-Lübke, *Grammaire des langues romanes*, Paris 1900, III, § 392.

[2] 1880: *D'iffantes de Carrión yo vos quiero contar, fablando en so consejo, aviendo su poridad.*

[3] 221: *vinnadero qui ome tomare ubas cogiendo . . . furtando;* 288: *ladron que tomaren con furto en casa foradando en corral e sobre pared entrando.*

[4] 22: *que matare a so fixo a non queriendo;* 218: *quil matare fuiendo.*

[5] 2: *si . . . el uezino fallare, . . . caçando . . ., o pescando o madera taiando o lenna faciendo o pendrando aztores;* 252: *a quel que asu muger fallare faziendo adulterio con alguno;* 272: *muger que con moro fallada fuere, assi como yaziendo con ella, deuen amos seer quemados;* 301: *aquel que fuere fallado yaziendo con otro;* 609: *las guardias fallaren . . . andando menos de lumbre.*

[6] 854: *aquel que . . . fuyendo preso fuere.*

[7] 3, 4, 7: *si fuere fallado pescando, taiando madera o faziendo lenna o leuando la fasta fuera, . . . prendiendo gauilanes;* 9: *El uezino que fuere fallado leuando madera o taiando o cargando o laurando o descortezando arbol o quemando lo o derraygandolo . . ., sacando lo;* 10: *gelo fallaren taiando o esquimando;* 12: *el que fuere fallado sacando caruon;* 13, 14: *Si alguno fuere fallado faziendo camjnada o ençendiendo los montes o faziendo forno, trayendo camjnada, faziendo rayos o trayendo los, sacando teda en pino uerde;* 15: *Qui fuere fallado cortando texo o trayendo lo;* 18: *qual quier quelo fallare pescando;* 30, 33: *aquel que fuere fallado taiando en la dehesa o cortando . . ., pescando en el rio, caçando con furon;* 35, 38, 39: *qual quier fallaren taiando o cargando en su dehesa, o cortando o faziendo otra cosa;* 109: *aquel que corredor fallare mercaduras uendiendo;* 168, 169, 174, 196: *quellos que el fallare faziendo danno;* 200: *fallare algun ganado por si faziendo danno en su ujnna;* 218: *ellos lo fallaron faziendo el danno;* 232, 233: *fallare a alguno faziendo danno en su huerto;* 490, 490: *sil fallare yaziendo con su mugier;* 490: *ladron que fallare en su posada ffurtando o fforadandla;* 511: *si la matare fallandola faziendo adulterio con otro;* 451, 541: *Si el padre fallare alguno yaziendo con su fija.*

[8] 500: *mato omne dolient durmjendo.*

[9] 113: *vido su anima çerca de sy en que non vio otro dando gemidos.*

[10] 42: *quienlo tollier ujuo siendo.*

[11] 42d: *fallo Los pueblos doloridos . . ., façiendo oraçiones.*

[12] 79d: *Tenie que lo matarien durmiendo o velando;* 375d: *Aguzo su cuchiello . . ., Por matar la rezando los salmos.*

[13] 433b: *dexemos a ella su menester vsando.*

Fueros municipales (p. p. Muñoz y Romero, Madrid, 1847): *prender* (4)[1], *cerar sobre* (1)[2]; Libro de Alixandre: *matar* (1)[3]; Gonzalo de Berceo: *tomar* (1)[4], *fallar* (3)[5], *prender* (1)[6], *veer* (2)[7], *trovar* (1)[8], *tenerse* (2)[9]; Fuero Juzgo: *fallar*(4)[10]; Poema de Fernand Gonçalez: *fallar* (2)[11], *dexar*(1),[12] *sacar*(1)[13]; Cronica rimada: *tomar*(1)[14], *fallar*(1)[15], *facer*(1)[16]; Libro de los engaños: *fallar* (2)[17]; Elena y María: *veer* (3)[18]; Caballero Zifar: *fallar* (5)[19], *veer* (4)[20], *oir* (1)[21]; Kalila et Digna: *fallar* (3)[22]; *veer* (10)[23], *dexar* (1)[24], *oir* (4)[25].

---

[1] 329: *si prisiertes algun en la dita Bardena escaliando ó tayllando madera ó faziendo leynna ó cazando.*

[2] 180: *Qui alcalde ferir ó cerar porta sobrel faciendo derecto.*

[3] 315d: *matome Paris a furto, syn sospecho jaziendo desarmado.*

[4] Vida de Domingo, 690a: *Tomola el demonjo ala mjssa estando.*

[5] Vida de San Domingo, 15c: *falló Al ermitan orando en somo delotero;* ib., 517d: *fallo al Padre en pressura, al çonuento llorando, diziendo su rencura.*

[6] Vida de San Domingo, 421d: *pressieron lo segando.*

[7] Duelo que hizo la Virgen, 36d: *Vío a mi mezquina . . . Clamando: Fiio, Fiio;* Vida de San Millan, 145d: *vedie el omne . . . comiendo pan.*

[8] Milagros de Señora, 468d: *Trovaron al omne con abito estranno Teniendo el ninnuello.*

[9] Vida de Santa Oria, 72d: *Por sudeudor me tengo durmiendo e velando.*

[10] III, 4, 6: *deven matar los que fallan faziendo adulterio;* XII, 3, 6: *si algun fallare al siervo ó á la sierva faciendo huebra defendida;* XII, 3, 7: *aquel que fuere fallado manteniendo este error;* XII, 3, 11: *si algun maestro fuere fallado ensennando tal error.*

[11] 241d: *Fallaras el tu pueblo triste, Ffaziendo lloro e dando apellido.*

[12] 498b: *Dexemos nos el conde Faziendo lo que faze el lovo.*

[13] 613d: *Fynco en su presyon . . . Que Dios dende le saquasse todavya rrogando.*

[14] 119: *tomo Vna aguila yndia en medio gritando.*

[15] 1005: *Que cras, quando el rey llegasse que nos fallasse lidiando.*

[16] 262: *Mandat fazer vn Leon yndio gritando.*

[17] 647: *fallo ençima vn ximio comiendo figos;* 683: *fallo su fijo dumiendo.*

[18] 369: *veredes yr pora la casa cruz y agua sagrada, e los molazinos rrezando, requien cantando, los otros por las canpannas tirando, los vnos a rrepicar e los otros a en cordar.*

[19] 6: *fueron para señor que fallaron muy cuytado llorando;* 6: *fallaron aquel mesquino dormiendo;* 62: *lo fallo cogiendo los nabos;* 93: *el portero fallo dormiendo a la dueña con los donzeles;* 213: *le fallo el enperador triste e llorando.*

[20] 109: *veen villas e castiellos fuertes conbatiendo los vnos a los otros e dando fuego a los castiellos e las çibdades;* 132: *vieran la camara llena de omes, sus espadas en la mano e vn niño entrellos vestido commo ellos ayudandolos e esforçandolos que cunpliesen su fecho.*

[21] 99: *oy el estruendo de vuestro cauallo é vos siluando el mio cauallo.*

[22] 3, 353: *falló cabrones peleando enpuxándose conlos cuernos;* 8, 62: *falló lo llorando.*

[23] 3, 721: *verás tenblar sus mjenbros e catando a diestro e a siniestro e enderesçando sus cuernos;* 3, 1028: *Sy tú vieres al leon agachado contra ty, moujendo los pechos e catándote muy firme e firiendo conla cola en tierra et abriendo la boca e bostezando e rrelampjendo e aguzando las orejas, sepas. . .;* 3, 1041: *víolo acachado contra él, la boca abierta e firiendo conla cola en tierra.*

[24] 4, 541: *Sy dexes a Digna biuo faziendo tal trayçion.*

[25] 4, 10: *oyólo rreblando e mal trayendo a Digna e demostrandol' su mal consejo e fasiéndol' entender que non estorçeria.*

XIVe siècle. Bocados de oro: *fallar* (1)[1]; El libro de buenos proverbios: *oir* (1)[2]; Crescentia: *matar* (1)[3], *dexar* (2)[4], *tener* (1)[5]; Juan Ruiz: *fallar* (7)[6], *veer* (2)[7]; Don Manuel: *tomar* (5)[8], *matar* (3)[9], *fallar* (1)[10], *dexar* (1)[11], *echar* (1)[12]; Poema de Yuçuf: *fallar* (1)[13]; Suma de las cosas maravillosas: *llevar* (1)[14]; Castigos et Documentos: *fallar* (8)[15]; *veer* (2)[16]; Gran Conquista de Ultramar: *fallar* (10)[17], *matar* (5)[18], *prender* (2)[19], *veer* (3)[20],

---

[1] 14: *fallolos pobres e sus mugeres cogiendo berças por los campos.*
[2] 9: *oyenlo todos teniendo corona de oro.*
[3] 11, 16: *este mató su sobrino en dormiendo.*
[4] 13, 15: *así la dexaron baladrando e coitándose sobre aquella penna.*
[5] 11, 5: *tenia ssu criado entre ssus braços dormiendo.*
[6] 1307c: *fallo rreligiosas rresando el salterio;* 1397a: *o vos fallo cantando o vos fallo leyendo o las vnas conlas otras contendiendo, reñjendo; nunca vos he fallado jugando nin Reyendo.*
[7] 1052b: *viste le leuando firiendo.*
[8] El Libro de la Caza: 4: *los ostros toman andando brauos;* ib. 6: *si el falcon la quisiere tomar volando e si la non quisiere tomar volando;* ib. 6: *falcon la tome yendo volando;* ib. 7: *el falcon la tomara volando.*
[9] El Libro de la Caza, 8: *matauan las gruas viniendo atrabesadizas;* Libro de los Estados, 95: *muchos alférez mataron teniendo los pendones de sus señores et faciendo mucho bien con ellos.*
[10] El Conde Lucanor, 36: *falló á su mujer et á su fijo durmiendo en uno.*
[11] El Libro de la Caza, 8: *deuen poner el coraçon en peñolas e dexar el falcon en tierra comiendo aquel coraçon.*
[12] El Libro de la Caza, 6: *echen gela volando dela mano.*
[13] 49d: *fallolo en la fuwexa llorando.*
[14] 33: *los lleuo huyendo hasta ...*
[15] 9: *fallaron á Susanna faciendo maldad á su marido con un mancebo;* 15: *fallaron á filósofo estudiando en la geometria é faciendo arcos;* 17: *que vos non falle dormiendo;* 20: *fallóla fablando con él;* 83: *toma á tu mujer que fallarás dormiendo en eglesia;* 83: *falló á su mujer dormiendo;* 83: *fallólo dormiendo.*
[16] 10: *vió el signo de la cruz é los angélos estando cerca della;* 83: *vido grand hueste de demonios alegrándose de la su venida.*
[17] 1, 120: *falláronlo en una huerta su un árbol estando allá fablando con cabllero;* 2, 7: *los commenzaron á herir como aquellos que hallaban muy descabdillados, veniendo en alcance é mal tratados de todas las maneras;* 2, 22: *lo hallaron á media legua de aquel lugar yendo hácia la mar;* 2, 25: *estaban aquellos moros que hallaran combatiendo el castiello;* 2, 41: *los hallaron así estando;* 2, 60: *lo hallaron bebiendo agua del rio;* 2, 73: *halláronlos todos durmiendo;* 2, 87: *aquellos se escodian que hombre no los hallasse comiendo;* 2, 199: *fallaron al señor fuera de la cibdad con gran gente, sus haces paradas é atendiendo á los cristianos;* 4, 308: *falláronlos faciendo grand duelo por aquella desaventura.*
[18] 1, 16: *el Diablo los mató estando envueltos en los vicios del mundo;* 1, 41: *vió que matara Zuleman á aquel clérigo estando en tal lugar;* 2, 51: *mataron una gran parte dellos yaciendo en sus camas;* 3, 48: *le mataron yendo de Hierusalem al puertos de Jaffa;* 4, 291: *el appelido fué que el rey era muerto é quel mataran durmiendo en su cámara.*
[19] 2, 43: *hicieran prender al Duque estando durmiendo en su cama;* 3, 38: *prendiéronme galeotes de Egipto andando á pescar.*
[20] 3, 70: *si vos los viérades sobre sus caballos bofordando é faciendo sus torneos unos con los otros fermosamente é en paz quebrantando sus lanzas, vos dijiérades ...*

dexar (4)[1], *guardar* (1)[2], *vencer* (1)[3]; Libro de Marco Polo: *trovar* (1)[4]; Sanchez Tovar: *matar* (2)[5], *fallar* (2)[6], *ayudar* (1)[7], *degollar* (1)[8].

XVe siècle. Pero Lopez de Ayala: *fallar* (1)[9], *prender* (1)[10], *veer*(1)[11], *oir*(1)[12], *herir*(1)[13], *librar*(1)[14]; Barlaam et Josaphat: *fallar*(2)[15], *veer* (1)[16], *echar* (1)[17]; Sanchez de Vercial: *matar* (1)[18], *fallar* (11)[19], *veer* (1)[20], *dexar* (1)[21], *encontrar* (1)[22], *corregir* (1)[23]; Quatro dotores:

---

[1] 1, 150: *dejara tres fijos dormiendo;* 1, 169: *é lo dejó faciendo gran sentimiento;* 1, 179: *respondió que le dejara en Bullon oyendo misa;* 2, 255: *este infante dejárale dormiendo su ama debajo de una oliva.*

[2] 3, 284: *guardáronle por tres dias estando sin memoria é sin acuerdo.*

[3] 2, 67: *le vencieron tres veces en batalla, las dos defendiendo lo suyo, é la tercera cuando venia acorrer á Antioca.*

[4] 24, 11: *el can vino derecho a la tienda de Cayam et trobole al lecho viviendo con su muller.*

[5] Crónica del rey Fernando, 20: *un caballero matáran saliendo de casa;* Crónica del rey Alfonso el Onceno, 222: *matólo un Alfetian estando echado en su cama.*

[6] Crónica del rey Alfonso el Onceno, 273: *mataban los Christianos que fallaban dormiendo;* ibid., 336: *non complia que los fallasen combatiendo.*

[7] Crónica del rey Alfonso el Onceno, 166: *él non podia escusar de non ayudar á Don Joan faciendo guerra al Rey.*

[8] Crónica del rey Alfonso el Onceno, 156: *degollaronlo teniendo vestidas las armas quel Rey le avia dado.*

[9] Crónica del rey Pedro, 9, 1: *fallóle andando á caza cerca una ribera.*

[10] Crónica ... 17, 3: *fué prso en la barrera peleando.*

[11] Rimado del Palacio, 672d: *viles apartados Dellos con grandes lloros, maldiciendo sus fados.*

[12] Rimado ... 791c: *Oy muchos sennores bien afirmados Disiendo*:

[13] Crónica ... 20, 8: *el Rey le firió estando en tierra.*

[14] Rimado ..., 772a: *tú que a sant Pablo andando sobre mar Libraste de tormenta do se yba negar.*

[15] 55: *fallaronlo en vn rriachuelo que tenia las manos estendidas al çielo e faziendo la oraçion;* 8: *fallo vn omne caresçiente de dientes e fablando tartamudamente.*

[16] 62: *vio a aquellos varones veniendo a el.*

[17] 12: *echar te an de aqui non queriendo.*

[18] 264: *mataron el mi oso non les faciendo mal.*

[19] 39 (v. Romania, VII, 481 et suiv.): *el cuerpo yaziendo sobre los dineros fallaronlo;* 30: *los de casa fallaron el ladron escogiendo;* 43: *cuantos fallaba dormiendo de noche, mandábalos matar;* 43: *ca te fallé dormiendo;* 64: *falló al pobre pediendo;* 120: *fallaron á libertino en tierra faciendo oracion* 199: *falló á su mujer dormiendo;* 222: *tantos hommes falló cavando;* 328: *que tomasen por príncipe al que fallasen comiendo en mesa de fierro;* 328: *le fallaron comiendo sobre el fierro;* 363: *fallaros á los otros á la ribera buscando lo que habian perdido.*

[20] 271: *un sacerdote yaciendo en la iglesia oyó clamores fuera de la iglesia; é abrióse la puerta de la iglesia é entrando vió una moza en la iglesia.*

[21] 52 (v. Romania, loc. cit.): *dexolo rrenegar moriendo.*

[22] 183: *encontró á sant Bernardo yendo cabalgando en un caballo é dijole.*

[23] 52 (v. Romania, loc. cit.): *al que su padre non quisso corrigir viuiendo,*

tomar (1)[1], *fallar* (2)[2], *veer* (6)[3], *oir* (1)[4], *dexar* (1)[5]; Enrique de Villena: *saber* (1)[6]; Cancionero (p. p. H. A. Albert, dans Romanische Forschungen, X): *veer* (2),[7] *dexar* (1)[8]; Dom Pedro: *condenar* (1)[9]; Santillana, Canciones y decires: *veer* (5)[10]; Tristan de Leonis: *matar* (1)[11], *fallar* (3)[12]; Demanda del Grial: *matar* (2)[13], *fallar* (3)[14], *veer* (2)[15], *dexar* (1)[16], *alcanzar* (1)[17]; Baladro del Sabio Merlin: *matar* (1)[18], *fallar* (8)[19], *veer* (2)[20], *topar con* (1)[21], *comer* (1)[22]; Cronica de Tablante y de Jofre: *veer* (1)[23], *dexar* (1)[24], *topar con* (1)[25]; Cuento del Carlos Maynes: *fallar* (1)[26].

---

[1] 42: *tome te el sueño teniendo el libro en la mano.*

[2] 34: *el angel sola fallo a santa Maria, non fablando con algunos;* 184: *fallolo solo posado e leyendo.*

[3] 55: *vio ella el angel con cara espantable menazandola e deziendola;* 132: *en la colupna vio vn omne los angeles sobiendo e desçendiendo;* 171: *vieron lo çiego teniendo los ojos abiertos e tremiente e dando bozes.*

[4] 87: *oya ellos alabar las sus maldades e tanto mas gloriandose quanto era mas torpes.*

[5] 13: *tornaron se dexando el saçerdote derribado e llorando alongadamente ante el altar.*

[6] Arte Cisoria, 17: *Sabiendo alguno en tal ofiçio cometiendo falta, digna cosa es puniçion rresçiba.*

[7] XV, 161, 8: *Yo la vi con su lança bien silvando al su ganado;* XV, 241, 42: *ver una dama justando ¿que hará su servidor?.*

[8] XV, 126, 22: *Dexalo con mi tristeza contemplando en mi pasion.*

[9] Tragedia de Ysabel (dans Homenaje a Menendez y Pelayo, p. 689 et suiv.); 730: *los condemna o biviendo o despues de la muerte.*

[10] 41: *fui llegando a dos que vi rrazonando;* 115: *ví tres dueñas llorando;* 162: *vi hun home ser llagado e cantando tal endecha;* 292: *En un prado guardando ganado la ví tan graciosa;* 299: *la ví guardando ganado.*

[11] 36: *para lo matar dormiendo.*

[12] 45: *hallo vna donzella llorando;* 64: *hallaron a sus conpañeros jugando a las tablas;* 74: *fallo al rey en la yglesia oyendo missa.*

[13] 190: *mato su fijo vna noche dormiendo con ella;* 314: *si el me matara, fiziera gran derecho, estando despierto, ca yo mate a su padre.*

[14] 237: *Galaz fallo a Artur lidiando con Palomades;* 313: *Samaliel fallo durmiendo al rey;* 554: *fallaron a Merengis dormiendo magro.*

[15] 358: *vieron la bestia dentro e los galgos aderredor ladrando;* 371: *vieron a su padre muerto e a la reyna dormiendo cerca del.*

[16] 144: *lo dexo dormiendo.*

[17] 322: *alcançaronlo saliendo del castiello.*

[18] 341: *matara el fijo durmiendo en la fuente.*

[19] 59: *embiate a dezir quel fue aquel que fallaste guardando los ganados;* 98: *fallola sañuda e pensando;* 98: *fallola llorando e faziendo gran duelo;* 105: *fallolo llorando;* 235: *hallo a sus siruientes dormiendo;* 289: *pensaua ay fallar la donzella durmiendo;* 292: *fallo* (scil. *muchos*) *haziendo gran llanto sobrellos.*

[20] 261: *vieron paciendo algunos cauallos;* 332: *la donzella lo vio dormiendo.*

[21] 290: *topo con la donzella so vn rosal dormiendo so vn xamete.*

[22] 341: *comera el fijo del leon yaziendo.*

[23] 11: *los vido a todos dormiendo.*

[24] 10: *Dexemoslo dormiendo y vamos al castillo.*

[25] 7: *topo con Montesino combatiendo vna torre.*

[26] 31: *fallolos todos dormiendo.*

Dans les passages des romances du XVIe siècle et chez Guillén de Castro qui les a imitées et que cite L. Spitzer[1] nous trouvons *hallar*[2], *ver*[3], *contemplar*[4], *mirar*[5].

Pour Cervantès, J. Cejador y Frauca[6] fait mentionner *hallar*[7], *conocer*[8], *convertir*[9].

Dans les Cuentos populares (p. p. A. M. Espinosa, California, 1923) nous avons trouvé *hallar* (4)[10], *veer* (4)[11], *dejar* (5)[12], *coger* (2)[13], *encontrar* (2)[14], *enviar* (1)[15], *desvelar* (1)[16].

Quant à l'espagnol moderne, les grammairiens enseignent[17] que le gérondif prédicatif se rapportant au sujet ne se trouve qu'après les verbes de perception ou compréhension, tels que *sentir, ver, oir, observar, distinguir, hallar*; ou bien après ceux qui signifient 're-présenter par la peinture', tels que *pintar, grabar, representar*.

---

[1] Stilistisch-Syntaktisches aus den spanisch-portugiesischen Romanzen, dans Zeitschrift für romanische Philologie, XXXV, 260 et suiv.

[2] *Hallan á Jimena Gómez Desmelenado el cabello, llorando á su padre el conde Y á Rodrigo de Vivar Ensengrentado el stoque.*

[3] *Arias Gonzala está viendo El campo del Rey don Sancho Todo alterado y revuelto, Los unos ir á una parte, Otros el suelo midiendo, Unos rayar la estacada Y decir.*

[4] Castro II, 1, 43: *Vuelve y piadoso contempla tu viejo padre en la cama de sus hijos rodeando y rindiendo al cielo el alma y entrar entónce diciendo la afligida doña Urraca.*

[5] Castro II, 2, 519: *Mira á sus piés su corona, su cuerpo en sangre bañado y por el heróico pecho mira el venablo Y con funesto silencio los leales castellanos.*

[6] La Lengua de Cervantes, Madrid, 1905, p. 446 et suiv.

[7] II, 7, 22: *hallole passeandose por el patio de su casa; se fueron donde estauan escuderos, y los hallaron roncando* (II, 14, 18); *que hallase un dia un villete suyo pidiendome que* . . . (I, 24, 104); *halló al mancebo, que buscaba, durmiendo al lado de un moço de mulas* (I, 44, 235).

[8] II, 23, 87: *las quales llorando las conuirtio en otras tantas lagunas.*

[9] II, 23, 89: *entre las quales conocia el a la reyna Ginebra y su dueña Quintañona escanciando el vino a Lançarote, quando de Bretana vino.*

[10] 32: *halló a la menor regando la albahaca;* 129: *allá le hallaron mu contento y comiendo mu bien;* 266: *a su madre halló vestida de luto y llorando a lágrima viva;* 345: *allí lo halló la bruja dando bote en er techo.*

[11] 76: *vió a lo so muyer platicando col cura;* 111: *qué gusto ver a mi hijo diciendo misa;* 136: *vió a sus hijos ardiendo en el infierno;* 138: *cuando la ve comiéndose un pollo dice.*

[12] 38: *así lo dejó chillando;* 78: *dexaron al probe Xuan tranquilu trabayando y comiendo po lo que tenía;* 278: *dejaron a Aplastapeñas haciendo la lumbre;* 284: *y le dejó cenando con la sacristana.*

[13] 249: *Y se fué y caminando caminando le cogió la noche en una casa.*

[14] 50: *en er camino se encuentra a un gigante sujetando un tajo;* 215: *encontró a la niña chorreando sangre.*

[15] 101: *la envió calada de agua y tiritando de frío.*

[16] 129: *vino mi marido y me desvelé esperándole.*

[17] Cf. D. A. Bello-D. R. J. Cuervo, Gramática de la lengua castellana, Paris 1925, p. 73; R. Lenz, La oración y sus partes, Madrid 1920, p. 281; compare aussi Fr. Hanssen, Spanische Grammatik auf historischer Grundlage, Halle 1910, § 621.

1. 2. L'étude des passages cités plus haut nous présente le tableau chronologique suivant:

Dans les plus anciens textes (du XII[e] siècle) ce sont presque exclusivement les verbes signifiant 'trouver' ou un concept analogue: *tomar, matar, fallar, prender.* Le verbe *contar* est tout à fait isolé.

Dans la première moitié du XIII[e] siècle les positions des verbes 'trouver' (à leur côté vient se ranger *trovar*) sont un peu affaiblies (68 %) par le verbe *veer* (10 %) et surtout par d'autres verbes tels que *toller, dexar, cerar sobre, tenerse, sacar.*

Dans la deuxième moitié de la même époque, ils reculent tout à coup considérablement (ce ne sont que *tomar, fallar*; 33 %), tandis que les verbes de perception (*veer, oir*) sont nombreux (61 %); les verbes *dexar* et *facer* ne se trouvent qu'une seule fois.

Dans la première moitié du siècle suivant, ils reprennent leur terrain (avec *tomar, matar, fallar*; 70 %); les verbes *veer* et *oir* tombent à 11 %; *dexar, tener, echar* et *llevar* ne sont pas fréquents.

Dans la deuxième moitié du XIVe siècle, ils se tiennent bien (*matar, fallar, prender, trovar*; 70 %) contre les verbes *veer* et *guardar* (18 %) et d'autres, comme *dexar, ayudar, degollar* et *vencer.*

La première moitié du XV[e] siècle voit les verbes de 'trouver' fléchir un peu (*matar, prender, fallar, tomar, encontrar*; 47 %), tandis que les verbes de perception (*veer, oir*) avancent (31 %); on rencontre aussi les verbes *dejar, echar, herir, librar, corregir, saber.*

Dans la deuxième moitié du même siècle ils ne perdent rien de leur terrain (*matar, fallar, alcanzar, topar con* . .; 60 %), quoique le verbe *ver* ne soit pas trop rare (28 %); isolés sont les verbes *dejar, comer, condenar.*

1. 3. Il est incontestable que ce sont les verbes signifiant 'trouver', dont *hallar* est le plus fréquent (75 %), qui sont les premiers à admettre le gérondif prédicatif. Ils cèdent, il est vrai, un peu, au cours des siècles, à d'autres verbes, surtout à ceux de perception; mais toujours est-il qu'au début du XVI[e] siècle ils sont encore supérieurs en nombre à tous leurs concurrents. Ce n'est que pendant les siècles postérieurs qu'ils deviennent moins fréquents.

De tous ces verbes qui forment la majorité des verbes qui puissent gouverner un gérondif prédicatif (*hallar, tomar, prender, matar, trovar, encontrar, alcanzar, topar con* . . .; 66 %) la langue moderne littéraire n'a retenu que le verbe *hallar*[1].

1. 4. L'emploi du gérondif prédicatif après les verbes de perception est d'une date moins éloignée que l'emploi après les verbes de 'trouver'. Le verbe *veer* se trouve, tout isolé, dans la première moitié du XIII[e] siècle. Un peu plus tard viennent s'ajouter *oir* et *guardar*, mais le dernier est *ἅπαξ λεγόμενον*. Mais ces verbes sont toujours en minorité, quoiqu' ils deviennent de plus en plus fréquents

---

[1] Dans le langage populaire (Cuentos populares) on trouve aussi le verbe *coger.*

de sorte qu'au commencement du XVIe siècle ils représentent le tiers de tous les cas.[1]

La langue moderne a conservé les verbes *ver* et *oir*, en y ajoutant *sentir* et *observar*.[2]

1. 5. Parmi les autres verbes c'est surtout *dejar* qui se rencontre assez souvent (c'est le seul de cette catégorie que la langue moderne ait retenu). Viennent ensuite les verbes causatifs qui signifient le mouvement physique: *echar, enviar, llevar, sacar, toller*. Tout à fait isolés sont les verbes *cerar sobre ..., ayudar, condenar, corregir, convertir, comer, degollar, descelar, hacer, herir, librar, saber, tener, vencer*. On trouve une seule fois (dans Cid) un verbe de 'représentation par le discours' *contar* 'raconter'.

1. 6. Il est clair que, en ancien espagnol, ce sont principalement deux catégories de verbes qui admettent le gérondif prédicatif: celle de 'trouver' et celle de perception. La première est plus ancienne que la seconde, mais elle cède peu à peu du terrain à celle-ci. Cette lutte entre ces deux groupes n'est décidée qu'au temps de la Renaissance, en faveur des verbes de perception. Les verbes de 'représentation par le discours ou par la peinture' ne se trouvent pas (abstraction faite du passage du Cid, qui est un cas spécial[3]), en ancien espagnol; leur emploi avec le gérondif prédicatif est d'origine moderne.

1. 7. Au point de vue géographique, les anciens textes espagnols, qui sont, pour la plupart, castillans, ne nous donnent pas, sur ce problème, des renseignements complets. Nous avons trouvé *ver* en galicien; *ver* et *dejar* en asturien; *ver, hallar, tomar* en léonais; *hallar, matar, trobar, dejar, llevar* en aragonais; *ver, hallar encontrar* et *dejar* en andalousien.

Les plus grandes étendues sont occupées par les aires de *hallar* (Andalousie, Castilles, Aragon, Navarre, Léon), de *ver* (Andalousie, Castilles, Léon, Asturies, Galicie) et de *dejar* (Andalousie, Castilles, Aragon, Navarre, Asturies).[4] D'autres verbes ne se rencontrent que dans un ou deux dialectes voisins. Il est très intéressant de faire remarquer que les deux premiers verbes qui ont la plus grande diffusion au point de vue géographique se sont conservés jusqu'à l'époque moderne.

1. 8. Le gérondif après tous les verbes nommés ci-dessus se rapporte à un régime qui est à l'accusatif. C'est la règle. Nous n'avons constaté aucun cas où l'objet soit au génitif ou au datif. Il y a aussi

---

[1] Il y a une exception dans la deuxième moitié du XIIIe siècle où ils semblent se répandre énormément. Cette exception est déterminée par une abondance relative de ces verbes dans la Kalila et Digna. Mais si l'on se rend compte que le texte espagnol n'est qu'une traduction, plus ou moins littérale, de l'original latin de Johannis de Capua, on ne s'oppose pas à n'y voir que des reminiscences du texte latin.

[2] Le XVIe et XVIIe siècles y ont ajouté *contemplar* et *mirar*.

[3] Cf. la page suivante.

[4] Ces trois verbes sont, en même temps, les plus fréquents: *hallar* avec ses 50%, *ver* avec ses 17% et *dejar* avec ses 6%.

très peu d'exemples où le régime soit précédé d'une préposition: Cid; Fueros municipales, 180; Baladro del Sabio Merlin, 290; Cronica de Tablante, 7.

Il n'est pas sans intérêt que ces quatre cas datent des époques très éloignées les unes des autres: les deux premiers du début de la littérature, les deux autres de la veille de la Renaissance. Ils présentent des caractères tout à fait différents: dans les deux premiers, les prépositions ont leur sens propre, tandis que dans les deux autres la préposition *con* a sa valeur primitive affaiblie, car elle ne sert qu'à relier l'objet à son verbe, toute la construction *topar con* équivalant exactement à *encontrar á*.

Si nous cherchons le motif de la disparition des gérondifs après les régimes prépositionnels, nous pouvons en accuser l'équivoque qui s'y présente; dans le Poema del Cid, par exemple, ce n'est que le contexte qui nous renseigne que le gérondif se rapporte à l'expression *D'iffantes*, et non au sujet de la proposition.

1. 9. Il y a encore un passage, tout à fait isolé, mais digne d'attention; celui de Crescentia 11,16, où le gérondif prédicatif après le verbe *matar* est précédé de la préposition *en*. Généralement, le gérondif avec *en* détermine le sujet de la proposition. L'explication la plus vraisemblable de cette exception est, d'après notre opinion, la suivante: Comme ce texte date de l'époque où l'emploi du gérondif simple et de celui qui est précédé de la préposition n'est pas encore bien fixé, l'auteur hésite s'il doit se servir d'une forme ou de l'autre. Cette incertitude se manifeste très clairement dans les passages suivants: *ressponđiốle ssospirando* (2, 4) à côté de *dixo en sospirando* (12, 19); *llorando le pedia merçet* (4, 4) à côté de *mas en sospirando pedia merçet* (11, 64). L'auteur se sert donc du gérondif simple et du gérondif avec *en* sans distinction et à son gré: comme il écrit une fois *sospirando* et l'autre fois *en sospirando*, il écrit automatiquement *en dormiendo* même après le régime à l'accusatif. C'est donc l'automatisme psychologique qui a déterminé cette "faute".

1. 10. Comme le régime admettant le gérondif prédicatif doit être à l'accusatif, si le verbe principal est au passif, le gérondif se rapporte au nominatif, p. ex. Fuero de Zorita, 272; Fuero de Soria, 3; Fuero Juzgo, XII, 3, 7 etc.

Mais il faut faire remarquer que le gérondif se rapportant au sujet n'est pas très rare (17%) et qu'il se rencontre surtout dans les Fueros: Fuero de Zorita: 272; 301; 854; Fuero de Soria: 3; 4; 7; 9; 12; 13; 14; 15; 30; 33; Fuero Juzgo: 12, 3, 7; 12, 3, 11. Plus tard ce n'est que dans la Crónica de Pero Lopez de Ayala, et encore une seule fois: 17, 3. Et ce ne sont que les verbes *hallar* (le plus souvent) et *prender* qui ont, au passif, le gérondif prédicatif.

1. 11. Dans le passage du Baladro del Sabio Merlin, 292 le gérondif semble être régime, mais il faut compléter de la phrase précédente le régime *muchos*.

1. 12. Dans Villena, Arte Cisoria, 17 la construction du gérondif avec le verbe *saber* rappelle trop vivement la construction latine de l'accusatif avec l'infinitif.

2. 1. Si nous étudions les causes de la décadence et de la disparition de la plupart des verbes admettant le gérondif prédicatif, nous pouvons constater que certains verbes perdent, au cours des siècles, leur sens primitif qui les rend capables de régir un gérondif en question; p. ex. *trovar* perd sa signification originaire 'trouver' et acquiert le sens de 'hacer versos', qui est certainement d'origine tout à fait littéraire.

D'autres verbes perdent la faculté de gouverner le régime de personne, ce qui est indispensable pour que le gérondif joue le rôle d'un prédicat,[1] et avec cela le droit d'être déterminés par un gérondif prédicatif; p. ex. le sens primitif de *dejar* ne s'est conservé qu'avec le régime de chose (p. ex. *dejó su paraguas en un rincón*), tandis que, avec le régime de personne, il veut dire 'consentir' (p. ex. *dejó á su hijo que saliera*).[2] De même *llevar* ne signifie, de nos jours, que 'transportar una cosa de un sitio á otro' (p. ex. *llevó carbon en un carro*)[3]; c'est le même cas pour *tomar* qui, autrefois, voulait dire "attraper", tandis qu'en espagnol moderne, on ne l'emploie qu'avec des régimes de choses pour indiquer 'coger (con la mano) una cosa' (p. ex. *tomar flores en el jardín*)[4].

2. 2. Le gérondif prédicatif en question a beaucoup à souffrir de la part de l'infinitif, qui s'emploie après les verbes signifiant 'voir, entendre, laisser',[5] donc après les mêmes verbes après lesquels on se sert du gérondif.

Il y a, en réalité, une certaine différence entre ces deux constructions: Avec le gérondif, c'est l'objet seul qui se trouve au centre du champ d'action du verbum finitum et en même temps au centre

---

[1] Dans le passage *vi á uno muchacho llevando mucho fruto* nous pouvons remplacer le régime du verbum finitum par le pronom et dire *lo vi llevando mucho fruto;* mais ce n'est pas le cas dans la phrase *vi un árbol llevando mucho fruto: lo* (scil. *un árbol*) *llevando mucho fruto* est incorrect. Et cependant les deux phrases ont la même construction, excepté le sujet, dont l'un est animé, l'autre inanimé. Il est donc clair que, pour qu'un gérondif soit prédicatif, il faut que le régime qui le gouverne désigne une personne ou un être vivant et que le gérondif exprime une activité ou une action concrètes qui ne puissent être développées que par eux.

Et, en effet, nous n'avons pas trouvé un seul cas où le régime désigne un objet inanimé et où le gérondif n'ait pas une signification ou sens propres et concrets.

Il est très intéressant de comparer ce phénomène avec la distinction que font les verbes espagnols, entre le régime animé et inanimé; p. ex. *ese hombre ha perdido sus hijos* 'cet homme a perdu ses fils' et *ese hombre a perdido á sus hijos* 'cet homme a gâté ses fils'.

[2] Cf. Miguel de Toro y Gisbert, Pequeño Larousse ilustrado, Paris 1925, p. 293.

[3] Cf. Miguel de Toro y Gisbert, loc. cit., p. 576.

[4] Cf. Miguel de Toro y Gisbert, loc. cit., p. 899.

[5] Cf. W. Meyer-Lübke, loc. cit. III, § 391.

de l'attention du lecteur. Le gérondif, lui-même, ne sert qu'à déterminer son sujet en le présentant comme développant une certaine activité ou action au moment où il est touché par l'action principale. Celle-ci atteint donc l'objet directement, le gérondif, au contraire, indirectement, à savoir par l'intermédiaire de son régime. Il y a donc une certaine subordination entre le verbe principal et le régime d'un côté, et entre le verbe principal ainsi que le régime et le gérondif de l'autre côté.

Dans la construction avec l'infinitif, cependant, le régime est coordonné à l'infinitif, de sorte que le verbe principal a deux régimes: l'un est représenté par l'infinitif, l'autre par le substantif.[1] *Cantar* dans *oigo cantar* a le même rôle syntaxique que *una cantatriz* dans *oigo á una cantatriz.* Les deux dépendent directement du verbe personnel. Et c'est aussi le même cas dans *oigo á una cantatriz cantar*, où l'action principale atteint directement et en même temps le substantif ainsi que l'infinitif.

L'emploi du gérondif dans ces circonstances-ci est une expression plutôt subjective, celui de l'infinitif objective. A côté de cette nuance un peu délicate, le sens des deux constructions est, en somme, le même. Il n'est donc pas étonnant que l'on trouve assez souvent l'infinitif à côté du gérondif; p. ex. Elena et Maria; Kalila et Digna 3, 721; Quatro Dotores 87; romances du XVI[e] siècle; Castro II, 1, 43; etc.[2]

L'infinitif a l'avantage d'écarter l'équivoque que peut provoquer le gérondif.[3] Car, dans certains cas, il est très difficile de décider s'il se rapporte au sujet de la phrase ou bien au régime qu'il détermine. Ce danger a amené l'auteur du Fuero de Alcalá à répéter dans le passage *que matare a so fixo a non queriendo* (22) la préposition *a*, qui relie le régime au verbe personnel, même devant le gérondif *non queriendo* pour marquer que celui-ci se rapporte au régime et non au sujet.

3. 1. Dans les passages de la Cronica rimada 119; ibid. 262; Zifar 109; Castigos et Documentos 10 etc. nous ne sommes pas en état de décider avec une certitude indiscutable si les gérondifs sont prédicatifs ou déterminatifs; nous ne pouvons pas décider si le gérondif se

---

[1] Cette constatation est mise ad oculos par des passages italiens suivants: *il marchese che udimmo tanto a criticar la spedizione* „le marquis que nous avons entendu critiquer tellement l'expédition" à côté de *ho udito dire ai vecchi del contado che* . . . 'j'ai entendu les vieillards du village dire que . . .'.

[2] Cf. L. Spitzer, loc. cit., p. 260—261.

[3] Il peut arriver aussi que même l'infinitif puisse causer un malentendu; p. ex. *oigo cantar un compositor* peut signifier 'j'entends chanter un compositeur' ou 'chanter les chansons d'un compositeur'. C'est au lecteur de décider, d'après le contexte, laquelle de deux significations est juste. Il est évident que ces cas sont extrêmement rares et qu'ils ne se rencontrent que dans la langue des classes cultivées.

rapporte à son sujet directement en lui étant subordonné (comme un adjectif déterminatif) ou s'il se rapporte à lui par intermédiaire du verbe principal.

Comme le gérondif est, par sa nature, incapable de marquer le genre du nom qu'il détermine, ce n'est que sa place dans la proposition qui puisse indiquer son rôle et aussi son sens. Dans *aquel que asu muger fallare faziendo adulterio con alguno* (Fuero de Zorita, 252) le gérondif étant séparé de son régime par le verbe, il n'y a pas de doute que *faziendo* ne remplisse le rôle d'un prédicat. Une telle distinction de la fonction du gérondif prédicatif est faite régulièrement dans les plus anciens textes. Mais on trouve parfois aussi des cas tels que *fallare a alguno faziendo danno en su huerto* (Fuero de Soria, 232), où le gérondif est mis immédiatement après le régime auquel il se rapporte. Ici le malentendu est très facile, car on pourrait le considérer comme déterminatif.[1] Ce cas se présente surtout à partir du XV[e] siècle où le gérondif déterminatif commence à se répandre.[2] Il n'est pas sans importance que le gérondif prédicatif tend à se rapprocher de son sujet de sorte qu'il le suive immédiatement. Il va sans dire que, parfois, le lecteur peut interpréter ce passage de deux manières: comme un attribut ou un prédicat, sans préjudice de la clarté ou du sens. P. ex. ledit passage du Fuero de Soria pourrait être traduit "s'il trouvait quelqu'un qui fît des dommages dans son jardin" ou "s'il trouvait quelqu'un comme il faisait des dommages dans son jardin". Ce n'est que le fait que le gérondif déterminatif est presque inconnu au XII[e] siècle qui nous fait préférer la seconde interprétation. Mais plus tard, quand le gérondif déterminatif est répandu, ce critérium tombe et nous restons très souvent sans savoir lequel de deux sens il faut choisir.

---

[1] Lequel gérondif faut-il envisager dans *aquel que ala muger bannadose* (sic!) *los pannos le arrabare* (Fuero de Zorita, 256), prédicatif ou déterminatif? Doit-on l'expliquer comme le passage des Fueros municipales, 180 ou y voir le premier exemple du gérondif déterminatif? Le texte latin servait toujours de l'original pour les fueros.

[2] Il est incontestable que l'emploi du gérondif déterminatif est dû à l'influence latine, mais le bannir c'est, selon nous, du purisme, surtout quand on se rend compte qu'il est tout à fait courant dans le langage populaire. Ou comment pourrait-on expliquer les cas que nous avons trouvés dans les Cuentos populares: *la colgó a un árbol tocando a un barranco* (155) ou *haceme un molino con siete piedras moliendo a la pal* (241, 242, 242, 242, 244)? Est-ce que le premier passage ne veut pas dire 'il l'a pendue sur un arbre touchant le bord de l'abîme' et l'autre 'construis-moi un moulin à six pierres et moulant au moyen des ailes'? Il n'y a pas d'autre interprétation. On ne peut pas invoquer ici l'influence du latin, car ce sont les contes populaires où se trouve cette construction et qu'elle se trouve dans une expression tout à fait courante dans la bouche du peuple. Compare les opinions de R. Lenz, loc. cit., p. 381; de D. A. Bello-D. R. J. Cuervo, loc. cit., p. 72, de L. Spitzer ,dans Attributives Gerundium im Portugiesischen, Spanischen, Rumänischen und Französischen (dans Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, L, p. 464 et suiv.), et de W. Meyer-Lübke, loc. cit., III, 500.

Le rôle syntaxique prête au gérondif prédicatif un caractère plutôt adverbial,[1] tandis que le gérondif déterminatif a un cachet adjectif. Mais quand celui-là est employé d'une manière absolue et sans objet — ce qui fait perdre au gérondif un peu de sa valeur verbale et avec cela adverbiale —, il ne diffère pas beaucoup d'adjectifs employés comme prédicats.[2] C'est pourquoi on le trouve très souvent à leur côté.[3]

4. 1. Il n'est pas douteux que la concurrence de l'infinitif n'ait affaibli les positions du gérondif prédicatif. Le début du XVIe siècle nous le présente encore en pleine vigueur presque après tous les verbes qui l'admettaient depuis le XIIe siècle. La langue moderne ne le tolère qu'après les verbes de perception et après *hallar* (a côté de ceux qui signifient 'représenter par le discours ou par la peinture'). L'espagnol actuel a donc laissé tomber tous les autres verbes et a remplacé, après ceux-ci, le gérondif par l'infinitif. Ce qui est le plus étonnant c'est qu'il n'a retenu que les verbes qui (abstraction faite de *hallar*) admettent en même temps l'infinitif au lieu du gérondif. Il pourrait donc sembler que l'infinitif exerce, dans ce cas-ci, une certaine influence conservatrice sur l'évolution du gérondif prédicatif et qu'il le sauve de la disparition.

4. 2. Si nous comparons la liste des verbes qui admettent d'après D. A. Bello-D. R. J. Cuervo, loc. cit., p. 72, le gérondif prédicatif ("la mayoría de los verbos que rigen participio objectivo significan actos de percepción ó compresión, como *sentir*, *ver*, *oir*, *observar*, *distinguir*, *hallar*, ó de representación, como *pintar*, *grabar*, *representar*") et les règles de l'emploi analogue en latin ("Ein prädikatives Part. Praes. tritt im Anschluſs an einen Objektsakkusativ im Altlat., in der klass., nachklass. und späteren Latinität nach den Verba der Wahrnehmung ein . . . Weniger üblich als bei den Verba der Wahrnehmung ist das prädikativ gebrauchte Part. Praes. nach kausativen Verben wie *facio*, *fingo*, *induco*, *pingo*, u. ä."[4]), nous sommes surpris par la ressemblance des règles. Si nous nous rendons compte

---

[1] C'est pourquoi il varie assez souvent avec une expression adverbiale, p. ex. *los condemma o biviendo o despues de la muerte* (Dom Petro, 730) ou avec une proposition subordonnée adverbiale, p. ex. *le vencieron tres veces en batalla las dos defendiendo lo suyo, é la tercera cuando venia acorrer á Antioca;* cf. aussi L. Spitzer, Stilistisches . . ., p. 260—261.

[2] La différence sémantique entre un adjectif et un gérondif est minime, car celui-ci représente, dans ce cas-ci, un procès comme une qualité. Et l'adjectif peut, au contraire, représenter une qualité comme un procès, p. ex, *carnivoro* dans la phrase *el hombre es carnivoro, pero no carnicero.* Compare sur ce problème Stanislav Lyer, Participe présent actif avec le sens passif, dans Archivum romanicum, XVI, Nr. 2.

[3] Cf. *lo fallo el enperador triste e llorando* (Zifar, 213); *fallolos pobres e sus mugeres cogiendo berças por los campos* (Bocados de oro, 141); *fallola sañuda e pensando* (Merlin, 98); *allá le hallaron mu contento y comiendo mu bien* (Cuentos populares, 129); etc.

[4] Cf. J. H. Schmalz, Lateinische Syntax und Stilistik, München 1900, S. 311.

d'un grand nombre des verbes après lesquels on pouvait se servir du gérondif prédicatif avant le XVIe siècle (qui est un siècle de la Renaissance) et de la pauvreté relative, quant à ces verbes, (qui sont presque les mêmes qu'en latin) de l'espagnol moderne; si nous acceptons l'avis que l'on ne peut pas accuser l'infinitif qui, à lui seul, a contribué à maintenir les dits verbes avec la fonction en question, une opinion se présente comme la plus vraisemblable: c'est que c'est l'influence de la grammaire latine sous la Renaissance qui limite le nombre des verbes qui admettent le gérondif prédicatif d'après les règles de la grammaire classique. Et le fait que les verbes qui signifient 'représenter par la peinture' ne se trouvent presque jamais dans les anciens textes tandis que la langue moderne littéraire les connaît avec le gérondif en question, ne fait que corroborer notre opinion.

III. Le gérondif prédicatif s'emploie, en ancien espagnol, après un grand nombre de verbes, surtout après ceux qui signifient 'trouver', 'laisser', ou expriment la perception ou le mouvement (causatifs). Le régime auquel il se rapporte désigne toujours un être vivant. Il est régulièrement à l'accusatif; les cas où il est précédé d'une préposition sont extrêmement rares et ne se rencontrent que dans les plus anciens textes; ils ne tardent pas à disparaître.

Cet état de choses règne jusqu'au commencement du XVIe siècle. La Renaissance, qui se fait sentir après cette date, provoque des changements considérables: elle fait tomber tous les verbes employés avec le gérondif prédicatifs jusqu'à cette date, excepté ceux qui trouvent un appui dans les règles de la grammaire latine; il n'en reste dans la langue moderne que ceux de perception (*ver, oir,* etc.), *hallar* et on ajoute encore ceux qui signifient „représenter par la peinture“ (*pintar, representar,* etc.).

Stanislav Lyer.

---

2. Ital. *madrigale* ‚Madrigal‘.

Wieso das ital. Wort „toskanisiertes nordit., z. B. venezianisches *madregal* ‚Mutterkraut‘, eine immerwährende Pflanze, aus lat. *herba* (*matricālis*) dass.“ sein soll, wo gar keine Bedeutungsvermittlung angegeben wird, verschweigt uns Gamillscheg s. v. *madrigal.* Weiter führt die Bemerkung bei Bloch s. v.: „Emprunté de l'italien *madrigale* (au XIVe siècle *madriale*), d'origine obscure; signifiait au sens propre, qui est celui du mot français jusqu'au XVIIe siècle, un morceau de musique vocale à plusieurs voix sans accompagnement.“ Man wird lautlich ohne weiteres auf *materiale* geführt (*t'r* > *dr* wie primäres *tr* in *padre, madre, ladro, -g-* wie in ait. *ragunare* aus *radunare, pagura* aus *paura* etc., die lat. Form des 14. Jhs. *matricalis* wäre Rücklatinisierung) und aus G. Cesari, Entstehung des Madrigals im 16. Jh. (Münchner Diss. 1908) sehe ich, daſs Bembo im 2. Buch seiner *Prose* (1563) schon diese, von Doni (Compendio del trattato . . . (1635) und Cre-

scimbeni (Commentario intorno all'istoria della volgar poesia I/22) weitergegebene Etymologie als eine Möglichkeit von zweien erwogen hat, die allerdings Carducci, Studi letterari (in dem Aufsatz „Musica e poesia" cap. VI) „un grillo pedantesco saltato in capo al Bembo, e null'altro" nennt. Die von ihm angenommene ältere (14. Jh.), übrigens auch von Bembo wiederholte und von Diez angenommene Etymologie, die die Form *mandriale* mit *mandria* ,Herde' in Beziehung setzt, stützt sich auf eine Form, die wohl volksetymologisch oder durch Assimilation an den Anlautkonsonanten zustandegekommen ist (vgl. REW², 5290). Bembo in der Stelle, die man bei Ménage noch nachlesen kann, vermittelte seine Etymologie so („e queste universalmente sono tutte madriali chiamate, o perciò che da prima cose materiali e grosse si cantassero in quella maniera di rime, sciolta e materiale altresì, o perciò che . . .," nun folgt die *mandra*-Erklärung), daſs das *Madrigal* ein ,grobmaterielles' Gedicht gewesen wäre (übrigens ist er nicht ganz sicher in der speziellen Ausgangsbedeutung, wie die folgende Rechtfertigung aus der ,Freiheit' der Form, d. h. des Reims, beweist). Auch Dini spricht von den „cose materiali cioè humili e vili" als Thema des Madrigals. Das Madrigal, das im 14. Jh. in Toscana als ein kleines Gedicht in Elfsilbern auftritt, strophisch locker in zwei bis drei Terzetten mit einem oder zwei abschlieſsenden Reimpaaren angeordnet, entwickelte sich zu gröſserer Freiheit erst zu Beginn des 16. Jhs., als es mehrstimmig mit kontrapunktischer Technik gesungen wird. Voſsler sprach gelegentlich eines Kölner Vortrags die Ansicht aus, daſs das Madrigal an die mittelalterliche Sequenz erinnert: „Den Geist, der die madrigalischen Formen bewegt, kann man wohl am besten als melodramatisch bezeichnen. Er war in Italien seit langem am Werk und arbeitete schon im Mittelalter an der Versöhnung der Gegensätze von Jenseits und Welt und an der Verschmelzung des Wortes mit der Musik. Gelegentlich entspannte sich in solchem Lyrismus schon der groſse Heilige von Assisi. Sein Sonnengesang steht auf der Schwelle zwischen Sequenz und Madrigal." Dies die Worte jenes Voſsler-Vortrags.[1] Nun beachte man, daſs (*filius*) *materialis* in Florenz (s. Du Cange s. v. *filius materialis* und *materialis*) den ,natürlichen Sohn' oder ,Bastard' bedeutet und man wird (ähnlich wie aprov. *bastart* ,irrégulier', vgl. frz. *rime bâtarde* usw. bedeutet, FEW s. v. **bastardus*) das *madriale* als ein Bastardgedicht (zwischen Musik und Dichtung stehend) oder als ein besonders freigebautes oder auch minderwertiges Gedicht zu verstehen haben[2] (vgl. die Übertragung von **bastardus*

[1] Etwas abgeändert in dem Abdruck des Vortrags in „Corona" 1932 (in dem Aufsatz „Der Geist der ital. Dichtungsformen und ihre Bedeutung für die europäischen Literaturen") S. 101, in den auch meine obige Deutung aufgenommen wurde.

[2] Ich dachte auch eine Zeitlang an das *materialia themata* ,propositiones illustrandae, discutiendae', das Du Cange belegt: *materiale* wäre dann zuerst ,Thema der Diskussion', dann ,musikalisches Thema', das

„auf wildwachsende Pflanzen und Tiere, sowie auf Dinge, welche aus irgendeinem Grund als minderwertig angesehen werden oder welche die Mitte halten zwischen anderen Dingen ähnlicher Art", v. Wartburg, l. c.). So behält denn Kardinal Bembo mit seiner Bedeutungsangabe recht (vgl. auch bei Boccaccio und anderen *materiale* in der Bedeutung ‚roh, minderwertig'; *uomo materiale e grosso* usw.).

LEO SPITZER.

---

3. Altital. *ripitare*.

Es heiſst in Str. 31 des Boccaccio'schen Ninfale fiesolano:

Il qual soletto rimase pensoso,
Oltre modo dolente del partire
Che fé [=fece] la ninfa del viso vezzoso,
E ripitando il passato disire,
Dicendo: — Lass'a me . . .

Hiezu bemerkt die Ausg. Massèra (in Classici italiani, Unione tipogr.-editrice torinese): „‚riandando con rammarico, rimpiangendo', dal sost. *ripitio* (e *ripetio*)." Wiese in seiner Ausgabe (Winter 1913) gibt im Wörterverzeichnis *ripietare* ‚beklagen, sehnsüchtig zurückdenken' an und bemerkt im Kommentar: „Das Zeitwort wird auch sonst von Boccaccio verwendet. Filostrato 2, 94 *ripitare qd. di qc.* sich bei jem. beklagen über, jem. Vorwürfe machen über. In A heiſst die Überschrift vor 257:

Duolsi Mensola co molto dollore.
Africa cun piatà la chonfortava
E dolciemente ch'ella ripiatava,
Racontandole prima il suo amore.

Nur 2 Hss. haben an der obigen Stelle unser Verb, die anderen schrieben *riprendendo, ripetendo, ripensando* usw., es ist also wohl im Aussterben begriffen gewesen. Bei Tomm.-Bellini kann man noch weitere Belege für *ripitare*, *ripetare* ‚rimproverare ad uno del mal successo di una impresa; attribuirlo ad esso' lesen. Das Verb hat nichts mit *pietà* zu tun, wie die Übersetzung Wieses nahelegt, die volksetymologisch entstellte Form *ripiatava* ist wohl auch ein Beweis für Verkennung des Ursprünglichen. Das Subst. *repetio, ripetio, repitio, ripitio* ist entgegen Massèra mit *-io* (*ronzare—ronzio*) von *ripitare* abgelehnt. Dies selbst aber ist offenbar *reputare*, vielleicht Entlehnung aus einem aprov. *reptar* ‚tadeln, vorwerfen' — REW 7232

---

kontrapunktisch variiert würde (entwickelt wie unser Wort Thema selbst), aber das ursprüngliche Madrigal (im 14. Jh.) ist ja nicht das mehrstimmig komponierte Gedicht, dies ist erst spätere Entwicklung des 16. Jhs. — ebenso wie die pastorale Ausschmückung, die die *mandra*-Volksetymologie hervorgerufen hat.

hat nur einen anderen Beleg aus Italien, Bezzola in seinem Abbozzo di una storia dei gallicismi italiani führt das Wort nicht an. Zu prov. *-pt* > *pit-* vgl. *-sm-* > *-sim-* (*-esimo, ansima* usw.). Man mufs bedenken, dafs *reptar*, der Vorwurf, zu der Tugendideologie der provenzalischen Minnelyrik dazugehört: da mufs sich der wahrhaft Liebende gegen Anschuldigungen unhöfischen Wesens fortwährend verteidigen, da erhärtet sich Tugend in dem Sieg über falsches Schmälen.

LEO SPITZER.

---

4. Katal. *andróminas, endróminas* ‚Habseligkeiten', ‚im Wege stehende Gegenstände', ‚lästige Bitten', kat. sp. ptg. *andromina* ‚Schwindel, Lügen'.

Es passiert mir wie wohl manchem älteren Mitforscher öfters, dafs mir früher geäufserte Etymologien geglaubt werden, die ich selbst heute nicht mehr glauben kann, und umgekehrt, dafs Erklärungen, an die ich heute noch glaube, keinen Glauben bei anderen gefunden haben: die Mafsstäbe ändern sich in einem selbst, in einem von der Mitwelt unkontrollierbaren und unregulierbaren Tempo. So hat z. B. meine Identifikation der obigen Wörter (in „Katal. Etym.", Mitt. d. Sem. Hamburg 1918) mit griech. *ἐνδρομίς -ίδος* ‚dichter Überwurf aus zottiger Wolle' wegen der naheliegenden Parallelen (dtsch. *Flause*, rom. **burra*) sowohl Meyer-Lübke (REW³ 2870a) als Francesch de B. Moll (Dicc. cat.-val.-balear) überzeugt, obwohl die eigentliche Bedeutung (etwa ‚Flausch, Wolle, Füllsel'[1]) nirgends im Romanischen belegt ist. Von vornherein ist von Vermehrung der Artikel des REW abzuraten, wie ich heute denke. Suchen wir also in dem schon vorhandenen Wortinventar! Leider fehlt im REW ein Artikel *daemon*, nicht aber im FEW (daselbst auch *daemonium*): da findet man Bildungen wie mfrz. und dialfrz. *endemené* ‚qui bouge toujours, folâtre, écervelé' (St. Victor *entemené* ‚entêté, excité'), afrz. *demonie* ‚chose désagréable, obstacle'. Die letztere Bedeutung ist die der iberoromanischen Wörter, also urspr. ‚verteufelte, verflixte Sachen'. Das ptg. *endrómina* ‚List, Schelmerei' pafst zur Bedeutung ‚espiègle, lutin', das für dialfrz. *endemené* belegt ist. Ein katal. *endemoniat* ‚behext' (Nbf. *andamoniat*), ein nprov. *endemounia, endemouni*, ptg. *endemoninhar* verzeichnen die Wbb., zu denen nebenbei bemerkt das kat. *entemo(r)nir* ‚erschrecken' gehört (das ich heute weder zu *tumb*, cf. REW 8976, noch zu *timor, timere*, REW 8737, stellen würde, sondern **endemonir* + *t-* von *timere, tumb-, aturdir, estabornir* etc., cf. die obige Dialektform aus St. Victor). *andrómines, endrómines* sind also Rückbildungen von **endemoni(a)r* > **endo-*

---

[1] Die Bedeutung ‚Netze', die ich a. a. O. nach Vogel an einer Stelle bei V. Catalá annahm, läfst sich nicht halten, nachdem Moll dieselbe Stelle unter der Bedeutung ‚eynes' (‚Geräte') bringt.

meni(a)r (+ *-r-* z. B. von kat.-prov. *drach* ‚Teufel' = draco). Zur *en-*Bildung vgl. sp. *endriago* (= *diablo* + draco) ‚Riese'. Von vornherein ist ja anzunehmen, daſs ein Verlegensheitswort wie dieses, das etwas Unangenehmes bezeichnet, einen Fluch enthalten wird, vgl. meine Parallelen in Wörter u. Sachen 5, 213ff. Die Bedeutungsangabe des sp. Akademie-Wbs. ‚embusto, enredo con que se pretende alucinar' ist noch nahe dem ‚Behexen'. Das Wort wird für Portugal als Argotwort angegeben, ist wohl nicht überall gleich bodenständig und stammt wahrscheinlich (wegen des *a-*) aus dem Katalanischen.

Leo Spitzer.

---

5. Eine Bemerkung über den Gebrauch der Hilfsverba mit dem Partizipium Perfecti im Romanischen und Germanischen.

In seiner interessanten Untersuchung in dieser Zeitschrift[1] hat J. Benzing das wie und wann des Ersatzes von *ser* durch *haber* usw. bei den zusammengesetzten Zeiten der perfektiv-intransitiven Verba des Spanischen, Portugiesischen und Katalanischen erschöpfend dokumentiert, jedoch über das warum sich sehr vorsichtig ausgesprochen. Es ist auch nicht der Zweck der nachstehenden Erwägungen, eine dogmatische Erklrärung beizubringen; es soll vielmehr lediglich darauf hingewiesen werden, daſs eine syntaktische Sondererscheinung einer Sprache sich letzten Endes nicht getrennt behandeln läſst, sondern dem syntaktischen System dieser Sprache, das zu jeder Zeit eine organische Einheit bildet, eingereiht werden muſs.

Wenn wir uns fragen, hinsichtlich welcher syntaktischen Züge die westromanischen Sprachen und das Rumänische gegenüber der übrigen Romania eine besondere Stellung einnehmen, so fallen uns neben 1. der Vorherrschaft von *habere* über *esse* im Perfektum folgende Punkte auf: 2. die Erhaltung des einfachen aus dem Lateinischen ererbten Perfektums, das in der nord- und mittelfranzösischen Umgangssprache, im Rätoromanischen und in den meisten italienischen Mundarten völlig ausgestorben ist; 3. die Bildung des Präsens Passivi perfektiver Verba mit *ser* im Gegensatz zu den übrigen roman. Sprachen, die *être, essere* usw. bei solchen Zeitwörtern fast nur als Ausdruck des Zustandes kennen; es entspricht also dem span. (port.) persönlichen Passiv[2] *es* (*é*) *batido* "er wird geschlagen" im Franz. die indefinite Konstruktion *on le bat*, im Rätorom. und

---

[1] LI (1931), 385ff. Vgl zum Folgenden die von Benzing S. 391—393 angeführte Literatur (Nr. 119—167).

[2] Das Rumänische, das *esse* (*fi*) nur in ganz geringem Maſse als Hilfsverbum verwendet, hat sich eine besondere Art des Reflexiv-Passivums geschaffen: *mă bat, te bați* "ferior, feriris". Es bedarf übrigens wohl kaum der Erwähnung, daſs das westroman. Passiv perfektiver Verba sich nur im Präs. und Imperf. von dem der andern roman. Sprachen scheidet;

— in geringerem Maſse — im Italienischen die Verbindung mit *venire*, während frz. *il est battu*, it. *è battuto* "er ist geschlagen" die Bedeutung der im Westroman. erst spät sich einbürgernden Bildung *estar* + Part. Perf. hat; vgl. ferner die Bevorzugung persönlich-aktiver Konstruktion in Ausdrücken wie sp. *nacen poetas* mit it. *si nacse poeti*, frz. *on naît poète*;[1] 4. eine die Deklination betreffende Erscheinung, nämlich die Unterscheidung eines persönlichen und eines unpersönlichen Genus in Verbindung mit einem weitgehenden Verzicht auf die Differenzierung von Dativ und Akkusativ, die sich vor allem in der Konstruktion des persönlichen Objektes mit *á* (port. *a*, rum. *pe*) ausdrückt und ferner darin, daſs die vulgärlat. Formen **illui* (frz. it. prov. *lui*), **illei* (altfrz. *li*, it. *lei*, prov. *liei*), *cui* (altfrz. it. prov. *cui*, rätorom. *kui*) im Span. und Port. verloren gingen, und daſs dem frz. (prov., rätorom., it.) Kasusunterschied *lui* — *le* (*li* —*l*(*o*), *l'i* — *l*, *gli* — *lo*) im Span. und in der port. — namentlich der brasilianischen — Umgangssprache der Genusunterschied *le* — *lo*, *lhe* — *o* entspricht.

Werfen wir nun einen Blick über das romanische Gebiet hinaus, so erscheint es höchst bemerkenswert, daſs die Sprachen der Pyrenäenhalbinsel in fast allen angeführten Einzelheiten mit dem Englischen übereinstimmen — im Gegensatz zum Deutschen, das sich in dieser Hinsicht den übrigen roman. Sprachen zugesellt.[2] Im Mittelenglischen wird ganz in derselben Weise, wie Benzing es für das Westroman. beschrieben hat, das Hilfsverbum *ben* bei allen Intransitivis durch *haven* ersetzt.[3] Das einfache altererbte Präteritum des Typus *I did*, *I gave*, *I said* ist im Engl. noch eine durchaus lebendige Form, während es aus der deutschen Umgangssprache fast gänzlich verschwunden ist. Ferner stimmt zum Westroman. der sich im Mittelengl. durchsetzende ausschlieſsliche Gebrauch von *to be* beim

---

die Form *fuí*, *fui*, *fus* usw. hat natürlich auf dem ganzen Gebiete der Romania, soweit sie in der Volkssprache erhalten ist, ingressiv-aktionale Funktion.

[1] Das indefinite span. *hombre*, das im 16. Jh. ausstirbt (siehe C. B. Brown, Language VII (1931), 265ff.), hat nie wie das frz. *on* seine ursprüngliche konkrete Bedeutung verloren; das gleiche gilt für das port. *homem* — in der Umgangssprache meist: *un homem*. Über den Zusammenhang der indefiniten mit der passiven Konstruktion — sowie zu den folgenden Bemerkungen über das Passivum — vgl. meinen Aufsatz "On the Origin of the Categories of Voice and Aspect", Language VII, 229ff.

[2] Das Skandinavische nimmt — ebenso wie Provençal und Sizilianisch unter den roman. Sprachen — eine Mittelstellung ein, und zwar stimmt das Schwedische in Punkt 1, 2 und 4, das Dänische in Punkt 2 und 4 mit dem Englischen überein. Da bereits im Altnordischen ein besonderes Reflexiv-Passivum vorhanden ist, wozu später die Umschreibung mit *bliva* (*blive*) tritt, so findet *sein* (*vara*) im Neuschwed. kaum noch als Hilfsverbum Verwendung, während es im Dänischen genau wie im Deutschen hauptsächlich zur Bildung des Perf. intrans.-perfektiver Verba gebraucht wird.

[3] Vgl. z. B. E. Einenkel, Gesch. d. engl. Spr. II, Straßburg 1916, 28ff.

Passivum[1] sowie die bekannte Tatsache, daſs im Neuengl. persönliche Passiva wie *that is not done* viel häufiger sind als indefinite Konstruktionen wie das deutsche *man tut das nicht*; vgl. auſserdem die Übereinstimmung zwischen span. *cantan en la casa vecina* und engl. *they are singing next door* gegenüber *es wird nebenan gesungen*, frz. *on chante*, rätorom. *vein kuntaus*, it. *si canta*. Diese Fortsetzung bzw. Nachahmung des lateinischen Gebrauches der 3. Pers. Plur. im Span. und Engl. ist höchst charakteristisch. Was endlich Punkt 4 angeht, so beschränkt sich die Bezeichnung des persönlichen Objekts durch die dem span. *á* entsprechende Präposition *to* auf eine kleine Anzahl von Fällen; sie findet sich z. B. bei Verben, die im Altengl. den doppelten Akkusativ regierten: vgl. *he has taught that song to our Dick*.[2] Doch die Aufgabe des Kasusunterschieds zugunsten der Genusunterscheidung in den Pronomialformen *him, her, whom — it, what* (vgl. dänisch *ham, hende, hvem — det, hvad*) entspricht wieder in vollem Umfange dem Westromanischen.

Die ausschlieſsliche Verwendung von *have, haber* usw. im Perfektum kann ebenso wie die Unterscheidung des persönlichen Genus[3] und die Abneigung gegen die indefinite Konstruktion als auffallende Bevorzugung der persönlichen Willenshandlung gegenüber dem Ausdruck des passiven Verharrens in einem Zustand oder des unbeteiligten Erleidens einer Handlung gedeutet werden. Man könnte also leicht dazu verleitet werden, einen Vergleich zwischen dem spanischen und englischen Nationalcharakter zu ziehen und den Grund der besprochenen syntaktischen Erscheinungen in dem "Aktivismus" der Spanier und Engländer zu suchen.[4] Jedoch sind solche verallgemeinernde psychologische Schlüsse fast immer ganz oberflächlicher Natur.[5] Es handelt sich ja in diesem Falle zunächst gar nicht um eine Neuerung

---

[1] Abgesehen von der gelegentlichen Verwendung von *to get* in der Umgangssprache, welche sich mit dem seltenen Gebrauch von *venir* im Span. und Port. vergleichen läſst. Über die Vorherrschaft von *to be* im Mittelengl. vgl. Louise G. Frary, Studies in the Syntax of the Old English Passive, Language Dissertation Nr. V, Baltimore 1929.

[2] Vgl. O. Jespersen, A Modern English Grammar II, Heidelberg 1914, 297f. Im übrigen drückt die Verbindung mit *to* das aus, was in der älteren Sprache einem nachgestellten Dativ entspräche.

[3] Vgl. Meyer-Lübke, Gr. d. rom. Spr. III, 371: „das Spanische scheidet die psychologischen Kategorien des Belebten und Unbelebten auch grammatikalisch in der Art, daſs die der ersten angehörigen Begriffe als bei einem Tun interessiert, die letzteren als betroffen betrachtet werden." Mit andern Worten: es handelt sich hier um eine Bewahrung des alten Neutrums mit neuen Mitteln. Natürlich mögen auch andere Einflüsse hierbei mitgespielt haben; siehe Kalepky, Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 358ff., L, 219ff. Vgl. jetzt auch meine Ausführungen Language VIII, 263ff.

[4] Dies ist Hatzfelds Ansicht in bezug auf Spanien und Portugal; vgl. Benzing S. 457. Doch müſste man dann den Deutschen im Gegensatz zu den Rumänen, den Dänen im Gegensatz zu den Schweden den Aktivismus absprechen.

[5] Vgl. die treffenden Bemerkungen Jespersens (Philosophy of Grammar, London 1924, 187) und Behaghels (Deutsche Syntax II, S. V).

des Iberoromanischen und Englischen, sondern um eine gemeinsame Entwicklung des Deutschen und der angrenzenden romanischen Sprachen.[1] Nur im Westroman. und Engl., wo das einfache Perfektum erhalten blieb, hielt sich auch die präsentische Bedeutung der Verbindungen mit *soy* bzw. *I am*, während in der übrigen Romania und im Deutschen *sein*, *être* usw. zu Hilfsverben der Vergangenheit intransitiv-perfektiver Verba wurden.

Es ist klar, daß ein temporaler Unterschied zwischen *il est parti* „er ist fort" und *il est porté* „er ist ein Getragener" erst gefühlt wurde, als die Form *il partit* in der Volkssprache durch *il est parti* ersetzt zu werden begann. Ebenso wurden im Deutschen Ausdrücke wie *das Haus ist gebaut* (= „es steht fertig da") und *er ist gekommen* (= „er ist hier") ursprünglich als durchaus gleichwertige Bezeichnungen des Zustandes empfunden. Ein Jahrtausend lateinischen Grammatikunterrichts hat es dahin gebracht, daß die Gebildeten Europas die Struktur ihrer eigenen Sprachen nicht verstehen. Es ist zwar in jeder historischen Syntax zu lesen, daſs im Romanischen *esse* den Zustand und *habere* die Handlung ausdrückt,[2] und daſs die mit *esse* konstruierten Verba sich in solche scheiden, die wie das durative *il est aimé, il est assis* überall Präsentia darstellen, und solche, die ihrer perfektiven Aktionsart wegen eine dem bezeichneten Zustand vorausgehende Handlung einschließen können: *il est venu, il est mort, il est tué.* Nichtsdestoweniger lehren alle Schulgrammatiken daſs das frz. und it. Präsens Passivi mit *je suis* bzw. *sono* gebildet wird, und Ausdrücke wie *l'ennemi est vaincu*, für die überhaupt keine geeignete Bezeichnung beigebracht wird, werden mühsam und unzulänglich erklärt.

Der vorstehend angedeutete Entwicklungsgang läßt sich folgendermaſsen systematisch zusammenfassen[3]:

Latein	Urgermanisch
esse + Part. Perf. = vollendete (perfektische oder aoristische) Handlung der Vergangenheit: *victus, amatus, mortuus, profectus, gavisus sum*, also sowohl mit passiver als auch gelegentlich mit aktiver Bedeutung, ohne Unterschied der Aktionsart.	**wesan* + Part. Prät. transitiver und intrans.-perfektiver Verba drückt ganz wie im Latein das gegenwärtige Ergebnis einer vergangenen Handlung oder das aorist. Präteritum aus: vgl. got. *gameliþ ist, gaqumanai wesun*[4]. Von intrans.-durativen Verben gibt es keine Partizipia Perf.[5].

---

[1] Und zwar ist hier die Annahme deutschen Einflusses auf die roman. Nachbarsprachen durchaus berechtigt. Denn kurze Zeit nach dem Verschwinden des einfachen Prät. aus dem Oberdeutschen beginnt auch das alte roman. Perf. in den angrenzenden ostfrz. und rätorom. Mundarten auszusterben; vgl. Meyer-Lübke a. a. O. 127.

[2] Vgl. altfrz. *il est alez* „er ist fort" gegenüber *il a tant alé*.

[3] Vgl. dazu meine „Studien zu einer historischen Tempustheorie des Indogermanischen", Zs. f. vgl. Sprachforsch. LX (1933), 202ff. und die dort angeführte Literatur.

Vulgärlatein	Gotisch, Althochdeutsch, Altengl.
Zusammenbruch des lat. Tempussystems. Das Perf. Pass. wird zu einem präsentischen Zustandsausdruck: *ductus est* „er ist ein Geführter", *mortuus est* „er ist tot", später auch **venutus est*. Das *t*-Partizipium verliert also seine temporale Kraft und wird wieder zu einem reinen Verbaladjektivum wie im Indogermanischen.	Systematische Ausbildung eines aktionalen Passivs mit *wairþan* (*werdan, weorðan*) mit zunächst futurischer Bedeutung,[1] das später im Deutschen den Vorrang gewinnt.[2] Im Ahd. und Altengl. erscheint die Verbindung *ist* (*is*) + Part. Prät. transitiv-durativer Verba[3] mit präsentischer Bedeutung: vgl. Tatian 85. 2 *von them tiuuale giweigit ist*[4].

Auf dem Gesamtgebiete der Romania vom 6. Jh. an und gemeingermanisch vom 9. Jh. an gewinnt der Typus *ego habeo id factum* bzw. *ich habe es getan* allgemeine Verbreitung und verdrängt im Oberdeutschen und den angrenzenden roman. Sprachen das alte

[4] Das Präteritum *was* + Part. Perf. kann zum Vergleich mit den antiken oder modernen Sprachen nur mit Vorsicht herangezogen werden, da der altgermanische Stil es oft vorzieht, das Ergebnis einer Handlung anzugeben ,wo die antike oder moderne Ausdrucksweise die Handlung selbst schildern würde, wie Klaeber des öfteren nachgewiesen hat; vgl. Engl. Studien LVII, 187ff. sowie die Einleitung seiner Beowulfausgabe LIXff., siehe ferner Frary a. a. O. 13—16, 58ff. Trotz Curme, Journal of Engl. and Germanic Phil. XXIX, 272 ist dies vor allem ein charakteristisches Stilmerkmal des Beowulf. Vgl. auch Klaeber, Anglia Beibl. XLII (Nov. 1931), 348—52; Jespersen, Mod. Engl. Gr. IV, 8. 1 (2).

[5] Vgl. Streitberg, Got. Elementarb. § 324.

[1] Dies ergibt sich schon daraus, daſs in der indogerm. Ursprache das Präs. perfektiver Verba futurische Bedeutung hatte, wie es noch heute im Slavischen der Fall ist. Beispiele für Got. und Ahd. bei Behaghel, Deutsche Synt. II, 200, für das Altengl. bei L. Frary a. a. O. 26.

[2] Behaghel (a. a. O. 199) sowie die meisten nhd. Grammatiken erkennen die Verbindung *wesan* (*sein*) + Part. Perf. transitiv-perfektiver Verba („das Geschütz ist geladen") nicht als Passivum an, während andrerseits Curme (Grammar of the Germ. Lang. § 194. 4) lediglich zwischen einem "statal passive" mit *sein* und einem "actional passive" mit *werden* unterscheidet. Dies ist natürlich eine rein terminologische Frage, die sich nur durch allgemeine Übereinkunft lösen läßt. Ziegelschmied (Zur Entwicklung der Perfektumschr. im Deutschen, Lang. Diss. Nr. VI, 1929) kämpft also gegen Windmühlen, wenn er zu beweisen sucht, daſs *sein* + Part. Perf. als Passiv bezeichnet werden müsse; vgl. dazu Twaddell, Germanic Review VII, 81ff. Im folgenden wird der Ausdruck „aktional" in Curmeschem Sinne gebraucht.

[3] Nur im Altnordischen kann diese Konstruktion auch bei perfektiven Verben mit präsentischer Bedeutung verwendet werden. Doch ist das Reflexiv-Passivum das Gewöhnlichere. Vgl. A. Heusler, Altisländ. Elemenarb. § 434.

[4] Vgl. die von Ziegelschmied (a. a. O. 16f.) zitierten Beispiele, die alle als durativ oder iterativ aufgefaßt werden können. Noch heute werden viele Partizipia Perf. durativer Verba in Verbindung mit *ist* präsentisch gebraucht, siehe Paul, Deutsche Gr. IV, 79.

einfache Perfektum, so daſs sich vom 16. Jh. an folgende zwei Hauptgruppen unterscheiden lassen:

Westrom., (Rumän.)[1] und Engl.

Die Verbindung *soy* bzw. *I am* + Part. Perf. bewahrt die rein präsentische Bedeutung, die sie im Vulgärlat. und in dem stark durch das Skandinavische beeinflußten späten Altengl.[2] hatte, und dient dann ausschließlich zur Bildung des Präs. Pass. ohne Berücksichtigung der Aktionsart, nachdem der Parallelismus[4] von *es venido, he is come* (= gegenwärtiger Zustand) und *ha v.* (rum. *am venit*), *he has c.* (= Handlung der Vergangenheit) zugunsten der letzteren Form aufgegeben ist. Von nun an entspricht also die Verteilung der Hilfsverba der Scheidung der Genera Verbi.

Deutsch, Franz., Rätorom., Ital.

sein, être usw. werden zu Hilfsverben der Vergangenheit perfektiver Verba: *il est sorti, er ist gegangen, il est assassiné, er ist ermordet.* Später werden beim passivischen Ausdruck die Doppelzusammensetzungen[3] *il a été assassiné, er ist ermordet worden, ich bin begraben gewesen* (Konrad, Troj. 16937) mit präteritaler oder perfektischer Bedeutung vorherrschend werden, während die entsprechenden aktivischen Formen *il a été parti, ich bin eingeschlafen gewesen*, die dem Westrom. und Engl. bezeichnenderweise fehlen, in der Volkssprache das Plusquamp. ausdrücken.

H. V. VELTEN.

---

6. Der Ausdruck von Ortsbestimmungen als Antwort auf die Frage „wo" und „wohin" im Romanischen.

In den romanischen Sprachen werden die Antworten auf die Frage „wo?" und „wohin?", manchmal auch „woher?" auf ein und dieselbe Weise ausgedrückt, vgl. bei den Präpositionen: fr. *il va au théâtre* und *il est au théâtre*; oder *mettre le livre sur la table* und *le livre est sur la table.*

Ähnlich vgl. bei den Adverbien: fr. *où*, it. *ove*; bei diesen sieht man gegenüber dem Lateinischen auch die Verschmelzung mit der Ortsbestimmung auf die Frage „woher?", vgl. it. *dove*, rum. *unde*, sp. *donde.*

---

[1] Das Rumänische hat wahrscheinlich die Verbindung *esse* + Part. Perf. intransitiver Verba gar nicht besessen; siehe Meyer-Lübke a. a. O. 314. Darin würde es also wie in manchen andern Punkten mit dem Neugriechischen übereinstimmen.

[2] Vgl. darüber — sowie über eventuelle spätere romanische Einflüsse — L. Frary a. a. O. 71f. und Einenkel a. a. O. Vorrede.

[3] Vgl. Foulet, Le développement des formes surcomposées, Romania LI (1925), 202ff. und Behaghel a. a. O. 200, 202, 272.

[4] C. Oudin, Grammaire Espagnolle, Paris 1612, beschreibt diesen Parallelismus sehr gut; siehe die von Benzing S. 419 zitierte Stelle.

Diese Erscheinung wird auf verschiedene Weise erklärt.

Wir erklären sie einfach dadurch, daſs uns schon das Verbum zeigt, ob es sich um eine Bestimmung auf die Frage „wo" oder auf die Frage „wohin" handelt, und daſs es also nicht nötig ist, diese Beziehung noch z. B. durch die Präposition oder durch das Adverb auszudrücken.

So zeigt in dem Satze *il va au théâtre* das Verbum *il va*, welches eine Bewegung ausdrückt, daſs es sich um die Beziehung „wohin?" handelt; während in dem Satze *il est au théâtre* das Verbum *il est*, welches die Ruhe bezeichnet, zeigt, daſs es sich um die Bestimmung auf die Frage „wo?" handelt.

Wenn zwischen dem Verhältnis „wohin" und „wo" nicht mehr formal unterschieden wird, so hat dazu im Romanischen der Umstand beigetragen, daſs schon im Lateinischen fast bei allen Deklinationen im Singular durch die lautgesetzliche Entwicklung die Formen des Akkusativs und des Ablativs zusammengefallen sind, d. h. statt *in terram* und *in terra* ist *in terra*, statt *in partem* und *in parte* ist *in parte* eingetreten, und das wurde dann auch in den Plural übertragen, wo es dann anstatt *in partes* und *in partibus* durchwegs *in partes* heiſst. Vgl. lat. *in Italiam* — *in Italia* mit dem it. *in Italia*, fr. *en Italie*.

Wir betonen, daſs diese formale Verschmelzung verschiedener Casus zum einheitlichen Ausdruck der Bestimmungen auf die Frage „wohin?" und „wo?" nur beigetragen hat, aber keineswegs dessen eigentliche Ursache gewesen ist; denn, wenn die formale Unterscheidung beider Beziehungen notwendig wäre, hätte die Sprache andere Wege zum Ausdrucke dieser Beziehungen gefunden. Es ist ja auch bei den Adverbien, wo ein solcher formaler Zusammenfall überhaupt nicht eingetreten ist, die Unterscheidung des Verhältnisses „wo?" und „wohin?" vollkommen verschwunden, vgl. *ubi*[1] statt *quo*, *ibi* statt *eo*, *hic* statt *huc*, *domi* statt *domum*.

Weiter hat dazu beigetragen, daſs man im Lateinischen alle Präpositionen mit dem Akkusativ zu verbinden angefangen hat. So findet man bereits in den pompeianischen Inschriften, daſs die Präpositionen *ab*, *cum*, *sine* u. ä. mit dem Akkusativ verbunden werden, d. h. daſs also der Akkusativ der ausschlieſsliche casus praepositionalis wurde.

Diese Erscheinung kann man sich folgendermaſsen erklären: Einzelne Beziehungen wurden ursprünglich durch bloſse Casus ausgedrückt; später aber pflegten zum genaueren und bestimmteren Ausdruck dieser Beziehungen zu den einzelnen Casus noch Präpositionen beigefügt zu werden. Noch später übernimmt die Präposition den Ausdruck der Beziehung ganz allein, der Unterschied der Casus nach der Präposition ist also überflüssig, und so entsteht ein casus praepositionalis. So werden im Lateinischen, wo die meisten Prä-

---

[1] So schon bei Apuleius: Ubi ducis asinum istum?

positionen mit dem Akkusativ verbunden wurden, später alle Präpositionen mit diesem Casus verbunden, d. h. nicht nur *ad*, *contra*, *versus*, *per*, sondern auch *cum*, *de*, *ab*, *sine* usw. — Ähnlich besteht in den deutschen Mundarten die Neigung, alle Präpositionen mit dem Akkusativ zu verbinden. Im Lateinischen wurde diese Entwicklung dadurch erleichtert, daſs die Präpositionen nur mit zwei Casus, mit dem Ablativ und meist mit dem Akkusativ, verbunden wurden.

Die Verschiedenheit der Casus nach den Präpositionen war insofern von Bedeutung, als auf diese Weise durch deren Verbindung mit derselben Präposition verschiedene Beziehungen ausgedrückt wurden, wie z. B. nach der Präposition *in*. Aber auch hier trat der Zusammenfall der Casus ein, da, wie wir gezeigt haben, das Verhältnis „wo?“ und „wohin?“ genügend durch das Verbum ausgedrückt wurde.

Von den Angaben der Richtung steht die Antwort auf die Frage „wohin?“ dem Ausdrucke der Ruhe („wo?“) viel näher als die Antwort auf die Frage „woher?“ — Die Bewegung zu einem Ziele geht ja schlieſslich in Ruhe über. Daher findet man viele Präpositionen, die zugleich Verhältnis „wohin“ und „wo“ ausdrücken, vgl. deutsch *vor*, *hinter*, *über*, *unter*, *zwischen*, *auf*, *an*, *in den Tisch* oder *dem Tisch*, wogegen die Präpositionen *aus*, *von*, ebenso lat. *de*, *ex*, *ab* nur auf die Frage „woher“ stehen. Aber auch das Verhältnis „woher“ fällt manchmal mit dem Verhältnis „wo“ zusammen, vgl. lat. *unde*, z. B. Unde victoria est?, oder span. *donde*.

Anmerkung. Manchmal werden aber auch in den romanischen Sprachen die Antworten auf die Frage „wo“ und „wohin“ unterschieden. So im Spanischen z. B. bei den Städte- und Ländernamen, vgl. *á Roma* : *en Roma*; *á Inglaterra* : *en Inglaterra*, oder in Verbindungen wie: *ir al teatro* : *mis padres están en el teatro*; *salir á la calle* : *Pedro vive en nuestra calle*.

Die eben besprochene Erscheinung ist nicht bloſs auf die romanischen Sprachen beschränkt. Wir finden sie, obgleich in geringerem Maſse, auch in anderen indogermanischen Sprachen.

So antworten im Sanskrit auf die Fragen „wo?“ und „wohin?“ Ortsadverbia wie *kva* = wo? wohin?, *tatra* = dort, dorthin, *jatra* (rel.) = wo, wohin. Bei den Substantiven werden aber im Sanskrit die Verhältnisse *wo* und *wohin* durch verschiedene Casus unterschieden. Im Griechischen bedeutete *ἔνδον* = „hinein“ und dann auch „darin“; es wurde mit den Zeitwörtern der Bewegung und der Ruhe gebraucht. Dasselbe gilt von dem lat. *intro*. — Richtung („woher?“) und Ruhe („wo?“) fällt zusammen im griech. *πόθεν*. Ähnlich heiſst lat. *unde* nicht nur „woher“, sondern, wie schon gesagt, auch „wo“.

Das čech. *tam* entspricht nicht nur dem lat. *eo*, sondern auch dem lat. *ibi*. Das Fragewort "kde?“ bedeutet im Tschechischen „wo?“, in den mährischen Dialekten aber nicht nur „wo?“, sondern auch „wohin?“, z. B.: *kde si*? — wo bist du?, *kde ideš*? — wohin gehst du?

Ähnlichen Erscheinungen begegnet man aber auch außerhalb des Gebietes der indogermanischen Sprachen. So in der Suahelisprache: „Der Lokativ antwortet wie die Präposition *katika* sowohl auf die Frage ‚wo?‘ als auch auf die Fragen ‚wohin?‘ und ‚woher?‘ Die jedesmalige Bedeutung läßt sich nur aus dem Zusammenhange und dem Sinne des Zeitwortes erschließen; wir können daher eine ganze Reihe unserer Präpositionen zur Wiedergabe desselben verwenden, wie: *in, zu, auf, aus, bei, vor* usw. — In dieser Sprache ist der Ausdruck der Ortsverhältnisse durch das bloße Verbum sehr leicht, denn „statt unserer Zeitwörter mit adverbialen Vorsilben gebrauchen die Bantu (wie übrigens auch die Sudanneger) besondere Verben, z. B. im Suaheli: *enda* = gehen, *ingia* = hineingehen, *panda* = hinaufgehen, *toka* = hinausgehen, *shuka* = hinuntergehen, *pita* = vorübergehen“ (Seidel, Suaheli § 94).

Die Ortsbestimmungen auf die Frage „wo?“, „wohin?“ und „woher?“ werden auf gleiche Weise auch in der Kaffernsprache, im Koptischen und im Chinesischen bezeichnet. Auch hier „ist der Ausdruck der Ortsverhältnisse schon im Verbum selbst enthalten“ (Misteli, Charakteristik der haupts. Typen des Sprachbaues, S. 326).

Im Gegensatze zu den bisher erwähnten Fällen sieht man das umgekehrte Verhältnis im Magyarischen. „*Ülni* bedeutet ‚sitzen‘ und *állni* ‚stehen‘, wenn sie auf die Frage ‚wo?‘ antworten; z. B.: *Hol ülsz, állsz?* — Wo sitzest du, stehst du? Antworten diese Wörter auf die Frage ‚wohin?‘, so bedeuten sie ‚sich setzen‘, ‚sich stellen‘, z. B.: *Hová ülsz, állsz?* — Wohin setzest, stellst du dich? *Az asztal mellettülöh* — Ich sitze neben (wo?) dem Tische. *Az asztal mellé ülöh* — Ich setze mich neben den Tisch.“ (Görg, Ungar. Sprache 34.) Im Magyarischen erkennt man also aus der Präposition, mit der das Verbum verbunden ist, ob es Ruhe oder Bewegung ausdrückt, d. h. durch die Präposition verändert sich die Bedeutung des Verbums.

† Karl Rocher.

---

7. Der Plural auf *-a* bei italienischen Substantiven.

Die lateinischen Neutra hatten im Plural die Endung *-a*. Nach dem Untergange des Neutrums nahmen aber diese Substantiva im Plural die Endung *-i* von den männlichen *o*-Stämmen an. Die alte Endung *-a* hat sich im Plural in folgenden Fällen erhalten:

Die Formen auf -a haben vor allem die Substantiva, die Körperteile bezeichnen. Das ist daraus zu erklären, daß diese Substantiva in der Rede häufig vorkommen, fest im Bewußtsein haften und sich daher erhalten. Es sind dies: *il braccio* „der Arm“ (l. brachium), pl. *le braccia*; *il labbro* „die Lippe“ (l. labrum), pl. *le labbra*; *il ciglio* „die (Augen-)Wimper“ (l. cilium), pl. *le ciglia*; *il ginocchio* „das Knie“ (l. *genuc(u)lum), pl. *le ginocchia*; *il corno* „das Horn“ (l. cornu), pl. *le corna*; *il membro* „das Glied“ (l. membrum), pl. *le membra*.

Aber auch bei den angeführten Wörtern drang der Plural auf *-i* durch, wenn sie in übertragener Bedeutung gebraucht werden. So bedeutet: *il braccio* „der Arm", *le braccia* „die Arme (des menschlischen Körpers"), *i bracci* „die Arme (z. B. des Kreuzes)"; *il labbro* „die Lippe", *le labbra* „die Lippen", *i labbri* (in übertragener Bedeutung) *d'un vaso*; *il corno* „das Horn", *le corna* „die Hörner der Tiere", *i corni* „die Hörner in der Musik"; *il membro* „das Glied", *le membra* „die Glieder des menschlichen Körpers", *i membri* „die Mitglieder (eines Vereins)".

Bei einigen von diesen Substantiven drang der Plural auf *-i* vollständig durch, und die alte Form ist nur in erstarrten Wendungen erhalten; so: *il gómito* „der Ellenbogen" (l. cubitum), pl. *le gomita* in der Redewendung: lavoro fatto con le gomita = fatto male, sonst *i gomiti*; *il calcagno* „die Ferse" (l. calcaneum neben calx, calcem), pl. *le calcagna* in den Redewendungen: mostrare le calcagna wörtl. „die Fersen zeigen", d. h. „eiligst davonlaufen"; aver uno alle calcagna „jemand auf den Fersen haben"; sedersi sulle calcagna „hocken"; sonst *i calcagni*.

Aus den soeben dargelegten Erscheinungen läſst sich auch die Form *orecchio* (pl. *gli orecchi*) erklären. Für lat. auricula erwartet man *orecchia*, was auch, freilich selten, vorkommt; der Plural dazu heiſst *orecchie*. Die Form *orecchio* kann nun einerseits durch die Einwirkung des Substantivs *occhio* entstanden sein, andererseits dadurch, daſs in der Gruppe der oben angeführten Wörter *orecchia* als Plural empfunden wurde und nach einem Muster wie pl. *ginocchia* sg. *ginocchio* die Singularform *orecchio* erhielt. Daſs *orecchia* als Plural empfunden wurde, dafür zeugt die Verbindung mit dem Artikel: *le orecchia*. Die Ursache dieser Veränderung war also der Einfluſs der ihrer Bedeutung nach verwandten Wörter. Begrifflicher Zusammenhang erklärt es auch, daſs nach anderen Bezeichnungen von Körperteilen zum Singular *il dito* (dem Ursprung nach ein Maskulin, lat. digitus) neben *i diti* eine Pluralform *le dita* gebildet wurde.

Zu den eben erwähnten Erscheinungen finden sich sehr lehrreiche Parallelen im Tschechischen. In alter Zeit war der Dual im Tschechischen noch lebendig, im Neutschechischen aber geriet er und seine Formen in Vergessenheit. Die Dualformen erhielten sich jedoch bei Bezeichnungen von paarweise vorhandenen Körperteilen, wie z. B. das Auge, das Ohr, der Arm, die Hand, der Fuſs, das Knie. Wenn sich gerade diese Formen hielten, so liegt die Ursache wieder darin, daſs eben diese Wörter in der Rede häufig gebraucht werden. — Der häufige Gebrauch verursachte also in diesem Fall im Italienischen die Erhaltung der alten Neutralformen, im Tschechischen die der Dualformen.

Man findet auch noch eine andere Parallele. Wenn nämlich diese Substantiva nicht Körperteile bezeichnen, sondern in übertragener Bedeutung gebraucht werden, haben sie die ihnen zukommenden Pluralformen. So steht neben *oko* „das Auge", *oči* „die Augen"

die Pluralform *oka*, die „Fettaugen", „Vogelschlingen" bedeutet. Ähnlich steht neben *ucho* „das Ohr", *uši* „die Ohren" der Plural *ucha*, der „die Henkel (des Topfes)" bedeutet. Neben *ruka* „die Hand" *ruce* „die Hände" steht der Plural *ruky* mit der Bedeutung „Wegweiser". Vergleiche mit diesen tschechischen Erscheinungen das italienische *i bracci, i labbri*.

Dasselbe findet man auch im Hebräischen. „Wörter, die paarweise vorhandene Körperteile bezeichnen, haben daneben oft eine übertragene Bedeutung. Die natürliche Bedeutung erscheint im Dual, die letztere im Plural (zumeist auf *-ōþ*), z. B. *jāđ* „Hand", „Seite": Du. *jāđajim* „Hände", Pl. *jāđōþ* „Seiten", „Seitenlehnen", „Bruchteile"; *kaf* „Hand", „Pfanne": Du. *kappajim* „Hände", Pl. *kappōþ* „Handgriffe", „Pfannen"; *cajin* „Auge", „Quelle": Du. *cēnajim* „Augen", Pl. *cđjānōþ* „Quellen"; *rezel* „Fuſs": Du. *razlajim* „Füſse", Pl. *rəzālīm* „Male"; *qeren* „Horn": Du. *qarnajim* „Hörner", Pl. *qorānōþ* „Hörner an den Ecken des Altars."

(H. Bauer-P. Leander, Historische Grammatik der hebräischen Sprache des Alten Testaments, I. Band, S. 516r.)

Ferner zeigt sich im Tschechischen wie im Italienischen (*orecchio, le dita*), daſs Wörter, die Körperteile bezeichnen, aufeinanderwirken, da sie der Bedeutung nach assoziiert sind. So ist für das alte *lýtka* „die Wade", fem., später die Form *lýtko* (neutr.) eingetreten, analog nach den Neutren *koleno* (Knie), *stehno* (Schenkel).

Ähnlich nimmt *koleno* (Knie) die Deklination von *rameno* (Arm) an.

Man kann sagen, daſs von den Organen des menschlichen Körpers im Bewuſstsein am engsten Augen und Ohren und dann Hände und Füſse assoziiert sind.

So haben wir gezeigt, wie im Italienischen die Form *occhio* auf die Form *orecchio* eingewirkt hat; umgekehrt wurde im Altkirchenslawischen die Deklination des Substantivs *ucho* „Ohr" auf das Substantiv *oko* „Auge" übertragen, d. h. nach dem Nom. *ucho*, Gen. *ušese* ist die Deklination Nom. *oko*, Gen. *očese* usw. entstanden.

Ähnlich sieht man im Griechischen den Einfluſs von Formen des Zeitwortes „sehen" auf die Formen des Zeitwortes „hören", vgl. Wackernagel, Vorles. über die Syntax I, 134: „. . . wenn wir *ἀκούσομαι* ‚ich werde hören' neben *ἀκούω* haben, so ist hierfür vielleicht *ὄψομαι* ‚ich werde sehen' Vorbild gewesen."

Die alte Neutralform auf *-a* erhielt sich zweitens bei den Substantiven, die kollektive Bedeutung haben. Wenn diese Substantiva aber distributive Bedeutung haben, ist auch bei ihnen die Maskulinform auf *-i* durchgedrungen. So: *il legno* „das Holz", „die Droschke" (l. lignum), pl. *le legna* „Brennholz", *i legni* „Holzarten", „Droschken"; *il filo* „der Faden" (l. filum), pl. *le fila* ollektiv, z. B. le fila d'una tela „die Fäden einer Leinwand", d'una congiura „einer Verschwörung", *i fili* „einzelne Fäden", due fili d'erba „zwei Grashalme"; *l'uovo* „das Ei" (l. ovum), pl. *le uova*;

il lenzuolo „das Bettuch" (l. linteolum), pl. *le lenzuola*, mettere le lenzuola bianche neben *due lenzuoli*; *il suolo* „der Boden", „die Sohle" (l. solum), pl. *le suola* „die Schuhsohlen", *i suoli* „Grundstücke"; *il fondamento* „die Grundlage" (l. fundamentum), pl. *le fondamenta*, gewöhnlich *i fondamenti*.

Manche von diesen Substantiven sind vollends unter dem Einfluſs der Endung feminin und singularisch geworden, vgl. *la foglia*, *la sabbia*, *la vela*, *la pera*.

Bei einigen Substantiven trug zur Erhaltung der Form nicht nur ihre kollektive Bedeutung bei, sondern auch die Verwandtschaft mit der Kategorie der Wörter, die Teile des menschlichen Körpers bedeuten: *osso* „der Knochen" (l, os, auch ossum), pl. *le ossa* kollektiv, z. B. esser d'ossa dure „harte Knochen haben", *gli ossi* „einzelne Knochen", gli ossi delle braccia; *il cervello* „das Gehirn" (l. cerebellum), pl. *le cervella*, z. B. farsi saltar le cervella „sich eine Kugel in den Kopf jagen", sonst *i cervelli*: quante teste, tanti cervelli „viele Köpfe, viele Sinne".

Durch die kollektive Bedeutung wird es erklärlich, daſs die Endung *-a* analog auch zu einigen männlichen Substantiven durchgedrungen ist: *il frutto* „die Frucht" (l. fructus), pl. *le frutta* „das Obst", *i frutti* „die Früchte"; *il muro* „die Mauer" (l. murus), pl. *le mura* „Stadt-, Festungsmauern", *i muri* „die Mauern, Wände"; *il sacco* „der Sack" (l. saccus), pl. *le sacca*, z. B. tre sacca di grano (Inhalt) „drei Sack Getreide", *i sacchi* „die Säcke"; *il carro* „der Wagen" (l. carrus), pl. *le carra*, z. B. tre carra di paglia „drei Fuhren Stroh" (Inhalt), *i carri* „die Wagen"; *il grido* „der Schrei", pl. *le grida* „das Geschrei", *i gridi* „die Schreie"; *il riso* „das Lachen" (l. *risus*), pl. *le risa*.

Auch zu dieser letzten Erscheinung gibt es im Tschechischen eine Analogie. Die Substantiva männlichen und weiblichen Geschlechtes nämlich nehmen bei kollektiver Bedeutung im Plural die Endungen des sächlichen Geschlechtes an; z. B. *oblak* m. (die Wolke), pl. *oblaka*; *louka* f. (die Wiese), pl. *luka*; *muka* f. (die Qual), pl. *muka* ebenso wie *horko* n. (die Hitze), pl. *horka*.

† Karl Rocher.

Literaturwissenschaft.

1. Ariane, Maguelonne, Mireille.[1]

La psychologie de ces trois héroïnes d'un amour malheureux: Ariane, Maguelonne, Mireille, fournirait matière à une étude intéressante et qui ne serait pas de nature à plaire aux seuls esthéticiens et psychologues; une confrontation attentive des textes pourrait

---

[1] v. Catulle, LXIV; *Pierre de Provence et la belle Maguelonne* (éd. A. Biedermann, Paris-Halle 1913); F. Mistral, *Mirèio* (éd. Lemerre Paris).

emprunter aux œuvres modernes une lumière particulière pour éclaircir des points obscurs de l'œuvre antique.

Il n'y a pas l'identité du sujet qui puisse nous surprendre dans le destin tragique d'Ariane, de Maguelonne, de Mireille: le thème en est si profondément humain qu'il est éternel. Qu'on ne s'étonne pas, non plus, de trouver des différences considérables dans la psychologie des héroïnes et dans le dénouement des trois œuvres: le désespoir d'Ariane, tout instinct, et qui ne boude du reste pas à la perspective d'un nouvel amour, est conforme à la conception antique de la passion fatale; les plaintes de Maguelonne abandonnée[1] sentent l'artifice et manquent aussi bien de la véhémence que de la délicatesse qui les rendrait pénétrantes et le dénouement, plus heureux que vraisemblable, imprime sur l'œuvre le sceau du moyen âge; il a fallu vingt siècles de christianisme et la sensibilité de Mistral pour changer le désespoir de Mireille[2] — et ce, avec vraisemblance — en une complète abnégation et une exaltation mystique.

Mais il est, dans le passage où Catulle relate le désespoir d'Ariane abandonnée,[3] un texte qui a intrigué les commentateurs au point de leur faire imputer au poète une inconséquence, voire une négligence.

Du rivage de Naxos, Ariane, de loin, au milieu des algues, aperçoit Thésée qui s'enfuit:

Saxea ut effigies bacchantis, prospicit, eheu!
Prospicit et magnis curarum fluctuat undis,
Non flauo retinens subtilem uertice mitram,
Non contecta leui nudatum pectus amictu,
Non tereti strophio lactentis uincta papillas,
Omnia quae toto delapsa e corpore passim
Ipsius ante pedes fluctus salis adludebant.

Ce passage, en apparence clair, a accrédité l'opinion que Catulle a voulu représenter Ariane nue, voire que, hanté d'une réminiscence plastique, il a voulu évoquer cette même vision dans l'esprit du lecteur.[4]

La suite de l'épisode rend cette opinion difficilement acceptable.

Tandis qu'elle regarde la mer, Ariane récapitule, dans son esprit, comment naquit son amour pour Thésée, comment elle préféra celui-ci à sa famille, comment son ingrat époux l'abandonna, combien, enfin, elle fut désolée de cet abandon (v. 68—123). Et Catulle la décrit, inquiète et agitée (v. 124—129):

---

[1] v. *op. cit.*, pp. 61 et sv.
[2] Chants X et XII.
[3] LXIV, 64—69.
[4] v. G. Lafaye, *Catulle et ses modèles* (Paris, 1897), p. 184: „C'est aussi parce que le poète se préoccupe pour elle de l'effet que va produire sur le lecteur la première apparition de cette 'statue': il veut la montrer dans toute la splendeur de sa nudité." — G. Lafaye, *Catulle Poésies* (Paris, 1922), p. 56: „Cette comparaison avec une statue donne à penser que Catulle avait vu en effet une œuvre d'art représentant Ariane ou une bacchante dans l'attitude qu'il décrit."

Saepe illam perhibent ardenti corde furentem
Clarisonas imo fudisse e pectore uoces,
Ac tum praeruptos tristem conscendere montes,
Vnde aciem in pelagi uastos protenderet aestus,
Tum tremuli salis aduersas procurrere in undas
Mollia nudatae tollentem tegmina surae.

De l'avis des commentateurs, le vers 129, *Mollia nudatae tollentem tegmina surae*, contredit les vers 64—65: *Non contecta leui nudatum pectus amictu, / Non tereti strophio lactentis uincta papillas.*[1] Si l'on admet que dans le premier passage Catulle a représenté Ariane nue, il faut reconnaître qu'il y a ici une contradiction ou une inconséquence.

Mais est-il si certain que Catulle ait voulu représenter Ariane nue? Et si le poète, dans sa description, a songé à une statue, ce qui est possible, ne serait-ce pas plutôt à une statue drapée? Cette interprétation nous est suggérée par un passage parallèle dans *La belle Maguelonne* et *Mireille.*

Si nous comparons la toilette dont Mistral habille son héroïne dans sa course à travers la Camargue à celle d'Ariane, nous remarquerons un parallélisme si rigoureux qu'il est peut-être plus qu'une coïncidence fortuite. Dans une attitude semblable, avec moins de détails vestimentaires toutefois, l'auteur de *Pierre de Provence* représente Maguelonne, sans nouvelles précisions sur sa toilette depuis que son amant l'a quittée, mais qu'il ne dit nulle part avoir changé.

Catulle	Pierre de Provence[2]	Mireio[3]
Non contecta leui nudatum pectus amictu,	*... de despoitriner sa gente poitrine ...*	*Pèr s'alóugeri, de sis anco / La chatouno desfai li bout de soun fichu. / ... De soun èso redouno e pleno / A leva l'espingolo;*
Non tereti strophio lactentis uincta papillas,	*... qui estoit plus blanche que la neige.*	*... e soun sen boulegu iéu coume dos oundo bessouneto / ... Sèmblo d'aquèli campaneto / Qu'en ribo de la mar blanquejon dins l'estiéu.*

[1] G. Lafaye *op. cit.*, p. 184: „Mais un instant auparavant Ariane était nue, ... si Catulle ne l'a pas oublié, en tout cas il se dispense d'une transition nécessaire; il a fallu que, dans l'intervalle, Ariane rassemblât ses vêtements épars . . . Après l'Ariane nue et immobile, il évoque devant nous l'Ariane drapée et bondissante.“ — A. Riese, *Die Gedichte des Catullus* (Leipzig 1884), LXIV, 129: „*Tollentem* stimmt nicht ganz zu v. 63—69 . . . v. 63fg. verliert Ariadne ihre Kleider. Diese hat sie v. 129 an, ohne daſs gesagt ist, daſs sie sie wieder angezogen hat, und ohne daſs sich ihre Stimmung so verändert hat, daſs sie an Anziehen der Kleider, wenn sie herabgeglitten waren, hätte denken können.“ — W. Kroll, *C. Valerius Catullus* (Leipzig, 1923), sans relever la contradiction, ne semble voir dans le vers 129 qu'un artifice de style: „Das Aufheben des Gewandes ist ein kokettes für den Epyllienstil passendes Motiv.“

[2] éd. Biedermann p. 53. [3] Cant X.

Nul ne pourrait se tromper sur l'attitude dans laquelle Mistral a représenté Mireille, attitude qu'a immortalisée le sculpteur Mercié par la statue de Mireille aux Saintes Maries de la Mer, et qui doit avoir été celle de Maguelonne et d'Ariane; et le vers *Non tereti strophio lactentis uincta papillas* n'est à comprendre que dans le sens de *despoitrinée*.

Aucun témoignage de l'antiquité ne s'oppose à l'interprétation que suggèrent les passages parallèles cités.

Que Catulle ait songé à une œuvre d'art n'est pas impossible; les mots *saxea ut effigies* peuvent avoir eu pour le poète un sens concret. Ce devait être alors, pour que l'allusion eût un sens pour les lecteurs, une œuvre bien familière aux anciens. Si cette statue — hypothétique — a inspiré Catulle, Ovide, lui aussi, ne pourrait-il y avoir pensé dans l'*Art d'aimer* (I, 527—534)? Ce serait alors, sans aucun doute, une statue drapée; Ovide habille Ariane d'une tunique flottante, sans coiffe, sans fichu, sans *strophium* (v. 529—530):

Vtque erat a somno tunica uelata recincta,
Nuda pedem, croceas irreligata comas;

L'Ariane drapée était un thème cher à la statuaire antique: l'antiquité connaissait et nous à laissé plusieurs représentations d'Ariane abandonnée, offrant toutes — avec quelques détails particuliers — les traits fondamentaux d'un même thème.[1]

C'est probablement l'expression *non tereti strophio.... uincta* qui a fait écarter l'hypothèse d'une statue drapée. Mais si, dans son affolement, Ariane a perdu sa coiffe, son fichu et même son *strophium*, le poète ne dit pas qu'elle a abandonné sa tunique; par l'emploi du mot *strophium*, il a certainement voulu dire qu'elle a gardé sa tunique. Le sens spécial de ce mot n'a pas assez retenu l'attention des commentateurs qui n'y ont vu que le sens général de la *fascia pectoralis* des romaines. Le sens de *strophium* est plus précis: tandisque la *fascia* se portait à même le corps, le *strophium* se portait par-dessus la *tunicula* ou le *χιτώνιον*.[2]

Ariane gardait sans doute à ce vêtement sa destination et sa place contumières: dans ce cas, elle porte, aux vers 63—65, la tunique; celle-ci peut avoir glissé de son épaule et avoir découvert en partie

[1] v. O. Jahn, *Archäologische Beiträge* (Berlin 1847), pp. 283—284: „....übereinstimmend zeigen sie eine weibliche Figur, die Beine und einen Teil des Oberleibs in ein Gewand gehüllt ..."; S. Reinach, *Répertoire de la statuaire grecque et romaine* (Paris 1804—1910).

[2] Dans différents passages, Aristophane représente des personnages mettant ou ôtant leur *strophium* (e. a. *Lysistr.* 930—931; *Thesm.* 135—138; 255 et sv.): tous le portent par-dessus une tunique. — Cette manière de porter le *strophium* est confirmée par Turpilius (dans Nonius Marcellus *De proprietate sermonum* s. v. *strophium*) qui fait dire à une jeune fille qui déplore la perte d'une lettre: *Me miseram! quid agam? inter uias epistola cecidit mihi, infelix! inter tunicam et strophium quam collocaueram.* — v. la statuette reproduite par A. Rich, *Dictionnaire des antiquités romaines et grecques* (Paris 1859), s. v. *strophium*.

la poitrine: en glissant du buste, la tunique est descendue trop bas aux jambes, et, comme elle entrave la marche, Ariane la relève au vers 129, sans qu'elle ait rassemblé, au préalable, ses autres vêtements. Il n'y a donc pas de contradiction entre les deux passages de Catulle; le poète n'a rien omis: ses vêtements, autres que la tunique, Ariane les abandonne et, dans la suite de tout le poème, elle ne portera que cette dernière.

S'il est permis de faire appel au témoignage de modernes pour interpréter les anciens, disons que Catulle n'a pas représenté son Ariane dans une attitude autre que Mistral sa Mireille, que l'auteur de *Pierre de Provence* sa Maguelonne, c'est-à-dire *despoitrinée*.

C. VAN DEYCK.

---

1. Methodisches zu Curtius' Aufsatz „Jorge Manrique und der Kaisergedanke" (Ztschr. f. rom. Phil. 52, 129 ff.).

In dem genannten Artikel hat Curtius ein Einzelmotiv aus den Coplas, den zur Verherrlichung des Vaters verwendeten Kaiserkanon, eingehend philologisch betrachtet und dabei die mit reichlichem Belegmaterial unterbaute Feststellung gemacht, daſs Manrique, obwohl aus nationaler Gelehrtentradition (der Crónica general) schöpfend, als 'Sonderkomplex des Fortlebens der Antike', die Anknüpfung an die maiestas imperii romani, in selbständiger Weise und mit bewußtem Kulturwillen versinnbildlicht hat: denn in keiner seiner Quellen sind so ausschlieſslich Imperatorengestalten als Tugendmodelle verwendet worden. Damit ist die Manrique-Quellenforschung um eine wertvolle Entdeckung bereichert. Aber es sei mir nun gestattet, für meine den Weg der Deutung und des Vergleichs beschreitende Arbeit[1], die Curtius ablehnt, ein Wort der Verteidigung vorzubringen. C. ist der Ansicht, daſs aus ihr „für das Verständnis des Denkmals [nicht nur obiger Stelle!] kaum etwas zu gewinnen sei, da sie sich weder mit der bisherigen Forschung auseinandersetzt noch Neues beibringt". Ich gebe zu, daſs in meiner Untersuchung die Bedeutung der Kaiserstrophen nicht so klar herauskam, da ich nicht das Kaisermotiv in seinem Vor- und Nachleben verfolgt habe; aber ist, weil dieses Detail nicht genügend in seiner historischen Entwicklung erforscht wurde (was für die meisten übrigen der von Manrique verwendeten Bildungsgüter in unüberbietbarer Ausführlichkeit von Menendez y Pelayo geleistet worden ist) mein im Rahmen des Einzelkunstwerks bleibender Interpretationsversuch, der dessen Einheit: die Überwindung des Todesgedankens herausstellt, ganz wertlos? C. geht mit keinem Wort auf den thematischen und kompositionellen Zusammenhang der beiden Strophen mit dem ganzen

---

[1] Leben, Tod und Jenseits bei Jorge Manrique und François Villon, in Spitzer, Rom. Stil- und Litstud. I, Anhang, S. 271 ff.

Gedicht ein, selbst nicht auf ihren Bezug zu den beiden vorhergehenden Strophen, mit denen der Panegyrikus auf den Vater anhebt. C. betrachtet also nur die gesondert geleistete Äuſserung eines Kulturwillens; dagegen entsprach mein von ihm angegriffenes Urteil „Abgleiten [der beiden Strophen] in bildungbeweisende Gelehrsamkeit" einem ganz anders gerichteten Bemühen: dem der Erfassung des gesamten Kunstwerks in seinem ästhetischen Stimmungsgehalt. Und solcher Betrachtung erscheint das Namensverzeichnis — ob nun 'Katalog' oder 'Kanon' — als ein etwas dürres und lyrikfeindliches Bildungseinschiebsel, wie auch Cortina, vor ihm Farinelli (Giorn. stor. 44, 331) und Menéndez y Pelayo, Ant. de poetas lír. VI, 137, gefühlt haben. Kann man sich etwa in Goethes Gedicht auf Schillers Schädel eine solche Aufzählung denken? Was geistesgeschichtlich verständlich ist, muß noch nicht ästhetisch gerechtfertigt sein, das kunstvoll Gefügte noch nicht künstlerisch. C. legt noch etwas mehr den Ton auf die „Souveränität in der Gestaltung künstlerischen Bildungsgutes", aber daſs ein solches in das lyrische Gedicht hineingearbeitet wurde, kann auch er nicht leugnen, ja er gibt bei dem fast zu gebildeten Zeitgenossen Manriques Juan de Mena zu, daſs er sich 'auf Gewandtheit und Belesenheit etwas zugute' täte. Ist das rhythmisch festgefügte Dyadensystem[1] (mit dem obligat sich wiederholenden Chiasmus in der ersten der Kaiserstrophen) auch wenn es einen Höhepunkt gegenüber den Vorgängern bedeutet, nicht etwas Starr-Unbelebtes im gefühlten Ganzen des Gedichts, also doch nicht so 'pertinente' wie C. meint? Ich versuchte deshalb einer stimmungsmäßigen Zugehörigkeit der Kaiserstrophen zum ganzen Gedicht auf die Spur zu kommen; ich sah wohl, daſs alle diese antiken Modelle angeführt werden, „damit der Maestre, im Vergleich mit ihnen, in seiner ganzen Gröſse erfaſst werde" . . . denn „für die Beschreibung menschlicher Leistung und Gröſse gibt es keinen besseren Maſsstab als die antiken Berühmtheiten" — aber diese meine eigenen Feststellungen befriedigten mich nicht ganz: ich glaubte jenes Zurückgreifen auf die Gröſsen vergangener Zeit, müsse als Wunschtraum mit der depressiven Zeitstimmung zusammengestellt werden, die doch den Coplas in hohem Maſse innewohnt. Dies ist der Sinn meiner Bemerkung über den „Kleinmut der Zeit, die sich selbst wenig eigene Gröſse zutraut". Nach Menéndez y Pelayo, Ant. de poetas lir. cast. VI, p. CIV ff. erklärt sich diese „herbstliche" Zeitdepression auch für das spanische 15. Jh. aus politischer Zerrissenheit und auswegloser, materieller wie seelischer Not (vgl. dazu die

[1] Dieser Gedanke der paarigen Ordnung der Imperatoren entstammt bei den Dichter der 'Cancioneros', also auch bei Perez de Guzmán und Manrique unmittelbar Petrarcas 'Trionfo della fama', das sich somit als ein sehr wichtiges Glied in die Geschichte des Motivs einfügt; dort werden die späteren Kaiser (Vespasian-Titus, Nerva-Traian, Adrian-Antoninus Pius) allerdings nach einem andern — moralischen — Prinzip paarig zusammengeordnet: chè bono a buono ha natural desio (Trionfo d. Fama I, 126).

ebenfalls dort S. CV zit. Historia de la Casa de Lara, von Luis Salazar y Castro; sowie Altamira y Crevea, Historia de España y de la Civilisación española (1929), t. II passim, wo insbesondere die politische und moralische Dekadenz der dem Königtum unterliegenden Adelsgeschlechter geschildert wird). Am deutlichsten spricht darüber Pfandl (Span. Literaturgeschichte I, 30ff.), der (S. 47) ganz besonders die Regierungszeit Heinrichs IV. (1454—1474) als „eine Zeit moralischen, politischen und sozialen Tiefstands", als (S. 49) „eine Epoche kultureller Erniedrigung" bezeichnet.

Während C. konstatiert: Manrique übernimmt die nationalspanische Tradition römischer Kaiserverehrung und gestaltet sie klassisch um, — war die Aufgabe, die ich mir gestellt sah, diese: durch Vergleich mit zeitlich und thematisch verwandtem Werk (Villon) herauszuarbeiten, wie die Künstlerpersönlichkeit Manrique beschaffen sein muſs, damit sie diese besondere Motivwahl, Stimmungsgestaltung, Gedankenformung vornehmen konnte. Diese Einheit des künstlerischen Seins und der aus ihr flieſsende Sinn des Kunstwerks — eben die Überwindung des Todesgedankens —, ist in den Besprechungen des Gedichts, soweit ich sehe, bisher nicht so deutlich hervorgehoben worden, daher ich mich mit einer 'bisherigen Forschung' nicht auseinandersetzen konnte. Man kann natürlich jedes Kunstwerk als Durchgangspunkt oder Sammelbecken unendlich vieler geistesgeschichtlicher Entwicklungslinien fassen — ebensogut wie als 'Durchgangspunkt' des Kaisergedankens könnte man Manrique auch als 'Durchgangspunkt' des Fama-, des Todesgedankens, des ubi-sunt-Motivs betrachten, alle möglichen Längsschnitte sprach-, literatur- und geistesgeschichtlicher Art an ihm vornehmen — man kann aber auch versuchen, alle diese Wesenszüge eines Kunstwerks in ihrer Aufeinderbezogenheit und Verkettung darzustellen — unter (vorläufiger) Opferung der geschichtlichen Einordnung.[1] Übrigens gelangt C. bei der historischen Betrachtung des einen, von ihm herausgelösten Details im Grunde zu keinem anderen Resultat als dem von mir für das Werkganze herausgearbeiteten, wenn er zusammenfassend sagt:

[S. 147] „Mein Eindruck ist wohl der, daſs die Selbständigkeit Jorges, jedenfalls gemessen an den spanischen Dichtern seines Jahrhunderts, sehr hoch anzuschlagen ist. ... In ihm verschmelzen spanische Nationalidee, Römerpietät, mittelalterliches Geisteserbe und Humanismus zu unlöslicher Einheit."

Warum muſs nun, wer selbst auf einem bestimmten Weg einen glücklichen Fund gemacht hat, andern andere Wege als 'das Verständnis verbauend' verwehren?

---

[1] Die Geschichte eines literarischen Gemeinplatzes hat doch mit der Erfassung des ihn verwendenden Einzelkunstwerkes nicht unbedingt etwas zu tun.

Es sei mir gestattet, im Zusammenhang mit dem, was oben über die Betrachtung eines Kunstwerks als 'Durchgangspunkt' gesagt wurde, noch zu dem Abschnitt 5 in C.s Arbeit ('Eigennamen als Appellativa'), der einer Ansicht Spitzers entgegentritt, Stellung zu nehmen. Es ist doch wohl nicht abzuweisen, daſs die Häufung von metaphorischen Eigennamen ein typisches Zeichen des kultistischen Stils ist, wie ja auch sonst Häufung von Antithesen, Wortspielen usw. barocke Stilmittel sind. Das Nachleben dieser Ausdrucksweise ist nicht mit der Celestinastelle schon im Absteigen begriffen. Sie würde ich weniger als „Trümmer und kärgliche Reste eines ins Bänkelsängerische herabgesunkenen Kulturtradition" fassen, denn als absichtsvolle Charakteristik der Kupplerin, dieses weiblichen Praktikus, in dessen Sprache sich gelehrtes Bildungsgut mit Volkssyntax wahllos mischt und der antikische Parallelismus sich in spontane Inconcinnitas zersetzt. Es besteht unser Typus nämlich bis ins siglo de oro hinein weiter: Lope, der in seiner 'Dorotea' die Celestinagestalt erneuert, hat auch dies Sprachmotiv in altem Glanze erstellt:

Dorotea I, 5: Julio . . . 'assi vemos Artemisias para la memoria, Carmentas para las letras, Penelopes para la constancia, Leonas para los secretos, Porcias para las brasas, Delboras para el gouierno, Neeras para la lealtad, Laudomias para el amor, Cloelias para el valor, y Semiramis para las armas, que con el peine en las cabellos salió a ganar vitorias, mejor que Alexandro con la fuerte celada. —

Fernando: Y entre ellas, Julio, cuenta la perfección de la hermosura de Dorotea, la limpieza de su aseo, la gala de su donaire, la excelencia de su entendimiento, en qué fué superior a todas; . . .

Die „neue knappe glückliche Fügung, welche das antike Vorbild durch *en* mit einer Tugend verknüpft" scheint mir ein Derivat jener moralisierenden Tugendaufzählungen mit zugehörigen Beispielen, die wohl viel älter sind als die folgende Stelle und die ich im Augenblick nur aus der Dorotea, IV, 3 (wieder in barocker Häufung) belegen kann: ¿ No alaban la religion de Pompilio, la constancia de Régulo, la fortaleza de Catón, la justicia de Aristides . . . la audacia de Bruto, la milicia de Tulio, la magnificencia de Anco Marcio, el hábito de Tarquino y la prudencia de Servio ? Pues añadan las historias a estos títulos el contento de don Fernando.'

Es ist anzunehmen, daſs sich dieser Typus bei allen Autoren des siglo de oro in reichem Maſse findet; hier sei nur noch auf die Verwendung bei Calderón (Vida es Sueño I, 5) hingewiesen:

'Porque sois, burlando el día
Que ya la noche destina
Aurora en el alegría,
Flora en paz, Pálas en guerra
Y reina en el alma mía',

mit willkürlicher Auswahl der Modelle aus der lateinischen und griechischen Götterwelt, wie er ja auch in dem parallelen Euphuismus sich findet, vgl. den bei Brandes, Shakespeare S. 58, zitierten Brief des Walter Raleigh über Elisabeth, „ein besonders schlagendes Beispiel des euphuistischen Stils, der vortrefflich zu der Leidenschaft paſst, die der damals vierzigjährige Krieger gegenüber dem damals sechzigjährigen Mädchen affektierte" . . .: „Ich der gewohnt war sie reiten zu sehen wie Alexander, jagen wie Diana, gehen wie Venus, während der milde Wind durch ihr Haar blies . . ."

Mit Curtius zu sagen, der schon antike Gebrauch (lat. *alter Tiphys* > sp. *otro Trayano* usw.) „blieb dauernd in Geltung" und es habe sich bei Manrique wie Gracián „eine doppelte Römertradition: eine solche des Ausdrucks und eine solche der Gesinnung . . ." erhalten — womit übrigens dieselben zwei Punkte gemeint sind, die auch Spitzer hervorhebt —, ist dann möglich, wenn man bloſs die historische Kontinuität feststellen, nicht den besonderen Sinn dieses Stilmittels in jeder Epoche und jedem Kunstwerk erfassen will. Ebensogut kann man konstatieren, die antike Antithese habe sich von Isokrates über Cicero bis zu Corneille, Racine, Voltaire, Hugo, Péguy erhalten — und wird doch noch den besonderen Sinn des Stilistikums im Werkganzen des einzelnen Künstlers erfassen müssen. Wenn Curtius, das Stilmittel bis ins Neufranzösische verfolgend (ebenso Spitzer in der Neubearbeitung seines Aufsatzes in Romanische Stil- und Literaturstudien II), erwähnt, daſs es Balzacs Stil „schädigt", was heiſst das anderes als daſs dessen Sinn bei Balzac ein anderer geworden ist als in der Renaissancezeit?

Im Grunde handelt es sich hier also wieder um denselben Gegensatz von vertikal-historischer Betonung der Tradition als solcher und der Betrachtung der zum schöpferischen Ganzen sich zusammenschlieſsenden Einzelheiten in horizontaler Ebene. Wenn bei Manrique, Lope, Gracián die Eigennamen als Appellativa — traditionsgemäſs — vorkommen, andrerseits Manrique „der erste Klassiker der spanischen Poesie vor Garcilaso" ist, Lope und Gracián kultistische Künstler des Barock sind, so muſs eben ein von Manrique gebrauchtes Stilmittel 'klassischen' Sinn haben, dagegen bei Lope und Gracián wird es 'kultistisch' sein. Unterschiede liegen schon in der Häufigkeit des Vorkommens, der mehr oder weniger überzeugenden Notwendigkeit der Verwendung, dem relativ gröſseren oder geringeren Nahebleiben der heroischen, der antikischen Tradition usw. Es kann im übrigen kein Zweifel sein, daſs die Renaissancebewegung mit dem Gefühl der wiedergeborenen Antike unser Stilmittel '*otro Trayano*', das ja den modernen Menschen als Wiederholung eines antikisch-exemplarischen faſste, begünstigen muſste: ist doch Renaissance selbst nichts anderes als eine gewaltige Lebensmetapher, ein Sich-metaphorisch (= Selbst und anders) -Fühlen.

* * *

Daſs Manrique auch in dem Gedanken von den 'drei vidas' selbständig vorgegangen ist, die ich (übrigens unabhängig von A. Castro) festgestellt habe[1] — es ist dies Detail, wie ich glaube, doch etwas „Neues" —, bestätigt, was C. bei der Verfolgung des Kaisergedankens fand. Ich möchte dazu nun noch einen Brief[2] des Herrn Dr. Knoche, Privatdozenten für klassische Philologie in Köln, mit Genehmigung des Verfassers mitteilen, der die lange Geschichte der drei Lebensstufen bis auf Manrique aufzeichnet und gestattet, auch hier dieselbe einzigartige Verschmelzung von antikischen und christlichen Elementen zu konstatieren; wobei es mir ebenso unmöglich erscheint wie C. bei seinem Motiv, das direkte Vorbild Manriques herauszufinden.

„Die drei Lebensstufen haben eine sehr lange Geschichte: Grundlegend ist die platonische Dreiteilung der Seele (Staat 9, 580d ff. und dann im Phaidros) in den denkenden, den mutvollen und den begehrenden Teil. Ausdrücklich auf diese drei Seelenteile gründet Aristoteles drei Lebensziele (Eudem. Ethik I, 1 p. 1214a 30): Phronesis, Areté, Hedoné. Oder die drei entsprechenden Ideale (Nicomachische Ethik I, 3 p. 1095b 23ff.): Weisheit, Ruhm und Ehre, Lust. Diesen Idealen entsprechen dann ihrerseits drei Lebensformen (Eudem. Ethik I, 2 p. 1215a 35): das theoretische Leben, das praktische und das genieſsende. Grundlegend für dies letzte sind zwei Abhandlungen: Franz Boll, Vita contemplativa, Ber. Heidelb. Akad. 1920, 8 und Werner Jaeger, Über Ursprung und Kreislauf des philos. Lebensideals, Sitz. Ber. Berl. Akad. phil.-hist. Klasse 1928 Nr. 25.

Die philosophische Diskussion der Griechen fragt nun: welche dieser drei Lebensformen bringt die wahre Eudaemonie? Platon hatte das Ideal des theoretischen und praktischen Lebens im „politischen" Leben vereinigt, aber das zerfällt dann: Aristoteles gibt dem theoretischen Leben den Primat (Nicom. Eth. 10 Kap. 7 und 8), Dikaiarch dem praktisch tätigen Leben. — Auf dieser Stufe ist die Reflexion über die Lebensformen noch nicht verbunden mit Gedanken über das Fortleben.

Die römische Philosophie setzt dann das praktische Leben als Ziel, nicht das theoretische (etwa Cicero in De re publica: dort wird ausdrücklich dem Leben des Philosophen ein minderer Wert zugeschrieben als dem Leben des Täters). Die Antithese heiſst also: tätiges Leben — genieſsendes Leben, mit den entsprechenden Wertakzenten (z. B. Cicero Sest. 138 ii, qui se patriae, qui suis civibus, qui laudi, qui gloriae, non qui somno et conviviis et delectationi natos arbitrantur; ähnlich Cic. Pis. 41 und oft.). Auch hier ist die Verbindung von Lebensform und Form der Eudaemonie festgehalten. Aber doch verweben sich gerade in der römischen Vorstellungswelt schon ziemlich früh mit dem Virtus-Gloriagedanken gewisse Unsterblichkeitsvorstellungen, in dem Gegensatz nämlich: leibliches

[1] Castros Artikel „Muerte y Belleza (un recuerdo a Jorge Manrique") in der 'Nación', Buenos Aires, 25. XI. 1929, war mir nicht bekannt und ging mir erst jetzt durch die Güte des Vfs. zu.

[2] Vgl. jetzt den Artikel desselben Gelehrten Philologus 89, 102ff.

Leben und Leben im Ruhm. — Sehr deutlich sagt Cicero (Rab. perd. 30 vom Jhr. 63): exiguum nobis vitae curriculum natura circumscripsit, inmensum gloriae. Sehr deutlich schreibt auch Sallust (Jug. 1, 5 nach dem Jhr. 44), Menschen könnten "pro mortalibus gloria aeterni" werden. Und derartiges findet sich häufig. Die Vorstellung kommt m. E. so zustande, daſs der Ruhm verliehen wird von der Gesamtheit der Mitbürger, also einer überindividuellen Gruppe, und diese Gesamtheit, der Staat, gilt als unsterblich (Cicero rep. 3, 34 nullus interitus est rei publicae naturalis ut hominis, etc.). So begründet sich der Gedanke von der Unsterblichkeit — und gerade der individuellen Unsterblichkeit — durch den Ruhm. Nimmt man nun zur weiteren Entwicklung hinzu, daſs sich seit Sullanischer Zeit eine Spaltung des Gloriagedankens nachweisen und übrigens auch gut verstehn läßt, eine Spaltung nämlich in die gloria multorum und die gloria bonorum, d. h. den Ruhm bei der Menge und den Ruhm bei den richtig Urteilenden, zugleich in den Ruhm, den die Menge erstrebt und den Ruhm, den die richtig Urteilenden, die Wert-Vollen, erstreben, so emanzipiert sich damit gleichsam der Ruhm von dem Urteil der nur politisch richtig Urteilenden, und es kann ein Fortleben durch den Ruhm eines Werkes geben: man denkt an Horazens Exegi monumentum aere perennius; dieser Ruhm ist nun nicht mehr an das Urteil aller Mitbürger gebunden. — Die Scheidung der gloria multorum von der gloria bonorum macht dann viele Wandlungen durch (die boni können die Republikaner sein, die Philosophen, die Kunstrichter und viele andere) und findet einen gewissen Endpunkt in der christlichen Zeit: man stellt gegenüber die gloria caelestis, die Himmlische Herrlichkeit, und die Gloria terrena, den eitlen Glanz der irdischen Güter (epigrammatisch beinahe kontrastiert bei Mutian Chrys. Hom. 25, 2: contemne gloriam et eris gloriosus): das eine der höchste Wert, gebunden an Gottes Gnade, das andere der Inbegriff allen Unwerts, dem die hoffnungslose Diesseitigen nachjagen. Dazwischen läſst sich (im Lateinischen seit Tertullian) eine dritte Form nachweisen: die Gloria des Märtyrers und Confessors durch die christliche Tat (Gregor v. Tours widmet dem Gegenstand eine ganze Schrift!). Weiter führt dann die Gleichsetzung des theoretischen Lebens mit dem christlichen Leben: Boethius ist wohl nicht der erste, der die Umprägung vornimmt, aber sie ist bei Boethius besonders deutlich; entsprechend wird das diesseitige Leben mit den üblichen Farben des hedonistischen Lebens, des Lustlebens ausgemalt. So möchte ich das Leben des Märtyrers, Confessors etc. mit dem alten Ideal des Bios praktikos parallel setzen. Nicht ganz klar ist es mir, in welchem Maſse die Anhänger dieser Lebensform sich auf Christus selbst als ihr Vorbild berufen: seine passiones sind ja auch Taten. Daſs man sich auf Christus berufen hat, scheint mir aus vielen Stellen deutlich hervorzugehen, z. B. Tertullian Scorp. 9, 163. 26: dort folgen dann lange Ausführungen über den agonistischen Charakter des christlichen Lebens."

Rosemarie Burkart.

3. Über die ersten zwei Strophen des Alexiusliedes.

Die ersten Strophen des Alexiusliedes enthalten Klagen über den Verfall der Welt, die in manchen Hinsichten merkwürdig erscheinen:

Bons fut li secles al tens ancienur,
quer feit i ert e justise & amur;
si ert creance dunt or ni at nul prut,
tut est muez, perdud ad sa colur,
ia mais n'iert tels cum fut as anceisurs.
Al tens Noe & al tens Abraham,
& al David qui deus par amat tant,
bons fut li siecles: jamais n'ert si vailant.
Velz est e frailes, tut s'en vat declinant,
si 'st ampairet, tut bien vait remanant.

An sich sind Klagen über den Sittenverfall in den mittelalterlichen Literaturen nicht selten. Die Trobadordichtung zeichnet sich sogar durch deren besondere Häufigkeit aus. Sie tragen hier aber einen Charakter, der sie mit den Klagen des Alexiusliedes nicht identifizieren läſst. Der Autor des Alexiusliedes bezeichnet die Gegenwart als einen Zustand des Alterns; bei den Trobadors kommt diese Charakteristik nicht vor. Die Klagen der Trobadors stehen im Zusammenhang mit dem Gedanken vom baldigen Weltende, an dem neben dem Kommen des Antchrist allgemeine Verrohung der Sitten eintreten soll. Das Alexiuslied enthält dagegen keine Anspielungen auf das Weltende. Die Trobadorklagen sind pessimistisch, nicht aber in dem Maſse des Alexiusliedes. Der Antichrist wird kommen und gehen (weil seine Herrschaft nur 3½ Jahre zu dauern hat), danach soll eine Besserung der Zustände eintreten. Für den Dichter des Alexiusliedes ist der Verfall endgültig und unabänderlich. Es ergeben sich weiter noch textliche Unstimmigkeiten. Der Dichter nennt die Zeit Noes, Abrahams und Davids ideal vollkommen. Dieser Gedanke konnte der Bibel nicht entnommen werden, weil der biblische Text gerade das Entgegengesetzte schildert. Die Geschichte Noes steht im 6. Kapitel der Genesis. Die ersten drei Kapitel berichten über den Sündenfall, das vierte enthält die Kainsgeschichte. Aber auch im sechsten Kapitel treffen wir Schilderungen der Zustände, die der absoluten Herrschaft der justise & amur weit entfernt sind: Videns autem deus quod multa malitia hominium est in terra, et cuncta cogitatio cordis intenta esset ad malum omni tempore, poenituit eum quod hominem fecisset in terra . . . Delebo, inquit, hominem . . . (Gen. VI, 5ff.). Die Zeit Noes war nach der Bibel nicht die goldene Zeit der Sittenreinheit, sondern im Gegenteil die Periode des tiefsten moralischen Verfalls. Das Kapitel über Abraham enthält die Erzählung von dem Untergang Sodoms (Gen. 19), so daſs auch dieser Teil der Bibel dem Leser keine Vorstellung von der moralischen Vollkommenheit der Zeit geben konnte. Die Davidsgeschichte enthält

lange Berichte über die Verfolgungen Davids durch Saul, was ebenfalls nicht den Eindruck der Herrschaft der creance unter den Menschen erweckt.

Es ist klar, daſs unser Dichter für die Idealisierung der ersten biblischen Zeiten andere Quellen als die Bibel haben muſste (durch seine Unkenntnis können wir seine Auffassungen nicht erklären, denn er kennt die Bibel ganz genau; bei Noe schwebte ihm der Bibelsatz, Gen. VI, 9, Noe vir justus atque perfectus fuit, vor, und sein Vers

Et al David qui deus par amat tant

ist nur eine Wiedergabe des Bibeltextes I, Re., XVI, 13, et directus est spiritus Domini a die illa in David).

Die Erklärung der Besonderheiten des Motivs des Alexiusliedes findet sich in der Schrift Cyprians Ad Demetrianum (Migne, 4, 343 ff.).

Demetrianus machte den Christen Vorwürfe, die Welt wäre deswegen schlimm, weil die Christen die wahren heidnischen Götter nicht verehrten. Cyprianus erwiderte, die Welt würde deswegen schlecht, weil sie alt sei. Dixisti per nos fieri et quod nobis debent imputari omnia ista, quibus nunc mundus quatitur et urgetur, quod dii vestri a nobis non colantur. Qua in parte quia ignarus divinae cogitationis et veritati alienus es, illud primo in loco scire debes senuisse jam mundum, non illis viribus stare quibus prius steterat, nec vigore et robore et valore quo antea praevalebat . . . Non hyeme nutriendis seminibus tanta imbrium copia est, non frugibus aestate torrendis solis tanta fragrantia est, nec sic vernante temperie sata laeta sunt, nec adeo arboreis foetibus autumna fecunda sunt . . . deficit in arvis agricola, in mari nauta, miles in castris, innocentia in foro, justitia in judicio, in amicitia concordia, in artibus peritia, in moribus disciplina. Putasne tantam posse substantiam rei senescentis existere quantum prius potuit novella adhuc et vegeta juventa pollere? Minuatur necesse est quicquid fine jam proximo in occidua et extrema devergit. Haec sententia mundo data est, haec dei lex est, ut omnia orta occidant et aucta senescent, et infirmentur fortia, et magna minuantur, et cum infirmata et diminuta fuerint, finiantur... Weiter folgt die Beschreibung der materiellen und moralischen Miſsstände der Welt (Kriege, Krankheiten: Passim discurritur, rapitur, occupatur, praedandi dissimulatio nulla . . . Avaritia palam saevit usw.). Der Gedanke von dem Altern der Welt als Grund des allgemeinen Verfalls wurde auf Spuren von Cyprianus von Gregor dem Groſsen auseinandergesetzt (Migne 76, 1080): Novis quotidie et crebrescentibus malis mundus urgetur. . . Flagella, clades . . . Sicut enim in juventute viget corpus . . . in annis autem senilibus statura curvatur, cervix exsiccata deponitur, frequentibus suspiriis pectus urgetur, virtus deficit, ita mundus in annis prioribus velut in juventute viguit, ad propagandam humani generis prolem robustus fuit . . . at nunc ipsa sua senectute deprimitur, et quasi ad vicinam mortem molestiis crescentibus urgetur. Weiter folgt die Aufforderung

zur Besserung: Vitam corrigite, mores mutate, mala tentatia resistendo vincite . . .

Im 9. Jahrhundert bearbeitete Theoldulfus die Gedanken von Cyprianus in 20 Distichen unter dem Titel: Quod multis indicis finis proximus esse monstretur (Migne 105, 367). Er folgt genau dem Text von Cyprianus und äuſsert sich über den Verfall:

Est in amicitia concors, quis in arte peritus,
quo disciplina in moribus alma viget?
Non viget ut viguit dudum vegetata juventa,
cuncta senectus atrox ore nigrante vorat.

und zum Schluſs:

Dulcia sic vetulum liquerunt omnia mundum,
nec manet ullus ei qui fuit ante vigor.
Dira cupido viget, sordes, perjuria, luxus,
livor edax, falsum, jurgia, rixa, dolus.

Im Lichte dieser Texte verstehen wir, warum der Dichter des Alexiusliedes die Welt alt und gebrechlich (velz est & frailes) nennt, wir verstehen auch seine Äuſserung, daſs die Welt niemals so gut wie früher sein wird, denn die Jugend kehrt nicht zurück, wir verstehen auch, warum er die Zeit Noes für vollkommen hält und sie der Gegenwart gegenüberstellt. Noe und Abraham waren die ältesten homines justi der biblischen Weltgeschichte, die ältesten, die der Dichter in der Geschichte der juventa mundi treffen konnte (Adam und Kain paſsten aus begreiflichen Gründen als Vertreter der moralisch vollkommenen Jugend der Welt nicht und der Dichter hat sie übergangen).

Das Motiv von dem Altern der Welt wird bei den Kirchenvätern von didaktischen Gedanken begleitet: da die Welt alt und schlecht ist, und nicht besser werden kann, muſs der Mensch seine Blicke von ihr abwenden und sie auf das Himmelreich richten.

Die Absichten des Dichters des Alexiusliedes waren dagegen mehr künstlerisch. Die Jugendzeit der Welt war reich an Tugenden und in diese tugendhafte aber unwiederbringlich verflossene Periode gehört auch der heilige Alexius. Der Hörer wird mit den ersten Versen des Liedes in die legendäre und von moralischen Schönheiten volle Zeit der Jugend der Welt versetzt. In der Vergangenheit soll er Trost für die Gegenwart schöpfen.

Cyprianus und seine Nachahmer sprechen nicht nur von dem moralischen, sondern auch von dem materiellen Verfall der alternden Welt. Unser Dichter hält dagegen nur die moralischen Momente fest: in dem Epos von der Verschmähung dieser Welt hat der Gedanke von den materiellen Miſsständen der Zeit keine Bedeutung mehr.

Ich frage mich dabei, ob der Dichter in seinen Versen:

Quer *feit i ert & justise* & amor,
si *ert creance dunt or ni at nul prut*

auch an Ovid dachte, der das goldene Zeitalter als aetas, quae vindice nullo sponte sua, sine lege, *fidem rectumque colebat*, im Gegensatz zur ferrea aetas in der non hospes ab hospite *tutus*, non socer a genero, fratrumque *gratia* rara est (Met. I, 89f., 140f.) schildert.

D. SCHELUDKO.

---

4. Two Notes on Floire et Blanceflor.

1. The author of *Floire et Blanceflor* states that he heard two sisters talking about love and that one was relating to the other the story of Floire and Blanceflor:

„Illoec m'assis por escouter
Deus puceles qu'oï parler:
Eles estoient doi serors;
Ensamble parloient d'amors.
L'aisnée d'une amor contoit
A sa seror que moult amoit,
Qui fu ja entre deus enfans,
Bien avoit passé deus cens ans;
Mais a un clerc dire l'oït
Qui l'avoit léu en escrit.
El commenca avenanment:
Or oyez son commencement.“

(43—4).[1]

The purpose of this note is to call attention to the fact that the Latin version of the legend of Pyramus and Thisbe begins in a similar way. One of the daughters of Minyas relates the story to her sisters:

„Solae Minyeides intus
Intempestiva turbantes festa Minerva
Aut ducunt lanas aut stamina pollice versant
Aut haerent telae famulasque laboribus urguent.
E quibus una levi deducens pollice filum
'Dum cessant aliae commentaque sacra frequentant,
Nos quoque, quas Pallas, melor dea, detinet' inquit,
'Utile opus manuum vario sermone levemus
Perque vices aliquid, quod tempora longa videri
Non sinat, in medium vacuas referamus ad aures!'
Dicta probant primamque iubent narrare sorores.“

(Ovid, *Metamorphoseon*, IV, 32—43.)

With reference to the old French poem on Pyramus and Thisbe, Edmond Faral says[2]: „Il semble bien que l'auteur de *Floire* l'ait

---

[1] References are to the first of the two poems published by Édélestand du Méril, Paris 1856.

[2] *Recherches sur les Sources Latines des Contes et Romans Courtois du Moyen Age*, Paris 1913, p. 32, note 2.

connu." The resemblance between the two passages given above leads one to believe that the author of *Floire* also knew Ovid's account of the story of Pyramus and Thisbe. According to manuscript B, v. 227, the author says Floire and Blanceflor were reading „Ovide[1] ou moult se delitoient".

2. When Floire is told that Blanceflor is dead he threatens to commit suicide, whereupon his mother tells him that, if he kills himself, he will be punished

„La ou est Dido et Biblis
Qui por amor furent ocis,[2]
Qui par infer vont duel faisant
Et lor drus en dolor querant:
Eles les quierent et querront
Tous jors, ne ja n'es troveront." (823—828.)

The statement that Dido and Byblis go in search of their *drus*, but never find them is evidently due to the influence of the Byblis legend. According to the account given by Ovid,[3] Byblis falls in love with her brother Caunus and her passion is inflamed to such a degree that he is obliged to leave his native country in order to avoid her. She then travels over several countries in search of him, but does not succeed in finding him. The story of Dido, on the other hand, is quite different. According to Virgil,[4] she is in the under-world

---

[1] Compare *Floris ende Blancefloer* door Diederic van Assenede, Leipzig 1836, v. 335:

„Ende in Ovidio de arte amandi."

Compare also du Méril, *op. cit.*, p. XLIX, note 1.

[2] Compare Die *Metamorphosen des P. Ovidius Naso*, Buch VIII—XV, erklärt von Otto Korn, in dritter Auflage neu bearbeitet von R. Ehwald, Berlin 1898, IX, note to v. 663: „Über das Ende der Byblis trennen sich die Quellen. Die einen lassen sie durch Verwandlung ohne Selbstamord (Wie Ovid Nonnus Dionys. 13, 559ff.), die andern durch Selbstamord (Erhängen) ohne Verwandlung (so Parthenios Steph. Byz. s. v. *Καῦνος*, vgl. Ovid a. a. O. 1, 283) enden, andere kombinieren beides (Conon, schol. zu Theocr.)".

In his *Ars Amatoria* I, 283—4, Ovid says:

„„Byblida quid referam, vetito quae fratris amore
Arsit, et est laqueo fortiter ulta nefas."

[3] See *Metamorphoses* IX. Regarding the origin of the legend of Byblis and Caunus, Ehwald (*op. cit.*, IX, note on v. 441) says:

Die ältere Sage erzählte von der sündhaften Liebe des Caunus zur Byblis (vgl. *Καύνιος ἔρως* bei Aristot. Rhet. 2, 25; unrichtig von den paroemiographen (1, 265. 2, 471) und von Steph. Byz. s. v. auf die zweite Sagenform bezogen): auch diese hat Ovid gekannt vgl. 511f. Unter dem Einfluſs von Euripides' Hippolytos hat ein unbekannter Alexandriner die Sage so umgestaltet, daſs nicht mehr von Caunus', sondern von Byblis' freventlicher Liebe erzählt wurde; sein Vorbild hat auf Ovids vierte Heriode Einfluſs geübt und Ovids Erzählung an unserer Stelle (vgl. zu v. 554) bestimmt. Von den uns vorliegenden Quellen stimmt in einzelnen Zügen mit Ovid Nicander, am meisten aber die Tradition, die nach Parthen. c. 11 *οἱ πλειους* und *τινές*, d. h. die mythographische Vulgata, boten. Wahrscheinlich hat Ovid mehrere Quellen kontaminiert.

[4] Aeneid VI, 456—476.

with Sychaeus, and when Aeneas tries to soothe her, she flees from him. Obviously the author of *Floire et Blanceflor* has changed the Dido episode to make it agree with the Byblis story. The search motif, which does not belong to the Dido tradition, was added to it under the influence of the Byblis legend.

Oliver M. Johnston.

---

5. Bemerkungen zu Melin de Saint-Gelais' Paraphrase einer Priamel des Burchiello.

In einem Artikel „Zur Nachwirkung von Burchiellos Priameldichtung" hat Leo Spitzer die Umwandlung der 17 (nicht 16!) Verse des Burchiello in die 14 des Melin de Saint-Gelais besprochen und als wesentliche Unterschiede zwischen Vorlage und Paraphrase Folgendes zu erkennen geglaubt: „Die Priamelform ist ... bei Mellin de Saint-Gelais methodisch geordneter, formal geschlossener, satirisch zielvoller, seelisch raffinierter geworden. Beim Italiener herrscht noch die Freude am Wort, am zusammenhangslosen Ulk, am lokalen Scherz; der Franzose schafft Zusammenhang, Zieligkeit, Tendenz: er will nicht bloſs sprechen, sondern etwas sagen. Und er sagt etwas von und zugleich zu seiner Geliebten. Dabei wahrt er den Ton der leichten Improvisation, den das Original angeschlagen hat ... (S. 486)." So feinsinnig auch Spitzers Ausdeutung als Ergebnis einer eingehenden Durchanalysierung erscheinen mag, es lassen sich doch bei genauer Betrachtung die Zweifel nicht unterdrücken.

Spitzer hat mit Aufmodernisierung der Orthographie und Änderung des Verses

Ne tant d'Amours se trait*ant* en l'Eglise
in „Ne tant d'amours se trait*ent* en l'Eglise[1]

die Lesart der Lyoneser Ausgabe 1547 zugrundegelegt. Diese gibt auch Blanchemain in seiner Ausgabe der Œuvres complètes (Bibl. Elziv.) Paris 1873, Bd. I, S. 288ff. wieder. Nun zitiert Blanchemain aber als Variante auch eine teilweise davon sehr verschiedene Fassung, die er einem damals im Besitz des Marquis de la Rochetulon gewesenen Manuskript entnommen hat. „Ce manuscrit ... paraît être celui que la Monnoye signale comme ayant appartenu à François 1er et à Hélène de Culant. Il date de 1535 on environ ... Je ne crois pas qu'il soit autographe, à cause de certaines fautes grossières que j'y ai remarquées. Il ne renferme que des vers de jeunesse, publiés pour la plus grande partie en 1547 et en 1574 ... sagt Blanchemain

---

[1] Ich ziehe die Originallesart „se traitant" als Partizip, das einen Relativsatz ersetzt, vor, weil die beiden folgenden Verse sonst syntaktisch unhaltbar bleiben dürften. Bei der Originallesart sind, wiewohl etwas auf Umwegen, die zwei folgenden Verse doch wohl noch mit dem „il n'est point" des Anfangsverses syntaktisch zu verkoppeln. Allerdings scheint die Fassung der Rochetulon'schen Variante Spitzer Recht zu geben.

auf S. 1f. des 3. Bandes, bevor er den Rest der bislang noch unveröffentlichten Gedichte aus dem besagten Manuskript, etwa 200 an der Zahl, zum Abdruck bringt (vgl. auch Blanchemains Angaben Bd. I, 48f. und III, 7, Anm. zu X über dieses Manuskript). Es kann also kein Bedenken bestehen, die Learten dieses Manuskriptes, das aus Melin's Zeit stammt, vielleicht sogar auf seine Veranlassung kompiliert,[1] jedenfalls aber die weitaus älteste aller uns überkommenen Vorlagen ist, als ausschlaggebend bei der Analyse des künstlerischen Aufbaus der in Frage stehenden Sonettpriamel anzuziehen. Wie grundverschieden in vielen Einzelheiten die Variante R von der Lesart 1547 ist, möge eine Gegenüberstellung beider verdeutlichen:

Ms. Rochetulon (R)	Ausg. 1547
Il n'est point tant de barques à Venise,	Il n'est point tant de barques à Venise,
D'huistres à Bourg, d'aveugles en Champaigne,	D'huistres à Bourg, de lièvres en Champaigne,
De différents aux peuples d'Allemaigne,	D'ours en Savoye, et de veaux en Bretaigne,
De cignes blancs le long de la Tamise;	De cygnes blancs le long de la Tamise,
Ne tant d'abus se trouvent en l'Eglise,	Ne tant d'Amours se traitant en l'Eglise,
Ne tant de gloire à un seigneur d'Espaigne	De differents aux peuples d'Alemaigne,
Ne tant d'escus se robent sur l'espargne,	Ne tant de gloire à un seigneur d'Espagne,
Ne tant se veoit en la Cour de feintise	Ne tant se trouve à la Cour de feintise
Ne de tondus a tant en Lombardie,	Ne tant y a de monstres en Afrique,
Ne de pardons à Rome en jour de feste,	D'opinions en une republique
Ne aux Anglois à tant de couardie,	Ne de pardons à Romme aux jours de feste,
Ne de travaux à vaincre femme honneste,	Ne d'avarice aux hommes de pratique,
Ne dans Sorbonne animaux d'Arcadie,	Ne d'argumens en une Sorbonique
Que m'amye a de lunes en la teste.	Que m'amie a de lunes en la teste.

Es dürfte erhellen, dafs Fassung R eine völlig andere Disposition enthält als 1547. Vers 6 der letzteren steht in R als Vers 3, Vers 7

[1] Es ist wohl anzunehmen, dafs ein Manuskript aus dem Besitz Franz I., der doch eng genug mit. St. Melais verbunden war und ihn sogar als Corrector Musae benutzte, vom Autor gutgeheifsen sein mufste!

als Vers 6, Vers 11 als Vers 10. Kleinere Änderungen zeigt Vers 2 (de lievres wird zu d'aveugles), Vers 5 („abus" statt „amours", „se trouvent" statt „se traitant"), Vers 8 „se veoit" statt „se trouve" (wohl um „trouver" des Verses 5 abzuwandeln). Völlig gestrichen ist Vers 3, an dessen Stelle Vers 7 auftritt, Vers 9, Vers 10, an dessen Stelle Vers 11 kommt, Vers 12; grundlegend gewandelt Vers 13. Es dürfte schwer sein, eine Übersichtlichkeit der Disposition — wie sie Spitzer für Fassung 1547 m. E. etwas zu leichthin annimmt — herauszulesen. In die Augen springend aber und besonders wichtig ist in R das satirische Element, das nun nicht mehr wie in 1547 nur „in der 2. Strophe en passant" (so Spitzer) vorgetragen wird, sondern der Priamel den eigentlichen substantiellen Kern zu geben vermag. Ist der boccacceske Grundton von Vers 5 (1547) in Vers 12 (R) auch wieder aufgenommen, wo er, von fern allerdings, mit der Schlufspointe, wenn man so will, in Zusammenhang gebracht werden kann, sind die halbsatirischen, halb nationalistischen Spitzen der Verse 6 (3 in R.), 7 (6 in R.), 11 (R allein) weniger bedeutsam, so haben dafür andere Verse von R eine satirische Schärfe, die mit Ausnahme von Vers 8 und 11 (10 in R) sich in 1547 nicht findet. In erster Linie stehen die satirischen Ausfälle gegen die Kirche, Verse 5, 9, 10. Besonders aufschlufsreich ist die satirische Aufrauhung des Verses 5, dessen frivoler Grundcharakter (1547) in R völlig ins Seriöse umgewandelt ist. Nicht weniger wichtig ist die Verhöhnung der Sorbonne in 11 (R), während 1547 eine einfache Feststellung ohne satirische Hintergedanken ist. [Diese Verhöhnung der Sorbonne pafst sehr gut zu St. Gelais' Rabelaisiade „Enigme" (I, 71f.), wo der Dichter die Professoren der Sorbonne kräftig verspottet (S. 71 Vers 5—6, S. 72 Vers 7ff.)]. Während weiterhin R und 1547 in Vers 8 gleichmäfsig sich satirisch gegen das Leben bei Hof verlautbaren, enthält Vers 7, der in 1547 kein Pendant hat, eine überaus scharfe satirische Spitze gegen die Herren der Wirtschaft — die um so berechtigter und treffender ist als uns die Münzentwertungen, Steuererpressungen und Enteignungen zu Zeiten Franz' I. in Frankreich im Gefolge der italienischen Kriege wohlbekannt sind.

Je stärker aber das satirische Element mit mehr oder weniger dicker Bezüglichkeit sich heraushebt, desto unbedeutsamer, gleichgültiger, aber auch neckischer und lächerlicher wird die Pointe des Schlufsverses. Es ist keineswegs so, wie Spitzer annimmt, dafs nach den Schwall von 15 Versen eines satirischen und nichtsatirischen Gallimattias' der Schlufsvers „rückläufig allem Vorherigen erst wirklich einen Sinn gibt". Es erscheint mir ohne dialektische Kunststücke nicht eben gut möglich, dem Schlufsvers eine andere Bezüglichkeit zu dem Vorhergehenden zu verleihen als bestenfalls den einer witzig-schnippischen Frivolität; mit eleganter Volte reifst sich der Dichter aus dem Negationsgeklapper seiner satirischen Einzeleinfälle heraus und hält das Ganze plötzlich mit graziösem Gelächter an. Das einzig Positive ist eine reizende und witzige Verbeugung vor dem weib-

lichen Geschlecht, das er in einer imaginären „m'amye" für diesesmal personifiziert. Wenn Spitzer meint: „daſs die zahlreichen Dinge der ganzen Welt in dem kurzen Gedicht aufgezählt worden sind, um an ihnen die Launen der Geliebten zu messen, läſst diese Launen uns als notwendige (als ebenso notwendig jenem Kopf zugeordnete wie Gondeln Venedig usw. zugeordnet sind) erscheinen", so tut er m. E. dem kleinen Zibaldone zuviel Ehre und gleichzeitig Gewalt an. Man muſs sich doch vorstellen, daſs diese Art Gedichte (wir wissen es bei Saint-Gelais) mündlich vorgetragen wurden. Der unvoreingenommene Hörer wird nun von Einzelmotiv zu Einzelmotiv mitgerissen über die Verneinungsklippen des Sturzbaches der 13 Verse, behält natürlich kaum etwas Substantielles (bei solchem Durcheinander!) im Gedächtnis, schwingt jedoch mit in der groſsspurig-automatenhaften Redseligkeit und Klipper-Klapperrhythmik, um am Schlusse mit weltmännischem Lächeln über die Nichtigkeit des Ganzen auf sanft petrakistischer Wiese abgesetzt zu werden. Ein Sinn? Wenn überhaupt, dann doch nur ein einziges frivoles Unsinn-machen-wollen, eine Freude am Spiel und Spaſs.

Ich vermag beim besten Willen nicht einzusehen, wo und wie — es sei denn in der logisch ganz beiläufigen und für die Sinnhaftigkeit des ganzes Gedichtes völlig gleichgültigen Correlatio ex negativo — die 13 ersten Verse „dem Schluſsgedanken untergeordnet" sein sollen, wo in diesem einzelweise satirisch scharf gewürzten coq-à-l'âne „Zusammenhang, Zieligkeit, Tendenz" zu suchen ist.

Melin de Saint-Gelais' Priamelimpromptu hat von fern — ohne die Kraft und die Leidenschaftlichkeit Cecco Angiolieri's irgendwie zu besitzen — Ähnlichkeit mit dieses Senesen berühmtem Sonett

S'i fosse foco, arderei 'l mondo

wo die betreffende Schluſsterzine das vorhergegangenen Weltgewitter in einen komischen Mikrokosmos melancholisch vertröpfeln läſst. Und wer wollte bei Cecco's Sonett einen anderen Sinn oder Anzüglichkeit suchen als den einer komischen Absurdität? Und dabei hat dieses Gedicht immerhin den inneren Zusammenhang der Perspektive Welt > Ich.

Nein; der „gewandte Improvisator" Saint-Gelais schuf nicht weniger als sein Vorbild Burchiello[1] aus „Freude am Wort, am zu-

---

[1] Hier die Burchiellopriamel:

Non son tanti babbion nel Mantovano
Nè salci, nè ranocchi in Ferrarese,
Nè tante barbe in Ungharia Paese,
Nè tanta poveraglia in Milano;
Nè più superbia hanno i Franciosi in vano,
Nè più sentenze in Dante non s'intese;
Nè più pedanti stanno per le spese;
Nè tanto sangue mangia un Catalano:

Nè tante bestie vanno a una fiera
Nè più quartucci d'acqua in Fonte Gaio,

sammenhanglosen Ulk, deren Übermut gerade im Improvisatorischen und im Springen von Ort zu Ort und Sphäre zu Sphäre liegt".[1] Auch Melin's Gedicht ist ein Produkt der Spielfreude, auſserdem einer satirischen Hieblust; nichts mehr und nichts weniger. Die Sonettform bringt notwendigerweise eine formale Straffung, aber auch nichts sonst. Daſs sie auf die inhaltliche Zusammenfassung Einfluſs gehabt habe, ist nicht ersichtlich. Zum Unterschied von 1547 z. B. enthält R 9 Verse, die ohne Unterbrechung den automatenhaften Beginn mit der Negation aufzeigen — ähnlich wie Burchiello. Sieht man bei diesem aber genauer zu, so überrascht auch hier der kunstvolle Vers- und Reimaufbau, der das Ganze in 2 Oktaven plus 1 Codavers (Pointe!) einteilt und pro Oktave nur je 2 Reime verwendet, zuzüglich die Coda. Von einem Mangel an Straffung läſst sich also nicht sprechen. Gewiſs ist Burchiello redseliger, sinnlicher, volkswüchsiger und spielfreudiger als sein französischer Nachahmer, gewiſs bevorzugt er, der Florentiner Stadtrepublikaner, Lokales und Volkstümliches in Motiv und Wort, gewiſs fehlt bei ihm ganz die anzüglich scharfe Satire, aber das Wesentliche zeigt er nicht anders als Melin de Saint-Gelais: die Lust und den Spaſs am übermütigen Klittern von heterogenen Elementen, die in sich selber ihr Genüge finden. Daſs der höfisch-galante Melin de Saint-Gelais den Schluſspunkt und die Auflöſsung gibt mit einer amourösen Verneigung, während Burchiello, der kleine Stadtbarbier, ganz das städtische Lokalkolorit beibehält und nur visuell und nicht erotisch reagiert — daran sind ebensosehr völkische wie soziale Faktoren schuld. Dies gilt auch für das Vorwiegen des satirischen Elements bei Melin de Saint-Gelais, das bei Burchiello so gut wie fehlt, jedenfalls harmlos und stumpf ist: in die burchielleske freischwebende und -hüpfende tolle Wirklichkeit des wahrhaft blühenden Unsinns, getragen von der automatenhaften Dynamik der gleichmäſsig wiederholten Verneinung, bringt der französische Dichter einen leichten Schuſs Klugheit und Mache, etwas Raisonnement, aber auch graziös-weltmännisch-höfischen Witz, der das Ganze zwar etwas frisierter, dafür aber auch dünner und blutleerer macht. Im kleinen Raum: wenn man so will, ein Stückchen vergleichender Völkerpsychologie.

Nè a i Servi miracoli di cera:
Nè più denti si guasta un calzolaio,
Nè in più occhi è sparsa una panziera,
Nè fante forche merita un Mugnaio:
Nè tanti sgarbi fa l'anno un Notajo:
Nè sono in Arno tanti pesciolini,
Quant'è in Vinezia zazzere, e cammini.

[1] Es erübrigt sich wohl im Einzelnen darauf einzugehen, wieviel Motive und Anregungen Saint-Gelais aus der Burchiello-Priamel in die seine herübergenommen hat. Ein Vergleich zeigt deutlich, wie stark die Anlehnung oft ist (vgl. R 1 und Burch. 1, R 4 und B 16, R 5 und B 11, R 6 und B 5, R 9 und B 4 usw.).

CURT SIGMAR GUTKIND.

BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN.

I. Allgemeines.

Les éditions sur films des bibliothèques nationales de France. Catalogue méthodique pour 1931. Paris IXe, 17, Rue Joubert. 4°. 68 S.

Im Prospekt heißt es:

Appareillage de Projection et de Lecture

Il existe dans un certain nombre de pays divers appareils permettant la lecture et la projection fixe des films standard perforés. Ces appareils, d'un maniement facile, utilisent le courant électrique normal. Ils sont généralement d'un prix peu élevé. Pour les appareils français ces prix varient de 350 francs à 1.200 francs. Toute lanterne servant à la projection des diapositifs sur verre peut d'ailleurs être utilisée pour le film à la condition d'être munie d'un petit dispositif de transposition dont le prix est d'environ 200 francs français. Nous préparons une notice détaillée qui donnera toutes les indications utiles sur les appareils actuellement dans le commerce. Nous fournirons dès maintenant tous les renseignements qui pourront nous être demandés, tant sur les appareils courants que sur l'équipement pratique des bibliothèques.

p. 18: Les ouvrages qui figurent au présent catalogue dont la reproduction sera exécutée dans le cours de l'année 1931 appartiennent tous à la Bibliothèque Nationale de Paris.

Afin de satisfaire aux divers besoins des Bibliothèques et des Universités, et afin de bien marquer le caractère de l'entreprise, on a cru nécessaire de donner dès le début un choix varié. Dès le courant de l'année 1932, certaines séries qui peuvent former un ensemble important seront plus abondamment développées en dehors du programme général. Nous serions heureux si les Etablissements intéressés voulaient bien entrer en correspondance avec nous pour nous faire connaître les ouvrages ou les ensembles susceptibles de leur être utiles; nous efforcerons de satisfaire à leurs désirs et nous leur fournirons tous les renseignements demandés.

p. 19: Dans le plan suivi pour la reproduction des manuscrits, deux grandes ections ont été dsistinguées 1° les manuscrits médiévaux antérieurs à l'imprimerie; 2° les manuscrits postérieurs à 1500.

I. Manuscrits médiévaux. — Les manuscrits médiévaux des divers fonds représentés dans ce catalogue ont été groupés en trois catégories suivant leur nature:

a) Les manuscrits offrant soit une valeur paléographique, soit un intérêt artistique par leurs enluminures ou leurs miniatures;

b) Les manuscrits essentiels pour l'établissement des grands textes classiques;

c) Les manuscrits précieux pour l'histoire littéraire et la connaissance des langues romanes.

II. Manuscrits postérieurs a 1500. — Dans le programme de la première année, on a uniquement envisagé pour cette section la reproduction des manuscrits autographes de quelques œuvres littéraires essentielles.

Un certain nombre des manuscrits dont la reproduction est entreprise ont une étendue trop considérable pour être donnés en totalité dès 1931. Leur reproduction intégrale sera échelonnée sur deux ou trois années.

A. HILKA.

Bartoli Matteo, Introduzione alla Neolinguistica. Bibl. Arch. Romanicum II, 12, Genf 1925.

Vf. unternimmt es, Methoden der modernen Sprachgeographie in die indogermanische Sprachwissenschaft einzuführen. Er betrachtet also die indogermanischen Sprachen als Dialekte einer Ursprache, die sich raumzeitlich entwickelten, also auch nur raumzeitlich zu studieren sind, wenn man grobe Fiktionen vermeiden will.

Inwieweit das möglich ist, entzieht sich meinem Urteil. Ob die heutige geographische Verteilung der indogermanischen Sprachen der einstigen auch nur einigermaſsen entspricht, ob überhaupt alle heutigen Sprachen einer Ursprache organisch zugehörten, ob nicht in groſsem Maſsstabe kolonisatorische Beziehungen hinter der Sprachgemeinschaft standen, wer mag es sagen? Aber ganz falsch kann das Verfahren Bartolis auch nicht sein. Vor allem ist es verdienstvoll, überhaupt einmal den nur historisch denkenden Philologen zu zeigen, wie man sprachgeographisch denkt.

An diesem Punkte hätte Bartoli allerdings entschiedener sein können. Das sprachgeographische Verfahren ist bekanntlich so, daſs man nicht das Wort an die Spitze stellt, sondern den Begriff. Man geht also nicht deduktiv-künstlerisch von Worten aus, wie die alten Philologien, sondern induktiv-wissenschaftlich von Umschreibungen der Sache. Bestehen diese Umschreibungen auch aus Worten, so rücken sie doch den Begriff aus Sphären, die sich oft jenseits unserer täglichen Erfahrung befinden, in die Bezirke unseres unmittelbaren Begreifens. Denn man weiſs, daſs jenseits dieses Bezirks unsere Begriffe und Benennungen äuſserst schwankend sind. In Worte wie *Form*, *Wesen*, *Sein* läſst sich deduktiv jeder Sinn hineinlegen. Aber Umschreibungen wie „Oberfläche eines Körpers", „psychische Eigenschaften eines Wesens", „von mehreren Beschauern zu verschiedenen Zeiten Festgestelltes", hindern die Entfaltung unserer begriff-

lichen Labilität. Übrigens wuſste schon Locke, daſs unsere begriffliche Haltlosigkeit (*inconstancy*) daher kommt, daſs wir immer erst Worte hören und dann erst nach dem Inhalt fragen, wenn wir überhaupt danach fragen. Darum habe ich wenig Sinn für Bartolis Erörterungen über Titel wie *Grammatiker*, *Neugrammatiker*, *Linguisten* und *Neulinguisten*. Denn ich sehe nur den Wesensunterschied der alten und (auſserhalb der Lexikographie, Etymologie, Textkunde und Schulinterpretation) veraltenden Wortdeduktion — und der neuen Sachinduktion, der die wissenschaftliche Zukunft gehört. Aus demselben Grunde verstehe ich nicht, daſs Bartoli von einer günstigen Wirkung der croceschen und gentileschen Philosophie auf die Sprachwissenschaft redet.

War es nicht Croce, der in *Concetto della Grammatica* schrieb: „In una grammatica della scuola manzoniana . . . quel moto si riflette tutto in ciascuna delle singole regolette, di non porre per esempio, il verbo infine del periodo, di evitare i conciosiachè, di chiamar la barba barba e non onore del mento?"

Und war es nicht Gentile, der dazu sagte: „La grammatica non è tecnica, mà è arte?"

Und meinten nicht beide: „Ogni parola ha la sua grammatica?"

Waren diese Konfusionen von Grammatik und Stil, von Regel und Anwendung, von Lehre und sozialem Brauch wirklich induziert? Oder waren sie nicht eher Folgen künstlerischer, speziell dichterischer Deduktion?

Induziert man nämlich Sprache raumzeitlich und sozial, so findet man, daſs die Verschiedenheit von Alter, Klasse, Stand und Ort sie differenziert, daſs aber die Gleichheit von Zeit, Ort, Klasse usw. sie bindet. Wo Bindung dieser Art ist, herrscht das Gemeine (im objektiven Sinne) vor. Dies „Gemeine" nennen wir im einzelnen *Regel*, im allgemeinen *Grammatik*.

Jede Regel hat Spielräume, die nach Geschmack und Laune benutzt werden. Jedes Individuum hat Velleitäten, diese oder jene Regel umzustoſsen. Das wird von der Sprachgemeinschaft meist abgelehnt. Oft aber wird es stufenweise angenommen. Und so kann Stil Regel ergeben.

Sprache ist also durch Raum und Zeit, durch Gesellschaft und Individuum bestimmt. Also müssen wir von diesen Bestimmungen ausgehen, wenn wir Sprache erkennen wollen. D. h. wir dürfen von diesen ihren Bestimmungen nichts fortdenken und nichts dazu erdenken. Wenn wir aber der Sprache den Begriff der Literatur unterschieben, dann denken wir in der Tat Altersstufen und Klassen, Raum, ja selbst Zeit fort und von linguistischen Unterschieden bleiben nur die Dialekte, die wir ohne Mundarten ebenfalls nicht erkennen können.

Infolgedessen entschwindet uns der Begriff der Regel aus der Hand. Statt der natürlichen, sozial entstandenen Regel schieben wir den künstlichen Schulbegriff der „Regel" oder seinen ebenfalls künstlichen Allgemeinbegriff „Grammatik" ein. Und so ist es nicht Erkenntnis, sondern nur eine Wirkung unserer objektiven Enge, wenn Stil und Regel zusammenzufallen scheinen.

Was bei diesen und anderen Retuschen herauskommt, ist immer symbolischer Ersatz: Wie immer, wenn Teile des Objekts künstlich fortgedacht werden, wie immer, wenn das Wort an die Spitze gestellt wird, tritt das Symbol für die unkenntlich gemachte Wirklichkeit ein. Für das subjektiv bewertete sozial *Gemeine* tritt als Allegorie der Schulmeister ein, der die Genies mit Regeln tyrannisiert. Für das subjektiv bewertete individuell *Eigne* tritt als Allegorie der Poet ein, der sich der schulmeisterlichen Regel entzieht. Sein Stil macht die Neue Regel. Und so ist durch Allegorien die versöhnende Einheit der Gegenbewegungen Regel — Stil scheinbar erreicht: *Regel ist Stil, Grammatik ist Kunst, Sprache ist Dichtung.* Formeln, die sich wie Bonbons schlucken. Und doch war Sprache nur darum Dichtung, weil der Sprachforscher sein Objekt auf Dichtung beschränkte. Und doch war Stil nur Regel, weil sich der Forscher mit Schulregel und poetischem Stil begnügte. Es stellte sich zwar gegen Schule, konnte aber mit dieser Beschränkung nur innerhalb der Schule gedeihen und wirken. Zur Wissenschaft verhält es sich als Antipode.

Wer also zu Anfang darauf verzichtet, das Verneinende und Unterscheidende der Sprache, Raum und Zeit und Gesellschaft in Raum und Zeit, zu beachten, — wer sich weiterhin auf den engen Gesichtswinkel der Schule beschränkt (ein wichtiges Moment!), — wer sich schließlich in seiner Methode auf sein künstlerisches Nachempfinden verläßt, — der vereinzelt sein Objekt künstlich und wird am Schluß (wie Goethe sagt) nur das herausziehen, was er hineingelegt: Vereinzelung.

Nun erst und nur darum kann man sagen: *Ogni parola ha la sua Grammatica.* Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Das fördert also Sprachwissenschaft keineswegs, sondern vernichtet sie geradezu.

Wenn es aber angeblich bei Croce und Gentile Sprachwissenschaft fördert, so kann es bei Voßler nicht schädlich sein. Im Gegensatz schreibt Bartoli (S. 64):

„La filosofia crociana ha partorito i Glottosofi vossleriani dei quali la maggior parte, compreso il loro caposcuola, dimostrano di non aver alcun sentore di linguistica ... Per compenso dicono e ridicono: ‚Noi linguisti‘ ... Essi sono bensi alleati dello Gilliéron, cioè dei Neolinguisti, ma sono alleati che Dio ci liberi e scampi.“

Man ersehe daraus, daß die gefühlsmäßige Deduktion von Worten, Titeln und Programmen sich schließlich nur durch Polemik (scheinbar) lösen läßt und stets Widersprüche fördert.

Induziert man aber unter möglichster Abstellung seiner Gefühle und Wertvorurteile, so braucht man auch nicht grob zu werden, und es ist nur zu sachlich, wenn man nachweist, daß man in der Sprachwissenschaft durch die Beschränkung des Objekts auf die Literatur zu Vereinzelung gelangen muß. Eine Wissenschaft des einzelnen kann es nicht geben. Das ist selbstverständlich und wurde schon von Friedrich dem Großen ganz klar erfaßt: Er sagt:

Deux hommes ne se trouvent jamais dans une situation tout à fait semblable. Daraus folgt, daß Geschichte keine Regeln ergibt, und ihre Dar-

stellung nur dazu dienen kann: „*de meubler la mémoire et de nourrir l'imagination.*"[1]

Über Literaturgeschichte und eine nur aus der Literatur geschöpfte Sprachgeschichte hätte dieser wahrhaft grofse König, den man auch fleifsiger lesen sollte, dasselbe gesagt.

Das Verfahren, Sprachwissenschaft auf Literatur und ihre Geschichte zu beschränken, ist unmöglich und wird auch durch die überaus charakteristische Selbstbegabung mit *Intuition* nicht möglicher.

Entweder ist man also Linguist, dann gilt einem alle Wortdeutung als gleich unwissenschaftlich. Oder man hält die Wortdeutung Croces und seines Anhangs für ein fruchtbares Verfahren, dann kann man Voſsler nicht ausschlieſsen.

LEO JORDAN.

M. Delbouille, Les Origines de la Pastourelle. Bruxelles 1926. 44 S. (= Extrait des Mémoires publiés par l'Académie royale de Belgique [Classe des Lettres, etc.] Collection in-8°. Deuxième série, t. XX.).

Der Vf. erweitert (und verflacht allerdings) das im Titel ausgesprochene Problem dadurch, daſs er als Charakteristikum der Pastorelle nicht das schäferliche Milieu, sondern das Liebeserlebnis in der freien Natur betrachtet, wobei er hinwiederum den Schwerpunkt nicht auf die landschaftliche Dekoration, sondern den Ablauf der Handlung legt. So bildet diese romanische Dichtungsgattung innerhalb der Gesamtliteratur des Mittelalters keineswegs ein Novum, sondern gegenüber den lateinischen Gedichten ähnlichen Inhalts ein Ableitungsprodukt mit sekundären Sonderzügen.

Diese (schon vor D. von anderen vertretene) These ist an sich weder zu beweisen noch zu widerlegen; darum werden wir sie freilich keineswegs unbesehen hinnehmen, sondern zum mindesten ihre glaubhafte, chronologisch haltbare Illustrierung und irgendeinen durch sie erzielten Erkenntnisfortschritt erwarten dürfen. — Beides ist dem Vf. in seiner Studie nicht gelungen. Die Beispiele aus dem Mlat., die wirklich überzeugen würden, sind erst niedergeschrieben worden, als die Gattung in den romanischen Sprachen schon eine längere Entwicklung hinter sich hatte; und manche seiner kühnen Behauptungen hätte sich D. sicher noch überlegt, wenn ihm schon die trefflichen neuen Ausgaben der Cambridger Lieder und der Carmina Burana vorgelegen hätten. Das Thema der Oaristys-Schilderung ist so allgemeiner Art und so verbreitet in der Weltliteratur, daſs sein gemeinsames Vorkommen in zwei Literaturen nur dann zur Annahme von einer Beeinflussung berechtigen würde, wenn auch die Art der Behandlung parallel liefe. Das ist nun im Mlat. und im Romanischen keineswegs der Fall: es besteht vielmehr ein gewaltiger Gegensatz zwischen der von Klerikern für Kleriker verstohlen geschriebenen und ebenso gelesenen Schilderung der *defloratio* und den von Spielleuten vor Weltmenschen gesungenen naiv-humoristischen Berichten, worin das, was dort die Haupt-

[1] In der Einleitung seiner wundervollen *Geschichte des Siebenjährigen Krieges* (*Œuvres Posthumes*, Berlin 1788, Bd. III, S. 8, 9).

sache bildete, lakonisch als Anhängsel in den Hintergrund tritt (etwa: „trois fois li fis la folie"). Lokalisiert wird von D. die Vorstufenkunst der romanischen Pastorellen im östlichen Teil von Nordfrankreich: dort sollen die Lieder der Cambridger Sammlung gedichtet sein, der Wido des Codex von Ivrea studiert, der Anonymus der Ripoll-Lyrik lange gewohnt und die „Goliarden" der Carmina Burana gesungen haben. Über diese Beweisführung erübrigt sich eine Diskussion. Delbouilles Anschauungen decken sich in verschiedenen Punkten mit denen Brinkmanns, in dessen „Geschichte der lat. Liebesdichtung im Mittelalter", die kürzlich hier besprochen wurde (LII, 206). Beide Studien wirken anregend, aber mehr zum Widerspruch als zur Weiterarbeit mit ähnlichen Methoden.

Edgar Piguet, L'Évolution de la Pastourelle du XII[e] Siècle à nos Jours (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 19). Basel 1927. 207 S.

Das Verdienst dieser gründlichen Studie liegt darin, daſs sie über die erstaunliche Verbreitung orientiert, die das alte Pastorellenmotiv in der französischen Volkslyrik späterer Jahrhunderte gefunden hat. Der Übergang des nach Piguet ursprünglich rein aristokratischen Motives in die Volkslyrik soll sich auf dem Wege über die Motette und das Tanzlied vollzogen haben. Die Motette ist wohl auszuschalten; vgl. darüber Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1931, Sp. 205ff. — Im Tanzliede des 13. Jhs. ist das Motiv reich vertreten; aber auch in dem des 12. Jhs. finden sich schon Spuren davon, die angesichts der überhaupt so geringen Überlieferung an Tanzlyrik der Frühzeit besondere Beachtung verdienen. Über die Frage, ob es überhaupt im französischen mittelalterlichen Liede eine volksliedhafte oder volkstümliche Richtung gab, vgl. meine Feststellungen in dieser Ztschr. LIII, 258ff. („Volkstümliches in der altfr. Lyrik"), sowie das neue Buch von P. Verrier „Le Vers français". Besonderen Wert erhält das Werkchen Piguets durch die *Bibliographie des ouvrages consultés* mit der stattlichen Zahl von 353 Nummern. Wenngleich es für die mittelalterliche Lyrikforschung noch manche Fragen offen läſst, bedeutet es für die späteren Perioden eine Art Abschluſs bzw. ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Hans Spanke.

Thomas Fitzhugh, Aristotle and the Aryan Voice, pubblicato nel Bulletin of the School of Latin, XIII—XV (1933).

Fitzhugh, noto e appassionato cultore della storia e della filosofia dell' accento ritmico nei linguaggi indoeuropei, presenta ora una serie di osservazioni più psicologiche che filologiche sulla metrica greco-latina in rapporto alla metrica italiana, francese, inglese, tedesca e quella del greco moderno. Il volumetto, di pagine 79 + XVIII, è diviso nelle tre parti seguenti: I. *ἼΑΜΒΟΣ*: the Aryan Voice of Stress; II. The *Ἀριθμός-Φωνή* of Aristotle: Organon of Linguistics and Philology; III. The Aryan Voice of Triumph.

Giuseppe Piccoli.

Alan H. Gardiner, The Theory of Speech and Language. Oxford: Clarendon Press 1932. X u. 332 S.

Gardiner, unbestritten der führende Ägyptologe Englands und zugleich einer der bedeutendsten der ganzen Welt, hat sein Interesse für die allgemeine Sprachwissenschaft mehrfach durch Aufsätze bekundet. Nun schenkt er uns den ersten Band eines grundlegenden Werkes über die Sprache.

Was uns zunächst so sympathisch berührt, ist sein Abrücken von philosophischen und psychologischen Spekulationen. Er arbeitet nicht mit hochgelehrten Begriffen, die mehr verschleiern als erklären, sondern läſst sich vom gesunden Menschenverstand und Sprachgefühl leiten. Damit ist zugleich gegeben, daſs er nicht von seinem Spezialgebiet, dem Ägyptischen, ausgeht, sondern von seiner englischen Muttersprache. Doch fehlen nicht ansprechende Beispiele aus den anderen modernen und den klassischen Sprachen.

Das Buch ist dem Andenken Philipp Wegeners gewidmet, dessen 1885 erschienenen Untersuchungen Gardiner viel Förderung verdankt. Daneben finden sich Einwirkungen von H. Paul, Th. Kalepky und vor allem von F. de Saussure. Vor allem übernimmt er des groſsen Genfers Unterscheidung von Sprache und Rede sowie die von ihm hervorgehobene Spannung zwischen Sprecher und Hörer. Gardiners Untersuchungen sind soziologisch ausgerichtet und sie zielen darauf ab, den Absichtscharakter (purposiveness) der Rede zu erweisen. Zu dem Sprecher und dem Hörer tritt nach Gardiner ein dritter Grundfaktor der Rede: das sind die Dinge, über die man spricht. Denn man spricht nicht von Gedanken oder Ideen, sondern von den Dingen selbst oder von bestimmten Sachverhalten, allerdings unter einem bestimmten Aspekt.

Die Unterscheidung von Sprache und Rede gestattet eine reinliche Zuordnung grammatischer Erscheinungen: das Wort und die sog. Wortarten gehören in den Bereich der Sprache; der Satz, d. h. die Aktualisierung der Wörter im Satze, und die Funktion der Wörter als Satzglieder, wie Subjekt und Prädikat, existieren nur in der Rede. Fruchtbare Gedanken über das Wesen des Satzes füllen den zweiten Teil des Werkes.

Es ist hier nicht der Ort, auf weitere Einzelheiten einzugehen. Das Gesagte genügt, um den Wert und die vorwärtstreibende Wichtigkeit des Buches für jeden, der sich mit einer Sprache befaſst, anzuzeigen. Natürlich sind nicht alle Gedanken neu. Man kann von Gardiner, der dieses Werk nur als Parergon in abgesparten Musestunden schuf, nicht verlangen, daſs er die weitschichtige Literatur zur allgemeinen Sprachwissenschaft vollständig übersieht. So kennt er Ammanns Menschliche Rede nicht. Und doch erinnert die Untersuchung der Termini an Hand des volkstümlichen Sprachgebrauchs und der Etymologie an diesen, wie auch bei ihm schon das Wort der Sprache und der Satz der Rede zugeordnet erscheinen (I, 45; II, 51). Ähnliche Gedankengänge sind mir auch aus den Vorlesungen von Hans Lipps schon lange geläufig.

Gardiner verspricht uns zwei weitere Bände. Der nächste soll insbesondere vom Wort und von den Wortarten handeln. Als Krönung des

Ganzen ist eine sprachliche Logik vorgesehen. Mit unserem Dank für den vorliegenden Band verknüpfen wir die Hoffnung, daſs die Fortsetzung nicht zu lange auf sich warten läſst.

ERICH HOFMANN.

J. Gombert, Eilhart von Oberg und Gottfried von Straſsburg. Beitrag zur Tristanforschung. Amsterdamer Diss. Rotterdam: Nygh & van Ditmar 1927. 213 S.

Durch eine erneute, scharfsinnige und das Tristanproblem bei Bédier und Piquet abändernde Vergleichung der französischen und deutschen Bearbeitung gelangt Gombert vor allem zu folgenden Schlüssen: 1. Der stark kürzenden und verstümmelten Saga darf keinesfalls bei den Rekonstruierungsversuchen so viel Vertrauen geschenkt werden, sie ist nur mit gröſster Vorsicht zu benutzen. 2. Wegen der mehr sprunghaften, unvollständigen Darstellung des Sir Tristrem ist anzunehmen, daſs dessen Kompilator nur gedächtnismäſsig verfuhr; doch kann sein Zeugnis höchst wertvoll sein, wo die Saga versagt. 3. Gottfrieds Gedicht erweist sich immer mehr als ursprünglich und trotz eigener psychologischer Änderungen bis in Einzelzüge, die bisher Eilhart beigemessen wurden, selbständig. 4. Hier setzt der Germanist Gombert unter Polemik gegen Lichtenstein und Piquet ein: Die Frage nach dem Ur-Eilhart hängt eng mit einer genauen Prüfung der Eilhartbearbeitung durch *X* zusammen, da Lichtensteins Text keine zuverlässige Basis für die Erkenntnis und Verwertung der Eilhartüberarbeitung bietet. Es erweist sich, daſs Gottfried durchaus von Eilhart unabhängig ist, die Redaktion *X* aber nebst *C* und *P* hingegen unter Gottfrieds Einfluſs steht und daher, als Kritikbasis verwendet, zu schiefen oder unrichtigen Resultaten führt, vgl. namentlich den Exkurs zur Minnetrankszene. Die für *X C P* postulierte Bearbeitung *F* will Gombert um 1220 ansetzen, Eilhart selbst scheint nicht der Vf. des Urgedichtes gewesen zu sein: wie Berol in Frankreich die alte Tristanfassung unter stellenweiser Benutzung der höfischen Version bearbeitete, so verfuhr Eilhart in Deutschland in gleicher Weise (S. 160). Die Germanisten haben sich mit der These auseinanderzusetzen, daſs der Straſsburger Dichter das Werk Eilharts kaum gekannt und benutzt hat. Daſs auf dem Wege Normandie-Champagne (Troyes) die Thomashs. nach Straſsburg gelangt ist (S. 124ff.), hat Gombert wahrscheinlich gemacht. Hier konnte darauf hingewiesen werden, daſs ein Aufenthalt in England nicht nur für Bernart von Ventadorn, sondern auch für Crestien von Troyes in die Waagschale der Beziehungen kontinentaler Epik und Lyrik zum englischen Königshofe zu legen ist.

Eine neue Eilhartedition ist sicher nach Gomberts Kriterien dringend nötig. Wir können hinzufügen: Wenn demnach Bédiers Rekonstruktion an gar manchen Punkten einer Revision bedarf, würde die Tristanforschung durch eine vertiefte und kritisch gesichtete Konkordanz alles dessen, was dem „Urtristan" und Thomas-Gottfried (nebst den anderen Zeugen) zu-

gehört, auf eine zuverlässige Grundlage gestellt werden. Gomberts Eignung für diese Aufgabe ist über allem Zweifel erhaben.

A. Hilka.

Hermann Güntert, Kundry. Heidelberg: Carl Winter 1928 = Germ. Bibl. II, 25. 64 S. + 2 Tafeln.

In diesem erweiterten Abdruck eines Vortrags erörtert der Vf. das Vorbild der Wagnerschen Kundry als Verschmelzung dreier Frauengestalten in Wolframs Parzival (Kundry als wilde Gralsbotin, Orgeluse und Sigune) unter Einfluſs buddhistischer wie christlicher Legende und Intuition der Gralsbotin, die bereits bei Crestien als Muster absonderlicher Häſslichkeit uns vorgeführt wird, s. meine Graledition, Anm. zu v. 4612 u. 4618 und für den häſslichen Knappen Anm. zu v. 6986, beides sind ja Exempel der lat. Schulpoesie, wie man weiter bei Faral nachlesen kann. Den Übertreibungen beim Kymren (im Peredur), mögen sie auch „ein Erzeugnis echt keltischer Phantasie" sein, kann man doch nicht mehr quellengeschichtlichen Wert beilegen, wie dies noch immer Güntert anzunehmen geneigt ist; sie sind inmitten sonstiger Nachahmungen der altfrz. Quelle, wie dies klar genug L. Mühlhausen erwiesen hat, sekundärer Natur. Der graal bei Crestien ist keine Schüssel, sondern ein Ciborium, das Rachemotiv mit dem blutigen Menschenkopf in der Schüssel ist ein späterer Zug, von einer keltischen volkstümlichen Tradition der Gralssage kann also keine Rede sein u. a. m. Güntert aber glaubt weiter an die Herkunft des schwarzen Mädchens aus dem Totenreich („eine Botin aus der Welt des Grabes"), erinnert als Keltist an die Darstellung ähnlicher abstoſsender Gestalten in der mittelirischen Sagenliteratur und hält an der These von Ummotivierungen fest. Die beiden Allegorien von der groſsen Buhlerin im Anschluſs an die Apokalypse und jene von der Frau Welt (den Ausgangspunkt hierzu gab aber wiederum die lat. Schulpoesie mit der Figur der Fortuna, vorn schönbehaart, hinten kahl) mit Wolframs Kundrie, der Zauberin, in Verbindung zu bringen, ist gewiſs ein geistreicher Einfall, berührt aber nicht den Gralstoff selbst. Das Vorkommen des Namens der Zauberin Gondree im Veilchenroman ist sicher ein besserer Wegweiser für uns als etwa die Ableitung aus brittischem Ceindrych ‚von schönem Gesicht', was Wolfram aufgegriffen haben soll trotz seiner gegenteiligen Schilderung dieser Gralsbotin (in der ersten Gralfortsetzung heiſst Gauvains Schwester Clarissent).

A. Hilka.

R. Hallig, *Die Benennungen der Bachstelze in den romanischen Sprachen und Mundarten.* Leipzig-Paris 1933. 2 Karten, XVI, 100 S. (= Leipziger Romanistische Studien. Hgb. von W. v. Wartburg. I. Sprachwissenschaftliche Reihe. Heft 3).

Die Arbeit stellt einen lehrreichen Beitrag zur volkstümlichen Namengebung dar. Vf. untersucht die romanischen Namen der Bachstelze und der Viehstelze und führt schlieſslich den Nachweis — wenigstens für Frankreich —, daſs die Sprache als Allgemeinbezeichnung ein Wort aus der Gruppe

der Benennungen der Viehstelze (*bergeronette*) gewählt hat, weil „Benennungen, die eine Einreihung in die menschliche Sphäre vornehmen", bevorzugt werden. Die Zusammenstellung der einzelnen Namen erfolgt nach den verschiedenen Merkmalen, die zu den Namen der Bach- bzw. Viehstelze Anlaſs gegeben haben. Vf. ist bei seinen Ausdeutungen sehr vorsichtig zu Werke gegangen, und es ist nur zu begrüſsen, wenn er S. 77—82 die Namen, die er nicht erklären und einordnen konnte, einfach aufführt und dabei Erklärungsmöglichkeiten andeutet.

Dem Vf. standen zur Ausarbeitung die entsprechenden Karten des ALF, ALCors, ALCat und AIS, ferner Wörterbuchmaterial usw. sowie die noch unveröffentlichten Materialien des FEW zur Verfügung. Für die restlichen Gebiete war Vf. auf die Wörterbücher angewiesen. Es macht jedoch einen eigentümlichen Eindruck, daſs er für das Portugiesische weder das grundlegende Wb. von Figueiredo noch das von Nascentes benutzt hat. Neben dem groſsen Wb. der span. Akademie hätte der Dicc M[anual] der Akademie, besonders auch wegen der Abb. der Vögel, gute Dienste leisten können. Bei den katalanischen Wörterbüchern fehlen die von Aguiló, Balarí und Vallès; auch der DCVB von Alcover hätte genannt werden sollen, wenngleich er erst bis C erschienen ist. Der angegebene Dicc Enc 1930ff. stellt bereits die 2. Aufl. dar (1. Aufl., 3 Bde., Barcelona, Salvat, o. J.). Warum wird das Wb. von Labernia mit Est abgekürzt? (Labernia y Esteller). Der Aufsatz von Sallent erschien im BDC X (1922), nicht 9 (1921). Genau so wie bei den franz. und ital. Atlasmaterialien hätte auch der ALCat durch die Wb. kontrolliert und ergänzt werden müssen; für das Span. und Port. aber hätten wenigstens die hauptsächlichen Wörterbücher alle herangezogen werden müssen. Für das Rumänische wäre wohl aus S. Fl. Marian, *Ornitologia poporană romînă*, Cernăuţi 1883 einiges zu entnehmen gewesen.

S. 7/8: Der Nachweis, daſs in gasc. béarn. *kudẹ̄it* u. a. ein Suffix (besser Endung) -ēctu steckt, ist dem Vf. nicht gelungen. In seiner Tabelle finden sich nur Worte auf -ectu, -uctu, -octu. Hätte er auch Wörter auf -actu aufgenommen, so hätte er die Feststellung machen müssen, daſs ebensogut -actu wie -ectu in Frage kommt (vgl. die Reflexe von factu ALF K. 533). Man ist natürlich versucht, für *kudẹ̄it* an ein caudae ĭctus > vl. *caude ectu* ‚Schwanzschlag' zu denken, das in seiner Bildung eine gewisse Verwandtschaft mit dem Typ *batte-queue* zeigt. Freilich scheint ictus nur im Port., in ital. und rätorom. Mundarten verbreitet zu sein (REW 4254). Wahrscheinlicher ist *-ẹ̄it* = Dim. Suffix *-eyt* (s. S. Palay I, 564). — S. 29: Kors. *-nn-* und *-nd-* wechseln häufig, da vielfach *-nd-* > *-nn-* wurde; *-nn-* scheint früher weiter verbreitet gewesen zu sein als heute. — S. 36: An der Bedeutung von kat. *tatá* ‚Hopphoppferdchen' bei Vogel ist nicht zu zweifeln, siehe Vallès: ‚nom que donen els nens petits al cavall', was sich in erster Linie auf das Schaukelpferd bezieht. — S. 37: Kat. *corriol* ist auch im Dicc Enc und bei Vallès verzeichnet (bei Vallès genaue Beschreibung); kast. *andarrío* ist offenbar auch aragonesisch (Borao gibt als Bedeutung ‚ave'); lies *andarríos* statt *andarrios* (Salamanca); *andarríos* ist auch kastilisch (Dicc M); in diesem Zusammenhang wäre noch zu erwähnen mlat. *ripivaga* (Hw. dt. Abergl. I, 752); zu span. *andarín* vgl.

auch menork. *andari*, von dem wir jedoch nicht wissen, welchen Vogel es bedeutet (Aguiló ‚ocell', DCVB ‚un aucell'). — S. 41: Von dem Aufpicken des Gewürms aus dem frisch umgepflügten Erdreich hat die Bachstelze im Baskischen den Namen *ildo-šori, hildo-šori, ildo-tšori* (Azkue) = „Furchenvogel", aus *ildo* ‚Furche' und *tšori, šori* ‚Vogel'. — S. 43: Port. *arvelinha* ist nach Figueiredo die Bergstelze (M. sulfurea). — S. 50: Wo im Kat. die Viehstelze *enganya-pastors* heiſst, haben wir es offensichtlich mit einer Übertragung des Namens eines anderen Vogels zu tun. Aguiló gibt für *enganya-pastors* die Bedeutung ‚ocell: chotacabras', und Vallès, der den Vogel folgendermaſsen beschreibt: ‚ocell fissirostre, de ratlles de colors variades, que entra de nit per les cledes cercant insectes', gibt die Bedeutungen: frz. 'engoulevent', 'tète-chèvre', span. 'chotacabras', 'engañapastores'. Aber auch span. *engañapastores* ist synonym mit *chotacabras* (Dicc M, ebd. S. 655 Abb.). Es handelt sich also im Kat. normalerweise wie im Span. um den Ziegenmelker, auch Nachtschwalbe genannt. Im Murcianischen bezeichnet *engañapastor* eine 'Art Sperber' (García Sorriano). — S. 67: Zu neap. apul. *pappamosca* vgl. span. *papamoscas* 'Fliegenschnäpper' (Beschr. u. Abb. Dicc M S. 1431) und port. *papamóscas* 'pássaro dentirostro, taralhão' (Figueiredo), also 'Baumlerche', in beiden Fällen also andersartige Vögel. — S. 68: Span. *aguzar* bedeutet tatsächlich auch „anstacheln", siehe Dicc M (s. v.) = 'aguijar, estimular'. — Über die Etymologie von *aguzanieve* siehe jedoch García de Diego, RFE XVIII, 7—8. — Die Bezeichnung der Bachstelze als „oiseau du bon dieu" beruht auf der Legende, daſs die Bachstelze bei der Flucht der h. Familie nach Ägypten mit ihrem Schwanze die Spuren im Sande verwischt hätte (überliefert auf den Azoren, vgl. Hw. dt. Abergl. I, 752). — S. 81: Die Form kat. *còbit* findet sich auch im Dicc Enc (= span. 'collalba, culiblanco') und bei Aguiló ('nom d'un ocell: cubilanco'). Da nun aber das dem kat. *còbit, còbic* in der Bedeutung entsprechenden span. *collalba* einen 'mazo de madera con el cual los jardineros desmenuzan los terrones' bezeichnet (Dicc M), so dürfte *còbit, còbic* die gleiche Übertragung zugrunde liegen wie im Sardischen „kleine Hacke" (S. 17; vgl. Aveyron „Wäscheschlägel" S. 16). — S. 82: Auch nach Vallès bezeichnet kat. *cótxa* die Bachstelze ('cuereta'). Kat. *cuscueta* wird auch vom Dicc Enc, von Aguiló und Vallès in der Bedeutung 'cuereta' angegeben. Kat. *siboc* auch bei Vallès, der entsprechend dem Dicc Enc als Bedeutung 'enganyapastors', also Ziegenmelker gibt. Zu salmant. *rebalba* vgl. arag. *rebalva* 'ave del orden de los pájaros' (Borao). — In den S. 20 und 73 zitierten rumänischen Wörtern ist konsequent *a* statt *ă* gedruckt.

Auf Karte B hätte Korsika bequem eingezeichnet werden können.

Wilhelm Giese.

Karl Jaberg, Sprachtradition und Sprachwandel, Rektoratsrede gehalten an der 97. Stiftungsfeier der Universität Bern am 21. Nov. 1931. Bern, P. Haupt 1932. 8°. 21 S. Kart. 1 Fr.

In seiner Rektoratsrede folgt Jaberg seiner Neigung zu allgemeinsprachwissenschaftlichen Betrachtungen. Daſs er seine Ausführungen über Sprachtradition und Sprachwandel auf seine Erfahrungen im Gebiet der

französischen und italienischen Sprache gründet, ist selbstverständlich. In kurzen Strichen und in klarer Form versteht er es, die schwierigen Probleme der Fachwissenschaft einem gröſseren Publikum vorzuführen. Ihm liegt im besonderen daran, an der sich schnell wandelnden französischen Sprache und dem konservativen Italienisch die zwei Fragen zu beantworten: 1. In welchem Milieu entstehen die sprachlichen Neuerungen? 2. Wie setzen sie sich durch? Auch der linguistische Fachmann, das muſs ich gestehen, wird mit gespanntem Interesse diesen gehaltvollen Auseinandersetzungen des Berner Romanisten folgen. Es wäre aber ungerechtfertigt, auch nur irgendeinen Punkt herauszugreifen, um Kritik daran zu üben, da Vf. auf diesem schmalen Raum nicht die Möglichkeit besaſs, seine Meinung ausführlich zu entfalten, geschweige denn sie zu begründen. So kann ich der gedruckten Rede nur einen groſsen Leserkreis wünschen.

EDUARD HERMANN.

Iorgu Iordan, *Introducere în studiul limbilor romanice.* Evoluţia şi starea actuală a linguisticii romanice. Iaşi 1932. VIII, 480 S. Preis 300 Lei.

Nachdem I. Iordan in der Festschrift für W. Streitberg (Heidelberg 1924) S. 585—621 einen Beitrag *Der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft* veröffentlicht hat, legt er nunmehr eine Einführung in das Studium der romanischen Sprachen vor. Das Werk verfolgt pädagogische Ziele und ist bestimmt zur Einführung rumänischer Studenten in die Methoden und Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Forschung auf romanischem Gebiet. Bei dem mächtigen Aufschwung, den das Studium des Rumänischen und der anderen romanischen Sprachen in der Nachkriegszeit in Rumänien genommen hat, dürfte das Buch für den rumänischen Studenten ein schon seit längerer Zeit ersehntes Handbuch sein; aber auch auſserhalb Rumäniens wird man es — soweit Rumänisch verstanden wird — gern zu Rate ziehen, insbesondere wegen seiner reichen und sorgfältigen bibliographischen Angaben, wegen der guten Analysen der wichtigen sprachwissenschaftlichen Werke der neueren Zeit und nicht zuletzt wegen des unparteilichen, allen Schulen gerechtwerdenden Standpunkts, den Iordan bei der Darstellung einnimmt. Das Buch umfaſst vier Abschnitte, die der Entwicklung der romanischen Sprachwissenschaft bis 1900, der idealistischen Schule Voſslers, der Sprachgeographie und der französischen Schule (Anhänger Saussures) gewidmet sind. Sehr sympathisch ist die Art, wie Iordan das gemeinsame uninteressierte Streben aller Romanisten im Sinne einer Förderung der Wissenschaft über allen kleinlichen Streit der Meinungen stellt (S. VI). Wir als Deutsche sind ihm zu besonderem Dank verpflichtet für die glänzende Verteidigung deutscher Wesensart gegenüber einem Angriff von A. Dauzat („l'esprit d'imitation qui les [= die Deutschen] caractérise", Géogr. ling. S. 23/4) und das Lob, das er (S. 271) dem schöpferischen Geist des deutschen Menschen zollt.

Es wäre ungerecht, bei einem so umfassenden Werk über Einzelheiten rechten zu wollen; immerhin fällt es auf, daſs die auf das Iberoromanische bezüglichen Leistungen etwas knapp behandelt wurden. Manche Namen erscheinen nur anläſslich von Büchertiteln und oft nur in Fuſsnoten, ob-

wohl wir eine, wenn auch nur kurze Würdigung ihrer ganzen sprachwissenschaftlichen Arbeit erwartet hätten, um so mehr, als auf anderen Gebieten eben die Ausführlichkeit eine weitaus größere ist. Ich nenne, um nur einige Beispiele zu geben, die Namen Alcover und Leite de Vasconcellos. Anläßlich der Sprachgeographie auf katalanischem Gebiet (S. 280) hätte auf keinen Fall die Arbeit B. Schädels vergessen werden dürfen, der als erster unter den Romanisten sich der katalanischen Linguistik widmete (mindestens *Mundartliches aus Mallorca*, Halle 1905; *La frontière entre le gascon et le catalan* (Romania XXXVII); *Die katalanischen Pyrenäendialekte* in RDR I, 1909 wären an dieser Stelle zu nennen gewesen). S. 291 sind hinzuzufügen O. Fink, *Studien über die Mundarten der Sierra de Gata*, Hamburg 1929, und H. Meier, *Beiträge zur sprachlichen Gliederung der Pyrenäenhalbinsel und ihrer historischen Begründung*, Hamburg 1930. Bei der Besprechung der Richtung Wörter und Sachen (S. 83) fehlt jeglicher Hinweis auf die einschlägigen hispanistischen Arbeiten von F. Krüger (*Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete*, Hamburg 1925; *Die nordwestiberische Volkskultur* in WS X; — die Zeitschrift VKR wird S. 452 erwähnt).

Noch einige Kleinigkeiten, die mir aufgefallen sind: S. 85 sind zu Damé noch zu stellen H. Dumke, *Die Terminologie des Ackerbaus im Dakorumänischen*, Leipzig 1912 und T. Pamfile, *Industria casnică la Români*, Bucureşti 1910. — S. 281 A.: vgl. noch die Besprechung von F. Krüger im LGRPh. XLVIII, 195—203. — S. 293: lies *En Francesch de B. Moll*; der 1. Band erschien Palma de Mallorca 1930 (Angabe des Titelblattes, also nicht „fără an"). — S. 310: Der nordholländische Sprachatlas von Te Winkel hat eine Fortsetzung gefunden in den Atlasaufnahmen von G. Kloeke, von denen eine Reihe von Proben gedruckt vorliegen (in verschiedenen holländischen Zeitschriften). — S. 311: Eine Besprechung des Aufsatzes von Menéndez Pidal, *Sobre geografía folklórica* gehört nicht in den Rahmen dieses Buches, und wenn es schon besprochen wird, so hätte auch auf die französische geographische Methode der Volksliedforschung hingewiesen werden müssen. — S. 442 A.: Zu den Arbeiten über Orts- und Personennamen ergänze B. Migliorini, *Dal nome proprio al nome comune*, Genf 1927; J. Clapés i Corbera, *Els cognoms catalans*, Barcelona 1929; P. Aebischer, *Essai sur l'onomastique catalane du XIe au XIIe siècle* in AnOfRo. I (1928) 43—118; ders., *Études de toponymie* in Mem. Inst. Est. Cat. I (1928) 123ff. — S. 452: Die Arbeit von Bierhenke (nicht Bierkenke) ist tatsächlich 1932 erschienen.

Es ist bedauerlich, daß Vf. eine Reihe von Schriften nicht selbst hat einsehen können. WILHELM GIESE.

H. F. Muller, A Chronology of Vulgar Latin. Max Niemeyer: Halle 1929. Beihefte zur Zeitschrift für roman. Philologie: LXXVIII. Heft.

Vor etwa dreißig Jahren erschien die „Introduction à la Chronologie du latin vulgaire" von Mohl, die dem archaischen Latein und besonders den nicht-lateinischen Dialekten Italiens einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des Romanischen einräumte. Diese Anschauung erregte damals

berechtigtes Aufsehen; aber bei aller Würdigung vorgebrachter Einzelheiten wurde sie im groſsen und ganzen als reine Spekulation bewertet und als Forschungsmethode abgelehnt. Die „Chronology of Vulgar Latin" Mullers dagegen fuſst auf dem Vulgärlatein der späteren, ja der spätesten Zeit. — Dieses wäre bis zum Ende des 8. Jhs. im wesentlichen ein einheitlicher Grundstock geblieben, aus dem dann das Französische, das Italienische und das Spanische sich abgezweigt hätten. Bei dieser Auffassung kommt es zunächst darauf an, der bisherigen Annahme entgegen, nachzuweisen, daſs die lateinische Umgangssprache als Koinê die germanischen Einwanderungen überdauert und sich bis zum 9. Jh. behauptet habe. M. schöpft seine Argumente aus den kulturellen Verhältnissen, denen er einen noch gröſseren Einfluſs als der Rasse und dem Klima auf die Sprachentwicklung beimiſst. Der politischen Einheit des römischen Reiches hätten zwar die einfallenden Barbaren ein Ende gemacht, aber das soziale Leben der westlichen Romania sei durch gemeinsame Impulse, wie rege Handelsbeziehungen, Kolonisation und in erster Linie zunehmende Christianisierung, weiter zusammengehalten worden. Danach wäre die merowingische Zeit keineswegs die Periode allgemeiner Auflösung, für die sie bisher gehalten wurde. So gewagt auch diese Behauptung erscheinen mag, findet sie doch in der Schriftsprache der Zeit eine gewisse Bestätigung. Trotz aller Bemühungen ist es noch nicht gelungen, einwandfreie „lokale Verschiedenheiten" vor jener Zeit aufzuzeigen. Nicht einmal die Verwechslung von *ab*, *cum* und *apud* kann ausschlieſslich für das Galloromanische in Anspruch genommen werden. In Gallien allerdings ist der Gebrauch von *apud* für *cum* in der Gerichtssprache bedeutend verstärkt und schlieſslich in die Umgangssprache übernommen worden. Auſserdem begegnen überall die Synkope des Nachtonvokals, der Schwund des auslautenden *t* und *s*, die Vereinfachung der Deklination, der Übergang von *ille* zum bestimmten Artikel. Und wenn das Franz., das Ital. und das Span. ein neues Futurum und ein neues Passivum, deren Vorbilder erst im Latein des 6.—8. Jhs. feste Umrisse angenommen haben, genau auf dieselbe Weise bildeten, während das Rumänische eigene Wege ging, so ist wohl die Erklärung darin zu suchen, daſs im Westen die Sprachen weit über das 6. Jh. ein gemeinsames Leben geführt haben. Mit dem 9. Jh., der Zeit des sozialen Verfalls, löst sich die kulturelle Gemeinschaft auf, die sprachliche Sonderentwicklung setzt entschieden ein, wird aber durch die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse bedingt. Von jetzt an weist das Französische eigene Merkmale auf: Verstärkung des Haupt- und Nebentones, die ein Umsichgreifen der schon begonnenen Synkope und Diphthongierung (*peire* gegen *pera*) zur Folge hat; auſserdem die Bildung einer Zweikasus-Deklination. Warum ist es in Frankreich so geworden? Weil mit dem 6. Jh. die groſse Masse der Ungebildeten, hoch und niedrig, an dem öffentlichen Leben aktiv oder passiv einen regen Anteil nahm, und zwar unter der Führung der Geistlichkeit, die für sie eine eigene Literatur, die Heiligenleben, schuf. Das Volksmäſsige erhielt dadurch einen starken Antrieb, die Volkssprache konnte sich unbehindert, ihrem Wesen entsprechend, weiter verändern. Die *s*-Flexion des Altfranzösischen bedeute dagegen einen Eingriff der Gebildeten in die

organische Entwicklung der Umgangssprache. Wäre diese auch hier sich selbst überlassen gewesen, so hätte sie, nach den Formen der Merowinger Schriftsprache zu urteilen höchstwahrscheinlich alle Kasus bis auf einen fallen lassen, wie das Italienische und das Spanische. Aber die Geistlichen, die sich mit der Übersetzung lateinischer Vorlagen abgaben, hätten es für zweckmäſsig gefunden, so behauptet M., das schon im Verschwinden begriffene *-s* wieder aufzunehmen, damit die Nachfolge des lateinischen Satzes besser erkannt und eingehalten werden konnte. — Die Rückwirkung des demokratischen Geistes auf die Sprache wird man ohne weiteres zugeben, aber die Art und Weise, wie sich M. das Aufkommen der Zweikasus-Flexion vorstellt, dürfte etwas gesucht erscheinen. Wenn das flexivische *s* ein syntaktisches Hilfsmittel war, so war es ein sehr mangelhaftes, denn bei den zahlreichen Feminina der 1. Klasse muſste es versagen. Andererseits weist die altfranz. Nominalflexion noch andere Merkmale auf, wie die Ungleichsilbigkeit und Tonverschiebung, für die wenigstens bei den Gattungsnamen ein gelehrter Einfluſs ausgeschlossen ist. — Mag man auch, wie M., die Diphthongierung des *é* ins 9. Jh. versetzen, wie steht es aber mit dem Wandel von *á* > *e* und dem ihn bedingenden Ausfall der Auslautvokale? Da *e* noch vor Mitte des 9. Jhs. in der Schrift bezeugt ist (Nodelus), so muſs er wohl älter sein als V. annimmt. — Und ist die Abschwächung von auslaut. *a* > *e*, die doch lange vor dem 9. Jh. zum Vorschein kommt, nicht ebenfalls ein spezifischer Zug des Französischen?

In Italien lagen die Verhältnisse ganz anders. Hier stand eine geistliche und weltliche Aristokratie an der Spitze, die in dem Kult der römischen Vergangenheit aufging und das geistige Leben für sich allein in Anspruch nahm. Das Volksidiom wurde von ihr entweder verschmäht oder gezwungen, sich der lateinischen Ausdrucksweise anzupassen. Auf die Weise wurde das Italienische auf lange Zeit von der betretenen Bahn abgelenkt und erhielt ein gelehrtes, konservatives Gepräge, das es von dem Altfranz. unterscheidet. In Spanien waren die Bedingungen für die Sprache teils wie in Frankreich und teils wie in Italien. Zunächst machte sich auch hier der Einfluſs des Klerus bemerkbar und brachte es fertig, den spontanen Prozeſs des Volksidioms zu verlangsamen und aufzuhalten. Als nun der langjährige und leidenschaftliche Kampf gegen die Mauren ausbrach, machte sich das Volksempfinden wieder frei und die zum Stehen gebrachte Sprachentwicklung schritt weiter fort. Das soziale Leben Spaniens in jener Zeit ist ein Ringen der gelehrten und volkstümlichen Strömung, auf welches, von hoher Warte betrachtet, das Ungleichmäſsige in der Gestalt des Altspanischen zurückgeführt werden kann.

So ansprechend die Verflechtung kultureller und sprachlicher Erscheinungen sein mag, so ist doch bei ihrer Auswertung Vorsicht geboten. Auch sie vermag nicht immer „mettre les points sur les i", vor allem wenn die zu untersuchende Grundlage, in diesem Fall die lateinische Umgangssprache, unzulänglich überliefert und nur mittelbar durch die Schriftsprache zu erreichen ist. Was das Französische anbelangt, wird wohl wahr bleiben, daſs die Sonderentwicklung früher begonnen hat als M. annimmt und daſs dann, wie er mit Recht betont, die sozialen Verhältnisse im Feudalstaat

des 9.—10. Jhs. sie in einem viel rascherem Tempo als vorher vorwärtsgetrieben haben.

V. behandelt, wie man sieht, weittragende Fragen der Romanistik. Er tut es mit einem so weitreichenden Wissen und an Hand eines so reichhaltigen Materials, daſs man ihm für die vielseitige Belehrung dankbar sein muſs.

JULES PIRSON.

H. J. Pos, Contributions à une Théorie générale des Synonymes. Recherches Philosophiques, 1932/3, p. 180—201.

Auf dem Linguistenkongreſs, Genf 1931, hielt Pos (Amsterdam) einen Vortrag über Synonymie. Ich erinnere mich, daſs Boillot (Bristol) ihm in der Diskussion entgegenhielt: „Ja, gibt es denn Synonyme?"

Mittlerweile hat Pos seine Studien vertieft und nimmt sich vor, erstens die Synonyme als solche, dann aber die Gründe der Synonymie zu studieren. Er nimmt die Bestimmung des *Dictionnaire de l'Académie* an, daſs es vollkommene Synonyme nicht gebe, entscheidet aber selber ganz zutreffend: „Wenn die Bestimmung der Synonyme auch schwierig ist, so ist doch eins sicher: Es gibt Synonyme" (S. 192).

Was auch hier an die Spitze der Erörterung treten müſste, ist wiederum die Frage nach der Methode. Wir wissen doch aus der Arbeit W. von Wartburgs über die Terminologie der Augenkrankheiten, daſs viele dieser Ausdrücke mehrere Krankheiten bezeichnen und viele einzelne Krankheiten durch mehrere Ausdrücke bezeichnet werden. Ja, eine Person schwankt oft selber in der Beziehung Begriff — Ausdruck, je nach Zeit und Umständen. Und wir kennen diese Labilität nicht nur aus dieser Arbeit, sondern aus unserer eigenen Jugend. Ja, es kommt noch heute vor, daſs wir Begriff oder Ausdruck wechseln.

So ist die Schwierigkeit der Definition des Begriffs „Synonymie" nichts als eine Folge des Vorurteils, daſs unsere Begriffe und Ausdrücke stabil seien. Sie sind es gar nicht. Wenn wir das aber wissen, dann wird sich unsere Suchmethode ändern: Dann stellen wir auch nicht mehr die allegorische Frage: „Gibt es in den Sprachen Synonyme?" Sondern wir fragen: „Gibt es Individuen, die (zu einer Zeit) Synonyme brauchen?" Und diese Frage ist längst mit *ja* beantwortet und dies „ja" ist sicher.

Hans Sachs dichtete *auf einen gelahrten Wortklauber*:

Wie *halb und halb*, so *schlecht und recht*
Verwirret Sinn und Ohr
Wenn *halb und halb* nichts Ganzes gibt,
Was stellen sie dann vor?
Verfänglich auch das zweite Wort
Des Alltags *schlecht und recht*.
Streich lieber gleich das Silblein *und*:
Dann heiſsen sie *recht schlecht*.

Schlecht und recht beleidigen also Sachsen „Sinn und Ohr". Auch heute brauchen wir die Formel, ohne uns über den Sinn klar zu werden. Gerade wie die Franzosen ihr *bel et bon, bel et bien*.

In *halb und halb* liegt etwas anderes vor. Hier sind nicht zwei Ausdrücke und (ungefähr) ein Sinn, sondern ein Ausdruck und zwei Sinne: Denn, sind *halb und halb* eines Sinnes, so geben sie ein „Ganzes". Nur wenn sie es nicht sind, können sie ergeben, was in der Redensart: „*Ich habe halb und halb verstanden*" (d. h. „nicht ganz!") gemeint ist. Hieran sieht man, daſs Synonymie und Äquivok zusammengehören und daſs, wenn man sie kritisch behandeln will, man sie nicht trennen darf.

Locke hat das in dem schönen Kapitel *Abuse of words* (*Essay concerning Human Understanding*) wohl beachtet. Er weiſs, daſs wir im Gebrauch unserer Begriffe und Worte labil (*inconstancy*) sind. Er weiſs, daſs für viele Begriffe mehrere Worte stehen (z. B. *matter* und *body*). Daſs dies aber individuell ist, und man sehr wohl in solche Synonyme verschiedene Bedeutungen legen kann. Er weiſs, daſs viele Begriffe oft durch mehrere Worte vertreten sind. Und vor allem weiſs er schon, daſs es die Schuldeduktion ist, welche dies alles befördert und zu einer Quelle ewiger Miſsverständnisse macht: Sie lehrt uns erst Worte, dann Begriffe, oft nur Worte.[1] Daraus sieht man, daſs auch das Problem des Synonyme, wie jedes sprachwissenschaftliche Problem, nicht von Alterstufe, Klasse und Bildung getrennt werden darf.

Locke entstammt der Schule, aber der begabte philosophische Kopf steht über ihr. Hans Sachs hat die Lateinschule nicht besucht, aber auch seine Begabung stellt ihn über sie.

Dagegen wird nun die Schule sich rechtfertigen: „*Schlecht* ist ja etwas ganz anderes wie *recht*. Es ist *schlicht* = einfach!" Wer aber denkt an Etymologie, wenn er *schlecht und recht*, *Art und Weise*, *acts and deeds*, *faits et gestes* (Pos, S. 200) sagt?

Der idealistische Philologe wird dagegen interpretieren: Er fühle *schlecht* als den „Rechtsbegriff des einfachen Mannes", *recht* aber als „denjenigen des Gebildeten". Deutungen dieser Art sind immer zu fein.

Und so hat Pos ganz recht gehabt, von *Dekadenz der Synonymie* in solchen Formeln zu reden (S. 200 *dégradation*). Trifft aber diese Kritik nicht die ganze Synonymie?

Pos fragt, „*si la synonymie ne pourrait se comprendre comme un phénomene sémantique nécessaire dans l'ensemble du langage humain*". Das kommt aber auf den Sinn an, den man *nécessaire* gibt. Im biologischen Sinn ist Synonymie gewiſs nötig, sonst wäre sie ja nicht da. Aber im logischen Sinne ist sie nicht nur nicht unnötig, sondern schädlich. Montaigne hat das schon erkannt (*notre contestation est verbale*), Leibniz hat (von Bayles Lexikon angeregt) äuſserst pessimistisch über die Unklarheiten unserer Sprache zu philosophischen Zwecken gedacht und eine Kunstsprache verlangt. Locke hatte vor ihm die Gründe des ewigen Aneinander-Vorbeiredens aufgewiesen. In unserer Zeit hat Bally das Antidot genannt und getauft:

---

[1] Buch III, Kap. 10, 16 „It would be a hard matter to persuade any one that the words which his father or schoolmaster, the parson or the parish, or such a reverend doctor used, signified nothing that really existed in nature".

„La première condition que la logique pose au langage, c'est d'éviter l'ambiguïté; pour cela il faut, autant que possible, que chaque signe n'ait qu'une valeur et que chaque valeur ne soit représentée que par un signe . . . C'est le principe d'Univocité" (*Le Langage et la Vie* 1913, S. 73).

Diese Univocitas ist für unsere Sprachen ein fernes Ideal. Aber für die Sprache der Wissenschaft ist sie ein Postulat.[1]

So denke ich, daſs es sehr verdienstvoll war, das Problem der Synonymie neu aufgeworfen zu haben. Pos' Arbeit kann weiteren Studien als vorzügliche Grundlage dienen. Freilich wird künftig der Ausgangspunkt (wie in der Linguistik) in der gesprochenen Sprache, unter sauberer Unterscheidung von Individuen, Alter, Klassen und Mundarten liegen müssen.

Schule und wortorientierte Diktionäre dürften erst am Ende daran kommen. Denn das Verfahren, die Synonymie durch subjektive Deutung verschiedener Sinne aus der Welt zu schaffen, ohne auf objektiven Sinn und Logik zu achten, fördert doch nur das Spiegelbild der Synonymie: das Äquivok. Auf die übliche Weise der Wortdeduktion künstlerischer Art kommt man also nur aus dem Regen in die Traufe.

Leo Jordan.

Günter Reichenkron, Passivum, Medium und Reflexivum in den Romanischen Sprachen. Jena 1933. (Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie III, 1.)

Die Genera verbi stellen den verbalen Ausdruck einer Kausalbeziehung dar. Sie drücken das Verhältnis des Agens zur Actio in der Weise pragmatisch aus, daſs sie die Energiestärke des Agens zum Richtungsverlauf des Aktionsstromes in Beziehung setzen. Dieses Verhältnis tritt in drei Stufen in Erscheinung:

	1. Stufe	2. Stufe	3. Stufe
	Aktiv	Medium	Passiv
a) nominal-statisch:	Agens	Subjekt (Handlungsträger)	Objekt (Handlungsziel resp. -inhalt)
b) verbal-dynamisch:	Progression	Reflektion	Regression

Der statische Nominalfaktor nimmt in den drei Stufen hinsichtlich der Intensität seines energetischen (voluntativen) Elementes ab. Der dynamische Verbalfaktor gibt die drei an Extensität zunehmenden Richtungsverläufe an, die der Aktionsstrom proportional der abnehmenden Energieintensität einschlägt.

[1] So schon Locke: „To require that men schould use theyr words constantly in the same sense . . . is not to be expected by any one . . . *But yet necessary to philosophy* . . . Those who pretend seriously to search after truth . . . should think themselves obliged to study how they might deliver themselves without . . . equivocation, to which mans words are naturally liable, if care be not taken" (Buch III, Kap. XI, 2/3).

In dem primären Richtungsverlaufsbegriff, der durch die Genera verbi zum Ausdruck kommt, ist der Aktions**verlauf** implizite enthalten. Er wird sekundär in den Aspekten erfaſst, und zwar total im sog. perfektiven, partiell im imperfektiven Aspekt. (Einen Verlauf aspektmäſsig erfassen, heiſst ihn in seiner Ganzheit, als geschehen, oder teilweise, als geschehend erfassen.) Die Begriffe „Zustand" (statische Ganzheit) und „Vorgang" (progressive Dauer) sind aspektmäſsige Verlaufsbegriffe, insofern der Zustandsbegriff der Perfektivität, der Vorgangsbegriff der Imperfektivität nahe verwandt ist.

Diesen faktischen Gegebenheiten sucht Reichenkron im theoretischen Teil seiner Arbeit in der Weise gerecht zu werden, daſs er das Aktivum als dasjenige Genus verbi definiert, bei dem das Subjekt eine Handlung vollführt; das Medium ist ihm dasjenige Genus, bei dem sich am Subjekt eine Veränderung vollzieht; im Passiv sieht er das Genus, bei dem am Subjekt eine Handlung vollzogen wird, d. h. er sucht die Richtungsverlaufs- und Kausalvariationen in den Ausdrücken „Handlung . . . vollführen, Veränderung . . . sich vollziehen, Handlung . . . vollzogen werden" zu erfassen. Wenn er als viertes Genus verbi das Stativum bezeichnet und es aus Systemzwang als dasjenige Genus definiert, bei dem das Subjekt sich in einem Zustand befindet, so erhebt er damit fälschlich eine Sekundärerscheinung zur primären und bleibt den Beweis einer vierten Richtungsverlaufs- und Kausalvariation schuldig. Man kann nicht eine Erscheinung zum Genus verbi erheben, der die Grundmerkmale der Genera verbi fehlen. Das Stativum ist ein aspektmäſsiger Verlaufsausdruck und ist tatsächlich in allen drei Genera verbi als Gegenstück der entsprechenden Vorgangs-Genera zu finden.

Im Mittelpunkt der theoretischen wie der praktisch-sprachlichen Untersuchungen Reichenkrons steht das Medium. Die Definition, zu der er sich bekennt, lautet: Eine Veränderung am Subjekt vollzieht sich unter Einwirkung einer sinnlich nicht faſsbaren, z. B. übernatürlichen, daher auch sprachlich nicht bezeichneten Kraft: orior, nascor, morior. Mediale Funktion findet Reichenkron im or-Typ, o-Typ, sco-Typ. Der or-Typ des Lateinischen gibt ihm den Verlauf der Veränderung an, meist auch nur den einmaligen Verlauf; mutor heiſst ihm: augenblicklich geht mit mir eine Veränderung vor, laetor Freude kommt über mich. Der o-Typ, tempora mutant, hat nach R.s Ansicht die Grundbedeutung: die **Eigenschaft** der medialen Veränderung an sich haben, also etwas Zuständliches, Statives. Die Vertreter des sco-Typs „hatten ursprünglich im Lateinischen eine rein mediale Funktion" (Belege aus Plautus, Terenz, Ennius), erst später, im klassischen Latein, bildete sich die spezielle inchoative Funktion heraus.

In dem „Übergangsformen und Erklärung der lateinischen Deponentien" betitelten Teil kommt R. zur Unterscheidung von drei Medien: das eigentliche Medium, das Interesse- oder Intensitätsmedium, das Reciprokmedium. Das eigentliche Medium sieht er in Verben wie fieri, nasci, in Medialpassiven wie ostendi, recreari, in Verben, die ein Geschehen psychischer Art bezeichnen, wie reminisci, oblivisci, in Affektverben wie irasci, vereri, d. h. also Verben, deren Kausalfaktor nur Handlungsträger, nicht

Agens ist. Im Anschlufs an das eigentliche Medium geht R. darauf ein, wie es kommt, dafs in die ursprünglich rein mediales Geschehen ausdrückenden Deponentien die Idee einer Aktivität eindringen kann. „Von den Verben des Affektes und den psychischen Vertretern kann sich eine Umformung vollziehen: von dem Argwohn her, den man bekommen hat, wird man jetzt argwöhnisch, man kommt in den Zustand des Argwohns, und von hier aus beargwöhnt man die Umwelt. Das Verbum gibt also seine Perfektivität auf, der mediale Vorgang strebt seinem Resultate zu, gelangt in den entsprechenden Zustand und wird imperfektiv. Von dieser Stufe aus wird das Verbum dann aktivisch." Dem neuen Aktiv mit r-Endung haftet eine gröfsere Intensität an zum Unterschiede vom echten Aktiv. „So hat sich vorhistorisch vielleicht einmal von den Verben des Affekts her ein neues Aktivum herausgebildet, und diesem neuen Aktivum mit Deponentialendungen mögen sich dann andere Ausdrücke angeschlossen haben, die zwar nicht ihren Ursprung in einem echten Medium haben, dagegen aber einen gewissen Grad der Intensität bezeichnen." R.s „eigentliches Medium" ist also speziell ein Medium mit geschwächtem Kausalfaktor und reflexiv-regressivem Verlaufsfaktor, das Sommersche „reflexive Medium" (F. Sommer, Vergleichende Syntax der Schulsprachen, Leipzig 1931, S. 46/47.

Beim Interesse- oder Intensitätsmedium besteht „die Funktion der Intensität darin, dafs das Subjekt an dem ganzen sich abspielenden Verbalgeschehen mit gröfstem Interesse beteiligt ist" (Sommers „dynamisches Medium").

Die vorhistorische Entstehung des Reziprokmediums endlich, amplecti, osculari, loqui, ist nach R. von der Basis der Intensität her möglich.

Das Interesse- und das Reziprokmedium haben seit der ältesten Zeit analytische Formen neben sich, das erstere aktivische Formen mit dem Dativus ethicus, „der die gleiche Person bezeichnet, wie sie durch das Subjekt des Satzes ausgedrückt wird", das letztere aktivische Formen mit dem reziproken inter se. Diese analytischen Formen stellen ein wichtiges Durchgangsstadium der Aktiv-Passiv-Entwicklung und ihrer Passiv-Aktiv-Fortentwicklung dar.

Wichtig für die Entwicklungsgeschichte der Genera verbi ist ferner folgende Feststellung R.s: „Das reziproke und das Interessemedium finden sich nur noch bei Deponentien als erstarrte Überreste aus der vorhistorischen Zeit. Wo eine derartige Funktion auch bei den anderen Verben ausgedrückt werden soll, mufs man zur analytischen Konstruktion greifen. Dagegen war die Bildung des eigentlichen Mediums vollkommen frei, es konnte, solange die r-Formen in der Sprache existierten, zu jeder Zeit zu jedem transitiven Verbum, das dafür in Frage kam, solch ein eigentliches Medium geschaffen werden . . . Hier hat also die lateinische Sprache konsequent das eigentliche Medium seit der ältesten Zeit behalten, während das Griechische für die Medialform später das Interessemedium bedeutend in den Vordergrund schob und das eigentliche Medium immer mehr in das Passiv verwies" (S. 15).

Aus der Untersuchung des Reflexivums möchte ich als interessanten Beleg für die wichtige Rolle des psychologischen Akzentes die zweite Funk-

tion des Reflexivums herausgreifen: „Tritt die Aktivität des Subjektes in den Hintergrund, so gelangt die se-Konstruktion schon in die Bahn des Mediums" (Beispiele mit se facere und Affektverben). Den Übergang vom Intransitivum zum Medium erklärt R. ebenfalls mit der Veränderung und Verlagerung des psychologischen Akzentes: „Ein surgo bedeutet: ich erhebe mich, weil ich es will. Daneben kann es mit Zurücktreten der Aktivität, des eigenen Willens heifsen: ich erhebe mich instinktiv, etwa, wenn der König eintritt. Hierfür hat das Lateinische auch äufserlich eine Form, die der medialen Funktion entspricht. Levo heifst: ich (er-)hebe etwas, me levo: ich hebe mich selbst hoch, ich erhebe mich, weil ich es so will, und schliefslich: levor: ich erhebe mich instinktiv, wider Willen, unbewufst" (S. 19).

Die vorhistorische Entwicklung vom Aktiv bis zum dynamischen Medium stellt sich demnach dar als ein der Intensität nach stetiges Abnehmen des Kausalfaktors und ein korralatives extensives Zunehmen des Richtungsverlaufsfaktors (vgl. die Stufenfolge anfangs dieser Besprechung). Wofern nun das Medium einen Akkusativ regiert, also eine Intransivierung, wie Sommer das Medium nennt, zugleich transitive Konstruktion aufweist (velor caput, induor loricam), so handelt es sich hier nach R. um „denselben Objekttypus, der bei medialen Verben wie oblivisci analogisch eingetreten ist. Es entspricht dieser Akkusativ dem romanischen Respektivobjekt. Die Verbindung mit dem Verbum ist lockerer als beim echten Akkusativobjekt" (S. 21).

Aus R.s Untersuchung des Passivs mit den Unterteilen „Neubildung des klassischen Passivs vom Medium her" und „Neubildung des Passivs im Vulgär-Lateinischen" ist mir seine durch Kühner (Ausf. Gram. der lat. Sprache, Hannover 1878, S. 73) gestützte Feststellung interessant, dafs das klassische Latein ein formales Aktiv mit echt passivischer Funktion in den Verben perire, vapulare ab aliquo zu den transitiven perdere, ferire besafs (S. 42). Es ist also durchaus berechtigt, von echt aktiver, medialer und passiver Funktion des formalen Aktivs und analogen Funktionen des Mediums und Passivs zu reden, was mir prinzipiell für die Entwicklungsgeschichte der Genera verbi von Bedeutung zu sein scheint.

Aus R.s Unpersönlichem Passiv (S. 45) dürften die Erklärungen von unpersönlichem dicit, habet, facit interessieren, zu deren passiver Funktion er den Übergang in den entsprechenden persönlichen Medien sieht. „Davon durchaus geschieden ist ital. si fa ... und ... si fa nulla. Die spätlat. Entwicklung zeigt ..., dafs im letzteren Falle das Verbum als der Ausdruck eines unpersönlichen Geschehens gefafst wurde und der von der Handlung betroffene Gegenstand als Objekt des Geschehens gefühlt wurde" (S. 46).

Das Reflexivum, d. h. die Aktivform mit dem Reflexivpronomen, ist für den Romanisten insofern von stärkstem Interesse, als diese Form gemeinhin als die romanische Fortentwicklungsstufe medialer und passivischer Formen des klassischen Latein wie des Vulgärlatein angesehen wird.

Das eigentliche Medium und das Interesse- resp. Intensivmedium weisen neben den synthetischen Medialformen analytische Aktivformen mit sibi oder se auf. „Im späteren Latein sind die sibi-Konstruktionen nicht

mehr bloſse Vertreter der Fälle, wo ein deponentialer Ausdruck für ein Interessemedium fehlte, sondern sibi wird zum Nachfolger des Interessemediums überhaupt" (et sic ... gustavismus nobis). „Darüber hinaus stellt sich sibi, besonders seit der Merowingerzeit, auch bei den Verben der Bewegung ein." Dieses sibi steht auch pleonastisch bei eigentlichen Medien wie nasci, sanari und dann analog bei Zustandsverben. Die Funktion des pleonastischen sibi sieht R. in der medialen Veränderung, die sozusagen von sich aus geht (S. 26). Sibi nasci heiſst von selbst entstehen, sibi sanari von selbst gesund werden. In sibi congaudere, sibi timere, sibi credere hat das sibi nach R. die Funktion eines affektisch gesteigerten Interessemediums.

Die se-Konstruktion findet sich bei aktivem Subjekt und ursprünglich transitivem Verb. Tritt sie auch bei unbelebtem Subjekt vulgärlateinisch auf, „so ist das erst eine analogische Erscheinung" (S. 28) ... „Nachdem nun auf verschiedenen Wegen bei den Verben der Bewegung eine Reflexivform entstanden ist, geht das Vulgärlateinische einen Schritt weiter und überträgt das se der ursprünglich transitiven Verben der Bewegung (se movere, se portare, se plicare) auf die intransitiven wie vadere, deren intransitive Funktion dadurch nicht geändert wird" (S. 28). Bei inaktivem Subjekt findet sich die se-Konstruktion bei Verben mit rein medialem Charakter und vulgärlateinischen Weiterbildungen des mit scheinbarer Aktivität versehenen medialen Konstruktionstyps homines se mutant (bei ursprünglich belebtem Subjekt)" ... „Das Vulgärlateinische besitzt also zwei verschiedene Formen für das eigentliche Medium: die Reflexivformen mit sibi, so stets mit deponentialen Formen verbunden, und die vom echten Reflexivum ausgehende Form mit se. Es stehen also nebeneinander: sibi sanari und se sanare. Die mediale Idee wird im ersten Fall durch die deponentiale Form bezeichnet. Mit dem lautlichen Übergang von sanari zu sanare wird nun die neue Form mit sibi nicht mehr zum Ausdruck eines wirklichen medialen Vorganges (der ja, wie erwähnt, durch die Endungen bezeichnet wird), sondern zum bloſsen Ausdruck des Interesses an der Handlung, die der Form des Verbums entsprechend nun auch aktivisch sein kann. So wird nun die se-Konstruktion als Ausdruck des Mediums verallgemeinert und findet sich jetzt auch im Rumänischen, wo im Gegensatz zu den westlichen romanischen Sprachen die Dativ- und Akkusativformen des Reflexivpronomens unterschieden werden."

Auſser dem se-Typ kommt das Reflexivum auch se-los vor mit aktivem Subjekt bei movere, plicare, volvere, mergere, girare, ruere, dirigere, mittere, appropriare, recipere, conferre, suspendere u. ä., mit inaktivem Subjekt bei facere, sanare, mutare, claudere, remittere, frangere, adfigere, siccare u. ä. (S. 33ff.). R. erklärt sie als Eigenschaftsmedium, stativ, im Gegensatz zu der dynamischen se-Konstruktion und erinnert an die selosen Partizipien-Präsentis der Medialpassive (volvi) in der klassischen Latinität (volventibus annis, trahente die).

Als Folge der analytischen Medialkonstruktion zeigt die Entwicklung die Verallgemeinerung von se „bei einer Anzahl von Verben, die mediale Funktion mit perfektiver Aktionsart haben, aber formal nur als Aktiv vorliegen. Auch derartige Verben erhalten jetzt das se analogisch von den

Verben her, wo es berechtigt war (se desidere, se insidere, se residere), ebenso bei unpersönlichen Verben des Geschehens" (se accidit). Schliefslich wird se immer mehr ein Mittel, das Medium auch äufserlich zu kennzeichnen, so beim Partizip. Präs. (morbus se increscens). „Vielleicht schon vom 4. Jh. ab kann se analogisch auch bei imperfektiven Verben hinzutreten" (prout se causa fuerit) ... „Hiermit wird schon die romanische Entwicklung eingeleitet, wo das Reflexivum die neue Funktion des Durativums erhält ... Gesichert wird die spätere Entwicklung noch durch die sich daran anschliefsende italienische Konstruktion si è."

Neben den se- und se-losen Konstruktionen, aber längst nicht in ihrer Menge und in späterer Zeit nur in gewissen Teilen des Imperium Romanum erscheinen analytische Medialformen mit fieri, venire und devenire, wobei fieri der Fortsetzer des Verlaufmediums, devenire der des Eigenschaftsmediums zu sein scheint.

Die Fortentwicklung im Romanischen behandelt R. in der Weise, dafs er die im Altromanischen vorhandenen Verbindungen nach ihren Funktionen trennt gemäfs der von ihm herausgearbeiteten Entwicklung des Lateinischen. Er unterscheidet fünf verschiedene Reflexivkonstruktionen; das reziproke Medium (speziell erwähnt der Typ soi combatre), das Interessemedium (mit dem Dativus Ethicus), das Reflexiv- und Intensivmedium der Affekt-, Intellekt- und Bewegungsverben, das eigentliche Medium (anfangen, enden, erscheinen, sich ändern, kleiner, gröfser werden, zerbrechen, krank, gesund werden, sich füllen usw. S. 54ff.) und das unpersönliche Passiv.

Zum neuen romanischen Passiv kommt R. dann, indem er die Brücke aufzeigt, die vom eigentlichen Medium zum Passiv durch die sekundäre Wortstellung des unpersönlichen Passivs geschlagen wird (Qu'en parlar se cognosce l'omo qu'è savi o mati. — Et ecusta inquisitione se iscrivat insos actos dessu cumone S. 63/64).

Der Wert der Reichenkronschen Arbeit liegt darin, dafs der Begriff der medialen Funktion und ihrer Verflechtung mit der reflexiven und passiven Funktion herausgearbeitet ist. Man könnte im theoretischen Teil ein deutlicheres Herausstellen der beiden Grund- und Wesensfaktoren wünschen, des Nucleus aller Genera verbi, und ein stärkeres Betonen der dominierenden Rolle des psychologischen Akzents bei der vorhistorischen Entwicklung vom Aktiv zum Passiv und der historischen vulgärlateinisch-romanischen Entwicklung vom Passiv zum Reflexivum resp. dem absolut gebrauchten Aktiv. Dann wäre die der biologischen Gesetzmäfsigkeit wesensgleiche Gesetzmäfsigkeit der Entwicklung offensichtlicher geworden. Diesem theoretischen Mangel steht als Vorzug die vorbildliche Herausschälung der Funktionsverschiebungen gegenüber; ich erinnere nur an den Übergang vom unpersönlichen Passiv zum romanischen Reflexiv-Passiv. Durch die R.sche Arbeit wird wohl zum erstenmal die Bedeutung des zentralen Begriffes der medialen Funktion für die lateinisch-romanische Genera verbi-Entwicklung klar dargelegt und überzeugend nachgewiesen.

P. R. Sanftleben.

Christian Rogge, Der Notstand der heutigen Sprachwissenschaft. Eine Einführung in die Psychologie des sprachschaffenden Menschen. München: Max Hueber 1929. XII + 224 S. Br. RM. 9,—, geb. RM. 11,—.

Ein überraschendes und aufregendes Buch! Der Vf., der sich bereits durch 26 (am Anfang des Buches verzeichnete) sprachwissenschaftliche Abhandlungen einen Namen gemacht hat, glaubt den Ausweg aus dem „Notstand" der heutigen Sprachwissenschaft zeigen zu können. In einer sorgfältigen und umfassenden historischen Einleitung erweist er sich als vorzüglichen Kenner der Geschichte der Philologie von Humboldt bis auf unsere Zeit: von idealistischer Forschung aus ist die Sprachwissenschaft durch ein materialistisches Zeitalter hindurchgegangen, hat dann nach neuen physiologischen und psychologischen Momenten getastet und muſs nun hinter den Materialismus zurück wieder bei Humboldt anknüpfen, um von hier aus neue Wege einzuschlagen; in höherem Maſse als bisher muſs die Wirkung der Analogie beachtet werden. Dies ist die immer wiederholte Forderung, die allen Anregungen zugrunde liegt, denen man in dem Buche begegnet. Dabei zeigt der Vf. eine weite Belesenheit und ein reiches Wissen, sichere Beherrschung der vielen herangezogenen Sprachen, treffliche lautphysiologische und psychologische Schulung, die Gabe selbständiger Beobachtung. So gibt er eine Reihe beachtenswerter Vorschläge, besonders auf dem Gebiete der Kontamination. Anerkennung verdient auch das Bestreben, die menschliche Gebärde in weiterem Umfange heranzuziehen.

Trotz all dieser Vorzüge liest man das Buch mit wachsendem Unbehagen. Man gewinnt den Eindruck, daſs der Vf. in seinem begrüſsenswerten Bemühen um die Wirkung der Analogie in der Sprache doch das Kind mit dem Bade ausschüttet. Er vertritt den sehr klaren und sehr radikalen Standpunkt, daſs jede sprachliche, auch jede lautliche Veränderung in einem Worte durch Einwirkung (Analogie, Kontamination) irgendeines anderen, bedeutungsverwandten Wortes hervorgerufen worden sei. „Immer, so behaupten wir, erfolgt der Lautwandel nach dem Worte, welches sich infolge der Sinnähnlichkeit dem Bewuſstsein des Sprechenden aufdrängt" (S. 26). „Den Lautwandel als Stück des Bedeutungswandels zu erweisen, um diese Aufgabe wird die Sprachwissenschaft nicht herumkommen" (S. 70). Das Ziel der künftigen Philologie, die den Notstand überwinden will, werde es also sein, als Grundprinzip „die Angleichung (Analogie) als ausnahmslose Formung des Neuen aus zwei sinnverwandten Ausdrücken" darzutun (S. 212). Und „da aller Anstoſs zu einem Sprachwandel von auſsen her kommt, nicht aber sich organisch innerhalb des Einzelwortes oder der für sich gewonnenen syntaktischen Verbindung vollzieht, so kommt es in allen Fällen zuerst darauf an, das irgendwie sinnverwandte Wort zu suchen, an welches die Angleichung erfolgt oder mit welchem durch Vermischung oder Verquickung bei vorliegendem Formwandel das neue Gebilde sich einstellt" (S. 211/12).

Der Vf. kämpft hierbei gegen alle jene, die an „lautgesetzliche" Veränderungen glauben. So kommt es, daſs ihn seit Humboldt die Leistung keines Forschers mehr befriedigen kann. Dabei berührt es peinlich, mit welch groſsem Selbstbewuſstsein der Vf. die Meinungen anderer Forscher

als „doch ganz unvorstellbar" und seine eigenen als „erwiesen" betrachtet. Er gerät geradezu in Gefahr, des Hochmuts beschuldigt zu werden, wenn er S. 129 anläſslich der „Einführung" von Jos. Schrijnen über die Holländer urteilt: „Für holländische Leser, die im allgemeinen den Stand der heutigen Sprachforschung nicht so kennen wie man dies für Deutschland annehmen kann, wird das Buch den gedachten Zweck aufs beste erfüllen." Man pflegt übrigens seinen eigenen Thesen nur zu schaden, wenn man sich den Gegner allzu töricht vorstellt. Niemand ist heute so beschränkt — und ich zweifle, ob es im Ernste jemals der Fall war — anzunehmen, es gebe Lautgesetze von so bezwingender, blinder Kraft, daſs man sie als bestimmte Form der allgemeinen Naturgesetze betrachten dürfe. Die nun einmal eingebürgerten und schwer zu umgehenden Ausdrücke wie „Gesetz", „Entwicklung" u. dgl. will, jedenfalls heute, niemand im Sinne der Naturforschung verstanden wissen. Tatsächlich sind diejenigen, die an „Lautgesetze", d. h. regelmäſsiges, gleiches Geschehen unter gleichen Umständen, glauben, weit davon entfernt, einen rein mechanischen Vorgang anzunehmen; dem Geschehen entspricht vielmehr ein Tun des Sprechenden, das zwar meistens unbewuſst, aber keineswegs mechanisch, doch mit auffallender Regelmäſsigkeit erfolgt. Diese Regelmäſsigkeiten pflegen wir Lautgesetze zu nennen. Bei der Analogie aber suchen wir Auskunft, nicht wenn wir fragen „Warum ist bei jedem einzelnen dieser Wörter dieser gleiche Lautwandel eingetreten?", sondern wenn wir wissen wollen „Warum ist bei diesen wenigen einzelnen Wörtern der sonst allgemein in unserem Sprachgebiet beobachtete Lautwandel nicht eingetreten?"

Wie der Vf. verfährt, indem er, mit Ablehnung der Lautgesetze, für jeden Lautwandel in jedem einzelnen Wort ein vorbildlich wirkendes, bedeutungsverwandtes Wort, das Analogie oder Kontamination bewirkt, aufsuchen will, sollen einige Beispiele zeigen. Beispiele, die in ähnlicher Weise zum Widerspruch herausfordern, lieſsen sich so ziemlich auf jeder Seite finden.

Den allgemeinen Übergang lat. *ū* zu frz. *ü* will Vf. nicht als Lautgesetz gelten lassen, sondern verlangt für jedes Wort den Einfluſs eines anderen Wortes: *durare* > *dürer* unter dem Einfluſs des *i* in dem bedeutungsverwandten *vivre*; *duru* > *dür*: das *i* von *vif*; *muru* > *mür*: das *i* des bedeutungsverwandten afrz. *parei*, *paroi* usw. (S. 120). Hier zu widerlegen, scheint mir zwecklos; ich möchte nur einige Fragen stellen: Ist es nicht auffällig, daſs jedes lat. *ū* zu frz. *ü* geworden ist? Hat also auf jedes Wort mit *ū* ein solches mit *i* eingewirkt? Ist es nicht ein seltsamer Zufall, daſs nicht ein einziges Wort sein *u* bewahrt hat? Warum haben nur die Wörter mit *i*, nicht auch jene mit *a*, *o*, *u* auf die Wörter mit *u* eingewirkt? Wie erklären sich solche Zufälle? Und durch welcherlei Wörter sind die Nasalvokale veranlaſst worden?

Ein paar weitere Beispiele aus dem französischen Bereich: S. 81: „Wir lesen bei Schuchhardt (Brev. 146) genau so wie bei Diez (Gr. der rom. Spr. 3, 206), daſs sich im Frz. und teilweise im Ital. das *l* nach *a* in *u* auflöst. Wer kann das glauben? . . . wer sich der Psychologie befleiſsigt, wird nicht umhin können, zu sagen: *autre* hat sein *u* von *un* (*unus*)." Aber wurde

denn das *u* in *un* damals nicht längst *ü* gesprochen, während in *autre u* oder *o* (*aotre*) vorliegt? Und wohin ist das *l* gekommen? Freilich werden die Philologen die Hände voll zu tun haben, bis alle Analogiewörter gefunden sind. Aber wenn ein anderer behauptet, nicht *un*, sondern *hom*, *on* oder *nul*, oder *fois* (*autre fois*!), oder *nous*, oder *vous* hätten den Einfluſs ausgeübt?! Nein, auf diesem Wege würden wir zur völligen Resignation kommen, zu einem Punkt, wo die Forschung aufhört und das Spiel beginnt.

S. 83/84: „Im Lat. ist *unus* mit *duo* psychologisch verknüpft und darum so aus *oinos* umgewandelt; im Deutschen lautet die Reihe *eins*, *zwei*, *drei*, wobei *drei*,*drî* für *eins*, *zwei* bestimmend wirkt; gr. *δύο* gegenüber lat. *duo* ist umgelautet oder sagen wir aufgehellt durch *τρεῖς*. In gleicher Weise wurde, so behaupten wir, afr. *un*, lat. *unus* zu *ün* nach *treis*, und *dui*, *deus* aus *dous* schloſs sich an, um dann, die Mundrundung übertragend, aus *treis trois* zu machen. Auch wie endlich aus *trois troa* wird, erklärt sich durch Angleichung, nämlich durch die neue Bindung von *trois* und *quatre* (kuatre) ..." Auf gelegentliche Ungenauigkeiten wie diese (da nicht *kuatre*, sondern längst *katre* gesprochen wurde, als *trois* zu *true* und *trua* wurde) kann hier nicht näher eingegangen werden.

S. 127: „Ebenso ist es zu beurteilen, wenn Linguisten bei *bonté* < *bonitatem* den Schwund des Vortonvokals *i* aus dem Wortakzent herausdeuten. Man lese aber im Afr. nach, und wird dort finden, daſs *bonté* mit *honeur* und *valeur* synonym ist; diese geben das Muster für den Wortrhythmus der Zweisilbigkeit von *bonté* her."

S. 135: „Aber wenn aus *hom*, *hum* und weiterhin *om*, zuletzt *on* wird, woher das? Das erklärt sich allein durch psychologische Verknüpfung mit *un*; man dachte nebeneinander: „da kommt Einer" und „da kommt ein Mann". So erklärt sich *hum* mit *u* nach *un*, so *um*, *om* ohne *h* nach dem vokalischen Anlaut bei *un*, so endlich *on* mit auslautendem *n* nach dem von *un* ..."

Hier noch ein Beispiel aus dem Englischen, S. 123: „Nicht erforscht ist *child*, was doch offenbar unserm *Kind* entspricht. Man begreift das Eindringen des *l* nach *calf*; deutsch auch *Kinder* und *Kälber* gepaart. So entstand ae. *cild*, das, nun als fremd empfunden, nach *son*, ae. *sune*, *sone* sein *ch* (*tš*) erhielt ..."

Besonders zahlreich sind die Beispiele aus der deutschen Sprache. Die Gesetze von Grimm und Verner behalten bestenfalls den Wert von Statistiken zufälliger Einwirkungen bedeutungsverwandter Wörter. So z. B. S. 100: „Aber ein wirkliches Beispiel für Verner's law, das zugleich den Hergang psychologisch beleuchtet, bildet engl. *brother* mit seinem spirantischen *t* nach *sister* und seinem zweiten *s*. Und wer Zweifel hegt, der sei auf got. *brothar* verwiesen, wo *svistar* in derselben Weise wirkt, während im Deutschen *Bruder* seine Media von *Schwager* hat ..."

S. 27: „Ehedem hieſs es *boum* und *strûch*; man wird nicht bestreiten, daſs *Strauch* nach *Baum* umgebildet ist. *Haus* aus *Hûs* nach *Hof*; *mein*, *Dein* aus *mîn*, *dîn* nach *eigen*; man denke an die syntaktische Verbindung „*mein eigen*"; *drei* für *drî* an *ein*, *zwei* angeglichen; *frî* nach *ledig* zu *frei*. Ähnlich verknüpfen wir *Ratte* und *Maus*, *Katze* und *Maus* und machen

so verständlich, wie *mûs* in Anlehnung an *Katze* oder *Ratte* zu *Maus* wurde..." Wenn *hûs* > *haus* nach *hof*, warum bleibt es dann nicht lieber gleich *hûs*? Wie wurde denn *boum* zu *baum*? Ist es nicht auffällig, daſs der Diphthong *ou* ganz aus der Sprache verschwunden ist?

S. 44: „Lat. *fenestra* erklang den Deutschen einmal als ein Gegensatz zum *Finstern*, ahd. *daz finstar*; so ergab sich statt *fenéstra* des Femininums ein Neutrum *Fénster* mit Anfangsbetonung..."

S. 47: „Wenn wir *Heirat* sprechen — *ei* mit breiter Mundöffnung gegen *î* in *hîrat* —, dann wirkt die Bindung mit *E-he*..."

Diese Proben müssen genügen; sie sprechen für sich selbst. Es ist ehrlich zu bedauern, daſs ein so reiches Wissen hier zweifellos in falscher Richtung eingesetzt wird. Gelegentlich hat man übrigens den Eindruck, der Vf. fühle selbst, daſs seine These angreifbar ist (vgl. S. 25/26 zu *n* > *m* vor *b*). Es ist nun einmal nicht zu leugnen, daſs sich Lautwandel auch ohne Rücksicht auf die Bedeutung eines Wortes vollzieht und daſs auch eine bloſse lautliche Form ohne Mitwirkung der Bedeutung eine Analogiebildung hervorrufen kann. Vf. verfällt dem Irrtum, daſs er die Geschichte allzusehr vernachlässigt. Dies schlägt dann gerade der von ihm vertretenen „biopsychologischen" Sprachforschung zum Schaden aus. Historische Tatsachenforschung und psychologische Erläuterung dieser Tatsachen müssen zusammenwirken. Wer auf Grund einer fertigen psychologischen These die bloſs lautliche, von der Bedeutung unabhängige, regelmäſsige Veränderung in den Sprachen, d. h. die sogenannten „Lautgesetze" nicht sehen und anerkennen will, weil sie unvorstellbar seien, der verbaut sich selbst den Ausblick auf die groſse Frage „Warum ist nun in dem gegebenen Sprecherkreis gerade diese Veränderung so regelmäſsig eingetreten?" Man weiſs bzw. ahnt heute, auf wie vielerlei Gründe man hier vorstoſsen könnte, auf materielle Auswirkungen der Umgebung (man spricht z. B. von Einflüssen der Gebirge und der insularen Lage), auf unbewuſste seelische Antriebe, auf Folgen eigentümlichen Fühlens und Denkens, auf ansteckende Launen eines einzelnen u. dgl. Ist man aber zu sehr auf individuelle Einzelanalogien erpicht, so zerstört man die Regelmäſsigkeit im sprachlichen Geschehen, deren Herkunft und deren Werden — wenn uns nicht alles täuscht — einer der reizvollsten Forschungsgegenstände der kommenden Generation sein wird.

Es liegt also eine gewisse Tragik zwischen diesem mit so viel Wärme geschriebenen Buch und seinem hohen Ziel, dem Notstand der Sprachwissenschaft abzuhelfen. Ich kann mich nicht dem Eindruck entziehen, daſs bei Verwirklichung der wichtigsten der hier gegebenen Weisungen und Ratschläge der Notstand der heutigen Sprachwissenschaft nur insofern behoben würde, als die Sprachwissenschaft eben zugrunde ginge. Gleichwohl wird das Buch, auch durch den Widerspruch, den es weckt, sprachwissenschaftlich geschulten Lesern viel Anregung geben können.

HANS RHEINFELDER.

Franz Rolf Schröder, Die Parzivalfrage. München: C. H. Beck 1928. 81 S.

Bei allem epischen Beiwerk des Wunderbaren, selbst des von guter Sitte Abweichenden (Fenicens Doppelrolle im Cligés, Guenievres Ehebruch im Lancelot) steht Crestien ganz und gar auf dem Boden des kirchlichen Systems (Ermahnungen der Mutter und des Oheims Percevals, Beichte und Osterkommunion des Helden, Krankenversorgung des greisen Vaters des Fischerkönigs mit wiederholtem Viaticum der Hostie im *graal*, der nichts anderes darstellt als den Hostienbehälter, das im Dienst der Kirche übliche Ciborium). Keinerlei Geheimnistuerei mischt sich in die religiösen Vorstellungen des französischen Dichters, keinerlei Anlage zur Diskussion solcher Probleme wie ‚Zweifel, Gottwesenheit' bei seinem deutschen Bearbeiter.

Schröders nicht ganz neuer Hinweis auf den Einfluſs des Manichäismus für die Leitgedanken der Percevaldichtung wie für die Einzelzüge der Gralvorstellung brauchte deshalb den Romanisten nicht aufzurütteln, wenn er nicht zum Schluſs (S. 70ff.) doch seine Einstellung zum Kyotproblem geoffenbart und für Crestiens Fragment unter zu getreuer Anlehnung an den Germanisten Singer nur Aburteilung nach der negativen Seite hin gefunden hätte. In letzter Zeit betonten gerade Germanisten für das Verhältnis Hartmanns zu Crestien aufrichtig wie energisch des letzteren Meisterschaft und Ursprünglichkeit (Erec, Yvain). Für die Graldichtung ist damit derselbe Schluſs gegeben: überall, wo Wolfram von Crestien abweicht, gestehen auch wir Romanisten die eigene künstlerische Komposition und Vertiefung in ethisch-religiöser Sphäre durch den groſsen Fortsetzer Wolfram zu. Erhält aber Wolfram zur beherrschenden Vorlage jenen Kyot als Schöpfer der ersten Percevaldichtung, der als nordfrz. Dichter (*la schantiure — an franzoys*) doch *ein Provenzâl* sein soll (vgl. aber Guiot de Provins), im häretischen Südfrankreich sein Werk vollbrachte, „den neumanichäischen Strömungen sehr nahe stand, ja, vielleicht selbst ein Anhänger jener häretischen Sekten war und offenbar engste Beziehungen zum Hause von Anjou wie zum Templerorden gehabt hat" (S. 71), so muſs man sich wundern, was den tiefsinnigen deutschen Dichter bewogen hätte, neben Crestien noch solche Grundideen des Manichäismus, gekleidet in die epische Form eines Artusromans, dem strengen Publikum seiner Zeit vorzuführen. Aber einerseits ist diese These einer älteren und „echteren" Percevaldichtung durchaus nicht mehr zwingend vom Augenblick an, wo die Kritik Wolframs schöpferische Kraft längst dargelegt hat und Guiot als Fiktion (Verwechselung?) anzusehen geneigt ist, anderseits widerspricht dieselbe Kritik der Auffassung von Crestiens Tätigkeit als eines unkünstlerischen Kompilators: „Für Chrétiens Perceval besitzen wir die Vorlage noch, den Kyôt-Wolframschen Parzival, so daſs wir hier in der Tat die Möglichkeit eines Vergleichs mit Chrétiens Quelle haben, und dieser Vergleich lehrt uns, daſs Chrétien die alte Dichtung verflacht, zusammengestrichen und gekürzt hat, daſs er aus ihr die Probleme, vielleicht weil er ihren häretischen Charakter empfand, mit Stumpf und Stil getilgt und damit die Seele des Kunstwerkes zerstört — mit andern Worten, daſs er aus dem Seelenroman einen

Unterhaltungs- und Abenteuerroman gestaltet hat“ (S. 76). Ist wirklich die Karfreitagsszene beim Einsiedler nur unterhaltend? Ist die seelische Analyse Percevals nicht bereits ein Ansatz zur bedeutenden Vertiefung von Konflikten innerhalb der Reihe der sonstigen Romane Crestiens? Endlich, was Gnosis, Manichäismus vor und bei Wolfram (Kyot) betrifft, wir können nicht annehmen, daſs ein franz. oder deutsches „Seelenepos“ sich zum deutlichen oder versteckten Anwalt von Strömungen innerhalb des kirchlichen Lebens machen durfte und unwidersprochen blieb. Aber sind denn diese manichäischen Ideen im abendländischen Epos so bezeugt, etwa weil Katharer (Albigenser) in Südfrankreich in versteckten Schlupfwinkeln ihnen anhingen? Ich bezweifle füglich Schröders weitausholende Darlegungen einer gnostisch-manichäischen Welt, die sich von Turkestan und Persien bis in die Provence erstreckte. Daſs Wolfram von Stoffen wie vom Priester Johannes, von Astrologie, Alchimie und Steinkunde mehr oder minder deutliche Kunde erhielt, steht fest, hat aber mit dem religiösen Element, auch mit einer Art Mystik nichts zu tun. Schröders Schrift ist demnach trotz mancher allgemeiner Ausblicke, die uns freilich zu weit und vom Hauptwege abseits führen, abzulehnen. Einzelpunkte konnten hier nicht gestreift werden; deren Nachprüfung bleibt noch den Orientalisten, Religionsforschern, Kennern der Ketzergeschichte überlassen.

A. Hilka.

II. Französisch.

Arthuriana, Proceedings of the Arthurian Society. Edited by E. Vinaver, and H. J. B. Gray. Oxford: B. H. Blackwell 1929.

Die 1927 in England gegründete Arthurian Society publiziert sporadisch vor ihr gehaltene Vorträge.

Vol. I (Januar 1928—Januar 1929). p. 7: Sir Edmund Chambers, Some points in the Grail Legend. Er betont gewissenhaft, daſs jegliche Gralinterpretation von Crestiens Percevalfragment ausgehen müsse und alle Späteren lediglich die so geschaffene Lücke in ihren Sondertendenzen irgendwie ausfüllen wollen. Um so mehr wundere man sich, daſs unter diesen Grundurteilen auch das enthalten ist, daſs der Gral ursprünglich nicht mit den Percevalabenteuern verknüpft gewesen sei. Gerade Crestiens Fassung mit dem unterlassenen Fragen bei der Gralprozession ist ja eminent auf dieser Verbindung Gral + Dümmling aufgebaut. Also geraten wir sofort aufs Feld der Hypothesen für die sog. vorchristianischen Quellen, die nun natürlich und durchaus keltischer Natur sein müssen. So bestreite ich weiterhin, daſs für Crestien der Gral eine Blutreliquie dargestellt habe, da er doch nur den Hostienbehälter für den alten Vater des siechen ‚Fischerkönigs‘ (so nennt ihn der Dümmling, weil er von Eigennamen nichts hält und ihn zuerst beim Fischen (Angeln) drauſsen vor der Burg erblickt hat). Seines Gönners Philipp *livre* hat bestimmt nichts mit dem hl. Blut von Brügge zu tun, wie wäre sonst diese total abweichende Gralfassung berechtigt und möglich? Der Vf. verwirft die Theorien von Nutt, Miss Weston (diese „in toto“), Loomis

(„I really do not know what to make of Professor Loomis“), Brown (dessen Methode kommt ihm als „a masterpiece of perversion“ vor) und landet schliesslich bei einer freien persönlichen, zaghaften Deutung: „Is it not possible that the Grail story was originally one of the choice of a successor by the royal talismans themselves? The broken sword of royalty is pieced at his touch; that fits well enough ... Perhaps the spear of victory, which was dry, began to bleed again, and the vessel of abundance, which was empty, was refilled.“ Dann muss aber wiederum der Gemeinplatz der Abänderung einer alten Überlieferung durch Crestien selbst herhalten, denn er habe das Schwertmotiv verdunkelt, ferner „probably contemplated some Christianisation of the Grail and lance as Holy Blood relics. One does not know how he would have worked it out“ (S. 19). Also ist alles mit Fragezeichen zu versehen, selbst das so einfache Fischermotiv: „I doubt whether there is any significance in the fishing. The tale may originally have been told of a fisher-folk. We do not know where it comes from“ (S. 20). — p. 21: Edmond Faral, Un des plus anciens textes relatifs à Arthur. Es ist wesentlich eine Kritik der Arthurstellen bei Herman von Tournai (Miracula s. Mariae Laudunensis) und Skepsis über eine so frühe Datierung wie 1113, es handle sich eher um eine Interpolation bzw. Fabrikation der Mönche nach 1135, vgl. jetzt Farals Légende arthurienne, t. I, Kap. V. — p. 30: Marjorie B. Fox, Sir Thomas Malory and the 'Piteous History of the morte of King Arthur'. Einige Bemerkungen zu Malory als Kompilator älterer Quellen und persönliche Abweichungen von diesen. Vgl. jetzt E. Vinaver, Malory, Oxford 1929. — p. 37: Edmund G. Gardner, Dante and the Arthurian Legend. Für die Betrachtung der Dantestellen ist von Wichtigkeit die Verknüpfung des Lancelotmaterials mit dem Tristanstoff in der Francescaepisode (vgl. Tristano Riccardiano, später Tavola Ritonda, Boccaccios Dantekommentar). Dagegen scheinen Elemente der Gralsage bei Dante kaum belegt werden zu können, da seine Mystik eine ganz andere Färbung trägt. — p. 49: H. J. B. Gray, The Mystical Doctrine of the Queste del Saint Graal. Kritik der jüngeren Theorien von Pauphilet und Gilson über das theologische Problem der Gnade beim Vf. der Queste del Saint Graal. An den beiden Beispielen Lancelot und Galaad zeigen sich die Entwicklungsstufen der Gnadenlehre im Einklang mit der Doktrin der Zisterzienser als Schule des hl. Bernhard. So könnte in der Tat die Queste als bewusstes Handbuch für eine Gottesminne betrachtet werden und das Philosophische über liberum arbitrium und Dei omnipotentia darf dann in den Hintergrund treten. — p. 58: E. S. Murrell, Chievrefueil and Thomas' Tristan. Entscheidend für die Zugehörigkeit von Mariens Lai zur Thomasfassung ist der Hinweis auf die Möglichkeit der Begnadigung Tristans durch König Marc. „In Chievrefueil this promise of Tristan's pardon not only has no place in the story: it does not harmonise with the theme. Its presence can only be explained by regarding it as due to the introduction, into Chievrefueil, of the setting of Thomas' Petitcru incident“ (S. 60). Ein weiteres Argument ist die Angabe bei Marie, dass Tristan sich dann nach Wales begab und dies erweitert als *Suhtgales ou il fu nez*, weil nach Thomas Tristan der Isolde das Hündchen aus Wales schickt. Auch die

gelegentliche Hofhaltung Marcs in Tintagel kommt nur in diesen beiden Texten vor. Daſs aber der Tristandichter Thomas, mag er auch vielleicht am Hofe Heinrichs II. in London gelebt haben, auch als Vf. des Horn et Rimenhild und des (leider immer noch unedierten) Waldefromans gelten kann, verdient m. E. noch eine gründliche Prüfung. Für Horn halte ich es bereits für ausgeschlossen. — p. 63: J. K. Bostock, Notes on Wolfram von Eschenbach, Parzival 468, 5—9. Hinweis auf eine Stelle bei Berthold von Regensburg über die drei Wege zum Himmel: der erste = *diu heilige ê* (neben Witwentum und jungfräulicher Keuschheit) hat aber die von Wolfram übersehene Bedingung: *Die (eliute) sint uf dem rehten wege zem himelriche, irret eht sie anders niht.* — p. 64: Eugène Kinaver, Notes on Malory's Sources. Über Malorys Miſsverständnisse bei der Verwertung seiner franz. Vorlagen. — p. 67: Bibliography.

Vol. II (Januar 1929 bis Juni 1930). Herausgeber: E. Vinaver und F. M. Williams. Neben Vorträgen werden auch auswärtige Beiträge abgedruckt, selbst dem Arthurthema lediglich verwandte Themen gestreift: also Erweiterung der Ziele der Gesellschaft.

p. 7: E. Brugger, The Hebrides in the French Arthurian Romance. Gelehrte toponomastische Studie, die vom Fergus ausgeht und die Erinnerung der Artusromane an das Wikingerreich von Ingegal (= Galloway zwischen Ayrshire und Carlisle) betont. „We may distinguish three groups of romances, which independently grew (directly or indirectly) from the traditions of Scotland: a) a group which gave the Hebrides their Gaelic name (Fergus), b) a group which gave a French translation of it (Prose Lancelot and the romances influenced by it, c) a group which simply called them *les Illes*" (S. 19). Dankbar verwertete ich Bruggers Angaben in meiner Graledition, Anm. zu v. 419. — p. 20: Marjorie B. Fox, Merlin in the Arthurian Prose Cycle. Der Schöpfer der beiden Merlinfiguren ist, wie Faral erwiesen hat, einzig Galfrid von Monmouth (zu mindest hat er sie literarisch in unserem Texte nach verschiedenen Gesichtspunkten hin eingebürgert). Robert de Boron bringt gröſsere Zusätze zur Historia und zur Vita Galfrids, das religiöse Element ist ganz neu. Im Vulgatazyklus als spätere Einfügung vor dem Prosa-Lancelot (Vulgate Merlin) ist Merlin Arthurs Begleiter und Berater, daneben tritt das novellistische Element unter Anlehnung an die Vita Merlini hervor (Merlin als Hirsch im Traume des Kaisers Julius Cäsar, Merlin lacht, seine Zauberkräfte, seine Einschlieſsung durch die Fee Viviane); im Huth-Merlin und im Livre d'Artus tritt die Prophetenrolle in den Vordergrund. Nirgends herrscht aber nach der Vfin. Ansicht sein keltischer Einfluſs vor. „The writers of the French romances have borrowed and adapted the inventions of Geoffrey of Monmouth. They have added nothing striking to the character of his Merlins; they have made him a more vague figure than he was in the Vita Merlini" (S. 29). Damit stellt sich die Vfin. völlig auf die Seite Farals, der den Keltismus in der altfrz. Erzählungskunst möglichst eliminiert. — p. 30: J. Fraser, The Prince of Gascony. Die Geschichte vom Sohne des Heliodorus, Königs der Gascogne (Hs. Bodl. Rawlinson B. 477, im nördlichen Irland 1678 ge-

schrieben), liefert eine interessantes Beispiel für das Eindringen einer romanesken Form von Arthurüberlieferungen in die irische Sagenwelt, aber der Ursprung dieser Tradition (englischer Herkunft?) bleibt noch zur Diskussion übrig. Der Vf. begnügt sich mit einleitenden Sätzen und der Analyse. Wir sehen, daſs einzelnes an den Anfang des Cligés und des Joufrois erinnert. — p. 36: Frances M. Williams, Notes on the Tristan Romance. I. Practical realism in Béroul's Tristan. Dieser sog. praktische Zug tritt bereits in der Version des Normannen Berol hervor: Tristan bittet Isolde um Beistand in seinen Geldnöten, sie weist es ab, da sie sich nicht bloſsstellen darf (v. 203ff.). Die realistische Schilderung der Aussätzigenbande (1203ff.), des elendiglichen Daseins des Liebespaars im Walde von Morois (1767ff.) wie der Einkäufe durch den Einsiedler Ogrin (2733ff.) zeigt bereits ganz moderne Färbung. II. 'The Famous Tragedy of the Queen of Cornwall', by Thomas Hardy. Dieses Schauspiel (1916—23 geschrieben), in 24 Bildern mit Prolog und Epilog, läſst sich als eigenartige Ergänzung zum Tristanstoff auffassen. Aber die apokryphen Szenen, die Vermischung des Husdent mit Petitcru, die Abwandlung der Hauptrollen und der falsche Grundton einer Tragödie nicht der fatalen Liebe, sondern eines grausen Todes durch Mark's Dolch löst im Kenner der alten Sage gemischte Gefühle aus. „It may be doubted whether the occasional lyricism of Hardy's play in any way justifies this distortion of the greatest romance of all time" (S. 43). — p. 44: J. Gorman, An Episode in the Prose Lancelot and Virgil. Parallele in ed. Sommer IV, 175 = Aen. VI, 548/51 und VI, 875/80. — p. 46: E. S. Murrell, An Old French Prose Romance of Yvain? Lediglich Andeutung eines Fundes in der Sir John Williams Collection Nat. Library of Wales. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes hätte man alsbald eine genauere Information als diese 1¾ Seiten einer bloſsen Notiz erwarten dürfen. — p. 48: M. Dominica Legge, Recent Methods of Textual Criticism. Discussion der neuen Methoden von Bédier und Quentin. Vgl. Walberg, diese Ztschr. LI (1931), 665ff. — p. 56: A. Ewert, On Textual Criticism, with Reference to Anglo-Norman. Grundsätzliche Bemerkungen zu einer Klassifikation der Hss. des Gui de Warwick. Vgl. jetzt die Edition selbst in den Classiques fr. du moyen âge 74 (1933), S. XVff. — p. 70: Frances M. Williams, Arthurian Romance and Flamenca. Die meisten Anklänge an nordfrz. Kunstepik sind bereits festgestellt worden (Erec, Cligés), für die List des Guillem kann man, wie ich in meiner Rez. der Neuausgabe des Joufrois bemerkte, auch an Joufrois (dessen Rolle als Einsiedler) denken. — p. 81: Eugène Vinaver, Fragment d'un roman en vers du XIIIe siècle. Es handelt sich um Fragmente (2 Perg.-Blätter). Statt der Notiz auf einer Seite wäre uns der Abdruck des ganzen Textes willkommener gewesen. So hüllen wir uns in Erwartung der hier versprochenen Edition nebst Kommentar. — p. 82: M. Dominica Legge, The International Arthurian Congress (23.—30. August 1930). — p. 83: Bibliography.

A. Hilka.

Le conte dou baril, Poème du XIII[e] siècle par Jouham de la Chapele de Blois, ed. by Robert Chapman Bates. Yale Romanic Studies IV. New Haven, Yale University Press 1932. CXXVI u. 112 S.

Nach dem, was P. Meyer in den Notices et extraits des Manuscrits Bd. XXXIV, 1, S. 160—1 von dem Conte dou barril des J. de la Chapele mitgeteilt hatte, konnte niemand ahnen, daſs es sich um eine ziemlich alte Behandlung des Stoffes handelte. Er hatte offenbar ganz übersehen, daſs im Verse 182, der sich ebenso in der Cheltenhamer Hs. wie in der Pariser findet, der Graf (Simon) von Monfort und auſserdem in V. 1148 der Pariser Hs. *le bon Simon* als lebend († Sept. 1218) erwähnt wird. So kam es, daſs, als ich die Ausgabe des ‚Ritters mit dem Fäſslein‘ vorbereitete, ich es auf Grund der Bemerkungen von P. Meyer nicht für nötig hielt, Einsicht in die Pariser Hs. B.N.f.fr. 1807 zu nehmen. Um so erfreulicher ist es, daſs Bates es jetzt getan hat und uns eine Ausgabe der Dichtung nach den beiden Handschriften vorlegt.

Der Herausgeber handelt in drei einleitenden Abschnitten über den Autor, seine Heimat, die Abfassungszeit seiner Dichtung, die Quelle, den Stil und die verschiedenen existierenden Versionen. Das Ergebnis ist zunächst, daſs Jouham de Blois (V. 8), oder wie er sich auch nennt Jouham de la Chapelle (V. 1261), letzteres nur in P, aus Blois oder einem der verschiedenen Dörfer, la Chapelle genannt, stammt, die in gröſserer oder geringerer Entfernung von Blois liegen, und man möchte hierzu nur fragen, warum Bates mit Kontamination im Titel ‚Jouham de la Chapelle de Blois‘ sagt. Unser Dichter hat bestimmt den ‚Conte dou barril‘ vor Ende September verfaſst und vermutlich im Laufe des Jahres 1218 (S. XVI—XVII). Auſserdem wird wahrscheinlich gemacht, daſs er ein Zisterciensermönch war (S. XI ff.). Des weiteren muſs uns besonders die Betrachtung des Verhältnisses von J zu der Stoffbehandlung, welche ich herausgegeben habe und die Bates mit S bezeichnet, interessieren. Es werden die augenfälligsten Stellen, an denen sich J und S gedanklich und wörtlich enge berühren, gesammelt und nebeneinandergehalten; sie lassen keinen Zweifel darüber, daſs ein Verfasser den anderen gekannt und benutzt hat, und es kann sich nur fragen, ob J prior und S posterior sei, oder vielleicht umgekehrt. Für den Herausgeber ist das freilich gar keine Frage und für ihn ist S ‚certainement postérieur à J‘ (S. XXIX; I, II), aber welches sind die Beweise, oder auch nur Wahrscheinlichkeitsgründe? Zuvörderst ist es unrichtig, wenn S. XXVIII behauptet wird, ich hätte S auf die Mitte des 13. Jahrhunderts, ‚ou à peu près‘ datiert; im Gegenteil habe ich durch alle Auflagen gesagt, daſs es an Anhaltspunkten für eine nähere Zeitbestimmung fehlt, so daſs wir denn, wie ich hinzufüge, hier in keiner günstigeren Lage sind, als z. B. gegenüber dem Aucassin. Wenn Bates sich weiter auf Allen, De l'Hermite et del Jougleour beruft, der S in die dritte Dekade des 13. Jahrhunderts setzt, so habe ich schon in meiner B. offenbar unbekannt gebliebenen Anzeige dieser Schrift im Archiv 153, 274—5 darauf hingewiesen, auf wie wenig sicheren Grundlagen jene Schätzung ruht. Eine Vergleichung der obenerwähnten starken Anklänge miteinander ergibt nichts für die Priorität bzw. Posteriorität, auch nicht der Umstand, daſs in S V. 1060

die Dichtung *le conte du baril* genannt wird,[1] denn der Verfasser von S, der im Laufe der Erzählung promiscue *baril* und *barisel* (*bariselet*) sagt, kann an unserer Stelle, wie in V. 502, *baril* gebraucht haben, weil es ihm in den Reim paſste, und es zwingt nichts, mit B. (S. XXXII) anzunehmen, daſs S den Titel aus J entlehnt habe. Aber für Bates ist es ausgemacht: ‚l'auteur de S a regardé J de près'; als ob man nicht mit demselben Rechte das Umgekehrte sagen könnte. Für ihn ist ferner die *escripture*, die der Verfasser von S in V. 870 nennt, ‚très probablement J' (S. XXI[2]); als ob man es als wahrscheinlich hinnehmen kann, daſs ein Dichter auf eine in der Vulgärsprache geschriebene und zeitlich nahestehende Dichtung mit einem halbgelehrten *escripture* hinweisen würde. Weiterhin heiſst es: ‚En gros comme en détail, au fond comme en surface les deux versions sont les mêmes. Omettez de J les deux sermons de l'ermite et étendez, développez ce qui reste et vous avez S' (S. XXXII), doch was hindert umkehrend zu bemerken: ‚ajoutez à S les deux sermons et abrégez ce qui reste et vous aurez J'? Und weiter liest man: ‚Là, comme partout ailleurs, l'auteur de S a repris les sous-entendus de J et les a abondammant sinon très utilement développés' (S. XXXIII).[3] Aber auch hier besteht die Möglichkeit, daſs Joham eine ganze Anzahl von ausgeführten Szenen und Einzelzügen aus S übernommen und sie stark gekürzt hat, um bei seiner theologisierenden Tendenz Platz für die langen Predigten zu gewinnen. Der Herausgeber hat, wie man sieht, eine These aufgestellt, die, weit davon entfernt bewiesen zu werden, vielmehr mit einer *petitio principii* Ähnlichkeit hat. Bemerkt sei noch, daſs ein Moment, welches B. nicht berührt, nämlich der Zustand der Nominalflexion, soweit er sich nach den Reimen beurteilen läſst, einer Priorität von S nicht widersprechen würde; im Gegenteil. Ich habe schon von der 3. Aufl. an (1916) darauf aufmerksam gemacht, daſs die Nominalflexion in S mit Ausnahme einer nicht ganz sicheren Stelle strenge gewahrt ist, während das in J nicht in dem Maſse der Fall ist, s. weiter unten zu V. 765—6. Aber natürlich darf man obigem keine groſse Bedeutung beilegen, und m. E. muſs es dabei bleiben, daſs das zeitliche Verhältnis zwischen J und S vorläufig nicht festzustellen ist. Da, wie wir sahen, für Bates kein Zweifel besteht, daſs S aus J geflossen ist, so muſs sich natürlich für ihn die Stoffquellenfrage, über die ich ja gehandelt habe und die denn

[1] Es ist richtig, wenn B. bemerkt, daſs der Titel *du Chevalier au barisel* in meiner Ausgabe nicht der des Autors ist. Ich bin da der Tradition (Hertz, G. Paris, Gröber, Wahlund) gefolgt, die offenbar auf das Explicit der Hss. CD *dou chevalier au barisiel* (*barizel*) zurückgeht, und habe einmal den philologischen Standpunkt verlassen, weil jene Bezeichnung des Explicit charakteristischer und mit ihrem Deminutiv zugleich sachgemäſser ist.

[2] Es wird gesagt: ‚cette question sera discutée dans le chapitre III', aber diese Frage wird daselbst nicht behandelt, sondern nur der Tatbestand wiederholt (S. XXXIII).

[3] Es liegt ein sonderbares Versehen vor, wenn es S. XXXIV Anm. 14 heiſst, daſs in S die Köche den Bösewicht überreden, mit ihnen den Eremiten aufzusuchen, und es zeigt, welche Geschmacklosigkeiten Bates dem Vf. von S zutraut. Auch ist es nicht richtig, wenn ebenda behauptet wird, der Eremit verliere die Geduld, da doch Entschlossenheit und Todesmut vorliegen und diese mit Geduldverlieren nicht identisch sind.

auch Allen berührt hat, darauf konzentrieren, woraus denn J geschöpft hat. Wenn ich hier B. recht verstehe, gibt er zwar die Möglichkeit zu, daſs unser Stoff in lateinischer Fassung vorgelegen habe, obgleich die ‚Vitae patrum' eine solche nicht enthalten oder nicht zu enthalten scheinen, aber er meint, J könne auch auf einer mündlichen Quelle basieren: ‚Il est possible que Jean ait entendu cette histoire à propos de quelque ‚ermite' cistercien et qu'il l'ait rimée pour perpétuer la mémoire d'un miracle à la gloire de Cîteaux' (S. XX). Dieser neue Gedanke, der eine gewisse Begründung erfährt, ist ja interessant, aber es versteht sich, daſs man auch damit nicht über das Gebiet der Vermutungen hinauskommt; zu der Nebenfrage wie die Version der ‚Vies des pères' quellengeschichtlich zu beurteilen sei, beschränkt sich B. darauf zu sagen: ‚La source de V, elle peut toujours être un miracle latin' (S. XXI).

Was die Untersuchung des ‚style', sagen wir die literarische Würdigung von J betrifft, so überschätzt Bates die von ihm herausgegebene Stoffbehandlung auf ganz merkwürdige Weise und man kann ihm wirklich beim besten Willen nicht zustimmen. Zunächst stellen die beiden halb religiösen, halb moralisierenden Diskurse (137—282, 719—1204) einen schweren Kompositionsfehler dar, da sie den Gang der Erzählung auf das Unangenehmste unterbrechen, und so von einer einigermaſsen abgewogenen Stoffanordnung nicht die Rede sein kann. B. nennt sie überraschenderweise ‚deux petits sermons' (S. XX), aber sie sind alles andere als ‚petits'; zudem sind sie vielfach sehr trocken und langweilig, und es ist schwer vorstellbar, daſs der verstockte Sünder die erste ‚Predigt' bis zu Ende angehört haben sollte. Wenn daher B. den Verfasser einen ‚écrivain de profession' nennt, der ohne Zweifel schon andere Dichtungen verfaſst hätte und eine Geschichte zu erzählen verstehe (S. XXIII), so muſs schon hier entschieden dagegen Einspruch erhoben werden. Dazu kommt anderes. Bates vergleicht die Stelle 619—636 in J mit 765ff. in S und sagt von der ersteren: ‚Les vers 619—636 de J (le chevalier comprend la ‚pitié' et pleure et le baril est rempli) ont une beauté spéciale en leur simplicité et leur concision. L'essentiel y est exprimé et pas un mot de plus.' Dieser Auffassung kann man insofern nicht beipflichten, weil die Stelle sozusagen ethisch unvollständig ist, d. h. weil der Verfasser es schon an der Rührung genug sein läſst, die den Missetäter übermannt, als er sieht, daſs seinetwegen der Einsiedler so bewegt ist und weint. Jene Rührung, deren Ergebnis Tränen sind, von denen die erste das Fäſslein füllt, führt schon allein die Erlösung herbei. Das ist zweifellos unbefriedigend, denn es fehlen bei dem Ritter Reue und Zerknirschung über seine Schandtaten, ohne welche die Verzeihung Gottes nicht genügend motiviert erscheint. Daſs der wesentliche Zug der Reue an dieser Stelle nicht entbehrt werden kann, hat der Verfasser von S ganz richtig empfunden und er hat ihn so ausführlich geschildert, wie es notwendig ist, um den Eintritt des Wunders, das doch im Mittelpunkte der Erzählung steht, möglichst wirkungsvoll und ergreifend zu machen.[1]

---

[1] Die Analyse, die Bates von der Stelle in S gibt, ist teils unvollständig, teils schief, so daſs sie zu einer irrigen Anschauung verleiten kann.

Seine Darstellung des Ganzen ist daher nicht nur durch Tiefe, sondern durch Ausgeglichenheit derjenigen von J bedeutend überlegen. Eines wenigstens erkennt Bates als Vorzug von S an, den Tod des Ritters, aber er hätte das stärker unterstreichen sollen; in diesem wichtigen Punkte heben sich J und S scharf voneinander ab und, beiläufig bemerkt, rückt V, wo er gleichfalls nicht stirbt, viel näher damit an J heran, als es nach B. scheinen könnte. Auch was stilistische Einzelzüge betrifft, ist B. voll des Lobes für J, und es ist schwer begreiflich, wie er über vielfache Schwerfälligkeit, Geschraubtheit und Geschmacklosigkeit hinwegsieht, die sich doch durch reichliche Beispiele belegen lassen. Wo etwas gelungen ist, wie V. 346ff., 474ff. oder die lebhafte Wechselrede 408ff., findet es sich, und noch besser, in S; natürlich setzt B. gemäſs seinem Standpunkte diese Schönheiten auf Rechnung von J, es ist jedoch noch nicht ausgemacht, daſs sie letzterem zukommen (s. oben). Gewiſs ist es ganz zutreffend, was B. bemerkt, daſs J und S es auf einen sehr verschiedenen Zuhörerkreis abgesehen haben, J auf einen geistlichen und S auf einen weltlichen, indessen kann dieses Moment nicht in Betracht kommen, wo es sich um die ästhetische Beurteilung eines literarischen Produktes handelt, und da darf man kurz zusammenfassend vielleicht folgendes von den beiden Stoffbehandlungen sagen: Der Verfasser von S geht zuweilen zu sehr in die Breite, z. B. bei der Schilderung der Buſsfahrt, aber im ganzen erfreut seine Erzählung durch lebendigen Fluſs, gute Motivierung und psychologische Wahrheit. Er ist nicht ohne eine künstlerische Ader und besitzt poetisches Empfinden, ohne darum weniger fromm zu sein, als J. So kommt es, daſs wir ihm mit starker innerer Anteilnahme folgen. Was er geboten hat, gehört zu den besten Erzeugnissen altfranzösischer Erzählungsliteratur in Versen. Bei dem Verfasser von J sind die Kürze und Sachlichkeit der Erzählungsweise wohl anzuerkennen, aber es fehlt die Wärme; er wirkt bei aller Frömmigkeit nüchtern und durch das so stark hervortretende lehrhafte Element eher erkältend, als fesselnd, geschweige denn ergreifend. Damit soll nicht gesagt sein, daſs seine Dichtung nicht auch ihren Wert hat, doch liegt dieser m. E. in einer ganz anderen Richtung, nämlich in den kulturgeschichtlich anziehenden Einzeldingen, welche sich besonders in den beiden ‚Predigten' finden.

Die nun folgenden Kapitel IV und V sind besonders sorgsam gearbeitet und gehören zu den besten Teilen der Ausgabe. Im ersteren handelt B. über die beiden Handschriften P und C: es werden die hervorstechendsten Züge der Kopisten zusammengestellt, und es wird dann des Näheren dargetan, warum der jüngeren aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh. stammenden Hs. P (= Paris) mit ihren dialektischen Zügen der Vorzug gegeben worden ist vor der früheren dem Ende des 13. Jhs. angehörenden Hs. C (= Cheltenham). Das zweite untersucht die Sprache des Autors nach den Reimen und behandelt Reim und Metrum. Einiges von dem Wenigen, was ich hierzu zu bemerken hätte, bringe ich bei der Besprechung des Textes vor, dem ich mich nunmmehr zuwende.

Daſs B. die Hs. P zugrundegelegt hat, wird man im ganzen gutheiſsen können, immerhin hat Hs. C, wie man aus dem weiter unten Bemerkten

ersehen dürfte, doch häufiger das Richtige, als der Herausgaber annimmt. Der Text ist keineswegs leicht, und es ist anzuerkennen, daſs sich B. um das Verständnis desselben nach Kräften bemüht hat. Wenn dabei manches nicht zufriedenstellend ausgefallen ist, so ist das bei einer Erstausgabe begreiflich, ja beinahe selbstverständlich. Allerdings macht sich ein Mangel ziemlich unangenehm fühlbar, nämlich daſs der Herausgeber auf dem Gebiete der Syntax mehrfach eine sichere Orientierung vermissen läſst, ein Mangel, den ich mir nur aus nicht genügender Kenntnisnahme von deutscher Forschung erklären kann. Die Anmerkungen, welche reichlicher hätten bemessen werden sollen, sind von etwas ungleichem Werte; diejenigen, welche den ‚Realien' gewidmet sind, können fast ausnahmslos als vortrefflich gelten und zeugen von ausgebreiteter Belesenheit sowie genauer Kenntnis einschlägiger Literatur, während der Bedeutung der Wörter, den Konstruktionen und auch stilistischen Dingen nicht gleichgroſse Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

6. *tant que je puis avoir matire*. *Tant que* wird für diese Stelle zutreffend mit ‚so lange als' glossiert, nur ist nicht richtig, daſs hier der Konj. steht, da wir ja doch den Indik. haben. Bemerkt sei, daſs C *tant come* hat, das ja das Gewöhnliche ist für unser ‚so lange als', und das auch P in diesem Sinne V. 326 aufweist.

9. Zu *laïs aval* wäre eine Anmerkung erwünscht gewesen, weil ja *laïs* aus *la jus* erwachsen ist und somit eigentlich eine tautologische Ausdrucksweise vorliegt; sie ist von God. nicht belegt, begegnet aber schon im Folque de Candie 5706, 5717 und bei Ambroise 6225. Da es sich um die Gascogne handelt, wird man an den Pariser erinnert, der zu dem Provinzler sagt: ‚vous là-bas!

14. Die Stelle mit *desguerrochier*, das V. 344 in der ursprünglichen Form *desguarrochier* erscheint, bildet eine willkommene Ergänzung zu God. II, 591 b, der nur zwei Belege bringt. Hinzu kommt noch Rev. d. lang. rom. LIII, 325 V. 233.

19. Schr. *annuieus* für *annvïeus*, das im Gloss. zu streichen ist. *Anuieus* heiſst ja nicht selten ‚Schaden zufügend', was schon von God. III, 210c angegeben und genügend belegt ist. Das in der voraufgehenden Zeile stehende *annui* stört nicht, vgl. z. B. die Wiederholung von *asaust* 180—1.

45. Nach *desheriter* ist ein Semikolon dem Komma vorzuziehen.

74—5. *Iron nos en bois ou en plain Ou en riviere ou en deduit?* Laut Anm. bedeutet *deduit* hier nicht ‚Vergnügen', sondern ‚lieu de plaisance, promenade', aber die von B. angezogene Stelle aus Perceforest beweist nichts für diesen Sinn, und Tobler, Wb. II, 1269—70 gibt ihn nicht an. Wie man aus letzterem bequem ersieht, kommt die Wendung *aler en deduit* im Yonec 82, 222 vor, wo es einmal die eingeschlossene Dame sagt, und es einmal von ihr gesagt wird, allein es ist trotzdem nicht leicht, die genaue Bedeutung festzustellen. Es scheint nur zu heiſsen ‚ausgehen, um sich dabei zu vergnügen, allerhand zu sehen, Kurzweiliges zu erleben' und so glaube ich, daſs es an unserer Stelle nicht viel anderes bedeutet. Der Ritter meint: sollen wir überhaupt nur ausgehen, um Vergnügliches zu beobachten oder auch zu treiben? *Deduit* wäre dann hier Kurzweil, Vergnügen im all-

gemeinen und stände in gewissem Gegensatz zu Wald-, Feld- und Wasserjagd, die freilich auch ein Vergnügen, aber ein vom Dichter spezialisiertes ist.

93. *por fol voz tienent cil tondu*. Die Stelle ist mifsverstanden. Der Ritter spricht zu seinen Mannen. Unter *cil tondu* sind die tonsurierten Geistlichen verstanden, die ja vielfach auch *haut tondu* genannt werden. *Tondu* ,Geistlicher' wird zwar von God. nicht belegt, aber es begegnet Romania 48, 262 V. 102 in dem von Faral herausgegebenen Stücke ,Des vilains'. Gemeint ist, dafs die Geistlichen die Mannen in Wahrheit für Narren halten und sich im Stillen über sie lustig machen, wiel sie immer zu ihnen gelaufen kommen.

128. Für *l'emmaine* schr. *l'em maine*, ebenso V. 886 *n'en porte* für *n'enporte*.

153. Mit Recht hat B. *si lo mist en parvis terrestre* nicht angetastet. In Anm. sagt er zwar, dafs er zweisilbiges *parvis* im Sinne von ,Paradies' nicht kenne und schlägt zweifelnd eine Änderung vor, doch erscheint solches *parvis* oft im Tornoiement Antecrit ed. Wimmer V. 1534, 3131, 3141, 3269, 3514, 3517.

178—9. Es liegt Mifsverständnis vor. Man setze hinter *comparer* ein Komma und hinter *parton* einen Punkt. *partir a*, das mit ,proposer', ,soutenir' glossiert wird, hat die bekannte Bedeutung ,Anteil haben an' (s. Zs. XXXVI, 85), d. h. in vorliegendem Falle ,in Mitleidenschaft gezogen sein, an den Folgen leiden'. *Meïsmes in nos meïsmes* ist also Obliquus-Form in der Funktion des Nominativs, vgl. LV nr. 27.

232. Zu *mais* ist zu bemerken, dafs ein ,aber', an die voraufgehende Erklärung des *je te mordrai* angeschlossen, durchaus nicht pafst, vielmehr der Zusammenhang den abgeschwächten Sinn ,und' verlangt, von dem schon öfter die Rede gewesen ist. An das *Enfer, enfer, je te mordrai* von V. 225 anzuknüpfen ist bedenklich, weil dies zu weit zurückliegt.

239—41. *Et a la sainte Assencion S'en ala a Monte Sion, Ou mainte gent a puis eüe*. In der Eigennamenliste war bei *Sion* auf S. XCVII zu verweisen, wo *monte* als ,calqué sur le latin' bezeichnet wird. Obwohl auch C *Monte* hat, möchte man doch fragen, ob nicht *Mont de S.* das Ursprüngliche sei. So wenigstens heifst der Zionsberg bei d'Anglure, S. voyage de Jherusalem S. 21 nr. 92, während er in der Conq. de Jér. nach Langlois, Table mehrfach *Mont Sion* lautet. Weiterhin hätte man gerne etwas darüber erfahren, ob man denn im Mittelalter allgemein annahm, dafs die Himmelfahrt, die doch vom Ölberg aus stattfand (s. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon VI, 1), vom Zionsberge aus vor sich gegangen wäre. Zu V, 241 sagt die Anm.: ,le poète pense ici, sans doute, aux croisés d'outre-mer'; das ist in Anbetracht der etwas eigenartigen Ausdrucksweise etwas kurz und setzt, wie mir scheint, voraus, dafs *Monte Sion* in weiterem Sinne = Jerusalem stände, was freilich wieder nicht zur Beschreibung der Himmelfahrt stimmt.

252. *ne chose qu'en leur sëust dire*. Die Variantenangaben sind hier nicht deutlich. Für P wird nur *que l'en* verzeichnet und für C *ne riens que;* steht *leur* in beiden Hss.?

256. Zur Anm. ist zu sagen, daſs wenn der Schreiber von P auch *crestientez* vielleicht als dreisilbig ansah, doch mit einem *sainte* davor der Vers immer + 1 haben würde. In C fehlt richtig *sainte*.

257—9. Im Glossar wird *establir* mit ‚régler, disposer' wiedergegeben, aber wie mag Herausgeber damit die ganze Stelle wohl zufriedenstellend übersetzen?

264. *se vos avies .I. junior*. Gewiſs ist *junior* dreisilbig und *avies* zweisilbig, aber dann muſste auch in Anm. zu 356 einsilbiges *-ies* als dem Autor angehörig anerkannt und nicht auf Rechnung des Schreibers gesetzt werden.

268. *Faire* ist hier, wie sonst öfter, umschreibend, war also im Glossar dementsprechend zu kennzeichnen, denn der Besitzer des Hauses kann dasselbe nur selber reinigen, weil Haus = sein Inneres, seine Seele ist.

283. Der Gedankenstrich, der die Rede eines anderen anzeigen soll, ist eine Zeile hinabzurücken (Druckfehler).

307 ff. Der Einsiedler spricht und sagt: *La veritez est, quant li cors, En trait mesesse par dehors Ou de herē, ou de la cote, Et ainsint li cors i acoute Ou fain ou soif ou froit ou chaust — Mes de ce mie ne me chaust De la proesce que il sant, Quar la joie que il atent, Si grant que nus ne porroit dire, Li aliege si son martire Que la mesesse aise li semble.* Die Stelle muſste *in extenso* angeführt werden und wird nebenbei dem Leser wohl als Stilprobe nicht unwillkommen sein. In der Anm. ist von Anakoluth die Rede, aber es ist so übersetzt als ob kein solches da wäre: „Il est vrai que quand le corps ‚trait mesesse' de la haire etc., il paie son ‚escot' de souffrance; (le pénitent est fier au point que son esprit tombe dans l'orgueil), mais la ‚proesce' qu'il en ressent m'est parfaitement égale, car la joie . . ." etc. Das ist schlechterdings unhaltbar, schon weil *proesce* nicht ‚orgueil', oder, wie es im Gloss. heiſst ‚sentiment hypocrite de bien faire' sein kann, und was noch S. LIX zu der Stelle gesagt ist, macht sie nicht annehmbarer. Es handelt sich in V. 311—2 nicht um eine *lectio difficilior*, sondern um etwas einfach Unverständliches, und unter solchen Umständen bleibt nichts anderes übrig, als die verständliche Lesung von C *Mes de tot ice ne li chaut Ne de la perte que il sent* in den Text zu setzen, ohne daſs damit gemeint wäre, daſs es das Ursprüngliche darstellte.

329. Man setze nach *sont* Fragezeichen statt Doppelpunkt und sehe Alfred Schulze, Altfrz. Fragesatz S. 195—6.

334. Ein wagerechter Strich ist wohl versehentlich hierher geraten, denn ein Anakoluth liegt nicht vor.

336—7. *Quar* steht offenbar im Sinne von *que* und *et* heiſst ‚und zwar'. Beides fehlt im Glossar.

356. S. zu 264.

376. Hier wie auch sonst mehrfach setzt Herausgeber nach einem bedingenden Satze kein Komma, was nicht zu billigen ist.

388. *Mais que* wird für diese Stelle mit ‚à moins que' glossiert, es bedeutet aber wie gewöhnlich ‚auſser daſs'.

398. *Certes* ist besser als Antwort des Eremiten anzusehen, also zwischen Striche zu setzen.

402. *jan jeüneré vendredis.* Für die Anlehnung von *ne* an *ja*, die gegen das Handschriftliche vorgenommen wird, hätte man gerne Parallelstellen beigebracht gesehen. Trotzdem kurz vorher dreisilbiges *jĕuner* begegnet und auch sonst öfter im Texte vorkommt, ist es vielleicht doch fraglich, ob hier nicht mit beiden Hss. zweisilbiges *jeuner* anzunehmen sei. Auch in der Version S steht zweisilbiges *jeuner* (81) nahe bei *jĕune* ‚Fasten'. Bemerkenswert ist noch das Fehlen des bestimmten Artikels bei *vendredis*, während es doch 365 *les vendredis* heifst.

403. Es hätte gesagt werden können, dafs die Bemerkung des Sünders so unangebracht wie möglich ist, denn wie sollte der Einsiedler ihn für einen Narren halten, wenn er das täte, was jener verlangte?

408. *or fetez bien si jeünez.* Nach dem Glossar unter ‚fere' und ‚se Konj.' soll *fetez* Indikativ sein und *si* ‚wenn' heifsen. Ein *si* ‚wenn' ist sonst aus dem Denkmal nicht verzeichnet, aber abgesehen davon ist es doch viel natürlicher *fetez* als Imperativ zu fassen und *si* als ‚und', welches letztere im Gloss. auffallenderweise ganz fehlt.

416. Was der Strich hinter *ferez* bedeuten soll, ist mir nicht ersichtlich.

456. *lors ne chanta il mie asses.* Die Stelle ist eine erwünschte Parallele zu dem von Tobler, Wb. II, 230 aus Aim. de Narb. 476 angeführten *Quant cil l'ōi, n'ot de chanter talant*, aber Bates scheint Toblers Wörterbuch nicht zu kennen.

460. Komma statt Punkt (wohl Druckfehler).

462—3. Der Eremit fragt den Frevler, der von der Quelle mit dem leeren Fäfslein zurückkehrt: *Avez de l'eve de par Dé?* und dieser antwortet: *Certes ne val.* Nach S. XCII soll *val* 1. Pers. sein < **valeo* (Herausgeber meint wohl **valo*), aber wo ist eine solche belegt? Und wie sollte der Ritter sagen: ‚Sicher bin ich nicht wert'? Freilich versteht B. laut Gloss. ‚ich vermag nicht', allein wieder mufs man fragen, wo denn *valoir*, von einer Person gesagt, in diesem Sinne vorkommt. *Val* dürfte 3. Pers. sein und *ne val* bedeuten, es nutzt nicht, d. h. mein Bemühen ist vergeblich; man vergleiche Troja 21105 *mais ço que vaut?* und Bueve de Hantone ed. Stimming, F. I V. 699 *mais chou ne vaut.* Ob die Form *val* (: *val* < *vallem*) der Sprache von Blois angehören kann (vgl. Görlich, Südwestliche Dialekte S. 84 oben), oder ein direkter Provenzalismus ist, mufs ich dahingestellt sein lassen.

475. Die Form *Sarradin* für *Sarrazin*, die doch wohl eine umgekehrte Schreibung ist, hätte eine Anmerkung verdient, da Langlois, Table 606, 607 nur je ein Beispiel aus dem franz. Girart und dem Sachsenkrieg verzeichnet.

480 ff. Das *ouĭl* setzt eine Frage voraus, und das voraufgehende *het toi bien Diex*, das B. als Aussagesatz ansieht, ist auch eine Frage; das *ouĭl, ce croi* ziehe ich noch zu der Rede des Eremiten, indem dieser sich die Frage selbst beantwortet und noch bis 482 weiter spricht (das Fragezeichen hinter 482 ist zu streichen). Das *het toi bien Diex* gehört zu jenen häufig von *bien* begleiteten Fragen, über deren Natur ich zuletzt in meinen Zwei altfrz. Dicht. zu I, 15—6 gesprochen habe; es erfolgt vielfach, aber nicht

immer eine Antwort. Wegen der Stellung des Pronomens s. A. Schulze, Fragesatz § 255.

485. *tant qu'a .I. chief en avrai tret.* Beide Hss. haben den unbestimmten Artikel, und es empfahl sich um so mehr, dies anzumerken oder wenigstens im Glossar, wo überhaupt die Angabe der Konstruktion fehlt, zu verzeichnen, als in den bisher bekannten Beispielen von *traire a chief d'une ch.* ‚mit etwas zu Ende kommen' (s. Walberg zum Thomasleben 799 und vgl. Tobler, Wb. II, 388) ein unbestimmter Artikel nicht auftritt.

506. Komma nach *Sire* (Druckversehen).

509. *que ja .I. seul n'en i vendra.* Da *nen* vor Vokal in unserem Text nicht gesichert zu sein scheint, war es wohl richtig *n'en* zu schreiben, da aber der Ritter zu seinem Gefolge spricht, vermiſst man die Bemerkung, daſs *en* auf die 2. Person gehen, also = ‚von Euch' sein muſs, wie das auch 1247 der Fall ist, s. Ebeling in Zs. f. frz. Spr. XXV², 33 zu 269.

513. *et de l'avoir a molt grant fain.* Ein *de l'avoir*, worin *l'* Pronomen wäre, ist aus bekanntem Grunde für die Zeit des Autors nicht möglich, und C hat hier vielleicht das Ursprüngliche mit *et d'avoir ent a m. gr. f.*, wobei sich denn das *ent* auf die *fontaines et rivieres* von 511 bezieht.

522. Schr. *me* für *ma* (Druckfehler).

530. *si com cis droiz chemin le maine.* Im Gloss. wird unter ‚cel' das *cis* als Nom. des Pron. dem. erklärt, aber natürlicher wäre es doch, *cis* = *sis* ‚sein' anzusehen, ja der Zusammenhang scheint mir dies zu verlangen. Für 835 ist ja *cis* im Gloss. unter ‚son' richtig gedeutet, vgl. *mis* 670.

634. Was heiſst an dieser Stelle *a droit*? Das Gloss. sagt nichts.

638—9. Man streiche das Komma nach *vëu*, schreibe *reguardé* statt *reguarde* und setze dahinter ein Komma.

677. Schr. *fresche* für *fesche* (Druckfehler).

682. Ist das *n* in *conrees* ‚Eingeweide' in Ordnung? An den zahlreichen Stellen bei God. und Tobler steht keine Form mit *n*, wohl aber mehrfach *couree*.

684. Es ist hier von den starken Weinen der *Auverne* und von *Saint Porsain* die Rede. C liest *d'Ausoire ne de S. P.* Die Anm. führt ganz richtig aus, daſs P mit dem selteneren *d'Auverne* den Vorzug verdient, nur ist die Angabe nicht genau, daſs Saint-Pourçain sich ‚à peu de distance' von Clermont-Ferrand befinde, da es doch ungefähr 70 Kilometer davon entfernt liegt und m. W. nicht zu der Auvergne gehört hat. Die sonstigen in der Anm. gelieferten Nachweise zu dem Wein von Saint-Pourçain sind dankenswert, doch war A. Schultz, Höf. Leben² I, 407 nicht zu vergessen.

696. Es geht natürlich nicht an, daſs ein asserierender Hauptsatz mit einem unbetonten Pronomen beginnt, man setze also nach 693 ein Semikolon, tilge den Punkt nach *avoient* (695) und setze ein Semikolon nach *voient* (696).

712—3. *Cil le feri ne sai quans cous, Li hermites, parmi le dous.* Daſs ein *cil* noch einmal durch *li hermites* aufgenommen sein sollte, ist wenig glaublich, und die Lesart von C verdient den Vorzug: *Si le feri . . . li seins hermites par le dos* ‚und er schlug ihn' usw.

722. Komma nach *tailliez.*

733. Zu *li* fehlt ein Beziehungswort; auch hier ist C besser mit *s'il ne le rent.*

747. Was bedeutet der Strich nach *sovan?* Das *vendrez* ist ein Futur mit imperativischem Sinn, also genügt ein Komma nach *sovan* vollkommen.

754—5. *Si vos cuitast armes avoir, Si vos sera molt grant conforz.* Da das erste *si* ebenso wie das zweite doch nur ‚und' sein kann, so ist die Interpunktion am Ende des vorhergehenden Verses mit einem Punkt entschieden eine zu starke. Die beiden aufeinanderfolgenden *si*, welche Sätze einleiten, sind etwas auffällig, doch stehen in C zwei Verse dazwischen, die dem Original angehören können.

765—6. ... *en paradis, La ou Diex est et ces amis.* Laut Anm. faſst B. *ces amis* als Sing. und deutet mit ‚tout homme qui aime Dieu'. Das scheint mir kaum annehmbar, denn der Sing. würde doch einen bestimmten Freund voraussetzen, von dem nicht die Rede war; auch wird man *ami* in dem hier vorliegenden Sinne ‚Freund des Herren' kaum anders als im Plur. finden, s. P. Reiche, Beiträge zu Långfors' Ausgabe des Regret Notre Dame, Diss. Berlin 1909 S. 33 zu 19, 12. Es könnte hier mithin der Obliq. Plur. in der Funktion des Nomin. vorliegen. Auch in 917 (*apres la mort s'en vet tout nu*) zeigt sich Flexionsverletzung; S. CIII werden Toblers V. B. mit Unrecht angezogen, denn die dortigen Stellen gehören nicht hierher. Ebenso in 378 (*de ce vos peut venir grant bien*), ferner in 1028 (*mes autrement fust hons neant*), denn *neant* ist hier Substantiv. Ingleichen haben wir es 772 m. E. mit einer Flexionsverletzung zu tun; im Gegensatz zu dem S. C Bemerkten meine ich, daſs P da das Ursprüngliche zeigt, indem mir das *ont* von C wegen des *ont* der vorangehenden Zeile und auch sonst einen posterioren Eindruck macht. Auch *son* käme hinzu, wenn dieses, wie S. LXXXV—VI ausgeführt wird, in 870 das Ursprüngliche für *siens* wäre. *Nului* 1141 in der Funktion des Nom. ist für den Autor durch das Metrum gesichert. Um auf unsere Stelle 765—6 zurückzukommen, so könnte freilich C mit *o ses amis* Berücksichtigung verlangen, und es leuchtet nicht ohne weiteres ein was Bates sagt, daſs der Kopist geändert habe, weil er an dem Sing. Anstoſs nahm.

773. Komma nach *mener.*

775. Semikolon nach *eschar.*

810—1. Eine Erklärung des tieferen Sinnes der beiden in Klammern stehenden Verse wäre dem Leser gewiſs recht erwünscht gewesen.

822. In Anm. wird auf die Schreibung *pa* für *pas* als interessant für die Aussprache des Schreibers hingewiesen, das Gleiche gilt ja aber für *le* 373, 873 für *les* (Herausgeber schreint *lé*) und für *au* 1101 statt *aus*, die ja auch, wie ich nachträglich sehe, S. XLVI oben namhaft gemacht werden.

824. *Pomeni* ist mit Recht aus C übernommen, nur wäre es gut gewesen, *del p.* (C hat *du p.*) statt *de p.* zu schreiben, da doch ein Partitivobjekt *des poissons* voraufgeht.

833 ff. Die Konstruktion ist mehr als lose, um nicht zu sagen unkorrekt. Im einzelnen zeigt V. 835 *et ja n'en passera cis cous* eine sehr wenig glückliche Ausdrucksweise; im Gloss. wird frageweise ‚avaler' für *passer* an-

gesetzt, und das scheint letzteres hier auch heifsen zu müssen, doch ist die Bedeutung offenbar singulär.

840. Wohin ist *et des granz pieces de saumons* zu konstruieren? C schreibt (*Icil fiert bien des aperons*) *Qui les granz pieces des poissons Dont ses cuers est mult desirrans Ce les envoie as marcheanz*, und das ist besser, denn das *ce* ,wenn' nimmt nur den *qui*-Satz wenn auch in wenig geschickter, so doch erträglicher Weise auf.

856. Der asserierende Hauptsatz kann natürlich nicht mit *doit* beginnen, folglich mufs im Voraufgehenden anders interpungiert werden: Setze Semikolon nach *premiers* und streiche den Punkt nach *bel*.

874. Über die Diskrepanz in (*quant vos estes*) *tuit saous* (der Eremit spricht zum Ritter) war wohl ein Wort zu sagen, da sie nicht im Kasus, sondern im Numerus liegt; C schreibt *nos somes t. s.*, zeigt also nur Diskrepanz im Kasus, und *saous* liefse sich aus dem Reim erklären, s. oben zu 765—6.

886. Die Punkte, welche hinter diesem Verse stehen, unterliegen der Mifsdeutung, da man Punkte doch gewöhnlich setzt, um eine Lücke anzuzeigen. Herausgeber meint wohl eine Gedankenpause oder einen Gedankensprung; bei V. 977, wo wieder die Punkte auftauchen, liegt ein Abbrechen des Gedankenganges vor.

899. Wiederum macht die Setzung eines Striches den Leser stutzig. Ein Anakoluth ist nicht vorhanden, wohl aber hat man sich 900—1 in Klammern zu denken. Nach 908 erscheint von neuem ein Strich, doch hat er keine Berechtigung; man setze einfach Komma nach *ensevelie*.

906. *certes ice li est or bons*. Falls *ice* ursprünglich ist, hätten wir es mit der anderweitig bekannten Erscheinung zu tun, dafs die Maskulinform im Reim für die neutrale Form erscheint, wovon B. nicht spricht. Aber es kann in Anbetracht des folgenden mit *l* beginnenden *li* auch sehr sein, dafs *ice* für *icel* steht und letzteres, auf *encens* gehend, Obliq. Form. in der Funktion des Nom. ist. Zu obigem stimmt die Lesung von C *silliest*, das nicht, wie die V. L. will, in *si li est*, sondern in *sil li est* abzulösen ist[1] (das —I läfst sich leicht beseitigen).

910—5. *Lors li fet l'en sa sepulture A bele chaus et a sablon. Mais mieuz venist, par cest menton, Que l'en donast l'argent por Dé Aus povres qui en sont chasé, Et si en fust a l'ame mieuz.* Im Gloss. unter ,chacier' ist *chasé* unserer Stelle als *chacié* gefafst, und das Verbum mit ,expulser, poursuivre' glossiert. Wie soll indessen letzteres hier passen, ganz abgesehen davon, dafs ein so übertragenes *chacier* sonst nicht belegt ist? Mir scheint, dafs *qui en sont chasé* zu *l'en* in *l'en donast* gehört, von dem es eine nähere Ausführung ist: ,die Leute, welche damit (sc. *argent*) versehen sind'. *Estre chasé d'auc. ch.* im Sinne von ,mit etwas versehen sein' begegnet schon im Trojaroman, s. Tobler, Wb. II, 297 und vgl. auch die Beispiele bei God. II, 82c sowie prov. *cazar* im Lex. Rom. II, 348b. Ist dem so dann wäre nach *povres* ein Komma zu setzen und S. CXVII unsere Stelle auf der Reim-

[1] S. LIV no. 19 wird richtig abgelöst, aber es wird *s'il* geschrieben, was wiederum nicht richtig ist.

tafel für *é* : *ié* zu streichen. Noch sei bemerkt, daſs C zweiffellos das *chasé* so aufgefaſst hat, wie ich vorgeschlagen habe, denn C kennt sonst keinen Reim *é* : *ié*.

924. *si proïgnees et fumees*. Hs.: *si pr. et si f.* Es ist richtig, daſs man ein zweisilbiges *proignier* für die Zeit des Autors kaum anzunehmen und daher wohl *proïgnier* zu schreiben hat, nur war zu bemerken, daſs ein *proïgnier* gegenüber sonstigem *prooignier*, *proignier* (God. VI, 429a), *provaignier*, *provignier* (God. X, 439c) nicht belegt erscheint. Im Gloss. wird mit ‚provigner' übersetzt, was ‚durch Absenker vermehren' bedeutet. Diese Bedeutung erscheint mir für die alte Zeit nicht gesichert, da die Belege bei God. X, 439c darüber keine Klarheit schaffen, sondern nur die von ‚beschneiden', ‚abschneiden', und so auch an unserer Stelle, wo es wie im ‚Chastoiement d'un pere' (s. God. VI, 429a) in Verbindung mit *atorner* auftritt. Für näheres über unser Wort verweise ich auf meinen Artikel im Archiv 147, 106.

925. *amis, or n'irez vos james* (schr. *ja mes*). Daſs beim Futur *irai* nicht selten ein *i* ‚dahin' unterbleibt, ist zwar bekannt, verdiente aber doch einen kurzen Hinweis.

934—5. *Ainceus* .VII. *anz iert en porchaz Comment el puit avoir seignor*. Es ist von einer Frau die Rede, die nur deshalb den Tod ihres Mannes beklagt, weil ersterer ihr Schaden gebracht hat; wenn sie sich erst im Laufe von sieben Jahren nach einem anderen Mann umsähe, so wäre das nicht zu tadeln, und das .II. *anz* von C befriedigt mehr.

951. Tilge Punkt nach *sovan* (Druckfehler).

952. *que l'un et l'autre fet souan*. Die Glossierung von *faire souan* mit ‚faire suer, souffrir', ist zu beanstanden, denn wie wäre damit die Stelle sinngemäſs zu übersetzen? Der Verweis auf *soucham* im Tourn. d'enfer ed. Långfors in Romania 44, 542 V. 1275 fördert wenig, da Långfors im Glossar nur nach dem Sinn für die betr. Stelle fragt und sagt, daſs man an *saoner*, prov. *soanar* ‚dédaigner' denken könne. Im übrigen war von Bates das Subst. *saon* zu berücksichtigen, das ja God. sehr oft als Rechtsausdruck belegt, und weiter Jud mit seiner Untersuchung im Archiv 126, 120ff. sowie Levy, S.-W. VII, 673ff. Ich zweifle nicht, daſs unser *souan* identisch ist mit prov. *soan*, das schon Tobler in Sitzungsber. der Berliner Akad. der Wiss. XXXVII, 853 als mit Vokalmethathese aus *saon* entstanden erklärte, und weiter, daſs es hier ‚Zurückweisung', ‚Verschmähung' bedeutet, mithin ein *faire souan* ‚Zurückweisung eintreten lassen' vorliegt.

962ff. Der Einsiedler sagt, daſs er den alten Mann nicht für gescheit hält, welcher sich verheiratet *Ou o Johanne ou o Marie Qui n'a memele nule an sain*; auch C schreibt *qui n'a mamelette en son s.* Kann man sich trotzdem mit dieser Ausdrucksweise zur etwaigen Bezeichnung von ‚blutjung' zufrieden geben? Ich möchte vermuten, daſs für *nule* zu schreiben sei: *vule* nfrz. *veule*, also: ‚welche keine schlaffe Brust hat', d. h. welche nicht alt, sondern recht jung ist. Die ursprüngliche Form ist gewiſs *vuele*, die zwar von God. nicht verzeichnet wird, aber M.-R., Rec. IV, 2 u. 31 vorkommt. Für *veule* von einem Körperteil gesagt, findet man ebenfalls kein Beispiel bei God., aber wiederum begegnet ein solches M.-R., Rec. I, 264 (*coille*

veule). Nun gilt freilich *u* für *ué, eu* nur als anglonormannisch, obgleich doch *pu-ent* für *pueent* auch anderswo begegnet (s. Foerster, Chev. as .II. esp. S. XLI, oben und vgl. auch Görlich, Südwestl. Dial. S. 65) und so mag denn in unserem Text ursprünglich *vuele* oder *veule* gestanden haben.

968—70. *Volentiers li torroit l'eschine, Neis c'il iert sires de Menin, car li villainz sant le chenin.* Subjekt in 968 ist das Mädchen. Der letzte Vers soll laut Anm. heiſsen: ‚denn der Bauer riecht zu sehr nach dem Alten, dem schmutzigen Alter (‚le vieux, la sale vieillesse'). Ich weiſs nicht, wie B. auf diese Deutung von *chenin* kommt. Er verweist auf Romania 48 S. 249—51 und 251 Anm.; dort handelt es sich um *uilains porcins* und *vilains chenins* und Faral erklärt *v. ch.* ganz anders (qui aboie comme un chien après les passants'). *Chenin* wird von God. II, 104b einmal aus einem Jagdbuch als ‚Hundestall' und mehrfach eb. 122c unter ‚chienin' als Adjektiv belegt, vgl. Tobler, Wb. II, 347. So scheinen sich mir nur zwei Möglichkeiten zu bieten: entweder liegt Substantivierung von adj. *chenin* vor und es heiſst ‚er riecht nach Hündischem' = ‚nach Hund', oder aber *chenin* bedeutet' ‚chenil', ‚Hundestall' und ist nur zufällig ebenso wie *chenil* selber (s. God. II, 104b, D. G. unter ‚chenil') in diesem Sinne nicht eher als aus dem 16. Jh. bezeugt. Übrigens hätte auch hier der Lesung von C *meillon* : *Meon* (vgl. S. X Anm. 9) gedacht werden können; Meon ist ein Ort im Dép. Maine et Loire und *meillon* könnte für *mouillon, muillon* = *meulon* ‚Heuschober' (s. God. V, 319b) stehen. — Zu *sentir*, welches das Gloss. für unsere Stelle übergeht, ist noch zu bemerken, daſs God. X, 603a *sentir auc. ch.* ‚riechen nach' erst aus Deschamps verzeichnet und daſs auch der Beleg bei B.-W., Chr. 94, 76 erst aus dem 15. Jh. stammt, aber man findet frühere Belege bei Tobler, Wb. I, 238 unter *ail*.

982. Eine kleine Erläuterung zu diesem Verse wäre nicht überflüssig gewesen.

986. Es ist statt *et* von P mit C *que* zu setzen, das im folgenden Verse wieder aufgenommen wird.

1001—2. Warum Anführungszeichen, da doch 983 kein solches steht? Ein Semikolon nach *biauté* und ein Ausrufungszeichen nach *d'umilité* wären deutlicher, als Komma und Punkt.

1018. Die Konstruktion von *desamordre* mit dem Dativ wäre anzumerken, da God. II, 534b in seinen zwei Beispielen nur *de* zeigt, ferner auf das Fehlen eines Akkus. hinzuweisen, der erst aus der folgenden Zeile (*noz*) herausgenommen werden kann.

1019. *qui a noz prendre avoit amors.* Tobler, Wb. I, 368 hat ein Beispiel für intr. *amordre*, und so läſst sich das *avoit* von P. halten, immerhin muſste im Gloss. ‚intr.' zum Infin. hinzugefügt werden. Refl. *soi amordre* begegnet sehr oft, s. Tobler, Wb. I, 367, und dazu stimmt das *estoit* von C.

1030. *trop a perdu qui tel le pert.* *Tel* bezieht sich auf den Panzer, d. h. die Demut. Ein relativisches Objekt wird im Folque de Candie 903, 6663 durch ein Personalpronomen wieder aufgenommen, aber von der Wiederaufnahme eines *tel* ist m. W. noch nicht die Rede gewesen. In Anm. wird einfach auf 1145 verwiesen, wo es heiſst *tel ne l'ont pas li Aubijois*, doch ist die Stelle insofern nicht parallel, als da das *tel* in prädikativem

Verhältnisse zu dem *le* steht. Ich habe keine Parallele für die Art der Wiederaufnahme an unserer Stelle zur Hand und kann nur vergleichsweise auf das provenz. *tot o* und das span. *todo lo* verweisen.

1053. *mais ill i covient coife pointe.* P hat *cointe pointe*, was natürlich fehlerhaft ist, doch weiſs ich nicht, was es bedeuten soll, wenn es in Anm. heiſst: ‚cette faute de la part du scribe relève sans doute du fait que le mot *cointe pointe* était alors très usité'; es liegt hier wohl ein Druckversehen für *coute pointe* vor. Der Schreiber von P kann durch das *cointe* der folgenden Zeile beirrt, für *coute*, das er schreiben wollte, *cointe* gesetzt haben. Das *coife*, das Bates aus C in den Text einführt, ist mir deshalb nicht so sicher, weil *coife*, so oft es auch belegt ist, sonst niemals in Verbindung mit *pointe* auftritt; letzteres wird in Anm. mit ‚ouaté par une sorte de matelassure' erklärt, doch darf man wohl fragen, worauf sich diese Deutung stützt. Es bleibt mir daher zweifelhaft, welches Wort ursprünglich an der Stelle gestanden hat.

1056—8. *Se l'en voz bat ou coise* (= *coisse*) *ou tence, En pacience le soufrez Qu'i vos herra et voz l'amez.* Wenn das *i* = *ibi* sein soll, so wäre natürlich die Wortstellung unmöglich; soll es = *il* sein, so paſst das nicht in den Zusammenhang; man setze also Semikolon nach *soufrez* und schreibe *qui*, das den Sinn von *si quis* hat, so daſs das *et* in *et l'amez* das *et* des imperativischen Nachsatzes ist.

1076. *Cuter* ‚verstecken' ist nicht so selten wie die Anm. meint. Tobler, Wb. II, 1164—5 belegt es des öfteren und dort steht auch das Beispiel aus dem Martinsleben, auf das die Anm. hinweist.

1084—7. *Se mason fondoient .I. mur, C'il n'i avoit bon fondement, Ne chairoit il legerement, Se il estoit fondez souz terre?* In Anm. heiſst es: ‚*se*, ici, a la signification un peu spéciale de *même si*'; *se* = ‚wenn auch' ist zwar bekannt, allein man sieht nicht, wie das hier passen soll. Was C bringt, wo 1085—6 fehlen und 1087 lautet *si seroit il fondez en terre*, fördert das Verständnis nicht. Ich vermag der Stelle nur dann einen Sinn abzugewinnen, wenn man *n'estoit* für *estoit* schreibt.

1097 ff. Die Konstruktion ist heillos verworren, worüber in einer Anm. nichts gesagt ist. Auch in C, wo 1099 fehlt, nach 1100 ein anderer Vers eintritt und 1101—2 einen anderen Wortlaut mit anderem Sinne aufweisen, liegt die Sache nicht besser. Insbesondere war 1101 mit *ne au tables jouer au diz* zu erläutern; es handelt sich doch um das Brettspiel und das Würfelspiel, also zwei verschiedene Arten von Spielen, daher man denn *n'au diz* (für *au* s. oben zu 822) erwartet, an das sich *perdre* .VII. *sous ou* .IX. *ou* .X. anschlieſsen müſste, so daſs Komma nach *diz* zu tilgen wäre.

1106. *ore deables de l'enpaindre.* Aus der Anm. erhellt, daſs Herausg. das *l'* als Pronomen ansieht, was nicht angeht (in *laissiez m'ester* 114 gehört das *me* syntaktisch zu *laissiez*). Es liegt substantivierter Infinitiv vor.

1108. Was ist Subjekt, und wie ist der Vers zu übersetzen?

1111—2. Daſs diese Verse ein Einschub sind, ist mir keineswegs so sicher, wie in Anm. mit ‚sans doute' behauptet wird. Jedenfalls beweist der Umstand nichts, daſs V. 1111 schon als V. 1095 begegnete, denn V. 1170 kehrt auch als V. 1194 wieder und V. 1166 als 1195. Zudem brauchen die

Verse 1109—12 nicht als ‚quatre vers consécutifs qui riment ensemble' zu gelten; der Autor reimt freilich in seinem Dialekte *-é* : *-éi*, aber er braucht es doch nicht, und *enseignez* : *piez*, *tenez* : *malmenez* stellen doch ebensowenig gleiche Reimausgänge dar wie z. B. *parlé* : *conté*, *pitié* : *empirié* (1213—6).

1145. Der in Anm. gemachte Hinweis auf ‚Besant Dieu' ist falsch beziffert: schr. 2395 ss. für 2350 ss.

1152. Man setze ein Komma nach *mescheance*, das der Herausgeber S. XV, wo er die Stelle anführt, ja selbst gesetzt hat.

1154. *Croissent* und *decours* sind ‚zunehmender' und abnehmender Mond, wonach die Angabe im Gloss. zu modifizieren ist.

1165. *que vos l'enferez*. *Enferez* soll 2 P. Pl. des Futurs von einem *enferrer* sein, das ‚enchaîner (au sens moral)' bedeuten soll. Das ist recht unwahrscheinlich, schon weil God. *enferer* in jenem fig. Sinne nur einmal aus Jodelle belegt, dieser hier aber zudem nicht paſst. Man schreibe *l'en ferez*: ‚so daſs (wenn der Teufel Euch angreift) Ihr ihn damit schlaget'.

1184—8. Diese Verse sind sowohl was die Ausdrucksweise als die Konstruktion betrifft dem Autor ganz miſsglückt, was in einer Anm. zu sagen war.

1233. *car bien li sermone et conforte*. Über *sermoner* c. Dat., das noch 651 begegnet, vermiſst man eine Äuſserung. God. bringt keinen Beleg und Foerster in Zs. I, 147 hielt diese Konstruktion noch für ausgeschlossen; man vergleiche noch ein provenz. Beispiel bei Levy, S.-W. VII, 609a. Da *conforter* den Akk. regiert, so hätte für die Erscheinung der Nichtwiederholung des Pronomens, auch wenn es in anderem Kasus hätte stehen müssen, ein Hinweis auf Tobler; VB. I², 111—2 nicht geschadet.

Noch ein paar Kleinigkeiten zu der Variantenausgabe aus C, die hinter dem Texte steht: Warum wird *envoie* 842 als Lesart von C besonders angegeben, da es doch im Text steht und gegenüber *envoient* in P aus C dahin übernommen ist? Die gleiche Frage gilt für *coife* 1053. Die 50 Schluſsverse, welche C, das sich bei 1142 von P ganz trennt, bringt, werden in zurechtgemachter Gestalt dargeboten. V. 13 hat + 1. V. 15 ist *dona* für *donra* zu schreiben. *Prierout* (19) ist Druckfehler für *prieront*, und da *et prieront* nur heiſsen kann ‚und zwar sollen sie (sc. die Geistlichen) beten', so muſs V. 18 statt des Punktes ein Semikolon oder Komma stehen. Nach *puet* (31) würde ich ein Komma setzen und nach *l'estuet* (32) einen Punkt.

Was das Glossar betrifft, so will ich über die Anlage desselben nicht sprechen, sondern nur bemerken, daſs es ziemlich summarisch gehalten ist. Die Natur der einzelnen Wörter wird nicht angegeben, und letzteres ist besonders empfindlich bei den Verben, über deren Funktionen man nicht selten näheres erfahren möchte, z. B. bei *essaucier*, bei *preeschier* usw. Während der Besprechung des Textes habe ich schon öfter auf das Glossar Bezug nehmen müssen; hier mögen noch einige Einzelbemerkungen folgen: Ein *afolefaire* das zu *afolefist* von C in 191 mit Fragezeichen aufgeführt ist, wäre doch zu phantastisch, als daſs man nicht lieber annehmen möchte, es läge ein einfacher Schreibfehler für *afoletist* vor. — Bei *atout* fehlt die Verbindung *atout ce que* 165 ‚trotzdem daſs', welche Stelle um so mehr

herauszuheben war, als man m. W. sonst nur einen Beleg dafür aus Yvain 1469 kennt. — Unter *cuite* vermiſst man die Angabe, daſs *coitier* an allen angeführten Stellen mit dem bloſsen Infin. verbunden ist, wofür ich nur noch Folque de Candie 3344 anzuführen weiſs. — *Demeschier* 780 wird mit ‚conquérir, mâcher' glossiert, wobei ich das ‚mâcher' nicht verstehe. C hat *damagier*, aber *demeschier* = *domeschier* (zu *domesche*) mag das Ursprüngliche sein, nur war zu sagen, das God. es erst aus später Zeit belegt und mit Bezug auf Pflanzen, während im Lex. Rom. III, 70 Beispiele mit einer Person als Objekt stehen. — Die Bedeutung *s'apprivoiser*, die V. 42 für *soi duire* gefordert wird, ist bei God. nicht verzeichnet. Es erscheint mir nicht gleichgültig, daſs an unserer Stelle *en* dabeisteht, was im Gloss. nicht angegeben ist, denn es wird so besser verständlich, wie es zu obigem Sinne gekommen ist. — Bei *en* fehlt ein Hinweis auf *es* (< *en les*), weil gerade an diesen Stellen (721, 842, 1099, 1252) *en* in eigentümlicher Weise für *a* gebraucht ist. — Bei *fain* 513 war die figürliche Verwendung zu vermerken. — Daſs *fel* 21, 772 ‚violent, impitoyable, indompté, fougueux' heiſse, muſs ich bestreiten; an der ersten Stelle handelt es sich um die Natur des bösen Ritters und es wurde schon V. 20 gesagt, daſs er ohne Mitleid war; an der zweiten ist von Pferden die Rede, die mit Sporen behandelt werden müssen, das geschieht aber doch nicht bei feurigen, sondern bei bösartigen, tückischen Pferden. — Unter *fol* vermiſst man *soi tenir por fol* ‚sich als genarrt, geschädigt ansehen'. — Bei *lessier* fehlt die Angabe der Konstruktion l. mit *a* + Infin., die 491 vorliegt. — *Mesfez* 670 bedeutet nicht eine Missetat, sondern übles Tun überhaupt. — Warum ist unter *ne* in *rien(z)* das *z* in Klammern gesetzt? Daſs *rienz* 552, 665 in der Funktion des Akk. steht, ersieht man auch nicht unter dem Titelkopf *rien*. — Unter *qui* ist *que* für V. 18 glatt mit *auquel* glossiert, aber *que* ist doch relatives Adverb, das hier wie sonst in der alten Sprache im Sinne eines Dativs steht, s. Ebeling in Zs. f. frz. Spr. XXV², 23 und vgl. fürs Provenz. mein E.-B. § 199. — Die Glossierung von *repener* 781 mit ‚reprendre le dessus' ist nicht genau genug; auſserdem war der figürliche Gebrauch anzugeben. Über die Herkunft und Bedeutung des Wortes s. A. Thomas, Mélanges d'étym. franç. S. 127, vgl. Nouv. ess. de phil. franç. S. 316. — Wenn *traire* für alle Stellen mit ‚porter, retirer, subir, prononcer' wiedergegeben wird, so muſs man wissen, daſs *prononcer* sich auf 717 bezieht; dort wird *trere un sermon a auc.* von beiden Hss. gebracht, doch wo mag diese Wendung sonst noch zu finden sein?

Am Schluſs erhalten wir noch zwei Anhänge. Der erste bringt die Prosaversion, von der ganz richtig bemerkt wird, daſs sie auf einer Kombination von S und V beruht, nur übersieht Bates, daſs ich dies schon in meiner Ausgabe[4] von S auf S. 83 gesagt habe. Der zweite bietet 5 unedierte Urkunden aus Blois und Vendôme aus den Jahren 1233—1255. Hier sei eine kleine Frage erlaubt: Steht in Nr. 5 Zeile 5 wirklich in der Hs. *a noble home* und nicht *au n. h.?* Eb. Z. 12 von unten l. *femme* statt *demme* (Druckfehler).

Die hier besprochene Ausgabe muſs trotz ihrer Mängel, im ganzen genommen, als eine durchaus beachtenswerte Leistung gelten, und man kann nur wünschen, daſs Herr Bates sich weiterhin auf dem Felde der Textedition betätigen möge. O. SCHULTZ-GORA.

Charles Bally, Linguistique générale et linguistique française. Paris 1932. VIII, 410 S.

Das vorliegende Buch des Genfer Indogermanisten ist zweifellos das bedeutendste Werk, welches die von Saussure geforderte deskriptive Sprachwissenschaft bis heute hervorgebracht hat. Nichts geringeres hat sich Bally vorgenommen, als die Ausdrucksmittel des heutigen Französischen zu beschreiben, zu charakterisieren, zu deuten. Sehr vieles von dem, was er uns heute in groſszügiger Synthese bietet, fand sich schon in dem vor bald dreiſsig Jahren erschienenen Traité de stylistique française. Aber dort war es einem praktischen Ziel untergeordnet. Manche, darunter kein geringerer als Schuchardt, hatten die Scheu vor der lehrhaften Absicht des Traité nicht zu überwinden vermocht und waren diesem Werk nicht gerecht geworden. Heute nun liegt ein Buch vor uns, das von jeder nicht wissenschaftlichen Tendenz frei ist.

Der Titel schon verrät eine Zweiteilung. Da man es noch nie unternommen hat, eine Sprache aus sich heraus zu charakterisieren, muſs B. zuerst die Grundbegriffe herausarbeiten, eine Gesamttheorie der Aussage, deren logische, psychologische und genetische Aspekte klar gegeneinander abgewogen werden, und anschlieſsend eine Darstellung der Beziehungen zwischen Wort und Bedeutung, analytischen und synthetischen Formen. Das ist nicht möglich ohne daſs einige neue Ausdrücke geprägt werden. Doch ist Bally dabei von bemerkenswerter Sparsamkeit, im Gegensatz zu so manchen anderen modernen Grammatiker.

Der zweite Teil ist sodann dem heutigen Französisch gewidmet. Um dessen charakteristische Züge ganz klar herauszustellen, zieht B. immer das Deutsche zum Vergleich heran. Es war vielleicht notwendig, die erste Gesamtschilderung einer groſsen europäischen Sprache aus dem Vergleich heraus zu entwickeln, weil das Wesen der Sprache mehr durch eine besonders geartete Mischung und Proporzionierung der auch anderen Sprachen angehörigen Ausdrucksmittel bestimmt wird, als durch eine starre Einzigartigkeit. Aber es läſst sich doch wohl eine Darstellung denken, die ohne dieses Mittel auskommt, die also das gesamte Ausdruckssystem eines Idioms nur in sich erfaſst.

Aus Ballys Untersuchungen ergibt sich, daſs eine Sprache wie das Französische keine Eigenheit mit völliger Konsequenz durchgebildet hat. Bald behält sie, wie z. B. bei der Flexion, frühere Elemente noch bei, die bei der neuen Gestaltung überflüssig wären, die aber durch die Kraft der Tradition noch weitergeführt werden. Bald durchkreuzen neue Tendenzen die restlose Durchführung eines bereits vorherrschenden Zuges; so wird der lineare Satztypus der starren Wortfolge gemildert und geschmeidigeren Konstruktionen zugänglich gemacht durch die Herausgliederung einzelner Satzteile. So läſst sich das Französische nicht mit eindeutig formulierten Sätzen restlos charakterisieren. Fast zu jeder Tendenz ist auch die Gegentendenz irgendwie lebendig. Es ist die Verteilung dieser verschiedenen, zum Teil entgegengesetzten Kräfte, welche der Sprache ihr besonderes Gepräge gibt.

Bally versteht es ganz besonders, in den verschiedenen Elementen der Sprache die gleichen Grundzüge, nur in anderer Form aufzuweisen. Der linearen Struktur des Satzes (im Gegensatz zum verwickelten deutschen Satz), die geradeaus auf das Ziel der Handlung losgeht, entspricht so die Endungsbetonung des Wortes, und dieser die Struktur der Silbe, die nie auf Diphthongen und selten auf Konsonanten ausgeht, sondern meist auf einfache Vokale, also auf den Tonträger der Silbe. Hier ist der Vergleich mit dem Deutschen ganz besonders lehrreich. Und dieser logischen Struktur des Satzes entspricht der Aufbau des Vokabulars. Im Französischen tragen die einzelnen Wörter viel weniger häufig die Erklärung ihrer Bedeutung in sich selber als im Deutschen. Sie stehen mehr da als bloſse Zeichen für ihre Bedeutungen. Das verleiht dem französischen Wortschatz etwas Willkürliches, Intellektuelles. Das deutsche Wort, das seine Erklärung in sich selber trägt, zeigt die Gegenstände gewissermaſsen im Entstehen, im Werden; das französische Wort weist auf den Gegenstand als auf etwas Fertiges, Bestehendes hin. So erfaſst das deutsche Vokabular mehr das dynamische, das französische mehr das statische Prinzip in der Erscheinungswelt.

Der Schluſs des Buches ist einer Gegenüberstellung der beiden Sprachen gewidmet, welche diesen mehr statischen Charakter des Französischen gegenüber dem mehr dynamischen des Deutschen mit einer Fülle von ausgezeichnet gewählten Belegmaterial darstellt. Und nachdem sich B. eine einwandfreie sprachliche Grundlage geschaffen hat, kann er es sich auch gestatten, diskret auf die unverkennbare Parallele zur psychologischen Gesamtdisposition der Völker hinzuweisen. Auch wer nicht die Zeit findet, das ganze Werk durchzuarbeiten, sollte diese letzten fünfzig Seiten lesen, die wohl zum Besten gehören was je über die beiden Sprachen gesagt worden ist und die bei aller Wissenschaftlichkeit der Begründung in fesselndster Form geschrieben sind.

In einem Buch, das so viel Neues bringt, das ganz aus erster Hand gearbeitet ist, kann es nicht an Formulierungen fehlen, die zur Diskussion Anlaſs geben. Es sei mir gestattet einiges davon herauszugreifen.

An einigen wenigen Stellen hat B. die Vorurteils- und Voraussetzungslosigkeit des Buches, die einen seiner stärksten Reize ausmacht, verlassen. So sagt er S. 384: La langue a pour première fonction de permettre aux individus du groupe de communiquer entre eux. Darnach muſs also auch ein Idiom beurteilt werden. Es zeigt sich hier ein Nachstellen der Sprache als Ausdruck, die vielleicht durch die französische Einstellung bedingt ist, deren Verallgemeinerung aber Bedenken erwecken müſste. Wenn man das „première" in dem zitierten Satz zeitlich auffassen wollte, so könnte man sogar einen gewissen Widerspruch herausfinden mit S. 99, wo B. schreibt „la parole a précédé la langue". Es handelt sich hier um eine aprioristische Auffassung vom Ursprung der Sprache überhaupt, die ihre Schatten auch anderswo wirft (z. B. S. 191). Der Gedankengang B.s, der ja auf das Sein, nicht auf das Werden geht, wäre auch ohne diese Annahme ausgekommen. Das Gleiche mag gelten von S. 100, wo die Präfixe und Suffixe ganz allgemein als ehemals autonome Wörter bezeichnet werden. Diese Ansicht

beruht doch wohl auf einem Analogieschlufs, dessen Nachprüfung uns nicht möglich ist. Wohl sind fr. *-ment*, d. *-heit* ehemals Substantive gewesen; aber wer beweist uns, dafs die indogermanischen Sprachen die Kraft, solche selbständige Wörter in blofse Formantia umzuschmelzen nicht eben daher haben, dafs sie von Anbeginn an formenbildende Elemente besafsen? Und dafs solche Formelemente auch anderswie entstehen können habe ich an einem Beispiel gezeigt in Miscellanea linguistica in onore di Ugo Schuchardt S. 116—125.

S. 240 spricht B. vom Gegensatz zwischen pejorativen und laudativen Suffixen. Es wäre interessant gewesen den Gründen nachzugehen, die ein Suffix von der einen in die andere Kategorie hinüberführen. Débrouillard z. B. bedeutet wohl eigentlich einen Menschen, der sich, wenig von Hemmungen belastet, in allen Situationen durchzuhelfen weifs. Es wohnt dem Worte etwas Vergröberndes inne, das eben auch seine positiven Seiten hat. Und so kann es für Menschen, die das Leben besonders vom Praktischen aus werten, einen laudativen Sinn gewinnen. Erst wenn ähnliche Fälle beim gleichen Suffix sich häufen, dürfte von einem Bedeutungswandel des Suffixes selbst gesprochen werden. — B. zitiert zum Vergleich viele deutsche Ausdrücke, und zwar stets mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit. Einzig S. 287 scheint er irregeführt worden zu sein. Ab- und zunehmen ist deutsch, gött- und menschlich aber m. E. nicht. Das mag eine als Witz gedachte und von keinem Deutschen als wirklich deutsch empfundene Gelegenheitsbildung sein. Nur Präfixe und Suffixe die zugleich noch als selbständige Wörter bestehen, können in dieser Weise losgetrennt werden. S. 312 sollte es wohl heifsen an der Nase herumführen (nicht bei). — Warum sagt B. S. 334 dafs, abgesehen von einigen Fremdwörtern und Ortsnamen, einzig un dem Vokal œ̃ aufweise. Und *à jeun*, *brun*, *lundi*, um nur einige Wörter zu erwähnen, die mir gerade einfallen?

Es konnte sich natürlich für Bally nicht darum handeln, alle wichtigen Erscheinungen des Französischen zu einem einzigen Bild zusammenzufügen; dazu hätte es eines noch weiteren Rahmens bedurft. Im folgenden möchte ich auf einige Punkte hinweisen, die Bally wenig oder gar nicht behandelt hat, die aber ganz in seine Darstellung hineinpassen würden.

Die Kraft der Tradition zeigt sich ganz besonders im Wortakzent, von dessen Modifikation B. nur im Vorübergehen ein Wort sagt. Trotzdem beständig der abnormale Akzent, verursacht durch den Affekt oder durch den Wunsch, besonders nachdrücklich zu sprechen, sich neben den normalen Akzent stellt, bleibt dieser völlig unangetastet. Der traditionelle und der abnormale Akzent haben völlig verschiedene Funktion; sie beeinträchtigen sich in keiner Weise. Es bietet der französische Akzent dem Individuum Spielraum, sich auszudrücken, ohne deswegen das Überkommene aufzugeben. Es mag übrigens bei dieser Gelegenheit einmal darauf hingewiesen werden, dafs die eine der beiden Abarten des abnormalen Akzents immer unrichtig aufgefafst und benannt wird. Bekanntlich unterscheidet man den „accent d'émotion" und den „accent intellectuel". Der letztere, der fast immer die erste Silbe des Wortes trifft, ist jedoch nicht etwa, wie alle, auch die französischen Sprachforscher behaupten, ein Produkt des reinen In-

tellekts, sondern des Willens, nämlich meistens des Willens, sich klar auszudrücken, sich so auszudrücken, daſs die Begriffe dem Gehirn der Zuhörer eingehämmert werden. Es ist ganz besonders der Akzent des Unterrichts, in Schule und Universität, der Akzent auch der politischen Rede, bei der er sich übrigens leicht mit dem affektiven Akzent amalgamiert. Er drückt sich dann etwas lehrhafter und propagandistischer aus. Das wird unserem Ohr erwiesen durch das Anhören entsprechender französischer Rede, dann aber auch durch die Beispiele, welche Grammont, Marouzeau u. a. von dieser Erscheinung geben. Man täte also gut daran, den Ausdruck „accent intellectuel" durch „accent volontaire" zu ersetzen.

Mit Recht weist B. darauf hin, daſs das Französische mehr als andere Sprachen danach strebt, éinen Gedanken durch éin sprachliches Mittel auszudrücken, also Tautologien zu vermeiden. Es ist nun interessant, zu beobachten, wie oft dort, wo doch mehrere Mittel kombiniert werden, die Sprache die Freiheit erhält, auf das eine zu verzichten und daſs sie aus diesem Ausschalten der Tautologie eine besonders elegante Wendung gewinnt. In einem Satze wie *c'est un des plus beaux livres que je connaisse* trägt der Konjunktiv dazu bei, den vorangehenden Superlativ hervorzuheben, so daſs dieser zweimal ausgedrückt ist: durch *le plus* und durch den Konjunktiv. Das Französische leitet daraus die Berechtigung ab, unter Umständen auf den normalen Ausdruck des Superlativs, *le plus*, zu verzichten. Er sagt dann *c'est un des beaux livres que je connaisse.* Die Eleganz des Französischen beruht zum guten Teil auf diesem Verzicht auf alles nicht absolut Notwendige, und auch darauf, daſs es versteht, scheinbar versteinerte Formen und Wendungen zu neuem Leben zurückzurufen.

Alle diese Beobachtungen fügen sich ganz dem Bild ein, das Bally von der französischen Sprache und ihrem Wesen entworfen hat. Dieses Bild im einzelnen noch auszugestalten und ihm die vielen Einzelerscheinungen einzugliedern ist für die Romanisten, besonders die französischer Zunge, eine lockende neue Aufgabe. W. v. W.

M. Barras, The Stage Controversy in France from Corneille to Rousseau. New York: Institute of French Studies [1933]. 358 S. A. H.

A. Barth, Beiträge zur französischen Lexikographie III, S.-A. aus der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 52, 1929, S. 283—310.

Die Beiträge, die den afrz. *avois*, *vois* usw. gewidmet sind, stellen eine Fortsetzung der in die „Festschrift Gauchat" aufgenommenen dar. B. beginnt mit der Textstelle *Chanson de Roland* 1561: *avois! escrie* . . . die er auffaſst, wie er sie interpungiert, d. h. *avois* als Ausruf der Anfeuerung. Eine Sammlung von Belegen zeigt, daſs *avois* Anruf, Verstärkung der Aufforderung, Ausdruck starken Gefühls wiedergibt, während *avoi* Unmut, Protest, Abwehr bedeutet. Das letztere wurde im Mittelhochdeutschen und Altvenezianischen entlehnt. Dazu kommt noch die Interjektion *vois* als Ausdruck der Überraschung und des Protestes. B. meint in den exkla-

mativen *vois, ois, os*, die verschiedentlich von unkritischen Abschreibern und „kritischen“ Herausgebern ungenau wiedergegeben und sogar mißdeutet wurden, und die als Varianten nebeneinander vorkommen, verschiedene Schreibung einer graphisch nicht leicht zu fixierenden Interjektion festhalten zu sollen (S. 297). Eine primäre Interjektion liege also den mannigfachen *vois, ois, os* und *avois* zugrunde, unbeschadet gelegentlicher Einmischung von seiten der Verben *veoir* und *oïr*. Und diese sei lateinisches *heus* mit seinen Varianten *eheu, heu, eho*, die als onomatopoetische Wörter sich nicht in die Entwicklung einer Lautlehre einreihen lassen. — Im Anschluß daran äußert sich B. über *aoi* des Rolandsliedes, das bisweilen ebenso sinnlos angefügt wurde wie der Ausruf *he* oder *hei* im deutschen Liede. (Dagegen entspricht das der schottischen Ballade „Edward, Edward“ beigefügte *O!* durchaus dem Stimmungscharakter des ganzen Gedichtes.) — Im letzten Abschnitt nimmt B. Stellung zu *vois dou huihot!* und ähnlichen Bildungen, ein Rest des alten Genet. exclam. Von hier war Beeinflussung möglich auf Verben der sinnlichen Wahrnehmung, so daß auch *veoir* und *esgarder* mit *de* verbunden wurden (S. 309). EVA SEIFERT

P. Bollon, *Lexique patois de La Chapelle d'Abondance* (*Haute-Savoie*). Paris, E. Droz, 1933. 1 Karte, 99 S. (Société de publications romanes et françaises X.) Preis 20 fr.

Dieses Wörterbuch bietet eine willkommene Ergänzung zu dem *Dictionnaire savoyard* von A. Constantin und J. Désormaux (Paris-Annecy 1902). La Chapelle ist ein Ort von 540 Einwohnern in einem alpinen Hochtal im Chablais, nahe der schweizer Grenze gelegen, seine Kultur beruht auf Wald- und Viehwirtschaft. Der fortschreitende Verkehr und der ausgleichende Einfluß der rückkehrenden Auswanderer haben hier — wie in so manchen Orten des alpinen Frankreich — die ausgeprägte Eigenart der Kultur immer mehr schwinden lassen. Die bodenständige Tracht, das alte Gerstenbrot und manches andere sucht man heute vergebens, Spinnen und Weben wird nur noch von einigen ganz alten Leuten geübt. Auch die heimische Mundart ist in ihrem Bestande gefährdet. Mit den Kindern spricht man bereits ausschließlich französisch. Unter diesen Umständen sind wir dem Vf. dankbar, daß er den Wortschatz fixiert hat, ehe es zu spät ist. Die phonetische Transkription folgt dem System des ALF.

WILHELM GIESE.

Rudolf Brummer, Studien zur franz. Aufklärungsliteratur im Anschluß an S.-A. Naigon. Breslau: Priebatsch 1932. VIII u. 338 S.

A. H.

Zum 100. Geburtstag Adolf Toblers.[1]

Am 23. Mai 1935 jährt sich zum hundertsten Male der Tag, an dem im schweizerischen Pfarrhause Hirzel im Kanton Zürich Adolf Tobler geboren wurde. Läſst sich die Reichweite seiner Persönlichkeit und seiner Lebensarbeit auch nicht mit der eines Jacob Grimm oder gar eines Wilhelm von Humboldt vergleichen, deren Andenken unlängst feierliche Ehrung zuteil wurde, so gebührt dankbare Erinnerung doch auch dem groſsen Romanisten, der als anerkannter Meister seines Fachs in einer langen, ruhmvollen Lehr- und Forschertätigkeit der noch jungen Wissenschaft von den romanischen Sprachen und Literaturen rechte Wege bereitet und hohe Ziele gewiesen hat.

Adolf Tobler war noch ein persönlicher Schüler von Friedrich Diez, dessen Bonner Vorlesungen er in den Jahren 1856—1857 besuchte. Hier empfing er nachhaltige Eindrücke von der umfassenden Gelehrsamkeit, der jeder vagen Spekulation abholden linguistischen Sachlichkeit und der in der genauen Beobachtung und Deutung des Einzelnen und Kleinen sich bewährenden Gewissenhaftigkeit seines Lehrers, philologische Tugenden, die er später selbst in vorbildlicher Weise verkörpern sollte. Mit Diez verbindet Tobler aber auch jener zarte, dichterische Sinn, jenes künstlerische Einfühlungsvermögen, das den exakten Erklärer romanischer Poesie gleichzeitig zu ihrem feinsinnigen Nachdichter werden lieſs. Nur ist dieser geheime poetische Zug bei dem Schüler, der doch zunächst hatte Musiker werden wollen und den seine Schweizer Freunde einen sangesfrohen „Troubadour" nannten, später weit seltener in Erscheinung getreten. Wieviel er dem Begründer der Romanischen Philologie in wissenschaftlicher, aber auch in menschlicher Hinsicht verdanke, ist Adolf Tobler nicht müde geworden zu rühmen. In provenzalischer Sprache huldigt er *al car onrat Senhor En Frederic Diez* aus Anlaſs des 50jährigen Doktorjubiläums (1871). Tief empfunden sind die Worte, die er bei Diezens Tode (1876) von dem Gewicht der Aufgabe schreibt, die seinen Schülern nunmehr zufalle, „ein kostbares Erbe mühevoll gewonnenen Besitzes nicht geschmälert, vielmehr im Sinne des Dahingeschiedenen geäufnet den Nachkommenden zu überliefern". Zur 100. Wiederkehr

[1] Gedruckt auch als Einleitung in des Verfassers Jubiläumsschrift „Hundert altfranzösische Sprichwörter des gemeinen Mannes (*Proverbe au Vilain*), zum 100. Geburtstag Adolf Toblers, 23. Mai 1935, neu herausgegeben".

von Diezens Geburtstage (1894) veröffentlicht er wertvolle „Diez-Reliquien" und gibt den Briefwechsel zwischen Friedrich Diez und Moriz Haupt heraus.

Noch eine andere persönliche Begegnung hat damals in Bonn stattgefunden, die für Toblers späteres Schaffen Bedeutung gewann. Im Hörsaal lernt er den um vier Jahre jüngeren Gaston Paris kennen, und die beiden, der Deutschschweizer und der Franzose, einander ebenbürtig an Reinheit des Strebens und Adel der Gesinnung, schlieſsen damals einen Freundschaftsbund, der in den kommenden Jahren ihres wissenschaftlichen Aufstiegs immer fester und inniger wurde und den auch Epochen politischer Erregung und kriegerischer Verwicklung nicht zu erschüttern vermochten. Neidlos hat der eine jederzeit die Gröſse des andern anerkannt. *Le plus profond connaisseur de notre ancienne langue* und *le seul vrai élève de Diez* hat Gaston Paris den gelehrten Freund Adolf Tobler genannt, was dieser bescheiden abwehrte. Gaston Paris' erstes, geniales Buch, die *Histoire poétique de Charlemagne*, stellt zuerst Adolf Tobler in einem liebevoll eingehenden Aufsatze einem weiteren deutschen Publikum vor (1866): später würdigt seine ausführliche Kritik die kapitale philologische Leistung der *Vie de Saint Alexis* (1872). Gaston Paris verfaſst das schöne Vorwort zur französischen Ausgabe der Toblerschen Schrift vom „Versbau" (1885) und widmet ihm und seiner Gattin aus Anlaſs der Silberhochzeit mit herrlichen Freundesworten den reizenden *Lai de la Rose a la dame leal* (1893). Wiederum bringt Adolf Tobler mit seinen „Sprichwörtern des gemeinen Mannes" dem einstigen Bonner Gefährten eine literarische Gabe dar, „in herzlicher Dankbarkeit für langjährige Freundschaft" (1895).

Im Jahre 1867 ist Adolf Tobler nach einer Anfrage von Moriz Haupt und einer Empfehlung von Friedrich Diez auf den neuerrichteten Lehrstuhl für Romanistik nach Berlin berufen worden. Das vorausliegende Jahrzehnt hatten Lehr- und Wanderjahre ausgefüllt. Er hatte in Rom, Florenz und Paris fleiſsig die Bibliotheken besucht und handschriftliche Studien getrieben, sich aber auch mit den lebenden romanischen Sprachen vertraut gemacht und romanische Volksart und Volksbrauch sowie die geistigen und literarischen Erscheinungen und Strömungen der Länder kennengelernt. An der Kantonsschule in Solothurn hatte er darauf als Lehrer des Französischen und Italienischen sich vorzüglich bewährt und eben seine akademische Lehrtätigkeit an der Berner Universität eingeleitet. Literarisch war er seit der Züricher Dissertation „Darstellung der lateinischen Conjugation und ihrer romanischen Gestaltung nebst einigen Bemerkungen zum provenzalischen Alexanderliede" (1857) auf den verschiedensten Gebieten seiner Wissenschaft hervorgetreten. Sein Druck von Gedichten des Jehan de Condé (1860) und einem Bruchstück aus dem *Chevalier au lyon* (1862) zeigte den sorgsamen Herausgeber mittelalterlicher Texte; seine ansprechenden Essais über Ugo Foscolos Aufenthalt in Zürich (1862), Castigliones „Hofmann" (1864), über

den Minnesänger der Provence Gaucelm Faidit (1865) oder das volkstümliche Epos der Franzosen (1866) verrieten den in mannigfachen Bezirken der Romania wohlbewanderten und verständig urteilenden Literaturhistoriker; seine Göttinger gelehrte Anzeige von P. Meyers *Roman de Flamenca* (1866) liefs bereits den künftigen scharfblickenden Meister philologischer Kritik und Hermeneutik ahnen. Somit war Adolf Tobler aufs beste für sein neues Amt an der Berliner Universität legitimiert, das er dann mehr als vier Jahrzehnte hindurch als wegweisender Führer mit gröſster Hingabe und mit ungewöhnlichen Lehrerfolgen verwaltet hat. Hier unterrichtete er viele Hunderte von Studierenden über Sprache und Dichtung der romanischen Völker, hier schärfte er ihr philologisches Gewissen, hier lehrte er sie sich der rechten wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit befleiſsigen, deren sie auch in ihrem späteren Lehrberuf an der Schule niemals entraten dürften; hier lieſs er aus bescheidenen Anfängen die strenge Schule seines Romanischen Seminars hervorgehen, dessen edle Lern- und Forschungsgemeinschaft einem jeden ernsthaft strebenden Teilnehmer zum unverlierbaren Erlebnis werden muſste. Gewiſs war Adolf Tobler kein Künstler des Wortes, und der akademische Vortrag ermangelte der besonderen Anmut, die seinem Landsmann und späteren Amtsnachfolger Heinrich Morf eigen gewesen ist. Aber jedem empfänglichen Hörer konnte bewuſst werden, welch starke und welch vornehme Forscherpersönlichkeit hinter den schlichten, ja nüchternen Darlegungen stand und wie hinter scheinbar kühler Zurückhaltung sich ein tiefes Gemüt und warmes Mitempfinden verbarg.

Aus der langen Reihe der Berliner Jahre lieſse sich eine reiche Folge von Daten anführen, die zeigen, wie Tobler von Stufe zu Stufe zur Höhe wohlverdienten Gelehrtenruhms emporstieg, ohne daſs er je viel Wesens davon gemacht hätte. Im Juni 1882 begrüſste ihn Theodor Mommsen beim Eintritt in die Preuſsische Akademie der Wissenschaften als den ersten selbständigen Vertreter der neben der älteren griechischen und der römischen Schwester nunmehr mündig gewordenen Romanischen Philologie. Zum ersten Male sah später das Jahr 1890 einen Romanisten an der Spitze der Berliner Universität. Eine schöne literarische Frucht dieses Rektoratsjahrs liegt vor in den geistvollen Ausführungen über „Romanische Philologie an deutschen Universitäten". Hatte früher bei gleichem festlichen Anlaſs Johannes Vahlen das Wesen des „Philologischen Sinns" gekennzeichnet, so zog jetzt Adolf Tobler mit eindringlicher Schärfe die Grenzlinien zwischen Philologie, Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte. Der Philologie teilte er die hohe Aufgabe zu, ihren Jünger zu vollerer, reicherer Menschlichkeit zu erziehen, „im vertrauten Umgang mit fremdem Geiste, mit den erlesensten Vertretern der glanzvollsten Epochen menschlicher Geschichte, aber auch mit dem Kindessinn solcher Zeiten, da erste Versuche künstlerischer Behandlung der Rede nur tastend gewagt werden". Dabei läſst die Philologie uns, heiſst es weiter, „volle Freiheit eigenen

Wachstums; unsere besondere Art aufzugeben haben wir nicht nötig, um im Wiederhall für uns ertönender Musik Saiten in uns erklingen zu lassen, die zuvor stumm waren".

Zur Feier der 25jährigen Tätigkeit Toblers als Berliner Ordinarius hat ihm im Jahre 1895 eine auserlesene Schar von Schülern einen gehaltvollen Band romanistischer Abhandlungen dargebracht, dem zehn Jahre später aus Anlaſs des 70. Geburtstags seitens der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen eine ähnliche Gabe folgte. Dieser ältesten neusprachlichen, von Ludwig Herrig gegründeten Gesellschaft hat Adolf Tobler lange Zeit als eifriges Mitglied, zuletzt als ihr Ehrenvorsitzender angehört, und er hat es sich angelegen sein lassen, auch das wissenschaftliche Ansehen ihres Organs, des „Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen", dessen romanistischen Teil er mit Umsicht redigierte, kräftig zu mehren. So lieſs ihm die Gesellschaft zum Fest ihres 50jährigen Bestehens (1907) eine neue sinnige Huldigung zuteil werden, indem sie ihm eine von Künstlerhand geformte Plakette überreichte. Als wertvolle Erinnerungsstücke schmücken ihre Kopien gewiſs noch heute den Schreibtisch manches älteren Romanisten. Der alte französische Winzerspruch, der das in Erz geprägte Bildnis des Gefeierten umrankt, *L'ombre du bon maistre fait la vigne croistre* hat für alle Zukunft romanischer Wissenschaft symbolische Bedeutung erhalten.

Welch unbeschränkter Wertschätzung sich Adolf Tobler als groſser Gelehrter, aber zugleich auch als eine aufrechte und liebenswerte Persönlichkeit, in der ganzen, auch auſserdeutschen wissenschaftlichen Welt erfreuen durfte, konnte man ein letzes Mal ersehen, als die Kunde von seinem Tode (18. März 1910) durch die Lande lief. In einem Sammelband der Preuſsischen Staatsbibliothek hat einer seiner treuesten Schüler, Alfred Schulze, die groſse Zahl der ehrenden Nachrufe vereinigt, die das Lebensbild des Geschiedenen und die Bedeutung seiner gelehrten Leistung festzuhalten versuchten. An die Berliner Nekrologe des Freundes H. Morf und des Schülers A. Risop reihen sich die Gedenkblätter der Schweizer L. Gauchat und E. Tappolet, die *Rimpianti* der Italiener Fr. D'Ovidio und P. Rajna. *C'est une noble figure de savant qui disparaît,* schrieb A. Thomas von der Pariser *Académie des Inscriptions,* deren auswärtiges Mitglied Tobler gewesen war. Und in Rom sprach N. Zingarelli die schönen Worte: *Oh anima grande e anima modesta, o dolce maestro, maestro dei maestri, che insegni a tutti come si debba amare la scienza e la verità senza nessuna preoccupazione per gli interessi nostri e per la nostra vanità. Benedetta sia la tua memoria, che hai illuminate tante menti e scaldati tanti cuori, e con la tua austerità dato insegnamenti sublimi di onestà e di bontà!* — —

Die Fülle und Vielseitigkeit von Adolf Toblers Lebenswerk läſst sich an dem Verzeichnis der *Opera omnia* ermessen, das der vom Sohne Rudolf Tobler posthum (1912) herausgegebenen Sammlung kleiner

Schriften beigefügt ist und das etwa 600 Veröffentlichungen umfaſst. Die Auswahl dieses Sammelbandes selbst gewährt eine gute Übersicht über die verschiedenen Zweige der Toblerschen Forschung und läſst die Universalität seiner philologischen Bemühungen erkennen. Das französische und provenzalische Mittelalter steht im Vordergrund, aber jeder Leser der „Vermischten Beiträge" erhält Gelegenheit, die auſserordentliche Belesenheit des Autors auch im modernsten Schrifttum Frankreichs, Italiens oder Spaniens zu bewundern. Die romanische Literaturgeschichte, zu der er in früheren Jahren gediegene Aufsätze beisteuerte, tritt später hinter lexikalische und syntaktische Studien zurück, doch welch kluge Worte findet Tobler auch in seinen Rektoratsreden zur Beurteilung Voltaires, Cervantes' oder eines Dante, dem seine besondere Liebe galt und dessen *Commedia* ihm recht eigentlich die Bibel des Romanisten bedeutete. Und willkommener Anlaſs wird ihm noch die Ausgabe der alten Legende vom heiligen Julianus (1898), die ihm sympathische Kunst Flauberts kritisch zu werten. Neben einer Auslese grammatischer und literarischer Aufsätze und Rezensionen bringt der Sammelband auch eine Reihe der aufgestellten romanischen, vor allem französischen Etymologien. Keine Wortbestimmung hat Tobler gröſsere Freude bereitet als die richtige Deutung von *grammaire* (*grammaticam*) und *prodome* (= *pro d'ome* „Ehrenmann"): es waren Begriffe, mit denen sein ganzes Leben und Trachten aufs engste verwachsen war.

Die Hauptwerke des Meisters werden stets zum klassischen Bestand der romanistischen Literatur gerechnet werden: So die treffliche Ausgabe der Parabel vom echten Ring, des *Dit dou vrai aniel* (1871), die mit dem ersten geglückten Versuch, einem altfranzösischen Sprachdenkmal die ursprüngliche Textgestalt zurückzugeben, einen Markstein am Wege der Romanischen Philologie darstellt. So das sich bescheiden als „Zusammenstellung der Anfangsgründe" gebende Büchlein „Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit" (1880), das ein so kompetenter Beurteiler wie Fr. D'Ovidio als ein *libro veramente aureo* bezeichnete und in welchem zum ersten Male auf dem Felde der französischen Prosodie eine historisch-evolutionistisch orientierte Betrachtungsweise an die Stelle rein dogmatischer Anschauung trat. So die berühmten oder auch berüchtigten Reihen der „Vermischten Beiträge zur französischen Grammatik", deren erster G. Gröbers neu gegründete „Zeitschrift für romanische Philologie" einleitete (1877), berüchtigt bei den Anfängern und nicht nur bei ihnen wegen ihres schweren Stils: aber, bemerkte richtig hierzu schon Gaston Paris, *des travaux de ce genre, où un esprit pénétrant et profond a déposé le fruit de longues heures de recherches et de réflexion, ne peuvent et ne doivent profiter qu'à ceux qui les lisent avec la préparation et l'attention voulues.* So endlich das „Altfranzösische Wörterbuch", dessen Veröffentlichung Tobler nach 50jähriger entsagungsvoller Sammelarbeit nicht mehr selbst in die Wege leiten konnte, das aber, einmal im Druck vollendet, die Krönung seines Schaffens

bedeuten und ein kostbares und unverlierbares Besitztum deutscher Wissenschaft sein wird.

In erster Linie ist Adolf Tobler immer Philologe gewesen. Vom literarischen Denkmal ging er aus und, mit einem seltenen Scharfblick und einem ungewöhnlich gesteigerten Sprachgefühl ausgestattet, durchleuchtete er es bis in die feinsten, geheimsten Falten und Winkel, um zu einem allseitig gesicherten Verständnis der Phänomene zu gelangen. Alle lexikalischen, syntaktischen oder auch literarisch-kulturgeschichtlichen Besonderheiten merkte er an. Diese Anmerkungen und gelegentlichen Sammlungen von „Merkwürdigkeiten" wurden im Laufe der Jahre zu wahren Schatzbüchern; aus ihnen sind die „Vermischten Beiträge" und das „Wörterbuch" hervorgegangen. Nichts im sprachlichen Leben der Vergangenheit und Gegenwart erschien ihm zu geringfügig, zu unbedeutend, zu vereinzelt, daſs er ihm nicht Aufmerksamkeit geschenkt und seine eigentümliche geschichtliche oder psychologische Bestimmung aufzuhellen versucht hätte. Damit vertiefte und erweiterte er in einem vorher nicht geahnten Maſse den Aufgabenkreis der romanischen Linguistik seiner Zeit. Zumal auf dem Gebiete der französischen Satzlehre ist er bahnbrechend vorangeschritten, und jeder jüngere Syntaktiker hat sich mit seinen Anschauungen auseinanderzusetzen, wenn er sie nicht schlechthin übernimmt. Denn weitaus die meisten seiner Erkenntnisse haben sich bis heute als richtig und unanfechtbar erwiesen. Und vieles, was Adolf Tobler vor Jahrzehnten zum erstenmal als bedeutsam wahrnahm, untersuchte und klärte, ist seither selbstverständliches Allgemeingut der romanischen Sprachwissenschaft geworden. Auch der französische Schulunterricht, dessen drohende Verflachung er einst mit herben Worten bekämpfte, hat schlieſslich doch durch sein Werk eine wesentliche Vertiefung erfahren.

Die Romanische Philologie hat inzwischen und schon zu Toblers Lebzeiten durchgreifende Wandlungen erlebt. Ihre Gewichte sind verlagert, ihre Akzente vielfach versetzt worden, und die Grenzen ihrer Interessensphäre erscheinen heute überaus weit gezogen. Neue groſse Provinzen wurden der romanischen Linguistik untertan, die da heiſsen: Lebende Mundarten, Sprachgeographie, Wörter und Sachen, sprachliche Kultur- und Wesenskunde und anderes mehr. Ebenso ist im Bezirk der Literaturwissenschaft eine tiefgreifende Umgestaltung und Verjüngung erfolgt, und die *philologie du moyen âge* hat, unabweisbaren modernen Bedürfnissen nachkommend, der neueren und neuesten romanischen Literatur- und Geistesgeschichte einen breiten Raum abgetreten. Auch dem akademischen Lehrer der Romanistik sind heute an den deutschen Universitäten ganz neue und praktische Aufgaben gestellt, an deren Verwirklichung in der Frühzeit unserer Wissenschaft noch nicht gedacht werden konnte. Dieser Werdezeit sich zu erinnern und mit dem achtunggebietenden Lebenswerk eines ihrer Groſsen sich vertraut zu machen, wird aber

auch der jüngeren Generation immer wieder dienlich sein und kann ihr nur zum Segen gereichen. Hat doch Adolf Tobler, dieser unermüdliche und unbestechliche Arbeiter im Garten wissenschaftlicher Erkenntnis, auch den kommenden Geschlechtern „den echten Ring geboten, der die Hand jedes rechten Philologen schmücken muſs". An Tobler selbst läſst sich erfahren, was er einmal dem vertrauten Verkehr mit dem Werke seines Lehrers Friedrich Diez nachrühmte, „jene Hebung des eigenen Wesens . . ., die von der wissenschaftlichen Arbeit im groſsen Stil gleich sehr wie vom echten Kunstwerk ausgeht".

Erhard Lommatzsch.

Von den Erzählern neben und nach Chrestien de Troyes.

Vorbemerkung.

Die folgenden Ausführungen bilden die Fortsetzung zu der im XLIII. Band der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften als Heft I erschienenen Abhandlung über den gepaarten Achtsilber in der französischen Dichtung (Leipzig, S. Hirzel, 1934), die uns von der Vorgeschichte und den ersten Versuchen bis zu Chrestien de Troyes geführt hat. Es war die Absicht, den Verlauf der Entwicklung und Entfaltung des dichterischen Schaffens im alten Frankreich zwischen 1100 und 1175 in dem durch die Dichtform gegebenen Rahmen zu verfolgen; und wenn bei der Menge der offenen Fragen, zu denen Stellung genommen werden mufste, die Darlegungen sich zu einer Abhandlung über die Anfänge der altfranzösischen Dichtung in kurzen Reimpaaren auswuchsen, so ist es jetzt nötig und war von vornherein geplant, sie durch die Betrachtung der Erzähler neben und unmittelbar nach Chrestien zu ergänzen. Damit wird dann unsere Aufgabe erfüllt sein; denn eine weitere Behandlung des Gegenstands in dem gleichen Sinn hätte keinen Zweck, da um 1200 die literarische Produktion so massenhaft und unübersehbar wird, dafs sie sich in ihrer Gesamheit nicht mehr meistern läfst.

Unseren Ausgang haben wir von einer metrisch formgeschichtlichen Untersuchung genommen; und die Frage, der wir nachgehen, bleibt auch weiterhin die, wie auf der Grundlage einer bestimmten Dichtform, des gepaarten Achtsilbers, eine eng mit ihm verwachsene Dichtgattung, der höfische Roman, sich ausbilden und üppig in die Breite wachsen konnte, so dafs sie im Bilde des dichterischen Schaffens der Zeit mehr und mehr zur Vorherrschaft gelangt; es soll sich aber auch zeigen, wie aus dem gleichen Wurzelwerk immer neue Triebe, wie die Heiligenlegende, das epische Lai u. dgl. m. emporschiefsen und selbständig werden, so dafs die Dichtform nie völlig zum ausschliefslichen Eigentum und Merkmal einer Gattung wird, sondern, stets erreichbar und willig folgsam, jedem kühnen Zugriff zu Gebote steht.

Im ersten Zeitabschnitt zwischen 1100 und 1150 treten die gepaarten Achtsilber unvorbereitet und sporadisch auf, ohne feste Bindung an eine bestimmte Dichtgattung; wir hatten, von den Gedichten in gepaarten Sechssilbern (Philippe de Thaon, Débat de l'âme et du corps) abgesehen, ein Heiligenleben (Brendan), ein Lehrgedicht

(den alphabetisch apokalyptischen Lapidarius), eine Reimchronik (Gefrei Gaimar) und zwei Übersetzungen aus der Bibel (Samson de Nanteuil). Die folgenden Jahrzehnte zwischen 1150 und 1175 sind für die Dichtung in kurzen Reimpaaren von entscheidender Bedeutung; sie bringen nicht nur eine bedeutende Vermehrung der Produktion, sie bahnen auch den Bund zwischen dem gepaarten Achtsilber und der höfischen Unterhaltungspoesie an, der dem literarischen Schaffen der Folgezeit ihr vornehmlichstes Gepräge gibt. Als ersten finden wir Wace an der Arbeit, der um 1150 mit Heiligenleben beginnt und sich dann der Reimchronik zuwendet: 1155 *Geste des Bretons*, 1160 *Geste des Normans* I. und 1170 II. und III. Teil; um 1155 tritt Chrestien de Troyes auf den Plan, zuerst mit seiner *Art d'Amour* nach Ovid und dann mit Erzählungen, anfangs antikisierenden wie *Mors de l'espaule* (Pelops) und *Muance de la Hupe, du Rossignol et de l'Aronde* (Philomela) und dazwischen *Du roi Marc et d'Iseut la blonde* (Theseus) und schliefslich mit bretonisierenden Artusromanen: *Erec et Enide*, *Cligès*, *Le chevalier à la charette*, *Le chevalier au lion* und *Conte du Gral*, was uns ebenfalls bis 1170 oder darüber hinausführt; neben ihm nimmt gegen 1160 der anonyme *Roman de Thèbes* seinen Platz, dem um 1170 der *Roman d'Enéas* eines unbekannten Verfassers und 1175 die *Histoire de Troie* von Benoit de Sainte-Maure folgen; den Abschlufs bildet die *Histoire des ducs de Normandie* des selben Benoit (nach 1175). Das sind drei Heiligenlegenden (Wace), drei Reimchroniken (Wace und Benoit), drei antike Romane (anonym und Benoit), ein Lehrgedicht und eine Ovidübertragung und sieben freie Romandichtungen, worunter ein Tristan- und fünf Artusromane (alles von Chrestien de Troyes).

Wir müssen nun sehen, wie weit dieses Bild noch ergänzungsbedürftig ist und wie sich die Entwicklung bis gegen Ende des Jahrhunderts gestaltet. Wir gehen dabei den auf Schritt und Tritt vor uns auftauchenden literarhistorischen Problemen, als da sind Verfasserfragen, Heimat- und Zeitbestimmungen, Erörterung der Bezugsquellen, Sinn und Entstehung der einzelnen Werke, Bedeutung der Dichterpersönlichkeiten usw., nicht aus dem Weg. Unser Endziel bleibt aber das Erfassen der in den dichterischen Schöpfungen sich offenbarenden Kulturbewegungen in ihrem geistigen Zusammenhang. Zur besseren Übersicht, aber nicht ohne Hintergedanken, versuchen wir die zerstreuten Erscheinungen in gewissen Gruppen nach Kulturkreisen zusammenzufassen, was nicht ohne mancherlei Ungefähr möglich ist. Der Vorteil, der sich daraus ergibt, mufs sich erst zeigen. Man verwechsle aber die vorausgesetzten engeren Kulturbeziehungen nicht mit staatsrechtlichen Lehensverhältnissen, die natürlich ihre Geltung behalten, aber hier nicht in Erörterung gezogen werden sollen. Über die Gruppenbildungen hinweg macht sich aber im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts durch Westeuropa ein internationaler Zug geltend, den wir gelegentlich versuchen müssen wenigstens mit unserem Ahnen zu erfassen.

I. Im östlichen Bereich.

1. Auf gut Glück setzen wir die gereimte Gregoriuslegende an die Spitze.[1] Ihre Stellung ist noch der Klärung bedürftig. Inhaltlich ist sie eine eindringliche Veranschaulichung der Lehre, daſs es keine Sünde gibt, wie ungeheuerlich sie auch sei, die nicht durch Reue und Buſse getilgt werden kann. Erdacht scheint die Erzählung zur Verherrlichung des Einsiedlerlebens als wirksamstes Buſsinstitut.

Der Schauplatz der Handlung ist Aquitanien und die von hier aus erreichbaren Küsten. Als Frucht geschwisterlicher Blutschande geboren und auf dem Meere ausgesetzt, wird Gregor als Findelkind in der Fremde fromm erzogen; aber der Hohn eines Gespielen auf seine Elternlosigkeit treibt ihn von dannen, und der Zufall führt ihn in die Heimat, wo er seine Mutter aus schwerer Bedrängnis rettet und sie, ahnungslos, auf Wunsch der Barone heiratet; wie nun aber die Wahrheit herauskommt, verbringt er 17 Jahre unter unglaublichen Entbehrungen auf einem Felsen im Meer, bis bei der neuen Papstwahl eine göttliche Stimme ihn als den würdigsten Nachfolger bezeichnet; im Triumph nach Rom geholt, hat er den Trost, seiner Mutter, die sich gleichfalls harte Büſsungen auferlegt hat, den Erlaſs ihrer Sünde zu verkündigen.

Der Erfolg des Gedichts wird durch die deutsche Bearbeitung von Hartmann von Aue, durch lateinische Nacherzählungen in Vers und Prosa, auch durch eine englische Nachdichtung und allgemein durch die weite Verbreitung der Sage bezeugt. Diese Beliebtheit verdankt die Erzählung vielleicht ebenso sehr der lebhaften Schilderung der menschlichen Seite der Verführungen, Verfehlungen und Leiden als der asketischen Exaltation, die aus ihr spricht. Denn es ist ein wahrhafter Roman, einheitlich konzipiert, voll Spannung und Rührung und mit Zügen von realistischer Anschaulichkeit, die nicht auf eine in den Anfängen stehende Kunst weist.

Merkwürdig ist die Kühnheit der Erfindung. Die doppelte Blutschande, die ohne bewuſstes Verschulden auf dem Helden lastet, ist unverkennbar konstruiert, um einen extremen Fall vorzuführen. Die Ähnlichkeit des zweiten Erlebnisses mit dem Ödipusschicksal springt in die Augen; aber die Begleitumstände sind nicht so geartet, daſs man unbedingt an eine Anleihe bei der Thebanersage glauben müſste. Die Judassage, die man als Vermittlerin ansehen könnte, ist so früh nicht belegt; und verwandte Motive, die man in morgenländischen Legenden findet, zeigen nur, daſs hier das Ideal der anachoretischen Weltflucht immer lebendig geblieben war. Man kann nicht sagen, daſs eine motivgeschichtliche Entwicklungsreihe greifbar zutage liegt, in die man die Gregoriuslegende ohne weiteres eingliedern

[1] Ausg. von Luzarche, Tours 1857. Nach der Londoner Hs. von Herta Telger, Münster 1933 (Arbeiten zur roman. Philologie 5). Vgl. H. Paul, *Gregorius* von Hartmann von Aue, [5]Halle 1919 (Althochdeutsche Textbibliothek). M. Roques, Romania 48, 41 ff.

könnte. Im übrigen hätte man doch nur das Schlüsselmotiv, das eigentliche Rückgrat der Erzählung fehlte noch.

Die Romanfabel, auf der die Legende von Gregor auf dem Stein, dem guten Sünder, aufgebaut ist, muſs aus einem Gusse geschaffen worden sein. Unverfänglich ist es dabei, daſs die Vorgänge aquitanischen Grafenkindern angedichtet wurden, von denen die Geschichte nichts meldet. Viel wuſste man von den Zuständen Aquitaniens in der Merowingerzeit nicht, und jedenfalls nichts, was den Erzähler hätte Lügen strafen können. Auffällig aber ist, daſs der Papst, von dem diese Dinge erzählt werden, ausgerechnet Gregor der Groſse († 604) sein sollte, von dem man doch Genaueres wissen oder erfahren konnte. Sein Leben war von Paulus Diakonus und von Johannes Diakonus beschrieben worden und war gewiſs nicht so völlig vergessen.[1] Trotzdem sehen wir, daſs dem groſsen Papste, einem anerkannten Heiligen der Kirche, unsere Legende mit Hintansetzung der geschichtlichen Wahrheit angehängt wird, ohne daſs sich ein Widerspruch erhoben hätte. Dies ist aber nur möglich, weil die Erzählung in einer Sphäre aufkam, die der kritischen Kontrolle weiter entrückt war.

Bei der Datierung unserer Dichtung muſs man jedenfalls die Sicherheit und Bedenkenlosigkeit der freischaffenden Phantasie, die sich in ihr kundgibt, in Rechnung ziehen: sie kann nur das Produkt einer schon reiferen Entwicklung sein. Auch die metrische Form gibt zu ernsten Überlegungen Anlaſs, wenn es richtig ist, wie M. Roques zu beweisen sucht, daſs das Lied ursprünglich in achtzeiligen Strophen (oder wenigstens in paarweis gekoppelten Vierzeilen) geschrieben war: was eher raffiniert als primitiv erscheint. Für die Heimatbestimmung ist zu bedenken, daſs auch im Abendland eine schwärmerische Eremitenbewegung im 10. Jahrhundert einsetzte, vertreten und geleitet durch Männer wie den hl. Romuald, den h. Gualbert, Petrus Damiani u. a. Trotz der Schwierigkeit, sich neben der Reform von Cluny durchzusetzen und zu halten, drang sie im 11. Jahrhundert über die Alpen und breitete sich besonders in Burgund und Lothringen aus, wo sie, durch den h. Bruno aufgefrischt, im Kartäuserorden eine eigene und feste Gestalt erhielt. Den Geist dieser überspannten Weltabkehr fanden wir in der Alexius- und in der Theobaldlegende.

2. Ein Legendenroman ist auch der *Joseph von Arimathia* des Meistre Robert de Boron.[2] Das Gedicht, von weniger als 3500 Versen, ist nur in einer Handschrift des 13. Jahrhunderts (BN fr.

---

[1] Frère Angier, Diakonus von Frideswide bei Oxford, übersetzte 1214 das Leben Gregors von Johannes Diakonus in 2954 gepaarten Achtsilbern.

[2] Ausg. von Fr. Michel, Bordeaux 1841; Fred. Furnivall, London 1861; William A. Nitze, *Le roman de l'estoire dou Graal*, Paris 1927 (Classiques franç. du moyen âge 57). — Vgl. Adolf Birch-Hirschfeld, *Die Sage vom Gral*, Leipzig 1877. J. D. Bruce, *The Evolution of the Arthurian Romance.* Hesperia, Ergänzungsreihe 8. 9, Göttingen 1928. Weitere Bibliographie: G. Cohen, *Chrestien de Troyes*, p. 381 n.

20 047) erhalten und ist offenbar, wie es hier vorliegt, vom Verfasser im Alter noch einmal vorgenommen worden, wie der Hinweis des Epilogs auf die frühere Entstehung beweist:

A ce tans que je la retreis
O mon seigneur Gautier en peis
Qui de Mont Belyal estoit,
Unques retreite esté n'avoit
La grant estoire del Graal
Par nul home qui fust mortal. (3489 ss.)

Die Grafen von Montbéliard, von denen hier die Rede ist, stammen aus dem Hause Mousson, das auf Gerhard von Elsaſs, den Stammvater so vieler Geschlechter, zurückgeht. Dietrich von Mousson († 1142), ein Vetter Leos IX. (Bruno von Egisheim) und Schwager Bertholds I. von Zähringen und selber mit einer Schwester Calixt II. (Guido von Burgund) verheiratet, hinterlieſs drei Söhne, denen er die Grafschaften Pfirt, Montbéliard und Bar vermachte. Während die beiden anderen sich im Mannesstamm fortpflanzten, hatte der mittlere Bruder, Dietrich von Montbéliard († nach 1162), eine einzige, mit Richard von Montfaucon verheiratete Tochter. Durch sie gingen die beiden Lehen, Montbéliard und Montfaucon, auf ihren Sohn Amadeus über. Ein Bruder von diesem (Dietrich) wurde Erzbischof von Besançon und starb 1191 in Akkon; ihre Schwester Gertrud war mit Erard de Brienne vermählt. Amadeus († 1183) hatte Gertrud, die Tochter Werners II. von Habsburg, des Landgrafen im Ober-Elsaſs, zur Frau. Von ihren beiden Söhnen bekam der ältere, Richard († 1237), die Grafschaft Montbéliard, der jüngere, Gautier, die Herrschaft Montfaucon. Dieser ist es, von dem Robert de Boron spricht.

Von Gautiers Leben weiſs man wenig, und vor allem ist sein Alter nicht genauer bekannt, so daſs man nicht mit Gewiſsheit sagen kann, ob er um 1170 groſs genug war, um an Roberts Erzählung Gefallen zu finden. Ausgeschlossen ist es nicht, aber beweisen läſst es sich auch nicht. Als sicher kann man annehmen, daſs er und sein Bruder 1183 groſsjährig waren, d. h. das 21. Lebensjahr vollendet hatten, als ihr Vater starb. Robert de Boron, der seinen Namen vermutlich nach dem Orte Boron (cant. Delle, arr. Belfort) führt,[1] schrieb, wie er angibt, seinen *Joseph von Arimathia*, d. h. den ersten Teil seiner *Grant estoire del Graal*, als er in friedlicher Muſse bei Herrn Walter lebte. Wenn er dabei von monseigneur Gautier spricht, qui de Mont Belyal *estoit*, so gestattet dies keinen Schluſs, ob er damals noch lebte oder schon gestorben war: es heiſst einfach: der aus dem Hause Montbéliard war, mit normaler Consecutio temporum. Wohl aber läſst der Hinweis auf die bloſse Familienzugehörigkeit vermuten,

[1] Der Ort liegt 5 km südlich von Altmünsterol, keine Stunde von der Sprachgrenze. Die Entfernung von Montbéliard ist 18 km; ebenso weit ist es bis Altkirch, 22 km bis Pfirt.

daſs die Zeit gemeint ist, wo Herr Walter noch nicht selbständig und Herr von Montfaucon war. Die ganze Situation widerspräche der Annahme nicht, daſs Robert die Erziehung des jungen Grafensohnes leitete, als er das Werk dichtete: daher vielleicht die Bezeichnung Mestre. [Und dies vertrüge sich dann auch mit der Vorstellung, daſs Robert de Boron später in englische Dienste trat und hier minder friedliche Zeiten erlebte. Ein Robert de Burun ist bezeugt, dem Heinrich II. 1186 ein Geschenk machte und der selber mit seiner Frau Beatrix und seinem Sohn Roger dem Kloster Mosteriol, dessen Vogt er war, Grund und Boden zu Cockenhatsch in Hertfordshire vermachte.[1] Hier war er für Merlins Leben an der Quelle.]

Besser sind wir über Gautiers Lebensabend unterrichtet. 1199 nahm er das Kreuz und beteiligte sich am vierten Kreuzzug, d. h. an jener Expedition von 1202, die von den Venezianern zuerst gegen das aufständische Zara verwendet und dann gegen Konstantinopel abgelenkt wurde. 1205 heiratete er die Tochter des in diesem Jahre verstorbenen Amauri de Lusignan, König von Zypern, für dessen unmündigen Sohn er die Regentschaft führte. Als seine Stellung hier unhaltbar wurde, verlieh ihm sein Vetter Jean de Brienne, der 1210 König von Jerusalem geworden war, die Würde des Konnetabels: allerdings war die Hauptstadt des Reiches im Besitz der Ungläubigen. In den Kämpfen mit diesen fiel Gautier 1212 oder 1214.[2]

Die innere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daſs das ursprüngliche Gedicht Roberts von Boron nicht weiter reichte als bis zu der Stelle, wo das oben angeführte Nachwort beginnt. Für dieses Stück ist der Name *Joseph von Arimathia* ebenso bezeichnend als angemessen. Es gliedert sich in drei Abschnitte, die durch den Erzählungsinhalt eng verbunden sind: 1. vom Erdenwallen des Heilands, seinem Leiden und seinem Begräbnis bis zur Einkerkerung Josephs (1—960); 2. von der Erkrankung Vespasians und seiner Heilung bis zur Befreiung Josephs und zur Bestrafung der Juden (961—2356); 3. von der Bildung der Gralgemeinde bis zur Trennung Josephs von seinem Schwager, dem reichen Fischer (2357—3456).

Die zentrale Figur der Dichtung ist unstreitig Joseph von Arimathia, in ständiger Verbindung mit dem Wundergefäſs des Grals. Um so merkwürdiger ist es, daſs die authentische legendäre Grundlage, auf der Roberts Erzählung beruht, mit Joseph kaum etwas und mit dem Gral überhaupt nichts zu tun hat. Sie berührt das Mittelstück und entspricht der alten Legende von der Heilung des vom Aussatz befallenen Kaisers durch das im Besitz der h. Veronica befindliche Bild des Heilands. Veronica (Berenike) ist das blutflüssige

---

[1] Eyton, *Itinerary of Henry II*, p. 273; *Tristan* ed. Francisque Michel, I ciii; Suchier, *Gesch. d. frz. Lit.*, p. 137; Will. A. Nitze, *On the chronology of the Grail Romances* (The Manly Annivers. Stud. in Langu. a. Lit. Chicago 1923, p. 306).

[2] Art de vérifier les dates. Moréri. Vgl. F. Lot, *Etudes sur le Lancelot en prose*, p. 132s. (Bibliothèque de l'éc. des h. études, sc. hist. et phil. 226).

Weib der Evangelien. Die Handlung spielt in den Jahren bald nach der Kreuzigung und Auferstehung, und so konnte der Kaiser, von dem die Sage eigentlich geht, nur Tiberius († 37) sein. Die wichtigste Rolle neben ihm hat sein Vertrauter Volusianus und auf der anderen Seite Pilatus nebst jüdischen und christlichen Zeugen, die vernommen werden, unter ihnen auch Joseph und Nikodemus. Die Legende dürfte zwischen dem 6. und 7. Jahrhundert aufgekommen sein, und zwar ohne Beziehung auf eine bestimmte Veronicareliquie; eine solche ist das um 705 in Rom bezeugte Schweiſstuch.

Im Laufe der Zeit hat der Bericht manche Umgestaltung und Erweiterung erfahren. In vorkarolingischer Zeit, als die historischen Vorstellungen denkbar verschwommen und unzulänglich waren, verquickte man damit die Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems und kam so auf den Einfall, Titus und Vespasian in die Erzählung einzubeziehen. Diese Fassung, die als *Vindicta Salvatoris* bekannt ist,[1] läſst Titus als Statthalter von Aquitanien durch einen ismaelitischen Kaufmann von Jesus und seinen Wunderheilungen hören; auf sein Bekenntnis zu ihm wird er von einem Geschwür im Gesicht befreit und unternimmt nun mit seinem Feldherrn Vespasian, auf eigene Verantwortung, die Bestrafung der Juden, die er nach siebenjähriger Belagerung Jerusalems grausam vollzieht. Auf seine Aufforderung hin schickt Tiberius, der Kaiser, den Volusianus nach Judäa, wo dieser durch Verhöre die Wahrheit über Jesus erkundet. Pilatus wird in Damaskus gefangen gesetzt; Volusianus kehrt mit Veronica und ihrem Christusbild nach Rom zurück und erstattet dem Kaiser Bericht; Tiberius wird durch den Anblick des Bildes von seinem Aussatz geheilt und glaubt. — Die jüngeren Fassungen wie die *Cura sanitatis Tiberii et damnatio Pilati* des 11. Jahrhunderts[2] und die im 12. Jahrhundert in Deutschland sehr verbreitete und mit Bamberg in Verbindung gebrachte *Pilatuslegende*[3] erweitern, unter ausgiebiger Verwendung der apokryphen Literatur und mit Zusatz weiterer legendarischer Elemente, die Rolle des Landpflegers Pilatus mehr und mehr, bis er schlieſslich die Hauptperson und der eigentliche Träger der Erzählung wird.

Bei Robert de Boron erscheint nun unsere Legende in einer freien Umgestaltung, die zwar die wesentlichen Züge der *Vindicta* noch erkennen läſst, aber Tiberius völlig ausschaltet.[4] Pilatus wird wohlwollend beurteilt, und im übrigen wird die Legende durchgängig vereinfacht, so daſs man berechtigt wäre, von einer Rückbildung zu einer einfacheren Gestalt zu reden. Die Vereinfachung ist aber nicht bedingt durch die Rücksicht auf die Geschichte, die bei Robert nicht besser wegkommt als in der alten Legende, sondern lediglich durch

---

[1] *Evangelia apocrypha*, coll. et rec. C. Tischendorf, [2]Leipzig 1876, p. 471—481.

[2] A. Schönbach im Anzeiger für deutsches Altertum 2, 173—180.

[3] A. Schönbach l. c. 186—190.

[4] Wie dies auch in der epischen Erzählung von der Zerstörung Jerusalems, *La Vengeance Nostre Seigneur*, geschieht. Vgl. W. Suchier, Zeitschr. f. roman. Philol. 24 u. 25.

das instinktive Bedürfnis nach logischer und anschaulicher Gestaltung des Zusammenhangs.

Vespasian, der Sohn des Kaisers Titus, — umgekehrt wäre richtig! — ist vom Aussatz so gequält, daſs es niemand in seiner Nähe aushält und man ihn in einen unzugänglichen Turm einsperren muſste. Da bringt ein Pilger die Kunde von Jesus, von seinen Wundern und von seinem Kreuzestod nach Rom; der Kaiser wird davon unterrichtet und beschlieſst, einen Boten zur genaueren Untersuchung des Falles nach Judäa zu schicken, denn das Vorgehen von Pilatus scheint unbegreiflich. Von Freunden gewarnt, kommt Pilatus Volusianus entgegen und rechtfertigt sich leicht durch den Hinweis auf seine Handwaschung; die Juden hätten das Blut des Herrn auf sich und ihre Kinder genommen.[1] Das angestellte Zeugenverhör bestätigt seine Angaben. Man forscht nun nach, ob noch eine greifbare Erinnerung an den Heiland zu finden ist, und hört von dem Bild in Veronicas Besitz; es ist das Schweiſstuch, mit dem sie das Angesicht des Herrn auf dem Gang nach Golgatha abgetrocknet hat. Nach anfänglichem Leugnen gesteht Veronica die Wahrheit und gibt dem Boten das Bild mit. Vespasian wird vollständig gesund; der Pilger, den man als Geisel zurückgehalten hatte, wird reich belohnt. Auf Bitten seines Sohnes begibt sich Titus mit ihm in das heilige Land und hält nach Pilatus' Rat das Strafgericht über die Juden ab.

Die so abgewandelte Erzählung erscheint nun bei Robert de Boron mit der Geschichte Josephs von Arimathia und mit der des Grals derart verwoben, daſs sie nur eine Episode im Zusammenhang der Ereignisse darstellt. Weiter ausgreifend und vor allem bemüht, die theologische Seite der Welterlösung darzulegen, deutet Robert den Sinn der Heilsgeschichte nach dem biblischen Berichte an, wobei er sich mit Vorliebe an das Evangelium Nicodemi hält und in geschickter Weise das für ihn Wesentliche herausgreift: er zeigt den Zustand vor der Erlösung, wo Erzväter und Propheten zur Hölle geführt wurden, erzählt die Geburt Marias, erklärt die Notwendigkeit der Menschwerdung des Sohnes und knüpft an seine Taufe im Jordan eine Darlegung seiner Lehre von den Sakramenten der Taufe und Beichte an, um sich dann mit dem Abendmahl im Hause Symons des Aussätzigen seinem Thema zuzuwenden. Die Hauptmomente, die er hervorhebt, sind die Salbung der Füſse des Herrn durch Maria Magdalena, Judas' Ärgernis über die Vergeudung und sein Verrat, die Fuſswaschung, die Verhaftung Jesu,[2] dann das Verhör vor Pilatus, die Kreuzigung, die Abnahme der Leiche vom Kreuz, ihre Bestattung, die Befreiung der Erzväter, Propheten und Heiligen von der Gewalt der Hölle und die Verlegenheit der Juden beim Kundwerden der Auferstehung.

---

[1] Vers 1407 ist Berematbye keine Variante für Arimathie, sondern ein Lapsus für Bethanie.

[2] Die Verhaftung erfolgt im Hause, wo das letzte Abendmahl eingenommen wurde.

Joseph von Arimathia erscheint im Rahmen dieser Erzählung zum erstenmal bei der Versammlung im Hause des Hohenpriesters Kayphas, in der Judas sich zur Auslieferung des Herrn erbietet. Nach dem Tode des Heilands tritt er dann vor Pilatus und erbittet von ihm den Leichnam als Lohn für seine langjährigen Dienste. Erstaunt über die Geringfügigkeit der Bitte, schenkt ihm Pilatus dazu noch das Gefäſs, das beim Abendmahl gedient hatte und das ihm mit dem gefangenen Jesus übergeben worden war. Diese Abendmahlschüssel benutzt Joseph, um das Blut des Herrn aufzufangen, wie es bei der Waschung der Leiche wieder aus den Wunden zu flieſsen beginnt. Nach der Auferstehung des Herrn wird Joseph von den Juden ergriffen, miſshandelt und in ein unterirdisches Gelaſs eingemauert. Hier erscheint ihm der Auferstandene, tröstet und belehrt ihn und hinterläſst ihm das Gralgefäſs, das er mitgebracht hat. Dieses erhält, nur durch seine Gegenwart, Joseph am Leben, bis Vespasian nach Jerusalem kommt, nach dem Verschwundenen forscht und ihn zur allgemeinen Verwunderung frisch und gesund aus dem Verlieſs befreit. Gleich beim ersten Anblick hatte Joseph den Kaiser mit Namen begrüſst und ihm die Grundwahrheiten der christlichen Lehre auseinandergesetzt.

Nach dem Abschied des Kaisers verläſst Joseph mit seinem Schwager Hebron oder Bron, dem Gemahl seiner Schwester Enygeus, das Land und zieht in die Fremde. Bald hört aber das Gedeihen der Gralkolonie auf, weil ein Teil der Leute sich der Fleischeslust ergibt. Die Stimme des Herrn, die zu Joseph spricht, so oft er sein Gebet vor dem Gralgefäſs verrichtet, gebietet ihm deshalb einen Tisch herzustellen nach dem Vorbild des Abendmahltisches; darauf soll der Gral und ein von Bron gefangener Fisch gelegt werden; alle sollen darum Platz nehmen, bloſs Judas' Stuhl soll frei bleiben. Von den Anwesenden folgt nur ein Teil der Aufforderung; die übrigen ziehen es vor, sich zu entfernen. Ein Heuchler unter ihnen, Moysès, setzt sich frech auf den leeren Platz und wird von der Erde verschlungen. Bron hat zwölf Söhne von seiner Frau; von diesen entschlieſsen sich elf zu heiraten, der zwölfte, Alein, bleibt ledig und soll den übrigen Führer und Lehrer sein. Von ihm soll der zweite Gralhüter stammen. Die Geschwister ziehen gemeinsam aus, möglichst weit nach Westen. Auch Petrus, der bei der Scheidung der Reinen von den Unreinen das Wort geführt hatte, soll nach Empfang eines Briefes vom Himmel fortgehen; er wählt die Täler von Avaron als Ziel. Vorher darf er aber noch Zeuge sein, wie Joseph den Gral dem Fischerkönig Bron übergibt, dann geht auch dieser seiner Wege. Bron soll den Gral besitzen, bis der Sohn Aleins ihn übernimmt; für den dritten und letzten Gralhüter wird Christus selber sorgen.[1]

[1] Bei der Übergabe des Grals sagt der Herr zu Joseph, er solle das Gefäſs nur drei Personen (nach ihm) übergeben (872 s.); die erste ist Bron (3310 ss.), die zweite wird Aleins Sohn sein (3361 ss.), die dritte wird nicht näher bezeichnet (3375 s.); jede andere Deutung scheint dem klaren Wortlaut des Textes zu widersprechen.

Im Mittelalter wachsen die Legenden von selbst, weil kein schöpferisch veranlagter Nacherzähler sich das Recht nehmen läſst, die unentfalteten Keime, die in seiner Vorlage schlummern, zur Entwicklung zu bringen. So auch in unserem Fall. In der *Vindicta Salvatoris* erschien Joseph von Arimathia mit Nicodemus als Zeuge vor Volusianus und berichtete, wie die Juden ihn nach der Grablegung gefangen setzten, und wie Jesus ihm im verschlossenen und versiegelten Raum erschien, sich zu erkennen gab und ihm auf seine Bitte den Ort zeigte, wo er ihn bestattet hatte, und ihn dann nach Hause entlieſs (§ 21). Das gleiche, nur mit mehr Einzelheiten, erzählen die *Gesta Pilati* (der erste Teil des Evangeliums Nicodemi c. 15). Das ist der Punkt, wo die schaffende Phantasie einhaken konnte. Der befruchtende Gedanke jedoch, aus dem die Vorstellung des Grals entsprang, stammt aus einer anderen Sphäre. Wie Ad. Birch-Hirschfeld zuerst erkannt und überzeugend dargelegt hat, kommt er aus der Welt der Symbolik, und zwar aus jener Symbolik, die sich um die Meſshandlung rankte. Das 12. Jahrhundert betrachtet die sakralen Verrichtungen des christlichen Kults noch vorwiegend mystisch. Sofern nun die Opferhandlung der Messe ihrem Wesen nach eine Commemoration der Leidensgeschichte Christi ist, so liegt es nahe, diesen symbolischen Parallelismus bis ins einzelne zu verfolgen: dabei muſs denn auch die Grablegung ihre Rolle spielen. Dies zeigt sich z. B. in der Erklärung, die Honorius von Augsburg in seiner *Gemma animae* I, XLVIII (Migne 172) von der Vorbereitung des Kelches während des Responsoriums der Präfation gibt:

Dicente sacerdote *Per omnia saecula saeculorum*, diaconus venit, calicem coram eo sustollit, cum favone partem ejus cooperit, in altari reponit et cum corporali cooperit, praeferens Joseph ab Arimathia, qui corpus Christi deposuit, faciem ejus sudario cooperuit, in monumento deposuit, lapide cooperuit. Hic oblata et calix cum corporali cooperitur, quod sindonem mundum significat, in quem Joseph corpus Christi involvebat. Calix hic sepulchrum, patena lapidem designat, qui sepulchrum clauserat.[1]

Joseph, bien sez que chiés Symon
Menjei et tout mi compaignon,
A la Cene, le juësdi,
Le pein, le vin y benëi,
Et leur dis que ma char menjoient
Ou pein, ou vin mon sanc buvoient.
Ausi sera representée
Ceste taule en meinte contrée.
Ce que tu de la crouiz m'ostas
Et en sepulchre me couchas,
C'est l'auteus seur quoi me metrunt
Cil qui me sacrifierunt.

Li dras où fui envelopez
Sera corporaus apelez.
Cist vaissiaus où mon sanc meïs
Quant de mon cors le requillis
Calices apelez sera.
La platine qui sus girra
Iert la pierre senefiée
Qui fu dessus moi seelée
Quant ou sepulchre m'ëus mis.
Ice doiz tu savoir touz dis,
Ces choses sont senefiance
Qu'en fera de toi remembrance.
893 ss.

[1] Birch-Hirschfeld l. c. 221.

Erfüllt von dem Gedanken, daſs das Meſsopfer als tägliche symbolische Wiederholung der Grablegung und Auferstehung des Herrn eine ständige Erinnerung an die Liebestat ist, die Joseph von Arimathia dem Gekreuzigten erwies, hat Robert de Boron den Gral als gegenständliches Symbol erdacht, das in sich die dreifache Beziehung veranschaulicht, erstens zu der Einsetzungsfeier beim letzten Abendmahl des Herrn, zweitens zu Joseph von Arimathia wegen seiner Mitwirkung bei der wirklichen Grablegung und drittens zur steten Erneuerung der Opferdarbietung in der eucharistischen Gedenkhandlung der christlichen Kirche. Denn der Gral ist das Gefäſs, das dem Herrn beim letzten Mahl mit seinen Jüngern gedient hat; er wird Joseph im Gefängnis überreicht und beweist an ihm seine Wunderkraft; und er bleibt im Besitz der auserwählten Gemeinde, insofern er die erhabenste Kulthandlung, die heilige Messe und das Geheimnis der eucharistischen Wandlung versinnbildlicht.

Der Gral ist in diesem dreifachen Sinne Symbol: aber als greifbar sichtbarer Gegenstand ist er gleichzeitig auch eine Reliquie, aber keine materiell vorhandene, an einem bestimmten Orte aufbewahrte, sondern mystisch gegenwärtig, als wunderbare Gnadengabe seinen Hütern anvertraut, ein unverlierbarer Besitz, bis die Zeiten erfüllt sind. Der Gral kann daher nur bedingt mit der von Miss Jessie L. Weston, *The Legend of Sir Perceval* I, 157ss. herangezogenen Heiligenblutreliquie von Fécamp verglichen werden. Diese kann vernichtet oder geraubt werden; man kann ihre Authentizität bestreiten. Beim Gral ist es nicht möglich. Denn Robert de Borons Gralgefäſs ist eine Ausgeburt der Mystik und steigt nicht herab in die irdische Wirklichkeit. Es bleibt, wenn auch sinnlich vorstellbar und epischer Behandlung zugänglich, doch jenseits der materiellen Gegenwart in jener gedanklichen Region, wo es in das Dasein getreten ist, nur dem Glauben und dem mystischen Schauen erfaſsbar und in seiner symbolischen Doppelfunktion nicht der historischen Kritik, sondern einerseits dem theologischen, andererseits dem ästhetischen Richterstuhl zur Rechenschaft verpflichtet. Auf ihrer geistigen Natur beruht die groſse Wirkung dieser Dichterkonzeption.

Als Gegenstand gedacht, ist der Gral ein Besitz der Gralgemeinde; er wird von seinem Hüter auf den vorbestimmten Nachfolger vermacht. Indem sich solcherweise seine Geschicke fortlaufend erzählen lassen, ist er auch ein Symbol für die Geschichte der christlichen Gemeinschaft in ihrer Ausbreitung über die Erde unter Wahrung ihrer einheitlichen Zusammengehörigkeit. Diese Möglichkeit hat Robert de Boron im dritten Abschnitt seines Gedichts auszuschöpfen versucht, nicht mit genialer Meisterschaft, das wird wohl jeder zugeben, aber mit redlichem Bemühen. Man hat auf die Ähnlichkeit der Geschichte der Gralgemeinde mit dem Auszug der Kinder Israels aus Ägypten und mit ihrer Wanderung durch die Wüste hingewiesen und den Vergleich gezogen zwischen dem Gral und der Arche des alten Bundes, die das Volk Israel mit sich führt; man hat auch im Namen

Hebron, der nach Num. 3, 19 einem der Hüter der Arche gehört, eine Bestätigung des Vergleichs gefunden. Vgl. Bruce l. c. 2, 129ff. Man kann diese Deutung gelten lassen, muſs aber, wenn man Roberts Sinn richtig erfassen will, die Vorstellung von der christlichen Kirche als Trägerin des neuen Bundes in ihrer Ausbreitung über die weite Welt durch die apostolische Missionstätigkeit als wesentlich hinzufügen. Auf diese ist es abgesehen, wenn uns die Erdenschicksale der sinnlich-übersinnlichen Gralreliquie vorgeführt werden: die Wanderung durch die Wüste ist dafür nur typologische Präfiguration.

Robert de Boron hat sein Gralgedicht im ersten Entwurf bis zu dem Punkte geführt, wo Joseph das ihm anvertraute Gefäſs aus den Händen gibt. Damit war die Erzählung für ihn wohl vollendet; denn, was nachher kommen sollte, liegt alles in der Zukunft. Trotz entgegengesetzter Ansichten wird nun daran festzuhalten sein, daſs er sein Gedicht nach dem Erscheinen der fremden Graldichtungen (Chrestien) wieder aufgenommen hat. Der angehängte Epilog ist eine ausdrückliche Wahrung seiner Priorität. Nachdem aber die Konkurrenz auf den Plan getreten ist, lehnt Robert, angesichts des Erfolgs, die von ihr vollzogene Anknüpfung an die Artuswelt keineswegs ab, obwohl sie sicher nicht in seiner ursprünglichen Absicht lag; er versucht vielmehr, ob leichten oder schweren Herzens, das können wir nicht sagen, den Rivalen das Wasser abzugraben, indem er seinem Josephgedicht mit der Geschichte Merlins, die er frei nach Galfrid erzählt, eine Fortsetzung gibt.

Von diesem *Merlin*, den man sich als Überleitung zu Chrestiens *Conte du Gral* wird denken dürfen, sind uns in der Handschrift 502 Verse erhalten, das übrige kann man sich nach der Prosaauflösung im sg. „kleinen Gral" ergänzen. Auch einen eigenen *Perceval* erhielt dieser Zyklus später als dritten Teil (Hs. Didot und Hs. Modena); mit diesem hat aber Robert nichts zu tun. Wohl aber fühlte dieser, daſs nunmehr zwischen seinem *Joseph* und seinem *Merlin* eine Lücke klaffte. Wohin ging Alein und wer wurde sein Leibeserbe? Was geschah mit Petrus? Wo tauchte der verschwundene Moysès wieder auf? Und wo lieſs sich der reiche Fischer nieder? Es klingt wie eine Herausforderung an die Nebenbuhler, die das „groſse Gralbuch", auf das Robert sich beruft, sicher nicht besaſsen, — so wenig als er selber. Aber es war seine Absicht nicht, sich nun selbst der Aufgabe zu unterziehen; und die von ihm angedeuteten vier Episoden sind denn auch heute noch ungeschrieben.[1]

Zweimal hat also Robert de Boron in die Geschichte der Graldichtung eingegriffen, ein erstes Mal, als er glaubte und glauben

---

[1] Die Prosaauflösungen sind veröffentlicht von G. Weidner, *Der Prosaroman von Joseph von Arimathia*, Oppeln 1881, und von G. Paris und J. Ulrich, *Merlin*, 2 Bde., Paris 1886, SAT. — Vgl. H. O. Sommer, *Messire Robert de Boron und der Verfasser des Didot-Perceval*, Halle 1908 (Beihefte zur Zs. für rom. Phil. 17). Jessie L. Weston, *The Legend of Sir Perceval* II, 9—112.

durfte, daſs noch niemand vor ihm die Materie behandelt hatte, und dann geraume Zeit später, als Chrestiens Gralroman erschien, wohl schon mit der ersten Fortsetzung. Leugnen läſst es sich nicht, daſs das Stammgedicht, der *Joseph von Arimathia*, ein origineller Legendenroman ist, nicht sonderlich geschickt erzählt, aber eigenartig erdacht. Auf die zweckentsprechend abgeänderte Vindictalegende hat der Dichter, durch die Person Josephs vermittelt, die symbolisch lehrhafte Gralgeschichte aufgepfropft wie ein Edelreis auf einen Wildling. Dadurch hat er einen völlig neuen Legendenkomplex geschaffen, dessen Sinn und Kern der Gralgedanke ist: eine mystische Schau der Kirche als Sakramentverwalterin mit ihren Geschicken. Dieser Aufimpfungsprozeſs kann nur eine einmalige und persönliche Tat gewesen sein.

Will man Robert de Boron die Leistung nicht zutrauen, dann bleibt nur der Ausweg eines mit seiner Josephlegende inhaltlich so gut wie gleichlautenden lateinischen Gralbuchs, eine Annahme, die nicht ohne Bedenken ist, nachdem ein Zeitgenosse, Helinand de Froidmont, sich um 1222 vergeblich nach einem solchen Werke umgesehen hat. Gibt man aber diesen Gedanken auf, so muſs man wohl oder übel in Robert de Borons ursprünglicher Dichtung Chrestiens Vorlage zu seinem Gralroman sehen. Daſs sie früh in die Hände des Grafen Philipp von Flandern gelangte, durch den Chrestien sie erhielt, wird bei den nahen Familienbeziehungen der beiden gräflichen Häuser verständlich erscheinen.

Letzten Endes ist die Frage, ob Chrestien Robert de Boron benutzen konnte, ein chronologisches Problem, das für uns ein Dilemma bleibt. Entweder müssen wir Roberts Gedicht so weit hinaufrücken, daſs Chrestien es bequem kennen lernen konnte, oder, wenn es nötig ist, müssen wir Chrestiens Lebenszeit entsprechend verlängern. Der mögliche Spielraum bewegt sich zwischen 1165 und 1177 (oder 1179?).

3. Von Gautier d'Arras besitzen wir zwei Dichtungen, den Schicksalsroman *Ille et Galeron* und den als Legendenroman endenden *Eracle*. Von letzterem sind schon länger drei Handschriften bekannt: Paris BNfr. 1444, Turin Bn. L. I, 13, BNfr. 24430 und auch eine mittelhochdeutsche Bearbeitung von einem Meister Otte; von dem ersteren besaſs man früher nur die Handschrift BNfr. 375, jetzt ist eine zweite in Wollaton Hall im Besitz von Lord Middleton aufgetaucht; sie erlaubt uns, trotz böser Textentstellungen, die Frage nach der Entstehungszeit der beiden Romane auf sicherer Grundlage wiederaufzunehmen.[1]

---

[1] *Eracle*, Ausg. von Maſsmann, Quedlinburg 1842. *Ille et Galeron* von W. Foerster, Halle 1891 (Roman. Bibliothek 7). Beide Romane von E. Löseth, 2 Bde.. Paris 1890 (Bibl. fr. du moyen âge 6. 7). Zur Wollatonhs. E. S. Sheldon in Modern Philology 17, 383 ff. Fred. A. G. Cowper, ibid. 18, 601 ff. Die Turiner Hs. ist beim Brand der Bibliothek vernichtet worden.

Von den beiden Romanen ist keiner in einem Zug geschrieben worden. *Ille et Galeron* wurde für die Kaiserin Beatrix begonnen und für den Grafen Theobald von Blois zu Ende geführt. Vorher aber hatte der Dichter für diesen selben Grafen seinen *Eracle* in Angriff genommen, der später für den Grafen Balduin von Hennegau vollendet wurde. Dies entnehmen wir den Widmungen und Schlufsworten der Romane. Das Verhältnis Gautiers zu diesen Gönnern dürfen wir uns nicht als das eines fahrenden Sängers vorstellen, der für seine fertigen Werke nach willigen Abnehmern fahndet; er erscheint vielmehr als ein geschulter Mann, mutmafslich Kleriker nach den Begriffen der Zeit, der im regelrechten Herrendienste steht, zuerst am Kaiserhof, dann beim Grafen von Blois und schliefslich beim Grafen von Hennegau. Woher er kam und was ihn aus seiner artesischen Heimat in die Fremde geführt hatte, wissen wir ebenso wenig als was er etwa früher geschrieben haben mochte. Viel dürfte es kaum gewesen sein.

Die Kaiserin Beatrix ist die Gemahlin des Hohenstaufers Friedrich I. Barbarossa. Sie war die Tochter des Grafen Renaud III. von Burgund (Freigrafschaft) und seiner Gemahlin Agatha, der Tochter Simons I. von Niederlothringen. Ihr Vater hatte seinerzeit dem Kaiser Lothar II. den Lehenseid verweigert und war dafür der Grafschaft verlustig erklärt worden, die Konrad von Zähringen zugesprochen wurde; er verstand es gleichwohl bis zu seinem 1143 erfolgten Tode sich in seiner Stellung zu halten. Bedrohlicher waren für die noch unmündige Erbin die Ansprüche, die ihr Onkel Wilhelm geltend machte und durchzusetzen versuchte. Hier griff Friedrich ein, und 1156 heiratete er Beatrix. Mit ihm zusammen wurde sie am 1. August 1167 in Rom vom Gegenpapst Paschalis III. mit der Kaiserkrone geschmückt. Die erfolgte Krönung setzt Gautiers Widmung voraus.

Aïe Dex sains esperis!
Qu'à la mellor empereris
Qui onques fust, si com je pens,
Otroi mon service et mon sens.
Les plusors fausent en la fin,
Mais là u Dex mist tant de fin
Come en l'empereris de Rome,
Doivent entendre angle et home
Et proier Diu et jour et nuit
Qu'ele n'ait rien qui lui enuit.

Der dienstbefliessene Dichter rühmt vor allem das Geschlecht, von dem die Kaiserin stammt:

La dame est mout sensee et sage,
Et ce lui vient bien de parage:
Car de Viane furent né
Del siecle tout li plus sené,
Li plus gentil, li plus haut home.
Apostole ont esté de Rome,

Si ont esté empereeur
Et roi, ce sevent li pluseur,
De maint roiame et d'outremer
Dont Dix se fist ja roi clamer.

Zur Familiengeschichte der Kaiserin sei daran erinnert, daſs Markgraf Eberhard von Friaul von seiner Gemahlin Gisela, der Tochter Ludwigs des Frommen, einen Sohn Berengar hatte, der sich 893 zum König von Italien aufwarf und die Kaiserkrone trug; er fiel 924 unter dem Mörderstahl. Ihm sind die *Gesta Berengarii imperatoris* gewidmet. Seine Tochter Gisela heiratete den Markgrafen Adalbert von Ivrea, und ihr Sohn Berengar II. wurde wieder König von Italien, starb aber, von Otto dem Groſsen entthront, 966 in Bamberg. Sein Sohn Adalbert heiratete Gerberga, die Tochter Lamberts von Chalon, und begründete den neuen Stamm der Grafen von Burgund. Von den unruhigen Geschicken seiner Nachkommen sei nur erwähnt, daſs der dritte Sohn seines Urenkels, Guido von Burgund, zuerst Erzbischof von Vienne wurde und später als Calixt II. die päpstliche Tiara trug. Er ist ein Groſsonkel der Kaiserin. Ein Bruder von ihm, Raimund, ging nach Spanien und heiratete Urraca, die Tochter Alfonsos I. von Castilien und IV. von Leon, durch die er Vater Alfonsos VIII. († 1157) wurde, der sich vom Erzbischof von Toledo zum Kaiser salben lieſs. Wahrscheinlich rechnete man im Hause Vienne auch Bruno von Egisheim (Papst Leo IX.) und Konrad II. den Salier zur Verwandtschaft. Die Krone von Jerusalem trug Gotfried von Bouillon, dessen Mutter Ida eine Tochter von Godefroi d'Ardenne war, von dem auch das Haus Löwen-Brabant abstammt; ihr älterer Bruder hatte eine Schwester Calixt II. zur Frau.

Den Glanz des Geschlechts überstrahlt aber die kaiserliche Würde:

Molt furent haut, mais la lignie
Por cesti n'est pas engignie,
Car de si haute seignorie
N'est dame, que ke nus en die.
Rome la vit ja coroner
Qui nos en puet tesmong doner.
Rome est de grant antiquité,
Et ki dame est de la cité
Ne puet avoir si grant hautece,
Car Rome est de si grant noblece.
Mais ele qui s'i corona
Au jour plus d'oneur lui dona
Que Rome ne li pot doner
De la corone abandoner.[1]

---

[1] Zusammengestellt aus den von Sheldon l. c. 383 s. und Cowper l. c. 602 s. mitgeteilten Versen und nach den Angaben des letzteren mit Hilfe von Foersters Text.

Es folgen noch Vers 103—106 und 111—131 der Ausgaben mit weiteren Lobeserhebungen der Kaiserin;[1] dann heiſst es aber weiter, und diese Stelle ist besonders wichtig:

Molt par me torne à grant enui
Quant ainc ma dame ne conui:[2]
Molt me fust encor plus soëf.
Or m'estuet sigler à plain tref
Por cels ataindre qui ains murent
Et qui ainc de moi le conurent.
Tous les premiers volrai ataindre:
Car molt a entre faire et faindre.
Servir la voel si com je sai:
Car à s'onor voel faire un lai
De Galeron, seror le duc,
Et d'Ille, le fil Eliduc.
  Madame, ij Bretegnes sunt, etc.[3]

Deutlich sagen diese Verse, daſs Gautier von Arras die Kaiserin erst nach ihrer Krönung kennen lernte, was er lebhaft bedauert, weil andere inzwischen durch ihre Leistungen und Verdienste einen groſsen Vorsprung gewonnen haben, so daſs er Mühe haben wird, sie einzuholen oder gar zu übertreffen, wie es sein Wunsch wäre. Zu diesem Zwecke will er das Talent ausnützen, das er hat, und einen Roman von Ille und Galeron dichten, den er also nicht fertig mitbringt, sondern jetzt erst in Angriff nimmt. Wenn wir also annehmen, daſs der Roman um 1170 angefangen wurde, haben wir der Sachlage und der Wahrscheinlichkeit ihr Recht vollkommen gewahrt. Denn der glänzend begonnene Römerzug hatte ein trauriges Ende; ansteckende Fiebererkrankungen befielen das Heer und rieben es auf. Unter Beschwerden und Gefahren erreichte das Kaiserpaar den Reichsboden über Piemont und Savoyen. Es ist nicht wahrscheinlich, daſs Gautier gerade diese bewegte Zeit wählte, um der Kaiserin seinen Roman vorzulegen, und es geht aus der Widmung auch nicht hervor; denn selbst der raffinierteste Widmungsschreiber hätte keine genehmere und schmeichelhaftere Huldigung ausdenken können als den Hinweis auf ihr vornehmes Geschlecht und auf ihre erhabene Würde; eine Kaiserkrönung in Rom ist kein Ereignis, das einer entschwundenen Vergangenheit angehört, solang der Träger der Krone lebt und herrscht.

Gautiers Äuſserung und die persönliche Anrede, mit der er die Erzählung beginnt: *Madame, deus Bretaignes sont*, lassen kaum einen Zweifel, daſs unser Dichter tatsächlich am kaiserlichen Hof in Stellung gewesen ist. Dafür sprechen auch die Verse im Schluſswort, in denen

[1] Nach Vers 117 ist einzufügen: Tant come honors loe et conselle, nach Cowper.

[2] Ainc oder ains, auch in den folgenden Versen, = vorher, früher.

[3] Cowper l. c. 602 s.

er beteuert, daſs er weder bei der Kaiserin noch beim Grafen von Blois über ungerechte Behandlung zu klagen habe:

> Cuidiés, se il me mesfeïst
> Et ele ausi, que nel deïsse
> Ne en tel painne me meïsse?[1]

Diese Worte schrieb der Dichter, als er nicht nur den Dienst der Kaiserin, sondern auch den des Grafen von Blois verlassen hatte und für seine einstmalige Gebieterin und seinen früheren Gönner Abschriften des endlich fertig gewordenen Romans besorgte.

Für unsere Annahme, daſs Gautier im Dienst der Kaiserin Beatrix stand, kann man auch geltend machen, falls jemand es bezweifeln sollte, daſs in beiden Romanen die poetische Umwelt, in der sich seine Fiktionen abspielen, die Stadt Rom und das römische Reich ist. Ob altersschwach oder kraftvoll, der Gebieter ist jeweils der römische Kaiser, dessen Macht sich auch auf die Deutschen stützt, an seiner Seite als gern gehörter Ratgeber der verläſsliche und dienstwillige Papst und als Gegner der ehrgeizig bis auf italienischen Boden herübergreifende Herrscher von Byzanz oder aufrührerische Städte im Osten und die mit Einfall drohenden Perser, letzteres nach der gegebenen Legende. Besonders lebendig ist aber dabei das Bild der Stadt Rom selbst mit seiner unruhigen und in der Erregung zu Gewalttätigkeit neigenden Einwohnerschaft oder mit seinen angesehenen, reichen und frommen Patriziern und der unter ihrem Schutze lebenden stillen und für das karge tägliche Brot unablässig arbeitenden ärmeren Bevölkerung. Ist auch Gautier kein Schilderer von hervorragender plastischer Anschaulichkeit, so wird sich doch der Leser unter dem frischen Eindruck der Dichtung nicht ausreden lassen, daſs hier eigenes Erlebnis mit hineinspielt.

Für den zeitlichen Ansatz um 1170 kann man auch auf die Kenntnis der Artuswelt hinweisen (*Ille* 2806), aber ohne daſs eine Regung vorhanden wäre, sie selber dichterisch auszubeuten, wie es die jüngere Generation dann unbedenklich tun wird. Noch bedeutsamer ist aber die Anspielung auf Roland, Olivier und Agolant (*Ille* 1611 s.) und die Verwendung des Namens Estout de Langres (ib. 628) ziemlich im Beginn der Dichtung. Beide Stellen weisen augenscheinlich auf den Pseudoturpin, und das ist wichtig, weil die bekannte Legendenchronik, wie man annimmt, mit der von Kaiser Friedrich betriebenen und 1165 in Aachen feierlich vollzogenen Heiligsprechung Karls des Groſsen in Zusammenhang steht. In ihrer angeblichen Niederschrift in Vienne und ihrer Beglaubigung durch Papst Calixt II. darf man wohl eine versteckte Huldigung für die Kaiserin sehen. Im gleichen Sinn kann man schlieſslich zu *Ille* 1494 ss. daran erinnern, daſs es um 1170

[1] Sheldon l. c. 390. Die stark entstellte Lesung der Handschrift ist: Cuidiés se il ne me feist Et ele ausi que jel deisse Ne en tel painne me meisse. — Die painne besteht in der Anfertigung zweier Abschriften des Romans.

wieder eigene Herzöge und Grafen in Normandie, Anjou und Poitou gab, die englischen Königssöhne.

Der Roman von *Ille et Galeron* wurde erst vollendet, nachdem Gautier von Arras den Dienst der Kaiserin verlassen und beim Grafen Theobald von Blois eine neue Anstellung gefunden hatte. Vorher aber hatte der Dichter auf Veranlassung des gleichen Grafen eine neue Dichtung, seinen Roman *Eracle*, in Angriff genommen.

Se Gautiers d'Arras fist ainc rien
Qu'on atourner li doive à bien,
Or lui estuet tel traitié faire
Qui sur tous autres doive plaire.[1]
Car li princes est de tel pris
Por cui il a cest fais empris,
Que li biens qui en lui abonde
Enlumine trestot le monde. Er. 1—8.

Dieser Fürst ist der bon conte Tiebaut von Blois, le plus vaillant qui soit d'Irlande jusqu'à Rome, le preu, le sage, le courtois, von dem man sagen kann:

Que nus bons princes n'ait ëu
Qu'on ait el siecle conëu.
Ses peres voit Deu en la face:
Son nom li laissa et sa grace.[2] Er. 59—62.

Nach dem ganzen Zusammenhang und nach der unumstöſslichen Zeitbestimmung, die uns durch die Kaiserkrönung von 1167 gegeben ist, kann es sich nur um Theobald V. von Blois, den zweiten Sohn des Grafen Theobald IV. von Blois und II. von Champagne († 1152), handeln. Bei der Erbteilung war seinem älteren Bruder Heinrich I. die Champagne, ihm als dem Jüngeren die Grafschaft Blois zugefallen. 1164 heirateten sie gleichzeitig die beiden Töchter Ludwigs VII. von Frankreich aus seiner seitdem für ungültig erklärten Ehe mit Eleonore von Poitou; Heinrich führte die Erstgeborene, Marie, Theobald die zweite, Adelheid, heim. Aus diesem Anlaſs wurde er zum Groſsseneschall von Frankreich ernannt. Theobald starb 1191 auf dem Kreuzzug, bei der Belagerung von Akkon.

Im Schluſswort des Romans wiederholt Gautier noch einmal seine Angabe:

Li quens Tiebauz où rien ne faut,
Li fiz au bon conte Tiebaut,

---

[1] So schreibt die Hs. A, und dies kann sehr wohl die ursprüngliche Lesung sein. Die andere lautet: *qui seur toutes ses uevres paire*. Es ist der Vers, aus dem man den Schluſs gezogen hat, daſs den beiden Romanen eine Reihe von anderen dichterischen Versuchen vorausgegangen sind, die wir nicht besitzen. Sehr sicher ist die Grundlage zu dieser Annahme nicht.

[2] Grace bedeutet hier Segen, wie die sich anschlieſsende Anspielung auf den Segen Isaaks, den Jakob erschlich, beweist.

Me fist ceste uevre commencier.[1]
Por lui le fis, nel quier noier,
Et por le contesse autresi,
Marie, fille Loëi. Er. 6548—53.

Bei den Worten *por lui . . . et por le contesse autresi*, erwartet man eigentlich neben Theobald seine Gemahlin, die Gräfin von Blois, genannt zu hören. Statt dessen wird seiner Schwägerin, der Gräfin von Champagne, gedacht, wo doch der Name Aalis ebensogut in den Vers paſste. Gegen ein Versehen des Dichters hat man eingewendet, daſs Gautier den Namen seiner Gebieterin kennen und gegenwärtig haben muſste; man darf jedoch nicht vergessen, daſs die Gräfin im gewöhnlichen Leben von ihrer Umgebung nicht mit ihrem Taufnamen, sondern mit ihrem Titel genannt und angeredet wurde. Aber es kann auch ein Lapsus des Schreibers vorliegen. Andererseits kennt man die literarischen Liebhabereien der Gräfin Marie; der Fehltritt der Frau, weil man ihre Freiheit beschränkt, könnte ganz gut eine Eingebung von ihr sein. Es wäre also möglich, daſs Gautier die Gräfin von Blois meinte und daſs die Namen verwechselt worden sind; es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daſs der Dichter einen bestimmten Anlaſs hatte, der Gräfin Marie zu gedenken und ihre Anteilnahme an seinem Roman besonders hervorzuheben.

Für den Grafen Theobald hat nun Gautier von Arras auch seinen ersten Roman, *Ille et Galeron*, zu Ende geführt, wie wir den durch die Wollatonhandschrift überlieferten Schluſsworten der Dichtung entnehmen:

O Ganor vesqui puis li sire
A joie tans dis con Dex volt.
Ne en l'estorie plus n'en ot
Ne plus n'i a, ne plus n'i mist
Galters d'Arras qui s'entremist
D'Eracle, ains qu'il fesist ceste uevre.[2]

Manche Gelehrte sind der Ansicht, daſs *Eracle* überhaupt vor *Ille et Galeron*, noch bevor dieser begonnen wurde, geschrieben worden ist; und sie können in den angeführten Worten einen Beweis dafür sehen. Man beachte jedoch, daſs es dem Dichter an dieser Stelle nicht darauf ankommt, dem Leser einen Einblick in seine schriftstellerischen Leistungen zu geben, wie Chrestien im Vorwort des Cligès. Gautiers Absicht ist nur, uns wissen zu lassen, daſs diesmal die Geschichte seines Helden wirklich zu Ende ist und nichts weiter mehr kommt, und sich gewissermaſsen zu entschuldigen, daſs er das Werk so lange im Zustand eines Torsos gelassen hat. Und wie leicht könnte hier *fesist* für *fenist* verschrieben sein.[3] Aber selbst wenn man

[1] AT rimoier.
[2] Sheldon l. c. 390. Die Pariser Hs. bricht mit *s'entremist* mitten im Satze ab.
[3] Die der Hs. geläufige Form des Conj. imp. scheint sonst feïst, deïsse, meïsse zu sein.

es unbeanstandet läſst, liegt in dem *s'entremist* die Vorstellung von einer eingeschalteten Arbeit.

Jedenfalls kommt diese eine Stelle mit ihrer unsicheren Deutbarkeit nicht auf gegen die andere Erwägung, daſs man die Beziehung des Dichters zum Grafen von Blois, wie sie uns durch den Anfang von *Eracle* und die Vollendung von *Ille et Galeron* bezeugt ist, nicht ohne triftigen Grund auseinanderreiſsen darf. Am wenigsten würde es stören, wenn man annähme, daſs Gautier von Anfang an im Dienste des Grafen stand und nur eine zufällige Gelegenheit wahrnahm, um seinen begonnenen Roman bei der Kaiserin anzubringen, sagen wir z. B. anläſslich der Annäherung Ludwigs VII. an den Kaiser und ihrer Begegnung in Vaucouleurs (1171), wo der Graf von Blois als Seneschall wahrscheinlich dabei sein muſste. Doch steht diese Annahme im Widerspruch mit dem Eindruck, den wir hatten und der wohl nicht trügt, daſs Gautier tatsächlich im Dienst der Kaiserin angestellt war. Ganz unmöglich scheint es hingegen, die neuen Beziehungen zu Balduin von Hennegau anders zu legen als nach der Auflösung der beiden früheren Verhältnisse.

Die Trennung war schon erfolgt, wie wir bereits angedeutet haben, als Gautier die Reinschrift oder die Reinschriften seines *Ille et Galeron* anfertigen lieſs, um sie seinen ehemaligen Gönnern zu senden.

Cil Dex, vers cui nus ne se cuevre,
Doinst bien la bone Beatris,
Qui est de Rome empereris,
Cele est la meldre qui soit nee,
En vie se rest mult penee,
Et gart le bon conte Tiebaut.
Cis dui me font et liet et baut.[1]

Hier folgt ein leider sehr entstelltes Wort über seinen Austritt aus ihrem Dienst, von dem wir drei Verse angeführt haben; und dann heiſst es noch:

Mais l'uevre est mult bien emploïe
Au quel d'ax qu'el soit envoïe.
Plus d'onor a l'uns de ces deus
Que de ceste uevre n'a nus d'eus.
Por quant por li le commençai
Et por le conte le finai.
L'uevre n'iert ja en liu contee
Que d'eax ne soit plus amontee
Que il ne doivent par lui estre.
Ne mais ce dient li ancestre

[1] Sheldon l. c. 390. Auf *baut* folgt eine Lücke, nach der Gautier wieder auf die Kaiserin zu reden kommt: daran schlieſsen sich die kaum verständlichen Verse an: Tot ce vigne en celi, Pur ce m'eslonge plus de li Que por rien c'onques me feïst; dann die drei S. 273 angeführten Verse.

Que bon ami monstrer estuet
Tant d'amor veals con faire puet.
Explicit.[1]

Dieser Stelle können wir entnehmen, daſs die Kaiserin noch lebte, als der Dichter die Verse schrieb. *Ille et Galeron* muſs also vor 1184 oder 1185 vollendet gewesen sein, und Gautier hatte damals bereits seinen Abschied von Blois genommen. Als er diesen Hof verlieſs, war indessen sein zweiter Roman, *Eracle*, noch unvollendet. Seinen jetzigen Schluſs erhielt er erst später auf wiederholte und dringende Bitten des Grafen Balduin von Hennegau:

Faite m'en a mainte assaillie
Cil qui a Hainau en baillie
Que je traisisse l'uevre à fin. Er. 6554—6.

Der Name des Grafen wird Vers 6584 genannt, ohne nähere Angabe; aber nach der ganzen Situation kann nur Balduin V. (1170—1195) gemeint sein, der seit 1169 mit Margareta, der Schwester Philipps von Elsaſs, verheiratet war. Durch sie fiel ihm 1191 nach dem kinderlosen Hinscheiden ihres Bruders die Grafschaft Flandern zu. Da Gautier diese zweite Würde nicht erwähnt, muſs man wohl an die Zeit vor Juni 1191 denken, was auch sonst wahrscheinlich ist.

In Graf Balduin glaubt der Dichter den Freund gefunden zu haben, auf den er sich unbedingt verlassen kann. *Je l'aim plus que prince el monde*, versichert er, und er preist sich glücklich, daſs er es so gut getroffen hat:

Mout par montai en haut degré
Et richement bien m'enpointai
Le jour que premier l'acointai. Er. 6573—5.

Hat man aber einen Freund gewonnen, muſs man ihn auch zu erhalten suchen:

Qu'on doit son ami maintenir.
En dis et set ans et demi
Ne trueve on pas un bon ami. Er. 6567—9.

Man kann diese Worte allgemein fassen, d. h. man kann lange suchen, bis man einen richtigen Freund findet. Man kann sie aber auch persönlich verstehen, als ob der Dichter sagte: Seit 17½ Jahren treibe ich mich in der Welt herum, von Hof zu Hof, von Stelle zu Stelle, und erst jetzt, ganz zum Schluſs, bin ich auf den Freund gestoſsen, auf den ich bauen kann. Man braucht darum nicht mit W. Foerster (p. XVI) annehmen, daſs er bereits so viele Jahre im Dienst des Hennegauers steht. Wohl aber könnte man schlieſsen,

[1] Sheldon l. c. 390 s.

wenn man 1170 als den Dienstantritt bei der Kaiserin nimmt, daſs er die angeführten Worte um 1188 geschrieben haben mag.

Leider ist das, was Gautier von seinem neuen Gönner erwartet, recht unklar ausgedrückt:

Quens Bauduins, à vous m'otroi.[1]
Ains que passent dui an ou troi
Metrai ailleurs, espoir, m'entente.
Sire, je suis de bone atente:
Mais gardez que n'i ait enjan.
Si ma promesse n'est ouan,
Dont gardez qu'ele soit en tens.
Vous savez assez que je pens.
Dieus me doint gré de mon signeur
De çou et d'el adès grigneur. Er. 6584—93.

Der natürliche Sinn dieser absichtlich dunkel gehaltenen Worte dürfte wohl der sein, daſs Gautier von seinem neuen Herrn ein bindendes Versprechen auf eine baldige Versorgung erhalten hat, vermutlich mit einer geistlichen Pfründe, die ihm womöglich binnen Jahresfrist, sonst aber in zwei oder drei Jahren zufallen soll. In dem Satz: *ains que passent dui an ou troi, metrai ailleurs m'entente*, sah W. Foerster (p. XVII) eine Ankündigung von *Ille et Galeron*, und er entnahm daraus einen Beweis für die Priorität von *Eracle*; diese Auslegung paſst weder zum Zusammenhang noch zum Wortlaut der Stelle. Eher wäre zu erwägen, ob Gautier nicht an den bevorstehenden Kreuzzug denkt, an dem er teilzunehmen vorhätte.

Fassen wir alles zusammen, was sich aus den angeführten Belegen für Gautiers Lebensumstände und für seine Schaffenszeit ergibt, so haben wir einen feststehenden Zeitpunkt an dem durch den Namen der Kaiserin Beatrix gesicherten Krönungstag, dem 1. August 1167. Daraus ergibt sich, daſs die Gönner des Dichters nacheinander die Kaiserin, Graf Theobald V. von Blois und Balduin V. von Hennegau gewesen sein müssen. Für die erstere, die Gautier vor ihrer Krönung noch nicht kannte, wurde *Ille et Galeron* begonnen, für den Grafen Theobald wurde sodann der erste Teil von *Eracle* geschrieben und *Ille et Galeron* vollendet, für den Grafen Balduin erhielt *Eracle* seinen Schluſs. In dieser Reihenfolge dürften die beiden Dichtungen, bzw. ihre Teilstücke entstanden sein.[2] Die Zeit der produktiven Tätigkeit

[1] So ist wohl mit W. Foerster (p. VII) zu lesen, und nicht *l'otroi* mit E. Löseth, denn im Text steht kein Wort, auf das sich *le* beziehen könnte. In T steht *metrai*, allerdings unter Einfluſs von Vers 6586.

[2] Man kann sich die Möglichkeiten schematisch veranschaulichen. Bei der Permutation von vier Elementen ergeben sich nämlich 24 mögliche Fälle; davon scheiden sofort 18 aus, wenn je zwei Elemente in ihrer Abfolge gebunden sind, d. h. wenn I' stets vor I'' und E' stets vor E'' gehen muſs. Da nun auſserdem I'' bereits ein E (oder beide?) voraussetzt, so ist auch der Fall I' I'' E' E'' ausgeschlossen. Demnach bleiben nur fünf

unseres Dichters liegt fraglos zwischen 1167 und 1191, wahrscheinlich in noch engeren Grenzen (etwa 1170 und 1188); sie umfaſst also, reich bemessen, etwa zwanzig Jahre, und jedes Lustrum läſst einen halben Roman zur Reife kommen. Stimmt diese Auffassung, so ist Gautier keinesfalls ein unmittelbarer Zeitgenosse von Chrestien de Troyes, sondern er gehört bereits einer jüngeren Generation an: was nicht ausschlieſst, daſs er den Meister noch gekannt hat.

Alles in allem liegt Gautiers Bedeutung weniger in seiner Fruchtbarkeit als in seiner Selbständigkeit sowohl in der Stoffwahl als in der Ausführung. Die zögernde Gemächlichkeit, mit der er seine zwei erhaltenen Romane zu Ende geführt hat, macht es nicht eben wahrscheinlich, daſs er auf einen gröſseren Vorrat von fertigen Werken zurückblicken konnte. Doch nimmt er auch so unter den französischen Erzählern des 12. Jahrhunderts mit Recht einen angesehenen Platz ein.

Es dürfte schwer halten zu sagen, in welcher Schule Gautier seine Erzählungstechnik erlernt hat. Man hat bei ihm den Eindruck eines Dichters mit instinktiver Begabung, der sich gibt, wie er ist. Er erzählt, um zu erzählen, und nicht um künstlerische Wirkungen zu erzielen. Er lebt und webt in seinem Stoff; aber sein Vortrag ist nicht einfach impulsiv, Gautier gehört vielmehr zu den Menschen, die den Hörer ja überzeugen müssen und daher ihren Bericht gern noch mit einem *denn* unterstützen und rechtfertigen. Mit dieser Anlage hängt bei ihm wohl auch die reiche Verwendung von sprichwörtlichen Redensarten zusammen, mit denen er seine Rede würzt und belebt.

Wohltuend ist der Fluſs der Erzählung, der im allgemeinen gemächlich und sicher vorwärts schreitet, doch gelegentlich auch, der Ungeduld zuvorkommend, über das Einzelne hinwegeilt und nur das Wesentliche andeutet. Denn er weiſs, was er will; seine Darstellung ist wohl überlegt und, ohne meisterhaft plastisch zu sein, doch stets klar, lebendig und bewegt. Seine Sprache hat einen guten Klang, sie ist knapp und verständlich; doch bei Schwierigkeiten hilft sie sich gern mit einem Ungefähr über diese hinweg. Die an einzelnen Stellen auffallende Breite und Verschwommenheit geht wohl z. T. auf Zusätze bei späterer Überarbeitung zurück. Der Reim flieſst glatt und mühelos; er ist gepflegt, nicht gekünstelt; die Wiederholung des gleichen Reims scheint dem Dichter erst nachträglich anstöſsig

---

Möglichkeiten übrig, von denen drei das Miſsliche haben, daſs sich Balduin zwischen Theobald einkeilt, also:

I′ f. Beatrix, E′ f. Theobald, E″ f. Balduin, I″ f. Theobald;
E′ f. Theobald, E′ f. Balduin, I′ f. Beatrix, I″ f. Theobald;
E′ f. Theobald, I′ f. Beatrix, E″ f. Balduin, I″ f. Theobald.

Dem gegenüber stünde der Fall, daſs Gautier von Anfang an in Theobalds Diensten steht und nur gelegentlich der Kaiserin huldigt:

E′ f. Theobald, I′ f. Beatrix, I″ f. Theobald, E″ f. Balduin.

Der einfachste Fall ist und bleibt:

I′ f. Beatrix, E′ und I″ f. Theobald, E″ f. Balduin.

geworden zu sein; die Brechung der Reimpaare erfolgt mehr ruckweise als spontan.

Getragen ist Gautiers Erzählung von einem hohen Anstandsgefühl und Rechtlichkeitssinn. Diese beseelen auch seine Helden und leiten ihre Entschlüsse und Taten. Das gibt ihnen einen idealen Zug. Selbst dort, wo augenblickliche Verblendung ihr Urteil trübt und sie schicksalhaft auf Abwege führt und in Not verstrickt, bleiben ihre Beweggründe edel und menschlich rein. Was Gautier zeichnet, sind die Schicksale und Prüfungen vornehmer und gut gearteter Menschen, denen der Mann mit Mut und Entschlossenheit begegnet, während die Frau sie still duldend trägt, wenn sie nicht durch Ungerechtigkeit verletzt wird. Auf dem Höhepunkt der Handlung findet der Dichter gelegentlich auch eine pathetische Situation voll seelischer Spannung, die selbst in seiner schlichten Kunst ihre Wirkung nicht verfehlt.

Die geläufige Benennung für die romanhafte Verserzählung scheint bei Gautier, wenigstens anfangs, *lai* gewesen zu sein. Die Gabe dazu besitzt er von Natur, mit ihr huldigt er der Kaiserin:

Servir la voel si con je sai:
Car à s'onor voel faire un lai.[1]

Er weiſs auch, welcher Beliebtheit diese Dichtgattung sich erfreut, weil sie von der Macht und dem Geheimnis der Liebe redet; aber nicht alle Leistungen sind sich gleich:

Mes s'autrement n'alast l'amors,
Li lais ne fust pas si en cours,
Nel prisaissent tot li baron.
Grant cose est d'Ille à Galeron:
N'i a fantome ne alonge
Ne ja n'i troverés mençonge.
Tex lais i a, qui les entent,
Si li sanlent tot ensement
Con s'ëust dormi et songié. Ille 928—36.

D. h. Hätte die Liebe nicht eine andere Seite, so stünde die Romandichtung nicht so im Schwange und würde nicht so allgemein geschätzt, wie es der Fall ist. Ein Prachtstück ist in dieser Hinsicht die Geschichte von Illes Neigung zu Galeron, sie ist frei von Hirngespinsten und müſsigen Längen und ohne jede Spur von Lüge. Es gibt andere Erzählungen, bei denen man sich vorkommt wie nach einem wirren Traum.

Der *lai* ist die Dichtung selbst, von ihrer Stoffquelle ist in keiner Weise die Rede.

Es ist aber Zeit, daſs wir uns den beiden Gedichten zuwenden.

Ille et Galeron beginnt mit einer Vorgeschichte, die für sich ein kleiner Roman ist. Mit zehn Jahren verliert Ille seinen Vater,

---

[1] Cowper l. c. 602.

und da sein Lehensherr, der Herzog Conan von Bretagne, ein Schwächling ist und ihm keinen Schutz gegen seine Widersacher, Hoël mit seinen Neffen, bieten kann, begibt sich der Knabe an den französischen Hof, wo er in Erinnerung an seinen Vater gut aufgenommen wird. Er wächst heran und erhält vom König den Ritterschlag. Mit zwei Gefährten, die er zu sich nimmt, zeigt er in Turnieren seine Tüchtigkeit und seine Bescheidenheit. Eines Tages bietet ihm der König ein Lehen an; aber Ille müſste sich verachten, wenn er sein Eigen fahren lieſse und fremdes Gut annähme; wollte der König ihn mit Geld und Leuten unterstützen, dann würde er sein Recht in der Heimat verfechten. Beides wird ihm gewährt, und Ille macht sich mit seinen Gefährten und zehn französischen Rittern auf den Weg, nachdem er seine Getreuen zu Hause heimlich benachrichtigt hat. Bei einer Brücke wollen sie sich treffen. Doch die Sache ist verraten worden; Hoël überfällt die zwanzig Ritter, die Ille entgegenziehen; dieser erscheint aber beizeiten und trägt schlieſslich den Sieg über die Übermacht davon. Nun fallen auch die übrigen Leute seines Vaters, die Hoël hatten huldigen müssen, ihm zu, so daſs er bei Hof erscheinen und sein befreites Lehen von Conan in Empfang nehmen kann. Bei der Gelegenheit sieht er Galeron zum erstenmal. Ein neuer Anschlag gegen ihn auf dem Rückweg wird ebenfalls vereitelt. Der Herzog, dem sein Erfolg nicht miſsfällt, zieht ihn an seinen Hof und macht ihn zum Seneschall. Als solcher stellt Ille die Ordnung in der Bretagne wieder her. Immer tiefer wird indessen die Liebe zwischen ihm und Galeron, aber keines wagt zu reden, er wegen des groſsen Abstandes zwischen ihm und ihr, sie aus weiblicher Zurückhaltung. Aber der Herzog verfällt von selbst auf den Gedanken, seine Schwester, die seine einzige Erbin ist, mit seinem Seneschall zu verbinden, und findet natürlich keinen Widerspruch. Nur die früher abgewiesenen Freier, der Herzog von Normandie und die Grafen von Anjou und Poitou, nehmen es übel; doch Ille schlägt ihren Angriff ab und hat damit das Ziel seiner Wünsche erreicht.

Hier nun schürzt sich der Knoten. In einem Turnier (oder bei einem neuen Kampf W.) hat Ille das Unglück, daſs er das linke Auge verliert. Fest überzeugt, daſs Galeron ihn, so entstellt, nicht mehr lieben kann, und unfähig, den Gedanken an ihre Geringschätzung zu ertragen, sucht er sein Miſsgeschick vor allen Menschen zu verbergen. Auf einem fernen Landgut läſst er sich von einem ihm unbedingt ergebenen, heilkundigen Kleriker pflegen; aber Galeron, die von dem Unfall hört, ohne erfahren zu können, was eigentlich geschehen ist, eilt an sein Krankenlager, und da ihr der Zutritt verwehrt wird, schleicht sie sich gegen Abend in sein Zimmer ein, hört seine stillen Klagen und, wie sich während seines Schlummers der Verband verschiebt, sieht sie auch den Schaden. Beim Erwachen erkennt Ille sie zuerst nicht, dann aber tröstet er sie mit ausweichenden Worten; sie ihrerseits vermeidet jede Anspielung auf seinen Zustand, um ihn nicht zu kränken. So trennen sie sich auf die Nacht; aber am Morgen

läſst er sein Pferd satteln und entfernt sich unbemerkt. Aus gegenseitiger Rücksichtnahme hat keines das erlösende Wort gesprochen.

Einsam und unerkannt reitet Ille über Normandie, Frankreich und Langres bis nach Rom, wo der altersschwache und gebrechliche Kaiser dem überlegenen Angriff des Kaisers von Konstantinopel entgegensieht. Als einfacher Kriegsknecht bietet Ille seine Dienste an; aber trotz der armseligen Waffen, die man ihm gibt, verwandelt er bald durch seinen Heldenmut den Hohn, der ihn empfangen hat, in bewunderndes Staunen. Auf seinen Rat ziehen sich die Römer in den Schutz einer Burg zurück und machen von dort glückliche Ausfälle. Wie bei einem derselben der Seneschall fällt, übernimmt Ille seine Vertretung und führt die Römer zur offenen Feldschlacht, in der er trotz schwerer Verluste und eigener Verwundung einen glänzenden Sieg erringt. Der alte Kaiser läſst sich dem Heimkehrenden entgegentragen und bestätigt ihn in der Würde des Seneschalls.

Inzwischen hat sich Galeron, sobald Illes Flucht bemerkt wurde, aufgemacht, um ihn zu suchen. Mit vierzehn Rittern durchstreift sie Britannien, Wales, Schottland, Auvergne, Dänemark, Friesland, Ungarn, Sachsen und Slawonien, bis sie zuletzt, nachdem alle ihre Begleiter gestorben sind, ebenfalls nach Rom kommt. Hier nimmt ihr der Papst die Beichte ab, ohne daſs sie sich dabei nennt. Dann aber bezieht sie im Palast eines vornehmen Römers, wo sie vor Belästigung sicher sein kann, eine ärmliche Wohnung im Untergeschoſs, wo sie unter lauter armen Leuten vom Ertrag ihrer Handarbeit lebt und nur ausgeht, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Sie ahnt nicht, wie nahe sie dem ist, den sie verloren glaubt; und Ille seinerseits konnte von ihr auch nur erfahren, daſs sie fortgegangen war und nicht mehr zurückgekehrt.

Jetzt geschieht, was kommen muſste. Illes Heldentaten und seine stattliche Erscheinung haben trotz des eingebüſsten Auges einen tiefen Eindruck auf die Kaiserstochter Ganor gemacht. Bald hat sie nur noch Gedanken für ihn; sie kann ja nicht ahnen, daſs sein Herz nur für Galeron schlägt. Auch der Kaiser überlegt sich, daſs er das Reich in keine besseren Hände hinterlegen kann als in die seines ebenso tapferen als klugen und allgemein beliebten Seneschalls. Auf seine Veranlassung spricht der Papst mit Ille, stöſst aber zu seinem grenzenlosen Erstaunen auf eine glatte Ablehnung. Erst bei einem zweiten Versuch gesteht Ille den Grund seiner Weigerung. Aber der Papst weiſs Rat. Sie wollen beide ihre Beauftragten nach der Bretagne schicken, und wenn dann Galeron trotz allen Nachforschens verschollen bleibt, so hat Ille keinen Grund mehr, Ganors Hand und mit ihr die Aussicht auf die Kaiserkrone auszuschlagen; wegen der Ehe nimmt es der Papst auf sein Gewissen. Gesagt, getan, und da das Suchen keinen Erfolg hat, wird der Tag für die Vermählung festgesetzt. Schon am Vorabend beginnt in Rom die groſse Festfreude, und diesmal hört auch Galeron die Nachricht. Ihr schwinden die Sinne; noch mehr aber quält sie ihr Gewissen; denn wenn sie schweigt und

Ille, derweil sie lebt, eine zweite Ehe eingehen läſst, macht sie sich mitschuldig an der Sünde. Mühsam schleppt sie sich zur Peterskirche, wo die Einsegnung stattfinden soll, und wartet am Tor auf sein Erscheinen. Die Türhüter wollen sie abweisen, aber Ille wehrt ihnen und steht nun vor seiner Frau, die sich zu erkennen gibt und ihre Gewissensnot gesteht; gern will sie sich für sein Glück opfern, wenn der Papst sie in eine fromme Abtei geben wollte, wo sie bis zu ihrem Lebensende für sein Seelenheil beten könnte. Aber Ille hat nur einen Gedanken, ob Galeron ihn noch liebt, ob sie ihm seine Flucht verzeiht und wieder mit ihm leben möchte. Sobald er aus ihren Worten diese Gewiſsheit entnimmt, führt er sie hinter den Hochaltar und läſst den Papst dahin rufen; dieser erinnert sich alsbald an das, was Galeron ihm von ihren Schicksalen gebeichtet hat und was er von ihrem musterhaften Leben weiſs. Mit Rücksicht auf die leidenschaftliche Erregbarkeit der Römer rät er ihnen, sich heimlich zu entfernen; er werde verlautbaren, der Seneschall sei von einem Unwohlsein befallen worden, die Feier müsse verschoben werden.

Mit diesem Triumph der treuen Liebe endete vielleicht der erste Teil des Romans, und es fragt sich, ob die Fortsetzung, die er erhalten hat, im ursprünglichen Plan des Dichters lag. Notwendig ist sie nicht. Die einfache Rückkehr nach der Bretagne, wo inzwischen Galerons Bruder, der Herzog, gestorben ist, die Wiederherstellung der Ordnung in dem von Fehden zerrissenen Land und ein Ausblick auf das glückliche Zusammenleben der wiedervereinten Gatten und auf den Kindersegen, der ihre Ehe krönt, wäre vollkommen entsprechend gewesen als Abschluſs des von Gautier ausgedachten Schicksalsromans. Unbefriedigt blieb das Gefühl des Hörers oder Lesers nur in dem einen Punkt: Sollte Ganor mit ihrer treuherzigen Liebe das Opfer abgeben ohne jede Hoffnung auf Ersatz oder auf Entschädigung? Das wäre schwer zu ertragen. Denn Galerons ideale Selbstlosigkeit, die sich auch mit dem Verzicht abgefunden hätte, barg diese Gefahr in sich, daſs sich die Teilnahme für sie abkühlte und sich der jugendlichen, glückfreudigeren Ganor zuwendete.

Wie dem auch sei, der Roman, wie er uns jetzt vorliegt, bringt zunächst einen breit ausgesponnenen Bericht über den Abschied von Rom, der bereits auf das Kommende vorbereitet. Zuerst wird der Ehrenmann, der Galerons Beschützer und Wohltäter war, geehrt und belohnt; auch die Genossen ihrer Armut werden reichlich bedacht; dann kommt der Gang zum Kaiser, der dem Scheidenden das Versprechen abnimmt, daſs er seiner Tochter im Notfall seinen Beistand nicht versagen wird, und der noch schwerere Abschied von Ganor, der er das gleiche zusagt. Auch die Trennung von der Einwohnerschaft Roms ist bewegt. Festlich und freudig ist der Willkomm in der Bretagne, die ihre Gebieter schwer vermiſst hat. Die römische Begleitung kann bei ihrer Rückkehr die Herzlichkeit des Empfangs nicht genug rühmen, was Ganors Schmerz neu aufleben läſst. Jahre vergehen. Galeron hat Ille zwei Söhne geschenkt; die Geburt einer

Tochter ist aber so schwer, daſs sie in der Todesangst gelobt, den Schleier zu nehmen. Ille bleibt zurück mit der Wehmut des entschwundenen Glücks und mit der nicht ruhenwollenden Erinnerung an Ganor. Da bereiten sich neue Ereignisse vor. In Rom ist der alte Kaiser gestorben; der verwitwete Kaiser von Konstantinopel will Ganor zwingen, ihm ihre Hand zu reichen; er hatte eine Base von ihr zur Frau gehabt und sie zu Tode gequält. Der Augenblick ist gekommen, Ille an sein Versprechen zu erinnern, und Ganor macht sich selber auf den Weg nach der Bretagne. Aber Ille hat durch Pilger von der Bedrängnis der Kaisertochter gehört, und unter dem Vorwand einer Wallfahrt nach Santiago bricht er mit dreiſsig erlesenen Rittern auf; in Vienne erfährt er, daſs am Tag vorher die römische Kaisertochter vorbeigekommen ist. Ohne sich aufhalten zu lassen, eilt er weiter nach Rom, wo nach dem Verschwinden Ganors die gröſste Verwirrung herrscht. Die Römer werden von den Griechen in einer Burg belagert; es muſs in Kürze zur Schlacht kommen. Ille übernachtet bei einem zuverlässigen Kastellan, und am folgenden Tag wartet er, bis die Schlacht in Gang ist und die Römer anfangen zu weichen, um mit den Seinen einzugreifen und den Römern zu einem glänzenden Sieg zu verhelfen. Ganor, die unverrichteter Dinge heimgekehrt ist, soll auf dem Weg zum Heere durch ihre bestochenen Begleiter dem Griechenkaiser ausgeliefert werden; aber Ille wird beizeiten gewarnt, und Ganor, die von seiner Anwesenheit nichts ahnt, erkennt ihn als ihren Befreier. Nun können sie sich angehören.

Es ist ein müſsiges Beginnen, einen Roman, wie historisch er sich auch gibt, aus jüngeren oder weiter zurückliegenden Begebenheiten herleiten zu wollen. Ein Roman ist für sich selber da. Wohl aber lohnt es sich zu erkunden, welche Vorstellung von der historischen Umwelt der Dichter seiner Erfindung zugrunde gelegt hat. In unserem Falle ist es klar, daſs ihm die Bretagne der jüngsten Vergangenheit vorschwebt: seit 1040 hatten drei Conan das Herzogtum innegehabt, und jedesmal hatte die männliche Nachfolge versagt; einmal trat die Schwester, zweimal die Tochter das Erbe an; letzteres war auch 1170 beim Tode Conans IV. der Fall. Sonst sind nur Namen wie Hoël, Ille und Eliduc bretonisch; hinter ihnen steckt aber keine historische Erinnerung.[1] Zeitloser sind die Vorstellungen vom römischen und griechischen Kaiserreich; die beiderseitigen Herrscher sind nicht einmal mit einem Namen genannt. Man kann vielleicht sagen, daſs sich Erinnerungen aus spätrömischer Zeit beim Dichter mit Eindrücken aus der jüngsten Vergangenheit vermischt haben mögen, wie z. B. die Belagerung der von den Griechen zu einem starken

[1] An die schöpferische Mitwirkung alter bretonischer Lieder glaubte seinerzeit F. Lot, Romania 25, 585 ff. Er erinnert daran, daſs Hoël, Graf von Nantes, 981 durch einen Emissar des Grafen Conan von Rennes, namens Galuron, ermordet wurde, und vermutet, daſs alte Lieder den Namen erhalten haben, den Gautier auf eine Frau übertrug.

Waffenplatz ausgebauten Stadt Ancona beim Römerzug von 1166 und der nachfolgende Sieg der Kaiserlichen über die Römer bei Tivoli, wo diesen der bereits sicher scheinende Sieg durch einen kühnen Angriff im Rücken durch Reinald von Dassel entrissen wurde.[1] Aber niemand wird etwa glauben, daſs ihm bei der Zeichnung des hilflosen, halbgelähmten Vaters Ganors der rüstige und tatkräftige Barbarossa vorschwebte.

Gautiers Erzählung beruht in der Hauptsache auf zwei Motiven: der Trennung infolge des Turnierunfalls und dem Konflikt der zwei Lieben. Das erste Motiv erinnert an einen der Fälle, die im Kreise der Gräfin von Champagne erörtert und entschieden wurden und die Andreas Capellanus in seiner Schrift *de arte amandi et de reprobatione amoris* gesammelt hat: ob nämlich der Verlust eines Auges oder eines anderen Körperschmucks beim Turnier die Dame berechtigt, sich von ihrem, früher geliebten Verehrer abzuwenden, was die Vizgräfin Hermenjart von Narbonne in Abrede stellt, weil es gerade die Tapfersten sind, die von solchen Zufällen betroffen werden.[2] Da Andreas im Anfang des 13. Jahrhunderts schrieb und die Vizgräfin bis 1197, die Gräfin Marie sogar bis 1198 gelebt haben, scheint die Frage nicht unberechtigt, ob es nicht eben der von unserem Dichter erzählte Fall ist, der die Damen zur grundsätzlichen Erörterung der Streitfrage veranlaſst hat; denn der erste Teil von *Ille et Galeron* ist um 1170 entstanden, als Gautier noch keine Beziehungen zum Champagnischen Hof hatte. Die umgekehrte Annahme, daſs es die in diesem Kreis ventilierte Frage ist, die von Gautier aufgegriffen und dichterisch verwendet wurde, hat eine geringere Wahrscheinlichkeit, weil es sich für den Dichter nicht um ein Problem handelt. Für seine Heldin steht es auſser Frage, daſs sich echte Liebe ohne weiteres über solche Zufälligkeiten, ja über noch viel Schwereres hinwegsetzt. Nur Ille allein quält sich mit dem Gedanken, ob sie ihn nun nicht fühlen lassen wird, wie die Wunde ihn entstellt; und er kann diesen Gedanken nicht ertragen, weil er sich seiner niedrigen Geburt bewuſst bleibt und weil er Galeron über alle Maſsen liebt. Gerade weil sie so tief ist, ist seine Liebe so empfindlich.

Das zweite Motiv, der Konflikt zweier Lieben, ist von altfranzösischen Dichtern mehrfach behandelt worden. Besonders nahe steht Gautiers Erzählung, zeitlich und stofflich, dem *Lai d'Eliduc* von Marie de France. Der gemeinsame Name Eliduc läſst es ausgeschlossen erscheinen, daſs die beiden Dichtungen ohne Beziehung zueinander wären. Aber die allgemein verbreitete Annahme, daſs Gautier den Marieschen Lai oder dessen Quelle benutzt und nach seinem Sinne über- und umgearbeitet habe, ist nicht die einzige Möglichkeit, die

---

[1] Vgl. H. Prutz, *Friedrich I.* II, 66ff. u. 72. Andere Parallelen, die Fred. A. G. Cowper, Modern Philology 19, 35ff. heranzieht, sind wenig haltbar.

[2] In gleichem Sinne spricht sich auch der Dichter aus. Die Textstellen bei W. Foerster l. c. p. XXIX.

zu erwägen ist. Man bedenke nur, daſs das, was Gautier beschäftigt, nicht das Problem ist, ob die rechtmäſsige Gemahlin in einem gegebenen Fall in eine Teilung ihrer Rechte mit einer anderen Frau willigen kann: diese Zuspitzung finden wir erst bei Marie de France. Was er uns bietet, ist die rührende Geschichte der Trennung zweier sich treu ergebener, aber durch einen momentanen Wahn auseinandergeführter Ehegatten und von ihrem unverhofften Wiederfinden in dem Augenblick, wo die Frau als verschollen gilt und der Mann im Begriffe steht, auf allgemeinen Zuspruch eine neue Ehe zu schlieſsen. Wenn die genetische stoffgeschichtliche Betrachtung überhaupt einen methodologischen Wert haben soll, so wird man in Anschlag bringen müssen, daſs Gautiers Darstellung den primäreren Eindruck macht, während die Fassung von Marie de France als die kompliziertere und somit von Rechts wegen als die jüngere anzusehen wäre. Aber wir wollen die Entlehnungsfrage vorläufig offen lassen und ihre Erörterung auf eine geeignetere Gelegenheit verschieben.

Die Schleiernahme Galerons, die die Schluſsepisode einleitet und Illes Heirat mit Ganor ermöglicht, ist kein freiwilliges Zurücktreten der angetrauten Frau vor der anderen; sie ist die Folge eines in den Ängsten und Schmerzen der Gebärstunde, mit dem Tod vor Augen eingegangenen Gelübdes. Es ist gleichgültig, ob sie im ursprünglichen Plan des Dichters lag oder nicht; sie kommt dem Leser insofern nicht überraschend, als Galeron bei ihrer Aussprache mit Ille am Tor der Peterskirche ihren Verzicht spontan angeboten hatte. Aber es fragt sich, ob sie ihn hätte ausführen können. Selbst der Papst war nicht berechtigt, eine legitime Ehe zu trennen, nur um dem Manne das Eingehen einer neuen zu ermöglichen. Etwas anderes ist es mit einem Gelübde in Todesnot, wenigstens nach der Anschauung der Zeit. Ein ähnlicher, aber doch wieder anders gearteter Fall trug sich 1179 zu, indem Maria von Boulogne, die Tochter König Stephans von England, den Schleier nahm, worauf ihr Gemahl, Mathias von Elsaſs, der Bruder des Grafen Philipp von Flandern, eine neue Ehe mit Eleonore von Vermandois einging. Vielleicht lag hier mehr ein Akt der Sühne vor, weil Maria vor ihrer Ehe Äbtissin von Romesey gewesen war und das Kloster verlassen hatte, um zu heiraten.

Eracle, Gautiers zweiter Roman, zerfällt ebenfalls in zwei Teile, die nicht notwendig zueinander gehören. Sie flieſsen auch aus zwei verschiedenen Quellen. Der erste Teil verwendet, mit selbstverständlicher dichterischer Freiheit, die Geschichte der Kaiserin Eudokia, die Gautier aus dem *Chronicon paschale* kennen konnte.[1] Athenais, die Tochter des Philosophen Leontius, hatte von ihrem Vater eine ausgezeichnete Erziehung erhalten, wurde aber von der

[1] Es sind Auszüge aus den unter Konstantin nach Byzanz gebrachten und hier fortgesetzten römischen Konsularfasten, die bis 630 reichen. Pauly-Wissowa s. v. Ausg. von L. Dindorf, Bonn 1832. Vgl. F. Gregorovius, *Athenais.* [2]Leipzig 1882.

Erbschaft ausgeschlossen. Sie kam mit ihrer Tante an den Hof in Byzanz, um das Testament anzufechten, und hatte das Glück, mit ihren Talenten die Gunst Pulcherias, der Tochter des Kaisers Arcadius und Mitregentin ihres Bruders Theodosius des Jüngeren, zu erwerben. In der Taufe nahm Athenais den Namen Eudokia an, und 421 heiratete sie Theodosius. Später aber beargwohnte dieser ihre Treue wegen eines Apfels, den er ihr geschenkt hatte und den sie an den Magister officiorum Paulinus weitergab; dieser hatte ihn unvorsichtigerweise dem Kaiser wieder angeboten. Historisch ist, daſs der Kaiser ihn töten lieſs. Eudokia zog sich nach Palästina zurück, wo sie sich mit theologischen Fragen und geistlichen Dichtungen beschäftigte und 460 starb.

Der eigentlichen Erzählung vom Ehebruch der Kaiserin geht wieder eine Vorgeschichte voraus, die jene an Umfang um ein Drittel übertrifft und vom Dichter mit sichtlicher Liebe ausgeführt worden ist: sie ist einer der gelungensten und originellsten Abschnitte der Dichtung. Ihr Held ist Eracle, das sehnsüchtig erflehte und unter wunderbaren Umständen gezeugte Kind des reichen römischen Senators Meriados und seiner Frau Cassine; drei Tage nach seiner Taufe wird ihm von einem Engel ein Brief in die Wiege gelegt, den er erst eröffnen soll, wenn er ihn selber lesen kann. In dem Briefe steht, daſs ihm die dreifache Gabe verliehen ist, den wirklichen Wert von Steinen, Pferden und Frauen zu erkennen. Mit zehn Jahren verliert Eracle seinen Vater, und seine fromme Mutter opfert nach und nach den ganzen hinterlassenen Besitz für sein Seelenheil, zuletzt auch ihr Kostbarstes, ihren eigenen Sohn, den sie mit seiner freudigen Einwilligung für 1000 Byzantiner an den Seneschall verkauft. Nun soll er seine Gaben erweisen, was auch glänzend gelingt. Der unscheinbare Stein, den er aussucht, hat die Kraft, wie die angestellten Versuche zeigen, seinen Träger vor allem Schaden durch Feuer, Wasser oder Waffen zu bewahren; das Füllen, das er bevorzugt, wäre das edelste Tier geworden, wenn man ihm nicht bei der ersten Probe unmäſsig viel zugemutet hätte. Nun soll Eracle unter den Töchtern der nach Rom bestellten Edelleute aus dem ganzen Reich die Gemahlin für den Kaiser auswählen; aber auch hier durchschaut er das Geheimste und findet keine würdig; hingegen läſst ihn ein zufälliger Gang durch die Altstadt die Perle entdecken, die er sucht; es ist Athenais, die verwaiste Tochter eines römischen Senators, die unter der sorgsamen Pflege ihrer Tante fromm und bescheiden herangewachsen ist. Sie wird des Kaisers Gemahlin und hätte das in sie gesetzte Vertrauen auch gerechtfertigt, wäre sie nicht falsch behandelt worden.

Sieben Jahre vergehen, da zwingt ein frecher Überfall auf eine Stadt drauſsen im Reich den Kaiser Lais zu einer längeren Abwesenheit. Eracle begleitet ihn. Von Miſstrauen verblendet, ordnet der Kaiser, trotz Eracles eindringlicher Warnung, die peinlichste Beaufsichtigung der Kaiserin an, die ihr jede Freiheit benimmt. Aber niemand kann hindern, daſs bei einem Volksfest, das ganz Rom auf

die Beine bringt, auch die Kaiserin nach altem Brauch erscheint. Unter den jungen Männern, die auf Instrumenten spielen oder tanzen, zeichnet sich der Senatorsohn Paridès vor allen anderen aus. Die Kaiserin bemerkt ihn, und ihr Interesse feuert ihn noch mehr an. Beide entbrennen in glühender Liebe zueinander und sind dem Verschmachten nahe. Eine Alte, die neben dem Senatorenpalaste wohnt, erbarmt sich des jungen Mannes und überbringt eine Botschaft von ihm an die Kaiserin in einem Korb frischer Kirschen; diese antwortet mit einem Briefchen, das sie in eine Pastete versteckt. Zur Oktav des Festes richtet sie es so ein, daſs sie sich durch ihr feuriges Pferd gerade vor dem Hause der Alten in einen Wasserbehälter abwerfen läſst; und während man Kleider zum Umziehen für sie holt, ist sie mit Paridès, der auf sie gewartet hat, vergnügt zusammen. Vor Eracle bleibt die Wendung, die die Dinge nehmen, nicht verborgen; noch vor der Heimkehr unterrichtet er den Kaiser über den Erfolg seines ungerechten Miſstrauens. Athenais leugnet ihren Fehltritt auch nicht; und der Kaiser, der seinen Irrtum einsieht, begnügt sich damit, seine Ehe zu lösen und das schuldhafte Paar zusammenzugeben.

Für Gautier war jedenfalls dieser Teil seiner Dichtung ein Stück verbürgter Geschichte; aber er behandelt es nicht als Geschichte, sondern als Roman, als eine geschmückte Erzählung, die er nach freiem Ermessen gestaltet, wie er es eben versteht. Den Namen Athenais behält er bei, den Kaiser nennt er willkürlich Lais, des Reimes wegen. Die kühne dichterische Behandlung des Ehebruchmotivs, das ohne Abschwächungsversuch sachlich und anschaulich durchgeführt wird, findet ihre moralische Rechtfertigung in der Lehre, die sich aus der irrigen Behandlung der Frau ergibt. Manch pessimistisches Urteil über die Frauen entschlüpft dabei dem Dichter und verrät uns in ihm einen erfahrenen Menschenkenner. Als notwendige Ergänzung kommt nun das Motiv der drei Wundergaben hinzu; denn der Dichter brauchte für die gute Artung seiner Auserwählten eine Bürgschaft: nur unter der Bedingung war die Lehre gültig.

Man hat sich vielfach bemüht, die Herkunft dieses eigenartig, märchenmäſsig anmutenden Motivs zu finden; aber das Ergebnis ist bisher wenig zufriedenstellend. Wenn im Mahabharata Nala sich dem König Rituparna als guter Pferdelenker, guter Ratgeber in schwierigen Angelegenheiten und guter Koch vorstellt und zu einer Wagenfahrt, die der König zu machen hat, unansehnliche Pferde aus dem Stall zieht, die es aber leisten, so ist gewiſs eine Ähnlichkeit vorhanden, aber niemand kann den Weg angeben, auf dem Gautier zur Kenntnis dieser indischen Erzählung hätte gelangen können; und dann fehlt doch eigentlich das Typische und Wesentliche.[1] Es gibt auch

[1] Vgl. E. Littré, Hist. litt. de la France XXII, 791 ss. E. Faral, Romania 46, 531.

eine byzantinische Versanekdote von Ptocholeon, dem Philosophen, der sich selbst als Sklaven verkauft und sich mit der Gabe, den Wert oder eher den Unwert von Steinen, Pferden und Menschen zu erkennen, durchhilft; unter anderem sagt er dem König auf den Kopf zu, daſs er der Sohn eines Lakaien ist, was durch das Geständnis der Mutter bestätigt wird. Die Erzählung, die in ihrer älteren Fassung nur 384 Verse hat, dürfte nach ihrer metrischen Form aus dem 14. Jahrhundert sein.[1] Wer verbürgt uns da, daſs es nicht Gautiers Einfall ist, der in dieser Gestalt nach dem Morgenland gewandert ist und noch heute dort unter den Arabern und in Ruſsland umläuft? Denn es ist nicht die einzige Motivgestaltung, die diesen Weg gegangen ist;[2] und man wird einmal staunen, wenn die Zeit einer unbefangenen Prüfung der Motiventlehnungen gekommen sein wird, wieviel hübsche Einfälle das Abendland gerade in dieser Zeit geliefert hat, die anderwärts willige Aufnahme fanden. Wenn die Gabe zu märchenhafter Motiverfindung auf einem Urinstinkt der Menschheit beruht, so ist es wahrlich nicht abzusehen, weshalb diese Gabe und dieser Instinkt gerade den Franzosen des endenden 12. Jahrhunderts gefehlt haben sollten, wo sie uns doch, nach dem langen Winterschlaf der Phantasie, die moderne Romandichtung mit der dazugehörigen Erfindung geschenkt haben.

Auch der kürzere Schluſsteil des Romans beruht auf Geschichte oder wenigstens auf kirchlicher Legendentradition. Der Held dieses Abschnitts ist der Kaiser Heraklius (610—628), von dem erzählt wird, daſs er das vom Perserkönig Chosroes II. 615 aus Jerusalem entführte heilige Kreuz wiedergewonnen und zurückgebracht habe. Der Überfall auf Jerusalem und die Verschleppung des Kreuzes sind geschichtliche Tatsachen. Mit dem Kaiser Heraklius wird der Knabe Eracle des ersten Teils, von dem wir uns dessen nicht versahen, gleichgesetzt. Er war, so erzählt uns der Dichter, dermaſsen zu Ansehen gekommen, daſs er nach der Ermordung des griechischen Kaisers Foucars durch Chosroes gleichzeitig mit einem anderen, in Afrika begüterten Mann zum Kaiser berufen wurde, so daſs zwei Kaiser auf dem Throne saſsen. Historisch verhält sich die Sache so, daſs Heraklius mit den Truppen seines Vaters, der in Afrika Statthalter war, 610 den wegen seiner Grausamkeit allgemein verhaſsten Phokas stürzte.

Mit dem Charakter der Erzählung ändert und hebt sich auch der Ton der Dichtung; er bekommt einen heroischen Anstrich. Zur historischen Orientierung des Lesers wird zuerst die Geschichte von der Auffindung des heiligen Kreuzes durch die Kaiserin Helena und der Bestätigung seiner Echtheit durch die Erweckung eines Toten auf Veranlassung eines Juden, der daraufhin glaubt und auf den Namen Kyriakus getauft wird. Dann sehen wir Cosdroès in seinem

---

[1] Krumbacher, *Byzantinische Literatur*, S. 807f. Faral l. c.
[2] Z. B. Bovon d'Hamstone.

gotteslästerlichen Gröſsenwahn, wie er künstlich Donner, Regen und Wind erzeugt, um das Volk in seinem Irrglauben zu erhalten. Kaum ist Heraklius zum Kaiser gewählt und hat begonnen Ordnung im Reich zu schaffen, schickt Cosdroès seinen Sohn gegen ihn. Durch einen Engel gewarnt, entbietet Heraklius seine Heerscharen und rückt den Persern an die Donau entgegen. Eine breite Brücke führt über den Strom, an dessen beiden Ufern die Heere lagern. Die Entscheidung nimmt Heraklius selber in die Hand, indem er den jungen Cosdroès zu einem Zweikampf auf der Brücke herausfordern läſst. Ihr heldenhaftes Ringen endet mit dem Tod des Ungläubigen. Die Perser lassen sich taufen. Unaufhaltsam dringt Heraklius bis nach Persien vor, wo er das verschleppte Kreuz mit tiefer Ergriffenheit wiederfindet. Den verblendeten König, der von seinem Wahn nicht lassen will, enthauptet er. Die unermeſsliche Beute an Gold und Edelsteinen wird unter die Kriegsleute verteilt und zum Bau einer christlichen Kirche verwendet. Mit einem Teil des Heeres bringt Heraklius das Kreuz nach Jerusalem. Wie er aber im Triumph durch das Goldene Tor einziehen will, schlieſsen sich die Stadtmauern. Nicht als Sieger, nur im Büſsergewand darf er die Stadt betreten, wo einstens der Heiland am Kreuz gestorben und auf dem Füllen einer Eselin eingeritten war. Zur Erinnerung an diese Geschehnisse wird das Fest der Kreuzeserhöhung eingesetzt. Dann kehrt Heraklius nach Konstantinopel zurück, wo er für seine Eltern noch viele fromme Stiftungen macht und man ihm nach seinem Tod ein Reiterstandbild errichtet.

Früher war man des Glaubens, daſs Gautier von Arras die Fabel und die Einzelheiten seiner Dichtung einem byzantinischen Roman verdanke, von dem allerdings jegliche Spur fehlte. Heute weiſs man, dank dem überzeugenden Aufsatz von E. Faral, daſs die unmittelbare Quelle für den Schluſsteil in den liturgischen Lektionen der beiden Feste der Kreuzeserfindung und der Kreuzeserhöhung zu suchen ist.[1] Der Text der Lektionen für das erstgenannte Fest ist der Legende des h. Kyriakus (Acta Sanctorum Maii t. I, p. 445ss.) entnommen, der Text für das andere Fest stammt aus den sg. Homilien des Hrabanus Maurus (Migne, Patr. lat. 110, col. 131). Daſs man es nicht schon früher bemerkt hat, liegt an einem Versehen der Ausgabe, die den Namen Heraklius in Gracchus verdruckt hat. Auf die richtige Spur wurde Faral durch den Passionarius der Marienkirche in Reims, Hs. 1403 (K. 781) der Stadtbibliothek, geleitet.

Das Fest der Kreuzeserhöhung ist älter als die Legende. Es wurde schon seit längerer Zeit in Jerusalem gefeiert zum Gedenken an die Einweihung der von Konstantin erbauten Basilika am heiligen Grab. Im 7. Jahrhundert fand es auch Eingang in Rom, nachdem Papst Sergius, wie der *Liber pontificalis* meldet, in der Schatzkammer

---

[1] E. Faral, *D'un Passionnaire latin à un roman français. Quelques sources immédiates du roman d'Eracle.* Romania 46, 512—536 (1920).

der Peterskirche ein Bruchstück des heiligen Kreuzes entdeckt hatte. Die Verbindung des Festes mit der Legende von der Verschleppung des Kreuzes durch Chosroes und von seiner Wiedereinbringung durch Heraklius ist zwar nicht bezeugt, könnte aber damals aufgekommen sein. E. Faral hat sie erst bei Hrabanus Maurus gefunden. Es gibt aber einen anderen Beleg, der uns um hundert Jahre weiter hinaufführt. Er steht in Bedas *Chronica* (Mon. Germ. hist. Auct. ant. XIII, 310 ad 537 und 539), wo Heraklius und Chosroes und die Wiedergewinnung des h. Kreuzes erwähnt werden mit Hinweis auf die *Vita s. Anastasii Persae* als Quelle. Nun wissen wir aber von Beda selbst aus dem Verzeichnis seiner Schriften am Schluſs seiner Kirchengeschichte, daſs er eine schlechte Übersetzung der *Vita*, die es gab, durch eine eigene ersetzt hat: *librum vitae et passionis s. Anastasii male de Graeco translatum et pejus a quodam imperito emendatum prout potui ad sensum correxi.* Bedas Arbeit ist verloren gegangen; aber es ist nicht nur möglich, sondern höchstwahrscheinlich, das Hrabanus Maurus oder, wenn die betreffende Homilie nicht von ihm sein sollte, jemand aus seiner Schule das Bedasche Werk noch gekannt und für liturgische Zwecke exzerpiert hat. Damit schlieſst sich aber der Kreis. Nicht nur das Fest der Kreuzeserhöhung, sondern auch dessen Beziehung zu Heraklius und Chosroes durch Vermittlung der *Vita s. Anastasii Persae* dürfte schon im 7. Jahrhundert unter Papst Sergius I. († 701) in Rom eingebürgert worden sein; den Weg in die Lektionen des Festes fand der Bericht über Beda und Hraban.

Daraus ergibt sich aber für Gautier, wie Faral richtig gesehen hat, daſs seine Quellen zwar entfernt byzantinischer Herkunft sind; aber es war nicht nötig, daſs ihre weitere Verarbeitung in Byzanz erfolgte, da sie im Abendland durchaus heimisch waren. Insofern es nun auf die Vereinigung der verschiedenen Elemente ankommt, die in Gautiers Roman eingegangen sind, so sieht man wiederum nicht, weshalb man ihm nicht selber ihre Verschmelzung zutrauen soll. Er war ja zweifellos Geistlicher und wird als solcher die Lektionen für die beiden Kreuzfeste gekannt haben; und dann hat er mehrere Jahre am Hof der Kaiserin verbracht und war gewiſs hier am ehesten in der Lage, einmal einen Blick in das *Chronicon paschale* zu tun und sich einigermaſsen mit der oströmischen Kaisergeschichte zu befassen. Hier war jedenfalls Interesse für solche Dinge vorhanden.[1]

Suchen wir zum Schluſs die literarische Bedeutung von Gautiers schriftstellerischer Leistung, soweit sie uns vorliegt, zu erfassen, so werden wir sein Verdienst vor allem darin sehen, daſs er als einer der ersten die Wendung vom höfischen Abenteuer- und Liebesroman im Rahmen der Artuswelt, wie Chrestien ihn zu Ansehen gebracht, zum

[1] Auf Lokalkenntnis in Konstantinopel weisen nur die Angaben über das mitten in der Stadt errichtete Reiterstandbild für Heraklius. Nach Faral p. 530 ist eigentlich das Reiterstandbild des Kaisers Justinian auf dem Forum gemeint, das mitunter für das des Kaisers Heraklius gehalten wurde. Autopsie scheint hier nicht notwendig.

Schicksalsroman allgemeiner Prägung vollzog. Ob es mit bewuſster Absicht geschah oder aus Verlegenheit, ist nebensächlich. Die Hauptsache ist, daſs der Roman sich wieder mehr der gegebenen Wirklichkeit zukehrt, sowohl in der Umwelt der Begebenheiten als im Erleben der Helden. Das Vorspiel von *Ille et Galeron* hat seinen Schauplatz in der historischen Bretagne in nicht zu abgerückter Zeit; der Hauptteil aber spielt im kaiserlichen Rom in einer chronologisch schwer bestimmbaren Region. *Eracle* versetzt uns dafür, ohne es besonders kenntlich zu machen, es sei denn durch die Namen Athenais, Phokas und Heraklius, in das Rom der späteren Kaiserzeit mit einem Ausblick nach Byzanz, Persien und Jerusalem. Die Konflikte aber, um die sich seine Erzählung spinnt, sind die Vertreibung des vaterlosen Kindes aus seinem Erbe, die Verstrickung des in die Fremde gezogenen Mannes in die Lockungen einer zweiten Ehe und die Verleitung der Frau zum Ehebruch durch ungerechte Freiheitsentziehung. Dazu kommt dann das Märchenmotiv von den drei Wundergaben, das uns eine andere Seite von Gautiers Phantasiebegabung offenbart, und die dichterische Behandlung des Legendenthemas von der Rückgewinnung der verschleppten Kreuzes, die leicht in die Sphäre der heroischen Epik hinübergreift. Die verschiedenen Stoffe zeigen uns auch die Fähigkeit Gautiers, in gleicher Weise auf Buchtradition zu bauen oder die freie Erfindung spielen zu lassen. Wahrlich, alles in allem, keine alltägliche Leistung für einen Dichter.

Ph. Aug. Becker.

VERMISCHTES.

I. Sprachwissenschaft.

1. Beiträge zur romanischen Laut- und Formenlehre.

7. Die Entwicklung der Vortonvokale.

Man kann erwarten, daſs der auf romanischem wie auf germanischem Gebiet zu beobachtenden weitgehenden Gleichmäſsigkeit in der Entwicklung der vorderen und hinteren betonten Vokale eine ähnliche Gleichmäſsigkeit auch der tonlosen entspreche, namentlich der vortonigen. Die Verhältnisse liegen hier insofern einfacher, als nur zwei, nicht drei Paare in Betracht kommen, *į* und *ų*, *ẹ* und *ọ*, da ja die tonlosen Vokale, wenn nicht besondere Verhältnisse vorliegen, geschlossen sind, *ę* und *ẹ*, *ǫ* und *ọ* je zusammenfallen. Wie weit das nun zutrifft, soll im Folgenden untersucht werden.

Am klarsten zeigt sich die völlige Gleichheit bei *į* und *ų*, die fast auf dem ganzen Gebiet bleiben, abgesehen davon, daſs dem *ü* in tonloser Stellung z. T. *u* entspricht, z. T. *ü* oder *i*, doch hat das mit der hier behandelten Frage nichts zu tun: rum. *ficat*, *rugină*, ital. *città*, *fuscello*, frz. *cité*, *fuseau*, span. *ciudad*, *rumiar*.

Die Gleichmäſsigkeit erscheint auch in den süditalienischen Mundarten der Abruzzen und der Capitanata, wo sowohl *į* als *ų* zu *ę* abgeschwächt werden: „Ogni altra vocale protonica di sillaba interna, l'*i* e l'*u* compresi, si ridusse a vocal neutra" schreibt Merlo, Fonologia del dialetto di Sora 157, und S. 233: „la zona abruzzese pugliese settentrionale e molisana campana basilisca dove (eccezione fatta per l'*a*) tutte le vocali di sillaba protonica si fan più o men vicine all' *ę*, vocal neutra per eccellenza". So in Cerignola (Zingarelli, AGl. 15, 89), Matera (Festa, Zs. 38, 140), Agnone (Ziccardi, Zs. 34, 415). Der südlichste Punkt ist nach dem AIS. Palagiano 737, vgl. *pęlone* zu *pila allęmá* (*limare*) 854 für *i*, wogegen *u* bleibt: *rubare*, *puttana*, *bušardo*. Ist es Zufall, daſs der Ort früher zu Lecce gehörte, nicht, wie heute, zu Tarent? Nördlich scheinen Bellante (608) und Castelli (618) in der Provinz Teramo die letzten Ausläufer zu sein. Wenn Savini, il dialetto ed il lessico del dialetto Teramano S. 44 keine Beispiele bringt, so schreibt er doch S. 39 *Cettá*, was offenbar *città* ist, und im Wörterbuch *fęhurá* (*figurare*),

fęnanzę (*finanze*), *fęnazzejonę dę lu monnę* „Weltuntergang“, *nępine* (*lupinello*).

Ähnlich im nördlichen Synkopegebiet (S. 300). Mit Recht schreibt Schürr, Charakteristik der Mundart von Portomaggiore (Ferrara) S. 26: „Ebenso (Schwund mit der Tendenz, unter Einfluſs der Schriftsprache die Vokale wieder einzuführen) liegen die Dinge bei vortonigem *į* und *ų*, nur daſs hier noch schwieriger ist, die ursprüngliche Regel zu erkennen, da die Beispiele mit *ī* und *ū* sehr spärlich, namentlich aber isolierte Formen so gut wie gar nicht vorhanden sind.“ Er führt dann *dzeva* (*diceva*), *fnir*, *armor* (*rumore*) u. a. an.

Nur scheinbar gegen die Regel verstöſst Lecce mit *e*: *čettá*, *revare* (*arrivare*) Morosi, AGl. 4, 139, wogegen *u* bleibt: *sudore*. Da aber jedes tonlose *o* zu *u* geworden ist: *kurtieḍḍu* (*coltello*), *puḍḍaššu* (*pollastro*), so steht nichts im Wege, ein älteres **sodore* anzunehmen.

Geographisch noch mehr vereinzelt steht Val Vestino mit *venet* (*vinello*), *peseñ* (*puccino*), *revar* aber *rivo* (*arrivare arriva*) und *pötelo* (*putello*), *söar* aber *süo* (*sudare suda*) mit reduziertem, sehr offenem Vokal (Battisti, die Mundart von Val Vestino 27, 29).

In Damprichard sind *i* und *ü* zu *ę* geworden und dann z. T. gefallen: *kręlá* (*passer au crible*), *vlęǧ* (*village*), *lęmę́s* (*limace*), *ręvīr* (*rivière*); *bręni* (*brunir*), *fmīr* (*fumée*), *ekęlá* (*acculer*) Grammont, le patois de Damprichard 64.

Ziemlich verworren liegen dagegen die Verhältnisse im Südostfranzösischen. Im Allgemeinen kann man sagen, daſs *i* zu *ę* wird, vgl. *dęlō* (*lundi*) *męryao* (*miroir*) *avęzá* (*aviser*) vgl. Stricker, Lautlehre der Mundart von Blonay 66 „wie im ganzen frankoprovenzalischen Gebiet wird vortoniges *i* zu *ę*“. Unter den Beispielen in den Tableaux phonétiques des patois Suisses Romands zeigt *hiver* allerdings fast stets *i*, wie denn auch Gauchat für Dompierre *ivé* angibt. Doch ist das um so eher als frz. *hiver* aufzufassen, als die Neuenburger Mundarten und manche Walliser und auch Ormont-dessous und Châteaux-d'Oex *ę* oder *ö* aufweisen. Aber bei *u* ist die Sache nicht so einfach. Zwar, wenn *jurer* Tabl. 322 in weitem Umfang mit *ü* erscheint, so besagt das natürlich um so weniger, als daneben doch auch belegtes *dzeri*, *jerao* steht; bei *fumée* (350) überwiegen die *ę*-Formen schon ganz bedeutend. Aber auffällig ist, daſs daneben namentlich im Freib. und vereinzelt auch anderswo *fum-* erscheint, während hier *ų* zu *ü* wird. Für Montana im Walliser *u*-Gebiet verzeichnet Gerster, die Mundart von Montana 122 stets *u* und es ist immerhin bemerkenswert, daſs er für *i* zu *ę* nur *meryu* anführt, daneben aber *viryé*, wie *fiḷá* neben *veryé*, *felá* in Vionnaz. Für Blonay gibt Stricker S. 68 *fęmá*, *gręmó* (*grumeau*), *lęnezō* (*lunaison*), *dęrē* (*durant*), *dzęrá* (*jurer*), *sędzę́* (*sujet*), *betetyü* (*culbute*) neben *muzá* (*muser*), *susí* (*sucer*), *kurá* (*curer*), *kuréta* (*curette*), *muré* „Mäuerchen“, *buraire* „Butterfaſs“ neben *büro* „Butter“, *murgai*, das frz. *muget* entspricht, vgl. aber *męrgé*, Keller, Der Genferdialekt, 109, 6. Sieht man von diesem letzteren ab, so handelt es sich durchweg um Wörter, die stammbetonte Formen mit *ü* neben sich

haben. Man müſste danach annehmen, daſs zur Zeit, da man noch auf dem ganzen Gebiet *u* sprach, von den stammbetonten Formen aus *u* an Stelle von *ę* getreten sei und daſs dann das eindringende *ü* nur das betonte *u* erfaſst hätte.

Für *e* und *o* bestehen sieben Möglichkeiten: Bewahrung beider Laute; Umwandlung beider zu *i*, *u*; Abschwächung beider zu *ę*; Bewahrung des *e*, Wandel von *o* zu *u*; Bewahrung des *o*, *e* zu *i*; Beibehaltung des *o*, *e* zu *a*; Beibehaltung des *o*, *e* zu *ę*. Die folgende Darstellung nimmt aber nicht auf diese Klassen Rücksicht, sondern geht von Ost nach West nach Sprachlandschaften vor.

Für das Rumänische hat A. Procopovici schon 1922 den Satz ausgesprochen: „Trecerea lui *e* neaccentuat în *i* fiind comună tuturor dialectelor, este antedialectală. Originile ei sânt mult mai vechi, căci ea se prezintă ca o continuare a evoluției latinești, în urma căreia toate vocalele neaccentuate au devenit închise în limbra preromanică. Întrucât și desvoltarea lui *ă* și *u* din *a* și *o* neaccentuați se datorește aceleiași tendințe în evoluția limbii, *a* > *ă*, *o* > *u*, și *e* > *i* constitue un singur fenomen fonetic" DR. 2, 190. Während nun aber *ă* und *u* durchweg erscheinen, ist *i* nur meglen. allgemein: *cripatură*, *ampirăt*, *misur*, dann in nicht lateinischen Wörtern: *nivastă*, *tipiloc* (türk. *tepelyk*) usw., vgl. Capidan, Meglenoromâni 1, 109. Im Mazed. tritt es nicht durchgehend auf, mehr in den südlichen Mundarten als in den nördlichen, und in den älteren Texten weniger als heute, vgl. bei Uruca: *pecuraru* heute *picurar*, *departe* heute *diparti*, *me de* heute *mi di* usw., vgl. Capidan, Aromânii 250. Ganz anders im Dakorum. und im Istrorum.[1] Hier ist *e* die Regel, nur die älteren moldauischen Texte zeigen *i* neben *e* *șidea* CV. 82, 4, *videa* PH. 127, 6, *trimitiți* DH. 11, 490 usw. Densușianu, Hist. langue Roum. 2, 84, in der heutigen Schriftsprache *trimit* (istr. *tremet*), *biserică* neben *besearecă*, dieses zunächst aus Assimilation aus **baserecă*, dann *cereașă* neben *cireașă*, aber *adevăr*, *adulmeca*, *apleca*, *înfuleca*, *întuneca* und die andern auf *-eca*, *celat*, *cenușe*, *cepat*, *cetate* statt **citate*, *ceceresc*, *demic*, *departe*, *deprinde*, *depun*, *deretic*, *des-*, *deșert*, *detuna*, *fereastră*, *ferice*, *genunchie*, *înțeleg*, *legumă*, *leșie*, *merinde*, *mezin*, *negel*, *neghină*, *negoț*, *nepot*, *pecingine*, *pedestre*, *pețesc*, *pre-*, *rețea*, *revărșa*, *secară*, *secure*, *secret*, *senin*, *tresărì*, *vecin*, *veghia*, *venin*, dann *te*, *se*. Daneben stehen mit *i* *mijloc*, *ficior* und *fecior*, *dereg* und *direg*, *mișel*, *mișină*, *picior*, *nimică*, *pricep*, *prifules*, *priveglia*, *trifoiu*. Aus der alten Sprache bringt Densusianu, Hist. langue Roum. 2, 84 noch *adivara*, *Dumnizeu*, *întriba*, *ominesc*, *preșidea*, Tiktin neben *jneapan* auch siebenb., olt. *jineapăn*, *jireapăn*, den Ortsnamen *Jereapanului* verzeichnet Iordan, Rumänische Toponomastik 121. Auffällig ist mazed. *dzenuclu* bei Kavalliotis.

Wie soll man nun das fast durchgehende *e* statt des zu erwartenden *i* erklären? Procopovici, der die Entwicklung des nachtonigen *i*

[1] Istr. *čirižńe* aus kroat. *čeresnja* dürfte sein *i* dem vorangehenden Palatal verdanken.

sehr sorgfältig untersucht hat, geht über das vortonige kurz hinweg. „Când Românii dîn Istria s'au desfăcut de noi, uzul şovăiă între *e* şi *i* neaccentuat, în silaba protonică fiind mai obişnuit *e*, în cea postonică fiind mai obişnuit *i*. Ne mai continuân la ei pentru motive pe care nu le putem şti încă, tendinţa de al preface pe *e* neaccentuat în *i*, a început să înceteze şi, şovăirea între *e* şi *i*. In silaba protonică s'a refăcut peste tot, cu excepţia unui număr forte mic de cazuri, vechiul *e*" (a. a. O. 198). Während also der Wandel von vortonigem *o* zu *u* und der von *a* zu *ă* schon in vorhistorischer Zeit restlos durchgeführt war, war der damit gleichlaufende von *e* zu *i* bei der Abwanderung der Istrorumänen erst in der Entwicklung begriffen. Er wurde im Istrorumänischen ganz, im Dakorumänischen fast ganz wieder rückgängig gemacht. Sieht man sich nun die Beispiele genauer an, so ergibt sich folgendes. Nur *i* hat *picior* PECIOLUS, *mijloc* MEDIOLU LOCU, *mişel* MISELLUS, *mişină* MISTIONE, d. h. also, *i* steht (entsteht?) vor palatalen Lauten, daher denn auch *fičior* neben *fecior*, vgl. aus ersterem magy. *ficsor* belegt seit 1202—03, bulg. *ficjor*, alban. *ficor* Drăganu, Români în veacurile IX—XIV, 66, ein kroat. *Fecor* aus dem 14. Jh. verzeichnet Skok, Zs. 38, 545, ein *Fechor* aus Bihor Drăganu, a. a. O. 293. Man kann das *e* aus Rückwirkung von *fet*, *feta*, wie die ältere Form lautete und wie sie mundartlich noch oder wieder lautet, erklären. Diesen Beispielen stehen nun *vecin* und *leşie* gegenüber, in denen der Palatal keinen Einfluſs geübt hat, was sich aber leicht aus der, in allen romanischen Sprachen weit verbreiteten Dissimilation *i—i* zu *e—i* (Rom. Gramm. I, 358) erklärt. Das ist nun insofern von Wichtigkeit, als damit die Möglichkeit gegeben ist, auch das *e* in *mezin cucerì peţì ferice merindă neghină pecingine senin venin* statt zu erwartendem *i* zu verstehen. Bedenkt man ferner, daſs nach Maſsgabe von frz. *premier* auch *ie* dissimilierend wirken kann, so wäre damit *deşert* verständlich. Umgekehrt kann in *reţea* RETELLA, *deretic fereastră inţelege negel* NIGELLUS *secret* Assimilation vorliegen. Auch *adevăr* kann noch aus der Zeit stammen, in der *e* noch nicht zu *a* geworden war. In anderen Fällen handelt es sich um Ausgleich zwischen stamm- und endungsbetonten Formen; *cepar* steht unter dem Einfluſs von *ceapă*, setzt übrigens gar nicht lat. caeparius fort, sondern ist eine rum. Ableitung, wie A. Graur mit Recht bemerkt (Bulletin linguistique 2, 19), *vespar* hat *viespe* neben sich, kann schon lat. vesparium, kann aber ebensogut Neubildung sein; *pleca* wird sich an *plec* angelehnt haben, danach *apleca* und so nun die anderen Verba auf *-eca*: *adulmeca înfuleca întuneca*, *luneca*, dem heutigen *veghez* geht ein *veghiu* voraus, das Puşcariu aus dem Jahre 1643 belegt. EWR. 1871.

Aber daneben stehen nun *cenuşe* CINUSIA, *genunchiu* GENUCULU, merkwürdigerweise auch mazed. *dzenuclu* in Kavalliotis, *legumă* LEGUME, *negoţ* NEGOTIUM, *nepot* NEPOTE, *secară* SECALE, *secure* SECURIS, wohl auch *celar*. Sodann die Präp. und das Präfix *de*, vgl. *dedau*, *defaĭm*, *departe*, *deprinde*, *depune*, *deretic*, *detuna*

neben *direge*, *d(e)rege*, *diretic* und *deretic*, *deşidera*, *demic* neben *dimic*, die zwei letzteren wieder mit Dissimilation gegen den Tonvokal. Man könnte von diesen und von den anderen Fällen ausgehend, wo *e—e* vorliegt, eine allgemeine Umgestaltung von *di* zu *de* annehmen, auch da, wo kein solcher lautlicher Vorgang vorliegt.

Nebeneinander stehen *pricepe* PERCIPERE, *prifulĭ* *PERFOLLERE, *priveghia* PERVIGILARE und *preface* PERFACERE, *prelung* PERLONGUS, *premeza* PERMEDIARE, *prepune* PRAEPONERE. Wenn, wie im Italienischen, nur freies *e* zu *i* wird, gedecktes bleibt, vgl. *festucă celar*, so wäre *preface* usw. erklärt. Man müſste dann voraussetzen, daſs die Verwechslung von *prae* und *per* erst nach dem Wandel von freiem *e* zu *i* eingetreten sei. So lieſse sich auch *p(r)e* aus PER als die vor mit mehrfacher Konsonanz anlautenden Wörtern gebräuchliche Form erklären. Dann bleiben noch die tonlosen Pronomina *me*, *te*, *se*. Im Gegensatz zu Procopovici nehme ich an, daſs *-e* geblieben ist, dann ist *me*, *te*, *se* die dem Verbum nach gestellte Form, die die ursprünglich proklitische **mi*, **ti*, **si* verdrängt hat. Das arum. *se* „wenn" zeigt denselben Gegensatz statt des zu erwartenden *şi*, steht also auf einer Stufe mit ital. *se* und wird sich wie dieses durch Einfluſs von *ce* erklären, letzteres wäre wieder die Form vor mehrfacher Konsonanz.

Ein auffälliges *e* zeigt *cetate* CIVITATE. Ich hatte mit der Möglichkeit gerechnet, daſs nach Schwund des *-v-* in **cietate* das *i* von dem *c* absorbiert worden sei (Rom. Gramm. 1, 350), und Densusianu (Hist. langue roum. 1, 85) hatte dem zugestimmt. Allein die Sache ist nicht so einfach. Schon Schürr hat darauf hingewiesen, daſs „die sekundär entstandenen vortonigen *u*-Diphthonge unter Verlust des zweiten Bestandteiles vereinfacht werden: *detoriu* (debitorius); freilich ist nur dieses eine Wort beweisend, **abellona* zu **aulona*, *alună* setzt eine nicht berechtigte und nicht erklärbare Grundform voraus, vgl. über das Wort DR. 3, 644, *pămînt*, istr. *pemint*, mazed. *pimint* könne zwar, wie Schürr bemerkt, auf ein urrum. durch Assimilation an den Tonvokal entstandenes **pementu* zurückgehen, ob aber dem ein aus **paumentu* entstandenes **pamentu* zugrunde liegt, ist fraglich, auch konnte man dieses **pamentu* mit *au* aus *a* (Puşcariu Convorbiri lit. 46, 143, Giuglea DR. 2, 375; 641) zusammenbringen, besser jedoch geht man wohl von dem durch Dissimilation entstandenen lat. paimentum CGl. 6, 122 aus, vgl. *trecere* TRAICERE. Aber auf alle Fälle liegt der spurlose Schwund des *-v-* in dieser Stellung nicht in der rumänischen Entwicklungsreihe, man erwartet vielmehr **citate*. Dann wäre *cetate* in der Zeit, wo *i* aus *e* durch *e* ersetzt wurde, eine Überentäuſserung. Nicht anders ist *premare* neben *primar* zu erklären, das Tiktin als altrum. verzeichnet.

Dissimilation liegt wohl auch in *nemică* vor (Tiktin *nimică*), doch konnte die Form neben *nimine*, *nici* nicht durchdringen. Schlieſslich sei noch *dimica* DEMICARE in der Bibel von 1688 erwähnt, woneben *demica* bei Dosofteiu wieder Dissimilation zeigt. Heutiges

dumica kann wohl ebensogut von *dem-* wie von *dim-* ausgehen. Nur *i* zeigt *trifoiu*. Tiktin sieht darin einen Latinismus. So bleiben als Doppelformen nur noch *cireaşă* neben *cereaşă*.

Es ergibt sich also: der Wandel von *e* zu *i*, der dem von *o* zu *u* entsprechen würde, ist in einer Reihe von Fällen durch Dissimilation gegen *i* oder durch Assimilation an *e* verhindert, bzw. rückgängig gemacht worden; bei Wörtern mit wechselnder Tonstellung kann aufserdem aus den stammbetonten Formen das *e* auch in die endungsbetonten übertragen worden sein. Da nun auch im ersteren Falle Doppelformen eine Zeitlang nebeneinander bestanden haben können, so mag auch da, wo diese Bedingungen nicht vorgelegen haben, ein Schwanken entstanden sein, das dann mit dem Siege des *e* überall da endete, wo nicht folgende Palatale das *i* hielten.

Ein solcher Vorgang hat nichts Ungewöhnliches. Rum. vortoniges *ă* wird in weitem Umfang zu *a* oder lat. *a* ist geblieben, wenn ein betontes *a* folgt: *barbat* aus *bărbat*, und nun kann, wie Puşcariu DR. 2, 65ff. gezeigt hat, dann auch in anderen Fällen das *ă* durch *a* ersetzt werden, ja, im Istrischen ist *a* statt *ă* durchgeführt, vgl. auch DR. 7, 50. Ein Beispiel auf ganz anderem Sprachgebiete bietet der Wandel von *b* zu *m* im Baskischen. Er erscheint in weitem Umfange, hat aber seinen Ausgangspunkt in Fällen wie *mimen* aus lat. *vimen* (RIEB. 14, 481). Die Übereinstimmung mit dem Rumänischen ist insofern auch grofs, als der Übergriff des *m* noch nicht den ganzen Wortschatz ergriffen hat. Etwas ähnliches schwebt wohl auch Schuchardt vor, wenn er meint, romanisch *ie* aus *e*, *uo* aus *o* sei zunächst bei *-i -u* eingetreten, dann sei dieser bedingte Lautwandel schliefslich zu einem bedingungslosen geworden (Zs. 2, 188).[1]

Das Vegliotische folgt der Regel: „Vor dem Hauptton sind nicht nur *e* (*Ē*, *Ĕ*, *Ĭ*) und *o* (*Ō*, *Ŭ*), sondern auch *i* und *u* (*I*, *U*) als *e o* erhalten", Bartoli, Das Dalmatische 2, 343: *kenur* (cenare), *monaita* (moneta), *fregur* (frigere), *stutuare* (*extutare). Wie stark das Empfinden für die Entsprechung ital. *i*, vegl. *e* war, zeigt *Pelat* (Pilato), *dokič* (ducati). Auch *losi* aus serbokr. *lušia* kann erwähnt werden, doch ist wohl auch damit zu rechnen, dafs eben in der Vortonsilbe kein *u* bestand, daher fremdes *u* in dieser Stellung als *o* gehört und wiedergegeben wurde.

Für Italien geben die zahlreichen Einzeldarstellungen der Mundarten und vor allem auch der AIS ein sehr reiches Material. Die genaueren geographischen Abgrenzungen, die dadurch ermöglicht werden, vorzunehmen, liegt aufserhalb des Rahmens dieser Arbeit, wohl aber verlohnt es sich, einiges grundsätzlich Wichtiges zu erwähnen, was der Atlas lehrt. Für *e* geben *nipote* 18, *midollo* 566, *finestra* 892, *ginepro* 598, *ginestra* 616, *pidochio* 475, *gemelli* 15 Beispiele, die auf den ersten Blick überall die bodenständige Entwick-

[1] Wenn ich dies anführe, soll das nicht heifsen, dafs ich das Beispiel billige. Zu dem, was ich Rom. Gramm. 1, 641 dagegen gesagt habe, hätte ich heute noch mancherlei hinzuzufügen.

lung darstellen sollten. Bei näherem Zusehen ist aber ihre Beweiskraft stark beschränkt. In Norditalien erscheint, wo *-d-* schwindet, vielfach *miola, myola* für medulla. Hier handelt es sich darum, daſs *e* im Hiatus vor folgendem betonten Vokal zu *i, y* geworden ist. Wenn nun in den beiden Hauptstädten im *miola*-Gebiet, in Mailand und Como, *midula* gesagt wird, so ist das entweder geradezu reichssprachliches *midolla* oder eine im Lombardischen vielfach zu beobachtende Wiederherstellung des Konsonanten, vgl. It. Gramm. § 200; ebenso kann das *midola* in Ornavasso (117) und Domo d'Ossola (116) erst aus einem *miola*, wie es die umliegenden Orte haben, entstanden sein. Auffälliger ist *migola* in Ronchis (357, Udine). Weist das *g* deutlich auf *miola* hin, so überrascht, daſs alle anderen Orte dieser Gegend bei *-eol-* bzw. *-egol-* geblieben sind.

Auch *finestra* ist kein sicheres Beispiel. Die *i*-Form ist im Lombardischen und im Venezianischen weit verbreitet und zwar z. T. in groſsen zusammenhängenden Flächen. Aber neben *finestra* steht mehrfach *balkon*, ja, für Venedig (376) gibt der eine Gewährsmann der als ,,typischer Vertreter der stadtvenezianischen Volkssprache" bezeichnet wird, eben *balkon*, der andere, der ,,das Venezianische des Mittelstandes" darstellt, *finestra*. Oder für S. Stino di Livenza (356, Venezia) wird *balkon* und *finestra* verzeichnet mit dem Zusatz: ,,nach nachträglicher Überlegung: *balkon* Fensterladen und Fensteröffnung, *finestra* das eingesetzte Fenster". Auch wenn in ganz Istrien *balkon*, nur in Fiume und Cherso *finestra* gesagt wird, so ersieht man deutlich, daſs dieses *finestra* reichssprachlich ist, besonders da Cherso stark kroatisch beeinfluſst ist und der Gewährsmann ,,wohl die bessere Mundart repräsentiert". — Im süditalienischen *ę*-Gebiet tritt neben *fęnestra* auch *finestra* und *fanestra*. Da hier auch *į* und *a* zu *ę* werden, so kann man in *finestra* die reichssprachliche Form sehen, in *fanestra* das Gefühl, daſs in diesem der feineren Sprache entnommenen Form ein voller Vokal zu sprechen sei, wobei man sich dann in der Wahl dieses Vokals vergriff.

Bei juniperus ist mail. *ǧineper*, gen. *ǧinepro* schon nach Ausweis des *p* und *ǧ* fremd, triest. *ǧinepro* bezeichnet nicht den Baum, sondern den Schnaps, kann also nicht weiter in Betracht gezogen werden.

Bei *pidocchio* findet sich *lu pęduakyi* Castelli (618 Teramo), *lu pidokyu*: *i pedokyi* S. Elpidio a Mare (559 Ascoli), *pidokyo pędokkyi* Frontone (547 Pesaro Urbino) usw. Danach wird man in *piduky pidukye* Montesilvano (619 Teramo) eine Ausgleichung zwischen Singular und Plural zu sehen haben, wird sich fragen können, ob *pidokky pidokyi* in Muccia (567, Teramo) nicht ebenso entstanden sei, also mit entsprechendem *pid-* in Nocera Umbra (566, Perugia), von dem es ja allerdings auch geographisch getrennt ist, nichts zu tun hat.

Nicht anders bei *o*, vgl. etwa *coperta* 905. In Solferino (278, Mantua) stehen *kuerta* und *fontana* nebeneinander. Aber ringsherum, z. T. auch im Venezianischen, begegnet *kwerta*, dann auch *kuerta*

in Mailand und sonst gelegentlich in der Lombardei. Auch hier liegt *koverta* zugrunde und auch hier wird man den Wandel von *o* zu *u* nach Schwund des *v* dem Hiatus zuschreiben können. Beachtet man alle diese Störungen der lautlichen Entwicklung, so ergibt sich als ein nördliches *e-o*-Gebiet das venezianisch-veronesisch-lombardische, als ein mittelitalienisches Rom, Perugia, Pesaro-Urbino, Ancona und auf der anderen Seite Arezzo und bis zu einem gewissen Grade Siena und Pisa. Allerdings zeigt das Senesische zwar *re, de, me, te, se, securo*, aber daneben *appitito, binidire* mit deutlicher Angleichung der Vokale, ebenso wird das Buchwort *necessità* zu *nicistà*, vgl. die Beispielsammlung von Hirsch, Zs. 9, 532f., aus der erhellt, daſs das *i* von Florenz her langsam eindringt, aber nicht eigentlich im Sinne der Mundart ist. Dasselbe gilt von Pisa (Pieri, AGl. 12, 144) und von Lucca (Pieri, AGl. 12, 121f.).

I, u ist von jeher charakteristisch für Sizilien und für das südliche Kalabrien und Apulien, vgl. namentlich De Gregorio, Saggio di fonetica siciliana 51: (tonloses) *e* è affatto estranea al dialetto e viene resa per una *i* non troppo spicata; 56: *o* atono non esiste essendo sempre sostituito da un *u* alquanto indefinito", vgl. auch Ital. Gramm. 123.

Abschwächung beider Vokale zu *ẹ* ist apulisch und abruzzisch, „il ridursi a vocal neutro di ogni vocale di sillaba debolmente accentata, l'*i* e l'*u* compresi" Merlo, Note fonetiche sul parlare di Bitonto 11, vgl. Fonol. del dialetto di Sòra 157. Sehr merkwürdig ist, daſs in Sora nach velaren Konsonanten velare Artikulation bleibt: *kụẹlorẹ* (colore), *kụẹčinẹ* (cugino). Merlo (S. 160) bezeichnet das als „propagginazione", bemerkt aber gleichzeitig, daſs das in den Abruzzen und im nördlichen Apulien übliche *šẹkụeuẹ* (giocare) davon verschieden sei. In der Tat handelt es sich im letzteren Fall darum, daſs die *u*-Artikulation über die Bildung der Konsonanten festgehalten wird, wie in dem im Süden weit verbreiteten *lu puatre* neben *a ppatre* (Rom. Gramm. 1, 271, was sich jetzt mit dem AIS leicht erweitern lieſse). Bei *kụẹlorẹ* dagegen findet die Abschwächung des *o* oder genauer gesagt die Rückkehr der Organe zur indifferenten Ruhestellung nicht sofort bei der Artikulation des Vokals statt, vielmehr bleibt diese zunächst, da sie sich auf den vorangehenden Konsonanten stützt, erfolgt erst im weiteren Verlauf der Bildung des Vokals.

Ein zweites Gebiet, auf welchem *e, o* in weitestem Umfange schwinden, umfaſst die Romagna und die ganze Emilia, also z. B. bologn. *bdoč* (pidocchio), *pnär* (pettinare), *klåmb* (colombo), ferner *nvod* (nepote), *pskar* (pescare), *bzol* (poggiuolo), *tñóssar* (cognoscere) usw.; vgl. Mussafia romagn. Mundart. § 112, Schürr, WSB 188, 1, 205; Mundart von Portomaggiore, 21, Bertoni, il dialetto di Modena 35, Malagoli, Studi sui dialetti reggiani AGl. 17, 10, usw. Bemerkenswert ist, daſs in Portomaggiore der Vokal, wenn er unter dem Einfluſs der endungsbetonten Formen wieder hergestellt wird, *i* bzw. *u*

ist: *zviǧé* (svegliare), *sinti*, *suleir* (solaio), *puté* Schürr 26. In Reggio dagegen bleibt *e* und *o*.[1]

Bewahrung des *e* und Wandel des *o* zu *u* ist genuesisch. Über das Alter des *u* wissen wir nichts. Die alten Texte schreiben vorwiegend *o*, wenige Belege für *u* geben Flechia, AGl. 10, 148, Parodi, AGl. 14, 108, 109. Für betontes *ǫ* ist *u* häufiger anzutreffen (Flechia, AGl. 10, 108f., Parodi, AGl. 14, 108) und hier ist an der Geltung *u* auch der Schreibung *o* nicht zu zweifeln (ZFSL 49, 286), daher man auch für tonloses *o* diesen Wert annehmen kann. Also *durú* (dolore), *nuvanta*, *fugún* (focone), *re-*, *de*, *següu*, *fenuǧǧu* usw.

Schwund des *e*, *o* zu *u* ist piemontesisch. Der Schwund des *e* ist jünger als der des *-t-*; vgl. *syas* (staccio), *myula* (midolla). Mit *o* verhält es sich wie im Genuesischen. Die alten Texte schreiben *o*, da aber *u* den Lautwert *ü* hat, kann man in *voressen* Statuten von Chieri 4, *poeyr* 104, *vora* 104, *retorner* 25 sehr wohl *u* lesen. Keinesfalls möchte ich Terracini (AGl. 17, 299) folgen, der in *porsion*, *trova* in der Übersetzung der Parabel vom verlorenen Sohn bei Biondelli für die Mitte des verflossenen Jahrhunderts in Usseglio die Aussprache *o* annimmt, um so weniger, als in *porsion* das zweite *o* doch sicher den Lautwert *u* hatte und *donc* und *dunc* nebeneinander stehen. Sonst also *tle* (telaio), *tni* (tenere), *fnestra* (finestra), *udur* usw. Sodann im emilianischen Schwundgebiet, wenn das *o* wieder hergestellt wird. So endlich in Süditalien im Anschluſs an ein Schwundgebiet für beide Vokale, also unter ähnlichen Verhältnissen wie im Emilianischen; vgl. Cerignola *purtȧ* (portare), *muroie* (morire), *kumbäre* (compadre), *turmiende* neben *kęnokkyę* (conocchia), *kę* (con), *kęnutte* (condotto) u. a. (Zingarelli, AGl. 15, 89), Arpino: *kummarę*, *wunella* (gonella), *kuntientę* neben *dęlorę*, *fęntana* u. a. Parodi, AGl. 13, 308, Campobasso *kumbá* (compadre), *kulata* (colata) neben *kęnokkya*, *tręmęndá* (tormentare), *kę* (con), *nęn* (non) D'Ovidio, AGl. 4, 158; Alatri: *furmika*, *kumbá*, *murtale*, neben *pręmetę*, *pręšuttę*, *nęn* (Ceci, AGl. 10, 175).

Über *a* für *e* neben *u* für *o* s. S. 302.

Endlich *e* in freier Stellung zu *i*, Bewahrung des *o* ist florentinisch-pistojesisch und zwar schon in den ältesten Texten, vgl. im libro di banchieri fiorentini scritto nel 1211 (Monaci, Crestomazia 15) *diciotto* 2, *di* 3, *ricovero* 32, *Kodarimessa* 33, *ritenemmo* 91, *ristorammo* 250, regelmäſsiges *denaio* besagt nicht viel, auffälliger ist *nepote* 257. Die Ostgrenze wird durch die Grenze der Toskana gebildet, *i* stöſst z. T. mit *ę* uzsammen. Dank der Tatsache, daſs diese *i*-Formen die der Reichssprache sind, greift das *i* vielfach über seine Grenzen, namentlich nach dem Süden und Osten. Es wäre ein dankenswertes

[1] Malagoli, a. a. O. gibt neben vielen Beispielen, bei denen er die stammbetonten Formen verantwortlich macht, eine Reihe anderer mit *u*. Mit Recht hebt er hervor, daſs es sich dabei zumeist um den Einfluſs von folgendem *i* oder palatalen Konsonanten handelt, und nur *pulenta*, das aber weiter verbreitet ist und *roseda* (pioggerella) fügen sich nicht.

Unternehmen, das an Hand des AIS und der älteren Texte im einzelnen zu verfolgen.

Im Sardischen sind log. und camp. *e* und *o* geblieben: log. *mezura, seguru, corona,* dagegen gallur., sass. *i, u*: sass. *pidokkyu,* ebenso Kors., Guarnerio, AGl. 14, 140 („inutili gli esempi"), nur cap. cors. bleibt bei *e* und *o*; S. 142: concordano i vari dialetti nel dare di regola *u*; ne fa eccezione il crs. als. che lo conserva intatto: *mortaro, skolaro.*

Im Rätoromanischen wird *e* zu *a, e, o* zu *u*; vgl. für das letztere z. B. Gartner, Rätor. Gramm. S. 5: *kulina, kuviérer, kuri, kuvérnar* „zudecken". Nur im Zentrum tritt *o* ein: Fassatal, Abtei, Buchenstein, dann im Nonsberg: *fogla* (focolare), *molin, formigya* (Battisti, Nonsberg 86), Sulzberg,[1] in der Val Vestino: *bokú* (boccone), *konič* (coneglio), Battisti, Val Vestino 28. Erst in der Val Bona, Val di Ledro und am Gardasee setzt bresc. *u* ein, vgl. Ettmayer, Lombardoladinisches 341 f. *portatu.* Die Grenze zwischen *o* und *u* liegt auch in Comelico, so zwar, daſs *o* dem oberen Comelico angehört; vgl. Tagliavini 48.

Sodann also *a* für *e*: *mazüra,* das ganz Graubünden, Val Leventina (Sganzini, ID. 2, 141) und die Val Maggia, Valle Vigezzo, Intragna umfaſst, vgl. Salvioni, AGl. 9, 206: una tendenza ben pronunciata non se ne avverte se non in Vm., specialmente a Campo Cevio. In Vm. la tendenza è prossima a diventare una legge, ebenso Antronatal in Bognanco „mit einer Regelmäſsigkeit und Häufigkeit, die *a* fast zu Gesetz erheben" (Nicolet, Der Dialekt des Antronatales 29), endlich Val Sesia: *vašiga, laširva, famella, mané* (menare), *nagé,* aber in Val Vogna „che ha un dialetto più originale *psaka, amné, fsiga*" (Spörri, RIL. 51, 405). Dieses Nebeneinander von *a* und Schwund findet sich auch im Antronatal auſser Bognanco (Nicolet 28), und in der Valmaggia: *a* abonda in Valmaggia *e* a Vi. (val Vigezzo in dem gerade Villette liegt). Der Schwund des *e* ist ein wesentlicher Zug des Piemontesischen (S. 301). „Il Valsesiano è di pretta base piemontese" (Spörri 747), der Dialekt des Antronatals scheint von alters her ein Grenzdialekt zwischen Lombardisch und Piemontesisch mit vorwiegend piemontesischer Grundlage gewesen zu sein (Nicolet S. 91). Danach wäre das *a* ein Eindringling von Westen her, dessen Vordringen als Abwehr gegen die starke Verkürzung des Wortkörpers erleichtert wurde. Aber auch nach dem Osten hin findet sich dieses *a*, so in der Val Vestino: *pagéro* (picaria), *lavéštęr* (ligustro), *šažuro* (cesoie) (Battisti 26). Für Nonsberg bemerkt Battisti, daſs „der Wandel von *e, i* zu *a* sehr häufig ist, nicht nur vor *r*, sondern auch *faléč* *filiceu, *manestra* minestra, *sagür* secure, *vandema* vindemia (Nonsberger Mundart 79), dann aber nun auch *smana* semana, *zgyala* secale, *čáder* texator, *angola* medulla neben dem eben genannten *manestra* u. a. (Battisti 82). Ähnlich im Sulzberg, nur daſs

[1] Gemäſs der Anlage seiner Arbeit überschlägt Battisti die Paragraphen, die Sulzberg und Nonsberg gleichmäſsig haben, gibt also keine Beispiele für Sulzberg.

z. T. hier ẹ geblieben, nicht ausgefallen ist: *sẹgal* (Battisti, Anz. AW Wien 48, 230f.). Aber selbst im Lombardischen, wo *e* bleibt, tritt *a* ein, Salvioni (Fonetica del dialetto di Milano 104) bringt *salmana* neben *selmana* (settimana), *karsent* „Hefe" (*crescente*), *quarčel* „kleine Decke", *tampesta, lantiğ* neben *lentiğ* (*lenticchio*), *paverasa, paverana* neben *peveraso, peverǫna* zu pever, *par*, aber nur *re-* neben Schwund. Dann wiederum an ẹ grenzend in Piacenza *nabbyon* zu *nebbya, madzaeina* (medicina), *dazdott* (dieciotto), *razdur* (reggitore) usw. neben *mday* (medaglia), *pnell* (penello), *stmana* (settimana) usw. Gorra, Zs. 16, 142, 144.

Im Französischen ist *e* in freier Stellung abgeschwächt und geschwunden, in gedeckter geblieben, *o* in beiden Fällen zu *u* geworden. Da der Schwund des *e* für das 16. Jh. gesichert ist (Frz. Gramm. 1, 132), so kann man ẹ wohl weit hinaufrücken. Die Schreibung *ou* für *o* tritt im 13. Jh. auf und greift langsam um sich, ungefähr gleichzeitig wie *ou* für *ó*, die Aussprache kann aber natürlich älter sein. Daſs die agn. Texte *u* eintreten lassen, besagt nicht viel, da *u* ja auch das Zeichen für *ó* ist. Für Südwestfrankreich hat Görlich festgestellt, daſs bis in die Mitte des 13. Jhs. *o* geschrieben wird, „nach 1250 scheint sich die Entwicklung zu *u* allmählich breit gemacht zu haben" (Frz. Stud. 3, 76). Für betontes ǫ schreibt er S. 64: „Für das 13. Jh. gilt für unsern Dialekt die Regel, daſs ǫ in geschlossener Silbe intakt bleibt. Spuren von *ou* (d. i. *u*) finden sich jedoch auch in dieser Zeit. Aber es ist höchst wahrscheinlich, daſs dieser Übergang des ǫ zu *ou* nicht vor 1250 stattfand. Die Beispiele vor dieser Zeit fallen nicht ins Gewicht, da sie fast sämtlich in ihrer geringen Zahl in Copien sich finden. Noch im 14. Jh. gehen *o* und *ou* Hand in Hand und erst im 15. Jh. hat *ou* den Sieg davongetragen". Auch wenn man diesen Zahlen nicht allzu groſsen Wert beimiſst, so erhellt doch, daſs ǫ und *ó* ziemlich zusammengehen.

Im Gegensatz dazu bleibt der Osten bei *o*. Im Wallonischen gibt Niederländer für Namur *novyó, ovró, sori, boké* (Zs. 24, 29; 31) und der ALF. zeigt, daſs dieses *o* nur nach der pikardischen Grenze vor *u* weicht, daſs aber einzelne Wörter wie *solé* (soulier) tief in die Pikardie hineinreichen, wobei allerdings die Frage aufzuwerfen ist, wie weit die Tatsache, daſs hier das *o* gedeckt war (afrz. *sousler*, pikard. *sorlé*) ausschlaggebend war. Nur im Süden werden die Beispiele spärlicher, wie auch im Norden von Meurthe-et-Moselle eher *u* vorherrscht. Doch ist nicht ausgeschlossen, daſs hier ein Einbruch vom Zentrum her vorliegt. Denn das Lothringische ist, trotz mancher *u*, ein ausgesprochenes *o*-Gebiet, wie auſser dem ALF. die vielen Einzeluntersuchungen zeigen; vgl. z. B. *moté* (moutier), *posé* (pourceau), *nové* (nouveau), *tožó* (toujours), *solé* (soulier), Horning, Ostfrz. Grenzdialekte 47, 52, *doté* (douter), *koté* (coûter), *kolúf* (couleuvre), *korėš* (courage) in Château-Salins (Brod, Zs. 35, 678; 674), ferner Callais, die Mundart von Hattigny und die Mundart von Ommeray, wo allerdings keine Beispiele gegeben werden, was bedeutet, daſs

die Verhältnisse wie in den „Grenzmundarten" liegen, dann Pange: *kolyöf*, *dotö* (Dosdat, Zs. 33, 212) usw.

Daneben zeigt das Wallonische auch *i* statt *ẹ*, oder Schwund: so in S. Hubert *miné* (mener), *pilu* pilosu (Marchot, Phonologie détaillée d'un patois wallon 103), *giné* (genêt) in Wavre (189) und Bastogne (184) und in Namur (Niederländer, Zs. 24, 19), vgl. *ginet* Thieulain (184), das in seinem Ausgang pikardische Form zeigt, *risür* (recevoir), Beaumal-lez-Durbuy (192), Beaufays (194), *rina* (renard Beaufays), *finyes* Malmedy (Zéliqzon, Zs. 18, 253), Lüttich (Haust, Dict. liégois 268). Endlich auch *ü*, vgl. *dyünyés*, Malmedy, was Zéliqzon (Zs. 17, 423) etwas unverständlich als „eingeschobenen Laut" bezeichnet. *ǵüñes* auch Dolhain (193), *ǵünés* Waremme (196) usw., vgl. noch *rülür*, *rümedi*, *sü*, *rüpwazé* in dem Glossar von Malmedy (Zéliqzon, Zs. 18, 261).

Die französische Schweiz bleibt bei *e*, *o*. Doch zeigt namentlich ersteres in freier Stellung vielfach die Abschwächung zu *ẹ* oder Schwund, vgl. Tabl. 95 *fenêtre*, wo nur Vaugondry (Waadt), Orsières, Conthey, Savièze, Ayent, Montana, Grône, Evolena und Grimentz (Wallis) *ẹ* haben, 408 *genou*, wo in Waadt *e* bei weitem überwiegt, in Wallis *ẹ* nur für Champéry und neben *e* für Evolena angegeben wird, auch Genf kennt nur *e*, Freiburg nur in den Bergen Montbovon und Sensale, Neuenburg und Jura nur synkopierte Formen, *venir* (390) hat *e* nur in Vaugondry (Waadt), Orsières, Fully, Grône und Grimentz (Wallis), sonst überall *ẹ* oder Schwund, mehrfach auch *i* in Anschluſs an den Tonvokal. Bemerkenswert ist, daſs *venez* 332 *e* in etwas weiterem Umfang zeigt in Miège und Evolena (Wallis), Murist (Freiburg), in Fully umgekehrt *ẹ*, *sérac* 222 bewahrt fast überall *e* oder läſst *a* eintreten, *sre* in Lamboing, Orvin (Jura), *sẹré* Dompierre, Murist, Sugiez (Freiburg), Collex (Genf), merkwürdigerweise auch in Nendaz und Evolena. Für Lourtier wird *sẹri* und *šẹri* angegeben. *de* 15 bewahrt *e* in Waadt auſser Chevroux, im Wallis auſser Collombey, Champéry, Martigny, Fully, Conthey, Nendaz; Freiburg behält *e*, Genf reduziert es, ebenso Jura und Neuenburg; bei *que* überwiegen die abgeschwächten Formen bei weitem.

Es scheint, daſs die Reichssprache hier eine gewisse Verwirrung hervorruft. Wenn z. B. nach Stricker, Lautlehre der Mundart von Blonay *mẹhi* 65 (métier), *mẹto* (métal), *pẹpẽ* (pépin), *grẹzi* (grésil) gesagt wird, so sind das deutlich Überentäuſserungen.

Mit *o* verhält es sich ähnlich, nur daſs das Eindringen des *u* sich langsamer vollzieht; vgl. etwa Odin (Phonologie du canton de Vaud 71): „*o* se maintient en général dans tous nos patois à l'exception de celui de Vallorbe, qui le change le plus souvent en *u*"; Fankhauser (RDRom. 2, 306): „die normale Entwicklung ist nur aus nichtverbalen Beispielen zu ersehen. Aus diesen ergibt sich die Erhaltung des *o* als Regel, doch haben Analogie und Umlaut die ursprünglichen Verhältnisse stark getrübt". W. Gerster (Die Mundart

von Montana 121) verzichtet darauf, Regeln für die Verteilung von *o* und *u* zu geben. Vergleicht man aber *fyúla* (bouteille) und *fyolá* (contenu d'une bouteille), *kúle kolá* (coule couler), *kúve ková* (couve couver), *krúze krozá* (creuse creuser), *kúrba korbéta* (corbeille), *kúrna kornúp* (corne cornu) usw., so ergibt sich deutlich *o* als der Laut der unbetonten Silbe.

Auch über die Schweiz hinaus umfaſst *e*, *o* noch den gröſsten Teil von Savoie, Haute-Savoie, Ain, Isère, Rhône, Jura; vgl. namentlich *peđür* Saint Lager (914) neben *pęlüđa*, *pelure* Bully (911), wo die zweite Form im Vergleich zu der ersten sich als schriftsprachlich beeinfluſst erweist.

Das Waldensische geht in allen seinen Mundarten mit dem Piemontesischen zusammen, also *e* abgeschwächt oder getilgt, *o* zu *u*: *dę*, *sę*, *kę*, *dęmando*, *vni*, *sñur* (Morosi, AGl. 11, 398).

Im heutigen Provenzalischen stehen *e*, *u* nebeneinander, während die alte Sprache in der Schrift nur *o* kennt. Wann dieses *o* und wohl gleichzeitig *ǫ́* zu *u* geworden ist, wissen wir nicht, die Lage ist hier dieselbe wie im Portugiesischen (S. 306).

Im Ostkatalanischen, in Roussillon, auf den Balearen und in Alghero wird *e* zu *ę*, *o* zu *u*, während im Westkatalanischen und im Valenzianischen *e*, *o* bleiben. Die katalanische Schriftsprache bringt das nicht zum Ausdruck, sondern bleibt bei *e*, *o*. Da jedoch auch *a* zu *ę* wird, so trifft man namentlich in älteren Texten vielfach eine Verwechslung von *e* und *a* an, die auf die Gleichwertigkeit der beiden Zeichen hinweist, vgl. Mussafia, Sieben Meister S. 5, Niepage, RDR. 1, 316, Meyer-Lübke, das Katalanische 12. Über die heutigen Verhältnisse s. Alcover, BDLC 4, 226; 235; Griera, BDC 5, 16ff. für die Balearen, 8, 14 für das Ostkatalanische, 42 für das Westkatalanische; Fouché, Phonétique historique du Roussillonais 62, 72, wo aber versehentlich Alghero als *e*-, *o*-Gebiet angegeben wird, vgl. dagegen Morosi Miscellanea Caix-Canello, 315, Guarnerio, AGl. 9, 337, nur ist zu bemerken, daſs das *e* in Alghero wieder zu *a* geworden ist. Auffälliger ist, daſs auf Mallorka nur Soller an der Nordküste, Fornalutx und Biniaraix *u* sprechen, daſs gerade die gröſseren Orte, Palma, Inca, Lax, Puebla, Pollensa, Alcudia, Manacor bei *o* bleiben, andere wie Artà, Cap de Pera, Andrax, Valldemossa, Lluchmayor *u* nur vor *i* und *u* haben: *muli*, *sumia* SIMILIARE, *kustum* neben *sopega*, *konvent*, *žonoy* GENUCULU. Soll man annehmen, daſs ein Einfluſs des Spanischen in der Hafenstadt eingesetzt hat, der dadurch möglich war, daſs der Unterschied zwischen *u* und *o* geringer ist als der zwischen *ę* und *e*?

Im Spanischen bleiben *e* und *o*: *de*, *me*, *seguro*, *cedazo*, *dolor*, *hormiga*. Diesem *e*, *o* entspricht *i*, *u* im Asturischen: *u* representerar i alla ställningar tonl. kast. *o*: *palumbar* Munthe 18, *i* representerar ofta kast. *e*. Här dock mer en allmän tendens, men om e uttalas, så dock alltid mycket slutet, dragande åt i (ebenda S. 20), namentlich bleiben *re-*, *de-* und *me*, *te*, *se*, bei welch letzteren der Wandel von

e zu *i* allerdings den Zusammenfall mit den betonten Formen zur Folge gehabt hätte. Wohl aber ist die Übereinstimmung vollständig in der Sierra de Gata: die Tendenz vortoniges *e* und *o* zu schlieſsen, herrscht noch ganz allgemein (O. Finck, Studien über die Mundarten der Sierra de Gata 110). Für das Judenspanische in Konstantinopel bemerkt Wagner 92: „Schwanken zwischen betontem *e* und *i*, *o* und *u* ist überaus häufig" (S. 92), für Bosnien Kalmi Baruch: „el cambio de *e* en *i*, y de *o* en *u* postónicas y en final de palabra es regular. En posición protónica sí que hay vacilación, pero la que nunca se oye, es una *e* respectivamente *o* de timbre determinado, sino un sonido mas cercano a la *i*, respectivamente *u*" (RFE. 17, 126). In den beigegebenen Texten findet sich *di*, *ki* Konj. neben *todu lo ke*, *si il* neben *el no si lu yivavan* (no se lo llevavan) neben *se lo stan yevando*, *lo ke li kižu demandar*, aber *le demando* neben *mi dimandó* (me demandó), *i dimanda*, *le demandó*, *no te ulvidis*, *si ulvidó*, *ke se ulvidó*; *no ti mesklis en mis fečus*, *no te mesklis en mis fečus*. Nur das scheint klar zu sein, daſs *li*, *mi*, *si* bei folgendem *i* bevorzugt wird: *li dišu*, *li diga* neben *le rogó*, *mi dimandó* neben *le demandó*, vgl. auch *si lu yevava*, *selo stan yevando*, *de le yevar*. Aber *a ladu de mi kaza* und *a ladu di su kaza*, *a ladu de mozotros*. Endlich in Karaferia (Thessalien) „*o* y *e* protónicos se convierten facilmente en *u* e *i*" (Wagner, Homenaje Menéndez Pidal 2, 194).

Im Portugiesischen bleiben in der Schrift *e*, *o*, aber *e* wird als *ẹ*, *o* als *u* gesprochen. Schon Cornu hat bemerkt, daſs Luis de Monte Carmelo in seinem Compendio de Orthographia 1767 *u* für *o* in weitem Umfange belegt, aber tadelt. Die Tatsache, daſs in Brasilien *o* und *u* noch nicht zusammengefallen sind, spricht auch dafür, daſs im 17. Jh. der Wandel noch nicht eingetreten war. Wenn Francisco José Freire in seinen Reflexões sobre a lingua portuguesa schreibt: „*monir* facilmente se confunde com *munir* entre os que não savem pronunciar", so besagt das nicht viel, da *o*—*i* auch im Spanischen zu *u*—*i* wird: *cubrir*, *turdiga* Rom. Gramm. 1, 559. Nun schreibt freilich Cornu, dem auch die obigen Bemerkungen der älteren Grammatiker entnommen sind, vereinzelte Beispiele des *u* kommen hin und wieder viel früher vor (Gröbers Grundriſs 1, 945) und Huber (Altportugiesisches Elementarbuch 126) stellt welche aus dem Ende des 12. Jh. zusammen.

Überblicken wir das Ganze, so sehen wir, daſs die zu erwartende Gleichmäſsigkeit tatsächlich sich weithin findet: rumänisch, vegliotisch, sizilianisch, lombardisch, veronesisch, venezianisch, emilianisch, abruzzisch, südostfranzösisch, sardisch, spanisch. Nimmt man ferner *u* als Abschwächung von *o*, so gesellt sich noch piemontesisch, mittel- und osträtisch, französisch, katalanisch und portugiesisch dazu.

Daneben zeigt nun das Provenzalische und das Genuesische *u* neben *e*. Das gibt zu denken. Überlegt man sich nun, daſs auf den *ü*-Gebieten betontes *ọ* zu *u* wird (ZFSL 49, 272), so kann man wohl

auch damit rechnen, daſs tonloses *o* denselben Weg geht, womit das südfranzösische und genuesische *u* verständlich würden. Dann kann aber auch das nordfranzösische damit zusammenhängen und der Unterschied zwischen dem wallonischen tonlosen *o* und französischem *u* fände seine Erklärung; daſs dieses wallon. *o* sich geographisch nicht mit dem *u* statt *ü* deckt, ist kein schwerwiegender Einwand. Danach erklärt sich das *u* auf den verschiedenen Gebieten auf verschiedene Weise: auch das eine Erscheinung, für die, je weiter wir eindringen, die Beispiele immer zahlreicher werden.

Unerklärt bleiben vorläufig das florentinische *i* und das bündnerische *a*, wenn man letzteres nicht als Reaktion gegen *ę* fassen will.

W. Meyer-Lübke.

---

2. Bearn. *hayle* „Südwind“.

Bearn. *hayle* „vent du sud“, *haylé, haylere* „vent du sud, vent d'Espagne“ stellt Lespy-Raymond mit frz. *hâler* zusammen und ich habe mich dem um so eher angeschlossen, als pik., wallon. *harler* das *-s-* als gesprochen erscheinen lieſsen. Dagegen sieht nun Gamillscheg in den bearnischen Formen lat. facula ZFSL 55, 78 und Romania Germanica 1, 249, 1 bemerkt er genauer: „bearn. *hayle* ist nicht eigentlich bearnisch, sondern die Form des Grenzgebietes. Es ist die südfranzösische Fortsetzung der nordspanischen Formen, die auf *facula* zurückführen“. Das ist nicht verständlich. *Facula* lautet aspan. *faja*, wie kann dessen südfranzösische Fortsetzung *hayle* lauten? Im Provenzalischen entspricht *falha*, heute, wo *lh* zu *y* wird, *fayo*, im Bearnischen *halhe*. Auch der ALF und die Mundartenproben bei Lespy, Grammaire Béarnaise geben für *-cl-* kein anderes Ergebnis, ganz abgesehen davon, daſs ein *-acl-* zu *aile* (nicht *alh*) der ganzen Entwicklung nicht nur des Südfranzösischen widerspräche. Die bearnischen *i*-Diphthonge zeigen als Quelle des *i* entweder Velar vor Kons.: *afaytar*, oder *sc, si*: *heyx* (*fasce*), *gleyse* (*ecclesia*), oder *t, d* vor *r*: *fray* (*fratre*), oder *s* vor stimmhaften Lauten: *maynada* (*mansionata*), *aumouyne* (*eleemosyna*), *baylet* (*vaslittu*), *meyleu* „plutôt“ (*magisleve*) u. a. Es ergibt sich also, daſs dem *haylá* nur ein *-asl-* zugrunde liegen kann.

Um die alte Herleitung zu retten, bringt nun Gamillscheg einige Ortsnamen, in denen tatsächlich *-rl-* an Stelle von *-ll-* des 12. Jh. „durch Dissimilation“ getreten sei. Zugegeben, daſs das richtig ist, müſste dann aber gezeigt werden, daſs dem holländischen Worte ein fränk. *hallôn* entsprochen hätte. Dem ist aber nicht so, das ziemlich weit, auch im Rheinischen, verbreitete Wort hat, wie mir Frings freundlichst mitteilt, nirgends *-ll-*. Damit fällt wohl die letzte Möglichkeit, *harler* unmittelbar auf ein fränk. *hal-* zurückzuführen.

W. Meyer-Lübke.

---

3. Ital. *fruscio* „Rauschen, Rascheln, Getöse".

Zu ital. *fruscio* gesellt sich siz. *frušu* „lo sgorgare che fanno i fluidi con violenza e abbondanza, e le scaturiggini naturali; rumore che fa il vento o altro fra le frasche" (Traina); *frušu* Mistreta (Messina) AIS fontana 852, 826, kalabr. *frušu*" getto d'acqua, schizzo, zampillo di un liquido" (Rohlfs), neap. *fruše* „romore di vento tra le folte piante e d'acque correnti", irp. *frušo* „fruscio, romore, bisbiglio, scroscio". Dazu die Zeitwörter *sfrusciare* „rauschen, rasseln", siz. *frušari* „sgorgare". Daneben steht nun neap. *frušo* „flusso, scorrenza", *fruše yanke* „fluori bianchi", das deutlich lat. *fluxus*, ital. *flusso* darstellt. Soll man nun annehmen, daſs die erstgenannten Wörter darauf beruhen, oder sind sie Schallwörter? Ich möchte das Letztere vorziehen, schon mit Rücksicht auf die geographische Verbreitung und auf die Doppelbedeutung vom Geräusch des Wassers und der Blätter, wobei natürlich kein genetischer Zusammenhang zwischen den beiden Verwendungen besteht.

Das Verbum hat nun aber noch andere Bedeutungen, kalabr. „sprecare, dissipare, annoiare, importunare, seccare", neap. „profondere, sciupare, fastidire, molestare per frequenza di atti o di fatti", irp. „sprecare, scialacquare, sciupare," abruzz. „seccare, noiare"; vgl. *frušuni* „prodigo" in Reggio di Calabria. Kann „verschwenden" von „überflieſsen" ausgehen, so ist dagegen „belästigen" schwieriger. Nun gibt Nerucci montal. *frušio* „strisciamento sibilante, specialmente di vesti che strascicano, o di seta, o di animali che vanno pian piano facendo un piccolo rumorino", was wohl wieder Schallwort ist, und das erinnert an obwald. *furschar* „scheuern", antron. *fruša, f. i. streš* „stropiccare (la biancheria sull' asse)", Nicolet (Zs. Bft. 89, 130), piver. *fruščá* „strofinare", wofür Goidanich (AGl. 18, 293) *frusticare* ansetzt, wofür aber ebenso gut *frušulare* möglich wäre, vgl. einerseits *masčá masticare*, andererseits *wisča* „verga, sferza". Von „reiben" gelangt man auf verschiedene Weise zu „belästigen"; vgl. irp. *frušá li kauzuni* „annoiare", neap. *frošare lo kautsone, frušare lo kulo* „dare, ricevere molestia".

Die Verbindung von *(s)fruciare* mit frz. *froisser* REW 3542, v. Wartburg 3, 833a ist begrifflich bedenklich, da das französische Wort in erster Linie „zerbrechen" bedeutet, und macht im Vokal Schwierigkeit.

Die Lautfolge kons. *r* + vok. + *š* zur Wiedergabe des „Streifens" liegt auch in ital. *strisciare* (Regula, Zs. 43, 182) und in ital. *stroseiare* vor, für das ich die REW 8866 gegebene Erklärung jetzt mit gröſserer Entschiedenheit vertreten würde.

W. Meyer-Lübke.

---

4. Sp. *goldre*, ptg. *coldre* „Köcher".

In ZrP. 53, 295 verwirft Spitzer die schon von Covarrubias, Tesoro II, 440 vorgetragene, von C. Michaelis, Jahrbuch für rom. und engl. Lit. und Spr. 13, 213ff. verteidigte, von Diez, 456 oben, und Meyer-Lübke, Nr. 2273, auch in der 3. Auflage, angenommene Herleitung des sp. *goldre*, ptg. *coldre* „Köcher" von lat. *gōrȳtus, cōrȳtus* „Köcher" und nennt sie den „typischen Fall einer Zusammenstellung lautlich und semantisch anklingender Worte, ohne daſs man wirklich die lautliche Form (das *l*, das *r*, das *e*) rechtfertigen könnte". Dieser Vorwurf ist nur zum Teile berechtigt. Wenn auch Diez und Meyer-Lübke das lautliche Verhältnis zwischen lat. *gōrȳtus, cōrȳtus* und sp. *goldre*, ptg. *coldre* nicht besprochen haben, so hat es doch C. Michaelis a. a. O. schon im Jahre 1874 erörtert und die Annahme des Einschubs eines *r* hinter *d* durch die Anführung vieler anderer sp. Wörter, die auch ein *r* hinter dem den Stamm auslautenden Konsonanten eingeschoben haben, gerechtfertigt. Ebenso hat in neuerer Zeit Menéndez Pidal, Manual de gramática histórica esp., 5. Aufl., 156 unten, *goldre* in einer „multitud de ejemplos", die „la adición de *r*" zeigen, angeführt. Für das Ptg. sei auf die Beispiele Cornus, GGr. I², 981 oben, für den Nachklang eines *l, r* verwiesen. Das *r* von *goldre, coldre* kann man also rechtfertigen. Das *l* kann man auf zweifache Weise erklären. Entweder nimmt man mit Menéndez Pidal, a. a. O. 128 oben; 156 unten, als Vorstufe des sp. *goldre* ein **golde* an und erklärt das *l* als Substitution für griech. *r* wie das *l* des sp. *silo*, kat., apr. *sil*; sp. *pábilo*, kat., apr. *pábil*, für deren *l* Meyer-Lübke, 6218 zu Unrecht den Grund als noch unbekannt bezeichnet. Wie nach den eben genannten rom. Wörtern und ptg. *pavio*, abruzz. *pábbele* „Docht" ein **sīlus*, **pápylus* neben den überlieferten Formen *sīrus, papȳrus* bestanden, so hätte neben dem überlieferten *gōrȳtus, cōrȳtus* ein **gólytus*, **cólytus* bestanden und über **golde*, **colde* sp. *goldre*, ptg. *coldre* ergeben; das Verbreitungsgebiet von **sīlus*, **pápylus* und das von **gólytus*, **cólytus* hätten sich z. T. gedeckt. Die Wiedergabe des griech. *r* durch lat.-rom. *l* setzt eine direkte Übernahme des griech. Wortes durch die rom. Bevölkerung Südfrankreichs und Spaniens voraus; man kann sich mit C. Michaelis die Griechen Marseilles und seiner Kolonien an der Ostküste Spaniens als Geber der Wörter denken, wobei sich galiz. *siro* gegenüber dem sp. *silo* durch die Entfernung Galiziens vom ostpr. Ausgangspunkte der Form **sīlus*, die Galizien nicht mehr erreichte, erklärt. Man kann das *l* des sp. *goldre*, ptg. *coldre* aber noch auf andere Weise erklären, nämlich durch die bekannte Dissimilation von *r-r* zu *l-r*, und *goldre, coldre* über **gordre*, **cordre* auf **gorde*, **corde* zurückführen, die aus **górytem*, **córytem* für *gōrȳtum, cōrȳtum* entstanden. Dann ging *goldre* über **gordre* aus **gorde* ebenso hervor wie *tolondro* über **torondro* aus asp. *torondo* (Menéndez Pidal, Rom. 29, 373 u.). Diese zweite Erklärung von *goldre, coldre*, die mit den überlieferten lat. Formen,

die *r*, nicht *l* enthalten, als Grundformen auskommt, ist deshalb wahrscheinlicher als die erste. Schwerer als *l* und *r* von *goldre, coldre* ist deren *-e* zu erklären, dessen Rechtfertigung noch von Spitzer vermiſst wird. Zunächst ist nicht von *gōrȳtus* bzw. *cōrȳtus*, sondern **górytus* bzw. **córytus* auszugehen, das durch die Messung *cŏrȳtus* von seiten des Apollinaris Sidonius, carm. 11, 56 im Verse *cui fáx arcús corytús pendébat* nur zum Teil gestützt ist. **Górytus* entstand aus griech. γωρυ̃τός so wie **sícotum* bzw. an *fīcus* angelehntes, bezeugtes *fícotum* aus σῦκωτόν (G. Paris, Miscellanea Ascoli, 50f. = Mél. ling., 548f.) und *epistula* aus ἐπιστολή (Wartburg, FEW. 3, 493a unten, Anm. 12) durch Hebung des auf der drittletzten Silbe des griech. Oxytonons von selbst entstandenen Nebentons zum Hauptton des lat. Wortes und durch die darin liegende Anpassung des griech. Wortes an die lat. Betonungsgesetze. Wie in **sícotum* veranlaſste in **górytus* die Betonung der drittletzten Silbe die Kürzung der vorletzten gemäſs den lat. Betonungsgesetzen. **Górytus* war die volkstümliche Form des griech. Lehnwortes, *gōrȳtus* die Form der höheren Stände. Da bei manchen griech. Lehnwörtern des Lateins eine volkstümliche Form mit *g-* für griech. *k* neben einer von den höheren Ständen gesprochenen mit *c-* bestand, bildete man zu *gōrȳtus*, dessen *g* als ein solches vulgäres *g* für griech. *k* angesehen wurde, *cōrȳtus* als vermeintlich feinere Form. Der Thes. gebraucht die Form *cōrȳtus* als Stichwort, bemerkt aber: traditur in parte codicum *gorytus*. Nach dem der höheren Sprache angehörigen Nebeneinander *gōrȳtus-cōrȳtus* bildete man zu volkstümlichem **górytus* ein **córytus*. Durch die Aussprache des *y* als *i* ergaben sich die Formen **góritus*, **córitus* ,,Köcher''. Nun weisen **gorde*, **corde*, die Vorstufen von **gordre*, **cordre*; *goldre*, *coldre*, auf **górite*, **córite*; somit wurden im Volkslatein Hispaniens **gọ́ritu(m)*, **cọ́ritu(m)* zu **gọ́rite(m)*, **cọ́rite(m)*, wohl nach **gọ́rgite* aus klassisch-lat. *gurgitem*, dem Akk. von *gurges*, das nach arag. *gorga* ,,la olla o remolino que hace el agua'' (Borao, Voc. arag. 240), murc. *gorgo* ,,remolino que hacen las aguas'' (Sevilla, Voc. murc. 100), galiz. *golga* ,,gargantura de tierra o estrechura de monte'' (Valladares, Dic. gall. 286) auch auf der Pyrenäenhalbinsel geläufig war (García de Diego, Contribución al dic. hisp. etim., 92 u.). Was immer aber der Anstoſs zum Ersatz von **gọ́ritum*, **cọ́ritum* durch **gọ́ritem*, *cọ́ritem* im Volkslatein Hispaniens gewesen sein mag, so ist der Unterschied zwischen dem von Sidonius bezeugten *córytum* und dem dem ptg. *coldre* genügenden **córytem* viel zu gering, um einen Zusammenhang daraufhin leugnen zu können. Auch das *-e* des sp. *goldre*, ptg. *coldre* kann man rechtfertigen. Für jeden, der wie ich die passende Bedeutung für das Wichtigste bei einer guten Etymologie hält, ist die Verbindung des sp. *goldre*, ptg. *coldre* ,,Köcher'', die ohne weiters auf **gordre*, **cordre* zurückgeführt werden können, mit lat. *gōrȳtus*, *cōrȳtus*, *córytus* ,,Köcher'' geradezu selbstverständlich. Das hier verteidigte Etymon Diezens und Meyer-Lübkes für *goldre*, *coldre* verdient jedenfalls in keiner Weise den geringschätzigen Ausdruck

Spitzers, daſs es ,,noch immer in unseren Wörterbüchern spukt''. Auch die von Spitzer am Schluſs seines Artikels diesem Etymon gegebene Bezeichnung ,,grec superflu'' ist unzutreffend, da die rom. Etymologen sp. *goldre*, ptg. *coldre* ja mit dem bezeugten lat. *gōrȳtus*, *cōrȳtus* verbunden haben, dessen Herkunft aus dem Griech. zunächst nur den Latinisten, nicht den Romanisten angeht. Diezens Etymologie von *goldre* zog nicht ein griech. Wort, dessen Aufnahme ins Latein nicht bezeugt wäre, sondern ein lat. Wort griech. Herkunft heran.

Welche etymologische Erklärung gibt nun Spitzer für *goldre*, *coldre* statt der von ihm verworfenen? Er hält *goldre* für ,,eine Verbalableitung ... von jenem Stamm *goldr-*'', den wir in *cordovan goldrado* ,,gefärbtes Leder'' des Alfonso Alvares, Cancionero de Baena, 146 vor uns haben. Das hier vorliegende asp. *goldrar* ,,färben'' verbindet er richtig mit galiz. *goldrear* ,,derramar goldre o suciedad por todas partes'' und sp. *corlar*, *corlear* ,,mit Goldfirnis überziehen'', dessen Herkunft von lat. *colōrāre* ,,färben'' längst erkannt ist. Da man bei Alfonso Alvares ,,auch in seinen kastil. Liedern des öfteren galiz. Worten und Formeln begegnet'' (C. Michaelis, GGr. II, 2, 241 Anm. 4), so darf sein *goldrar* als altgaliz. Form und Vorstufe des neugaliz. *goldrear* ,,beschmieren'' angesehen werden; im Galiz. wurde *goldrar* zu *goldrear* wie im Sp. *corlar* zu *corlear*. *Goldrar* entstand natürlich über **golrar* aus lat. *colōrāre*. Wegen des *g* für *c* verweist Spitzer auf Álavas *golorito* ,,Distelfink'', das er im folgenden richtig mit sp. *colorín* ,,auffallende Farbe; Distelfink'' verbindet und wegen seines *g* a. a. O., 298 oben, mit Álavas *gova* ,,cueva'' vergleicht. Damit ist allerdings noch keine Erklärung des *g* von *golorito*, *gova* gegeben. Da die Provinz Álava an das bask. Gebiet grenzt und das Bask. in lat. Lehnwörtern öfter *g* für lat. *c* bietet, so in *gela*, *gerezi*, *gertu*, *goru*, *gorputz* aus lat. *cella*, **ceresia*, *certus*, *colus*, *corpus* (Schuchardt, ZrP. Beiheft 6, 20f.), so wird *g* in *golorito*, *gova* auf bask. Einfluſs beruhen. Diese Erklärung ist für galiz. *goldr(e)ar* unmöglich, dessen *g* einer eigenen, noch zu suchenden Erklärung bedarf. Wie immer aber auch diese lauten mag, hat *goldrar* jedenfalls bestanden, und *goldre* ,,Köcher'' könnte an sich davon abgeleitet sein. Freilich müſste es dann ursprünglich ein galiz. Wort gewesen sein, da *goldrear* eine galiz. Form ist und danach *goldrar* bei dem galizisierenden Alfonso Alvares höchstwahrscheinlich auch galiz. war; die Annahme, daſs *goldre* ursprünglich galiz. gewesen sei, könnte man noch hingehen lassen. Aber die von Spitzer angenommene Bedeutungsentwicklung kann man kaum zugeben. ,,Zu *cordovan goldrado* ,,gefärbtes Leder'' paſst, sagt Spitzer, sp. *goldre*, ptg. *coldre* ,,Köcher'', wenn man die Glossierung bei Figueiredo betrachtet: ,,cada um dos dois estojos de sola'' (also ,,Leder!''), ... beira. ,,rameira, mulher pública, coiro'' (*coldre* kann nur dann ,,Dirne'' bedeuten, wenn es ursprünglich ,,Leder, Haut'' bedeutet hat wie ptg. *coiro* ,,Leder, Dirne'', lat. *scortum*). Die Form *coldre* im Ptg. muſs aus Spanien kommen, da

corar die bodenständige Entwicklung von *colōrāre* ist.“ So schreibt Spitzer. Wie man sieht, nimmt er eine Bedeutungsentwicklung „gefärbtes Leder—Leder—Köcher aus Leder“ an und stützt diese Annahme durch die Bedeutungen, die Figueiredo für ptg. *coldre* in der Schriftsprache und in der Mundart der Beira angibt; er tut dies, obwohl er unmittelbar darauf ptg. *coldre* als sp. Lehnwort bezeichnet und bei seiner Erklärung des sp. *goldre* wegen des ptg. *corar* als Entsprechung des galiz. *goldrar* als sp. Lehnwort ansehen muſs. Einerseits soll ptg. *coldre* in der Schriftsprache und einer Mundart die ursprüngliche Bedeutung „Köcher aus Leder“ bzw. „Leder“ (daraus „Dirne“) bewahrt haben; andererseits soll es sp. Lehnwort, also sekundär sein. Den Widerspruch, der darin liegt, scheint Spitzer infolge seiner raschen Arbeitsweise gar nicht bemerkt zu haben. Davon absehend, muſs man fragen, ob denn die von ihm angenommene Bedeutungsentwicklung überhaupt glaublich ist. *Cordovan goldrado* bedeutete wahrscheinlich, was Spitzer ohne weiteres zuzugeben ist, „gefärbtes Leder“ (genauer „gefärbtes Korduanleder“), *goldrar* also „färben“, vielleicht speziell „Leder färben“, so wie das auch aus *colōrāre* entstandene nfrz. *coudrer* „Leder in die Treiblauge legen“ nach Behrens, ZrP. 26, 722f. gemäſs seiner Herkunft ursprünglich „Leder rot färben“ bedeutete. Die Ableitung von *goldrar* bedeutete danach zunächst „Färbung“ (vgl. galiz. *goldra* „suciedad“, ursprünglich wohl „Beschmierung“), vielleicht speziell „Färbung des Leders“. Somit gätte *goldre* zuerst die Färbung des Leders, dann das gefärbte Leder, dann das für lederne Köcher verwendete Leder, dann den ledernen Köcher, dann jeden Köcher bezeichnet. Von diesen Bedeutungen ist nur die Anfangs- und die Endbedeutung gesichert; die dazwischen liegenden sind es nicht. Ist es wahrscheinlich, daſs man ein ledernes Futteral für Pfeile einfach „gefärbtes Leder“ genannt habe? Ist diese Erklärung von *goldre* „Köcher“ wirklich, wie Spitzer am Schluſs seines Artikels sagt, „noch immer besser als die durch das „grec superflu“? (d. i. durch *gōrȳtus* „Köcher“ griech. Herkunft). Auch die Behauptung Spitzers, *coldre* könne nur dann „Dirne“ bedeuten, wenn es ursprünglich „Leder“ bedeutet habe, ist anfechtbar. Die Bedeutung „Dirne“, die ptg. *coldre* in der Mundart der Beira hat, wird man, statt sie aus einer Grundbedeutung „Leder“, die reine Annahme ist, zu erklären, mit viel gröſserer Wahrscheinlichkeit von der Bedeutung „Köcher“ herleiten, die *coldre* sonst im Ptg. hat. Man bezeichnete in der Beira die Scham einer Dirne und dann diese selbst (vgl. lat. *cunnus* „Scham; Dirne“) in leicht verständlicher Übertragung nach dem Futteral, in das die Pfeile hineingesteckt werden.

Neben der Herleitung von *goldrar* „färben“ trägt Spitzer noch zwei Erklärungen des sp. *goldre*, ptg. *coldre* „Köcher“ vor, nämlich die von ihm selbst als „wohl weniger wahrscheinlich“ bezeichnete Verbindung des ptg. *coldre* mit ptg. *colodra* „Korb“ durch Cortesão, Subsidios para um dicc. completo unter *coldre*, und seine eigene An-

nahme der Entlehnung des sp. *goldre* von afrz. *gourle* „Gürtel, Geldtasche“. Beide Annahmen sind lautlich unwahrscheinlich, die erste, weil *colodra* nicht sein betontes *o* verloren hätte, die zweite, weil *rl* des afrz. *gǫrle* nicht zu *lr* (dann *ldr*) in dér Sprache geworden wäre, in der umgekehrt *lr* zu *rl* in *corlar* wurde. Herkunft des sp. *goldre* von afr. *gorle* ist auſserdem sachlich unwahrscheinlich. Da von den alten Spaniern der Köcher an einem Leibgurt getragen wurde (Giese, Waffen nach der sp. Literatur des 12. und 13. Jhs., 77 oben), hätte man, wenn man schon afrz. *gorle* „Gürtel“ entlehnt hätte, damit allenfalls den den Köcher tragenden Leibgurt benannt, nicht den Köcher selbst, den man doch wegen der Deutlichkeit mit einem anderen Ausdruck als den Gurt bezeichnen muſste. Spitzer erklärt die Bedeutung „Köcher“ aus der „Geldtasche“, die *gorle* nach ihm hatte, das vielmehr „Geldkatze“ bedeutete; er vergleicht aptg. *aljaveira*, nptg. *algibeira* „Geldtasche“ zu *aljava* „Köcher“. Er beachtet nicht, daſs nicht *aljava* „Köcher“ selbst, sondern dessen Ableitung *aljaveira* die Geldtasche, früher die Geldkatze benannte, diese auch nur über ein altes **cinta aljaveira* „Gurt, der den Köcher trägt“.

JOSEF BRÜCH.

---

5. It. *fante* „Fuſssoldat“.

In der ZfSL. 52, 420ff. habe ich it. *fante* „Fuſssoldat“, das schon der jüngere Zeitgenosse Dantes Giovanni Villani in seiner Chronik 7, 109, 1 gebrauchte, wegen des begrifflichen Abstandes von altit. *fante* „Kind“, das Dante im Purg. 11, 66; 25, 61 und Parad. 33, 107 verwendete, etymologisch getrennt und über italorom. **fantim* auf ostgot. **fanþjin*, den nach got. Syntax viel gebrauchten Dativ von **fanþja*, das dem ahd. *fendo* „pedes“ Graff 3, 540, mhd. *vende* „Fuſsgänger, Krieger zu Fuſs“, ags. *féða* „a band on foot, infantry“ Bosworth-Toller 284a entsprach, zurückgeführt. Diese Erklärung ist von Meyer-Lübke in der 3. Aufl. seines REW. Nr. 3185a angenommen worden. Gegen diese Etymologie wendet sich nun Spitzer, ZrP. 53, 294. Er bezeichnet es zunächst als „von vornherein methodisch unangängig, auf semantisch-lautliche Anklänge zwischen Wörtern verschiedener Sprachen hin die semantisch-lautliche Einheit eines Wortes innerhalb einer Sprache zu sprengen“. Diesen allgemeinen Grundsatz lasse ich durchaus gelten, finde aber, daſs er auf den Fall *fante* gar nicht angewendet werden kann, weil in diesem Fall eben „die semantisch-lautliche Einheit eines Wortes innerhalb einer Sprache“ nicht gegeben war. Nur die lautliche Einheit bestand bei altit. *fante* „Kind“ und *fante* „Fuſssoldat“, aber nicht die semantische Einheit. Zwischen *fante* „Kind“ und *fante* „Fuſssoldat“ bestand vielmehr ein weiter begrifflicher Abstand. Spitzer glaubt ihn allerdings durch die für *fante* bezeugten Bedeutungen „Bursche, Kerl“ ausgefüllt; *fante* habe die Bedeutungsentwicklung „Kind — Bursche — Kerl — gemeiner

(Fuſs)soldat" genommen. Nun eignen aber diese Bedeutungen nur dem altit. *fante*, nicht den anderen rom. Vertretern des lat. *infantem*: Engad. *infaunt* bedeutet nur „Kind" (Pallioppi), afrz. *enfant* nur „garçon ou jeune fille en bas âge" und „jeune homme noble non encore adoubé chevalier" (God. 9, 460b; 3, 140a unten), nfrz. *enfant* nur „celui qui est dans la première partie de la vie humaine; l'être du sexe masculin ou féminin qu'un père a engendré, qu'une mère a mis au monde; descendant" (Dict. gén.), aprov. *enfan* nur „enfant" (Rayn. 3, 279b), „Kind männlichen Geschlechtes, Knabe" (Levy 2, 485b oben), nprov. *enfant* nur „enfant" und als Marineausdruck „mousse" (Mistral 1, 907a), kat. *infant* „enfant, prince" (Bulbena y Tosell), asp. *yfante* nur „niño, hijo de padre noble, hijo de rey" (Menéndez Pidal, Cantar de mio Cid, 720 unten, 721 oben, 722 Mitte), späteres latinisiertes *infante* ebenso „niño" Berceos Vida de S. Domingo 37a und „hijo de rey" (Marden, Libro de Apolonio 2, 123; Aguado, Glosário sobre Juan Ruiz, 418), nsp. *infante* „niño pequẽno" (poco usado), „hijo segundo del rey" (Toro y Gisbert), ptg. *infante* „criança, filho de rei". Allerdings bedeuten kat. *infant*, sp. ptg. *infante* auch „Fuſssoldat", haben aber nicht die Bedeutungen „Bursche, Kerl", die nach Spitzer zur Bedeutung „Fuſssoldat" von der Grundbedeutung „Kind" geführt haben sollen; kat. *infant*, sp., ptg. *infante* „Fuſssoldat" sind offenbar von altit. *infante* dass. ebenso entlehnt wie kat., sp. *infanteria*, ptg. *infantaria* und frz. *infanterie* „Fuſstruppe" von it. *infanteria* dass. und wie frz. *fantassin*, mfrz. *fantachin*, *fantacin* „Fuſssoldat" von it. *fantaccino* dass. God. 3, 140a unten belegt *enfant de pied* „fantassin" mit den Versen *Nous vous baillons legionnaires Enffans de pied, centurions* des von Carnandet herausgegebenen Heiligenspiels vom heiligen Didier, das 1482 aufgeführt wurde (Gröber in seinem Gr. II, 1, 1221 unten); da in diesem Spiele die hier redenden römischen Soldaten „ein italianisiertes Französisch sprechen" (Gröber a. a. O.), so ist *enffans de pied* als Italianismus, als Französierung des it. *fanti da piè* „Fuſssoldaten" anzusehen, das Tom.-Bell. 2, 650a unten belegt haben. Zusammenfassend kann man sagen, daſs die Vertreter des lat. *infantem* in den anderen rom. Sprachen auf die Bedeutung „Kind, Junge" beschränkt blieben und daſs nur altit. *fante* die Bedeutungen „Bursche, Kerl" entwickelte, einen schon völlig geschlechtsreifen jungen Mann bezeichnete. Was war der Grund dieser Erscheinung? Da liegt doch der Gedanke nahe, daſs das aus lat. *infantem* entstandene altit. *fante* „Kind" wegen des anderen, aus anderer Quelle entstandenen *fante* „Fuſssoldat" die Bedeutungen „Bursche, Kerl" annahm, daſs diese Bedeutungen ein Kompromiſs zwischen denen „Kind" und „Fuſssoldat", nicht, wie Spitzer meint, eine Vorstufe der letzteren Bedeutung waren. Begreiflicherweise betrachteten die Italiener des späteren Mittelalters ihr *fante* „Kind" und ihr *fante* „Fuſssoldat" als éin Wort und gaben ihm nun die Bedeutungen, die zwischen diesen weit auseinander liegenden Bedeutungen vermittelten. Damit ist die scheinbare üppige Bedeutungs-

entwicklung des Vertreters von *infantem* im It. gegenüber der sehr dürftigen in den anderen rom. Sprachen erklärt; der Anstoſs zu jener Entwicklung war das Homonym *fante* „Fuſssoldat". Die (falsche) Auffassung, daſs *fante* „Kind" und *fante* „Fuſssoldat" dasselbe Wort seien, hat ja auch nach *fante*—*infante* „Kind" zu *fante* „Fuſssoldat" *infante* dass. hervorgerufen. Dieser volksetymologischen Auffassung der Italiener alter und gewiſs auch neuer Zeit hingen früher auch die rom. Linguisten an; Spitzer hängt ihr noch jetzt an. Die von ihm angenommene geradlinige, von auſsen unbeeinfluſste Entwicklung der Bedeutung von „Kind" über „Bursche, Kerl" zu „gemeiner Fuſssoldat" ist unwahrscheinlich. Die Entwicklung bis zu „Bursche" könnte ohne weiters angenommen werden; aber die weitere nicht. Spitzer weist darauf hin, daſs Offiziere im Weltkriege „meine Kerls" von ihren Mannschaften sagten; aber *meine Kerle* konnte im Sinne „meine Infanteristen" nur unter besonderen Umständen, die jeden Zweifel über die Bedeutung des Ausdrucks ausschlossen, gesagt werden und zog keineswegs eine Bedeutung „Infanterist" für *Kerl* nach sich. Ich muſs bei der Ansicht bleiben, die ich s. Z. ausgesprochen habe, daſs nämlich „die Entwicklung der so speziellen Bedeutung „Fuſssoldat" aus der allgemeinen „Bursche" wenig wahrscheinlich sei". Ndl. *vent* „Kerl", das ich s. Z. zu ahd. *fendo*, mhd. *vende* „Fuſsgänger" gestellt habe, was Spitzer mir jetzt nachspricht, und das dann eine Bedeutungsentwicklung „Fuſsgänger—Kerl", die Umkehrung der von Spitzer angenommenen Entwicklung, erfahren hätte, gehört, wie ich jetzt weiſs, gar nicht zu ahd. *fendo*, mhd. *vende* „Fuſsgänger", ist vielmehr in rascher Rede aus mndl. *vennoot*, *veinnoot* „Genosse" Verwijs en Verdam, Middelnederlandsch woordenboek 6, 1404, entstanden, das in voller Form nndl. *vennoot* „Teilhaber, Kompagnon" ergab (Franck, Etymologisch woordenboek der nederlandsch taal s. v.). Die neben dieser Auffassung als zweite Möglichkeit von Falk-Torp unter *fant* angenommene etymologische Identität des ndl. *vent* mit mhd. *vende* „Fuſsgänger" ist wegen der ndl., speziell flämischen, Nebenform *veint*, die zu *veinnoot* stimmt, unwahrscheinlich. Aus ndl. *vent* entstand mndd. *vent* „Knabe, Junge, Gehilfe des Meisters" Schiller-Lübben 5, 235b und daraus mhd., richtiger mitteld. *vent*, *vende* „junger Mensch, Knabe", frühnhd. *Fänt* „Junge", zu dessen Diminutiv *Fäntchen* nach *Männchen*—*Mann* junges nhd. *Fant* geschaffen wurde, vielleicht in mitwirkender Anlehnung an altit. *fante* „Knabe" (von Bahder, Beitr. zur Gesch. der d. Spr. 22, 529f.). Jedenfalls hat ndl. *vent* eine Bedeutungsentwicklung „Fuſsgänger—Bursche, Kerl" nicht erfahren und stützt daher auch nicht die Annahme einer umgekehrten Entwicklung „Bursche, Kerl—Fuſsgänger". Diese bleibt unwahrscheinlich und die Herkunft des it. *fante* „Fuſssoldat" von ostgot. **fanþjin* wahrscheinlicher. Auch der sehr vorsichtige Meyer-Lübke sagt jetzt in der 3. Aufl. des REW. Nr. 3185a, daſs die Herleitung dieses *fante* „Fuſssoldat" von lat. *infantem* „begrifflich schwieriger" sei (als die von got. **fanþjin*).

Nachdem die Argumente Spitzers für eine etymologische Identität des it. *fante* „Fuſssoldat" mit altit. *fante* „Knabe" zurückgewiesen sind, bleiben noch seine Argumente gegen eine Herkunft dieses *fante* „Fuſssoldat" von ostgot. **fanþjin* zu widerlegen. Spitzer sagt, „daſs got. **fanþja* rekonstruiert ist und daſs das *-e* des it. Wortes Brüch sehr groſse Sorgen macht; er geht von einem Dativ **fanþjin* aus, dessen Verallgemeinerung erst umständlich gerechtfertigt werden muſs". Auf diese Vorwürfe Spitzers erwidere ich folgendes. Die erhaltenen Texte in got. Sprache, die Bibelübersetzung, die begreiflicherweise nur einen beschränkten Wortvorrat braucht, das Fragment einer Erklärung des Johannesevangeliums, die in enger inhaltlicher Verwandtschaft mit der Bibel steht und ihr gegenüber nur wenige neue Wörter bringt, das Fragment eines Kalenders und zwei Verkaufsurkunden, enthalten natürlich nur einen kleinen Teil des Wortschatzes, den die got. Sprache tatsächlich besaſs. Daher haben Germanisten und Romanisten, die it. oder sp., ptg. Wörter auf got. zurückgeführt haben, seit langem nach dem aus den überlieferten got. Wörtern uns bekannten got. Laut- und Formenstand got. Wörter, die nicht überliefert sind, auf Grund altwestgerm. (ahd., alts., ags.) oder anord. Wörter angesetzt. So verfuhr W. Bruckner in seiner vorzüglichen „Charakteristik der germ. Elemente im It.", 8—16, so Gamillscheg in seiner guten Darstellung der got. Lehnwörter des Sp. in RFE. 19, 145ff., so auch ich bei dem Ansatz eines got. **fanþja*. Ahd. *fendo* und ags. *féða* weisen, miteinander verglichen, nach ahd. und ags. Lautentwicklung mit Sicherheit auf westgerm. **fanþjan*, das vor der Wanderung der Angelsachsen von Norddeutschland nach England bestanden haben, also alt sein muſs. Die Entsprechung des westgerm. **fanþjan* im Got. muſste, wenn vorhanden, nach got. Formenstand **fanþja* lauten. Dessen „Rekonstruktion" besteht nur in der Annahme, daſs ein im Westgerm. seit aller Zeit vorhandenes germ. Wort auch im Ostgerm. und speziell im wichtigsten Dialekt des Ostgerm., im Got., vorhanden gewesen sei.

Spitzer wirft mir noch vor, daſs ich, um *-e* von *fante* zu erklären, vom got. Dativ **fanþjin* ausgehe und dessen Verallgemeinerung erst umständlich rechtfertigen müsse. Nun habe ich darauf hingewiesen, daſs manche griech. Substantiva ins Latein nicht im Nominativ, sondern im Akkusativ entlehnt wurden, dies offenbar deshalb, weil sie im Akk. besonders oft gebraucht wurden. Wie das Griech., das die Substantiva oft im Akk. gebrauchte, dem Latein Wörter im Akk. gab, so gab das Got., das die Substantiva oft im Dativ gebrauchte, dem Latein bez. dem Rom. Wörter im Dativ. Ich sage „Wörter", weil ich dem Worte **fanþjin* ein zweites got. Wort im Dativ hinzufügen kann, das auch in diesem Kasus ins Rom. kam. Gamillscheg, RFE. 19, 129 hat die sp., ptg. Ortsnamen *Godín, Gudín, Vilagudín, Villa Godím* verzeichnet und das in ihnen bewahrte iberorom. **Gutīnus* auf der nächsten Seite auf westgot. *Gutin* zurückgeführt. Er nimmt an, daſs „los iberoromanos repetirían el nombre que oían pronunciar

a los godos para designarse a sí mismo: en la propria lengua nacional ... se tomó como base una forma del dativo o del acusativo, bien pudo una forma *Gutin* latinizarse en iberoromano bajo la forma *Gutinus*". *Gutin* war der Dativ von *Guta* „Gote", während der Akk. *Gutan* lautete, was Gamillscheg selbst sagt; *Guta* war ja nach der ältesten Überlieferung *n*-Stamm (Streitberg, Got. Elementarbuch, 8 unten), so wie **fanþja* es nach ahd. *fendo*, ags. *féða* war. Somit nimmt auch Gamillscheg von einem got. Worte, das in diesem Falle der Gotenname selbst war, an, daſs es im Dativ ins Rom. überging. Nun kann man allerdings *Vilagudín*, *Villa Godím* bez. das ihm zugrundeliegende *Vīlla Gutīnī* als Latinisierung eines westgot. *gards Gutins* „Hof eines Goten" auffassen, in dem nicht der Dativ, sondern der possessive Genitiv vorlag. Aber der nach Gamillscheg elfmal vorkommende Ortsname *Godín*, *Gudín*, bei dem der Gotenname allein die Örtlichkeit benannte, kann nicht auf einen Genitivus possessivus zurückgehen, ist vielmehr mit Gamillscheg auf den got. Dativ *Gutin* zurückzuführen, der im Got. eine ähnliche Rolle spielte wie im Lat.-Rom. die Akk. *Gotōs*, *Gutōnēs*, *Gutōne*(*m*), auf die Gamillscheg a. a. O., 127f. viele Ortsnamen Spaniens und Portugals zurückführt. Den Nachweis, daſs der Dativ im Got. nach dessen Syntax viele Funktionen hatte, also viel gebraucht wurde, habe ich ausführlich erbracht. Diese Genauigkeit und Sorgfalt macht man mir jetzt zum Vorwurf.

Auf S. 295 oben sieht Spitzer „jene Mischung von Herabsehen auf den niederen militärischen Grad und von Respekt vor männlicher Haltung ... diese pejorativ-admirative Nuance in it. *fantaccino* „Fuſssoldat", dessen *-accio* pejorativ, dessen *-ino* kosend ist ... Ich sehe nicht, wie Brüch diese Ableitung bei seiner Etymologie ohne weiteres rechtfertigen kann". Zu dieser Bemerkung Spitzers sage ich folgendes. Nachdem einmal aus ostgot. **fanþjin* über italorom. **fantim* it. *fante* entstanden war, besaſs das It. *fante* „Fuſssoldat", dessen got. Herkunft schon die der entlehnenden Generation folgende Generation nicht kannte. Ich sehe nicht ein, warum die Italiener späterer Zeit wegen der ihnen unbekannten got. Herkunft des Wortes *fante* „Fuſssoldat" den Fuſssoldaten nicht jene Mischung von Herabsehen und Respekt entgegengebracht haben sollten, durch die Spitzer die Anfügung der Suffixe *-accio* und *-ino* an *fante* erklärt. Was hatte die zur Zeit der Bildung von *fantaccino* zu *fante* den Italienern längst unbekannte got. oder nicht got. Herkunft des Grundwortes *fante* mit der Ableitung zu tun? Es liegt hier ein Scheinargument Spitzers vor.

Zum Schluſs meint Spitzer, der vorliegende Fall spreche wieder dafür, daſs wir die Zahl der Etyma nicht unnötig vermehren sollen. Unnötig gewiſs nicht; wenn es aber begrifflich nötig ist, sollen wir schon zwei Etyma annehmen. Ist die saubere Scheidung begrifflich verschiedener Wörter unstatthaft geworden? Gilt der Spruch gar nicht mehr: qui bene distinguit bene docet?

JOSEF BRÜCH.

---

6. Nfrz. *cligner* „blinzeln".

Diez, 549 oben, und Gröber, AlL. 1, 547 Mitte, führten nfrz. *cligner* „blinzeln" auf das bezeugte lat. *clīnāre* „neigen" zurück; dies ist wegen des *ń* des afrz. *clignier* God. II, 153c Mitte (IX, 110a oben); Tobler-L. II, 505, 28 und 41; 506, 18 und 30, nfrz. *cligner* unmöglich. Allerdings verzeichnete Diez afrz. *cliner, clinner* aus dem Roman du renard p. p. Méon I, 68, wo tatsächlich, wie auch Tobler-L. II, 506, 17 hervorhoben, im Verse 1789 *Je reclinnerai*, 1791 *Cil cline* stehen, wofür der Roman de Renart p. p. Martin II, 535 bez. 537 *Je reclingnerai* bez. *Cil cligne* hat. Gröber verzeichnete afrz. *cliner* offenbar nach Diez. Dem Beleg von Diez für *cliner* kann man nach God. IX, 110a oben *clinez les yex* der Miracles de nostre dame par personnages (p. p. G. Paris et U. Robert) V, 113 (unten, Vers 592) und nach Tobler-L. II, 505, 37; 506, 7 *cline* des Roman de Tristan par Béroul p. p. E. Muret 576, *des oreilles clina* des Renaus de Montauban hsg. von H. Michelant 354, 1 hinzufügen. Schon bei *cliner* des Renartromans in der Ausgabe Méons, des Marienmirakels und des Renaut de Montauban kann, obwohl es in allen drei Texten im Versinnern steht und somit nichtpalatales *n* keineswegs durch den Reim bestätigt wird, *n* nicht etwa als unbeholfene Schreibung für gesprochenes *ń* angesehen werden, da in denselben Texten *ń* sonst mit *ign* bez. *ngn* bezeichnet wird; vgl. aus der Nachbarschaft der Stellen, an denen *cline, clinez, clina* überliefert ist, aus dem Renartroman I, 71, Vers 1858 *fraignent*; 73, Vers 1912 *engraingne*, Vers 1919 *compaignon*, aus dem Miracle XXX, das im Verse 592 *clinez* hat, im Vers 576 *surprengne*, 577 *aviengne*, 686 *prengne*, aus dem Renaut de Montauban 356, 18 *degna*, 357, 28 *ovraigne*, 357, 38 *tesmoigner*. Für *cline* des Tristanromans Bérouls, 576 aber wird nichtpalatales *n* direkt durch einen Reim dieses Textes bestätigt, durch das von Tobler-L. II, 505, 38 verzeichnete *de l'uiel li cline* : *roine* 3858. Gesprochenes afrz. *cliner* „blinzeln" wird ferner durch das auch schon von Diez angeführte pik. *cliner* dass. gestützt. Da die Sprache des Renaut de Montauban und die der Miracles de nostre dame par personnages pik.-frz. war (Gröber in seinem Gr. II, 1, 547 unten und 1205 oben), ist *cliner* dieser beiden Texte die Vorstufe des neueren pik. *cliner*; da auch der aus der frz. Bretagne stammende Béroul *cline* sprach, reichte das Gebiet des afrz. *cliner* „blinzeln" von der Pikardie über die Normandie in die Bretagne. Aus diesem Gebiete des afrz. *cliner* stammte wahrscheinlich der Schreiber der Handschrift, der Méon das von ihm in seiner Ausgabe des Renartromans I, 68 abgedruckte *reclinnerai, cline* entnahm. In derselben Ausgabe und in der Nachbarschaft der Stellen, die *reclinnerai, cline* bieten, steht *les eulz cliniez* I, 67 unten, Vers 1767, *Cliniez donques. Il a clinié* 1769, von Tobler-L. II, 506, 12ff. angeführt; dieses *clinier*, das in demselben Text wie *cliner* überliefert ist, war ein Kompromiſs von *cliner* mit sonstigem *clignier*. Ein afrz., genauer awestfrz. *cliner* „blinzeln" hat somit tatsächlich neben *clignier* bestanden; da aber *clignier* offenbar mit dem gut überlieferten,

bald zu besprechenden, afrz. *cluignier* dass. zusammenhängt, das auch *ñ* hatte, kann *cliner* ,,blinzeln'' nicht etwa als die ursprüngliche Form angesehen werden, die sekundär über bezeugtes *clinier* zu *clignier* geworden wäre, sondern nur umgekehrt als die auf kleinem, westfrz. Gebiet erfolgte Umgestaltung des älteren *clignier*, und zwar nach afrz. *cliner les ieus* ,,die Augen senken'', das Chrestien de Troyes, Guillaume d'Angleterre 1725 gebrauchte (*les iauz Que vers terre clinez avoit*). Da das *clignement* ein ,,mouvement par lequel les paupières s'abaissent et se relèvent rapidement'' ist (Dict. gén.), so deutete man in Westfrankreich afrz. *clignier les ieus*, die Vorstufe des veralteten nfrz. *cligner les yeux*, auf *cliner les yex* ,,die Augen schliefsen'' Miracles de nostre dame par personnages XXX, 592 um; das hier überlieferte *cliner les yex* übersetzte ja Bonnardot im Glossar zu den Miracles VIII, 46a mit ,,les fermer'', nach dem Zusammenhange *Si vous couchiez . . et clinez les yex Et vous endormez* mit Recht. Die Bedeutung überrascht nicht, da das *clignement* ja ein ,,mouvement par lequel on ferme à demi les paupières'' ist. Nach *cliner les ieus* ,,die Augen halb schliefsen, mit den Augen blinzeln'' sagte man dann auch ohne Objekt *cliner* ,,blinzeln'', das im Renart bei Méon und im Tristan Bérouls steht, und über **cliner des ieus* hinüber (vgl. nfrz. *cligner des yeux*) *des oreilles cliner* ,,mit den Ohren wackeln, die Ohren hin und her bewegen'', das im Renaut de Montauban 354, 1 vom Rosse Baiart gesagt ist und von Tobler-L. II, 506, 4 nicht ganz zutreffend mit ,,die Ohren spitzen'' übersetzt wird. Da, schon wegen des afrz. *cluignier*, jedenfalls *clignier* und nicht das örtlich begrenzte *cliner* die ältere Form ist, so ist die Herleitung von lat. *clīnāre* durch Diez und Gröber lautlich unmöglich.

Die Grundform *clīnāre* ist denn auch von Meyer-Lübke, REW., 1. Aufl., 1991 und im Dict. gén. durch **clīniāre* ersetzt worden, das lautlich als Grundwort von *clignier* vorzüglich pafst, das Meyer-Lübke allerdings ,,begrifflich nicht recht einleuchtend'' fand; doch ist dieses Bedenken nicht stichhaltig, da ja das *clignement*, wie ich schon in anderem Zusammenhange hervorgehoben habe, ein ,,mouvement par lequel les paupières s'abaissent et se relèvent rapidement'' ist und die ganze Bewegung der Augenlider sehr wohl nach der einen Hälfte benannt sein könnte. Somit würde **clīniāre* lautlich und begrifflich als Grundwort von *clignier* passen. Trotzdem ist auch die Herleitung des afrz. *clignier* von **clīniāre* lautlich unmöglich, und zwar wegen des afrz. *cluignier* ,,blinzeln'' God. II, 163a oben; IX, 109c unten; Tobler-L. II, 505, 20ff., das zuerst Baist, ZfS. 31, 147 (im Jahre 1907) und dann, anscheinend ohne von Baists älterer Feststellung damals zu wissen, Gamillscheg, ZrP. 40, 171 (im Jahre 1920) hervorhoben. Afrz. *cluignier* ist reichlich, wie Baist sagt, ,,nach rückwärts in immer steigendem Verhältnis'' überliefert und sein hohes Alter noch durch afrz. *clugnier* God. IX, 109c unten: Tobler-L. II, 505, 29, 44, 52; 506, 2, 20, 21 gesichert, dessen stammbetonte Form *clugne*, wie Gamillscheg hervorhob, im Wistace le moine 124

im Reim mit *quemugne* steht und das nach Gamillscheg in *clungner* der Mundart von Boulogne erhalten ist. Aus *clugnier* entstand *clognier*, das Tobler-L. II, 506, 20 aus dem pik. Sone de Nausay 9140 belegen und das im npik. *clongner* (Wartburg, Rdr. 3, 466, oben) erhalten ist. *Clugnier* entstand aus *cluignier* wie nfrz. *lutter* aus afrz. *luitier* durch Lautwandel. Von den beiden Formen *cluignier* und *clignier* aber war *cluignier* wegen seines Vorkommens in sehr alten Texten und wegen des erst daraus entstandenen, auch schon in alten Texten überlieferten *clugnier* gewiſs die ältere Form, aus der erst *clignier* entstand. Doch wurde *cluignier* kaum durch Lautwandel zu *clignier*, da die Reduktion von *ui* zu *i* im Franzischen sonst nur nach *k*, *g* (*qui* „wen", *il aiguise*, soweit es mit *gi*, nicht *güi* gesprochen wird), nach labialen Kons. (*bigne*, *bire*, *chènevis*, *vide*, *trémie*) und Kons. + *r* (*effriter*) eintrat. Eine Reduktion auch nach *l*, also gerade in der bei *cluignier* gegebenen Stellung, läge in *li* vor, das statt *lui* nach Rydberg, Bausteine zur rom. Phil., 375 oben, im späteren Teil des 13. Jhs. und im 14. in offiziellen Dokumenten sehr oft auftritt; Rydberg wird dadurch „zu dem Schlusse hingeführt, daſs auch diese Form der Pariser Sprache angehört", und ihm folgend behauptet Meyer-Lübke, Hist. Gr. der frz. Spr. 1, 87 oben, daſs „*li* für *lui* im Zentrum seit Mitte des 13. Jhs. auftritt". Da aber die Schriftsprache, die doch aus der Pariser Sprache entstanden ist, bis jetzt *lui* hat, das gewiſs nicht, wie Meyer-Lübke a. a. O., 195 Mitte, meint, „z. T. unter dem Einfluſs des Schriftbildes durchdrang", so ist *li* in offiziellen Dokumenten nicht als Form der Pariser Sprache, sondern als Form von Schreibern aus der Pikardie und der Normandie anzusehen, wo ja *li* für *lui* nach Rydberg, 374 herrscht und *ui* im weiten Umfange, nicht nur nach *k*, *g*, Labial und Kons. + *r*, zu *i* wurde. Im Franzischen blieb *lui* und *pluie*, in dem *üi* nach Kons. + *l* wie in *cluigne* stand; es wäre daher auch *cluigne* bei ungestörter lautlicher Entwicklung geblieben. Somit entstand *clignier* aus *cluignier* nicht durch Lautwandel, sondern durch Anpassung an das lautlich ähnliche, begrifflich verwandte *guignier*, wie schon Baist, ZfS. 31, 148 annahm und jetzt auch Bloch-Wartburg in ihrem etymologischen Wörterbuche annehmen. *Cluignier*, als die ursprüngliche Form erkannt, „schlieſst das formell sehr unwahrscheinliche **clīniāre* aus", wie Baist richtig sagte. Wie *clīnāre* und **clīniāre* ist auch **clīnicāre* aufzugeben, das Diez, 549 und Gröber, AlL. 1, 547 Mitte, als Grundform eines „afrz. *clingier*" ansetzten. Dieses *clingier* ist, wie Foerster, Aiol et Mirabel, 448 oben, sagte, „nichts anderes als phonetische Nebenform von *clignier*", besser gesagt, unbeholfene Schreibung für *clignier*, so wie das von God. IX, 110a oben; Tobler-L. II, 506, 8 verzeichnete *il cluinge* (*de l'orelge*) Aiol 1043 unbeholfene Schreibung für *cluigne* ist (vgl. im Aiol 972 *gaaingier*, 1273 *besoinge*). *Clīnāre*, **clīniāre*, **clīnicāre* kommen als Grundformen von *cligner* nicht mehr in Betracht.

Baist, ZfS. 31, 147 dachte an **clūniāre* „mit dem Hintern wackeln", das über „wackeln überhaupt" *cluignier de l'ueil* ergeben

hätte; Baist gab selbst zu, daſs „die lat. Wortbildung bedenklich“ sei. Da *clūnis* „Hinterbacke“ allen rom. Sprachen fehlt und danach wohl schon dem Volkslatein der Kaiserzeit fehlte, in diesem durch **natica* verdrängt, so ist eine Ableitung von *clūnis* im Volkslatein Nordfrankreichs von vornherein unwahrscheinlich. Da ferner Bedeutungen „mit dem Hintern wackeln“ und „wackeln überhaupt“ bei *cluignier* reine Annahmen sind, paſst die vermutete Ableitung von *clūnis* begrifflich gar nicht als Grundwort von *cluignier*. Baists Herleitung ist „weder begrifflich noch wortgeschichtlich befriedigend“, wie Gamillscheg, „begrifflich nicht möglich“, wie Meyer-Lübke, 1515a (am Schluſs des Artikels) sagt. Ein von Baist geltend gemachtes afrz. *cluneter* „remuer les fesses“, von God. II, 163a oben nur mit der Glosse *clunagitare cluneter* des Glossarium lat.-gall. der Pariser Handschrift 7692 belegt, bestand nicht, da diese Glosse nach Du C. II, 378c Mitte *clunagitare culeter* lautete, *cluneter* also Verschreibung für *culeter* nach vorhergehendem *clunagitare* ist.

Gamillscheg erschloſs aus mndl. *lonken* „schielen, liebäugeln“ in ZrP. 40, 172 oben, unrichtigerweise ein salfränk. **hlungan*, im EWFS. richtigerweise ein fränk. **hlunkôn* und führte darauf *cluignier* zurück. Er bemerkte selbst an der zweiten Stelle, daſs „die lautliche Entwicklung schwierig ist“ und verwies auf *guigner*, das er im EWFS. auf fränk. **winkan* zurückgeführt; aber dies ist lautlich unmöglich, und eine lautlich unmögliche Herleitung macht eine ähnliche, ebenso unmögliche Herleitung noch nicht möglich. Fränk. **hlunkôn* hätte afrz. **flonchier*, allenfalls bei sehr alter Aufnahme und Vertretung des *hl* durch *cl*, **clonchier*, nicht *cluignier* ergeben. Gamillschegs Herleitung ist, wie Meyer-Lübke, REW.[3] 1515a sagte, „lautlich nicht möglich“, ist übrigens von Gamillscheg, Romania Germ. I nicht mehr angeführt worden.

Spitzer, ZrP. 43, 589; 48, 89 oben, hat *cluignier* über pik.-norm. **queluignier* auf gallorom. **callūgināre*, eine Ableitung von **callūgo, -ginem*, zurückgeführt, das für lat. *cālīgo* „Augenschwäche“ bez. für das in der Append. Probi 124 und öfters in Handschriften überlieferte *callīgo* (Thes. III, 158, 38) infolge Suffixtausches eingetreten sei, und sich darauf berufen, daſs aprov. *caluc* „kurzsichtig“ Levy 1, 190b oben, nach Schuchardt, ZrP. 27, 614 Mitte, dem sich Meyer-Lübke, REW. 1516, 2 anschloſs, auf **calūgo* weist. Tatsächlich geht aprov. *caluc*, nprov. *çalu*, *caluc*, Fem. *calugo* „kurzsichtig“ mit norm. *galu* „schielend“ (nicht *kalü*, wie Meyer-Lübke angibt) und wohl auch pik. *calouque* „kurzsichtig“, das an *louque* „louche“ angepaſst ist (Wartburg, Rdr. 3, 483 oben) auf ein **cālūgus*, **cālūga* zurück, das durch Neubildung des Mask. zum Fem. aus **cālūga(n)s* für *cālīgans* „schwachsichtig seiend“ (vgl. *oculorum. . caligantium*, Gellius 14, 1, 5) entstanden war. Da vortoniges *a* nach *c* vor einfachem *l* blieb, auch im Norm., und nur vor *ll* zu *e* wurde, ersetzte Spitzer das von ihm im ersten Teil seines ersten Artikels angesetzte, auch durch Gamillscheg, EWFS. ihm zugeschriebene **cālūgināre* im zweiten

Teil dieses Artikels und im zweiten Aufsatz durch **callūgināre*, um von diesem zu pik.-norm. **queluignier* zu gelangen. Er hat dabei, obwohl er selbst norm. *galu* angeführt hat, nicht beachtet, daſs dieses *a*, nicht *e* hat und auf **cālūgus*, nicht **callūgus*, damit auf **cālūgo*, nicht **callūgo* zurückweist. Schon der Unterschied in der Anlautsilbe zwischen norm. *galu*, pik. *calouque*, die tatsächlich auf **cālūgus* zurückgehen, einerseits und dem angenommenen norm.-pik. **queluignier* andererseits widerlegt die Herleitung dieses **queluignier* von **cal(l)ūgināre*. Da ferner *cluignier* schon im Roman de Rou III 11157 Waces und in den Fabeln 60, 10 der Marie de France vorkommt, müſste bei **queluignier*, wie Meyer-Lübke, 1515a mit Recht hervorhebt, der „Ausfall des Vortonvokals zu einer Zeit, wo diese Vokale sonst noch fest sind" erfolgt sein; auch aus diesem Grunde ist Spitzers Herleitung „lautlich nicht möglich", wie Gamillscheg richtig sagt. Meyer-Lübkes weiterer Einwand, die Herleitung „rechne mit einer Lokalisierung, die durch die alten Belege nicht bestätigt wird", ist weniger beweiskräftig. Die von Spitzer angenommene Herkunft des afrz. *cluignier* aus dem Pik.-Norm. wird durch die alten Belege zwar nicht bewiesen, da das Vorkommen gerade in einigen sehr alten nordwestfrz. Texten seinen Grund im reichlichen Vorhandensein gerade solcher Texte haben kann, aber auch nicht widerlegt. Doch genügen die angegebenen lautlichen Schwierigkeiten zur Widerlegung dieser Herleitung. Spitzer fühlte diese Schwierigkeiten offenbar selbst und nahm daher am Schluſs seines ersten Artikels für aprov. *olhs clucs* „geschlossene Augen" Levy 1, 264b, kat. *ulls clucs* „zugekniffene Augen" und für afrz. *cluignier* als letzte Grundlage ein **clūgo*, **clūginem* aus **calūgo* + *claudere* an. Da das nach dem Thes. III, 1300, 30ff. reich überlieferte *clūdere* für *claudere* nach aprov. *cluire* „einschlieſsen" auch in Gallien, jedenfalls in dessen Süden, bekannt war, dabei der Form **calūgo* lautlich ähnlicher war als *claudere* und daher eher auf **calūgo* einwirken konnte, so hätte Spitzer sein **clūgo* besser aus **calūgo* + *clūdere* erklärt. Aber auch in dieser von mir verbesserten Form ist die Annahme unwahrscheinlich. Das vermutete gallorom. **clūgo*, **clūginem* ist durch keine rom. Form Frankreichs direkt bezeugt und ist eine reine, haltlose Annahme. Nun könnte man allerdings diesen Einwand beseitigen, und Spitzers Annahme weiter verbessernd, dem Verbum *cluignier* ein Verbum **clūgināre* zugrundelegen, das aus **calūgināre* + *clūdere* entstanden wäre; **calūgināre* wäre aus bezeugtem *calīgināre* „schwachsichtig sein" hervorgegangen. Aber auch diese Annahme ist unwahrscheinlich. Spitzer ging von aprov. *caluc* und damit von **calūgo* aus, zog dann *claudere*, für das wir *clūdere* eingesetzt haben, heran und erklärte *cluignier* aus diesen zwei Komponenten. Ich meine nun, daſs die Heranziehung von **calūgo* zur Erklärung von *cluignier* überflüssig ist. Aprov. *caluc* „kurzsichtig", pik. *calouque* dass., norm. *galu* „schielend" bezeichnen krankhafte Zustände der Augen, *cluignier* eine Bewegung der Augenlider, die sehr oft auch bei ganz gesunden

Augen vorgenommen wird. Aprov. *caluc* und afrz. *cluignier* sind in Lautform, Bedeutung und Wortkategorie verschieden; man braucht sie daher keineswegs auf eine gemeinsame Grundlage zurückzuführen. Die Verbindung zwischen beiden wird auch nicht durch aprov., kat. *cluc* „geschlossen“ (Augen) hergestellt, das übrigens zu aprov. *clucar, clugar, se clucar* „die Augen schließen“ Levy 1, 264b unten, kat. *clucar* dass. gehört; da das Blinzeln im schnellen Schließen und Wiederöffnen der Augenlider besteht, steht aprov. *clucar, clugar* dem afrz. *cluignier* in der Bedeutung ebenso wie in der Lautform nahe, aber dem aprov. *caluc* ebenso fern wie *cluignier*. Die Verbindung zwischen dem von Augen gesagten *cluc* „geschlossen“ und *caluc* „kurzsichtig“ wird auch nicht durch das im Donat prov. 584b überlieferte *claucs* „*clausis*“ hergestellt; dieses *claucs*, das wegen *ohls clucs* meist *claücs* geschrieben wird, war ein entweder nur geschriebenes oder auch gesprochenes Kompromiß von *clucs* „geschlossen“ und *claus* dass. Jedenfalls kann *claüc*, wenn es schon gesprochen worden sein sollte, nicht aus **calūgus* entstanden sein. Da geschlossene Augen und kurzsichtige Augen nicht dasselbe sind, waren aprov. *cluc* und *caluc* in Bedeutung wie Lautform verschieden, und man kann der Behauptung Spitzers, ZrP. 43, 589 oben, daß aprov. *clucar, cluc* „doch offenbar zu aprov. *caluc* gehören“, nicht zustimmen. Kurz, die Heranziehung des aprov. *caluc* und seiner angenommenen Grundform **calūgo* zur Erklärung von *cluignier* ist unnötig. Die Herleitung dieses *cluignier* von einem **clūgināre*, einer Ableitung von **clūginem* aus **calūginem* + *claudere*, ist wegen ihrer Kompliziertheit und der vielen bloß angenommenen Zwischenstufen unwahrscheinlich.

Den Gedanken Spitzers an *claudere*, das man durch *clūdere* ersetzen kann, aufnehmend und die überflüssige Heranziehung von *cālīgo, *cālūgo* unterlassend, haben vor kurzem Bloch und Wartburg in ihrem etymologischen Wörterbuche *cluignier* auf eine Ableitung von *clūdere* allein zurückgeführt, auf ein „**clūdiniāre* issu de **clūdināre* „fermer à demi les yeux“, dérivé de *clūdere* (autre forme de *claudere*) avec un suffixe rare, mais qui n'est pas sans exemple, cf. *farcināre* „farcir“; voir aussi *traîner*“. So erklären Bloch-Wartburg *cluignier*, allerdings mit einem „peut-être“. Diese Herleitung ist lautlich und begrifflich gut, letzteres deshalb, weil das Blinzeln in einem raschen S c h l i e ß e n und Wiederöffnen der Augenlider besteht, und vor allem weil afrz. *soi cluignier* auch „die Augen zum Schlafen schließen“ bedeutete. God. II, 163a oben; Tobler-L. II, 506, 31 ff. verzeichneten die Verse Berte aus grans piés p. p. Scheler 936/7: *Un moncelet a fait de feuilles d'olivier, Que ele se cuida un petitet cluingnier* und übersetzen *soi cluignier* mit „se reposer, fermer les yeux“ (mit Fragezeichen) bez. mit „sich schlafen legen“, nach dem Zusammenhange gewiß in der Hauptsache richtig; Tobler fügte noch einen zweiten Beleg für *soi cluignier* „sich schlafen legen“ aus dem Cleomades 5479 hinzu. Auch *clugnier* bedeutete in der Verbindung *les oelz ovrir et clugnier* Le Long, La veuve 37 (God. IX, 110a oben)

nach dem vorhergehenden *ovrir* wohl „schlieſsen". Dies bedeutete auch das erst aus *cluignier* entstandene *clignier, cliner*. Wie schon im Anfang dieses Aufsatzes bemerkt wurde, wird *cliner les yex* Miracles de nostre dame par personnages 30, 592 von Bonnardot im Glossar (VIII, 46a) richtig mit „les fermer" übersetzt und dort auch, wie hier hinzugefügt sei, ein *clignier* (*de l'oeil*) pour dormir, sommeiller aus den Miracles 15, 672; 19, 813 verzeichnet; an der ersten dieser beiden Stellen steht (*Pour dormir, tant ay grant sommeil*) *Un petit de l'ueil cligner vueil* und an der zweiten *Un petit cy clignier me fault* (*De sommeil sui si entrepris*). Da man beim Einschlafen die Augen schlieſst, nicht mit den Augen weiter blinzelt und da *soi cluignier, les oelz clugnier, cliner les yex* der anderen Stellen „die Augen schlieſsen" bedeuten, so darf man auch (*de l'ueil*) *clignier* der zuletzt angeführten Stellen mit „das Auge schlieſsen" übersetzen. Somit paſst **clūdiniāre*, die angenommene Ableitung von *clūdere* „schlieſsen", als Grundwort des afrz. *cluignier* (*les ieus*) „die Augen schlieſsen, mit den Augen blinzeln" lautlich und begrifflich sehr gut.

Aber morphologisch ist **clūdiniāre* schwer zu rechtfertigen. Schon Bloch und Wartburg bezeichnen *-ināre* als ein seltenes Suffix. Das alte Latein besaſs zwar viele Verba auf *-ināre*, nicht nur von Nominalstämmen auf *-in-* abgeleitete wie *carmināre* „krempeln", *contāmināre, dombināre, illūmināre, nōmināre, ōrdināre, rūmināre, sēmināre, trutināri*, sondern auch von Verbalstämmen abgeleitete wie *carināre* „höhnen", *coquināre, imbūbināre, lancināre, mūginārī*, lauter Verba, die schon aus der Zeit der römischen Republik überliefert sind, wohl auch **lurchināre*, das durch *lurchinābundus* „fressend" Catos indirekt bezeugt ist, und **sarcināre* „flicken", das durch das auch schon aus der Zeit der Republik überlieferte Nomen agentis *sarcinator, sarcinatrix* „Flickschneider(in)" indirekt bezeugt ist, endlich die Verba auf *-cinārī* wie *ālū-, latrō-, lēnō-, mantis-, patrō-, ratiō-, sermō-, vāti-cinārī* (Stolz-Leumann, 318 unter g, h), während in dem von Leumann noch angeführten *inquināre* das *-inā-* zum Stamme gehört. Die Verba auf *-īnāre* wie *festīnāre, nātīnārī, opīnārī* stehen für sich. Zu ihnen gehörte auch *agīnāre* „sich drehen und wenden, sich um etwas bemühen", so von Hofmann bei Walde unter *agīna* richtig angesetzt, nicht *agināre*, wie Georges, Leumann und der Thes. I, 1327, 40 angeben, welcher aber „*agina*(*-ī-* ?)" verzeichnet. Nur wenige der angeführten alten Verba auf *-ināre* sind im Rom. erhalten. Die erst aus der späteren Kaiserzeit überlieferten und wahrscheinlich erst in dieser Zeit gebildeten Verba auf *-ināre* sind wenig zahlreich und haben jeweils ihre besondere Entstehungsursache. Spätlat. *carmināre* „bezaubern" war von *carmen, carminis* „Zauberspruch" abgeleitet, *māc*(*h*)*ināre* „mahlen" Itin. Antonini 34 (Densusianu, Histoire de la langue roumaine I, 192) von *māchina* „Maschine", das nach it. *mácina* „Mühlstein" im Volkslatein Italiens „Mühlstein" bedeutete, *pāgināre* „zusammenfügen", das entgegen der Angabe Meyer-Lübkes, 6147 bezeugt ist, von *pāgina* „eingefügte

Platte". Die von Mussafia, Ein Beitrag zur Kunde der nordit. Mundarten im 15. Jh., 175 unten, gesammelten oberit. Wörter für „blitzen" wie piem. *losné, lusné*, gen. *losná*, mail. *lusná*, bologn. *losnär*, urbin. *lusiná* werden von Meyer-Lübke, 5142 auf ein **lūcināre* zurückgeführt, aber mit der Bemerkung: die rom. Formen verlangen *u* oder *ō*; in Wahrheit liegt den oberit. Verben ein **lōcināre* zugrunde, und dort, wo der Vertreter von *ū* erscheint, ergab sich *ū* durch sekundäre Anlehnung von **lōcināre* an *lūcēre* „leuchten". **Lōcināre* war Ableitung von **lŏcina*, der Vorstufe des piem., mantov., regg., bologn. *losna* „Blitz", ferarr. *slosnna*, alomb. *loxna* (Salvioni, Agi. 12, 412); neben **lōcina* bestand **lōcinum* bez. nach *lūcem* „Licht" dafür gesprochenes **lūcinum*, die Vorstufen des agen. *loxno* „Blitz" (Parodi, Agi. 15, 66) bez. averon. *lúsene* „pliczen" (Mussafia, Beitrag 175 unten, nach der Angabe Mussafias, 122 oben, über das Glossar B eine averon., nicht, wie Meyer-Lübke sagt, avenez. Form), urbin. *lúsin* „Blitz", Lat. **lōcina*, **lōcinum* entstanden im Volkslatein der Gallia cisalpina durch den schon in alat. *cucinus* „Schwan", *techina* „listiger Streich" eingetretenen Einschub eines *i* zwischen *c* und *n* aus gallorom. **loucnos*, **lōcnos* „Licht", der Entsprechung des ir. *lón, lúan* „Licht" Stokes Urkelt. Sprachschatz, 243 unten. Schon Göhri, Rdr. 4, 66 schloſs oberit. *losna* „Blitz" an aprov. *elhaus* dass. vorrömischer Herkunft an. *Carmināre*, **lōcināre*, *māchināre*, *pāgināre* waren denominal; mit ihnen kann **clūdināre* nicht verglichen werden, das ja niemand von *clūden, clūdinis* „Schwert des Schauspielers" herleiten wird. Dagegen waren **excarpināre*, *farcināre*, **gracināre* wirklich deverbale Ableitungen. Aber **excarpināre*, das dann zu **escarpināre*, *scarpināre* „scharren" (von Hühnern) Gloss. V, 390, 11 (Stowasser, AlL. 1, 287; Pușcariu Nr. 1545) wurde, war eine Verquickung des schon alat. und wieder in den rom. Sprachen erhaltenen *carmināre* „krempeln, hecheln", bez. des mehreren rom. Formen zugrundeliegenden **excarmināre* (Meyer-Lübke, 2958) mit *carpere* „zupfen"; das von Meyer-Lübke, 7663, wohl nur versehentlich, angegebene *scarpīnāre* wird durch rum. *scárpină* widerlegt. Das schon von Bloch angeführte spätlat. *farcināre* „voll stopfen", das kaum, wie Leumann, 318 oben, mit einem Fragezeichen annahm, ein nach *sagīnāre* „mästen" gebildetes *farcīnāre* war, war zu *farcīre* „vollstopfen" nach dem oben aus *sarcinātor*, *sarcinātrīx* erschlossenen **sarcināre* „flicken" -*sarcīre* dass. gebildet. Das dem sp. *graznar*, port. *grasnar* „krächzen", rum. *grăcìnà* „knarren" zugrundeliegende **gracināre* entstand nach Meyer-Lübke, 3829a aus lat. *gracitāre* „schnattern", für das eigentlich *graccitare* überliefert ist. Da das daraus entstandene it. *gracidare*, wenigstens nach Rigutini-Bulle, auch „krächzen" bedeutete (vgl. *gracidosq* „che gracchia" bei Petrocchi), so hatte wohl schon lat. *grac(c)itāre* auch die Bedeutung „krächzen" angenommen, und zwar in volksetymologischer Anlehnung an *graculus* „Dohle" und das davon abgeleitete **graculāre*, die Vorstufe des afrz. *graillier*, it. *gracchiare*, kat. *grallar*, sp. *grajear*, port. *gralhar* „krächzen". Da **graculāre* dem

Rum. fehlt, ist das auch im Rum. erhaltene **gracinăre* nicht direkt aus **graculăre* entstanden. Neben *grac(c)itāre* *„krächzen" trat **gracināre* dass. wohl nach *vōcitāre* „oft rufen" -**vōcināre* dass., der Vorstufe nicht nur des von Meyer-Lübke, 9428 allein angegebenen logud. *abboghinare* „rufen, schreien", sondern auch des sp. *voznar*, port. *vozear* „schreien". So bleibt noch **vōcināre* zu erklären. Es entstand wohl durch Haplologie aus **vōcicināre*, das zu *vōx* bez. **vōcis* „Ruf, Schrei" nach *sermōcināre*, älterem *sermōcinārī* „schwatzen" -*sermo* „Gespräch" gebildet worden war. Wie das nur im Rum. bewahrte **ligināre* entstand, weiſs ich nicht. Zusammenfassend kann man sagen, daſs die erst im Spätlatein geschaffenen Verba auf *-ināre* Ableitungen von Substantiven oder Proportionsbildungen wie *farcināre*, **gracināre*, **vōci(ci)nāre* oder Umgestaltung eines alten Verbs auf *-ināre* nach einem anderen Verb wie **excarpināre* waren. Auf keinem dieser Wege konnte das Volkslatein Nordfrankreichs von *clūdere* zu **clūdināre* kommen, das morphologisch schwer zu rechtfertigen bleibt.

Das von Bloch auſser *farcināre* verglichene frz. *traîner* stützt die Annahme eines **clūdināre* noch weniger. Afrz. *traîner*, aprov. *trainar*, *traginar*, it. *trascinare* „schleppen" und rum. *trăgănà* „in die Länge ziehen" gehen ja auf ein lat. **tragīnāre* zurück (Meyer-Lübke, 8937; Gamillscheg), wie afrz. *entrainent*:*suvinent* Waces Rou III, 1568; aprov. *trahina* (3. Sing.): *frairina* Marcabru 38, 21; it. *trascina* beweisen, während rum. *trágănă* (3. Sing.), das Puşcariu Nr. 1753 zum Ansatz eines **tragināre* veranlaſste, jüngere Betonung zeigt. Das dem afrz. *raviner* „entführen, sich stürzen" God. VI, 629a (schon im Tristan und Alixandre) und dem ait. *rapinare* „etwas rauben" Tommaseo-Bellini IV, 65a (schon bei Francesco da Barberino, Del reggimento di donne), nit. *rapinare* „Raub ausüben" zugrundeliegende lat. **rapīnāre*, das durch *rapīnātor* „Räuber" Varros und *rapīnātio* „Räuberei" Marc Aurels bezeugt ist und von *rapīna* „Raub" abgeleitet war, zog, neben *rápere* stehend, ein **tragīnāre* neben **trágere* bei der lautlichen und begrifflichen Ähnlichkeit nach sich. Mfrz. *vesner* „leise farzen" God. VIII, 215a Mitte, nprov. *vessinà*, averon. *vesinar* dass. Mussafia, Beitrag 220 (im Glossar B, also averon., nicht, wie Meyer-Lübke, 9380 angibt, avenez. Form) gehen auch nicht auf ein **vissināre* zurück, das Gamillscheg, *venette* für *vesner* ansetzte, sondern, wie Meyer-Lübke 9380 angab, auf **vissīnāre* und zwar deshalb, weil nprov. *vessino* und rum. *băşină* „leiser Furz" auf **vissīna* weisen (Puşcariu Nr. 190); von diesem **vissīna*, dem Verbalsubstantiv von *vissīre* „leise farzen", war **vissīnāre* abgeleitet. Mit **tragīnāre*, **vissīnāre* kann ein **clūdināre* wegen der Verschiedenheit der Ableitung nicht verglichen werden.

Kurz, die Ableitung eines **clūdināre* von *clūdere* im Volkslatein Nordfrankreichs entbehrte der Vorbilder und ist unwahrscheinlich. Auch die Weiterbildung eines **clūdināre*, wenn es einmal vorhanden gewesen wäre, zu **clūdiniāre* hätte in *domināre-*, **dominiāre*, *ōrdi-*

*nāre- *ōrdiniāre* (Meyer-Lübke, Gr. der rom. Spr. II, 607 oben), **excarmināre- *excarminiāre* (Meyer-Lübke, REW. 2958, 2959) kaum passende Vorbilder gehabt. Die Herleitung des afrz. *cluignier* von einem **clūdiniāre* durch Bloch-Wartburg ist, so gut sie lautlich und begrifflich ist, morphologisch unwahrscheinlich.

Da afrz. *cluignier les ieus* (*des ieus*), *soi cluignier* nach den früher gegebenen Belegen „die Augen schliefsen" bedeutete, ist trotzdem ein Zusammenhang des afrz. *cluignier* mit lat. *clūdere* bei der lautlichen und begrifflichen Ähnlichkeit sehr wahrscheinlich. Nur ist *cluignier* aus *clūdere* über eine andere Zwischenstufe als **clūdiniāre* hervorgegangen. Ich glaube, dafs *cluignier* durch Dissimilation aus **cluillier* und dieses aus lat. **clūdūlāre* entstanden ist. Nach den Beispielen Meyer-Lübkes, Gr. der rom. Spr. II, 611, die sich leicht vermehren liefsen, wurde *-ulāre* im Volkslatein noch in vielen deverbalen Ableitungen gebraucht und war bei dem Ausdruck des Begriffes „die Augen (nicht ganz und auf längere Zeit, sondern nur) ein wenig und auf kurze Zeit schliefsen" wohl am Platze. Durch den Wandel *dl-gl*, der dem bekannten *tl-cl* parallel war, wurde **clūd(u)lāre* zu **clūglāre* und dieses zu urfrz. **cluillier*. Dessen beide *l*-Laute drängten zu einer Dissimilation. Eine des ersten Lautes gegen den zweiten wurde bei **cluillier* (*les ieus* „die Augen) schliefsen" durch *clo-re* „schliefsen" verhindert, da die Sprachgemeinschaft den Zusammenhang von **cluillier* „schliefsen" mit *clo-re* „schliefsen" erkannte und nicht zerstören wollte. Da **clūdere* in Nordfrankreich bekannt gewesen sein mufs, damit dort eine Ableitung davon gebildet werden konnte, so bestand vielleicht noch im Urfrz. ein **clure* neben *clore*, sowie im Aprov. noch in historischer Zeit *cluire* neben *claure* bestand; ein urfrz. **clure* konnte das erste *l* von **cluillier* noch leichter halten als *clore*, obwohl auch dieses es konnte. Wenn aber der erste *l*-Laut von **cluillier* nicht gegen den zweiten dissimiliert werden konnte, blieb nur die Dissimilation des zweiten gegen den ersten übrig. Während aber gewöhnliches *l* gegen ein anderes zu *r* (so gewöhnlich) oder *n* (so in *conucla, cuntellum*; *niveler, nomble, nombril*) dissimiliert wurde, differenzierte man das *l'* von **cluillier*, in gewisser Beziehung notwendigerweise, zu *ń* und nicht zu *ŕ*, weil im Urfrz. *ń*, aber nicht *ŕ* bestand; das aus *rj* hervorgegangene vulgärlat. *ŕ* war längst zu *ir* geworden, während *ń* im Urfrz. wie im Afrz. bestand, auch im Nfrz. noch besteht. So wurde **cluillier* (d. i. **clul'ier*) zu *cluignier* (d. i. *cluńier*). Das Verhältnis von *clugne* zu *cluigne* war dasselbe wie das von *Allemagne* zu *Allemaigne* (: *enseigne*, s. Nyrop 1, 231 oben). Neben **clūdulāre oculōs* sagte man in gleicher Bedeutung *sē *clūdulāre* „sich abschliefsen" (nämlich mit den Augen gegen die Umwelt), was das oben belegte afrz. *soi clu(i)gnier* „zum Schlafen die Augen schliefsen" ergab. Dann bedeutete *cluignier les ieus* „die Augen ein wenig schliefsen, dann wieder öffnen, wieder schliefsen", kurz gesagt „mit den Augen blinzeln". Neben *soi cluignier* trat bei Gebrauch des Verbs ohne Reflexivpronomen *cluignier de l'ueil* (*des ieus*), das

God. und Tobler-L. vielfach belegt haben. Endlich wurde *cluignier* nach *guignier* zu afrz. *clignier*, nfrz. *cligner*.

Neben afrz. *cluignier les ieus, soi cluignier* bestand in gleicher Bedeutung aprov. *clucar los huelhs, clugar l'ueyll, cugar l'un huelh* „die Augen schliefsen", *se clucar* dass. Levy 1, 264b unten, *se cluchar* dass. Rayn. 2, 410a oben; nprov. *clucá, cluchá* (alp., dauph.), *clugá* (marseill.), *cloucá, cluá, cugá* (langued.), *cucá, cuá* (lim.) „fermer les yeux; bander les yeux à quelqu'un" mit aprov. *clucat* „mit geschlossenen Augen" Levy 1, 265a unten, nprov. *clucá* „qui a les yeux clos ou bandés". Rayn. 2, 410b oben verzeichnet noch *m'acluca* „me ferme les yeux". Dazu tritt kat. *clucada* „Blinzeln", *cluquejar* „blinzeln". An nprov. *cucá*, von dem bask. *kukatu* „blinzeln" stammt, schliefst sich noch arag. *cucar* „guiñar ó cerrar un ojo" (Borao), Cuencas *cucar el ojo* „guiñar" Barrera, Estudios de semántica regional, 35, das Spitzer, ZrP. 46, 601 oben, beibrachte, an. Zum Verb, aprov. *clucar, cugar* tritt noch aprov. *oills clucs, huelhs cucx* „geschlossene Augen" Levy 1, 264b, kat. *ulls clucs* „zugekniffene Augen". Die Verbindung des aprov. *clucar, cluc* mit aprov. *caluc* „kurzsichtig" durch Spitzer, ZrP. 43, 589 oben, ist bereits oben als lautlich und begrifflich unwahrscheinlich bezeichnet worden. Auch die Ansicht Spitzers a. a. O., unten, dafs aprov. *cuc* in *huelh cuc* vom Namen des Kuckucks „stammen oder beeinflufst sein kann", und die weitergehende desselben Gelehrten, ZrP. 46, 601 oben, dafs auch aprov. *clucar* „mit dem Kuckuck zusammenhängt", ist, wenn auch anderswo Ausdrücke für „gucken" vom Namen des Kuckucks stammen mögen, lautlich unwahrscheinlich, weil aprov. *cluc, cuc; clucar, clugar, cugar*, nprov. *clucá, clugá, cucá, cugá* von aprov. *cogul* „Kuckuck" Rayn. 2, 432a, nprov. *couguiéu, couquiéu, couguou* dass. lautlich abweichen. Den Zusammenhang des aprov. *clucar* mit dem Namen des Kuckucks beweist, entgegen der Behauptung Spitzers, ZrP. 46, 601 oben, auch nicht astur. *esclucar* „aclarar; primeros cantos del cuclillo anunciando la primavera" Rato y Hévia 53a, das die erste Bedeutung aus der zweiten entwickelt hat, in dieser allerdings aus **escuclar*, einer Ableitung des astur. *cuquiellu* „Kuckuck" bez. dessen Vorstufe, entstand, aber von arag. *cucar* „guiñar" begrifflich völlig abweicht. Da ein Zusammenhang des aprov. *oills clucs* „geschlossene Augen", *clucar los huelhs, clugar l'ueyll* „die Augen (das Auge) schliefsen" mit aprov. *cluire* „einschliefsen" Levy 1, 265b evident ist, so sind *cluc, clugar* als die älteren, *cuc, cugar* als jüngere Formen anzusehen. Aprov. *los huelhs cluca, cluga* wurde durch Dissimilation des *l* gegen das *l* zu *los huelhs *cuca* (vgl. nprov. *cucá*), *cuga*, ebenso arag. *los ollos *cluca* zu *los ollos cuca*; die Dissimilation traf den *l*-Laut von *clucar*, nicht den von *huelh, ollo*, weil dieser durch den sonstigen Gebrauch geschützt war. Für die Unterdrückung, nicht etwa blofse Veränderung, des einen von zwei gleichen Lauten im Prov. hat Appel, Prov. Lautlehre, 92f. mehrere Beispiele gegeben.

Der evidente Zusammenhang des aprov. *clucar, clugar* (*los huelhs* „die Augen) schliefsen" mit aprov. *cluire* „einschliefsen" aus lat.

clūdere weist auf Herkunft dieses *clucar*, *clugar* von einer Ableitung von *clūdere* hin. Mit gutem Recht hat daher Gamillscheg, EWFS. unter *cligner*, dem sich Meyer-Lübke, 1997a anschloſs, *clucar* auf ein **clūdicāre* zurückgeführt. Der Einwand Spitzers, ZrP. 46, 601 oben, daſs das Simplex *clūdere* „nur in it. *chiudere*, nicht auf gallorom. Gebiet belegt ist", ist haltlos, da *clūdere* für das südliche Gallorom., wo *clucar* erscheint, durch aprov. *cluire* bezeugt ist. Trotzdem paſst **clūdicāre* als Grundwort von *clucar* nicht. Nach *fodicāre-fotjar*, *medicāre-metjar*, *jūdicāre-jutjar*, **sedicāre-setjar* hätte **clūdicāre* **clutjar* ergeben; das abweichende **rōdicāre-rozegar* war in seiner Entwicklung durch die den Stamm *roz-* bietenden Formen des Grundwortes *roire* (Rayn. 5, 100b) beeinfluſst, stimmt übrigens auch nicht zu *clucar*. Aprov. *clucar*, akat. *clucar* (vgl. nkat. *clucada*, *cluquejar*) können sehr wohl aus **clūgicāre* über **clūccāre* entstanden sein, sowie aprov., kat. *ficar* aus **fīgicāre* über **fīccāre* entstanden; auf einem Teil des prov. Gebietes konnte bei längerer Bewahrung des Vokals zwischen *g* und *c* aus **clūgicāre clugar* entstehen. Es fragt sich nur, wie im südlichen Teil der Gallia transalpina ein **clūgicāre* gebildet werden konnte. Oben habe ich afrz. *cluignier* über **cluillier* auf ein gallorom. **clūglāre*, die regelmäſsige Entwicklung von **clūdulāre*, zurückgeführt. Man braucht nur anzunehmen, daſs auch in Südfrankreich einst **clūglāre* bestanden habe, und kann **clūgicāre* aus **clūglāre* + **clūdicāre* erklären. Man kann aber noch einen Schritt weiter gehen. C. Michaelis, Rev. lus. 3, 139 hat galiz. *chosco* „Schlaf; schielend", *chusco* dass. als Ableitung von *choscar*, *chuscar* „die Augen schlieſsen und öffnen, mit den Augen blinzeln (auch vor Schläfrigkeit)" erklärt und dieses auf lat. **clausicāre* zurückgeführt; Meyer-Lübke hat in der 1. Auflage seines REW., 1969 diese Herleitung übernommen, in der 3. Auflage allerdings nicht mehr verzeichnet. Da **clausicat* frühe zu **clauscat* und danach **clausicāre* zu **clauscāre* werden konnte, so paſst **clausicāre* als Grundwort von *choscar* lautlich und begrifflich; da im Galiz. die vortonigen *o* durchaus nicht allgemein zu *u* wurden, dürfte *chuscar* auf die Nebenform von **clausicāre*, auf **clūsicāre* zurückgehen. Da nun **clūgicāre* ebensogut aus **clūsicāre* + **clūglāre* wie aus **clūdicāre* + **clūglāre* entstanden sein kann, so kommt man zu folgender Auffassung.

Für das Schlieſsen, Wiederöffnen und Wiederschlieſsen der Augen, für das Blinzeln gebrauchte man in Frankreich und Nordspanien Ableitungen des lat. *clūdere*, *clūsum*, in Frankreich **clūdulāre*, das zu **clūglāre* wurde, in Südfrankreich und Nordwestspanien **clūsicāre*. In Nordfrankreich wurde das dort allein übliche **clūdlāre* **clūglāre* über **cluillier* durch Dissimilation von *l—ľ* zu *l—ń* zu afrz. *cluignier*, in Nordwestspanien das dort allein übliche **clūsicāre* über **clūscāre* zu galiz. *chuscar*, eine nach *claudere*, *clausum* gebildete Nebenform **clausicāre* über **clauscāre* zu galiz. *choscar*. In Südfrankreich

verschmolzen die beiden dort gebrauchten Formen **clūglāre* und **clūsicāre* zu **clūgicāre*, das aprov. *clucar*, *clugar* ergab. Auf einem Teil seines Gebiets wurde *cluca* (*cluga*) *olhs* (*ollos*) durch Dissimilation von *l—l* zu *o—l* zu *cuca* (*cuga*) *olhs* (*ollos*); so entstanden aprov. *cugar*, nprov. *cucá*, arag. *cucar*, das bis Cuenca reicht. Galiz. *chuscar* aus **clūsicāre* und arag. *cucar*, das über **clucar*, **clūgicāre* aus **clūsicāre* + **clūglāre* entstand, weisen darauf hin, daſs **clūsicāre* einst im Nordwesten und im Nordosten der Pyrenäenhalbinsel bestand; noch früher bestand es wohl im ganzen Norden derselben.

Neben **clūdulāre* und **clūsicāre* tritt **clūsiāre*, nach M. L. Wagner, Archivio storico sardo 5, 233 und Meyer-Lübke, 1998a die Vorstufe des logud. *cujare* „vernarben"; alle drei Verba waren von *clūdere*, *clūsum* abgeleitet, während alte Ableitungen von *claudere*, *clausum*, nach dem Wortschatze der rom. Sprachen zu schlieſsen, nicht bestanden zu haben scheinen. Das reich bezeugte *clūdere*, das in it. *chiúdere*, unterengad. *cludir*, aprov. *cluire*, mazedorum. *clĭdere* erhalten ist, war wohl die Form der unteren und untersten Schichten, *claudere* mehr die der mittleren.

Josef Brüch.

---

7. Nfrz. *pilori* „Pranger".

Meyer-Lübke, REW. 8133, 1 (unter *speculum*) und Gamillscheg haben übereinstimmend nfrz. *pilori* „Pranger" als aus dem Prov. entlehnt angesehen, offenbar deshalb, weil der Ausgang *-ori* des frz. Wortes sich im Frz. nach dessen Lautentwicklung schwer ergeben, der Ausgang *-òri* des apr. *espilòri* „Pranger" Levy III, 266a unten, im Prov. leicht entstehen konnte, wie *ajutòri*, *evòri* zeigen. Die Annahme prov. Herkunft des frz. *pilori* wird durch die unten vorgebrachte Erklärung des prov. Wortes bestätigt werden.

Die Zeit des Auftretens des frz. Wortes verlangt die Annahme seiner Entlehnung aus dem Prov. allerdings nicht; denn frz. *pilori* erscheint ziemlich früh. Von Littré und God. X, 339b oben ist es in der Schreibung *pillorit* bez. *pilori* allerdings erst aus der um 1260 verfaſsten Chronique de Reims des Ménestrel de Reims nachgewiesen worden, aber von Du Cange VI, 324a unten bez. c oben in der latinisierten Form *pilloriacum* schon in einer Urkunde des Bischofs Godefroy II von Cambrai aus dem Jahre 1227 bez. in der Schreibung *pillorium* in einer Urkunde des Grafen Thibaut IV der Champagne aus demselben Jahre, in der Schreibung *pilloricum* in einer Urkunde Philipp Augusts vom Jahre 1213, in der Form *pillorium* von Du Cange VI, 324a unten gar in einer Urkunde aus Ergnies (Dép. Somme, Arrond. Abbeville) vom Jahre 1210 belegt worden. Somit ist *pilori* in Nordfrankreich schon 1210 bezeugt.

Eine bisher nicht beachtete Nebenform des afrz. *pilori* ist sogar noch früher bezeugt. Ein afrz. *pellori* „Pranger", von God. X, 339b oben aus der Dichtung Gauvain 2275 (hier im Reim mit *ci*) und einer

Verordnung des Jahres 1270 nachgewiesen, kommt nach dem Dict. gén., den auch God. zitiert, schon in einem Texte von 1168 vor. Die Latinisierung dieses *pellori*, ein *pelloricum* ist von Du Cange VI, 324c in einer Urkunde aus Saint-Quentin, die aber von ihm leider nicht datiert wird, belegt worden. Du Cange belegt a. a. O. in einer ebenfalls nicht datierten Urkunde aus Aragon noch ein *pellericum*, die Latinisierung des von God. X, 339b oben aus dem Jahre 1377 aus Lille nachgewiesenen *pellerich*, das nach Aragon vordrang. Woher Du Cange IX, 302c oben sein *penlauri* „pilori" mit der Angabe „Gl. *penlauri*" bezog, weiſs ich nicht; es ist verschrieben oder verlesen für *peulauri*, das God. X, 339b oben aus dem Jahre 1330 ohne Ortsangabe verzeichnete und das aus **pelauri* durch Einwirkung des labialen Konsonanten auf das vortonige *e*, durch dessen Wandel zu *ö* entstanden war. Das im Ausgang merkwürdige *pelloriu* in den 1231 geschriebenen Coutumes von Arques (bei Saint-Omer), die sich im Urkundenbuch der in Saint-Omer gelegenen Abtei Saint-Bertin befinden (Du Cange VI, 324c), ist verschrieben oder verlesen für *pellorin*, das God. VI, 161c Mitte gerade aus Saint-Omer in einem Text von 1270 belegt hat. Die Latinisierung dieses *pellorin*, ein *pellerinum* wurde von Du Cange VI, 324c aus den Statuten von „Mons Regalis" nachgewiesen; leider weiſs ich nicht, welcher der zahlreichen, von Longnon, 493 unten; Gröhler II, 76 oben erwähnten Orte, deren jetziger Name auf *Montem Regalem* zurückgeht, gemeint ist. Nach *pellori* im pikard. Gauvain, *pelloricum* in Saint-Quentin, *pellerich* in Lille, *pellorin* in Saint-Omer gehörte *pellori* vor allem dem pikard. Gebiete an. Es wurde durch Ausgangswechsel zu *pellorin*; der Ausgang *-i*, der auſserhalb der Partizipia Prät. der *i*-Verba selten war, wurde durch einen häufigeren Ausgang ersetzt. Diese jüngere Form *pellorin* wurde durch Einwanderer als Ausdruck der Gerichtssprache in Portugal eingeführt und ergab port. *pelourinho* „Pranger". Auf dem gröſsten Teil des afrz. Sprachgebiets wurde nicht *pellori*, sondern *pilori* gebraucht; es wurde wohl durch volksetymologische Beziehung zu *piler* „Pfeiler" gestützt, die sich im zwischentonigen Vokal des afrz. *pilerin* God. VI, 161c Mitte, des latinisierten *pileritum*, *pilleritum*, *pilleritus* äuſsert, das Du Cange VI, 322b Mitte aus dem Dauphiné und dem 14. Jh. belegte.

Woher stammten nun die beiden Formen der afrz. Bezeichnung des Prangers, das seit 1210 überlieferte *pilori* und das schon 1168 bezeugte *pellori*? Ihr zwischentoniges *o* spricht gegen Bodenständigkeit im Frz. Dagegen können npr. *pelòri*, *pilòri* „Pranger" Mistral II, 530b oben nach ihrem Lautstand sehr wohl bodenständig sein. Dies legt Herkunft des afrz. *pellori*, *pilori* aus dem Prov. nahe. Nun führte Meyer-Lübke, REW. 8133, 1 frz. *pilori* auf apr. *espitlori*, Gamillscheg auf apr. *espilori* zurück; da aber die afrz. Überlieferung keine mit *es*-beginnende Form aufweist, die apr. Überlieferung dagegen mehrere mit *pil-*, nicht *espil-* anlautende Formen bietet, wird man den afrz. Formen *pilori*, *pellori* schon apr. ohne *es-* zugrundelegen. Die apr.

Vertreter von npr. *pelòri, pilòri* würden als Grundwörter von afrz. *pellori, pilori* völlig passen. Aber merkwürdigerweise sind die npr. Formen *pelòri, pilòri* bisher in der apr. Überlieferung nicht wiedergefunden worden; weder Rayn. noch Levy, Supplementwb., noch Brunel, Les plus anciennes chartes en langue provençale, Glossaire, belegen ein apr. **pellòri* oder **pillòri*, die von Levy auch im Petit dict. nicht verzeichnet wurden. Nun muſs aber ein apr. **pillòri* als Zwischenstufe zwischen bezeugtem apr. *espillòri* Levy III, 266b oben und bezeugtem apr. *pilloric* Levy VI, 321b unten bestanden haben; wie man danach ein apr. **pillòri* als Vorstufe des npr. *pilòri* trotz des Schweigens der apr. Überlieferung anzunehmen hat, so darf man auch ein apr. **pellòri* als Vorstufe des npr. *pelòri* trotz des gleichen Schweigens ansetzen. Das enge Milieu, dem apr. **pillòri*, **pellòri* angehörte, einerseits, die geringe inhaltliche Mannigfaltigkeit der apr. Überlieferung andererseits brachten es mit sich, daſs gerade die dem afrz. *pellori, pilori* unmittelbar zugrundeliegenden apr. Formen in der apr. Überlieferung bisher nicht gefunden worden sind. Trotz dieser Tatsache darf man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daſs afrz. *pellori, pilori* von apr. **pellòri*, **pillòri*, den Vorstufen des npr. *pelòri, pilòri* stammten. Der kultur- oder rechtshistorische Grund der frühen Wanderung der Bezeichnung des Prangers aus dem Süden in den Norden Frankreichs wird am ehesten die Übernahme der ganzen Einrichtung des Prangers oder doch einer besonderen, mit unserem Worte bezeichneten Form desselben aus dem Süden in den Norden Frankreichs gewesen sein; leider konnte ich eine Auskunft über diese Frage bei Rechtshistorikern nicht erhalten.

Von den beiden apr. Formen **pellòri*, **pillòri* ist die mit *i* nach *p* entschieden als die ältere anzusehen, da die gesamte apr. Überlieferung nur Formen mit *i* nach *p* bietet. Aus **pillòri* entstand erst **pellòri*, entweder nach dem Nebeneinander von *pilota, pelota* „Ball" oder durch volksetymologische Anlehnung von **pillòri* an *pelar* „arracher les poils, peler, dégarnir de sa peau", an das man wegen des lautlichen Anklangs und der schlimmen Behandlung der am Pranger Stehenden gedacht hätte, oder aus anderem Grunde. Alle weitere Erörterung hat von apr. **pillòri* auszugehen.

Nun ist apr. *espillòri* Levy III, 266b oben aus apr. *espitlòri* Rayn. III, 182a oben ebenso entstanden wie apr. *espalla* Rayn. III, 167a unten; Levy III, 243a oben; *rolle* Rayn. V, 61a oben aus den von Rayn. und Levy a. a. O. daneben belegten Formen *espatla* (*espadla*), *rotle* und wie *molle* „moule" Rayn. IV, 250a unten; Levy V, 295a unten aus einem zufällig nicht mehr bezeugten **modle* (Appel, Prov. Lautlehre, 66 unten; Anglade, Gram. de l'ancien prov., 156 unten und Anm.); da Formen mit einfachem *l* bei *espalla, rolle, molle* zwar von Levy im Petit dict. verzeichnet, aber im Supplementwb. von ihm ebensowenig wie von Rayn. belegt wurden, so entstand das bezeugte *espilòri* Levy III, 266a unten aus *espillòri* durch eine in

alter Zeit nur vor dem Tonvokal eingetretene Vereinfachung von *ll* so wie *espalut* „breitschulterig" Rayn. III, 266b oben aus **espallut*, älterem *espatlut* Levy III, 243b oben, wie *rolar* Rayn. V, 60b unten, *rular* Levy VII, 371a oben aus *rollar*, *rullar*, die von Levy a. a. O. belegt wurden (ersteres nur im substantivierten Partizip *rollat* „Schriftstück"), älteren *rotlar*, *rutlar* Rayn. und Levy a. a. O. Kurz, *espilòri* entstand aus *espillòri*, dieses aus *espitlòri*.

Wie *espillòri* aus *espitlòri* entstand das oben dem afrz. *pilori* zugrundegelegte apr. **pillòri* aus **pitlòri*; darauf weist das neben *pilloric* „Pranger" Levy VI, 321b unten in demselben Texte stehende *pitloric*, *pidloric* und das neben *pillaureu* „Pranger" Levy VI, 321a unten in demselben Texte vorkommende *pitlaureu*. *Pitloric* war eine Ableitung von **pitlòri* mit dem Suffix *-ic*, für das Adams, Wordformation in Provençal 22 und Anm. 2 Beispiele gab. *Pitlaureu*, *pillaureu* der Registres de la jurade von Bordeaux entstand, wie das neben *pillaureu* in demselben Texte vorkommende *piloreu* zeigt, durch eine in Bordeaux, also nahe der prov.-frz. Sprachgrenze, nach prov. *au* = frz. *o* vorgenommene, sei es nur graphische, sei es gesprochene Hyperprovenzalisierung aus **pitlorel*, einer Ableitung von **pitlòri* mit dem Diminutivsuffix *-el*, das an dieses Wort wohl zur Linderung seines unangenehmen Eindrucks, aus einer Art Euphemismus heraus, angefügt worden war. Auch *pilloret* „Pranger" Levy VI, 321b Mitte, das durch Hyperprovenzalisierung die von Levy ebendort belegte Nebenform *pillauret* erhielt, hat ein Diminutivsuffix an **pillòri* angefügt. Bezeugtes *pitloric* und bezeugtes *pitlaureu*, das nach den sonstigen, *-or-* für *-aur-* bietenden Formen gewiſs für **pitloreu* steht, weisen auf **pitlòri* zurück. Wie das in den Registres de la jurade von Bordeaux vorkommende *pillaureu* und das in den Comptes de Riscle stehende *pillauret* zeigt auch das von Du Cange VI, 324c in einer Urkunde aus Augusta Ausciorum, also aus Auch belegte mlat. *pillaurium* die Hyperprovenzalisierung, die nach der Herkunft der Belege besonders in der Gascogne vorgenommen wurde.

Wie **pitlòri* sicher in *pitloric* und in **pitlorel*, der Vorstufe von *pitlaureu*, wurde auch *espillòri* mit einem Suffix weitergebildet, wenn die von Levy III, 266b oben mit Fragezeichen vorgeschlagene Änderung des überlieferten *espilloriu* der Coutumes de Pouy-Carréjelart in *espillorin* anzunehmen ist; dieses wäre eine Ableitung mit *-in* so wie das oben erwähnte, 1270 in Saint-Omer geschriebene und ins Port. entlehnte afrz. *pellorin*. Es ist aber fraglich, ob die Änderung des überlieferten *espilloriu* in *espillorin* erlaubt ist; man kann vielleicht das Überlieferte belassen, als *espillòriu* lesen und als eine von mlat. *spilorium* Du Cange VI, 324c (Urkunde aus Bordeaux) beeinfluſste Nebenform von *espillòri* ansehen. Ein Ausdruck der Rechtssprache war starkem Einfluſs des Rechtslateins ausgesetzt.

Apr. *espitlòri* erfuhr Umgestaltungen des Stammes. *Espuilori* im „Te igitur" Levy III, 266b oben ist allerdings in einer von Levy mit Fragezeichen vorgeschlagenen Änderung wahrscheinlich in *espin-*

lori zu korrigieren, das aus *espitlori* durch einen mundartlichen Lautwandel entstanden war; vgl. langued., dauphin. *espanlo*, limous. *eipanlo* „Schulter"; langued. *runlà*, limous. *rounlà* „rollen"; dauph. *monle*, limous. *mounle* „Form", die auch *nl* für *tl*, *dl* bieten. Aus dem im „Te igitur" wieder hergestellten *espinlòri* entstand *espinglòri* der „Coutumes de l'Agenais, Nomdieu (1305—8), Saint-Maurin (1358), Sauvagnas (1264)" Levy III, 266b oben, wohl durch volksetymologische Anlehnung von *espinlòri* an *espingar* „spähen", das nach Rayn. 3, 181a unten in den „Auzel casador" des Daudé de Pradas vorkommt; *espinlòri*, das wahrscheinlich wie langued. *espanlo*, *runlà* langued. Form war, konnte noch am Westrand des Languedoc gebraucht und dort zu *espinglòri* nach *espingar* umgestaltet werden, das Daudé de Pradas, der Kanonikus zu Maguelonne im Hérault war, im Herzen des Languedoc gebrauchte. Man deutete *espinlòri* auf eine vermeintliche Ableitung von *espingar* „spähen", auf ein *espinglòri* *„Ort des Spähens" um, weil der am Pranger Stehende unfreiwillig wie ein Spähender an einem Ort stillstand und in bestimmte Richtung schaute. Aus *espinglòri* der Coutumes des Agenais entstend endlich *espingòli* der Coutumes von Lafox (Levy III, 266b oben), das im Département Lot-et-Garonne, also im Agenais liegt; *espingòli* war somit in derselben Gegend wie *espinglòri* üblich und entstand gewiſs daraus, wohl durch volksetymologische Anlehnung von *espinglòri* an das lautlich ähnliche *espingola* „Art Steinschleuder", das nach Levy III, 267b Mitte in einem Text vorkommt, der im Bulletin archéologique et historique de la Société archéologique de Tarn-et-Garonne IX, 21 abgedruckt ist und wohl — das Bulletin ist mir unzugänglich — aus dem Gebiete des Département Tarn-et-Garonne stammte. Da dieses Département an der Ostgrenze des Agenais liegt, wurde *espingola* „Art Steinschleuder" in der Nachbarschaft des Agenais gebraucht, wo *espinglòri* und *espingòli* „Pranger" üblich waren; danach konnte *espinglòri* sehr wohl nach *espingola* derselben Gegend zu *espingòli* werden, nachdem die lautliche Ähnlichkeit der Wörter *esping-lòri* „Pranger" und *esping-ola* „Steinschleuder" zum Herausfinden irgendeiner Ähnlichkeit der damit bezeichneten Wörter die Sprachgemeinschaft veranlaſst hatte. Damit sind die von Rayn. und Levy belegten Formen der apr. Bezeichnung des Prangers besprochen; sie lieſsen sich alle auf *espitlòri* bez. **pitlòri* zurückführen. Es fragt sich noch, welche von diesen beiden Formen die ältere war.

War *espitlòri* oder **pitlòri* älter? Während Rayn. III, 182a oben nur *espitlori*, aber keine Form ohne *es-* verzeichnete, belegte Levy VI, 321a, b *piloreu*, *pillaureu*, *pitlaureu* aus Bordeaux, *pillauret* aus Riscle im Gers, *pilloret* aus den Fors des Béarn, *pidloric*, *pitloric*, *pilloric* aus Bayonne, Du Cange VI, 324c *pillaurium* aus Auch; nach diesen Belegen kommen die Formen ohne *es-* in alter Zeit nur im äuſsersten Westen des prov. Sprachgebiets vor. Aber auch die Formen mit *es-* im Anlaut werden von Rayn. III, 182a oben und

Levy III, 266a, b aus diesem Gebiete belegt, so *espitlori* aus Condom im Gers, *espillori* aus Lectoure im Gers, aus den Archives historiques du département de la Gironde und aus Clermont-Dessus im Agenais, *espilori* aus Agen und den im Agenais gelegenen Orten Clermont-Dessus, Laroque-Timbaut, Gontaud, *espinglori* und *espingoli* aus Nomdieu bez. Lafox im Agenais, dazu *spilorium* von Du Cange VI, 324c aus Bordeaux, *spillorium* VI, 555a aus Bergerac. Aus den Verbreitungsgebieten der Form mit *es-* und der ohne *es-*, soweit diese Verbreitung überhaupt aus den alten Belegen erkannt werden kann, kann man somit ein höheres Alter der einen der beiden Formen nicht erschlieſsen. Ebensowenig kann man dies aus dem Alter der Belege entnehmen, die fast alle aus verhältnismäſsig späten Verordnungen stammen. Auch deshalb, weil **pitlori* bisher nicht belegt ist, darf man es nicht für jünger als *espitlori* halten, da auch dieses bisher nur einmal belegt ist, dafür andere Formen ohne *es-* im Anlaut gut gezeugt sind. Nur die Erwägung, daſs die Anfügung von *es-* an **pitlòri* unverständlich, die Abtrennung des für das Präfix *es-* „aus"-gehaltenen und als solches begrifflich nicht passenden *es-* von *espitlòri* begreiflich ist, veranlaſst, *espitlòri* für die ältere Form, **pitlòri* für eine erst daraus auf die angegebene Weise entstandene Form zu halten. Durch Anlehnung an *pilar* „Pfeiler" kann man die Abtrennung des *es-* nicht erklären, da diese nach bezeugtem *pidloric*, *pitloric*, *pitlaureu* schon auf der Stufe *espitlòri*, nicht erst auf der Stufe *espilòri* erfolgte.

Durch die Annahme, daſs *espitlòri* die älteste der überlieferten Formen unseres Wortes sei, fallen die von einer Grundform ohne *es-* ausgehenden Erklärungen, die aber auch aus anderem Grunde unhaltbar sind. So ist die von Canello, Agi. 3, 336 Anm. 1 „ad onta del prov. *espitlori*" versuchte Verbindung des frz. *pilori* mit it. *berlina* „Pranger" überhaupt lautlich unmöglich und kann auch nicht durch Canellos Annahme eines „storpiamento, anche grave .. in bocca al popolo" möglich gemacht werden. So scheitert die von Baist, ZrP. 5, 233/4 versuchte Verbindung des frz. *pilori* mit mlat. *piloninus* der zu Anfang des 14. Jhs. in prov. gefärbtem Latein geschriebenen Capitula Rodi und mit arag. *pilon* „Säule, an der die Körper der Missetäter öffentlich ausgestellt wurden" (Borao, 303 unten), Ableitungen des lat. *pīla* „Pfeiler", an den bezeugten apr. Formen *pidloric*, *pitloric*, *pitlaureu*, also Formen ohne *es-*, die zeigen, daſs *pilloric*, *pillaureu*, *pilloret*, *pillauret*, *piloreu* *ll* bez. jüngeres *l* aus *dl*, *tl*, nicht das alte einfache *l* des lat. *pīla* haben; daſs *dl*, *tl* der eben angeführten Formen wie auch *tl* von *espitlòri* bloſs umgekehrte Schreibung für ein seit jeher gesprochenes einfaches *l* sei, ist ja ganz unwahrscheinlich. Arag. *pilon* bedeutet nach Borao auch „guardacanton, poste", also „Pfeiler, steinerne Säule" und bezeichnete jede Steinsäule, dann natürlich auch die, an die Missetäter zur öffentlichen Schaustellung angebunden wurden; dasselbe gilt wohl von apr. **pilonin*, dessen Latinisierung *piloninus* im prov. gefärbten Mittel-

latein der Capitula Rodi erscheint und das eine Ableitung des apr. *pilon* „Pfeiler" Levy VI, 321a war. Die spezielle Verwendung des tatsächlich von lat. *pīla* „Pfeiler" abgeleiteten apr. **pilonin*, arag. *pilon* „Steinsäule" für die als Pranger dienende Steinsäule kann durch Beziehung dieser Wörter auf apr. **pillòri* „Pranger" nahegelegt worden sein, muſs es aber nicht und erweist keineswegs die Herkunft dieses **pillòri* von *pīla* „Pfeiler", die wegen *pidloric*, *pitloric*, *pitlaureu* lautlich unmöglich ist. Die von Brüch, ZrP. 36, 581 oben, versuchte Herleitung des apr. Wortes für den Pranger von einem westgot. **pittilâreis* „Ort des Zupfens" endlich ist an sich höchst unwahrscheinlich, weil **pittilâreis* nur eine angenommene Ableitung eines nur angenommenen, durch Wörter anderer altgerm. Sprachen nicht gestützten got. **pittilôn* „zupfen", also eine haltlose Konstruktion ist. Die von einer Grundform ohne *es-* ausgehenden etymologischen Erklärungen des apr. Wortes für den Pranger sind somit, auch wenn man von der Unursprünglichkeit der Form ohne *es-* absieht, an sich unhaltbar.

Wie steht es mit den von *espitlòri*, *espilòri* als Grundform ausgehenden Erklärungen, die bisher vorgebracht worden sind? Da ist zunächst die von Wedgwood, Rom. 8, 438 oben, hergestellte Verbindung des apr. *espitlòri* mit kat. *espitllera* „Luftloch" („spirall" nach Bulbena y Tosell, *spitlléra*), „Schieſsscharte" zu nennen, das von lat. *speculāria* „Fensterscheiben, Fenster" herkommt (Meyer-Lübke, 8132a), nicht als Buchwort, wie Meyer-Lübke angibt, der nur die Bedeutung „Schieſsscharte" nennt, sondern als Erbwort. Da *espitllera* tatsächlich auf *speculāria* zurückgeht, ginge *espitlòri*, wenn es gleichen Stammes wie *espitllera* wäre, auf ein **speculōrium* zurück, deshalb führt Meyer-Lübke, 8133, 1 die Erklärung Wedgwoods unter *speculum* an. Aber die Verbindung des apr. *espitlòri* mit kat. *espitllera* ist lautlich und morphologisch unwahrscheinlich, wie Gamillscheg unter *pilori* am Anfang des dritten Absatzes richtig bemerkt, lautlich, weil kat. *espitllera* wie *botlla* „Kotfleck", *vetllar* „wachen" u. a. ein bloſs graphisches *t* hat, apr. *espitlòri* dagegen wie *pitloric*, *pidloric*, *pitlaureu* höchstwahrscheinlich mit *t* gesprochen wurde, *espitlòri* und *espitllera* somit nur in der Schreibung gleichen Stamm zu haben scheinen, **speculōrium* gesprochenes apr. **espilhòri* ergeben hätte. Wedgwoods Erklärung ist auch morphologisch unwahrscheinlich, weil das so häufige Suffix *-ārium* nicht durch das im Volkslatein auſserhalb *-tōrium* nicht mehr gebrauchte *-ōrium* ersetzt worden wäre. Auch Meyer-Lübke, 8133, 1 bezeichnet Wedgwoods Erklärung einfach als „unmöglich". Neben ihr ist weiter die Herleitung des apr. *espitlòri* von **spectāculōrium* durch Mayhew, Modern Language Review 7, 499 anzuführen, dessen Aufsatz mir ebenso unzugänglich ist wie Gamillscheg. Dieser bezeichnet im dritten Absatz seines Artikels *pilori* die Zurückführung des apr. *espitlòri* auf **spectāculōrium* als „morphologisch nicht möglich", mit Recht, da das auſserhalb *-tōrium* nicht mehr gebrauchte *-ōrium* nicht an *spectāculum* „Schau-

spiel, Schauplatz" gefügt worden wäre; auſserdem paſst **spectăculŏrium*, das, je nach dem Gebiet, apr. **especharlòri* bez. **espeitalòri* ergeben hätte, lautlich nicht als Grundform von *espitlòri*, während es begrifflich gut passen würde. Das von Holthausen, Etym. Wörterb. der engl. Sprache, unter *pillory* zugrundegelegte mlat. *speculum ingloriae* „Spiegel der Schande", das das von Du Cange IV, 362c oben allerdings nur aus dem „Supplementum antiquarii" belegte mlat. *ingloria* „dedecus, ignobilitas" enthielte (vgl. altlat. *inglōriōsus*, *inglōrius* „ruhmlos"), würde begrifflich ziemlich gut passen, befriedigt aber lautlich gar nicht, da die nur einmal bezeugte Form *espinglòri* gegenüber den vielen anderen Formen wie *espitlòri*, *espillòri*, *espilòri*, *espinlòri* (das ein durch Lautwandel aus *tl*, *dl* entstandenes *nl* hatte), *pitloric*, *pitlaureu* entschieden als sekundär anzusehen und oben zunächst aus *espinlòri*, das wieder aus *espitlòri* durch Lautwandel entstand, erklärt worden ist. Ebensowenig wie *speculum ingloriae* paſst als Grundwort *speculum in gloriam* (*Dei*) „geistliches Tribunal zum Ruhme Gottes", das Gamillscheg dem apr. *espilòri*, *espinglòri* zugrundelegt. Diese Grundlage paſst übrigens nicht nur lautlich, sondern auch begrifflich nicht; denn eine so hochtrabende Bezeichnung hätte man allenfalls dem Inquisitionsgericht, aber nicht dem Pranger gegeben, mit dem auch niedrige und sehr profane Vergehen wie Felddiebstahl bestraft wurden. Übrigens scheint Gamillscheg selbst von der Richtigkeit seiner Erklärung nicht sehr überzeugt zu sein; dies zeigt sein Ausdruck, daſs apr. *espilòri*, *espinglòri* „ein verballhorntes mlat. *speculum in gloriam* (*Dei*) . . darzustellen scheint". Zusammenfassend kann man sagen, daſs die bisher vorgebrachten Erklärungen des frz. *pilori* bez. seines apr. Grundwortes unbefriedigend sind. Eine völlig neue Etymologie sei vorgetragen.

Afrz. *piler* „Pfeiler" God. X, 338c oben, nfrz. *pilier*, apr. *pilar* Rayn. IV, 539a oben, npr. *pielà*, *pilà*, kat., span. *pilar*, aport. *piar* dass. weisen auf ein von lat. *pīla* „Pfeiler" im Volkslatein Galliens und der iberischen Halbinsel abgeleitetes **pīlāre* (Meyer-Lübke, 6500, wo das Sternchen vor **pīlāre* und aport. *piar* fehlen). Apr. *pilar* bezeichnete auch die steinerne Säule, an die ein zu Züchtigender angebunden wurde; denn der von Rayn. zitierte Raimbaut de Vaqueiras sagte von Jesus: *E 'n ſon batutz e liatz al pilar.* Man darf wohl annehmen, daſs so wie apr. *pilar* schon dessen Vorstufe **pīlāre* im Latein Südfrankreichs eine zu solchem Zwecke verwendete Säule gelegentlich bezeichnete. Der Pfahl oder die Säule, woran der Schuldige zur Züchtigung gebunden wurde, diente in der Zeit, in der der Pranger aufgekommen war, oft auch als Pranger, was J. His, Geschichte des deutschen Strafrechts bis zur Karolina (1928), 87 unten, ausdrücklich von deutschen Landen sagt, was gewiſs auch von romanischen Landen galt; so konnte eine Bezeichnung der zum Vollzug der Züchtigungen verwendeten Säule auf die als Pranger dienende Säule übergehen. Eine zu solchen Zwecken verwendete Säule muſste zur Unterscheidung von anderen Säulen eigens bezeichnet werden. An

die zum Vollzug von Strafen dienende Säule war der Mann angebunden; an andere Säulen konnte man sich auch anlehnen, aber frei stehend. So konnte zur Unterscheidung von den gewöhnlichen Säulen, an denen öfters ein Mann frei angelehnt stand, eine zum Strafvollzug dienende Säule als die Säule, an die ein Mann angebunden ist, bezeichnet werden. Das Binden von Menschen wurde in römischer Zeit öfters mit Riemen besorgt; man sehe die grofsen Wörterbücher unter *lōrum* „Riemen" ein. Der Fefsler der Sklaven hiefs *lōrārius* (K. Schneider, P.-W.-Kr. 13, 1431). Nun wird alles, was sich auf körperliche Züchtigung bezieht, oft mit euphemistischen Ausdrücken bezeichnet, nach harmlosen Dingen benannt, die dabei in Erscheinung treten. So mochte die steinerne Säule, an die Schuldige mit Riemen gebunden wurden, um dann gezüchtigt zu werden, die sonst unbenützt dastand, als „die auf Riemen förmlich wartende Säule", im Latein Südfrankreichs als **pīlāre* **exspectilōrium* bezeichnet werden. **Exspectilōrius* „auf Riemen wartend" war eine Zusammensetzung wie *fulcipedius* „die Füfse unterstützend", dessen Fem. *fulcipedia* bei Petronius, Cena Trimalchionis 75,6 vorkommt, wie *poscinummius* „Geld fordernd", das Apuleius, Metam. 10, 21 gebrauchte, wie *Verticordia* „die die Herzen Wendende", wie Valerius Maximus 8, 15, 12 Venus nannte. Das Vorkommen dieser Wörter bei Schriftstellern des 1. und 2. Jhs. nach Chr. zeigt, dafs im Latein der Kaiserzeit Zusammensetzungen auf *-̲ius*, *-̲ia*, *-̲ium* aus einem Verbum an erster Stelle und einem Substantivum, das das Objekt des Verbums war, an zweiter Stelle gebildet wurden. In *fulcipedius*, *poscinummius*, *Verticordia* erscheinen Verba auf *-īre* bez. *-̲ere* im ersten Teil der Zusammensetzung und haben *i* in der Kompositionsfuge angenommen; dafs auch der Stamm eines Verbums auf *-āre* in solchen Zusammensetzungen auf *i* ausging, zeigt *laudicēnus* „Mahlzeiten lobend", das der jüngere Plinius, epist. 2, 14, 5, also wieder ein Schriftsteller des 1./2. Jhs. nach Chr., gebrauchte und das nur im Ausgange (*-us* statt *-̲ius*) etwas anders geartet ist. Nach dem Gesagten konnte im Latein Aquitaniens in der Kaiserzeit der Gedanke „Riemen erwartend, auf Riemen wartend" sehr wohl durch **exspectilōrius* wiedergegeben werden. So konnte man dort die steinerne Säule, an die Sklaven und Verbrecher zur Züchtigung mit Riemen gebunden wurden, als **pīlāre* **exspectilōrium*, später kurz als **exspectilōrium* bezeichnen; der Name blieb solchen Säulen, als Verbrecher nur mehr zur Schaustellung und Beschämung daran gebunden wurden, als solche Säulen Pranger geworden waren. Nachdem *lōrum* im Volkslatein Aquitaniens untergegangen, die Zusammensetzung **exspectilōrium* im zweiten Teil unverständlich geworden war, bezeichnete man als (**pīlāre*) **exspectilōrium* die zum Strafvollzug dienenden Säulen auch dann, wenn die Delinquenten daran nicht mit Riemen, sondern mit Stricken oder Ketten befestigt wurden. Aus **exspectilōrium*, vulgärem **espectilōriu* entstand apr. *espitlòri* dadurch, dafs vortoniges *e* vor *ṫ* aus *ct* wie in *lichiera*, *litiera* (*mitat*) und wie vor *ś* (*isam*, *isart*, *isir*), *ľ* (*milhor*,

vilheza, *ń* (*rinhon*), *ŕ* (*sobiran*) zu *i*, daſs *ct* im Gask., dem das Wort zunächst angehörte, zu *it* wurde, wozu es übrigens vielleicht auch im *fach*-Gebiete vor *l* geworden wäre, und daſs *-ōrium* infolge Hemmung seiner lautlichen Entwicklung durch den Gebrauch des Wortes im Latein der Verordnungen *-òri* und nicht *-ǫr* ergab. So ist **e(x)spectilōrium* eine lautlich durchaus befriedigende Grundform für apr. *espitlòri*. Begrifflich scheint mir (**pīlāre*) **exspectilōrium* „Säule, die auf Riemen(fesseln) wartet" ein plausibler Euphemismus der unteren Stände für die von ihnen gefürchtete Säule zu sein, an der manche aus diesen Ständen schwere Stunden verbringen muſsten. Morphologisch hat **exspectilōrium* in *fulcipedia*, *poscinummius* sichere bezeugte Parallelen. Kurz, die Herleitung des apr. *espitlòri* von (**pīlāre*) **exspectilōrium* ist lautlich und morphologisch tadellos, begrifflich annehmbar.

Folgendes hat sich ergeben. In Aquitanien nannten die unteren Stände die Säule, an die Sklaven und Verbrecher zur Züchtigung mit Riemen angebunden wurden, mit Euphemismus **pīlāre *exspectilōrium* „Säule, die auf Riemen wartet", später kurzweg **exspectilōrium*; die Bezeichnung ging später auf die Säulen über, an die Schuldige mit irgendwelchen Fesseln nur zur Schaustellung und Beschämung angebunden wurden, auf die Pranger. **E(x)spectilōrium* „Pranger" des aquitanischen Lateins ergab apr., genauer agask. *espitlòri* „Pranger". Dieses wurde einerseits zu *espillòri*, *espilòri*, durch mundartlichen Wandel von *dl* zu *nl* zu *espinlòri*, aus dem *espinglori*, *espingòli* entstanden, andererseits durch die Abtrennung des für das Präfix *es-* „aus"gehaltenen und dann begrifflich nicht passenden *es-* zu **pitlòri*, **pillòri*, **pilòri*, das durch Ableitung mit *-ic*, *-et*, *-el* apr. *pitloric*, *pidloric*, *pilloric*, *pilloret*, *piloreu*, hyperprovenzalisiertes *pitlaureu*, *pillaureu*, direkt npr. *pilòri* ergab. Nach *pilota*, *pelota* „Ball" erhielt **pillòri* die Nebenform apr. **pellòri*, die in npr. *pelòri* erhalten ist, früh in den Norden wanderte, und das schon 1168 bezeugte afrz. *pellori* ergab, dessen Weiterbildung, bezeugtes *pellorin*, port. *pelourinho* lieferte. Auch apr. **pillòri* wanderte früh in den Norden und ergab, unverändert übernommen, das seit 1210 bezeugte afrz. *pilori*, nfrz. *pilori*; ein französiertes *pilloire*, *pilloyre*, das God. VI, 161 b oben aus Montauban ohne Datum bez. aus Limoges vom Jahre 1543 belegte, setzte sich nicht durch. Im 15. Jh. bezeichnete 1428 bezeugtes *pillory de toile* (God. VI, 161c oben) ein „ornement de cou pour les femmes", offenbar infolge Ähnlichkeit dieses Schmuckes mit einem Pranger in der Form. Auch nach England wanderte apr. **pillòri* oder afrz. *pilori* früh. Nach Murray VII, 864c unten ist das Wort als *pillorium* schon 1189 in einer auf das Kloster Middeltone bezüglichen lat. Urkunde des Königs Heinrich II. und als *pyllory* 1274 in einer das Kloster Saint-Edmond betreffenden ebenfalls lat. Urkunde bezeugt, in einem engl. Texte allerdings erst 1300 in der Schreibung *pillori*. Dies ist in nengl. *pillory* erhalten. Das nach den alten Belegen auf Südwestfrankreich zwischen den Pyrenäen und der

Garonne beschränkte Wort breitete sich später über ganz Frankreich, England und Portugal aus, während Italien und Spanien in it. *berlina*, span. *argolla*, das zunächst „Halsring" bedeutet, eigene Ausdrücke bewahrten, in apisan. *catena della virgogna*, nit. *gogna* und dem wohl aus Italien entlehnten span. *vergüenza* einen zweiten hinzufügten.

Josef Brüch.

II. Literaturwissenschaft.

Über Alfonso Fernández de Palencia († 1492).

Wer sich je mit der Geschichte des ausgehenden Mittelalters in Spanien und insonderheit mit der Regierung Heinrichs IV. des Unvermögenden (el Impotente) befaſst hat, dem ist sein unversöhnlicher Feind und zugleich sein gründlichster Biograph, Alfonso Fernández, zubenannt de Palencia, längst vertraut. In der Geschichte des historischen spanischen Schrifttums ist er bereits bei verschiedenen Gelegenheiten gewürdigt worden, ja die neuere Darstellung des besagten Heinrich IV. arbeitet fast ausschlieſslich mit dem ihr durch Alfonso Fernández überlieferten Material. Viel weniger hingegen hat man sich bis heute um eine andere Seite seiner historiographischen Tätigkeit gekümmert, und das ist seine Beobachtung und Beurteilung gewisser zeitgenössischer europäischer Ereignisse und der Gestalten, die sie lenkten oder beeinfluſsten, eine Stellungnahme, zu der ihm sein langer Aufenthalt in Italien und im besonderen am päpstlichen Hofe ganz von selbst Anlaſs und Gelegenheit gab. Der Grund, warum sich diese Schicht seines Lebenswerkes dem frischen Zugriff der Historiker bis jetzt so beharrlich entzogen hat, ist leicht ersichtlich. Da nämlich Alfonsos reichhaltiges und vielfältiges Zusammentreffen mit den Männern der Kurie und damit sein Erlebnisanteil an der auſserspanischen Geschichte nur ganz gelegentlich und nebenher in die spanische Königsbiographie hinein verwoben und überdies von geringer unmittelbarer Bedeutung für die Kenntnis des biographierten Herrschers ist, so fand sich gerade diese kuriale Seite der Darstellung von der rein hispanologisch interessierten Kritik wenig beachtet, während sie zugleich der um die Papstgeschichte sowie um die gemein-europäischen Vorgänge bemühten Forschung, weil sie sprachlich abseits und gegenständlich sehr verborgen lag, gänzlich unbekannt blieb. Wobei es natürlich sein Bewenden haben könnte, wenn eben nicht die römischen Erinnerungen des Spaniers eine mehrfache und nicht alltägliche Anteilnahme beanspruchen könnten: einmal wegen der eiskalten und furchtlosen Schärfe seines Urteils, zum zweiten aber wegen seiner schätzbaren Eigenschaft als Augen- und Ohrenzeuge des meisten von dem was er berichtet, zum dritten endlich als ein anschauliches Bild der öffentlichen Meinung des scheidenden Mittelalters über die römische Kurie und über gewisse Wendepunkte der Geschichte des christlichen

Abendlandes, die mit der päpstlichen Machtsphäre und Machtpolitik in engster Verbindung standen. Von diesem Sachverhalt zunächst einmal eine anschauliche Probe zu geben und zugleich das Gesamtbild des Mannes, dieses beispielhaften Typus des im spätmittelalterlichen Spanien so häufigen und so beachtlichen Judenchristen, durch eine zusammenfassende Würdigung von Werk und Persönlichkeit zu vertiefen, das ist Ziel und Absicht der vorliegenden Studie.

1. Der Mann und das Werk.

Alfonso Fernández de Palencia, von dessen Leben und Schriften hier zunächst die Rede sein muſs, ist durchaus nicht mit ein paar Worten zu charakterisieren. Dazu ist seine Persönlichkeit viel zu wenig klar und eindeutig, sein Temperament viel zu leidenschaftlich, seine Gesinnung viel zu sehr mit rassischen Erbzügen durchsetzt und belastet.

Er stammt aus einer Familie von getauften Juden und wird am 21. Juli 1423 geboren. Ob das nördlich von Valladolid gelegene Palencia seine Vaterstadt war, wie es sein Name zu bestätigen scheint, oder das zur Provinz Soria gehörige Osma, wie von manchen Autoren ohne nähere Begründung versichert wird, ist bis heute noch unentschieden und schlieſslich auch gar nicht so wichtig. Als Knabe wird er unter die Pagen des Bischofs von Burgos, Don Alfonso de Cartagena, aufgenommen und erhält hier den landläufigen Unterricht in den Elementarfächern sowie im Lateinischen. Auf die Empfehlung seines bischöflichen Gönners hin kommt er ziemlich jung, etwa 18jährig, nach Florenz und Rom in die Dienste des Kardinals Bessarion.[1] Hier besucht er auch den Unterricht des als Lehrer viel umworbenen Griechen Georgios Trapezuntios und erreicht auf diese Weise eine beträchtliche Vertiefung seiner humanistischen Bildung, zu der er bereits in Burgos den Grund gelegt hat. Als Familiar des einfluſsreichen Bessarion steht er nicht nur mit den Humanistenzirkeln der Papststadt in enger Verbindung,[2] sondern gewinnt auch eine ansehnliche Vertrautheit mit den Menschen und Dingen der Kurie. Hier erlebt er das letzte Jahrfünft der Regierung Eugens IV. und das ganze Pontifikat des ersten der Renaissance-Päpste, Nicolaus V. Seit 1455, also nach etwa 14jährigem Aufenthalt in Italien, ist er wieder in Spanien, wo er zum Haushalt des Erzbischofs von Sevilla, Don Alfonso de Fonseca des Älteren, gehört, der bei König Heinrich IV. als sein

[1] Es kann das kaum vor 1441 geschehen sein, denn der im Dezember 1439 zum Kardinalat erhobene Bessarion verlieſs seinen Wohnsitz Konstantinopel erst einige Zeit nach der im Mai 1440 vollzogenen griechischen Patriarchenwahl. Im Sommer 1443 siedelte dann der päpstliche Hof aus Florenz in das nach den Erschütterungen der Revolution wieder ziemlich beruhigte Rom über. Vgl. L. Mohler, Kardinal Bessarion, Paderborn 1923, S. 208 u. 248.

[2] Männer wie Flavio Biondo, Filelfo, Poggio, Campano, Perotti, Calderino und Platina gehören zur Privatakademie des gelehrten griechischen Kardinals.

früherer Hofkaplan in hohem Ansehen steht. Durch Fonsecas Vermittlung wird er auf seinen eigenen Wunsch zum amtlichen Landes-Chronisten und Sekretär für die lateinische Korrespondenz des Herrschers ernannt. In dieser Eigenschaft lebt er eine Reihe von Jahren am kastilischen Hofe, dessen Sitz beständig zwischen Segovia, Madrid und einigen anderen Städten wechselt, und lernt hier die führenden Persönlichkeiten und das Treiben dieser zuchtlosen Gesellschaft aus unmittelbarer Nähe kennen. Als dann der Erzbischof zur aufständischen Adelspartei übergeht, da kehrt auch Alfonso Fernández seinem königlichen Herrn und Brotgeber den Rücken und zieht mit dem abtrünnigen Prälaten nach Sevilla. Der letztere muſs bald darauf vor dem Zorn Heinrichs IV. nach Béjar fliehen und beim Grafen von Plasencia Schutz und Unterkunft suchen. Von hier aus nun schickt er den gewandten, sprachkundigen und ihm treu ergebenen Fernández in geheimer Mission nach Rom (1464), damit er dort zwei wichtige Aufträge erledige. Für erste soll er den Erzbischof beim Papste gegen die von Heinrich IV. wider ihn erhobenen Anklagen verteidigen, worin er durchaus keinen leichten Standpunkt hat, da der Gesandte des Königs, Suero de Solís, heimlich und offen gegen ihn arbeitet. Fürs zweite muſs er der Kurie die von der Adelspartei verfaſste Anklageschrift gegen Heinrich IV. — die groſse „Representación“ von 1464, eines der schlimmsten in der Geschichte aller Zeiten bekannten Beispiele der Gravamina eines Volkes gegen seinen Führer — zur Kenntnis bringen. Als Heinrich IV. ein Jahr später (1465) in Avila schmachvoll entthront wird, weilt Alfonso Fernández bereits wieder in Sevilla. Hier ergreift er offen Partei für den jungen Gegenkönig, den elfjährigen Don Alfonso, und gewinnt durch eine kurze, eindrucksvolle Rede die überraschten Stadtverordneten unter dem Vorsitz des Herzogs von Medina Sidonia, der von dieser Stunde an sein wohlgeneigter Gönner ist, für den Thronwechsel. Der Knabe Alfonso faſst zu dem aufrechten und sittenstrengen Fernández ein rührend inniges Zutrauen. An ihn allein wagt er sich mit der Bitte heran, es möchten aus seiner Umgebung eine Anzahl zweifelhafter Personen entfernt werden, die ihn durch Beispiel und Überredung zu jeder Art von Unzucht zu verleiten streben. Als der junge Gegenkönig bald darauf einem Giftmord zum Opfer fällt, setzt Alfonso Fernández seine ganze Kraft und Begeisterung für die Verbindung zwischen Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragón ein. Ihnen wird er zum unentbehrlichen Helfer, Treuhänder, Ratgeber, Spion und Vermittler. Er begleitet den aragonesischen Prinzen auf seiner abenteuerlichen Reise nach Kastilien, die in Verkleidung, bei Nacht und Nebel, unter tausend Gefahren vor sich geht, er hilft die heimliche Hochzeit vorbereiten und vollziehen, er beschafft das stets fehlende Geld, ist beständig unterwegs zwischen Andalusien, Kastilien und Aragón, gewinnt Anhänger, entdeckt Verschwörungen, ist mit einem Worte unermüdlich und unentbehrlich. Auch nach dem Tode Heinrichs IV. (1474) dient

er dem neuen Königspaare in den ersten schwierigen Jahren seiner Regierung. Als sich hinsichtlich der Verteilung der Herrschergewalt zwischen den beiden Gatten einige Miſshelligkeiten ergeben, da stellt sich Alfonso Fernández freimütig auf die Seite Isabellas und verscherzt dadurch die Gunst des brutalen und selbstsüchtigen Ferdinand. Um den drohenden Folgen dieses Gesinnungswechsels zu entgehen, zieht er sich von etwa 1477 an ins Privatleben zurück. Er wird für den Rest seiner Tage in Sevilla ansässig, denn hier weiſs er sich unter dem Schutz des Herzogs von Medina Sidonia, der ihm seit langem gewogen ist. Hier genieſst er in beschaulicher Muſse und Schriftstellerei noch einige 15 Jahre geruhsamen Alterns und stirbt Ende März 1492 als Siebziger, hart an der Schwelle einer neuen Zeit, am Vorabend der Entdeckung von Amerika. Seine Bücher und Handschriften vermacht er der Kathedrale von Sevilla, aber sie sollen, merkwürdig genug, in seiner Gruft hinterlegt werden, deren Ort das Domkapitel bestimmen mag.[1] Es wird ihm dann auch in der Kathedrale der erste Bogen links neben dem Tor beim groſsen Turm eingeräumt: *para su sepultura e para donde se ponga su libreria*, wie die Kapitelakten besagen; aber im Laufe des 18. Jahrhunderts läſst man den Bogen bis zur Hälfte hinauf vermauern, weil es den hochwürdigen Herren zu stark zieht, und seitdem ist von einer Grabstätte, wenn sie sich je dort befand, keine Spur mehr vorhanden.

Alfonso Fernández hat, trotz seines bewegten und vielfacher Unrast teilhaftigen Lebens, allezeit fleiſsig die Feder geführt. Schon 1457 verfaſst er, durch die Lektüre des dem Homer zugeschriebenen *Froschmäusekriegs* angeregt, die allegorische Prosadichtung *Bellum luporum cum canibus, sive lykokynomachia*, die er dann auf Wunsch seines Freundes Herrera aus dem Lateinischen ins Spanische überträgt.[2] Das Geheimnis ihrer Allegorie ist noch nicht entschleiert. Daſs dem Ganzen eine verdeckte Tendenz innewohnt, geht klar hervor aus den Worten des an Herrera gerichteten Prologs: *fallarás ende por cierto algunas cosas que parescen escarnio i para aver fiesta i placer, so cuyo cuento como de fablillas considerarás otras cosas, que non juzgarás poco dignas de tu busca muy diligente. Et desde agora pierdo la dubda que del todo entenderás, qué significan los lobos, y qué es lo que pensaron i fizieron los perros, y qué con sus engaños cobdiciava la raposa.* Chandler Rathfon Post[3] meint sehr skeptisch und voreilig, es sei unmöglich, zu bestimmen, inwiefern sich die Allegorie auf zeitgenössische Vorfälle beziehe, inwiefern sie andrerseits nur ganz all-

---

[1] J. Amador de los Ríos, Historia crítica de la literatura española, Bd. 7, Madrid 1865, S. 153.

[2] Das Werkchen wurde zweimal veröffentlicht. Zuerst ohne Ort und Jahr, wahrscheinlich in Sevilla, in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts (Haebler I, 242, Nr. 511), zum zweitenmal im Neudruck von A. M. Fabié in Bd. 5 der *Libros de antaño*, Madrid 1876.

[3] Medieval Spanish Allegory, S. 263.

gemein den Kampf ums Leben versinnbildlichen wolle, oder inwiefern sie schlieſslich nur eine Art erzählerische Vorübung ohne jeden verborgenen Sinn darstelle. Punkt 3 dieser Gedankengänge wird schon durch das bloſse Vorhandensein der vorhin zitierten Prologstelle hinreichend widerlegt. Punkt 2 wird hinfällig, sobald man bedenkt, daſs der Dichter unmöglich so geheimnisvolle und vorsichtige Andeutungen hätte machen können, wenn das Werkchen nur eine harmlose Allegorie auf den Kampf ums Dasein wäre. Es bleibt also nur noch Punkt 1 übrig und möglich, nämlich die Annahme einer zeitgenössischen Satire. Ob sich freilich das Rätsel lösen läſst, wenn man der Sache einmal in Form einer Sonderstudie mit dem gesamten Rüstzeug unseres geschichtlichen, biographischen und literarhistorischen Wissens über das 15. Jahrhundert in Spanien auf den Leib rückt, diese Frage muſs vorerst noch offen bleiben.

Zwei Jahre nach der *Lykokynomachia* (1459) legt Alfonso Fernández in einem Prosatraktat unter dem Titel *De la perfección del triunfo militar,*[1] wiederum in allegorischer Einkleidung, seine Ansichten über die Eignung der Spanier zu militärischen Leistungen dar. Imaginäre Personen wie die Klugheit, der Gehorsam, die Übung, der Triumph, reden und debattieren mit Bauern und Bürgern, mit Spaniern, Franzosen und Italienern, über das Wesen der Kriegskunst. Die Spanier wären, so ergibt sich als Endschluſs aller Weisheit, „die besten und erfolgreichsten Soldaten, wenn ihnen nicht einige wenige Vorzüge und Tugenden fehlen würden, die sie zwar bei anderen Völkern, nicht aber bei sich selber finden können". Wer sich mit der philosophischen Geschichte der Tapferkeit und Kriegskunst im Mittelalter befassen will, der darf an diesem Traktat nicht vorübergehen; auch wer die Ansichten und Urteile der Spanier über andere Nationen sammelt, der hebt hier manches Weizenkorn. Wir übergehen eine Reihe von kleineren Schriften unseres Autors, nicht weil es ihnen vermutlich an Eigenart oder kulturgeschichtlicher Bedeutung gebräche, sondern weil sie gröſstenteils verloren gegangen sind, und entnehmen lediglich aus ihren Titeln[2] die Tatsache, daſs er lange Zeit den Weg zu festen Zielen und zu einem eigentlichen Lebenswerk nicht zu finden vermag. Als die 1474 zur Regierung gelangte Humanistenkönigin Isabella den gelehrten Studien ihres Landes neuen Antrieb gibt, da sucht auch er sich diesem Kreise tatendurstig einzufügen. Auf ihren Wunsch kompiliert er ein lateinisch-spanisches Lexikon und nennt es *Vocabulario universal en latin y en romance.*

[1] Zum erstenmal gedruckt um 1490 in Sevilla (Haebler I, 243, Nr. 512). Einen Neudruck bringen die *Libros de antaño* Bd. 5. Über den Inhalt vgl. auch Ch. R. Post, S. 261.

[2] Sie lauten: Vita Ildephonsi episcopi Toletani. Mores et ritus idolatrici incolarum insularum Fortunatarum, quas Canarias appellant. De vera sufficientia ducum atque legatorum. De obliteratis mutatisque nominibus provinciarum fluminumque Hispaniae. De adulatoriis salutationibus laudationumque epithetis ex lubidine potius quam ex consilio in epistolari praesertim officio usitatis.

Die lateinischen Wörter erklärt er darin in zweifacher Form auf Lateinisch und auf Spanisch. Das Werk erscheint 1490 im Druck, und es verliert durch den Umstand, daſs schon zwei Jahre darauf Antonio de Lebrija sein berühmtes *Dictionarium latino-hispanicum* auf den Büchermarkt bringt, vieles von seiner grundlegenden Wichtigkeit für die Geschichte der spanischen Wortbedeutungslehre und Lexicographie. Auch ein von langer Hand vorbereitetes und gesammeltes *Opus synonymorum* führt er jetzt zum Abschluſs.[1] Der Vollständigkeit zuliebe müssen schlieſslich auch noch drei Übersetzungen aus fremdem Sprachgut hier erwähnt werden. Zunächst ein nach dem italienischen Original des Domenico Cavalca übertragener asketischer Traktat oder Kreuzesspiegel (*Espejo de la Cruz*, 1486), dann die Lebensbeschreibungen des Plutarch (*Vidas de Plutarco*, 1491) nach einer nicht sehr zuverlässigen lateinischen Version, und zuletzt der jüdische Krieg des Flavius Josephus (*Guerra judáica*, 1492).

Wie die selbständigen Werke des Alfonso Fernández, so lassen auch die verschiedenen aus fremden Idiomen von ihm übersetzten Schriften klar erkennen, daſs seinem Schaffen von Anfang bis Ende eine gewisse undisziplinierte Zerfahrenheit, ein deutlicher Mangel an Ziel, Methode und Konzentration eigen geblieben ist. Trotzdem er schon mit 33 Jahren zum Hofchronisten ernannt wird, zieht es ihn durchaus nicht zur Geschichte als Lebensarbeit. Er versucht im Gegenteil dies und das, gerät auf die abgelegensten Dinge, schieſst zwischen allegorisch-dichterischen, philologischen, biographischen, religiösen Stoffen planlos hin und her. Nichts befriedigt ihn ganz und gar, zu nichts ist wohl auch das nötige Otium vorhanden, und nirgends vermag er daher etwas Wertvolles und Auſsergewöhnliches, das die Jahrhunderte überdauert hätte, zu leisten. Da wird ihm schlieſslich die wohlverdiente, obschon nicht ganz freiwillige Altersmuſse zuteil, und nun endlich sammelt er seine Kraft auf ein einziges, groſses Ziel, auf jenes Werk, das allein seinen Namen durch ungezählte Geschlechter lebendig erhalten und vor dem Vergessenwerden bewahren wird. Es tritt also nicht etwa einer vor uns hin, den der innere Ruf und die äuſseren Umstände von Jugend auf zum begnadeten Geschichtschreiber gemacht hätten, nein, vielmehr es zeichnet einer, der viel gesehen, erlebt und mitbestimmt hat, am beschaulichen Ende seiner Tage die Denkwürdigkeiten eines halben Jahrhunderts auf, sich selbst zum Zeitvertreib und zur Erinnerung, auch zur Entlastung von der Galle und der seelischen Bitternis, vor allem aber als eine Gabe und Schenkung an die gelehrte Nachwelt. Darum bedient er

---

[1] Erschienen 1491 in Sevilla. Er gibt darin, nur auf das Lateinische sich beschränkend, Listen von sinnverwandten Substantiven, Verben, Adverbien, Präpositionen und Konjunktionen; dazu Erklärungen und Beispiele, die, weil sie sich trotz aller Latinität vielfach auf recht eigentlich spanische Dinge beziehen, für die Kulturgeschichte des 15. Jahrhunderts nicht ohne Belang sind.

sich auch des Lateinischen. Denn, so muſs man wissen, „die Begebenheiten aus dem Dunkel der Vulgärsprache in das Licht der Latinität überzuführen",[1] das ist bei allen seinen Schriften, soweit er sie des Fortlebens für wert erachtet, der stärkste Antrieb und das vornehmste Ziel. Das ist auch weiter nicht verwunderlich, denn Gelehrsamkeitsdünkel und Verachtung für das volkstümliche Schrifttum der Landessprache, der Grundsatz des *odi profanum vulgus et arceo* und das Schreibenwollen für eine ausgewählte geistige Oberschicht ist über ganz Europa hin eine gemeinsame Eigenart der Humanisten gewesen.

Alfonso Fernández benennt sein Geschichtswerk *Gesta hispaniensia ex annalibus suorum dierum* und gliedert es nach klassischem Vorbild in Dekaden. Aber diese Teilung ist nur äuſserlich und bleibt eine beziehungslose antikisierende Spielerei. Denn keine von den drei Dekaden erstreckt sich auf die Geschichte eines Jahrzehnts. Die erste reicht von 1440—1468, die zweite von 1468—1474, die dritte von 1474—1477. Von der miſsglückten Dekadisierung abgesehen, erweist sich gleichwohl diese Gruppierung als die einfachste, klarste und darum beste, die sich denken läſst, weil sie nämlich den Ablauf der Ereignisse in seine drei Hauptetappen zerlegt. Mit dem Tode des Gegenkönigs Alfonso (1468) endet die erste Hälfte der dynastischen Kämpfe um die kastilische Krone; mit dem Tode Heinrichs IV. (1474) hat die zweite Hälfte ihren Abschluſs gefunden und die groſse Union unter Ferdinand und Isabella ihren Anfang genommen; mit dem Jahre 1477 aber ist für den Verfasser, weil er sich von aller aktiven Teilnahme am höfischen Leben und an der Politik für immer zurückzieht, die natürliche Abschluſsgrenze seiner Darstellung erreicht, denn er will ja nur beschreiben, was er selbst erlebt und woran er selbst mitgewirkt hat.[2]

Ungewöhnlich und doch wieder für spanische Verhältnisse alltäglich ist das Schicksal dieses Werkes. Es entsteht in den Jahren 1477—1492. Die Originalhandschrift erhält sich ursprünglich in der Bücherei des Karthäuserklosters de las Cuevas in Sevilla,[3] zu dessen

---

[1] *Sacar de la oscuridad vulgar todas aquestas cosas, reduciéndolas a la luz de la latinidad.* Vorrede zum *Vocabulario en latin y en romance.*

[2] An die *Gesta hispaniensia* fügen sich in den Hss. die Annalen des granadinischen Krieges (*Belli contra Mauros granatenses libri IX*), die von 1480 bis 1489 reichen und nach Gegenstand und Komposition als selbständiges, freilich auch recht unbedeutendes Werk gelten müssen. Die sogenannte *Crónica castellana*, eine gekürzte spanische Kompilation aus den *Gesta hispaniensia*, stammt nicht von Alfonso Fernández, sondern von einem bis heute unbekannten Autor, kann uns also hier nicht weiter beschäftigen.

[3] Dieser Umstand läſst hinreichend Raum und Wahrscheinlichkeit für die Vermutung, daſs Alfonso Fernández nicht, wie er es anfänglich gewünscht, in der Kathedrale, sondern bei den Karthäusern von las Cuevas bestattet wurde, daſs also von einer Einmauerung seines handschriftlichen Nachlasses in dem schon erwähnten Mauerbogen links neben dem groſsen Tor keine Rede sein kann.

Hausfreunden der Verfasser zählt. Später wird sie entwendet, findet aber im Laufe des 18. Jahrhunderts ihren Weg wieder dorthin zurück. Bruchstückweise hat sie sich inzwischen in mancherlei Abschriften und auch in einem spanisch geschriebenen Exzerpt[1] verbreitet. Jahrhunderte hindurch dient sie zahlreichen Geschichtschreibern als willkommene Quelle, aber man rafft sich erst 1835 zu dem Entschlusse auf, sie als wertvolles Denkmal vaterländischen Schrifttums auch zu veröffentlichen. Die Academia de la Historia unterzieht sich dieser ihrer würdigen und sozusagen pflichtgemäſsen Aufgabe. Indes, die Zeit ist schlecht gewählt. Es herrscht wieder einmal der radikale Liberalismus, und seine Kulturtaten erschöpfen sich in Klostersturm und Jesuitenvertreibung. Die Politik steht im Vordergrund, die Musen verstummen. Die staatlichen Zuschüsse werden der gelehrten Gesellschaft arg beschnitten, das Hilfspersonal wird abgebaut,[2] und der Druck des Werkes kommt über 5 Bogen oder 80 Seiten, das ist ein spärlicher Bruchteil der ersten Dekade, nicht hinaus. Aufgeschoben aber ist in Spanien zumeist soviel wie aufgehoben, und heute, nach beinahe genau 100 Jahren, hat man die unterbrochene Arbeit noch nicht vollendet. Die *Gesta hispaniensia* des Alfonso Fernández wären daher als Geschichtsquelle so schwer zugänglich wie je und vorher, wenn sich nicht schlieſslich ein emsiger Bibliothekar, der verdienstvolle und bescheidene Antonio Paz y Melia († 1927), um die letztvergangene Jahrhundertwende an die Riesenaufgabe gewagt hätte, die *Gesta* mitsamt den *Annales belli granatensis* in einem Zuge aus dem lateinischen Original ins Spanische zu übersetzen und an leicht zugänglicher Stelle zu veröffentlichen.[3] Mit der Übertragung in eine moderne Sprache ist natürlich viel von der ursprünglichen Eigenart der Darstellung verloren gegangen, und der Stil des spätmittelalterlichen Autors bekam einen Schliff und einen Ton, den er in Wirklichkeit niemals hatte; aber die Tatsachenberichte und die Urteile des Werkes sind wenigstens für jedermann in greifbare Nähe gerückt, obschon man wohl kaum wird behaupten dürfen, daſs durch die Hispanisierung des Textes sein Leserkreis ein wesentlich gröſserer geworden sei, als jener wäre, der sich um die Lektüre einer lateinischen Originalausgabe bemühen müſste.

Es gibt, glaube ich, im Riesenraum des spanischen Schrifttums der Jahrhunderte keinen Autor, zum mindesten keinen Geschichtschreiber, der von der maſsgebenden Kritik der Neuzeit so gegensätz-

---

[1] Sie selbst ist, was man nicht aus dem Auge verlieren möge, lateinisch abgefaſst. Der Exzerpt, die sogenannte *Crónica castellana*, wurde vorhin schon erwähnt.

[2] Siehe hierüber insbesondere M. Fernández de Navarrete, Discurso leído a la R. Academia de la Historia en junta de 24 de noviembre de 1837, Madrid 1838, S. 9.

[3] Colección de escritores castellanos, Bd. 126, 127, 130, 134, 138, Madrid 1904—1909. Der Titel *Gesta hispaniensia* wurde dabei mit Recht ziemlich frei und doch wesentlich genauer durch die Bezeichnung *Crónica del Rey Don Enrique IV* ersetzt.

lich beurteilt worden wäre, wie Alfonso Fernández de Palencia. Es hält ihn beispielsweise J. Puyol y Alonso für viel zu leidenschaftlich, ehrgeizig, selbstgefällig und jüdischer Vorurteile voll, als daſs man ihm Glauben schenken dürfe. Der gleichen Ansicht ist J. B. Sitges, und er traut ihm sogar zu, aus blinden Haſsgefühlen heraus zum bewuſsten Geschichtsfälscher geworden zu sein. Menéndez y Pelayo auf der anderen Seite sieht in ihm einen Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, einen aufrechten und unbestechlichen, moralisch reinen und gesunden Wahrheitssucher, der nicht an seine Gegenwart, sondern an das Urteil der fernen Nachwelt denkt, für den sein Amt als Geschichtschreiber das Amt eines Lehrers und Warners der Völker ist. Paz y Melia, der sich als Übersetzer ganz und gar in den Mann und das Werk hineingelebt hat, stimmt diesem Urteile freudig bei und bemüht sich überdies, die Wahrhaftigkeit und Wahrheitsliebe seines Autors durch Heranziehung von zeitgenössischen Dokumenten, sowie durch wohlüberlegte Rückschlüsse, Vergleiche und Gegenüberstellungen zu bekräftigen. Wir selber unterfangen uns nicht, in dieser ungewöhnlich schroffen Gegensätzlichkeit der Ansichten eine Entscheidung zu fällen, hier zu verdammen, dort beizustimmen und so etwas wie die letzte und eigentliche Wahrheit zu finden. Wir wollen lediglich ein selbsterarbeitetes Bild des Mannes zeichnen, indem wir ihn so charakterisieren, wie wir ihn durch ein vielmonatiges Beisammensein mit seinen Schriften und Ideen erkannt zu haben glauben.[1]

Die *Crónica de Enrique IV* des Alfonso Fernández ist fast ebensosehr eine Autobiographie wie ein Geschichtswerk. Autobiographie freilich nicht so verstanden, daſs er sein Leben von der Geburt bis zu einem bestimmten Altersjahr darstellen würde, aber doch in dem Sinne, daſs seine Teilnahme und Mitwirkung an den Ereignissen gleichsam die Umrahmung des Ganzen bildet. „Spanische Geschichte von 1440—1477, mit meinen Augen gesehen, von mir beeinfluſst und mitgestaltet, von mir rückschauend beurteilt", so hätte er, streng genommen, das Werk überschreiben müssen. Dieser Auffassung entspricht auch die zuweilen verwirrende und nicht selten ermüdende Breite der sich gern in ein förmliches Erzählen verlierenden Darstellung, der ausgeprägt persönliche Ichton des Berichtes, die vielen bald malerischen, bald ergreifenden, bald Grausen erregenden, immer aber fesselnden Episoden, und vor allem die zahlreichen Charakterbilder von wichtigen Zeitgenossen, die dem farbenbunten Gesamtgemälde eingefügt sind. Alfonso Fernández hat zweifellos eigene Tagebücher und auch Abschriften von Briefen, Erlassen, Verträgen und ähnlichen Dokumenten zur Hand gehabt, aber die ergiebigste Quelle scheint ihm doch die Erinnerung, besser benannt, sein staunenswertes Gedächtnis gewesen zu sein. Die Chronologie, die von Ziffern und Daten abhängt und genauer Aufzeichnungen bedarf, ist darum

[1] Die *Gesta hispaniensia* werden von hier ab immer nur mit dem Titel der spanischen Übersetzung (*Crónica de Enrique IV*) angeführt.

auch nicht eben seine Stärke; obwohl er annalistisch vorangeht, meidet er zusehends eine allzu feste Bindung an Jahreszahlen, und man muſs sich über die genaue zeitliche Festlegung der einzelnen Ereignisse sehr oft erst aus anderen Quellen orientieren. Seinem unvergleichlichen Gedächtnis steht eine lebhafte Phantasie mit reichlich strömenden Vorstellungsscharen zur Seite. Er wirkt darum weniger durch den Stil, denn einen solchen vermag er seiner spröden Latinität nicht abzuringen, als vielmehr durch die stoffliche und bildmäſsige Lebendigkeit der Darbietung, durch die bunte Pracht der realistischen Nebenumstände, die er dem Leben und Treiben seiner Tage abzuschauen imstande ist. Seine Intelligenzkraft und Vorstellungsschärfe gibt ihm auch jenes Gesammeltsein, das ihn befähigt, von allem den Kern und das Wesentliche zu erfassen, die Tatsachenbefunde herzustellen und unter sich klar und deutlich zu verbinden; immer vorausgesetzt, daſs er zeitlich und örtlich den Vorgängen unmittelbar nahe ist oder war. Wo er jemals in Verworrenheit gerät, die Reihenfolge der Ereignisse oder ihre Zusammenhänge nicht genau und vollständig überschaut, da darf man sicher sein, daſs er nur vom Hörensagen aus berichtet und so etwa den mittleren Durchschnitt der öffentlichen Meinung wiedergibt. Um die von manchen seiner Kritiker als bittere Tadelsucht empfundene Strenge seiner sittlichen Grundsätze richtig zu beurteilen, muſs man die politischen und moralischen Zustände des Landes und der Zeit kennen. Zwei dunkle Mächte ringen da um die Vorherrschaft: auf der einen Seite der krankhaft veranlagte, voll unheimlicher Neigungen und Eigenheiten steckende, für die Ehe und die Erhaltung der Dynastie schlecht gerüstete König; auf der anderen Seite ein wilder und gewissenloser Haufe von ehrgeizigen und habgierigen Feudalbaronen, denen zur Erhaltung ihrer mittelalterlichen Gewaltstellung kein Mittel zu schlecht, keine Infamie zu groſs ist. Vom Wortbruch bis zum Giftmord wird auf beiden Seiten jede Schandtat ausgeprobt, Männer- und Frauenehre werden ohne Ansehen der Person, ja sogar der Krone, in den Schmutz gezogen, Verträge und Schwüre sind gebrochen, bevor sie Zeit haben in Kraft zu treten. Bis in die untersten Volksschichten lösen sich die Bindungen von Recht und Gesetz; eine mittelalterliche Gesellschaftsordnung steht vor ihrem endgültigen Zerfall. Da hat nun Alfonso Fernández den Mut und das Pflichtgefühl, zu sagen: *Trataré de destruir con la verdad misma el elogio de las bajas acciones y el disimulo de las torpes, sin tener en nada el parecer de los que dicen, que el historiador debe callar los crímenes nefandos, para que su memoria no vaya trasmitiéndose de siglo en siglo.* Er ist nicht nur ein Gegner des einer schizoiden Entartung[1] verfallenen Königs, er ist auch ein Feind des in seinen letzten wilden Zuckungen liegenden Feudalismus. Jenen hat er sowenig erkannt und verstanden, wie die

[1] Dieser Befund wurde eindeutig festgestellt und glänzend herausgearbeitet in der Studie von G. Marañón, Ensayo biológico sobre Enrique IV de Castilla, Madrid 1930.

übrigen Zeitgenossen es zu tun vermochten; diesen hat er zweifellos richtig und gerecht beurteilt.

Alfonso Fernández war hochbegabt und, am Maſse seiner Zeit gemessen, gründlich gebildet, ein Mensch der stärksten Motorik, ein „hombre de acción", ein Mann der Tat voll kühner Unerschrockenheit im Reden wie im Handeln, mutig bis zur Preisgabe des eigenen Lebens, das er oft genug aufs Spiel setzte, sittenstreng, rücksichtslos im Tadeln und im Aufdecken fremder Schuld, ein freimütiger Verkünder dessen, was er für wahr hielt. Nicht umsonst hat ihn der kluge und ehrliche Zurita den *historiador más veraz de España* genannt, hat ihm der gelehrte Galíndez de Carvajal das Zeugnis ausgestellt: *ornatiorem historiographum potuit aliquandiu habere Hispania, sed veratiorem neminem.* Will man von anscheinend semitischen Zügen seines Charakters reden, so wird man zunächst an seine geschäftige Betriebsamkeit, sowie an den fühlbaren Mangel an Bescheidenheit denken, und dann auch an die Leidenschaftlichkeit des Hassens, deren dieser Mensch fähig war. Wenig einnehmend ist in der Tat die Art, wie er seine Verdienste ans Licht rückt, wie er die Weisheit seiner Ratschläge und Entscheidungen in seitenlangen Darlegungen auszubreiten bemüht ist. Wenig anziehend und nicht eben sehr christlich ist auch die zornmütige Gehässigkeit, mit der er seine Gegner, vor allem den unseligen Psychopathen Heinrich IV. und jene, die zu ihm halten, anklagt, lästert, beschimpft, zum Tode verdammt, ja mit höhnischem Gezeter und fühlbarer Befriedigung durch den Kot schleift, so daſs es zuweilen ist, als höre man ein fernes Echo des fanatischen Schreiens, mit dem der Pöbel von Jerusalem die Kreuzigung seines göttlichen Herrn und Königs forderte. Wobei unserem Spanier freilich der mildernde Umstand zugebilligt werden muſs, daſs er als Mensch des 15. Jahrhunderts die kranke Gemütsveranlagung seines Herrschers mit nichten begreifen konnte und sie daher unbedingt für abgründige Schlechtigkeit halten muſste. Semitisches Bluterbe ist sodann vielleicht auch seine offenkundige Sympathie für die bekehrten Juden Spaniens, denen er selber zugehörte, und weiterhin sein tiefwurzelnder Aberglaube, der sich nicht nur willenlos bekennt zur Vorausbedeutung von Erdbeben, Windhosen, Kometenschweifen und Sonnenfinsternissen, sondern auch allen Ernstes die lächerlichsten Absurditäten und Fabeleien für Zeichen und Wunder nimmt. Was aber, abgesehen von diesen Mängeln und Eigenheiten, seine Wahrheitsliebe und geschichtliche Zuverlässigkeit betrifft, also den Kernpunkt dessen, was einen zum Urteilen über andere und zum Geschichtschreiber befähigt, den Kernpunkt dessen auch, was uns veranlaſst, ihn als Berichter und Richter über das zeitgenössische Europa zu hören, so ist ein Mehrfaches zu bedenken. Fürs erste: Niemand hat ihm noch eine Lüge oder Fälschung aktenmäſsig nachzuweisen vermocht; er ist bis heute vielfach angezweifelt, miſsdeutet, geringgeschätzt, aber keineswegs widerlegt worden. Fürs zweite: Die Denkmäler des Schrifttums seiner eigenen Zeit, die

dichterischen wie die geschichtlichen, treten als beredte Zeugen für ihn ein. Die Strophen der giftigen Verssatire vom „Visitierenden Provinzial" (*Las coplas del provincial*) könnte man als Randglossen zur *Crónica de Enrique IV*, und diese wiederum als fortlaufenden Kommentar zu jener bezeichnen. Von den historischen Dokumenten aber braucht man nur eines der umfangreichsten auszuwählen, nämlich die Gravamina des Adels und Klerus gegen den Herrscher (1464), um mit Händen zu greifen, wie nüchtern, ernst und wahrheitsgemäſs Alfonso Fernández die Geschichte seiner Zeit aufgeschrieben hat.

Wir haben bisher eine zusammenfassende Würdigung von Werk und Persönlichkeit zu geben versucht. Jetzt wird es sich darum handeln, eine anschauliche Probe davon zu bieten, wie und warum das opus magnum des Alfonso Fernández nicht nur als spanische, sondern auch als europäische Geschichtsquelle gehört und beachtet zu werden verdient.

2. Der Beobachter und Beurteiler der europäischen Katastrophen von 1444 und 1453.

Die frühesten Erinnerungen des Alfonso Fernández an kuriale Dinge und Personen gehen auf seinen ersten, etwa 14jährigen Aufenthalt in Italien zurück, der sich von 1441—1455 erstreckt. In diesen Abschnitt seines Lebens fällt die Schlacht bei Varna (1444) und die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken (1453), jene beiden denkwürdigen und folgenschweren Ereignisse, deren Eindruck auf die Zeitgenossen wir heute bei weitem nicht mehr zu ermessen vermögen, wenn wir auch über die tatsächlichen Vorgänge, ihre Zusammenhänge und ihre Wirkungen zum Teil besser unterrichtet sind als jene. Alfonso Fernández hat diese Wendepunkte der Geschichte des christlichen Abendlandes in Rom miterlebt, wo die Nachrichten darüber am raschesten und am zuverlässigsten zusammenströmten, und die ungeheure Bedeutung, die er insbesondere dem zweiten dieser beiden Ereignisse noch 35 Jahre später bei der Niederschrift seiner Denkwürdigkeiten beimiſst, läſst sich allein schon daraus ersehen, daſs er die beiden am nächsten daran beteiligten und nach seiner Ansicht am schwersten mit Schuld belasteten Päpste in erster Linie im Zusammenhang mit dem Türkenunglück zu charakterisieren versucht.

Das traurige Vorspiel zum Untergang des byzantinischen Reiches bildet die Vernichtung der christlichen Streitkräfte bei Varna in den Küstenniederungen des Schwarzen Meeres am 10. November 1444. Der jugendliche König Wladislaus von Ungarn und Böhmen, ein tatendurstiger Schwärmer von kaum 20 Jahren, hat sich vom Papstlegaten Julian Cesarini überreden lassen, den mit Sultan Murad kurz vorher geschlossenen zehnjährigen Friedensvertrag von Szegedin zu brechen und eine Entscheidungsschlacht herauszufordern. Jetzt, so hat der Legat auf den leicht zu begeisternden Jüngling eingeredet, jetzt sei für ihn der Augenblick gekommen, den osmanischen Erb-

feind für immer aus Europa zu vertreiben und zugleich als Vorkämpfer des einzig wahren Glaubens unsterblichen Ruhm zu ernten. Reiche Beihilfe an Geld, Truppen und Schiffen würden auf Drängen des Papstes die übrigen Mächte zu stellen sich nicht weigern. Von einem Gewissenskonflikt sei keine Rede, denn der Vater der Christenheit entbinde alle am Friedensschluſs von Szegedin beteiligten Heerführer ihres Eides, und viel heiliger als das einem Ungläubigen gegebene Wort sei die Pflicht der Rettung und Erhaltung des christlichen Abendlandes. So spricht, selbst redlicher Überzeugung voll, der Legat Cesarini. Es bringt aber der Papst weiter nichts zuwege als die Ausrüstung einer Flotte von einigen 35 Galeeren, die unter dem Oberbefehl des Legaten Francesco Condulmer[1] nach der Meerenge von Gallipoli segeln, um dort den Übergang gröſserer osmanischer Truppenmassen nach Europa zu verhindern. Auch Condulmer bestärkt den mit seinem Heere bereits aufgebrochenen Wladislaus durch Meldungen aus Gallipoli, er möge seinen Vormarsch beschleunigen, denn Sultan Murad sei durch Kämpfe in Asien festgehalten; auf Wladislaus warte der Sieg. In Wirklichkeit jedoch eilt Murad, durch den Bruch des Vertrages von Szegedin aufs höchste erbittert, in Gewaltmärschen herbei, setzt trotz der päpstlichen Wachflotte (die in keiner irgendwie gearteten Form in Aktion tritt, ein Umstand, der für später im Auge zu behalten ist) seine Truppen über den Hellespont und schlägt mit seiner Übermacht blutrünstiger Janitscharen das schwache ungarische Heer samt seinen paar Verbündeten bei Varna vernichtend aufs Haupt. Der junge König büſst die Begeisterung seiner 20 Jahre mit dem Heldentod,[2] der übereifrige Legat Cesarini geht ruhmlos und spurlos zugrunde, man weiſs heute noch nicht wie, die dem Blutbad entronnenen Trümmer des christlichen

[1] Der Name wechselt: Alfonso Fernández nennt ihn Condalmaro, die Histoire des Cardinaux (Paris 1642—49, 5 Bde) heiſst ihn Condelmerio, bei Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa (Bd. 1, Hamburg 1840) wird er als Condolmieri bezeichnet, während Pastor, Geschichte der Päpste (I, 298, Anm. 1) versichert, die einzig richtige Form sei Condulmer.

[2] Ähnlich wie einige 130 Jahre später die Portugiesen nicht an den Tod ihres im Gemetzel von El-Ksar el Kebir verschwundenen jungen Königs Sebastian glauben wollten, so hofften auch die Polen und Ungarn noch lange auf die Wiederkehr ihres königlichen Heldenjünglings. Bemerkenswert ist, daſs sogar im gleichzeitigen Spanien sagenhafte Spuren des Verschwundenen auftauchten, hier freilich nach schönem Landesbrauch mit der Idee des frommen Büſsers verbunden. Als der böhmische Ritter Leo von Rozmital 1465—67 die Pyrenäenhalbinsel bereiste, da erzählte man ihm von einem nahe Medina del Campo hausenden Einsiedler, der niemand anders sei als König Wladislaus. Er lebe hier, so wuſste es der Volksmund, als Eremit und Büſser, um das schwere Vergehen seines Eidbruches zu sühnen. Der geheimnisvolle Mann wurde von Rozmital in seiner Waldeinsamkeit aufgesucht (oder besser gesagt überrascht, denn er pflegte sich vor herankommenden Besuchern zu verstecken) und von einem der polnischen Begleiter des Reisenden untrüglich als der richtige Wladislaus daran erkannt, daſs er an einem Fuſse sechs Zehen hatte. Vgl. Bd. 7 (1844), S. 74—76 der „Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart".

Heeres zerstreuen sich in alle Winde. Ein lähmender Schrecken fährt über das gesamte Abendland hin, den Türken aber reizt der Siegestaumel von Varna zur Fortsetzung des Kampfes bis zum endgültigen Triumph, bis zur Eroberung von Konstantinopel.

Das ist in kurzen Umrissen der geschichtliche Tatbestand des Schicksalstages von Varna.[1] Alfonso Fernández berichtet über ihn in sehr eigenartiger Weise. Er lebt damals in Rom, und sein Wissen stammt in erster Linie aus den Erzählungen derer, die sich an Bord der (nach dem Unglück schleunigst heimgekehrten) päpstlichen Wachflotte befunden haben. Der Schauplatz des blutigen Dramas von Varna liegt weitab an der Küste des Schwarzen Meeres. Weder er selbst noch seine Gewährsmänner haben eine deutliche Vorstellung vom bulgarischen Küstentiefland, und so ist es nicht verwunderlich, daſs in ihren Schilderungen und im Bericht des Fernández die Schlacht an das Ufer der Donau, statt in die Niederung der Meeresküste, verlegt wird. Ein wichtiger Bestandteil des ungarischen Heeres ist nach damaliger Sitte dessen ungeheure Wagenburg gewesen; um sie hat sich der Endkampf abgespielt. Auch diese Wagenburg spukt in der Darstellung des Spaniers, nur ist sie zu einem befestigten Zeltlager geworden. Diese Irrtümer und Ungenauigkeiten aber sind nebensächlich im Vergleich zu der positiven Seite des spanischen Berichtes: den Aufzeichnungen des Alfonso Fernández über die Tätigkeit der päpstlichen Wachflotte. Die zeitgenössischen Quellen und die späteren Historiker übergehen diese Tätigkeit zumeist mit Stillschweigen. Nirgends ist von einer Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe oder auch nur von einem Versuch dazu die Rede. Nach Dlugosz[2] hatte sie aus Mangel an Proviant schon vor Ankunft der Osmanen die Dardanellen geräumt, nach Chalcondylas[3] war sie durch einen heftigen Sturm vorzeitig vertrieben worden, nach Raynaldus[4] endlich bleiben nur zwei Möglichkeiten der Erklärung übrig: entweder Pflichtversäumnis der Führung, oder unerforschlicher Ratschluſs Gottes, wobei man ruhig das „entweder" wird fortlassen und statt des „oder" ein „durch" wird einsetzen dürfen. Hier nun stellt der Spanier mit eindeutiger Klarheit folgende Behauptungen auf, die offenbar nichts anderes wiedergeben als die Aussagen der päpstlichen Flottenbesatzung und die den Zusammenhang der Ereignisse um Varna in ein merkwürdiges Licht zu rücken geeignet sind. Der päpstliche Legat Condulmer, so berichtet Fernández, habe, anstatt bei seiner Flotte zu bleiben und deren kriegerische Tätigkeit zu leiten, diese Flotte im Hafen von Kon-

---

[1] Siehe insbesondere J. W. Zinkeisen, op. cit. I, 649—705 und L. Kupelwieser, Die Kämpfe Ungarns mit den Osmanen, Wien 1895, S. 81—104. Bei dem letzteren auch eine übersichtliche Planskizze der Schlacht von Varna.

[2] Historia Poloniae, lib. 12, angeführt bei Zinkeisen I, 686.

[3] Libri decem historiae Turcicae, Lutetiae 1567, lib. 6, am Ende.

[4] Annales ecclesiastici, Romae 1667, Ausgabe in einem Band, ad annum 1444, § 8.

stantinopel vor Anker gehen lassen, er selbst aber habe sich in die Stadt begeben und dort ein Leben geführt, das durch seine Ungebundenheit sogar in dieser gewiſs nicht prüden und sittenstrengen Metropole des Orients[1] peinliches Aufsehen erregte. Sultan Murad, von dieser Pflichtvergessenheit in Kenntnis gesetzt, habe sich beeilt, die günstige Gelegenheit auszunutzen und, ungehindert von der tatenlosen Flotte, den entscheidenden Schlag gegen das ungarisch-polnische Heer zu führen. Nachdem der Legat gesehen, was er durch seine Nachlässigkeit verschuldet, sei er mit seinen Schiffen und „mit den Überresten seiner verderbten Schamhaftigkeit" eiligst nach Rom zurückgekehrt.[2] Damit ist in dürren Worten nicht mehr und nicht weniger als dieses gesagt: der Kardinallegat Francesco Condulmer, von Eugen IV. mit einer Flotte ausgesandt, um zu verhindern, daſs der Türke gröſsere Streitkräfte nach Europa übersetze, hat seine Pflicht in gewissenloser Weise versäumt und dadurch die Niederlage des christlichen Heeres bei Varna verschuldet.

Alfonso Fernández ist nicht der Einzige, der diesen schwerwiegenden Vorwurf erhebt. Auch Aeneas Sylvius, der spätere zweite Pius, spricht deutlich davon, daſs in der öffentlichen Meinung die Hauptschuld an der Tragödie von Varna dem Legaten Condulmer aufgebürdert worden sei.[3] Im Anschluſs an diesen Bericht wiederholt dann auch Onuphrius Panvinius die gleiche Beschuldigung, nun schon nicht mehr von einer Überzeugung der Mitlebenden, sondern bereits von einer geschichtlichen Tatsache redend.[4] Auch die Historiographie des Papsttums im 16. und 17. Jahrhundert, soweit sie nicht auf einseitige Schönfärbung und Retuschierung eingeschworen ist, macht sich diese Fassung vielfach zu eigen,[5] während hingegen weder

---

[1] Ihre Einwohner waren nach dem Zeugnis eines spanischen Reisenden jener Zeit „sehr lasterhafte und in Sünden verstrickte Leute" (*gente muy viciosa e embuelta en pecados*). So Pero Tafur, der 1437 in Konstantinopel war. Siehe Colección de libros españoles raros o curiosos, Bd. 8, S. 181.

[2] *Volvióse a Roma, llevando allá los restos de su corrompido pudor* (Bd. 1, S. 129 der *Crónica de Enrique* IV, ed. A. Paz y Melia).

[3] Europa Pii Pontifici Maximi temporum varias continens historias, Venetii 1501, Bl. 14^{v}: Cardinali Venetiarum eius culpa cladis magna in parte imputata est; qui neque fretum uti par fuerat custodivit, neque transvectos hostes christianis ducibus, quod secundum fuerat eius officium, nunciavit.

[4] Franciscus vero inertissime se gerens neque fretum custodivit, neque transvectos hostes Turcas ex Asia in Europam Hungaris, ut par erat, renunciasset, maxime cladis Christianorum causa fuit. Zitiert bei Querini-Gradenigo, Tiara et Purpura Veneta, Brixen 1761, S. 28.

[5] Beispielsweise H. Garimberto, La prima parte delle vite overo fatti memorabili d'alcuni papi e di tutti i cardinali passati, Vinegia 1568, S. 497: Il detto Francesco, che appresso essendo fatto legato apostolico di una armata contra de'Turchi, principalmente per difesa dell'Elesponto, non pur lo difese, havendo lasciato traghettar d'Asia in Europa grossissimo essercito d'Infideli per mera inettia, ma peggio che non dandone aviso all'essercito christiano, che seguitava la vittoria in Ungheria, fu cagione che nostri, soprafatti da una improvisa e grandissima forza, furono rotti con gran strage e morte di Udislao re d'Ungheria e di Polonia insieme con molti prelati Ungheri ed altri personaggi.

die ältere Quellenliteratur über Polen und Ungarn[1] noch auch die neuere Geschichtschreibung der Ereignisse um Varna[2] dazu Stellung nimmt. Wie dem aber auch sei: was uns Alfonso Fernández hier überliefert hat, das ist seine und seiner Zeitgenossen eindeutige Überzeugung von einer geradezu ungeheuerlichen Schuld des Legaten Condulmer an der Katastrophe von Varna und, mittelbar, am Falle von Konstantinopel. Bis auf weiteres und bis zum Beweise des Gegenteils liegt also der historische Sachverhalt folgendermaſsen: Soweit auf eine schwere Unterlassungsschuld des Francesco Condulmer Bezug genommen ist, wird sie bejaht, nirgends aber widerlegt. Mit der Darstellung des Alfonso Fernández vollends wird den bisher bekannten Quellen eine neue, zeitlich sehr frühe, historisch sehr zuverlässige und vor allem noch nicht ausgewertete angefügt.

Der Bericht über das Unglück von Varna gibt unserem Spanier auch Anlaſs, den Pontifex, während dessen Regierungszeit und durch dessen Kreuzzugspolitik jene Katâstrophe hereingebrochen war, mit einigen Strichen zu charakterisieren. Es ist nicht viel, was Fernández sagt, aber es ist beachtenswert als Aussage und Überzeugung eines noch dem Mittelalter zugehörigen Autors, und es dürfte geeignet sein, das überkommene Bild des Papstes in einigen Zügen zu bestätigen, in anderen hingegen zu modifizieren.

Im Urteil der Geschichte gilt Eugen IV. als ein in weltlichen Dingen unerfahrener, eher eigensinniger als kluger, im übrigen aber durchaus ehrenhafter, sittenstrenger, Glück und Unglück mit Gleichmut ertragender, pflichteifriger, rührend frommer und mönchisch-einfacher Mann. Nach der Meinung von G. Voigt[3] kam er sein Leben lang über die geistige Enge mittelalterlicher Klostererziehung, in der

---

[1] In Betracht kommen hier vor allem die Monumenta medii aevi historica res gestas Poloniae illustrantia, Cracoviae 1874ff., und zwar Band 2 und 12: Codex epistolaris saeculi XV, und Band 11: Index actorum saeculi XV ad res publicas Poloniae spectantium; sodann die Monumenta Hungariae historica, Budapest 1857ff., Serie I, Bd. 1 und 35; sodann Phil. Callimachus, Historia de rege Vladislao seu clade Varnensi, Augusta Vindel. 1519; Scriptores rerum hungaricarum, ed. J. G. Schwandtner, Bd. 2, Vindobonae 1746; Historiae Poloniae libri XII Johannis Dlugoszi, ed. J. Zegota Pauli, Bd. 4, Cracoviae 1876; H. Zeiſsberg, Analecten zur Geschichte des 15. Jahrhunderts, in Zeitschrift für österreichische Gymnasien, Bd. 22 (1871). Die unvollendet gebliebenen Monumenta Vaticana historiam regni Hungariae illustrantia, Budapest 1884ff., sind zeitlich hier nicht einschlägig.

[2] Allzu leicht macht sich die Sache der päpstliche Flottenhistoriograph A. Guglielmotti in seiner Storia della marina pontificia dal secolo ottavo al decimonono, Rom 1856, Bd. 1, S. 371; bei ihm ist der Schuldige nicht etwa Condulmer, sondern „la fortuna tanto fugace e mutabile nelle cose del mondo e specialmente in quelle della guerra". Zinkeisen und Kupelwieser lassen die Frage einer schuldhaften Versäumnis der päpstlichen Wachflotte unberührt; das gleiche gilt von A. Vambery, Hungary in ancient, medieval and modern times, London 1890; E. Sayons, Histoire générale des Hongrois, Paris 1900; A. Domanovzky, Geschichte Ungarns, München 1923. L. Pastor (I, 335) beschönigt wie gewöhnlich: „vergeblich suchte die christliche Flotte am Hellespont den Übergang zu verwehren".

[3] Die Wiederbelebung des klassischen Altertums II, 27, 28.

er herangereift war, nicht hinaus. Einer seiner gröſsten Vorzüge war, das wird ziemlich einstimmig betont und immer wieder hervorgehoben, daſs er sich gänzlich freizuhalten wuſste von dem gefahrvollen und schmählichen Nepotismus, dem so viele seiner Vorgänger und Nachfolger zu huldigen sich nicht versagen konnten.[1] Dazu höre man nun Fernández. Ich gebe die Stelle[2] in wörtlicher Verdeutschung wieder, weil sie bei aller Kürze sehr anschaulich für den Beurteiler wie für den Beurteilten ist:

„Dieser gute Vater der Christenheit fügte zuerst der Kirche schweren Schaden zu, dann aber besann er sich eines Besseren, sei es daſs ihn eine begründete Furcht dazu trieb, oder daſs er zum Nutzen des Papsttums zu handeln glaubte, oder schlieſslich daſs er es für die Pflicht seines Amtes hielt. Aber er lieſs sich mehr von seinen frommen Gefühlen leiten, als daſs er Geschick in der Bekämpfung der Ungläubigen bewiesen hätte. Groſs an Seele und an Körper, aber nicht in Gröſse und für die Gröſse erzogen, machte er einen schlechten Gebrauch von der seinigen. Für wichtige oder gefahrvolle Unternehmungen pflegte er obskure und wenig befähigte Leute seiner Verwandtschaft zu bevorzugen. So ernannte er beispielsweise seinen Neffen Francesco Condalmaro zum Oberbefehlshaber der gegen die Türken ausgesandten Flotte."

Die Unzulänglichkeit seiner Erziehung und das Versagen gegenüber den groſsen Aufgaben seines Jahrhunderts und seines Amtes wurde also schon von den Zeitgenossen Eugens IV. erkannt. Das heutige Urteil stimmt mit dieser Auffassung im wesentlichen überein und wird durch sie bekräftigt. Anders hingegen verhält es sich mit der leidigen Frage des Nepotismus. Daſs Francesco Condulmer von seinem Schuldanteil an der Katastrophe von Varna bis heute noch nicht entlastet ist, sahen wir bereits. Daſs er gröſser an Einbildung als an Pflichtgefühl und Begabung war, darüber werden uns Fernández und ein paar spätere Geschichtschreiber noch Verschiedenes zu berichten haben. Daſs er ferner zum Papste, dem vormaligen Gabriel Condulmer, in naher Blutsverwandtschaft stand,[3] von ihm noch im ersten Pontifikatsjahr zum Kardinal erhoben[4] und dann mit Einkünften, mit Titeln und Würden bis hinauf zum Vizekanzler förmlich überhäuft wurde, ist hinreichend bekannt. Daſs endlich Condulmer

---

[1] J. B. Christophe, Histoire de la papauté pendant le XV[e] siècle, I, 358: „Le puritanisme le plus rigide ne saurait lui reprocher ce dont on a fait un crime à quelques papes, le nepotisme." F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, 3. Aufl., VII, 94: „Ein hohes Lob Eugens ist unbestritten: daſs er vom Nepotismus frei blieb." L. Pastor, Geschichte der Päpste I, 358: „Ein hoher Vorzug Eugens steht auſser Zweifel: er hielt sich frei von jedem Nepotismus."

[2] *Crónica*, Bd. 1, S. 126.

[3] Franciscus Condulmerius, patritius Venetus, Eugenii fratris filius. Querini-Gradenigo, Tiara et Purpura Veneta, S. 28.

[4] Eugen IV. wurde am 12. März 1431 gekrönt, Condulmer erhielt bereits am 19. September 1431 den roten Hut.

nicht der einzige Neffe blieb, dem der Papst zu „einflußreicher Stellung" verhalf,[1] dafür ist seiner Schwester Sohn, der spätere Paul III., ein lebendiges Beweisobjekt. Diese vier Punkte zusammengenommen aber dürften es doch wohl für ratsam erscheinen lassen, in der künftigen Beurteilung Eugens IV. die von uns aus Christophe, Gregorovius und Pastor angeführten, den Nepotismus betreffenden Sätze nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Von Francesco Condulmer endlich formt sich uns, wenn wir die Ergebnisse der bisherigen Forschung mit den Aussagen unseres Spaniers ergänzen, das folgende Gesamtbild.

Der mit dem Kardinalspurpur geschmückte Neffe des Papstes genießt in der Kirchengeschichte keines guten Leumunds. Ein so vorsichtiger und zu äußerster Milde geneigter Berichterstatter beispielsweise, wie L. Cardello, gesteht schon zu, daß Condulmer *ebbe il difetto di essere alquanto sciolto e libero di lingua.*[2] Der Abbé Claude Fleury, durch seine 36bändige *Histoire ecclésiastique* immerhin als Autorität von einigem Gewicht sich erweisend, urteilt kurz und bündig: *il ne songeait qu'à s'enrichir et à se divertir.*[3] Der scharfzüngige Garimberto vollends nimmt sich schon gar kein Blatt vor den Mund und fällt den harten Spruch: „Alle ihm gewordene Größe und die vielen auf ihn gehäuften Ehren vermochten nicht aufzukommen gegen die Schwäche seines eigenen Urteils und die unfähige Niedrigkeit seiner Gesinnung."[4] Aus Ferdinand Gregorovius[5] endlich erfahren wir, daß Condulmer in den für das Ansehen des Papsttums so verderblichen Unruhen des Jahres 1434 eine nicht minder unglückselige wie lächerliche Rolle spielte. Als die Abgesandten der Bürgerschaft Roms den Heiligen Vater in einer Audienz bestürmten, er möge der endlosen Kriegsbedrängnis ihrer Stadt und den Bandenkämpfen der wilden Condottieri ein Ziel setzen, der weltlichen Gewalt sich entäußern und nur als geistiges Haupt der Christenheit regieren, da war es vor allem Kardinal Condulmer, der die römischen Unterhändler und Bittsteller mit dem ganzen Hochmut eines venezianischen Nobile behandelte und sie, deren Klagen über die Verwüstung ihres landwirtschaftlichen Besitzes zum mindesten eines beschwichtigenden Zuredens wert gewesen wären, als plumpe Bauern und Viehhirten verspottete. Der Abbé Fleury geht sogar soweit, in diesem Verhalten Condulmers die unmittelbare Ursache zum Losbrechen des bewaffneten Aufruhrs zu sehen, der dann den Papst zu

---

[1] Von L. Pastor selbst zugegeben (II, 300—301). Bei Platina, De vitis pontificum romanorum, Coloniae 1600, S. 341, heißt es mit aller wünschenswerten Deutlichkeit: Petrus Barbus, Nicolai et Polyxenae, sororis Eugenii IV filius, ab avunculo Romam accitus, Protonotarius Apostolicus, Episcopus Cerviensis, post Vicetinus, et Diaconus Cardinalis S. Mariae Novae creatus est.

[2] Memorie storiche, Bd. 3, S. 62.

[3] Histoire ecclésiastique, Bd. 22, S. 473 der Ausgabe von Brüssel 1726.

[4] Prima parte delle vite etc., S. 497.

[5] Geschichte der Stadt Rom, 4. Aufl., Bd. 7, S. 44—50.

schmählicher und gefahrvoller Flucht in mönchischer Verkleidung nötigte.[1] Dieses aus vielerlei Einzelzügen sich zusammensetzende Bild eines eitlen, ruhm- und vergnügungssüchtigen, hochfahrenden und prachtliebenden, zu verantwortungsvollen Leistungen aber unfähigen Hohlkopfes hat als erster bereits unser Spanier klug erschaut und mit wenigen Strichen scharf umrissen. Condulmer, so berichtet er,[2] sei ohne jede Energie gewesen, ausgenommen in seinem Auftreten und in seinen Blicken; hierin aber habe er eine geradezu herausfordernde Überheblichkeit an den Tag gelegt. Sein Gang und seine Gesten seien majestätisch, seine Kleidung von ausgesuchter Pracht gewesen, und das (so setzt er mit schlecht verhehltem Spott hinzu) habe wohl auch seinen päpstlichen Onkel dazu verleitet, ihn für einen Feldherrn zu halten, der schon durch Blick und Gebärde den Feind in die Flucht zu schlagen geeignet sei. An anderer Stelle[3] fügt Fernández diesem unerfreulichen Bilde noch den Zug offenkundiger Sittenlosigkeit hinzu, der sich während Condulmers Verweilen in Konstantinopel auf eine Ärgernis erregende Weise habe fühlbar gemacht. Nimmt man aber alle diese Meinungen, Urteile und Beschuldigungen, angefangen von Fernández bis herauf zu Gregorovius, in ein abgerundetes Ganzes zusammen, so wird man immerhin, wie sehr gewiſs die Sitten und Gesinnungen der Zeit in Anschlag zu bringen sein mögen, diesen Kirchenfürsten unseligen Andenkens auch des schweren Pflichtversäumnisses, dessen er sich in den Tagen der Schlacht bei Varna schuldig gemacht haben soll, für fähig halten müssen.[4]

Man ist im allgemeinen sehr dazu geneigt, aus der Niederlage von Varna einen entscheidenden Zusammenbruch der europäischen Kreuzzugsgesinnung herzuleiten. Das Entsetzen über diesen vernichtenden Schlag habe, so meint man, den ohnehin schwachen Glauben an die Möglichkeit einer Fernhaltung der Osmanen aus dem Abendlande aufs tiefste erschüttert. Nichts anderes als ein Strafgericht Gottes für die frevelhafte Verletzung des zu Szegedin geleisteten Friedensschwures sei nach damaliger Überzeugung die Katastrophe in den Küstenniederungen des Schwarzen Meeres gewesen. Nur mit dieser tieferen Einsicht in die Geistesstimmung der europäischen Christenheit jener Zeit, so sagt Zinkeisen (I, 704), vermöge man den weltgeschichtlichen Einfluſs der Schlacht bei Varna in seinem

---

[1] Les Romains, ne pouvant plus souffrir sa conduite et furieusement irrités d'un outrage signalé qu'il leur avait fait, prirent les armes contre le pape, qui eut bien de la peine à se sauver par le Tibre, travesti en moine. Op. cit. Bd. 22, S. 473.

[2] *Crónica*, Bd. 1, S. 126.

[3] ibid. S. 127.

[4] Condulmer starb am 30. Oktober 1543 (Querini-Gradenigo, S. 31: E vita excessit Romae non die 5. Septembris ut refert Ciaconius, sed 30. Octobris, anno 1543). Es blieb ihm also auch das furchtbare Erlebnis des Untergangs von Konstantinopel, an dem er einen Teil der Mitschuld trug, nicht erspart. Vielleicht hat es seinen Tod beschleunigt.

ganzen Umfange zu würdigen. Das mag schon seine Richtigkeit haben, wenigstens soweit die christlichen Fürsten und Völker in Frage kamen, bei denen ja zweifellos der Tag von Varna eine schwere Vertrauenskrise gegenüber dem Papsttum als dem gottgewollten Vorkämpfer gegen den Islam hervorrief. Aber man wäre sehr im Irrtum befangen, wollte man diese Auffassung der Lage und diese Depressionsstimmung auch bei der römischen Kurie als vorhanden annehmen. Gerade hierin belehrt uns Alfonso Fernández, der eben in jenem Jahrzehnt am päpstlichen Hofe sein aufmerksames Ohr sozusagen an jedem Schlüsselloch hatte, eines Besseren.

In Rom, so berichtet er, vertraute man auch nach der Niederlage von Varna noch viel zu sehr auf die alte Einbildung, daſs der Türke keine Erfahrung und keine Organisation im Seekrieg besäſse, keine geschulten Matrosen, keine kampftüchtigen Fahrzeuge und nicht einen einzigen Seehafen auf europäischem Gebiet zur Verfügung habe. Was der Stadt Konstantinopel und dem byzantinischen Reiche drohte, das malten die vom griechischen Kaiser ohne Unterlaſs nach Rom gesandten Emissäre in den schwärzesten Farben. Aber für sie hatte man an der Kurie nur höhnischen Spott: ihr Kaiser sei ebenso feig wie geizig, sie selber aber würden diese Legationen nur dazu benutzen, sich den eigenen Beutel zu spicken; echt griechische Groſssprecherei habe den herkömmlichen Türkenschreck ins Übermenschliche gesteigert, habe den leichtgläubigen Massen eingeflüstert, die Türken seien Menschenfresser, und es gebe bei ihnen einäugige Riesen von der Art des Polyphem, denen es ein Leichtes sei, europäische Soldaten, auch solche, die in ihrer Heimat als tapfer und unbesieglich gälten, mit Haut und Haaren zu verschlingen. Durch solcherlei Mätzchen und Märchen solle den verhaſsten Lateinern die nötige Angst eingejagt werden, damit sie die päpstlichen Schatztruhen öffnen und sich mit klingendem Gelde von einer angeblich drohenden Gefahr loskaufen möchten. Aber so klug sei man selber, die Pläne der nichtsnutzigen, falschzüngigen, habgierigen Griechen zu durchschauen, und bange machen lasse man sich noch lange nicht. Diese und ähnliche Äuſserungen hat Fernández zu wiederholten Malen aus dem Munde der Vertrauten des Papstes mitangehört;[1] noch in den letzten Monaten vor dem Untergang Konstantinopels, so fügt er hinzu, wurde der um Hilfe nach Rom gesandte griechische Legat Gabriel ob des Gegenstandes und Zweckes seiner Mission von den kurialen Purpurträgern und Prälaten zur Zielscheibe des unwürdigsten Spottes gemacht, so daſs er, der ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle war, bebend vor Entrüstung und tief verletzt durch eine solche Behandlung, den verblendeten Römern wieder den Rücken kehrte.

Der Papst selber, Nikolaus V., seit März 1447 auf dem Stuhle Petri sitzend, reihte sich nach der Überzeugung und Erfahrung unseres

---

[1] Estos y otros razonamientos semejantes oí yo mismo repetir a los íntimos del Pontífice. *Crónica*, Bd. 1, S. 130.

Spaniers dieser Gesinnungsfront würdig ein. Er war den Wissenschaften und den Künsten von ganzem Herzen zugetan, aber er hatte nicht den genügenden Weitblick für die auſsenpolitischen Erfordernisse seines Amtes und seiner Zeit (*extraño a los cuidados guerreros de su tiempo*). Da er zudem, statt von klugen und energischen Ratgebern, nur von verweichlichten Genieſsern und Spöttern umgeben war, so vertrödelte er nutzlos die Zeit und hörte lieber auf das ironische Geplapper seiner Purpurati, als daſs er zu entscheidender Tat sich aufgerafft hätte.

So kam, was kommen muſste. Am 29. Mai 1453 eroberte Mohammed II., der Sohn und Nachfolger des Siegers von Varna, die byzantinische Kaiserstadt und machte dem griechischen Reiche, das elf Jahrhunderte überdauert hatte, in Blut und Gräueln ein schmähliches Ende. Alfonso Fernández faſst die Kunde von dem Schreckenstage, so wie sie unmittelbar nach dem Ereignis in Rom von Mund zu Mund getragen wurde, in eine kurze, packend anschauliche Schilderung zusammen. Wir brauchen uns hier, da sie nichts enthält, was nicht auch aus anderen Quellen hinreichend bekannt wäre, nicht weiter mit ihr zu beschäftigen. Was hingegen festgehalten und nachdrücklich hervorgehoben zu werden verdient, das ist das persönliche Endurteil, mit dem unser Spanier die Akten über diesen Abschnitt seiner kurialen Erlebnisse schlieſst. Es lautet: „Der Fall von Konstantinopel war die Frucht eines ungeheuerlichen Verrates an der Religion Christi, begangen durch jene, die, dem Wohlleben und der Sittenlosigkeit hingegeben, die hilfeheischenden griechischen Sendboten mit Hohn und Spott abzufertigen wagten."[1] Ein Urteil, ganz der sonstigen Haltung und Gesinnung eines Alfonso Fernández entsprechend, an zorniger Entrüstung und feindseliger Kälte nichts zu wünschen übrig lassend.

Die Orientpolitik des Papstes Nikolaus V. war lange Zeit heftig umstritten.[2] Gegenwärtig scheint sich eine Auffassung durchzusetzen, die deren Unzulänglichkeit und Saumseligkeit damit begründet, daſs der Papst, einer ergiebigen Hilfeleistung ohnehin grundsätzlich schon nicht zugeneigt, jede wirksame Unterstützung der griechischen Sache im besonderen auch noch von der endgültigen Durchführung aller Einzelheiten des Florenzer Unionsbeschlusses abhängig machte.[3] Das Urteil des Alfonso Fernández dürfte sich dieser Art der Betrachtung, sie ergänzend und stützend, ohne Schwierigkeit eingliedern lassen.

[1] *Crónica*, Bd. 1, S. 132.

[2] Man vergleiche hierüber: J. Hefele, Die temporäre Wiedervereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche, in Theologische Quartalschrift, Bd. 30 (1848), S. 180; A. D. Mordtmann, Belagerung und Eroberung Konstantinopels durch die Türken, Stuttgart 1858; F. Kayser, Nikolaus V. und das Vordringen der Türken, in Historisches Jahrbuch, Bd. 6 (1885), S. 208.

[3] K. Pleyer, Die Politik Nikolaus V. Stuttgart 1927, S. 108—118.

LUDWIG PFANDL.

BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN.

Allgemeines.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 164. Band.

Abhandlungen.

O. Schultz-Gora, Kritische Betrachtungen über den 'Lai de l'ombre' (ed. J. Bédier). Fortsetzung.

S. Puscariu, Rumänisch und Romanisch. [Groſs angelegt].

Kleinere Mitteilungen.

W. Giese, Einige brasilische Bezeichnungen von Back- und Zuckerwerk. [Erstaunliche Aufschlüsse aus der Sinnlichkeits- und z. T. mystischen Sphäre.]

A. G. Krüger, Nochmals die angebliche isländische Bearbeitung der Schwanrittersage. [Nachträge zu Archiv 99, 241 ff.]

E. N. Baragiola, Ein neuer Beitrag zur Dante-Deutung. [Stark lobende Würdigung von Martha Amrein-Widmer, Rhythmus als Ausdruck inneren Erlebens in Dantes Divina Commedia.]

E. Mackel, Afrz. *garagnon* 'Hengst'. [In mecklenburgisch *wrenschen* 'wiehern' wird Stütze für germ. **wranjo* gegen and. *wrēnjo* gefunden. Übernahme aus dem Fränkischen ist wahrscheinlich.]

L. Spitzer, Zu afrz. *tout fin mere nu* (wall. *miernu*, dtsch. *mutternackt*). [Die Bedeutung 'nudo come mi fece la madre' wird bestätigt.]

Beurteilungen.

A. Dörrer: K. Meisen, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande. [Wichtige Ergänzungen.]

M. L. Wagner: Lotte Paret, Das ländliche Leben einer Gemeinde der Hautes-Pyrénées, dargestellt auf Grund der mundartlichen Terminologie.

Fr. Schürr: Novelline popolari sammarinesi pubblicate da W. Anderson. [Es handelt sich um Volksmärchen, die in den Schulen von San Marino von Schülern niedergeschrieben wurden.]

M. L. Wagner: W. Beinhauer, Spanischer Sprachhumor (Augenblicksbildungen). [Gute, berufene Würdigung eines anregenden Buches eines feinen Beobachters.]

Bibliographie.

Hier sind kurze Anzeigen seitens der Herausgeber des Archivs zu nennen von S. 105: L. Olschki, Romanische Literaturen des Mittelalters, dazu die Fortsetzung durch H. Hatzfeld, V. Klemperer und Fr. Neubert (bis zur Pariser Revolution). — S. 108: K. Young, The drama of the medieval church. I. II. [Grundlegendes Werk.] — S. 132: The book of Fayttes of armes and of chyualrye. Transl. and printed by W. Caxton, from the French original by Christine de Pisan. Ed. by A. T. P. Byles. — S. 147: V. Crescini, Romanica Fragmenta (Festschrift). — L. Gauchat, Le suffix romand *-ondzə* (Sonderabdruck). — W. Meyer-Lübke, Roman. etymol. Wörterbuch³, 12. Lief. [Gute Beiträge.] — S. 148: H. Rheinfelder Kultsprache und Profansprache in den romanischen Ländern. [Desgl.] — S. 149: F. Brunot, Histoire de la langue française. Tome VI, 2ᵉ partie, fasc. premier. — S. 150: A. Ewert, The French Language. [Empfehlenswerte geschichtliche Einführung in das Studium des Französischen. Einige Beiträge.] — S. 151: H. Gröhler, Über Ursprung und Bedeutung der französischen Ortsnamen. II. [„Nicht nur Philologen, sondern auch Historiker, Geographen und alle Kulturforscher werden dem Verfasser für die schöne Leistung dankbar sein." Bedeutsame Ergänzungen und Berichtigungen.] — S. 152: K. Jaberg, Escalier. Beitrag zur Geschichte der französischen Schriftsprache und ihrer Beziehungen zu den Mundarten (Sonderabdruck). — S. 153: Eu. Lerch, Französische Sprache und Wesensart. [Ungünstig.] — S. 154: J. Melander, Les mots d'emprunt orientaux en français (Sonderabdruck). — S. 156: L. Olschki, Die romanischen Literaturen des Mittelalters. — B. E. Vidos, Beiträge zur französischen Wortgeschichte, I. (Sonderabdruck). — W. v. Wartburg, Französ. etymol. Wörterbuch, Lief. 23. — S. 157: C. Battisti, I derivati neolatini del mediterraneo preindoeuropeo *pala* (Sonderabdruck). [Skeptisch]. — S. 158: G. Bottiglioni, Lingua, etnografia e folklore della Corsica (= Lares, vol. III, no. 3—4). [Sehr anfechtbare Aufstellungen.] — Fil. Chiappini, Vocabolario romanesco. Edizione postuma delle schede a cura di Br. Migliorini. — S. 159: R. Giacomelli, Ghetto (Sonderabdruck). [Ursprung u. Geschichte des Wortes.] — M. L. Wagner, Die Bezeichnungen für 'Fuchs' in Sardinien (Sonderabdruck). — S. 160: J. Balari y Jovany und M. de Montoliu, Diccionario Balari. I. II. — Fr. de B. Moll, Suplement català al 'Romanisches etymologisches Wörterbuch' (Sonderabdruck). [Nachträge und Berichtigungen zu 3489 Nummern des REW.] — S. 279: A. Helbok, Die Volksgrundlagen der Deutschen in Österreich (Sonderabdruck). [Der willkommene Auszug, den A. Brandl gibt, berührt auch den Romanisten.] — S. 309: W. Meyer-Lübke, Roman. etym. Wörterbuch³. Lief. 13. [Einige Besserungen.] — S. 310: M. L. Wagner, Über die Unterlagen der romanischen Phraseologie. — S. 311: A. Blinkenberg, L'ordre des mots en français moderne. 2ᵉ partie. — P. Bollon, Lexique patois de la Chapelle d'Abondance (Haute-Savoie). — E. Cochet, Le patois de Gondecourt (Nord). Grammaire et Lexique. — S. 312: M. Delbouille, *Melarius*, mythe ou réalité? (Sonderabdruck). — N. Dupire, Jean Molinet. La vie. Les œuvres. Étude critique des manuscrits et édi-

tions des poésies de J. Molinet. 2 vol. — S. 313: J. U. Hubschmied, Verkehrswege in den Alpen zur Gallierzeit nach dem Zeugnis der Ortsnamen (Sonderabdruck). — M. A. Pei, The language of the eight-century texts in Northern France. A study of the original documents in the collection of Tardif and other sources. — R. Plate, Wortkunde des modernen Französisch, insbesondere der Pariser Volkssprache. — S. 314: W. v. Wartburg, Französ. etymol. Wörterbuch. Lief. 24. [Besserungen.] — S. 315: J. Huber, Altportugiesisches Elementarbuch. — S. 316: A. Rosenblat, La lengua y la cultura de Hispanoamérica. — A. Steiger, Contribución a la fonética del hispano-árabe y de los arabismos en el iberorománico y el siciliano. [Wertvolle Arbeit.] — S. 317: Cl. Merlo, Il sostrato etnico e i dialetti italiani (Sonderabdruck). [„Substratomanie".] — S. 318: A. Prati, Bestie e fantasmi in forme di metèore (Sonderabdruck). — Ders., Nomi di luoghi (Sonderabdruck). — Fr. Ribezzo e Giac. Melillo, Due filoni di lingua mediterranea nella toponomastica italiana e la questione etrusca: 1. tirreno-mediterr. *tauro* 'monte', 2. tirreno-mediterr. *nepo* 'corso d'acqua' (Sonderabdruck). — S. 319: G. Rohlfs, Le origini della grecità in Calabria (Sonderabdruck). — G. Serra, Sulla origine della forma del nome di Torino (Sonderabdruck). — Dicziunari rumantsch-grischun: Acla, adatg, arar (Probeheft). — J. U. Hubschmied, Über Ortsnamen des Berninagebietes. V.: Berninagruppe (Sonderabdruck). — C. Pult, Spendrain nos vegl pled rumantsch (Vortrag). — C. Tagliavini, Alcuni problemi del lessico ladino centrale (Sonderabdruck).

165. Band (1934).

Abhandlungen.

E. Gamillscheg, Alfred Risop zum Gedächtnis.

Kleinere Mitteilungen.

O. Schultz-Gora, Afz. *esceer*. [Willkommene Übersicht über afz. Weiterleben von *-citare*.]

G. Rohlfs, Zu prov. *anar*. [Wichtige Klarstellung betreffend *-nd-* > *-n-*.]

Ders., Über einige franz. Schlittenbezeichnungen. [Reiche Gabe. Zu nennen ist besonders frz. *luge* < *sclodia* < **slodia*.]

A. Bassermann, Veltro u. Ur-Commedia. Dazu Entgegnung von R. R. Bezzola.

Beurteilungen.

H. Spanke: Ph. Aug. Becker, Die Anfänge der romanischen Verskunst (Sonderabdruck).

W. Meyer-Lübke: G. Rohlfs, Etymologisches Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität.

G. Moldenhauer: G. Gröber, Geschichte der mittelfranzösischen Literatur. I, 2. Aufl. bearbeitet von St. Hofer.

H. Kuen: A. Dauzat, Histoire de la langue française.

M. Frey: N. Dupire, Jean Molinet. La vie, les œuvres. — Ders., Étude critique des manuscrits et éditions des poésies de Jean Molinet.

E. von Jan: O. Parwulski, Victor Gelu.

Bibliographie.

1. Romanisch.

G. Rohlfs: R. Hallig, Die Benennungen der Bachstelze in den romanischen Sprachen und Mundarten. [Wichtige Besserungen und Nachträge.] — W. Meyer-Lübke, Roman. etymol. Wörterbuch. 3. Aufl. 14. Lief. [Druckfehler.] — V. Bertoldi, Sopravvivenze galliche (Extrait). [Wichtige Bedenken zu südfr. *nasco* 'clématite'.] — E. Eggenschwiler, Die Namen der Fledermaus auf dem französischen und italienischen Sprachgebiet. [Viel Anerkennung. Besserungen.] — E. Schwyzer, Dissimilatorische Geminatenauflösung als Folge von Übersteigerung (Sonderabdruck). [rendere < reddere, donzina < dozzina etc.] — J. Webster Spargo, Virgil the Necromancer. Studies in Virgilian Legends.

2. Französisch und Provenzalisch.

G. Rohlfs: P. Aebischer, Noms de lieu languedociens en *-anum* accentués sur l'antépénultième (Sonderabdruck). — Kristian von Troyes, Cligés in Auswahl (= Sammlung romanischer Übungstexte Nr. 22). — P. Champion, François Villon. 2. Aufl. — Rutebœuf, Le miracle de Théophile. Transposition de G. Cohen. — G. Franke, Der Einfluſs des Nikolauskultes auf die Namengebung im französischen Sprachgebiet (Sonderabdruck). [Ergänzungen.] — Glossaire des patois de la Suisse romande. 10e fasc. — J. U. Hubschmied, *Bagako-*, *Bagan*(*o*)- 'forêt de hêtres'. Etude de toponymie suisse (Sonderabdruck). — E. Richter, Die Entwicklung des neuesten Französisch. — Rud. Schmitt, Der Pseudoturpin Harley 273. Der Text mit einer Untersuchung der Sprache. [Gewichtige Ausstellungen.] — W. v. Wartburg, Evolution et structure de la langue française. [Sehr gerühmt.] — C. Appel, Die Singweisen Bernarts von Ventadorn. — Fr. Haschke, Die Sprache Richelieus nach seinem Briefwechsel. — K. Löffel, Beiträge zur Geschichte von *montjoie*. Mit einem Anhang über die Sitte des Steinwerfens und der Bildung von Steinhaufen. — K. Lewent, Zu den Liedern des Trobadors Guiraut de Calanso (Sonderabdruck). — Th. Osterwalder, Beiträge zur Kenntnis des Dialektes von Magland (Hochsavoyen). — S. Palay, Dictionnaire du Béarnais et du Gascon modernes. II: F—Z [Sehr gelobt.] — A. Thérive, Querelles de langage. 2e série. — W. v. Wartburg, Französ. etymol. Wörterbuch. Lief. 25 u. 26. — K. Wais: Herta Wendel, Arkadien im Umkreis bukolischer Dichtung in der Antike und in der französ. Literatur. [Lehrreiche Besprechung.]

3. Iberoromanisch.

G. Rohlfs: K. Fissen, Des Spaniers gebräuchlichster Wortschatz. [Besserungen.] — La flor de las ystorias de orient (by Hayton, Prince of Gorigos). Edited by W. R. Long. — B. Acevedo y Huelves y M. Fernández y Fernández, Vocabulario del Bable de occidente.

4. Italienisch.

G. Rohlfs: P. Aebischer, Les pluriels analogiques en *-ora* dans les chartes latines de l'Italie (Sonderabdruck). — M. L. Wagner, Ein altertümlicher Typus von 'Korbtreppen' in Sardinien (Sonderabdruck). — Ders., Romanische und baskische Benennungen des Wirbelwindes und der Windhose nach Geistern (Sonderabdruck). — M. Orlando, Raccorciature di nomi e cognomi (Studio fonetico comparativo) (Sonderabdruck). — Rita Schlaepfer, Die Ausdrucksformen für 'man' im Italienischen.

HERMANN BREUER.

Sprachwissenschaft.

Allgemeine Sprachwissenschaft.

Louis Gauchat. Vom morphologischen Denken. Aus Festgabe für Samuel Singer, 1930.

„Die Sprachform ist alogisch, daſs aber das linguistische Geschehen nicht ein willkürliches Spiel blinder Kräfte ist, belegt gerade die Formenlehre."

Um dies aufzuweisen, ist, nach Gauchat, ein besonderes Denken nötig, welches sich vom lexikologischen, wortgeschichtlichen, syntaktisch-stilistischen unterscheidet. Alle diese Denkarten sammeln sich aber unter dem Prinzip: „Daſs sie ihr Material nicht mehr rein statistisch betrachten, sondern biologisch, im Zusammenhang mit dem wirklichen Sprachleben" (S. 127).

Z. B. ergibt sich nach Jaberg eine Hierarchie der Personen des Verbs. Die Rangstufen sind etwa 3, 2, 6, 5, 4. „Im Paradigma also stehen die Personen in Reih und Glied. In Wirklichkeit hat jede ihre eigenen Lebensbedingungen."

So ist das Fazit: „Gebrauch und Nichtgebrauch regeln das Schicksal der Formen nach dem Grundsatz: Was viel gebraucht wird, erhält sich, — was wenig gebraucht wird, kann in Vergessenheit geraten und muſs dann durch Analogie ersetzt werden."

Allerdings darf man nicht vergessen: „Die Vitalität der Formen, von der bisher zumeist die Rede war, ist lange nicht der einzige Gesichtspunkt, der in der Biologie der Flexionen zu würdigen ist. Über den Mechanismus der Analogie sind wir bisher noch sehr mangelhaft unterrichtet."

Gegen diese Auffassung erheben sich allerhand Bedenken. Formen leben nicht. Menschen leben. Es gibt also keine Biologie von Flexionsformen, sondern nur eine Biologie von Lebewesen. Innerhalb dieser Biologie spielen die Zentren dieser Lebewesen eine bedeutsame Rolle: Beim Menschen speziell die Erwerbung neuer Erscheinungen, Begriffe und Namen sowie die Erinnerungen an alle drei.

Innerhalb der Erinnerungen an Worte und Begriffe Einzelner erhält nun die Frage, die Gauchat zu Anfang aufwarf, ihren Sinn: Ist hier ein willkürliches Geschehen, oder nicht? Man darf aber diese Frage nicht so

formulieren: „Ein willkürliches Spiel blinder Kräfte." Denn ist das Spiel willkürlich, ist es doch nicht blind. Und ist es blind, ist es doch nicht willkürlich. Blind ist eben nur ein poetisches Bild für „unwillkürlich". Und man sieht hier, wie sehr man sich vor analogischer Ausdrucksweise hüten muſs, wenn man Wissenschaft treiben will.

Diesen willkürlichen oder unwillkürlichen Vorgängen kommt man nur näher, wenn man die Verbindung der erinnerten Worte mit den erinnerten Begriffen zu verstehen sucht: In *Psychologie du Langage* (der Sondernummer des *Journal de Psychologie* 1933) schlieſsen die Herren Gelb und Goldstein den Reigen mit ihren epochemachenden Studien über unsere motorischen Zentren bei Gehirnverletzten. In Zukunft müſsten diese Erhebungen über die Verbindung unserer erinnerten Worte mit den erinnerten Begriffen nicht den Schluſs, sondern den Anfang aller linguistischen Studien bilden.

Unsere Erinnerungen bergen oft leere Worte: Wir hören oft, vor allem im Kindesalter zuerst ein Wort. Bald erfahren wir den Sinn später, bald ergänzen wir ihn selber, bald begnügen wir uns mit dem bloſsen Klang. Ergänzen wir das Wort, so daſs es einen anderen Begriff bekommt als den, welcher ihm ursprünglich angemessen worden (Kant), so ist das Wort im Effekt leer (Kant), weil sich in der Diskussion ein Jeder unter dem Wort etwas anderes vorstellt. Der Entdecker des Gebiets und seiner Schäden ist Locke.

Dies Ergänzen des Wortsinns, bei Worten, deren Begriffe durch Tradtion abhanden kamen (Kant), ist eben jener Prozeſs, den wir mit Gauchat *Assoziation* nennen. Gauchat trifft den Nagel mit seinem Grundsatz: „Ungeläufiges Wortmaterial fügt sich assoziativen Vorgängen" auf den Kopf.

Soweit nun nicht Laune, Mode, Geschmack, Zwang einschränken oder bestimmen, ist Assoziation regellos. Man kann also nicht mit Gilliéron fragen (Gauchat zitiert diese Frage): „Wenn *pouloir* nach *vouloir*, warum dann nicht auch *vouvoir* nach *pouvoir*?" Gilliéron sträubt sich gegen den Zufall: „*Effet du hasard? O le vilain mot!*"

Das Vermeiden dieses Wortes *Zufall*[1] können wir Gilliéron konzedieren. Aber berechenbar wird der Weg der Assoziation dennoch nicht. Wohl aber ihre Richtung: Denn wenn *pouloir* sich nach *vouloir* richtete, so war *pouvoir* selten, aber *vouloir* nicht. Der Vorgang ist also nicht umkehrbar und Gillérons Frage irrig.

Auch Gauchat stöſst sich an Einzelheiten dieser Assoziation. Er fragt: In den alten Texten sind *puelt*, *pueut* und *puelent* häufig, aber *pouloir* ist selten. Und hieraus schlieſst er: „Aus alle dem geht hervor, daſs die Beeinflussung nicht mit dem Infinitiv, sondern mit der 3. und 6. des Praes. beginnt." Und das ergibt anscheinend als Regel: „*Pouloir* und *peudre* zeigen nur, daſs der Infinitiv nicht die Machtstellung besitzt, die ihm zuzuschreiben man gewöhnt ist."

[1] Die lautliche Nähe von *pooir* und *voloir*, von *réticule* „Strickbeutel", *ridicule*, *Ritterkühl* (in München gehört), von *bagasse* „Magd" und *bagage* „Gepäck" (*maudit bagage* Schimpfwort!) sind Zufälle! *Zufall* ist ein Wort für „unbeabsichtigtes Zusammentreffen".

Ist das aber nicht doch statistisch gedacht? Wenn Gauchat schlieſst: Das häufigere *puevent* richtete sich nach *vuelent* und dann folgte erst der seltene Infinitiv — widerspricht das nicht seinem eigenen Grundsatz: „Was viel gebraucht wird, erhält sich, — was wenig gebraucht wird, assoziiert sich"?

Nach dem Grundsatz wäre der Schluſs doch wohl so: Die seltene Form *pouvoir* ursprünglich *pooir* (also noch dazu Hiatusform und für den Franzosen unangenehm) assoziierte *vouloir* und formte sich zu *pouloir* um. Nun erst folgten die häufigeren Formen *puet* und *pue(v)ent* und wurden zu *pueut* und *puelent*.

Und so scheint mir Gauchat hier selber die Trefflichkeit seines anderen Grundsatzes zu belegen: Keine Statistik, sondern Biologie! Die Statistik beweist nur die Häufigkeit der finiten Formen, aber nicht, daſs sie den Anfang der Assoziation bildeten. Denn es sind ja gerade die seltenen Formen, welche Assoziationen knüpfen.

Immerhin muſs noch ein anderes bedacht werden. Niemand wird behaupten, daſs der Begriff „kahl" so ungebräuchlich sei, daſs über Begriff oder Lautform Unsicherheit entstehen könne. Und doch folgt das Mask. *chauf* dem Feminin *chauve* gegen die Gewohnheit, die Geschlechter zu unterscheiden, ganz offenbar wegen der geläufigen Formel *tête chauve* (Gauchat).

Auch *vouloir* und *pouvoir* stehen in Formeln zusammen: *Vouloir c'est pouvoir, se vuelent pueent* etc. etc. Formeln, in denen Volks- oder Schülerwitz die Partner lautlich angleicht, brauche ich nicht zu zitieren.[1] So kann die lautliche Angleichung sehr wohl auch in einer solchen Formel entstanden sein.

Damit aber modifiziert sich Gauchats Grundsatz: Was viel gebraucht wird, erhält sich, falls nicht Absicht zu verändern vorliegt.

Aber auch bei dem anderen Teil des Grundsatzes müssen wir eins nicht vergessen: In der Kindersprache sind alle Lautformen ungeübt. Ein Kind sagt erst: „ich will" und „ich will nicht". Und dann erst „ich kann nicht" oder „ich kann". In der Kindersprache geschehen zahllose lautliche Angleichungen wie die von *pouloir* an *vouloir*. Und manche von ihnen nimmt die Gemeinsprache oder eine Mundart an.

Summa: Wenn wir den Charakter der Assoziation kennenlernen wollen, dürfen wir uns nicht primär an sprachwissenschaftliches Material machen, weil wir zu ungenau wissen, in welchem Milieu, in welcher Absicht, unter dem Einfluſs welcher Störung die Assoziation geschah: Hier ist die Frage *willkürlich oder nicht*? unlösbar!

Bei Dichtern und Dichterphilosophen dagegen, welche für die Assoziationen ihrer erinnerten Worte (und Begriffe) Wert und Gültigkeit postulieren, bei denen also Assoziationen aus Prinzip frei steigen, wird der Charakter ohne weiteres erhellen:

---

[1] Aus meiner Jugend: *Infaulenzia* für *Influenza, abscheuſslich* für abscheulich (Eisenach), mein Kleiner bringt aus der Schule mit: *bezwiefeln* für bezweifeln, Sinclair Lewis bucht *sticktuitivness* „Energie" alt Spott auf die Anmaſsung der *Intuitivness*.

Man nehme Worte wie *Idee*, *Idealismus* und verfolge sie durch die Geschichte, ja nur bei einem einzigen ihrer Anhänger: Das Wort bleibt stabil, — der Inhalt wechselt. Das Wort assoziiert innerhalb der Erinnerungen bald den einen Begriff, bald den anderen, bald das eine Gefühl, bald das andere. Solche Assoziationen vollziehen sich bei einem Denker, ohne daſs er (und seine Leser) es merken.

Wer würde La Rochefoucauld eine so verschiedenartige Füllung der Worte *esprit* und *jugement* zutrauen, wie die folgende?

77 on s'est trompé lorsqu'on a cru que l'esprit et le jugement étaient deux choses différentes: le jugement n'est que la grandeur de l'esprit.
258 Le bon goût vient plus du jugement que de l'esprit.

In 77 schlieſsen sich also *jugement* und *esprit* ein, — in 258 schlieſsen sie sich aus! Wenn aber die Angina eine heftige Krankheit ist, können die Schluckbeschwerden nicht mehr von der Angina als der Krankheit kommen!

Und es ist bei Begriffen wie *Idee*, *Verstand*, *Geist* wie bei jenen Worten, die ungeläufig sind: Gauchats Grundsatz gilt auch hier: Das Geläufige erhält sich, aber das ungeläufige Wort- und Begriffsmaterial sucht nach Anschluſs und findet ihn bald hier, bald dort. Daher bleiben alle diese Worte stabil. Aber ihre Begriffe ändern sich bei den berühmtesten Autoren so, daſs die Begriffe eines einzigen Wortes oft innerhalb weniger Seiten in Widerspruch miteinander geraten:

Descartes, Discours, S. 24 les formes ou natures
S. 48 essence ou la nature

Danach wäre ja Form und Wesen gleich! Ist aber Form eine Natur und Wesen eine andere, kann man ebensowenig sagen *forme ou nature*, wie man sagen kann: Er ist ein Mensch oder ein Neger.

Als ich (unter anderen) diese Beobachtungen an Descartes Begriffsassoziationen in der Voſslerfestschrift machte, hat es unliebsames Aufsehen erregt. Man analysiere aber die Begriffe *Idee*, *Verstand*, *Vernunft*, *Begriff* in den Sprüchen von Goethe, und man kommt zu dem gleichen Resultat. Und Goethe wäre er Letzte, der hier beleidigt sein würde, obgleich auch er Partei war. Faust jedenfalls läſst er in der Todesstunde sagen:

Könnt ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd ich vor Dir, Natur, ein Mann allein.

Der Zwang dieser Zaubersprüche, des Wortzaubers, liegt daran, daſs wenn wir jenseits der Grenze unserer Übung in unseren Erinnerungen suchen, um ein Wort zu deuten, uns nichts anderes einfallen kann als ein anderes Wort, das meist ebenso dem Jenseits unserer Übung angehört wie das zu deutende.

Offenbar fungieren unsere erinnerten Worte (das *motorische Sprachzentrum*) zu unseren erinnerten Begriffen (*Erinnerungszentren*) wie ein Register. Darum bleibt auch bei so trefflichen Köpfen wie Descartes, La

Rochefoucauld, Goethe jenseits ihrer Übungsgrenze das Wort stabil, während sich bald das eine, bald das andere Wort dazu assoziiert, so daſs die Begriffe der gleichgesetzten Worte oft in den unglaublichsten und doch unbemerkten Widerspruch geraten.

Das Denken, das diese naturgegebene Labilität unserer Erinnerungszentren korrigiert, habe ich *begriffliches Denken* genannt. Wenn man statt vom Inhalt unserer Erinnerungszentren von Beschreibungen von Sachen ausgeht, kann man jeden Begriff festhalten, ohne dem Spiel seiner Assoziationen ausgesetzt zu sein.

Dieses begriffliche Denken ist also eine Verallgemeinerung der Erfahrung, wie sie der Sprachgeograph im Terrain machte: Da es sich darum handelte, örtlich differenzierte Namen eines Begriffs zu erfragen, so muſste der Begriff eindeutig sein. Hierzu konnte nur Beschreibung dienen. Diese hat sich bewährt.

Warum sollte nun eine solche Beschreibung nicht die Lösung aller unserer Denknöte sein, wo sie im Terrain so gute Dienste leistete? Selbstverständlich antwortete man mir: Beschreibungen sind auch Worte. Gewiſs: Aber Worte, die uns zwingen, unsere Begriffe innerhalb der Grenze unserer Übung zu halten. Also jene Wortfetische zu meiden, deren Ungeläufigkeit auch die besten Denker unbemerkt zu den widersprechendsten Assoziationen führt.

Gehen wir von Beschreibungen aus wie „Gedankenziel“, „Oberfläche unseres Körpers“, „Bewuſstsein“, „Werden und Vergehen der Dinge“, so wird kein Denker sie gleichsetzen, wie die aristotelische Schule *Idee, Natur, Form, Wesen* gleichsetzte und das Jenseits ihrer Übung für das Jenseits dieser Welt (*Metaphysik*) ausgibt.

Hieraus ergibt sich, daſs Assoziation bei ungeübtem Wort- und Begriffsmaterial unbemerkt bald Worte, bald Begriffe gleich oder ähnlich setzt. Hier ist offenbar die Quelle des Symbolismus. So daſs mir zwischen den pseudometaphysischen Formeln *Natur gleich Form, Wesen, Idee* etc. und Lyrismen wie *Liebe ist Feuer*, oder *das All die Vereinigung von Mann und Weib* (chinesisch *Yin* und *Yang*) nur ein äuſserlicher Unterschied zu bestehen scheint.

Gauchats Grundsatz: Das Ungebräuchliche unterliegt, war also vollkommen richtig. Nur daſs jenseits der Übungsgrenze auch das Verhalten von Genies dasselbe ist wie dasjenige von Kindern: Alles Begriffsmaterial ist gleich ungebräuchlich. Nur die Worte bleiben gebräuchlich. Schulworte, wie *Natur, Form, Wesen, Idee* etc. verbindet gemeinsame Leere und das eigentümliche Gefühl eines gemeinsamen Hohen, Unerreichbaren, — eines gemeinsamen Tiefen, Geheimnisvollen. Daher ihre Wirkung, die schon Le Bon in *Psychologie des Masses* vor unserer Zeit in trefflicher Weise darstellte.

Auf diesem Gebiete sind alle Gegensätze gleich: Hoch ist gleich tief, Unnatur ist ebensogut eine Natur, wie Unform eine Form, Unwesen ein Wesen ist. Trotz aller Widersprüche merken weder die Denkenden noch die Nachdenkenden, daſs die Worte allein stabil sind, — aber die Inhalte

sich widersprechen. Man beachte das Echo meiner Descartesarbeit. Gerade Wortdenker fühlen sich in ihrem Unsinn sicher.

Ganz anders, wo die Lautform selten ist: Hier herrscht Unsicherheit. Der Sprechende sucht in seinen Zentren nach Formen, die ähnlich und sicher sind. Darum ist es sehr wohl möglich, daſs *poeir*, *pooir* in seiner Seltenheit und Seltsamkeit Stütze suchte und an den anderen Psychisches bezeichnenden l-Stämmen: *voloir*, *doloir*, *soloir* fand.

Und auch hier zeigt sich nur, wie recht Gauchat hatte, als er feststellte: Statistisch sind die Zusammenhänge nicht zu erschlieſsen.

Was meint aber Gauchat, wenn er fragt: „Über den Mechanismus der Analogie sind wir noch sehr unvollkommen unterrichtet?" Bedeutet das dasselbe als wenn er vom Mechanismus der Assoziation gesprochen hätte?

Wenn wir vom *Leben der Worte* und der *Machtstellung des Infinitivs* reden, so ist unser Denken analogisch: Biologische Terminologie tritt für sprachwissenschaftliche ein. Wenn wir aber die Lautform eines Wortes auf ein anderes übertragen, ist dies auch Analogie?

Unsere Lehrer haben es so genannt, und wir haben es ihnen nachgesprochen. Und gewiſs, wenn wir vom *Leben der Worte* reden, ist es uns, als ob die Worte lebten und nicht nur der Mensch, der sie braucht. Und wenn der Mundartsprechende *puelent* nach *vuelent* sagte, so war es ihm, als ob zwischen diesen beiden Worten eine geheime Beziehung sei, die er nicht analysierte, weil er sie nicht analysieren konnte.

Beide Vorgänge gehören also in das weite Gebiet des Symbolismus, des Ersatzdenkens. Ist aber der Ersatz eines sehr abstrakten Gebietes durch ein Gebiet, das dem Konkreten näherliegt, *Analogie* genannt, — so wird man die Angleichung von Lauten kaum so nennen dürfen: Tut man es dennoch, so präjudiziert man ja den Vorgang! Denn man behauptet mit dem Namen, daſs z. B. *pooir* zu *pouloir* wurde, wegen der analogieartigen Verwandtschaft mit den psychischen Begriffen von *vouloir*, *douloir*, *souloir*. Bei diesem Vorgang mag wohl Analogie beteiligt sein. Aber der eigentliche Vorgang ist nicht Analogie, sondern Lautangleichung.

Lautangleichung wendet sich nicht an Augen und Verstehen, sondern vorab nur an das Ohr. Der Gleichklang läſst nun allerdings den naiven Menschen geheime Beziehungen vermuten: *Nomen et omen!*

Wann wünscht sich Faust von Zauberworten, also vom Wortzauber frei? Als er auf das Wort Not das Reimwort Tod assoziierte:

Es klang so nach, als hieſs es Not.
Ein düstres Reimwort folgte: Tod.

Vouloir, *douloir*, *souloir* und — schlieſslich *pouloir* samt ihren Formen gehören in das Kapitel der lautlichen Anklänge. Lautliche Anklänge lassen den Menschen begriffliche Anklänge fühlen. Vide Goethe. Begriffliche Anklänge lassen den Menschen lautliche Anklänge bilden: *Vide pouloir*. Nicht nur Formen gehen diesen Weg. Vide *débit et crédit*, statt *débet et crédit*. Es gehört in das Gebiet des Totem. Und findet sich in allen Gebieten der Sprache.

Und das wirft die Frage auf, ob es berechtigt ist, jeder linguistisch-philologischen Disziplin eine besondere Methode zuzuschreiben: Gesellschaft bestimmt Wort-, Form- und Satzsinn in der Weise der Mode. Eine jüngere Generation übernimmt sie ungenau oder nur der Form nach, verändert sie auch willkürlich, um sich von der älteren Generation zu unterscheiden. Wollen wir also Sprache biologisch erkennen, so ist der Ausgang: Gesellschaft und Einzelner gegeben, die Methode also bestimmt und für alle Zweige dieselbe.

Es ist Gauchats und der Schule, der er entstammt, unstreitiges Verdienst, diese Wege gewiesen zu haben. LEO JORDAN.

Ernst Kieckers, Einführung in die Indogermanische Sprachwissenschaft. Erster Band: Lautlehre. München: Max Hueber 1933. XVIII u. 193 S. (Huebers Kurze Grammatiken.)

Zu den Wissenschaften, deren Wichtigkeit im neuen Deutschland (und in immer stärkerem Maſse schon vorher) angezweifelt wird, gehört auch die Sprachwissenschaft. Wenn schon die Einzelphilologie — zu eigenem Schaden — sich über die Linguistik erhaben fühlte, so muſste noch viel mehr der gebildete Laie über die weltfremde „Lautschieberei" lächeln. Und doch fühlte jeder, der die Sprachwissenschaft angriff, die groſse Bedeutung der Sprache im Leben des Menschen sah, (vielleicht unbewuſst) Aufgaben der Sprachwissenschaft vor sich, an denen sie achtlos vorüberging, und die doch nur sie zu lösen fähig war.

Gewiſs muſste die Sprachwissenschaft zunächst grammatische Gebäude auf solider Grundlage errichten, aber dann kam allmählich die Zeit, wo man den Blick in die Weite richten muſste und sich davon befreien muſste, im Material zu ersticken. Manche Forscher haben diesen neuen Weg vorwärtstreibend beschritten.

So etwa ist die Lage der Sprachwissenschaft. Und nun erschien 1933 aus der fleiſsigen Feder des Dorpater Indogermanisten Kieckers, der im Laufe der letzten Jahre uns eine ganze Reihe von Handbüchern beschert hat, die erste Hälfte einer Einführung in die indogermanische Sprachwissenschaft. Haben wir hier eine Darstellung der reichen Probleme der Sprachwissenschaft, die von der Notwendigkeit unseres Faches überzeugt und ihm Verständnis und Jünger gewinnt? Nein. Es ist ein Kursbuch der idg. Laute; es ist säuberlich und mit einer Fülle von Belegen aus den wichtigsten idg. Sprachen zusammengestellt, wozu sich die einzelnen Laute der Grundsprache in den Einzelsprachen entwickelt haben (oder ob sie erhalten geblieben sind). Man glaubt die Kapitel von Brugmanns Kurzer vergleichender Grammatik vor sich zu haben, welche die Lautlehre behandeln. Selbstverständlich hat Kieckers manches Eigene hinzugetan, aber es liegt in der Natur der Sache, daſs die alten Gleichungen wiederkehren. Daſs die Ergebnisse der neueren Forschung verwertet sind, ist klar. Also eine solide Einführung in die Tatsachen, nur kein Buch zum Lesen, sondern ein Nachschlagewerk; nackte Tatsachen, aber keine anregende Aufzeigung von Problemen. Mancher

Student und mancher Studienrat, der fern von sprachwissenschaftlichen Bibliotheken seinem Unterricht sprachgeschichtliche Lichter aufsetzen will, mag zu dem handlichen Büchlein greifen. Und dennoch ist es nicht das Buch, das wir heute brauchen. Und so ist dieses Buch in diesem Augenblick auch kein Dienst an unserer Wissenschaft.

Die „Indogermanische Sprachwissenschaft" des verstorbenen geistreichen Rudolf Meringer in der Sammlung Göschen war, obwohl in Einzelheiten direkt schlecht, im Ganzen vielseitiger und anregender. Und Hermann Günterts „Grundfragen der Sprachwissenschaft" (1925 in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung") ist ein Buch, das Lust und Liebe zur Sprachwissenschaft erwecken kann. Ein Mittelding zwischen ihm und der Einführung von Kieckers wäre dankbar begrüſst worden. In der Einleitung (S. 1—18) nimmt Kieckers einen nur zu kurzen Anlauf in dieser Richtung.

Zu ihr einige Bemerkungen. Die litauischen Wörter werden in der neuen Orthographie gegeben; warum nicht auch die türkischen in der offiziellen Lateinschrift? Auf S. XIV wird bei den litauischen Akzentzeichen die Bedeutung Schleif- bzw. Stoſston angegeben. Darunter kann sich wohl niemand etwas vorstellen. Die Eigenart der betr. Intonationen wird erst S. 189 beschrieben. Bei der Aufzählung der einzelnen Sprachen innerhalb ihrer Gruppen fehlen beim Westslavischen Kaschubisch und Slovakisch. Und das Iranische (S. 10) ist ziemlich verworren (und wäre so breit vielleicht nicht nötig gewesen). „Das Mittelpersische oder Pehlevi (oder Parthische)" ist zum mindesten miſsverständlich. Das Mittelpersische zerfällt in das Parthische der Arsaciden und in das Buchpehlevi, aus dem sich das Neupersische entwickelt hat. Das Skythische gehört nicht zur nw. Gruppe, sondern zum Ostiranischen, da es dem Ossetischen, der Sprache der Osen, nahesteht. Vom Soghdischen kennen wir bereits Münzen aus dem 4. Jahrh.; das Sakische ist mit ihm, wie mit dem Puschto (Afghanisch) eng verwandt, gleichsam die Tante von jenem und die Schwester von diesem (aber Puschto ist nicht die Mutter vom Soghdischen!). Die neuiranischen Sprachen sind ganz bunt aneinander gereiht, ohne Gliederung nach den Hauptgruppen.

Die Angabe der wichtigsten Grammatiken der einzelnen idg. Sprachen wäre für die Leser, an die sich die Einführung wendet, nützlich gewesen.

ERICH HOFMANN.

Latein und Vulgärlatein.

Einar Löfstedt, Syntactica, Studien und Beiträge zur historischen Syntax des Lateins; Zweiter Teil, Syntaktisch-stilistische Gesichtspunkte und Probleme; Skrifter Utgivna av. Kungl. Humanistiska Vetenskapssämfundet i Lund, X, 2. Lund, London, Paris, Leipzig, 1933. XIII u. 492 S.

Die Werke des groſsen schwedischen Latinisten gehören zu den Büchern, die aus einzelnen, zusammenhanglosen Aufsätzen zu bestehen scheinen, die aber unablässig um die zentralen Probleme des Sprachlebens kreisen und diese stets aufs neue mit dem aus peinlicher Einzelforschung

sich ergebenden Lichte erhellen. Diese Arbeiten verfeinern nicht nur in hervorragender Weise unsere Kenntnis des Latein; kaum eine ist darunter, die nicht auch eine prinzipielle Bedeutung hätte.

Der 2. Band der Syntactica verdient die besondere Aufmerksamkeit des Romanisten noch aus einem weitern Grunde: mehr noch als bisher treten hier biologische Gesichtspunkte in ihr Recht, wie sie dem Romanisten seit längerer Zeit maſsgebend sind. Vgl. etwa die Seiten 35—62, in denen die Fragen der Wortform und des Wortumfanges ins Latein verfolgt werden und die so manche Anklänge an Gilliéron zeigen. L. zeigt eine ganze Anzahl von Fällen, in denen im spätern Latein ein einsilbiges Wort durch ein mehrsilbiges ersetzt wird; und regelmäſsig setzen die rom. Sprachen die lautkräftigeren Formen fort: *flere* > *plorare*, *fax* > *facula*, *vir* > *homo*, *hiems* > *hibernum* (sc. *tempus*), *diu* > *longo tempore*. Das Präsens von „gehen" lautet schon recht früh *vado*, *vadis*, *vadit*, *imus*, *itis*, *vadunt*; es sind also darin die zwei zweisilbigen Formen von *ire* geblieben, die andern durch *vadere* ersetzt, ein Zustand, der ja sein Spiegelbild noch heute im Italienischen und Französischen hat.

Schon diese Beispiele zeigen, wie sehr Löfstedts Forschungen sich bemühen, das Latein in seinem Werden, in seinem Fluſs von den ältesten Texten bis zur späten Kaiserzeit und ins Romanische hinein zu verfolgen. Dieser groſsen Linie haben ja schon immer seine Bemühungen gegolten, seit er seinen klassisch gewordenen Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae geschrieben hat. So folgen auf den ersten Abschnitt des Buches, über morphologische Probleme, zwei weitere, die von psychologischen und von stilgeschichtlichen Gesichtspunkten ausgehen. Besonders dieser letzte Teil ist dem Romanisten von allergröſstem Wert. In dem Kapitel über Stilarten und Sprachschichten weist L. eindringlich darauf hin, daſs man meist viel zu summarisch klassifiziert. Volkssprache und affektive Rede sind nicht identisch; es gibt eine Wirkung des Affekts in allen Schichten und Klassen. Die Stereotypierung der klassischen Schriftsprache ist allzuoft falsch bewertet worden, als Verarmung. Die Ungebundenheit und Laxheit der Volkssprache hat sie allerdings nicht; aber durch die sprachliche Zucht hat sie in manchem eine Nüancierungskraft erreicht, der gegenüber die Volkssprache blaſs erscheint. Familiären Sprachgebrauch gibt es in allen Teilen der Bevölkerung; daher ist innerhalb der einzelnen Schichtensprachen sorgfältig zu scheiden zwischen gehobener und familiärer Rede, usw. Besonders enge Beziehungen bestehen wiederum zwischen den Berufsterminologien der Handwerker und dem Volkslatein. Sehr fein macht L. darauf aufmerksam, daſs Vitruv viele diminutivisch gebildete Fachausdrücke verwendet, so *buccula*, *modiolus* (vgl. franz. *moyeu*), *torulus*, *verticula*, usw.; diese Neigung ist ja in der Volkssprache sehr ausgeprägt. Den Berufssprachen gegenüber hat sich die klassische Schriftsprache nicht unähnlich verhalten wie das Französische im 17. Jahrh. Dieses war zwar noch exklusiver und hat alle Spezialterminologien, auch die der höheren Berufe, ausgeschlossen, bis es sich ganz konstituiert hatte. Aber die möglichste Beschränkung auf das allgemein Gültige kennzeichnet auch sie. Auf diesem Wege haben es beide Sprachen erreicht, die ganze Skala menschlicher

Gefühle und die grofse Gedankenwelt einer neu aufblühenden Kultur mit größter Feinheit zum Ausdruck zu bringen. Auf diesem Wege ist seit dem Latein erst wieder das Französische des 17. Jahrh. gewandelt.

Aufserordentlich interessant sind hier die Ausführungen L.s über den Gebrauch des Akkusativs statt des Nominativs als Subjektskasus. Er zeigt, wie diese Verschiebung ganz oder fast ganz auf die Feminina beschränkt ist (*filias* statt *filiae*). Doch handelt es sich hier nur scheinbar um einen Ersatz des Nominativs durch den Akkusativ. Vielmehr ist die aus dem Indogermanischen ererbte Endung des Nom. Plur. auf *-ās*, die im Lateinischen zugunsten der analogischen Neubildung auf *-ae* aufgegeben worden ist, in dem italischen Dialekten erhalten geblieben. Daher hat sie sich auch in der ländlichen Umgebung Roms gehalten und ebenso in den untersten Kreisen der städtischen Bevölkerung. Von da aus hat sie sich im spätern Latein der Kaiserzeit stark verbreitet. Für den Romanisten ist diese Linie äufserst bemerkenswert, weil sie unmittelbar zu den galloromanischen Deklinationsverhältnissen führt. Hier werden ja, genau wie in diesen vulgärlateinischen Dokumenten, wohl beim Mask. Nom. und Akkusativ des Plurals auseinandergehalten (*muri*, *muros*; *mur*, *murs*), aber nicht mehr beim Femin. (*rosas*, *rosas*; *roses*, *roses*). Die Erklärung dieser Identität ist also nicht im Galloromanischen zu suchen, sondern sie geht über das Vulgärlateinische und Italische bis ins Indogermanische zurück.

Im Anschlufs an diese Erörterungen gibt L. einige grundsätzliche Betrachtungen zum Begriff Vulgärlatein, dessen nach allen Seiten unscharfe Abgrenzung er hervorhebt. Vor allem weist er sehr schön darauf hin, dafs keine hermetische Wand bestanden hat innerhalb des Latein. Vulgarismen dringen gelegentlich bis zu den vornehmsten Schriftstellern vor; und umgekehrt „ist die verfeinerte Sprache der Führer der Literatur durch mancherlei Kanäle vorgedrungen bis in die tiefsten Schichten der niederen Bevölkerung". Ähnlich wie im Französischen durch irgendwelche besondern Umstände ein Ausdruck aus einer Mundart in die Schriftsprache angeschwemmt wird (vgl. etwa das pikardische *rescapé*, das durch das grofse Bergwerksunglück von Courrières französisch geworden ist), und wie anderseits durch Schule, Militär usw. literarische Ausdrücke in die Provinz getragen werden und manchmal die Mundarten mit der abgelegten Eleganz vergangener Epochen der franz. Schriftsprache geschmückt erscheinen. Mit Recht schliefst sich L. der vorsichtig und weit gehaltenen Definition Niedermanns an, der im Vulgärlatein „die Alltagsrede der den Grofsteil der Bevölkerung des römischen Reiches bildenden sozialen Unterschicht" sieht.

Diesem Kapitel schliefst sich als natürliche Fortsetzung an eine Betrachtung über spätlateinische und romanische Sprachentwicklung. Hier reicht L. endgültig dem Romanisten die Hand. Eine ganze Anzahl lexikalischer und syntaktischer Neuerungen der romanischen Sprachen werden in ihrer lateinischen Verwurzelung aufgewiesen. Wiederum erlebt man es, wie fruchtbar das Zusammenwirken von Latinisten und Romanisten werden kann. Von uns aus werden wir geneigt sein, mehr noch die geo-

graphische Verteilung der betr. Wörter innerhalb der romanischen Länder mit zu betrachten. Wenn z. B. *edere* teils durch *comedere*, teils durch *manducare* ersetzt wird, so stehen diese beiden Verben sicher stilistisch nicht auf der gleichen Stufe. Ich habe schon in den Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung 1931, S. 232, darauf hingewiesen, daſs *comedere* als das weniger vulgäre empfunden werden muſste. Die eben erschienene Leipziger Diss. von K. Beyer bringt dazu die klaren Belege und weist auch darauf hin, wie dieser stilistische Unterschied sich sodann in einen geographischen umsetzt. Hispanien, das so oft auf eine feinere Ausdrucksweise Wert legt, bleibt bei *comedere*, während Gallien und Italien sich für das ursprünglich wohl recht unflätige *manducare* entscheiden. Ähnliche Gesichtspunkte drängen sich bei der ebenfalls von L. behandelten Konkurrenz *humerus* — *spatula* — *pala* auf. Letzteres findet sich in der Bedeutung „Schulterblatt" nur bei dem aus Afrika stammenden Caelius Aurelianus; es lebt heute noch in Sardinien weiter, dessen nahe Beziehungen zu Afrika bekannt sind. Es liegt daher die Vermutung sehr nahe, daſs *pala* ein auf Afrika und seine nächsten Dependenzen beschränkter Terminus gewesen sei. Dies um so mehr als *spatula* in dieser Bed. sich ebenfalls nur auf dem Boden findet, auf dem es heute weiterlebt: es steht bei Gregor von Tours und lebt in Frankreich und Italien in der Bed. „Schulter". Es tritt also unzweifelhaft zu den Differenzierungen des Latein, wie sie L. aufweist, noch die geographische, die weit mehr erforschbar ist, als man gewöhnlich annimmt. Ich meine damit nicht die vom Romanischen aus zu erschlieſsende, sondern eine direkt aus den lateinischen Dokumenten zu belegende und oft durch die romanischen Vertreter bestätigte dialektale Scheidung.

Sehr fesselnd ist sodann wieder das letzte Kapitel „Zur Entstehung der christlichen Latinität". Wenn das Latein zur Kirchensprache geworden ist und als solche dann auch die Kultursprache des Abendlandes bleiben konnte, so verdankt es das zum sehr groſsen Teil der sprachschöpferischen Genialität eines Tertullian. Manches was hier L. über die Wortwahl der christlichen Kirche sagt, ist äuſserst lehrreich. So, wenn er darauf hinweist, daſs *orare* im Latein durch die Konkurrenz von *rogare*, *precari*, *petere* ganz in den Hintergrund gedrängt worden war, daſs ihm deshalb ein etwas archaisierender, feierlicher Unterton innewohnte und daſs gerade dies das Verbum (und das Subst. *oratio*) empfahl als Bezeichnung der sakralen Handlung des Betens. Die von L. befolgten Gesichtspunkte werden bei der Erforschung der älteren Kirchensprache mit wegleitend sein.

Im einzelnen lieſse sich für den Romanisten mancher Faden weiterspinnen, der in dem Buch begonnen wird. Und gelegentlich kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, daſs die ungeheure Belesenheit des Autors vielleicht nach der romanistischen Seite hin am ehesten etwas nachgelassen habe. So sind in der so willkommenen Literaturübersicht über das Vulgärlatein die Versuche der Romanisten, von ihrer Seite her die Probleme aufzuhellen, kaum berücksichtigt. Und doch ist hier schon manches Beachtenswerte geleistet worden, und es wird in nächster Zeit noch mehr zu erwarten sein. Doch nehmen wir deswegen nicht minder dankbar entgegen, was L. uns bietet.

Ich möchte mich von dem Buche nicht trennen, ohne zu sagen, wie wohltuend die Verbindung von exakter, vorsichtiger, auf genauer Kenntnis der Einzelheiten beruhender, ganz aus erster Hand arbeitender Forschung mit dem weitgespannten Blick des Verf. wirkt. Immer wieder sehen wir die Sprache als maſsgebenden Kulturfaktor heraustreten, von den Strömungen der Zeiten getragen und diese selbst mitbestimmend und -formend. Aber kein einziges Urteil wird von L. geäuſsert, wofür nicht gleich die dokumentierte Unterlage mitgegeben würde. Man lese z. B. die lichtvollen und allem Nur-philosophieren ausweichenden Ausführungen über die Gründe, die zum Ersatz des lateinischen Futurums durch die romanischen Bildungen geführt haben. L. sucht nie mehr aus den vorliegenden Tatbeständen herauszupressen, als sie zu geben vermögen, aber er läſst auch selten etwas Wertvolles unbeachtet darin zurück. So zeichnen sich bei ihm die groſsen Zusammenhänge klar und sauber ab, doch so, daſs sie wie ein natürliches Ergebnis aus dem Material selber hervortreten.

W. v. W.

Eduard Wölfflin, Ausgewählte Schriften hsg. von Dr. Gustav Meyer. Mit Vorträgen von Johannes Stroux und Georg Dittmann. Leipzig: Dieterich 1933. XI u. 352 S. mit Titelbild.

Aus dem Geleitwort von Jacob Wackernagel: „Der Gedanke, die kleineren Schriften Eduard Wölfflins in einem Sammelbande zu vereinigen, ist aus den festlichen Tagen des Januar 1931 herausgewachsen, in denen die Münchener Gelehrtenwelt nach Überführung des Thesaurus Linguae Latinae in neue Räume [Maximilianeum] den 100. Geburtstag seines Begründers feierte. Die Worte, die damals zu seinen Ehren gesprochen wurden, legten den Wunsch nahe, der gelehrten Forschung unserer Tage die Hauptwerke näherzubringen, auf denen sein Ruhm und seine Wirkung beruhten, und so die wesentlichen Eigenheiten und die Entwicklung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit anschaulich zu machen." Der Romanist freut sich, zwei berühmte Abhandlungen (III. IV) hier wiederzufinden, deren methodische Bedeutung noch J. Stroux (S. 332) scharf umrissen hat.

Inhalt: I. Livianische Kritik und Livianischer Sprachgebrauch (1864). II. Tacitus (1866/69). III. Bemerkungen über das Vulgärlatein (1874). IV. Lateinische und romanische Komparation (1879). V. Über die Latinität des Afrikaners Cassius Felix (1880). VI. Zur Alliteration (1881). VII. Die Gemination im Lateinischen (1882). Als Anhang zwei Reden zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Ed. Wölfflins: 1. J. Stroux, Ed. Wölfflin und die lateinische Philologie. 2. G. Dittmann, Wölfflin und der Thesaurus Linguae Latinae.

Den redaktionellen Teil betreute liebevoll G. Meyer, Mitredaktor des Thesaurus. Unentbehrlich sind die Wort-, Sach- und Stellenregister.

Alfons Hilka.

Ernst Kieckers, Historische lateinische Grammatik. Mit Berücksichtigung des Vulgärlateins und der romanischen Sprachen. I. Lautlehre.

II. Formenlehre. [Huebers kurze Grammatiken.] München, Hueber, 1930/31. XXIV, 167 S. VIII, 334 S. 8⁰. M. 3,90 u. 8,25.

Diese neue lateinische Grammatik soll nach dem Vorwort des Verf. ein Gegenstück zu seiner bei Göschen erschienenen griech. Grammatik bilden. Sie ist also dazu bestimmt, Studenten als erste Einführung in die historische Betrachtung der lat. Sprache zu dienen. Hierfür scheint sie aus manchen Gründen sehr gut geeignet. Die Darstellung ist im allgemeinen klar und zuverlässig, und das historische Element, zu dessen Belebung starke Heranziehung der italischen Dialekte und insbesondere des Vulgärlateinischen und Romanischen beiträgt, wird mit dem deskriptiven in förderlicher Weise verschmolzen. Vom Standpunkt des Verf. und seiner beweglichen Klage über die Folgen der Boelitzschen Schulreform wird man es sogar billigen, dafs bei der Besprechung der Deklinationen auf die alten Reimregeln der Schulgrammatik zurückgegriffen wird, was sich freilich in der Nachbarschaft von Verweisen auf das Sanskrit und Litauische drollig ausnimmt. — Nicht immer allerdings ist auf den Anfänger Rücksicht genommen; Termini wie Sandhi, Schleifton und das Zeichen ϱ für Renaissance-Hss. begegnen ohne Erläuterung. Wieweit dem Studenten damit gedient ist, dafs auf Zitate aus der Fachliteratur fast durchweg verzichtet wird, scheint mir fraglich. M. E. hätte etwas Raum dafür durch eine geringfügige Verminderung des sprachlichen Belegmaterials gewonnen werden können. An Stelle der allzu ausführlichen und in jeder indog. Grammatik bequem zugänglichen Übersicht über die Gliederung der indog. Sprachen und der genauen Angabe der Entwicklung der einzelnen Laute im Aind. Avest. Apers. Lit. usw. usw. sähe ich gern eine Zusammenstellung der roman. Dialekte; doch das mag ein subjektiver Wunsch sein.

Leider macht sich in verschiedenen Punkten eine gewisse Hast in der Abfassung des Werkes bemerkbar. Hierher rechne ich zahlreiche falsche Quantitätsbezeichnungen, schwerere Druckfehler,[1] gelegentliche stilistische Sorglosigkeiten (s. z. B. den überraschenden Satz I, S. 15, Z. 7ff.) und schliefslich einen so ernsten Schnitzer wie I, S. 140, so als einziges Beispiel für den Wandel von **dhr* zu *br liber* genannt wird (statt etwa *glaber* < **gladhros*), obwohl *dh* und *r* hier nie Kontaktstellung gehabt haben, vielmehr für die Entwicklung der dentalen Media aspirata zu *b* das vorangehende *u* in **londheros* verantwortlich zu machen ist. Von einzelnen Ungenauigkeiten und Irrtümern, wie sie sich in jede Gesamtdarstellung einschleichen, soll nicht die Rede sein.

Der Wissenschaft Neues zu bringen, war, nach dem Vorwort zu schliefsen, nicht K.s Absicht; jedoch wird man von einer Grammatik von ca. 500 Seiten (gegenüber ca. 350 allerdings wesentlich gröfseren des ausführlichen Stolz-Lenmannschen Handbuches) ohne weiteres vielfachen Fortschritt erwarten. Diese Erwartung bestätigt sich nicht: K.s eigene Erklärungen sind sehr vereinzelt und dazu unsicher, so die von *egomet* als **egom-et* (II, S. 120), die an der Bedeutung *ich selbst* vorbeigeht; im all-

---

[1] S. z. B. I, S. 107, Z. 20; ebd. S. 161, Z. 29ff. haben zwei Gruppen von Suffixen in sinnstörender Weise den Platz getauscht; usw.

gemeinen ist er ganz von den gröſseren Darstellungen, insbesondere dem genannten Lenmannschen Buche abhängig. Gerade auf dem Gebiet der Wortbildung aber, dessen energische Durcharbeitung auf philologischer Grundlage das Hauptverdienst Lenmanns bildet, ist bei K. manches unbefriedigend. Auf einen wichtigen Fall, wo längst Bekanntes übergangen wird, hat inzwischen ein Rezensent in der DLZ. hingewiesen; hier sei eine Einzelheit genannt, deren richtige Deutung nicht schwer zu finden war:

II, S. 195 wird das Verbum *lacerare* als Ableitung vom Adjektiv *lacer* bezeichnet. Ist aber schon semasiologisch unwahrscheinlich, daſs ein so anschaulicher Vorgang wie das Zerfleischen durch „in den Zustand *lacer* versetzen" ausgedrückt wird, so zeigt der philologische Befund ganz klar, daſs *lacer* eine verhältnismäſsig junge Rückbildung zu *lacerare* ist, denn es wird vor Lukrez überhaupt nicht, später in der Prosa nur mit allergröſster Zurückhaltung, bei den Dichtern von Ovid an frei gebraucht, während *lacerare* von Plautus an in allen Sprachschichten zuhause ist. *Lacerare* ist demnach als Ableitung eines im Griechischen und Slavischen belegten *s*-Stammes anzusprechen.

Hier und da ist man enttäuscht, alte Erklärungen der Handbücher ohne weiteres übernommen zu sehen, zumal die Kürze des Ausdrucks und der Verzicht auf Anführung von Gegenmeinungen ihnen geradezu den Stempel der Unfehlbarkeit aufdrückt. Das gilt z. B. für die Quantität des ausländischen -*ǎ* im nom. sing. fem. und nom. acc. plur. neutr., die (unter Anerkennung auch anderer Einflüsse) auf das Iambenkürzungsgesetz zurückgeführt wird. Davor ist dringend zu warnen, sehen wir doch die Wirkungen der Iambenkürzung sich vor unsern Augen vollziehn. Die Adverbien *benĕ* und *malĕ*, deren lautliche Schwierigkeit übrigens von K. nicht erwähnt wird, bilden die einzige Formengruppe, wo wir neben der durch Iambenkürzung entstandenen Kürze die ursprüngliche Länge nicht mehr fassen können, und hieran ist zweifellos die syntaktische Besonderheit dieser oft in Komposition erscheinenden Wörter schuld. Dagegen soll nicht nur in z. B. **viā̆* die Länge spurlos geschwunden, sondern das kurze -*ǎ* auch auf z. B. **turbā̆* übergegangen sein und dort die Länge restlos verdrängt haben. Zweifellos wird man den Kräften, die man sich bisher als mitwirkend vorstellte, die entscheidende Einwirkung zusprechen müssen. Die Iambenkürzung läſst sich kaum weit über das 4.—3. Jh. hinaufdatieren; wo nicht neben der Kürze noch die Länge erhalten ist oder durch sichere formelle Zusammengehörigkeit wie die von *benĕ* und *rectē̆* eine besondere Handhabe gegeben ist, dürfte es unzulässig sein, mit ihr zu operieren.

Bedenklich ist mir ferner die übliche Zurückführung des ausl. -*ae* im nom. plur. fem. auf langdiphthongisches *-*ā̆i*. Die Konstruktion dieser Endung, die durch Anfügung von *i* an den Stammauslaut -*ā* zustande gekommen sein soll, in (später) Analogie zur Maskulinendung -*oi*, die sich aus stammausl. -*o* und *i* zusammensetzt, scheint mir ausgesprochen papieren. Das Natürliche ist, daſs dem Verhältnis des Dativs (-*ois* = -*ais*) entsprechend zu -*oi* ein -*ā̆i* gebildet wurde, dessen lautgesetzliches Absinken zu -*i* Einflüsse innerhalb des Paradigmas aufhielten.

Diese Bemerkungen sind nicht dazu bestimmt, Zweifel an der Brauchbarkeit des K.schen Werkes aufkommen zu lassen. Wir besitzen in ihm einen geschickt angelegten Leitfaden für Studierende, dessen besonderes Verdienst darin besteht, daſs durch die Berücksichtigung des Vulgärlateins und der roman. Sprachen dem Altphilologen die vielfach vermiſste Brücke zum Romanischen geschlagen wird, während der Romanist über die Vorgeschichte der ihn beschäftigenden Sprachen knappe und klare Auskunft erhält. Auf die praktischen Tabellen der Formenlehre, die bequemen Überblick über die Bestände des Romanischen verschaffen, sei noch ausdrücklich hingewiesen. OTTO SKUTSCH.

Die romanischen Sprachen im allgemeinen.

E. Eggenschwiler, Die Namen der Fledermaus auf dem französischen und italienischen Sprachgebiet. Mit 19 sprachgeographischen Karten. Leipziger romanistische Studien, hsg. von W. v. Wartburg. I. Sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 4. Leipzig 1934. 299 S.

Wenn grundsätzliche Betrachtungen in letzter Zeit die Möglichkeit der Onomasiologie auf ein bestimmtes Feld eingeengt und ihre sprachgeschichtliche Bedeutsamkeit in Zweifel gezogen haben,[1] so bleibt ohne Frage die Benennung der Fledermaus eines der dankbarsten Themen, die sich von ihr aus entwickeln lassen. Die Fledermaus erfüllt alle zu leichter Bezeichnungsveränderung nötigen Vorbedingungen: ihr Aussehen als flatterndes Säugetier, sowie die abendliche Zeit und nervöse Art ihres Fluges regen zu vergleichenden Bildern ganz verschiedener Art an; die Festigkeit der traditionellen Benennung ist dadurch geschwächt, daſs das Tier im ökonomischen Zweckdenken des bäuerlichen Lebens keine Rolle spielt und daher Uneinheitlichkeit oder Veränderung der Bezeichnung nicht als so störend empfunden werden; die Lust zur Umbenennung wird noch dadurch gefördert, daſs von den aus einem bildlichen Vergleich entstandenen, meist zweigliedrigen Bezeichnungen leicht ein Element durch phonetische oder lexikologische Verschiebungen seine Anschaulichkeit verliert.

Die verschiedenen „Namen" der Fledermaus untersucht nun die Bezeichnungslehre von zwei Voraussetzungen her: 1. daſs überall, wo das Tier existiert und sprachlich bezeichnet wird, die Mundartensprecher den Begriff „Fledermaus" in der gleichen Weise wie wir umgrenzen und von den in unserem Sprachempfinden gegebenen Nachbarbegriffen abheben.[2]

---

[1] Vgl. J. Trier in „*Germanische Philologie*" (Behaghel Festschrift 1934), S. 178ff.

[2] D. h. gewissermaſsen, der Sprachgebung der verschiedenen Dialekte die systematische Auffassung des Zoologen zugrundelegen. Aber schon mit der Bezeichnung *Fleder-maus* ordnen wir ja die Erscheinung ganz bestimmten Zusammenhängen zu; die Annahme bestimmter Nachbarbegriffe gerät völlig ins Schwanken, wenn wir die Fledermaus in Frankreich und Italien zuweilen durch Ableitungen von TINEA = *Schorf* oder als *spiritillo* bezeichnet finden. Bezeichnungsveränderung ist ja nicht „Namen"-änderung, sondern Eingliederung in eine andere Vorstellungswelt, in ein anderes

2. Daſs die Sprecher jeweils nur über eine feste (aus besonderen Gründen allenfalls über zwei oder drei „gleichbedeutende") Benennungen verfügen, daſs also eine Benennungsvariierung durch „Trabantenwörter"[1] nicht besteht oder die Kernbenennung der „Normalsprache" (v. Wartburg, S. 17) noch nicht angetastet hat. Die methodischen Schwächen der auf dem Boden dieser Voraussetzungen stehenden bisherigen Onomasiologie zeigen sich denn auch zuweilen in der vorliegenden Arbeit; wenn z. B. *crapaud volant* und *bo volant* zuweilen Fledermaus und Nachtschwalbe bezeichnen, so gibt uns der Verf. eine ausführliche Erklärung der Ähnlichkeiten zwischen Kröte, Nachtschwalbe und Fledermaus, welche „Auge und Phantasie des Volkes" gewiſs erkannt hätten, und stellt eine Entwicklung *crapaud*-Kröte > *crapaud volant*-Nachtschwalbe > *crapaud volant*-Fledermaus auf (S. 33, 205). Das zeigt zwar, wie beide für uns verschiedenen Tiere die gleiche Benennung führen können, nicht aber, warum sie von den Sprechern nicht (nicht mehr?) unterschieden werden (ähnlich S. 117 *tagliafaccia*-Libelle, Fledermaus, 120 *facciommo*-Nachteule, Fledermaus, 129 *rendonella*-Schwalbe, Fledermaus, dasselbe 136, 173, 31, 142 *ortolan*-Maulwurfsgrille, Fledermaus, 84, 218 div. Einzelbenennungen, 219 *cucozzulu*-Fledermaus, Taubenschwanz). Die Frage nach der Benennungsvariierung hätte hie und da auftauchen können[2], wenn auch das der Arbeit zum gröſsten Teil zugrundeliegende Atlasmaterial (ALF, AIS) von dem Nebeneinander verschiedener Ausdrücke natürlich kein deutliches Bild geben kann: bei der Konfrontierung der Aufnahmen des ALF und Bruneaus (Karte 2), an Hand von M. L. Wagners sehr differenzierten Aufnahmen für Sardinien, die der Verf. benutzen konnte, und auf Grund seiner eigenen Erhebungen in über 200 Ortschaften des schweizer-italienischen Grenzgebiets.

Das sprachgeographische Bild, das der Verf. mit groſser Sorgfalt in der geographischen Umgrenzung der einzelnen Bezeichnungen und der Aufdeckung ihrer etymologischen Zusammenhänge herausarbeitet, zeigt — das hätte hervorgehoben werden sollen — eine relativ schroffe Trennung zwischen den italienischen und den galloromanischen (einschl. galloitalienischen) Mundarten; in den ersteren tritt das Bezeichnungselement „Abend" (*vespertilio*[*ne*], *nottola*, *nykterid*[*ul*]*a*), in den letzteren

lexikographisches Bedeutungssystem (vgl. L. Weisgerber, WS. XVI, 1934, S. 99, 109). Die Problematik der Onomasiologie lieſse sich in einem Satz darstellen: ein Substantiv *bezeichnet* zwar Gegenstände, d. h. es *weist* auf Gegenstände *hin*, es *bedeutet* aber Eigenschaften, und zwar jedes einen stets in Wandlung begriffenen Komplex von Eigenschaften. Jedes „Bezeichnen" ist daher „ein Schildern, ein Schaffen von und Schalten mit Bedeutungen" (*VKR* VI, 311).

[1] Vgl. W. v. Wartburg, in *Verh. Sächs. Ak. Wiss.*, *Phil.-hist. Kl.*, 83, 1931, Heft 1, S. 22.

[2] Vgl. S. 38: „Beide Wörter treten oft am gleichen Ort auf, besonders im Dep. Haute-Saône, wo gewöhnlich die Verschiedenheit des Wortes eine gröſsere oder kleinere Art des Tieres bezeichnet." S. 121: „Vielleicht haben beide Wörter, *vespertilio* und *noctua*, noch in römischer oder dann in frühitalienischer Zeit nebeneinander bestanden und gröſsere oder kleinere Arten der Fledermaus bezeichnet." Über Koexistenz verschiedener regionaler Bezeichnungen S. 39, 268.

die Vergleichsbezeichnung „Maus" (*chauve souris, rata penada, ratvolant* . . .) in den Vordergrund; nur in wenigen Fällen treten auch in Italien (vor allem im Süden) Bildungen mit *sorcio, topo, rata* auf. Um diese onomasiologisch und sprachgeographisch gleich interessante Trennung in ihrem geschichtlichen Ursprung verstehen zu können, müſsten uns die „lateinischen Bezeichnungen" (S. 7f.) und die Darstellungen der antiken Naturbeschreibung vollständiger bereitstehen; vielleicht hätte schon die Auswertung des Thesaurus-Materials zeigen können, ob *vespertilio* (REW 9275) wirklich die einzige aus lateinischer Zeit in die romanischen Sprachen übernommene Bezeichnung (die *calves sorices* und *calva suricis* der Reichenauer Glossen sind doch wohl sekundäre Bildungen) ist[1], oder ob schon damals „Trabantenwörter" existierten, auf denen die romanischen Formen beruhen.[2]

Eine endlose Fülle von volksetymologischen oder lautmalenden Umbildungen, mannigfache Suffixänderungen und Lautassimilationen und -dissimilationen haben das geographische Bild und die Erklärung der Formen sehr kompliziert; durch dieses z. T. wenig durchsichtige Material bahnt uns nun Eggenschwilers Untersuchung den Weg; fast immer darf man seinen Erklärungen folgen, wenn auch hier und da Zweifel bestehen können, ob nicht etwa für das französische Gebiet Sainéans volksetymologischen Deutungen zu vertrauensvoll gefolgt, auf italienischem Gebiet die Rückführung verschiedenster Formen auf einen gemeinsamen Ursprung zu weit geführt wurde.[3] Wir folgen kurz seiner Darstellung: Die vier schon afrz. bestehenden Formen *chauve-souris, chausouris, souris-chauve, chaude-souris* beherrschen die westliche Hälfte des französischen Sprachgebiets, das durch eine von NO nach SW laufende Grenzlinie in zwei nahezu gleiche Teile zerlegt wird; das adjektivische Element wurde nicht immer verstanden und unterlag darum weitgehenden Veränderungen: *kosuri, katsuri* (*chat, chatte*), *kœtsuri* (*queue*), *koksuri* (*coq*), *kroksuri* (*accrocher*); wo *souris*-Maus nicht heimisch ist, wird auch das substantivische Element leichter variiert (*šovisri* . . .). Natürlich wird man versuchen, da alle diese Wörter lautlich und geographisch einander nahestehen, sie auf einen gemeinsamen Typus zurückzuführen. Die Meinung des Verf., daſs „sie alle auf den gemeinsamen Typus *šovsuri* (calvam soricem) zurückgehen müssen" (14), die zu einer unwahrscheinlichen Genealogie führt (*chauvesouris* > *chauvsouris* > *chaufsouris* > *chausouris*; *chaussouris* > *chaudesouris* > *souris-chaude*, S. 16f.), dürfte aber kaum die richtige Lösung treffen. Man sieht schwer ein, warum mundartliches *chaude-souris* mit der entspr. afrz. Form „nichts gemein" haben, sondern erst durch den

[1] Für *noctua* meint der Verf. (S. 8), daſs ihre Einreihung unter die Vierfüſsler bei Polemius Silvius noch nicht für die Bezeichnung der Fledermaus spreche (S. 120, 261), daſs die Verbreitung von *nottola* aber darauf hinweise, daſs es wohl schon in lateinischer Zeit mit *vespertilio* in Konkurrenz getreten ist.

[2] Hier bleibt also fraglich, wann wir von „romanischem Ursprung" (62), „romanischen Bildungen" (173, 253) sprechen können.

[3] Allzu konstruiert ist die Herleitung von *sourisvolante* < *bovolant* + *souris-chaude* (S. 47, 267), die von *uccellosorcio* < *uccello della notte* < *nottola* (134—136).

Einfluſs von *chauve-souris* neu entstanden, warum *chaud* < *chauve* hergeleitet wird, wenn in der Schriftsprache *chauve* seit Ende des 13. Jahrh. ein im 14. Jahrh. verschwundenes *chauf* ablöst, warum wir *suriso* < *surišó* bei zugrundeliegendem lat. Maskulinum sorex aus *souris-chaude* durch Maskulinisierung (24) erklären müssen. Und ist es nicht wahrscheinlicher, anstatt das männl. Geschlecht von pikardischem *ko-*, *ka-*, *kot-*, *katsuri* „volksetymologischer Anlehnung" (< *chauve souris*) zuzuschreiben (32), umgekehrt die schon in diesen Formen enthaltene volksetymologische Umbildung auf ein männliches *chausouris* zurückzuführen? Hier gilt es die drei zugrundeliegenden Erscheinungen (lat. sorex m. > frz. *souris* f., *chauve-chaude*, Stellung des Adjektivs) klar zu unterscheiden, in der Erklärung aber möglichst miteinander zu verknüpfen. Uns scheint zugrundezuliegen ein *chausouris* m. (evtl. *souris-chau*), wobei zunächst unklar bleibt, ob im ersten Element ein *chauf*, *chaud* oder ein drittes, unbekanntes Wort steckt; vom Norden her scheint sich dann z. T. feminines *souris* durchgesetzt zu haben (vgl. S. 15, 25), mit ihm auch die feminine Form des Adjektivs.[1] Dabei müssen drei Fragen zunächst offen bleiben: hat man aus einem verschiedene Interpretationen zulassenden *chau* einerseits *chaude*, andererseits *chauve* gebildet, oder geht *chaude* wirklich auf *chauve* zurück? Ist die Stellung des Adjektivs ursprünglich frei gewesen oder ist seine Vor- oder Nachstellung primär? Ist der Geschlechtswandel aus Anlehnung an weibl. *brebis*, *perdrix*, *fourmi* (25, nach Cohn) zu erklären? Hier stehen wir an einem Punkt, an dem der Faden der Untersuchung zu kurz abgeschnitten ist und wo uns die Beschränkung auf das französische Material die Antwort auf die Fragen versagt. „Die Frage, ob die Anschauung der CALVA SOREX auf eine germanische Anschauung zurückgeht oder ob sie spontan in Frankreich aufgekommen ist, läſst sich mit dem gegebenen Material nicht beantworten. Immerhin sei darauf hingewiesen, daſs der Norden oder Nordosten Frankreichs . . . die Heimat von *chauve-souris* ist" (10f.). Für zwei der oben gestellten Fragen lieſse sich diese Vermutung besser stützen als der Verf. glaubt: die Voranstellung des Adj. und das weibliche Geschlecht von „Maus" im Deutschen erinnert uns daran, daſs Meillet kürzlich für ganz ähnliche Entwicklungen im Französischen (flos m. > *fleur* f., Stellung *ci-gît Pierre*) Einfluſs aus der Zeit der germanisch-romanischen Zweisprachigkeit Frankreichs angenommen hat.[2] In diesem Fall läge die Annahme ursprünglich männlichen Geschlechts von *souris* (aus lateinischer Tradition), das dann durch germanischen Einfluſs weiblich wurde, und der Voranstellung des Adj. nahe. Für die Nachstellung des Adjektivs in mundartlichen Formen wäre dann eine Entwicklung anzunehmen, wie sie Meillet in anderen Fällen auch für die französische Schriftsprache ansetzt: „Quand le bilinguisme a pris fin, la tendance romane à fixer l'ordre des mots a pris le

---

[1] Über den Geschlechtswandel der ital. Form *nottola* > *nottolo* vgl. S. 126, 138f., 254; sie wird (S. 146) „einem kräftig wirkenden Einfluſs (*uccello*)" zugeschrieben.

[2] *Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres* 1931, 36f.

dessus".[1] Was aber in *chau* steckt, das könnte uns nur ein Blick auf die germanischen (speziell fränkischen) Bezeichnungen der Fledermaus zeigen; haben wir hier Benennungen, in denen die Bedeutung 'kahl' oder 'heiſs' oder auch nur ein lautlich *chau* ähnliches Wort oder Wortelement eine Rolle spielt? Der Nachweis wäre interessant und könnte den Erklärungen in Eggenschwilers erstem Kapitel eine andere Richtung geben.[2]

Die östlich der *chau(ve)souris*-Hälfte Frankreichs üblichen Bezeichnungen geben natürlich ähnliche Probleme auf, da auch hier keine Reste der „offiziellen" lat. Benennung existieren. Es ist kaum abzusehen, welche historischen Bedingungen die beiden hier herrschenden Typen *ratapenada* südlich etwa von Grenoble-Lyon, *rat(a)-vol* + Suffix nördlich davon geschaffen und verbreitet haben. *Ratapenada* (gefiederte Maus?) findet sich an der Mittelmeerküste vom italienischen Grenzgebiet bis in den Süden des katalanischen Sprachraums; die geographische Lagerung von *ratapena* (*rata* + appositionelles *penna, rat a penna*?) und *ratopleno* (volle Maus, Maus mit ausgebreiteten Flügeln?) machen ihre Herkunft von *ratapennata* wahrscheinlich. Beachtenswert sind die vielerlei Suffixwandlungen des auch in Piemont verbreiteten Typus *ratavol* . . . (*-volät, -volaž, -vulis, -voləra, -voloyra* etc.), dessen Gebiet in Frankreich durch eine breite *šovisri*-Zone getrennt ist, andererseits mit verwandtem *surivolät* einen Fühler bis in die Pikardie ausstreckt.

Mit den italienischen Mundarten sind die französischen nicht durch die Haupttypen, sondern durch eine Reihe vereinzelt auftretender Formen verbunden: die „halb Maus halb Vogel"-Formen im SW Frankreichs (ALF 657), Norditalien, Istrien und Kalabrien; die „Nachtmaus" in der Gaskogne (ALF 674) sowie zwischen Rom und Neapel; die in beiden Ländern wiederkehrende Benennung nach dem für schädlich gehaltenen Urin des Tieres (*pissaratta* S. 55, *piskurik* 119), sowie die aus TINEA = *Schorf, Grind* abgeleitete Benennung in den Hautes-Pyrénées und im Mailändischen, die auf ähnliche schädliche Wirkungen der Fledermaus anspielen soll. Über diese und ähnlich verstreute Typen hätte man gern eine Übersicht gesehen.

Im übrigen herrschen in Italien die erwähnten Grundformen: NYKTERID(UL)A griechischen Ursprungs in Kalabrien, Apulien, Sizilien; augmentatives VESPERTILIONE im Neapolitianischen, NOTTOLA im Gebiet des Kirchenstaates von 1860 und im Venetisch-Friaulischen, VESPERTILIO in der Toskana (it. *pipistrello*), Emilia und Süd- und Westvenetien. Doch hier hat — von dem durch *notte* gestützten *nottola* abgesehen — die

---

[1] Zur „dégermanisation du français" vgl. C. de Boer, *Introduction à l'étude de la syntaxe du français* (1933), S. 71; zur Voranstellung des Adjektivs vgl. die nahe der deutschen Sprachgrenze auftretenden Formen *voläret* (volante ratte), S. 49.

[2] Ob Meillet mit Recht ähnlichen Einfluſs für die Entwicklung von homo zum unbestimmten Pronomen 'man' vermutet? Rita Schlaepfer schneidet in einer Arbeit („*Die Ausdrucksformen für 'man' im Italienischen*", Zürich 1933), die bei aller Sorgfalt die Unmöglichkeit einer syntaktischen Bezeichnungslehre und einer syntaktischen Sprachgeographie an Hand des Atlantenmaterials zeigt, diese Frage leider auch nicht an.

Arbeit der Klang- und Bedeutungsphantasie fast alle Spuren der ursprünglichen Bedeutung und jeden umfassenden sprachgeographischen Zusammenhang zerstört, seitdem das Griechische im Süden zurückwich und im übrigen Italien *vesper* hinter *sera* zurückgetreten ist. Oft ist der Wortrhythmus der einzige und letzte Zeuge einer alten Verwandtschaft.[1] Wenn man annehmen darf, daſs dieser Prozeſs der Differenzierung schon zu lateinischer Zeit eingesetzt hat und VESPERTILIO die Expansionskraft nahm, läſst sich vielleicht verstehen, warum die auſseritalischen Gebiete der Romania (auch Sardinien, S. 193, und Korsika, S. 229) bei der Benennung der Fledermaus eigene Wege gingen und anschaulichere Bezeichnungen z. T. vorrömischen oder auſserromanischen[2] Ursprungs an seine Stelle setzten. Jedenfalls scheint uns die Annahme, daſs an die Stelle dreier alter Bezeichnungen (*vespertilio*, *noctua*, *nykteris*) ein Reichtum moderner Benennungen getreten sei, eher das Resultat unserer infolge Mangels an historischem Material ungenügenden Übersicht, und die Meinung, „die alten keltischen und germanischen Sprachen haben keine — erkennbare — Spur hinterlassen" (261) verfrüht, solange nicht vergleichende Studien vorliegen.

[1] „Ohne Sprachgeographie würden Wörter wie *travagliola*, *tovagliola*, *spinnul*, *spiritillo* etymologisch kaum erkennbar sein. Aber auch die Sprachgeographie läſst im Falle VESPERTILIO — (VE)SPERTILIONE noch manche Schwierigkeit ungelöst, da die historische Betrachtung nur mangelhaft mitwirken kann" (S. 114, vgl. S. 266).

[2] Eine Fortsetzung der serbo-kroatischen Fledermausbezeichnung in der kroatisch-dalmatischen, dieser letzteren in istrischem *mezzosorcio-mezzuccello* wird S. 155f. angenommen.

HARRI MEIER.

Von den Erzählern neben und nach Chrestien de Troyes.

II. Wieder in der Champagne.

Wenn man irgendwo erwarten kann, auf direkte Spuren von Chrestiens Wirkung zu stofsen, so ist es natürlich in seiner Heimat, der Champagne. Hier sehen wir in der Tat die ersten Fortsetzungen zu seinen unvollendeten Dichtungen entstehen, und später, wenn wir nicht irren, begegnet uns auch der Fall, dafs ein von ihm behandeltes Thema von anderer Seite wieder aufgenommen wird. Hingegen sind selbständige Neudichtungen im Stil des höfischen Romans auch hier noch keine geläufige Erscheinung, und an neue Artuserzählungen wagt sich überhaupt niemand heran. Zuerst sind es also die von Chrestien nicht abgeschlossenen Dichtungen, der *Karrenritter* und der *Gralroman*, die Ergänzungen erhalten, und man begreift, dafs es in der Champagne geschieht; denn hier werden die zur Herausgabe noch nicht geeigneten Entwürfe irgendwo gelegen haben.

1. Als erster Chrestienfortsetzer meldet sich ein Geistlicher, Godefroi de Lagny, der den unvollendeten *Karrenritter* in etwa tausend Versen zum Abschlufs bringt,[1] und zwar, wie er versichert, mit der Zustimmung des Dichters:

Godefroiz de Leigni, li clers,
A parfinee la Charete:
Mais nus hon blasme ne l'en mete
Se sor Chrestiien a ovré:
Car ç'a il fet par le buen gré
Chrestiien qui la comança.

Die Bezeichnung *de Leigni* ist vieldeutig, vielleicht ist man aber im Recht, wenn man an die Stadt Lagny an der Marne in der Landschaft Brie, südwestlich von Meaux, denkt, wo die Grafen von Champagne Herbergerecht hatten. Man darf vermuten, dafs Godefroi gleichfalls im gräflichen Dienst stand und sich so mit Chrestien befreundet hatte. Warum dieser seinen Lancelotroman nicht selber beendete, können wir nicht sagen. Von Mifsmut und Unlust zeigt sich nirgends eine Spur. Glaubhafter scheint es, dafs die von ihm übernommenen neuen Arbeiten und Verpflichtungen, *Löwenritter*

[1] Ausg. von W. Foerster, Christians von Troyes sämtliche Werke IV (1899).

und *Gralroman*, ihn gezwungen hatten, seinen *Karrenritter* vorläufig beiseite zu legen, und daſs nun plötzlich die Scheidestunde kam, bevor er für den Schluſs hatte sorgen können. In der Sorge um das so weit geförderte Werk mag er mit Godefroi darüber gesprochen haben, was sich machen lieſse, während er offenbar für den erst begonnenen *Gralroman* eine ähnliche Lösung nicht für möglich hielt. Jedenfalls geht aus Godefrois Worten nicht hervor, daſs Chrestien noch am Leben war und ihm fortlaufende Weisungen hätte erteilen können, als er die Fortsetzung zum Karrenritter schrieb.

Seinen Anteil kennzeichnet Godefroi de Lagny mit den Worten:

Tant an a fet des là an ça
Ou Lanceloz fu anmurez,
Tant com li contes est durez.
Tant an a fet: n'i vost plus metre
Ne mains, por le conte malmetre.

Der Sinn der Stelle ist, daſs Godefrois Beitrag da beginnt, wo Lancelot eingemauert wurde, und bis dahin reicht, wo die Erzählung endet. Es fragt sich nur, ob man dies so verstehen soll, daſs schon das Einmauern und, wenn man will, auch die Vorbereitung dazu, etwa von Vers 6077 an, ein Stück der Fortsetzung ist, oder ob wir Lancelots Rückkehr von dem Damenturnier und den Turmbau noch Chrestien zuzuschreiben haben, so daſs wir erst bei Vers 6167 sicher wären, Godefrois Vortrag zu hören. Sprachliche Züge, wie *fet* (sagt er) und nicht *fet se*, wie Godefroi mit Vorliebe sagt, sind nicht unbedingt beweiskräftig.

Man hat die Vermutung ausgesprochen, daſs dem Fortsetzer hinterlassene Aufzeichnungen von Chrestien vorlagen, mit denen er sich behalf. Das klingt sehr schön; aber was sollte in diesen Notizen denn gestanden haben? Brauchte Godefroi fremde Eingebung, um einzusehen, daſs zur Befreiung Lancelots ein Werkzeug zu beschaffen wäre oder daſs der Befreite nach seiner langen Haft einer Erholung bedürftig sein würde? Sobald man versucht, sich den möglichen Inhalt jener Aufzeichnungen konkret vorzustellen, erkennt man die Verfänglichkeit und Brüchigkeit des Einfalls; denn es handelt sich doch nur darum, daſs Meleagant sich seines Triumphs sicher glaubt, während ihm in seiner Schwester eine Gegenspielerin ersteht: sie erbarmt sich Lancelots, geht ihn suchen und befreit ihn, so daſs er sich zum Schluſskampf stellen kann. Soviel läſst sich in einer Minute sagen und in einer günstigen Stunde auch ohne sonderliche Anstrengung ausdenken.

Manche Kritiker waren der Meinung, daſs man ohne den Wink, den uns Godefroi in seinem Schluſswort gibt, den Wechsel in der Person des Erzählers kaum merken würde. Es kann sein; doch bewiese es nur, daſs sich zwei nach Heimat und Bildung nahestehende Zeitgenossen in ihrer Ausdrucksweise nicht auffällig unterscheiden. An sich ist ja der Leser oder Hörer vor allem auf den Fortgang der

Handlung gespannt und achtet nur nebenbei auf den Vortrag; und offenbar stellen wir uns beim Übergang von einer Schallkurve zur anderen unwillkürlich um, ohne es gewahr zu werden. Sind wir aber gewarnt oder hegen wir von selber Verdacht, so werden wir bei angemessener Aufmerksamkeit wohl in den meisten Fällen auf hinreichende Anzeichen und Beweisstücke stoſsen, die uns auf die richtige Spur leiten, sei es sprachliche, für deren Feststellung wir ausgebildete Methoden besitzen, sei es kompositionelle, die sich nur einem verständnisvollen Sicheinleben in die Dichtung und einer scharfen Prüfung ihres Gefüges offenbaren.

Sprachlich sind wohl am auffälligsten die mundartfremden Reime wie die Bindung von *rovai* (Perf.) mit *trové* (Part.) oder die der Imperfekta *celot, chancelot* mit *Lancelot*. Von Chrestien abweichend wird 1. Pers. Präs. Ind. *atire, peüst* statt *poïst* und *grondre* gebraucht, *chie(f)* mit *chacié* gereimt und *li plus bien ensaigniez* im Superlativ gesagt. Zahlreich sind im Vergleich zum Umfang des zugedichteten Stückes die Eigentümlichkeiten des Wortschatzes, z. B. *atirier, boceiier, buiron, consance, dedanz* (binnen dieser Frist), *desansaignier, anprisonne et anlace, antassé de, fait se, forceiier, ganche, menoiier, plus poinz giter* (beim Würfeln mehr Augen werfen), *prez* (praestitum), *rassansé* (zur Vernunft zurückgekehrt), *roigneus, tuiaus, vanité* (Schwächezustand), *vant ne voie* (Witterung und Spur). Kennzeichnende Redewendungen sind etwa: *ains que florissent seü, ains qu'il manjust des dans*. Und als Besonderheit des Stils wäre auch das überflüssige Sicheinmischen des Erzählers in eigener Person zu erwähnen, z. B. *mais de ma part vos di je tant* (6412; vgl. 6430. 6730. 6824s. und 6264).

Wichtiger ist die sachliche Seite des Inhalts; und diese ist damit nicht abgetan, daſs der Roman die vorgeschriebene Länge bereits überschritten hatte und möglichst rasch beendet werden muſste. Niemals hätte der Dichter selbst, für den doch das organische Gefüge seiner Erzählung ein inneres Erlebnis ist, alle Fäden kurzerhand fallen lassen, um sich auf eine Situation zu beschränken, aus der die ganze Schluſshandlung sich automatisch entwickelt, während sie mit der Haupthandlung nur durch ein einziges Gelenkband zusammengehalten wird. Die Schluſsabrechnung zwischen Lancelot und Meleagant ist noch fällig, aber Meleagant hat Lancelot in seine Gewalt gebracht und kann mit ihm spielen wie die Katze mit der Maus. Wer wird Lancelot befreien? Die Antwort, die Godefroi gefunden hat, ist: Meleagants eigene Schwester. Wie erfährt sie Lancelots Lage? Durch die Ruhmredereien ihres Bruders und durch ihres Vaters miſsbilligende Äuſserungen dazu. Wie aber findet sie Lancelot? Sie geht so lange, bis sie an den Turm kommt. Und wie befreit sie ihn? Sie verschafft sich „irgendwo" eine Picke. Und was hat sie davon? Nichts. Man wende nicht ein, es sei der Dank für eine früher erwiesene Gefälligkeit; denn Meleagants Schwester ist die Demoiselle à la mule des ersten Teils. Wenn dies in der ursprünglichen Absicht

des Dichters lag und sich hier sein Gedanke planmäſsig ausgewirkt hätte, so müſsten wir jetzt erfahren, warum die junge Dame seinerzeit so erbarmungslos auf der Enthauptung des besiegten Ritters bestand. Das ist nicht der Fall, weil der organische Zusammenhang zwischen der Urkonzeption des Dichters und der geschickten, aber nur ausgedachten Konstruktion des Fortsetzers fehlt.

Godefrois Leistung ist nicht zu verachten; sie bringt eine befriedigende, in sich geschlossene und glatt verlaufende Lösung der verwickelten Romanfabel. Aber daran erkennt man den Nachdichter und Fortsetzer, daſs ihm die allesbezwingende geniale Eingebung versagt blieb. Leichten Herzens und vielleicht im Glauben es Chrestien nachzumachen, setzt er sich über die innere Unwahrscheinlichkeit hinweg, die doch mit Händen zu greifen ist, wenn die Königstochter auf gut Glück fortreitet, bis sie ihr Weg unmittelbar zum Turm am Meeresstrande führt und ihr hier das Herz sofort sagt, daſs sie am richtigen Ziel sei, oder wenn sie im Handumdrehen eine Spitzhacke sich verschafft, wo weit und breit keine menschliche Wohnung ist, oder wenn Lancelots Ausbruch von den Leuten, die ihm Nahrung und Trunk zustellen muſsten, nicht bemerkt und nicht weitergemeldet wird, usw. usw. Nicht im Sinne Chrestiens ist es, wenn die Hofresidenz nach Bath in Sommerset verlegt wird, und auffällig ist, daſs Bademagu hier seinen eigenen Geburtstag feiert (6256). Manches lieſse sich auch über den Ton der Dichtung sagen, z. B. über die schulmeisterliche Abkanzelung Meleagants durch seinen Vater, oder über die etwas unformale Handhabung der gesellschaftlichen Umgangsformen. Aber die Verschiedenheit von Godefrois Erzählungsweise gegenüber der seines Meisters ist wohl hinreichend beleuchtet.

Es wäre vermessen, die schriftstellerische Persönlichkeit eines Menschen auf Grund von tausend Versen, bei denen sich seine Begabung nicht frei entfalten konnte, beurteilen zu wollen. Aber das läſst sich sagen, daſs Godefroi weder die Erfindungsgabe noch die Gestaltungskraft eines Chrestien besaſs, aber doch ehrenwert neben anderen besteht. Seine Sprache, seine Verse und sein Ton sind durchaus brav und von ruhiger Verstandesmäſsigkeit und mit Chrestiens verhaltenem Vorwärtsdrängen nicht zu verwechseln. Aber den Anteil an seinem Ruhm wird man ihm trotz des groſsen Abstands nicht miſsgönnen.

2. Als Chrestienfortsetzer kommt an zweiter Stelle Guiot de Provins in Betracht, wenn er es ist, den Wolfram von Eschenbach mit seinem Kyot dem Provenzalen meint. Die Stadt Provins, nach der er sich benennt, ist die alte Residenz der Grafen von Brie und auch ein beliebter Aufenthalt ihrer Rechtsnachfolger, der Grafen von Champagne, die sich hier ein festes Schloſs gebaut hatten. Sie liegt nördlich der Seine, die die Landschaft Brie nach Süden abgrenzt, an steilem Hügelhang im Tal der Voulzie, auf der Luftlinie zwischen Troyes und Paris nicht ganz in der Mitte. War Meaux die kirchliche Metropole, so hatte Provins doch sein eigenes Leben als Sitz wichtiger

Behörden und bedeutender geistlicher Stiftungen; es besaſs eine berühmte Münze und hatte zwei Jahrmärkte, in der Oberstadt im Mai, in der Unterstadt im September; und neben dem Handel blühte auch das Gewerbe.

Es läſst sich nicht entscheiden, ob Guiot zu einer der Familien gehörte, die den gleichen Beinamen führten und im gräflichen Dienste standen; aber es ist nicht unwahrscheinlich, und wir gehen nicht fehl, wenn wir auch in ihm einen Dienstmann der Grafen sehen. Es liegt kein ernsthafter Grund vor, um aus ihm einen fahrenden Sänger zu machen, der an allen Höfen reihum vorspricht. Die Aufzählung der zahlreichen Gönner, von denen er persönlich beschenkt wurde (*Bible Guiot* 365. 491s.), deutet eher auf Begegnungen, die sich aus seiner Dienststellung bei den Grafen von Champagne und besonders aus seiner zweimaligen Beteiligung an Kreuzfahrten in das heilige Land und nach Syrien zwanglos erklären. Freilich wissen wir nicht, welcher Art seine Stellung war. Die geringe Begeisterung, die er für die ritterliche Betätigung des Templerordens bekundet (l. c. 1698. 1714ss.), läſst vermuten, daſs das Waffenhandwerk nicht eben sein Beruf war. Wir werden eher geistliche Bildung bei ihm voraussetzen, und dafür spricht auch, daſs er in Arles in der Trophimuskirche Vorträge über das Leben der alten Philosophen gehört haben will (70ss.): ob in früher Jugend oder zwischendurch, gibt er nicht näher an.

Was wir von Guiots Lebensumständen wissen, entnehmen wir vornehmlich seiner Altersdichtung, *la Bible Guiot*,[1] jener satirischen Strafpredigt über den Verfall der höheren Stände und vor allem der Geistlichkeit, die er als Kluniazenser verfaſst hat, nachdem er bereits mehr als zwölf Jahre dem Orden angehörte. Indem er sich hier über den allgemeinen Niedergang ausläſst, tut es ihm sichtlich wohl, sich der glänzenderen Zeiten zu erinnern, die er selber erlebt hat; dabei gibt er uns eine lange Liste seiner verstorbenen Gönner, die, richtig gedeutet, uns die wertvollsten Aufschlüsse über seine Lebenszeit und seine menschlichen Beziehungen gibt.

Mit besonderem Hochgefühl gedenkt er (277ss.) des groſsen Hoftags in Mainz, den Kaiser Friedrich Rotbart 1184 zu Pfingsten aus Anlaſs der Schwertleite seiner Söhne mit unvergleichlicher Pracht abhielt, und bei der Guiot, wie Heinrich von Veldecke, als Augenzeuge zugegen war. Andererseits spielt er (777s.) auf das Abenteuer des vierten Kreuzzugs an, das 1204 zu dem Überfall auf Konstantinopel führte; und da keiner der erwähnten Gönner viel nach 1205 verstorben zu sein scheint, haben wir eine brauchbare Unterlage

1 Ältere Ausgaben v. Barbazan u. Méon, *Fabliaux et Contes* II, 307ss. Wolfart bei San-Marte, *Parzival-Studien* I, mit Übersetzung und Kommentar. Neue Ausg. v. J. Orr, *Les œuvres de G. de Pr.*, Manchester 1915. Wichtig bleibt die aufschluſsreiche Untersuchung von A. Baudler, *G. de Pr., seine Gönner*, usw. Diss. Halle a. S. 1902. — Vgl. auch Gröber, Grundriſs IIa 703; Ch. V. Langlois, *La vie en France au moyen âge* II, 47ss.

zur Bestimmung seiner Lebenszeit. Wenn wir die aufgezählten Namen überblicken, so sehen wir, daſs Guiots Erinnerungen in wenigen Einzelfällen noch in das Ende der Siebzigerjahre zurückreichen; wir dürfen daher seine Geburt schätzungsweise um 1155 ansetzen. Zweimal muſs er dann im Heiligen Land gewesen sein, das eine Mal vor der Einnahme Jerusalems durch Saladin (1187), da er nach eigener Angabe (1789ss.) die Hospitaliter und ihre Einrichtungen in der Heiligen Stadt selbst gesehen und bewundert hat. Das zweitemal war es wohl im Zusammenhang mit dem dritten Kreuzzug, wie sich aus der Namenliste ergibt.

Nun können wir aber nicht gut annehmen, daſs er die Fahrten auf eigene Rechnung unternommen hat; wir werden vielmehr voraussetzen müssen, daſs er sie im Gefolge seiner Landesherrn, der Grafen von Champagne, ausführte, die erste unter Heinrich I. zwischen Juni 1179 und Februar 1180, die zweite von 1190—97 unter dessen Sohn Heinrich II. Tatsache ist, daſs Heinrich I. die geweihten Stätten in Jerusalem, Hebron, Samaria und Nazareth besuchte. Heinrich II. aber, der erst 1187 groſsjährig wurde, begleitete den König Philipp II. August auf dem dritten Kreuzzug (Sommer 1190); und als die Mehrzahl der französischen Barone heimkehrte, blieb er mit Richard Löwenherz in Syrien und heiratete nach der Ermordung des Markgrafen Konrad von Montferrat (1192) dessen Witwe, die einzige überlebende Tochter Amalrichs I. von Jerusalem († 1173). Damit stellte er sich in die Reihe der Bewerber um die Krone. Als aber 1194 Gui de Lusignan, der verwitwete Gemahl der älteren Schwester, starb, fiel die Wahl nicht auf ihn, sondern auf Guis Bruder Amauri, den König von Zypern. Trotz dieses Fehlschlags seiner Hoffnungen hielt er weiter aus, bis er durch einen bedauerlichen Zufall im Palast zu Akkon aus einem offenstehenden Fenster stürzte und am 12. September 1197, unerwartet früh, den Tod fand.

Um diese Zeit muſs wohl Guiot den Entschluſs gefaſst haben, der Welt zu entsagen. Nach einem viermonatlichen Aufenthalt in Clairvaux, das ihm nicht zusagte, nahm er die schwarze Ordenstracht der Kluniazenser, und er trug sie schon zwölf Jahre, als er seine *Bible* schrieb. Nehmen wir an, er sei bis 1197 mit seinem Herrn in Syrien gewesen, so würde uns das ungefähr in das Jahr 1210 führen. Viel später können wir die Abfassung der Dichtung nicht ansetzen, weil Guiot sonst manchen Namen hätte anführen müssen, den er in seiner Liste nicht erwähnt, da er nur Verstorbene nennt. Es liegt aber kein Grund vor, der eine frühere Datierung notwendig erscheinen lieſse. Man hat sich auf seine Äuſserung über die Laienbrüderschaft der Hospitaliter des h. Antonius berufen: *il n'ont eglise ne chapelle* oder *n'il n'ont moustier, n'il n'ont chapelle* (2033), indem man geltend machte, daſs die Antoniner, die bis dahin der den Benediktinern von Montmajour in Arles gehörigen Pfarrkirche in Didier la Mothe zugeteilt waren, 1209 nach langen Schwierigkeiten den Bau eines eigenen kleinen Oratoriums zugestanden erhielten, unter dem ausdrücklichen

Vorbehalt jedoch der Rechte der Mutterkirche. Bei Guiots Vorhaltungen handelt es sich nun nicht um den Bau dieser Kapelle, der jedenfalls nicht von einem Tag zum anderen vollendet sein konnte, sondern um die geringe Neigung der Antoniner, ihren Verpflichtungen gegen die Antoniuskirche und die Benediktiner von Montmajour nachzukommen: *Saint Antoinne guerroient il ... Ja en s'uevre ne en s'eglise n'en iert une meaille mise* (1953ss. cf. 2076ss.). Diese Spannung dauerte aber noch viele Jahre.[1]

Unhaltbar sind auch die Schlüsse, die man aus dem Hinweis auf Kardinäle aus dem Zisterzienserorden ziehen möchte. Man liest mit den Handschriften: *Et s'en ont fait un cardenal* (1313), und versteht es in dem Sinn: nun hat man sogar aus einem Zisterzienserabt einen Kardinal gemacht! Dies entspricht aber der gegebenen Sachlage in keiner Weise; denn mit Eugen III. (1145—53) war bereits ein Mitglied des Ordens auf dem Stuhl Petri gewesen, und natürlich hatte eine Reihe von anderen daraufhin den Purpur erhalten. Eine geringfügige Änderung macht die Stelle sofort klar und verständlich. Man muſs nämlich lesen, und das Gefüge des Satzes zwingt dazu:

Ne veez vos les blans abbez
Qui porchacent les evesquez?
Et s'en *ent* fait un cardenal,
Ja ne verrez plus desloial:
Toz les autres passent d'envie
Et d'orgueil et de symonie.

D. h. Seht ihr nicht, wie die weiſsen Äbte auf Bistümer aus sind? Und macht man einen von ihnen zum Kardinal, so ist er noch schlimmer als die anderen und übertrifft alle an Miſsgunst (oder Raffgier), Hochmut und simonistischen Umtrieben. Diese Worte zielen offenbar auf Gui de Parai, der 1190 als Abt von Citeaux zum Kardinal erhoben wurde und das Bistum von Palestrina versah, als er 1201 als Legat nach Deutschland geschickt wurde, um die Fürsten und Bischöfe für Otto IV. zu gewinnen. Es gelang ihm auch anfangs. 1204 nahm dann Innozens III. die Uneinigkeit des wahlberechtigten Domkapitels zum Vorwand, um Gui de Parai zum Erzbischof von Reims zu ernennen.[2] Als solcher starb er am 30. Juli 1206. Offenbar sah man ihn in Cluni als simonistischen Eindringling an. Er ist es zweifellos, den Guiot meint; aber seine freimütige Äuſserung wird er nicht gerade zu Lebzeiten des mächtigen Kirchenfürsten niedergeschrieben

---

[1] So versteht es auch Langlois p. 53 oben. Vgl. J. Orr p. 142s.

[2] Das Erzbistum war seit 1202 erledigt durch das Ableben Wilhelms von Champagne, des Bruders Heinrichs I. und Theobalds V. von Blois. Wilhelm war seit 1197 Kardinal und stand bei Philipp August, dessen Onkel er war, in hohem Ansehen. Die Neubesetzung scheiterte an der Rivalität des Domherrn Theobald von Perche und des Bischofs Wilhelm von Beauvais. Vgl. Gallia christiana.

haben, sondern im nachhaltenden Groll, als jedermann um ihn herum die Anspielung noch verstand.[1]

Im übrigen können wir feststellen, daſs Guiots Sympathien nicht eben auf seiten des Welfen und seines englischen Verbündeten standen (vgl. 173ss.). Wenn er aber an einer anderen Stelle bedauert, daſs die Welt nicht gegen Rom marschiert statt gegen die Griechen, wie es im vierten Kreuzzug geschehen war (776s.), so ist unter dem Pontifikat Innozens III. kaum ein Jahr, wo der Gedanke nicht hätte ausgesprochen werden können, denn fast immer war Zwist und Hochspannung da. Naheliegend war er auch wieder um 1210, als der Papst sich mit Otto IV. nach dessen Kaiserkrönung (1209) überworfen hatte und nun Friedrich von Schwaben, den jungen König von Sizilien, gegen ihn ausspielte und damit einen neuen Weltbrand entfachte. Man möchte aber annehmen, daſs es vor der Aussöhnung Philipps II. August mit dem Papst (1213) und vor der Schlacht bei Bouvines (1214) war, die die politische Konstellation in Europa mit einem Schlag änderte.

Alles in allem darf man wohl einstweilen als feststehend gelten lassen, daſs die Achziger- und Neunzigerjahre für Guiot die Zeit der Mannesreife bedeuten. Er war also um ein bedeutendes jünger als Chrestien de Troyes, den er indessen noch gesehen und wahrscheinlich auch gehört haben dürfte. Im Alter gingen ihm wohl auch Gautier von Arras und Godefroi de Lagni voraus, deren Wirken beim ersteren sicher, beim letzteren voraussichtlich in die Siebzigerjahre fällt. Merkpunkte in seinem Leben sind die Fahrt mit Heinrich I. von Champagne ins Heilige Land (1179—80) und der längere Aufenthalt in Syrien unter Heinrich II., der von 1190—97 gedauert haben kann. Sein Klosterleben dürfte im wesentlichen in das 13. Jahrhundert fallen, und für sein Hauptwerk, die *Bible*, ist die Zeit um 1210 und vor 1214 am ehesten zu verteidigen.

Das ist das, was wir über Guiots Lebensumstände sagen können. Um etwaigen Einwendungen zu begegnen, die sich aus einer abweichenden Auslegung seiner Gönnerliste ergeben könnten, sei darauf hingewiesen, daſs die Namen zwar nicht streng geordnet sind, aber auch nicht willkürlich durcheinanderstehen. Es lassen sich deutlich Erinnerungszusammenhänge erkennen. Voran stehen, wie sich gebührt, die verstorbenen Herrscher: Kaiser Friedrich († 1190), König Ludwig VII. von Frankreich († 1180), König Heinrich II. von England († 1189) mit seinen Söhnen, dem jungen König († 1182), Richard Löwenherz († 1199) und dem nicht zur Herrschaft gelangten Gotfried von Bretagne († 1186). Ihnen schlieſsen sich die hohen Lehensträger an, vorweg die Familie von Blois-Champagne mit ihrer weiteren Verwandtschaft, wie sie Guiot in jüngeren Jahren ver-

---

[1] Dem auf der Reise in Gent plötzlich verschiedenen Erzbischof wurde in Reims der nicht gerade freundliche Nachruf gewidmet:

Grandis Gandavo debetur honos, quia Bavo
Sanctus prostravit illum quem nullus amavit.

einigt gesehen haben mochte: Heinrich I. von Champagne († 1180), sein Groſsneffe Raoul von Clermont, der Konnetabel von Frankreich († 1191), Theobald V. von Blois († 1191), Graf Renaud II. von Mouçon oder Bar († 1170), ein Schwager der beiden Grafen, dann die nächsten Nachbarn wie Philipp von Flandern († 1191) und sein Bruder Mathias, Graf von Boulogne († 1173), der Graf von Burgund, d. i. Otto, der Sohn des Kaisers († 1200), und Girard, Graf von Vienne und Mâcon († 1184), dessen Sohn die Tochter Heinrichs I. von Champagne zur Frau nahm.

Ein unerwarteter Sprung versetzt uns dann mit König Alfons II. von Aragon († 1196) und seinem Bruder Raimon Berengar, der für ihn die Provence verwaltete († 1181), nach dem fernen Süden; und ihnen schlieſst sich Raimund V. von Toulouse († 1194) an. Dann beginnt eine neue Gruppe mit König Amalrich, den Syrien in seiner Herrlichkeit sah, und Heinrich II. von Champagne. Gewiſs liegt in der Vereinigung dieser beiden Namen eine bestimmte Absicht. Mit dem ersteren kann schwerlich Amalrich I., der längst verstorbene Schwiegervater Heinrichs II., gemeint sein, der nicht in Syrien residierte, sondern Heinrichs Nebenbuhler im Wettbewerb um die Krone von Jerusalem, Amauri de Lusignan († 1205). Es ist die jüngere Generation, die hier beginnt, die führenden Männer des dritten Kreuzzugs, und zu ihr werden auch der Graf von Genf und der von Chalon, der groſse Herzog von Lothringen und Graf Stephan von Burgund († 1197) zu zählen sein, die wie ein Nachtrag folgen, also wohl Wilhelm I. von Genf († 1195), Wilhelm II. von Chalon († 1203) und vermutlich Simon II. von Lothringen († 1207). Damit endet die Liste der „Prinzen".

Die nun folgende Liste der „Barone" beginnt mit Konrad von Montferrat († 1192), der auch bei den Führern hätte stehen dürfen. Es sind vorwiegend Teilnehmer des dritten Kreuzzugs, die angeführt werden, Jakemon d'Avesnes, Robert de Sablé, Bernard de Saint-Valéry, Bernard d'Armagnac, der Kastellan von Saint-Omer, Maurice de Craon, Renaud de Nevers, Raoul de Coucy, Guillaume de Mello, Aimon de Vignory, Gui de Monjay, Gobert d'Aspremont usw.; und wenn dazwischen einzelne Namen der älteren Generation wie Gui de Châtillon, Gaucher de Salins eingestreut sind, so kann man sich fragen, ob Guiot nicht an ihre Söhne oder Enkel, Mitkämpfer vor Akkon, gedacht hatte, die aber noch lebten, so daſs er es vorzog, den ihm gleichfalls bekannten Vater zu nennen, gewissermaſsen als Ersatz. Es ist aber nicht leicht, bei diesen 62 Namen die Fäden zu erkennen, nach denen die Erinnerungen ablaufen. Bei vielen wissen wir nicht, ob sie das Kreuz genommen haben oder nicht. Doch mischen sich auch andere Namen ein, wie der von Guillaume de Mandeville, der 1189 in Rouen starb, und gegen Schluſs tastet Guiot sichtlich die Fächer seines Gedächtnisses ab, ob ihm nicht noch einer einfällt. Das Ergebnis aber bleibt, daſs es die Erinnerungen aus den Achziger- und Neunzigerjahren sind, die vorherrschen.

Als Schriftsteller kennen wir Guiot de Provins von zwei Seiten: als Liederdichter und als Moralsatiriker. Zunächst sind uns von ihm fünf Lieder erhalten, wahrscheinlich Jugendwerke (um 1180)

und der einzige verbürgte Nachlaſs aus der Zeit seines Weltlebens, alle frisch und gefällig geschrieben, mehr ansprechend als tief, aber nicht ohne Anmut und oft treffend in der schmucklosen, doch wirksamen Kürze und Einfachheit des Ausdrucks. Vier von ihnen sprechen wohl eigenes Erleben aus; sie klagen von Liebesleid, das nach kurzem Glück durch falsche Angeber über ihn gekommen ist; die Dame könnte Abhilfe schaffen, wenn es ihr beliebte, und er würde es ihr mit Tristans Treue lohnen; das dritte, in fernem Lande verfaſst, vermutlich während der Kreuzfahrt von 1179/80, blickt sehnsüchtig nach Frankreich, wo die Geliebte, mit einem anderen verheiratet, geblieben ist; freudiger und zuversichtlicher klingt das vierte, trotz allen Leids: *n'est pas amanz cil qui d'amors se plaint ne qui cuide que ja venir li doie nulz malz d'amors.* Das fünfte endlich ist ein typisches Beispiel von bestellter höfischer Huldigung im Ton eines Liebesgeständnisses, ausgezeichnet durch feinen Anstand und sicheres Maſs für das Zulässige; es wurde auf Befehl der Gräfin von Mâcon gedichtet und dem Grafen für sie zugestellt, mit dem Zusatz, er möge die ritterlichen Gaben, die an ihm sind, ja pflegen und mehren, was deutlich auf den jungen Grafen weist, auf Wilhelm V. (1184—1224), den Gemahl der Scholastika von Champagne, der Tochter Heinrichs I. und Marias von Frankreich: es bleibt also in der Familie. An formaler Gewandtheit fehlt es Guiot nicht; jedes Lied hat seinen besonderen Bau; seine Strophen sind dreiteilig mit Reimverkettung des Abgesangs und elastischer Sinnesgliederung, meist auf zwei, seltener auf drei Reime. Wie die Provenzalen seiner Zeit verwendet Guiot Sechssilber, oder männliche Achtsilber und weibliche Siebensilber gemischt, oder lyrische Zehnsilber. Man könnte sagen: ein vereinfachter Bernart de Ventadorn.[1]

Die zwei Dichtungen, die wir sonst von ihm besitzen, gehören beide in die Zeit seines Klosterlebens und sind in kurzen Reimpaaren geschrieben; sie haben geistlich ermahnenden oder rügenden Inhalt. Die kürzere, *L'armure du chevalier*, wie der Herausgeber sie benannt hat, umfaſst 612 Verse, wovon 131 auf das Vorwort kommen. Sie wurde vom Verfasser während eines ihm auferlegten dreitägigen Silentiums wohl aus dem Stegreif entworfen, zum Trost in seiner Abgesondertheit und zur Abwehr gegen die Anfechtungen des Bösen, die ihn schon oft schwach und wehrlos gefunden hatten. Sein Thema sind die geistlichen Waffen, die der Apostel Paulus im Epheserbrief (6, 11—17) empfiehlt. Guiot hält sich aber nicht an den Wortlaut der Stelle, den er vielleicht nicht einmal vor Augen hatte; er ergeht sich vielmehr frei, doch sinngemäſs in einer eigenen Auslegung der

[1] Die vierte Strophe des zweiten Liedes ist verderbt überliefert. Das Versehen liegt wohl beim ersten Vers, der dem Reim der vorhergehenden Strophe angeglichen wurde, was dann die Änderung im dritten Vers nach sich zog. Davon ausgehend könnte man etwa lesen: *Je l'aim et desir tant Por sa fine biauté, Mielz vodroie* [*entretant*] *Un baisier de son gré, Par franc vouloir doné, Que tout le remanant De la chrestienté.*

Rüstung. Von unten beginnend, deutet er die Panzerhosen, die bis zum Gurt reichen müssen, als die Tugend der Keuschheit und fügt gegen die Versuchungen die Sporen der Standhaftigkeit bei. Den Oberkörper schützt er mit dem Halsberg des Glaubens, gegen den auch üble Nachrede und böse Zungen nicht aufkommen (wohl ein Seitenhieb gegen die Aufpasser 9ss.; der Apostel sprach von feurigen Pfeilen des Bösen). Als Waffe reicht er ferner das Schwert der Gerechtigkeit, und das Haupt bedeckt er mit dem Helm der Demut. Die gröſste Sicherheit verbürgt aber der Schild der Barmherzigkeit, und selbst den stärksten Feind überwindet der Speer der Mäſsigung. So ausgerüstet kann man auch dem Tod entgegentreten. Noch fehlt aber das Pferd, um den Gewappneten zu tragen; das soll die Liebe sein, die Krone aller Tugenden, die die Niedergedrückten aufrichtet, die Wunden heilt und die Sünden tilgt. Und es kommt nicht darauf an, wer diese Lehren vorträgt; denn eine wertvolle Schrift steht unbeschadet auf schäbigem Pergament; grobe Packleinwand gibt kostbare gefärbte Stoffe, und die Sonne verliert ihre Kraft nicht, wenn sie auf Unrat scheint. Mit diesen Bildern schlieſst Guiot seine mehr durch Fülle im Redeerguſs als durch die sinnige Ausführung ausgezeichnete Allegorie.[1]

Mehr Temperament und Verve als klare Gedankenfolge und Überlegenheit der geistigen und sittlichen Einstellung verrät auch Guiots *Bible*, sein Hauptwerk (2686 gepaarte Achtsilber) und die Grundlage seines Schriftstellerrufs. Rücksichtslos geht der Dichter mit seiner Zeit ins Gericht; aber, wenn er noch so unwirsch tut, seine Rüge hat doch mehr Wucht und derbe Kraft als Geistigkeit und Tiefe. Was aus ihm spricht, ist ein leicht erregbarer und bis zur Leidenschaftlichkeit sich steigernder Unmut, dem Miſsbräuche und Ausartungen nicht entgehen, namentlich wenn er sie selber zu fühlen bekommen hat, und der sich in seiner freien Äuſserung nicht leicht beirren läſst. Aber seine Kritik hat nichts aufwühlendes. Guiot ist ein hellsehender Sittenrichter, dem es weder an Welterfahrenheit noch an Scharfblick für die Schwächen der Menschen und die Gebrechen der Einrichtungen fehlt; er hat auch offenen Mut, aber sein Standpunkt ist der des naturhaften Empfindens und des gesunden Menschenverstands; er lehnt ab, was ihm widersinnig, unerwünscht und lächerlich vorkommt; höher erhebt er sich nicht; sowohl im Weltlichen wie im Religiösen vermiſst man bei ihm den heroischen Zug. Seinen Tadel spricht er unumwunden aus, mehr barsch als mürrisch, mit starker Neigung zum Sarkasmus; aber den heiligen Zorn, der verzehrt, kennt er nicht. Trotz seines Standes ist er nicht

[1] Die von Guiot gebotene Tafel der Tugenden stellt kein ausgebautes System dar. Von den drei theologalen Tugenden haben wir foi und charité, die Hoffnung fehlt; von den vier Kardinaltugenden der Alten verwendet er patience, droiture und mesure, die Weisheit nicht; dazu kommen dann die spezifisch christlichen Sittenbegriffe der chasteté, humilité und miséricorde, die dem Mönch besonders anstehen.

weltabgekehrt und kein blinder Eiferer. Leicht führt ihn als Satiriker der ausdrückliche Vorsatz zu rügen und zu schelten zu einer gewissen Überspannung des Tons, im Widerspruch mit seinem sonst maſsvollen Urteil. Denn im Grunde ist die glanzvolle Weltlichkeit, die er miterlebt hat, das Ideal, dessen Schwinden er bedauert, und der Maſsstab, an dem er den Verfall der Gegenwart abschätzt. Aber, wenn er die Schäden der Zeit noch so polternd aufdeckt, so hütet er sich doch vor persönlichen Ausfällen: er will strafen, und nicht mit Willen verletzen.

Das Eigentümliche an Guiots Zeitsatire ist ihre Beschränkung auf die höheren Stände. Mit Berufung auf die alten Philosophen, die als „Freunde der Weisheit" die Laster ihrer Zeitgenossen ebenso unerschrocken als mit feinsinniger Sachkunde brandmarkten,[1] entwirft er das Bild des allgemeinen Verfalls, den er dem Niedergang der Geschlechter Schuld gibt; die Rasse verdirbt, und das rächt sich; die früher so angesehene Ritterschaft wird miſsachtet und gedrückt; Armbrustschützen und Erbauer und Bediener von Wurfmaschinen steigen entsprechend im Preis. Und doch, was waren das für Männer, die der Dichter jüngst noch gekannt und deren Wohltaten er erfahren hat, während heute die Fürsten mit Juden und Wucherern Geldgeschäfte betreiben. Die Hauptanklage richtet sich aber, kapitelweis angeordnet, gegen die geistlichen Stände mit Einschluſs der gelehrten Berufe. Kräftige Worte bekommt allen voran das Papsttum zu hören, das der unbewegliche Polarstern sein sollte, nach dem auch in dunkeln Nächten der Kompaſs weist; den Kardinälen und Legaten wird ihre Habgier und Simonie als Hauptquell der Verderbnis vorgehalten. Aber wie kann es auch anders sein? In Rom hat Romulus seinen Bruder erschlagen, wurde Caesar ermordet und hat Nero seine Mutter umgebracht und die Apostel Paulus und Petrus mit dem Diakon Laurentius hinrichten lassen. Gegen Rom, nicht gegen die Griechen, sollten die Völker ziehen. Die Erzbischöfe und Bischöfe, die berufenen Hüter des Volks, denken nur an das Genieſsen und trachten vor allem nach hohen Stellungen und hohen Einkünften, vernachlässigen dafür ihre Pflicht und achten der Strafgerichte Gottes nicht; durch sie herrscht Falschheit und Hinterlist an allen Höfen, und alles kommt von Rom. Der Pfarrgeistlichkeit und den weltlichen Chorherrn muſs man es lassen, daſs sie den Gottesdienst durch Gesang und schönes Lesen wohl versehen; auch wirtschaftlich geht es ihnen nicht schlecht; aber ihre Begehrlichkeit führt zu dem schmählichsten Pfründenschacher, der um so schimpflicher ist, als sie seine Verwerflichkeit wohl kennen: ein Teil der

[1] Die Liste vereinigt Philosophen von Fach mit berühmten Schriftstellern wie Terenz, Vergil, Lucan, Statius, Cicero und Horaz. Ostes meint wohl Hostius, der den istrischen Krieg besungen hat und von dem Vergil (laut Macrobius VI 3, 6) Verse nachahmte. Ein Rätsel bleibt Cligès, irgendein verbalhornter Philosophenname, den Chrestien wohl aus einer verwandten Quelle übernahm, mit Parmenides zusammen.

Schuld liegt hier am Eindringen von Männern niederen Standes in die Kapitel, das andere kommt wieder von Rom.

Bei der Musterung der geistlichen Orden hat Guiot manches aus eigener Anschauung und Erfahrung zu sagen. Auch die Kluniazenser schont er nicht, er bringt aber die Kritik als fremde Zuflüsterungen und mildert sie durch Galgenhumor, um aber doch noch einen letzten Trumpf draufzusetzen. Weniger geschmeichelt ist das Bild der Zisterzienser mit ihrer gegenseitigen Gefühllosigkeit und der unersättlichen Besitzgier des Ordens. Von den Kartäusern spricht Guiot mit Achtung, ihre Regel findet er aber unberechtigt hart, namentlich den erkrankten Ordensgliedern gegenüber. Bei Grandmont hören wir von der Milderung der Strenge und dem darüber entbrannten Zwist, vom Austausch der Brüder von Land zu Land, von der Pflege des Äuſseren und der Machtstellung der Laienbrüder. Auch unter den Prämonstratensern herrscht Verfall und Auflehnung. Am meisten sagt dem Dichter die Lebensweise der regulierten Chorherrn nach der Regel des h. Augustinus zu; er gäbe ihr den Vorzug vor Cluni. Nicht minder wüſste er sich in die Art der Tempelherrn zu finden, wenn nicht der Kriegsdienst wäre; auch müſsten sie ihren Hochmut dämpfen. Bewundernswert fand er die Hospitaliter in Jerusalem, wenn sie nur ihrem Gelöbnis entsprechend die Nächstenliebe besser wahren wollten. Hingegen lehnt er die Friedensverbrüderung von Durand Chapuis (Capuciati) glatt ab und findet auch bei den Antoninern manches Bedenkliche, was ihm ihren groſsen Einfluſs und ihre rasche Verbreitung wenig sympathisch macht. Unbegreiflich scheint es ihm schlieſslich, daſs man Frauenorden gestiftet hat, denn zu Gutem kann es nicht führen.

Anschlieſsend wird noch von den Predigern gesprochen, die die höchste aller Wissenschaften vertreten und segensreich wirken könnten, wenn sie nach ihren Worten leben wollten und die Heuchelei nicht so verbreitet wäre; dann von den Rechtskundigen, deren schönes Wissen auch Königen und Grafen wohl anstehen würde, die aber ihre in Bologna erworbenen Kenntnisse nur zu oft durch ihre Geschwätzigkeit, Gewinnsucht, Bestechlichkeit und Gewissenlosigkeit entwerten; und endlich von den Ärzten und der Schar der Kurpfuscher, die sich unter sie drängen, die nur zu leicht die krankende Menschheit, von der sie leben, mit ihrer Geheimniskrämerei ausbeuten, gleichviel, ob sie von Montpellier oder von Salerno kommen, deren Dienste man leider nicht entbehren kann, wenn man krank ist, die man aber nach Saloniki wünscht, wenn die Gesundheit wiederkehrt. Mit dieser schalkhaften Bemerkung bricht Guiot unvermittelt ab und überläſst es uns, die Lehre aus seiner Strafpredigt zu ziehen, von deren Eigenart und Wert eine Inhaltsübersicht nur einen unvollkommenen Begriff gibt; denn Guiot hat eine eigentümliche Art, seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen, er setzt mehrfach, ruck- und schubweise an, bis plötzlich das rechte Wort fällt und sitzt, wie z. B. wenn er von seinen Ordensbrüdern sagt: *Je donroie bien,*

par Saint Peire, doze freires por un ami, oder vom häufigen Wechsel der Prioren: *sovent les remuent que paor ont que il ne puent,* oder von den Zisterziensern: *Fous est qui grant amor lor quiert, nes que uns asnes ait pitié d'un autre, quant lou voit chargié.* Mitten in seinen oft schwerfälligen Darlegungen blitzen solche Einfälle mit drastischen Bildern und sprichwortartiger Prägnanz auf und setzen immer wieder in Erstaunen. Genial ist Guiot nicht und nicht immer mit Genuſs zu lesen, aber ein interessanter Mensch steckt doch in ihm, und er hat vom Leben mehr gesehen, als er geschickt mitzuteilen versteht.

Woher Guiot den Gedanken zu seinem Sittenspiegel genommen hat, läſst sich literarisch nicht mit Sicherheit sagen. Es gibt eine um 1180 in lateinischen Distichen geschriebene ergötzliche Satire, das *Speculum stultorum* oder *Brunellus*[1] von Nigellus Wireker, Vorsänger in Canterbury, das eine ähnliche Musterung der verschiedenen geistlichen Orden mit der gleichen Offenheit vornimmt. Schon Wolfart (bei San-Marte) hat die auffällige Übereinstimmung der beiden Dichtungen im Thema der Satire und in den einzelnen Punkten des Tadels hervorgehoben und mit den entsprechenden Parallelen belegt. Aber trotz der Verwandtschaft in Stoff und Gedanken läſst sich nirgends eine direkte Entlehnung nachweisen; vor allem fehlt jede Andeutung auf die witzige Einkleidung, die Wireker seinem Narrenspiegel gegeben hat, auf die Erlebnisse des Esels Burnellus, der einen längeren Schwanz haben wollte und sich zu dem Zweck nach Salerno schicken läſst, und, nach dem kläglichen Erfolg dieses Abenteuers, es mit dem hohen Studium in Paris versucht, usw. Unter diesen Umständen ist Guiots Abhängigkeit nicht greifbar zu erweisen; und doch kann man sich kaum vorstellen, daſs zwei Autoren so kurz nacheinander das gleiche Thema so ähnlich in der Auffassung und Anordnung und in der Beschränkung behandelten, ohne daſs einer dem anderen die Wege wies. Zur Not könnte man sich denken, daſs von Wirekers Dichtung nur der Abschnitt über die Orden nach Frankreich gekommen und Guiot in dieser Gestalt als Auszug bekannt geworden war. Aber diese Vermutung ist nicht einmal nötig; denn die Selbständigkeit in der Ausführung scheint in Guiots Eigenart zu liegen. Genau so verfuhr

---

[1] Ausg. v. Th. Wright, *The anglo-latin satirical poems of the twelfth century* I, 3—134. London 1872 (Rerum Brit. med. aevi Scriptores). Vgl. Gröber im Grundriſs II a 378. Das Gedicht ist Wilhelm von Longchamp gewidmet, bevor er Bischof von Ely wurde, d. h. vor 1189, und Ludwig VII. († 1180) wird als lebendig vorausgesetzt. Warum in einer Dichtung, die man mit Genuſs lesen möchte, offenbar fehlerhafte Verse, deren Verbesserung auf der Hand liegt, stehengelassen wurden, ist nicht einzusehen. Vgl. z. B. S. 11, Vers 11 Quis vetet ex *nugis*, vario paradigmate sumpto, Seria *quandolibet* plurima posse legi? (nicht *magis, quandoque*); 25, 2 *Marmora sint stramen*, tegmina ros et aqua (nicht *marmorea stramenta*); 67, 5 lupus ... *Cui* mea me mater primis devovit ab annis (nicht *Cur*); 90, 11 Pallia cornici dat penna *subalbida* nigrae, Candida sic picas et nigra penna tegit. 104, 5 A pascendo grege, non *depascendo* merentur Pastores ovium nomen habere suum; 108, 15 Arctius insistit lepori canis *irrequietus* (nicht *ire, quietus*). Usw.

er bei seiner anderen Dichtung. Wie dort hätte er auch hier nur das nackte Schema entlehnt und den vorgezeichneten Rahmen in aller Freiheit aus eigener Anschauung ausgefüllt.[1]

Soweit können wir uns aus direkter Anschauung ein Bild von Guiots Wesen und Art als Schriftsteller machen. Es fragt sich nun, ob er sich auch an der Graldichtung beteiligt hat und ob etwa die Vorlage, die Wolfram für seinen *Parzival* benutzte, von ihm stammt.

Materiell ist die Möglichkeit dazu zweifellos vorhanden. Wenn Guiot in seiner Jugend, um 1180—85, einen kleinen Kranz von Minneliedern gedichtet hat und im Alter, zwischen 1200 und 1210, seine Allegorie über die geistige Rüstung und seine Satire über den Verfall der höheren Stände schrieb, so bleibt für die Abfassung eines höfischen Romans von mittlerem Umfang reichlich Zeit übrig. Und stand er, wie wir vermuten, im Dienst der Grafen von Champagne, so war er an der Quelle, um Chrestiens nachgelassenen Romantorso kennenzulernen und mitgeteilt zu bekommen. Fragt man sich aber, ob man ihm eine solche Leistung auch zutrauen darf, so spricht vor allem seine nachhaltige schriftstellerische Betätigung im Kloster für einen natürlichen Hang zum Dichten und Schreiben. Auf Wolframs Zeugnis kann man sich nicht berufen, weil es selber in Frage steht; und wegen Guiots Angaben über seine zahlreichen Wohltäter kann die Freigebigkeit der angeführten Herrscher, Fürsten und Barone auch seiner beruflichen oder amtlichen Stellung gegolten haben; oder er hat sich vielleicht ihre Gunst als Sänger, durch den Vortrag eigener oder fremder Lieder erworben. Immerhin wird man zugeben, daſs sich die erwähnten Spenden zwangloser erklären, wenn ihr Empfänger seinen vornehmen Zuhörern einen einzigartigen und auserlesenen Genuſs zu bieten hatte wie die Geschichte des Grals in ihrer Neuheit. Die Vorstellung, daſs es die Graldichtung war, mit der sich die Kreuzfahrer von 1190 in den entsetzlichen Monaten vor Akkon und in den folgenden öden Jahren in Syrien unterhalten lieſsen, ähnlich wie die Kreuzfahrer von 1147 von Spielleuten begleitet wurden, die ihnen von Rolands Taten sangen, hat gewiſs einen bestrickenden Reiz.

Aber die Frage ist nicht ganz einfach. Das erste Bedenken kommt schon von der Art und Weise, wie Wolfram sich auf seinen Gewährsmann beruft. Sechsmal führt er seinen Kyot an, teils bei nichtssagenden Kleinigkeiten, die eines Belegs überhaupt nicht bedurften, teils zur allgemeinen Beglaubigung seiner von Chrestien abweichenden Darstellung. Was er auf diese Weise unter das Patronat Kyots und seines heidnischen Bürgen Flegetanis stellt, ist gerade das, was in keiner französischen Überlieferung steht, sondern höchst verdächtig

[1] Es ist nicht recht ersichtlich, wie Guiot für seine Zeitsatire auf die Bezeichnung *Bible* verfallen sein mag. Die *Estoire de la Bible* von Herman de Valenciennes hat als erweiterte biblische Geschichte in Alexandrinerlaissen mit Guiots *Bible* weder inhaltlich noch formal etwas gemein. Es ist Guiot vielleicht zuzutrauen, daſs er wuſste, daſs *Bible* einfach „Buch“ heiſst, und daſs er seinen Titel danach wählte.

nach Wolframs eigener Zutat aussieht. Denn seine geniale Dichtertat besteht eben darin, daſs er die durch die Gauvainabenteuer von ihrer eigentlichen Aufgabe abgelenkte Gralerzählung wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zuführte, indem er Parzival immer wieder im Hintergrund erscheinen läſst, so daſs er fortlaufend gegenwärtig bleibt, ohne handelnd aufzutreten, und indem er vor allem in die Begegnung mit dem Einsiedler Oheim die ganze Fülle und Tiefe seines religiös bewegten Dichtergemüts ausgoſs, so daſs wir Parzivals Läuterung und Reifwerden innerlich miterleben und seine schlieſsliche Berufung zum Gralkönigtum mit aufrichtiger Zustimmung begrüſsen. Daſs Wolfram in heiliger Scheu vor seiner eigenen Gröſse einer Deckung zu bedürfen glaubte, um den Zweiflern die Lust zur Widerrede zu benehmen, ist menschlich begreiflich; nur ist zu befürchten, daſs dann der ganze Kyot in ein wesenloses Nichts zerrinnt. Wolfram dürfte den Namen des ihm bekannten Liederdichters mit willkürlicher Abwandlung des Beinamens vorgeschützt haben, um dem nie geborenen Kind einen Vater zu geben.

Das Problem hat aber noch eine andere, der Klärung bedürftige Seite. Wir wissen nämlich nicht, wie weit Chrestiens Anteil an der Graldichtung eigentlich reicht. Man schreibt ihm gemeinhin den Abschnitt des Romans zu, den man in einzelnen Handschriften als Perceval le vieil bezeichnet findet und der dem Umfang nach Wolframs *Parzival* entspricht; aber einen richtigen Beweis dafür haben wir nicht. Es dürfte wohl sein, daſs der *Conte du Gral* in dieser Zusammensetzung herausgegeben wurde; aber damit ist nicht gesagt, daſs diese, über 9000 Verse umfassende Partie ein einheitliches Werk darstellt. Wie im nächsten Abschnitt dargelegt werden soll, scheint an zwei Stellen ein deutlicher Bruch im natürlichen Verlauf der Erzählung vorzuliegen, das einemal beim Erwachen Percevals auf der Gralburg, etwa bei Vers 3356, oder beim Verlassen der Burg, zwischen Vers 3420 und 3430, das andere Mal bei seinem Wiederauftauchen zur Beichte beim Einsiedel, also bei Vers 6217 (oder 6199). Damit ist der Verdacht eines zweifachen Wechsels des Erzählers gegeben, und die Frage wäre demnach, ob wir den einen oder den anderen der beiden Fortsetzer mit Guiot de Provins gleichsetzen dürften. Beide Stücke, wie verschieden sie auch unter sich sein mögen, zeichnen sich durch leichte Komposition und vor allem durch einen klaren, flüssigen Stil aus, der weder im Ausdruck noch im Reim Hemmungen oder Schwierigkeiten kennt. Hält man dem die mühsame und stoſsweise Vortragsweise Guiots in seinen beiden Altersdichtungen entgegen, dann scheint es unmöglich, beides miteinander in Einklang zu bringen. Der Gegensatz ist so fühlbar, daſs ein besonderes Eingehen auf die Sprache sich erübrigt. Der Schluſs scheint also, daſs Guiot de Provins als Fortsetzer des Gralromans voraussichtlich nicht in Betracht kommt.

3. Daſs Chrestien seinen Gralroman unvollendet hinterlassen hat, ist allgemein anerkannt; längst hat man auch an der eigentüm-

lichen Zusammensetzung des ihm zugeschriebenen ältesten Teils der Graldichtung Anstoſs genommen. Angesichts des ungewohnten Umfangs des vorliegenden Bruchstücks, der überhäuften Handlung und verschiedener Unfertigkeiten im Innern, fragte sich G. Gröber (*Grundriß* IIa 504f.), ob nicht eine Graldichtung mit Perceval und eine Episodendichtung mit Gauvain als Helden vom nächsten Besitzer des Manuskripts absichtlich oder aus Miſsverständnis zu einem Werk verarbeitet worden seien. Vielleicht muſs man weitergehen und Chrestiens Anteil auf die Ausfahrt des Helden bis zum Besuch der Gralburg beschränken.[1]

Was man Chrestien unter keiner Bedingung absprechen kann, das ist die Erfindung des prädestinierten Graleigners, des unerfahrenen Naturkindes, das auszieht wie Saul, um eine Eselin zu suchen, und ein Königreich findet, und die Reihe seiner Abenteuer bis zu seiner Ankunft auf der Gralburg und zum Aufziehen der Gralprozession. Denn hier ist ein natürlicher Sinn und ein geradliniger Fortschritt in der Handlung. Hier finden wir auch die bekannten Züge der Chrestienschen Darstellung, das Geheimnisvolltun, das Nichtbenennen der beteiligten Hauptpersonen, das Vorenthalten wichtiger Erklärungen und daneben den lebendigen Realismus der Erzählung und der Schilderungen und den feinen Humor, mit dem der Übergang von der kindlichen Einfalt zur reifen Erfahrung und zur erprobten Tüchtigkeit gezeichnet wird. Kein Kenner Chrestiens wird hier das Walten seines Geistes vermissen.[2]

---

[1] Zu den älteren Ausgaben von Ch. Potvin (Mons 1866) und G. Baist (Freiburg i. Br. 1909 u. o. J.) ist jetzt die von A. Hilka getreten: *Christian von Troyes sämtliche Werke* hgg. v. W. Foerster u. A. Hilka, Band 5, Halle 1932. — Über die Verfasserschaft Chrestiens: Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften Bd. XLIII, Nr. I, S. 110—112.

[2] Für die folgenden Erörterungen wäre es nicht unerwünscht, wenn man genau angeben könnte, wo sich die Ereignisse in dem von Chrestien verfaſsten Teil des Gralromans vom Verlassen der Gaste Forest bis zum Besuch der Gralburg nach der Vorstellung des Dichters abspielten. Aber über Vermutungen und persönliche Ansichten kommt man nicht hinaus. Brauchbare Anhaltspunkte liefern nur die Namen der Königsburgen Carduel und Dinasdaron: in Carduel tritt der junge Held zum erstenmal vor König Artus, in Dinasdaron stellen sich Anguingueron und Clamadeu als Besiegte. Mit Carduel dürfte wie im *Erec* und *Löwenritter* Carduel en Gales gemeint sein, obwohl die nähere Bezeichnung fehlt. Offenbar meint Chrestien damit eine andere Stadt als Carduel en Combrelande, das heutige Carlisle (Karduill bei Jordan Fantosme); was sich aber unter dieser in Wales augenscheinlich nicht belegten Namensform verbirgt, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Am ehesten würden die gegebenen Umstände auf Cardiff zutreffen, das Schloſs, in dem Heinrich I. von England seinen besiegten Bruder, Robert von Normandie, gefangenhielt (Kardif beim Fortsetzer des *Brut* von Wace); die Lage, *un chastel sor mer assis*, würde dazu passen. Dinasdaron ist nicht identifiziert, aber Dinas kehrt in der Toponymie von Wales häufig wieder. Dinas im heutigen Stadtbezirk von Rhondda (Ystradyfodwg, Clamorgan), Dinas Brân, Dinas Mawddwy (Merioneth) usw. Bei Swansea liegt im Neathtal der Fels Dinas, von dem die Dinassteine oder Dinasziegel gewonnen werden. Chrestien hat also gewiſs einen gegebenen Namen im

Mit dem Verlassen der Gralburg hört aber der Fortschritt auf. Es folgt zwar noch ein Stück, in dem Perceval weiterhin Träger der Handlung ist (3430—4746); aber man erkennt bereits die Absicht, seine Rolle allmählich abzubauen, um ihn schlieſslich ganz auszuschalten. Das zufällige Zusammentreffen mit seiner Base läſst ihn durch eine plötzliche Eingebung seinen bis dahin nicht genannten Namen wiederfinden und gibt ihm den nötigen, freilich sehr notdürftigen Aufschluſs über den Gral und über die Ursache seines Miſserfolgs auf der Gralburg, wegen der unterlassenen Frage; zugleich erfährt er, daſs es zwecklos ist, weiter nach seiner Mutter zu schauen, weil der Abschied ihr das Herz gebrochen hat. Durch einen weiteren Zufall kommt er mit dem Fräulein aus dem Zelt, dem er Kuſs und Ring entwendet hatte, zusammen und hat Gelegenheit, sein Unrecht wieder gutzumachen, indem er ihren Begleiter, der sie mit seiner Eifersucht peinigt, besiegt und umstimmt. Dadurch, daſs er ihn an den Artushof schickt, lenkt er die Aufmerksamkeit des Königs wieder auf sich, und dies führt zu der denkwürdigen Begegnung der Artusritter mit dem durch den Anblick der roten Blutstropfen auf dem weiſsen Schnee in tiefes Träumen versenkten Perceval, mit dem Erfolg, daſs Keu für sein rohes Verhalten gegen das lachende Hoffräulein die in Aussicht gestellte Strafe erhält, während der höfische Gauvain die Genugtuung hat, den Gesuchten vor den König zu bringen. In Caerleon, wohin der Hof zurückkehrt, erscheint dann die häſsliche Gralbotin auf dem fahlen Maultier und verwünscht Perceval. Damit sind alle von Chrestien angesponnenen Fäden abgewickelt oder abgeschnitten, so daſs für die weitere Erzählung völlig freie Bahn geschaffen ist, und Gauvain, der zukünftige Held, ist bereits in vorteilhafter Weise eingeführt.

Dieses überleitende Mittelstück läſst uns bereits erkennen, daſs der Nachdichter, den wir voraussetzen, im Gegensatz zu Godefroi de Lagny durchaus nicht gesonnen war, sich bescheiden der Konzeption seines Vorgängers unterzuordnen und seine Gedanken selbstlos weiterzuspinnen. Vielleicht war er dazu überhaupt nicht in der Lage, weil er vom Wesen des Grals und von der dem Gralritter zugedachten Aufgabe keine blasse Ahnung hatte. Da war es denn das Klügste, daſs er die von Chrestien geschaffene Situation abbaute und die Erzählung nach seinem eigenen Geschmack weiterführte. Daſs die Graldichtung als solche durch sein Vorgehen gewonnen hätte, wird niemand behaupten. Aber schon in diesem Abschnitt, wo er sicher mit allerlei Hemmungen arbeitete, zeigt der Fortsetzer eine blühende Einbildungskraft und eine frische Erzählergabe, die ihn befähigen, die Handlung in ununterbrochenem Fluſs und in steter

Sinn oder er bedient sich wenigstens eines lokalen toponymischen Elements. Will man annehmen, daſs die Gralgeschichte, soweit sie Chrestien erzählt, in der Grafschaft Clamorgan (Süd-Wales) spielt, also in der Gegend, wo auch der Wald von Broceliande zu suchen ist, so wäre diese Meinung kaum mit Gründen zu wiederlegen.

Steigerung auf eine wirksame Schlufsszene hinzulenken, mit der gleichzeitig die Lösung fällt. Dabei mufs man es ihm lassen, dafs er sich den Chrestienschen Entwurf sorgfältig angeschaut und die Punkte herausgefunden hat, die eine Klärung verlangten oder sich, unter dem Schein des Fortspinnens, zur Abwicklung des Fadens eigneten.

Die gleiche zielsichere Komposition bei ungezwungenem Ineinandergreifen der Begebenheiten und lebendigen Gestaltung im Einzelnen, ohne Beschwerung durch Hintergedanken und versteckten Sinn, beherrscht auch die weitere Erzählung, deren Held von nun an Gauvain ist. Im Augenblick, wo die Artusritter auf Anregung der Gralbotin sich anschicken, zu neuen Abenteuern auszureiten, jeder auf eigener Fährte, tritt unversehens Guingambresil auf und zeiht Gauvain des Verrats, weil er den König von Escavalon ohne vorhergehende Herausforderung erschlagen hat, und fordert ihn zum Sühnezweikampf vor den Sohn des Getöteten.[1] Sofort macht sich Artus' Neffe auf den Weg, er ist aber noch nicht weit gekommen, als er hört, dafs Meliant de Liz Tintagel, die Burg seines Ziehvaters, im Ritterspiel bestürmen will, der älteren Tochter des Burgherrn zu Ehren. Durch sein Versprechen gebunden, zögert Gauvain am Kampfe teilzunehmen und läfst sich lieber als Kaufmann verspotten; doch schliefslich stellt er sich auf die Seite des schwächeren Verteidigers, und zwar als Ritter der jüngeren Schwester, der damoiselle aux petites manches, eines Kindes noch. Ohne längeren Aufenthalt kommt er dann zur Stadt seines Gegners, wo ihn der zur Vogelbeize ausreitende junge König an seine Schwester weist. Im traulichen Gespräch mit ihr wird er als der verhafste Totfeind erkannt; die Bürgerschaft eilt zu den Waffen und belagert den Turm, in dem er sich seines Lebens wehrt; in der höchsten Not erscheint Guingambresil und stellt mit Hilfe des heimkehrenden Königs das verletzte Gastrecht wieder her. Der Zweikampf wird auf Jahr und Tag verschoben, und Gauvain mufs geloben, inzwischen die blutende Lanze zu suchen.

Damit lenken wir scheinbar zum Gralthema zurück. Auch Perceval kommt für einen Augenblick wieder zum Vorschein, um bei einem Einsiedel, seinem Oheim, am Karfreitag zu beichten und zu Ostern die Kommunion zu empfangen und sich fromme Lehren mitgeben zu lassen (6217—6518). Es wäre aber eine Täuschung zu glauben, dafs es jetzt mit der Gralsuche wieder Ernst werden soll. Der ganze Auftritt ist nur ein Zwischenspiel und steht mit der Haupthandlung in keinerlei Beziehung: es besteht vielmehr zwischen beiden ein unvereinbarer chronologischer Widerspruch. Gauvains Ausfahrt hat

[1] Guingambresil, der die Sühne ausfechten will, scheint der Erzieher des jungen Königs zu sein, der ihn mit Mestre anredet. Tintagel kennt der Nachdichter aus Erec, Escavalon aus dem Gralroman; Percevals älterer Bruder stand im Dienste des Königs. Die beiden Städte sind für den Nachdichter nur um anderthalb Tagmärsche voneinander entfernt. Wir befinden uns also noch südlich des Bristolkanals.

noch keine vierzig Tage gedauert (vgl. 4790), ja vielleicht ist noch keine volle Woche vergangen, und Perceval soll in der Zwischenzeit fünf ganze Jahre in seinem verwilderten Zustand umhergeirrt sein. Hier stimmt etwas nicht, und es ist nicht der einzige Stein des Anstoſses, über den man nicht hinwegkommt. Nach Vers 4685—4746 sollten die Artusritter, jeder für sich, auf Abenteuer ausziehen: Girflet, der Sohn Dos, wollte Chastel Orgueilleux aufsuchen, Kahedin hatte sich vorgenommen, die Dame von Montescleire von ihren Belagerern zu befreien, und Perceval gelobte, keine zwei Nächte unter dem gleichen Dach zu verbringen, bis er die blutende Lanze gefunden hätte. Inzwischen wurde Gauvain, wie wir sahen, in den Streit mit Guingambresil verwickelt. Man ist wohl berechtigt anzunehmen, daſs nach dem Plan des ersten Nachdichters diese vier Handlungen strahlenförmig auseinandergehen sollten, um sich dann später zu kreuzen und zu verschlingen und irgendwie eine gemeinsame Lösung zu finden. Das Gelöbnis Gauvains nach der Lanze zu suchen, sollte wohl zu einer solchen Begegnung überleiten. Der Plan ist sichtlich angedeutet, die Ausführung aber fehlt. Der Einwand, daſs alles noch kommen sollte, würde voraussetzen, daſs die fünf Jahre nur für Perceval gelten, nicht aber für Gauvain; das könnte sein, wenn es sich um einen Einschub handelte; dem widerspricht aber das Vorhandensein der Einsiedelszene in Wolframs Vorlage.

Ohne jede Rücksicht auf den Gral und ohne Beziehung zu der bisherigen Erzählung gehen Gauvains Abenteuer nach diesem Zwischenspiel weiter, aber in einem anderen Geist und unter anderen zeitlichen und örtlichen Voraussetzungen. Mehr und mehr versteigt sich der Bericht in eine an den Lanzelotroman erinnernde phantastische Wunderwelt, die zwar plastisch geschaut ist, aber märchenhaft wirklichkeitsfern anmutet. Ohne Übergang befinden wir uns an der Grenze von Schottland, den bornes de Galvoie (Galloway). Gauvain schickt seine Dienerschaft nach Hause und hängt sich trotz aller Warnungen und bösen Erfahrungen an das heimtückischste weibliche Wesen, das es gibt, an Orgueilleuse de Logres, die ihn schnippisch höhnt und auf jede Weise zu verderben sucht, wobei es ihr nicht an Helfern fehlt. Ein verwundeter Ritter, dem Gauvain hilfreich beisteht, entwendet ihm sein unvergleichliches Pferd Gringalet, so daſs er auf einem elenden Klepper, den er einem Knappen abgenommen hat, weiterreiten muſs. Es war eine gemeine Rache, weil Gauvain den Ritter am Artushof wegen Notzucht verurteilt hatte, einen Monat lang mit den Hunden aus einem Trog zu essen. Zum Glück gewinnt er sein Streitroſs wieder im Kampf mit dem Neffen des Entwenders; nur hätte er es von Rechts wegen dem Wächter der Furt abtreten müssen, der es als Beutestück für sich beansprucht.

Durch diesen ehrlichen Fährmann, bei dem er übernachtet, erfährt Gauvain von den Wundern des Schlosses, unter dessen Fenstern der letzte Kampf stattgefunden hat; und nun beginnt die Probe des

gefährlichen Betts, des entfesselten Löwen, die der unübertreffliche Held unverzagt besteht. Nach Überwindung des Zaubers wird er zum Gebieter des Schlosses, das von der alten Igerne, König Artus' Mutter, und ihrer Tochter, der Frau des Königs Lot, also Gauvains eigener Mutter, mit einer nachgeborenen Tochter der Letzteren, Clarissent, und mit ihrem ganzen Gefolge von Frauen und Fräulein nebst Gesinde bewohnt wird. Der Sieger wird von den Königinnen mit aller Zuvorkommenheit empfangen und sollte nun eigentlich das Schloſs nicht wieder verlassen; aber dazu kann er sich nicht verstehen. Noch immer im Bann seiner tückischen Feindin, bezwingt er dank seinem Pferde die gefährliche Furt und lernt dabei Guiromelant, den Verehrer seiner Schwester kennen, der ihn selber auf den Tod haſst. Trotzdem übernimmt er einen Ring und eine Botschaft von ihm für sie, verabredet aber zu gleicher Zeit einen Zweikampf, zu dem König Artus von den Orkneyinseln (Orcanie), wo er Pfingsten feiert, herbestellt werden soll. Man ahnt, daſs der Waffengang stattfinden, aber durch Clarissents Dazwischenkunft mit der Versöhnung der beiden Gegner enden wird. Im alten Roman wurde der Vorgang vermutlich auch erzählt, bevor der Schluſs zum Anhängen der verschiedenen Fortsetzungen gekappt wurde.

Wie aus der Inhaltsangabe ersichtlich ist, bricht an zwei Stellen die Handlung ohne erkennbare Ursache ab, das eine Mal beim Verlassen der Gralburg in geschickt verdeckter Weise, in dem die von Chrestien angesponnene Romanverwicklung in dem Augenblick, wo sich der Knoten zu schürzen begann, stillgelegt und zurückgebildet wird, um den Übergang zu den für sie gleichgültigen Gauvainabenteuern vorzubereiten, das andere Mal brüsk und unverhüllt, indem wir mit einem plötzlichen Sprung von der kornischen Halbinsel an die schottische Grenze versetzt werden, und ein Tag für Tag und beinahe Stunde um Stunde verfolgbares und wirklichkeitsnahes Geschehen unvermittelt zu einer frei im Raum und in der Zeit schwebenden Wundergeschichte übergeht. Es ist vorläufig nur ein Verdacht, aber der gewonnene Eindruck wird, wie sich zeigen soll, noch durch andere Beobachtungen bestätigt.

Und zunächst ist es die Dichterpersönlichkeit der drei Verfasser, die sich klar gegeneinander abhebt und nicht unerhebliche Verschiedenheiten erkennen läſst. Alle drei sind gute Erzähler und besitzen eine glückliche Erfindungsgabe mit der entsprechenden Leichtigkeit und Sicherheit der Darstellung, aber jeder von ihnen in besonderer Ausprägung. Chrestiens Eigenart ist bekannt, seine stets beherrschte und durch die eigene Überzeugtheit überzeugende Kunst, die Objektivität der Erzählung, die aber die Gegenwart des Erzählers immer wieder durch Humor, durch Zwischenbemerkungen oder sonst durchfühlen läſst, dann die Besonderheiten seiner Erzählweise, das lebendige Einsetzen mit einer die Neugier anregenden Szene und das Fortschreiten durch eine Reihe von zufälligen Begebenheiten, die sich in berechneter Steigerung zu Erlebnissen verdichten, die ahnungsvolle

Spannung, in die er uns durch das Zurückhalten mit dem erwarteten Aufschlufs versetzt, der wohlüberlegte Plan, der über der Dichtung waltet, den er nicht verrät und doch nie aus dem Auge verliert, die höfisch sittliche Einstellung und der ideale Sinn der von ihm erdachten Geschichte und die verfeinerte psychologische Deutung der Gefühle und Beweggründe seiner durch Geburt wie durch natürlichen Seelenadel ungetrübt vornehmen Helden, dazu die geschickte Verbindung der ruhigen Erzählung mit lebhafter Wechselrede oder sinnenden Selbstgesprächen und kunstreichen Schilderungen, und schliefslich der gehaltvolle und seiner Wirkung bewufste Vortrag, der nie eilt und nie lahmt, mit der unvergleichlichen Beherrschung des gewählten Wortschatzes und der metrischen Technik.

Nicht unwürdig stellt sich der erste Zudichter dem Meister zur Seite. Seine flüssige und fröhlich vorwärtsschreitende Erzählungsweise wirkt ungemein lebendig und anschaulich, weil nichts bei ihm die Aufmerksamkeit vom Erzählungsverlauf ablenkt. Er sieht die Ereignisse mit dem gegebenen Hintergrund und den handelnden Personen, und er sieht sie plastisch und gibt sie so wieder. Er grübelt nicht und vertieft nicht, alles Reflektierende und Mystische liegt ihm fern. Er erzählt, um zu erzählen, und geht ganz in seinem Berichte auf, ohne jeden Nebenzweck. Persönlich tritt er kaum je merklich hervor. Mit Vorliebe schildert er lebendig bewegte Kollektivszenen, bei der alle Beteiligten zu ihrem Rechte kommen; und seine Welt betrachtet er nicht nur von der hohen ritterlichen Seite, sondern auch in ihrer familiären Erscheinung mit allen Umständlichkeiten des alltäglich bürgerlichen Lebens im Sinne gemütlicher Genrezeichnung (vgl. z. B. Gauvains Befragen des Knappen 4816ss.; das Beziehen seines Quartiers 5171ss.; wie der Burgherr und sein Töchterchen ihn dort aufsuchen 5255 ss. 5332ss.; und wie der Vater das Mädchen auf seinem Pferd nach Hause bringt 5385ss. usw.). Chrestiens Geheimnisvolltun und die Anonymität der handelnden Personen liegt ihm nicht; sie bekommen alle ihren Namen, selbst Perceval durch eine plötzliche Eingebung. Für das, was sich bei Hofe schickt, hat er das feine Empfinden Chrestiens nicht; er läfst Orgueilleux de la Lande, der sich als Besiegter am Artushof stellt, den König bitten, die Königin rufen zu lassen, weil er auch ihr eine Botschaft zu bestellen habe; als die Knappen den verträumten Perceval entdecken, stürzt Sagremor mir nichts, dir nichts in das Zelt des Königs und weckt ihn aus seinem Schlaf, um ihm die Neuigkeit zu melden; und schwerlich hätte Chrestien den Neffen Artus' und den Thronerben von Schottland der Anklage des Verrats ausgesetzt und den Streit an einem fremden Hofe austragen lassen. Dabei fehlt es unserem Unbekannten keineswegs an Dichtersinn. Man findet bei ihm allerlei Ansätze zu originellen Gestalten und Situationen; man denke z. B. an die Symbolik der Blutstropfen auf dem Schnee, an das anberaumte Kriegsspiel vor Tintagel, an den Gegensatz Ritter oder Kaufmann, an die Eifersucht der beiden Schwestern und die kindliche Vorahnung

der Liebe, an die Bestürmung des Schloſsturms, in dem Gauvain sich verteidigt, durch die Stadtgemeine. Gelegentlich bringt der Zudichter auch eine Zeichnung abstoſsender Häſslichkeit, das Sinnliche streift er nur flüchtig, wenn es sich bietet, aber über die Gebrechlichkeit der Frau spricht er ziemlich derb. Zur vollen Ausführung seiner Absichten ist er nicht gelangt. Bei der entscheidenden Wendung des Gauvainabenteuers blieb er stehen. Man sieht aber, daſs die Anlage seiner Erweiterung planvoll durchdacht und mit einer gewissen Groſszügigkeit entworfen war. Das gilt sowohl für das überleitende Mittelstück, wo Chrestiens Ansätze sorgfältige Berücksichtigung fanden, als auch für den selbständigen Teil, wo die angedeuteten Parallelaktionen offenbar zu einer gemeinsamen Lösung konvergent zusammenlaufen sollten. Leugnen läſst es sich freilich nicht, daſs die Gleichgültigkeit des Zudichters gegen die letzten Zwecke der Erzählung die Graldichtung in die Gefahr gebracht haben, ihre Aufgabe zu vergessen. Zum Schluſs verdient noch die glatte und spielend leichte Darstellung die gebührende Erwähnung; es ist nicht, wie bei Chrestien, überlegte Stilkunst, sondern natürliche Gabe, ein der ganzen Komposition entsprechendes gefälliges und unbeschwertes Dahingleiten der Rede.

Was uns beim zweiten Fortsetzer in erster Linie auffällt, das ist die freie Phantasie der Erfindung. Darin offenbart sich augenscheinlich ein Grundzug seiner Anlage, durch sie wird seine Erzählungskunst weitgehend beherrscht. In der Märchenatmosphäre, in die er uns versetzt, löst sich aller andere Sinn und Zweck auf. Nicht wochen- oder monate-, nein jahrelang ziehen die Ritter ohne jede Begleitung in der Welt herum, und ihr Verhalten scheint nur von dem einen Grundsatz bestimmt, von einem gefaſsten Vorhaben unter keiner Bedingung abzulassen. Wer stets unverzagt in diesem Sinne handelt, ist der vollkommene Held, der alle Aufgaben löst und dem jeder Preis zufällt. Wir haben hier das fahrende Rittertum in sublimierter Reinzüchtung, und folgerichtig sind in dessen Bereich alle Voraussetzungen der Wirklichkeit aufgehoben. Die Artuswelt wird zum reinen Märchenland, zu einem wesenlosen Utopien. Die Berechtigung dieser Entwicklung, die schon bei Chrestien beginnt, ist nicht anzufechten, sie führt aber weit über Chrestien hinweg. Wenn man sie aber gelten läſst, dann muſs man unserem Nachdichter alle seine Unwahrscheinlichkeiten nachsehen und es ihm als Verdienst anrechnen, daſs er die entsprechende Stimmung so rein und so glücklich getroffen hat. Unter diesem Gesichtspunkt ist eine Gestalt wie die heimtückische Orgueilleuse de Logres, die ihre bitteren Erfahrungen in der Liebe an anderen Männern zu rächen sucht, eine interessante psychologische Studie; und das verzauberte Frauenschloſs, wo die alten Königinnen in vollkommener Weltabgeschiedenheit auf ihren unbekannten Befreier warten, ist ein gut ausgedachtes, echtes, verträumtes Märchenheim. Daſs hier die Hofetikette etwas vergessen ist, wird man nicht tragisch nehmen, nur Chrestien kann man es nicht

zumuten. Nicht ohne Humor ist die Situation, die sich aus Gauvains Rolle als Liebesvermittler zwischen seiner Schwester und seinem geschworenen Todfeind ergibt, auch das mehr frauenhafte als königliche Verhalten der Mutter und Groſsmutter. Schlieſslich weist die Andeutung der Richtertätigkeit Gauvains am Artushof im Falle Greoreas auf Anschauungen, die wir bei Chrestien nicht finden; nur wüſste man gern, welchen Spruch Gauvain über sein eigenes Benehmen dem Knappen gegenüber, dem er den Klepper abnimmt, gefällt hätte. Man sieht daran, wie die Dichtung sich selbst nicht mehr ganz ernst nimmt, und das gilt auch von den Verwünschungen des Knappen. Ein anderer beachtenswerter Zug unserer zweiten Fortsetzung ist die linienhafte Führung der Handlung; sie massiert sich nirgends zu gröſserem Gesamtgeschehen. Wir verfolgen nur Gauvains Erlebnisse, alle übrigen Gestalten erscheinen und handeln nur in bezug auf ihn. Aber der Verlauf ist nicht geradlinig, sondern ergeht sich in kapriziösen Meandern und Zickzackwindungen, dem Gegenstand und der Stimmung durchaus entsprechend, und der Ton ist auch danach. Als drittes Kennzeichen darf man die etwas äuſserliche, nicht sehr gemütstiefe Kirchlichkeit anführen, wie sie sich in der Szene zwischen Perceval und dem Einsiedel kundgibt, aber auch in dem Verlangen des sich todwund wähnenden Greoreas nach der letzten Beichte. Die gehässige Judenfeindlichkeit (6292) paſst wohl dazu. Die Jahrhundertneige wird fühlbar.

Ähnliche Unterschiede zwischen den drei Verfassern zeigen sich auch in ihrem Verhältnis zur Artussage und Grallegende. Bei Chrestien, dem Erfinder der romantischen Artuswelt versteht sich die überlegene Beherrschung des Stoffes von selbst; doch scheint dem Artushof in seinem Plan nur eine sekundäre Rolle zugedacht gewesen zu sein. An traditionellen Elementen ist nur der Name des Königs Rion (aus Galfrid) hier zum erstenmal verwendet: Artus hat ihn gerade besiegt, und das Gefolge hat sich eben zerstreut, als der junge Gralheld in Carduel erscheint, um den Ritterschlag zu erbitten. Alles übrige, das verletzende Auftreten des roten Ritters, Artus' Niedergeschlagenheit und Geistesabwesenheit, Keus höhnische Spottreden und seine Rohheit gegen das lachende Hoffräulein und den Zwerg sind für unsere Geschichte ausgedacht; und vielleicht wird man finden, daſs die Szene zu stark an die ähnliche Hilflosigkeit des Königs im Lancelotroman erinnert und für Keu die letzte Steigerung seines gewöhnlichen Auftretens bringt. Immerhin war die Gralsuche hinfort nicht ohne die Anlehnung an den Artushof zu denken. Auffällig ist im Vergleich, wie fremd dem ersten Zudichter nicht nur die Artus-, sondern auch die Graltradition ist. Die Artuswelt kennt er augenscheinlich nur aus Chrestiens Romanen, insbesondere aus dem *Erec*; von hier hat er den Namen Perceval le Galois (1526), den er dem Gralhelden beigelegt hat, sowie die von Girflet le fils Do und Sagremor le desreé (2230 s.) und den der Burg Tintagel (6518. 6528) und das Vorbild für die Suche nach Perceval (Gral 4086 ss. Erec 3942 ss.);

vielleicht spielt hier bei Percevals Traumversunkenheit auch eine Erinnerung aus *Lancelot* mit hinein. Kahedin stammt aus der Tristansage, er ist der Bruder von Iselt Weiſshand. Escavalon ist aus dem Graltorso entnommen (463), sonst ist alles erfunden (Meliant de Liz, Guingambresil, Agravain usw.). Halbwegs sagenecht, und bei Chrestien nicht belegt, ist nur das Schwert Escalibor, das seltsamerweise Gauvain führt, wie ihm auch der Knappe Yonet folgt. Zu den Eingeweihten können wir diesen Dichter nicht rechnen. Besser steht es um den zweiten Fortsetzer; er kennt Logres, Galvoie und vor allem Artus' Mutter Igerne und Lots Frau als ihre Tochter. Allerdings geht er mit der Sagenmaterie mit solcher Freiheit um, daſs es keinen Sinn hat zu fragen, ob er Galfrid oder Wace gelesen hat oder ob er aus einer reichhaltiger gewordenen und gefestigteren mündlichen Tradition schöpft. Wie wenig ihn die Tradition kümmert, zeigt das hohe Alter (60 oder gar 100 Jahre), das er Artus zuschreibt. Er scheint sich auch nicht gefragt zu haben, wie es möglich ist, daſs Gauvains Mutter auf dem Zauberschloſs weilt; dies setzt doch voraus, daſs ihr Mann, König Lot, nicht mehr am Leben ist; dann müſste aber Gauvain als sein Nachfolger die Krone in Schottland tragen und könnte nicht mehr so sinn- und zwecklos in der Welt herumstreifen. Solche Skrupeln fechten aber unseren Dichter nicht an, und das unterscheidet ihn gründlich von Chrestien.

Auch in der Art und Weise, wie unsere drei Verfasser ihre Verse klanglich ausfüllen, kann man deutliche Nuancen wahrnehmen, wenn man Sinn und Empfindung für die Individualität der Schallkurven hat. Es handelt sich dabei nicht um die mit den Augen feststellbare Konkordanz oder Diskordanz von Satzgliederung und Vers, sondern um die natürliche Intonationskurve der Rede in ihrem Verhältnis zum gleichmäſsigen Schema des Versmaſses und des Reims, die man akustisch auffassen muſs, indem man sich die Sätze zwanglos und sinngemäſs, nicht deklamatorisch, aber als belebte Verse im Zusammenhang vorspricht.

Bei Chrestien ist, wenigstens im Gralroman, die Linienführung so, daſs die markanten Sinnträger mit Vorliebe im Versinnern verteilt sind und dieses mit hohen Energien laden, während die Reimworte, mit ihrem reichen Gleichklang, meist verschieden abgestuft in gedämpfter Tonstellung stehen (als angelehnte Prädikatsverben oder als abfallende Satzschlüsse u. ä.). Die Sätze, lapidar in sich gefügt und in ihren Dimensionen nicht durch das Metrum, sondern durch ihren Inhalt bestimmt, reihen sich gleich Quadern kompakt aneinander, jeder ein klarer logischer Schritt vorwärts, was sich gleich im neuen Subjekt durch emphatischen Steigton ankündigt. Man nehme z. B. Vers 428ss. oder auch eine beliebige andere Stelle:

S'est bien an plusors leus seu
Que les mescheances aviennent
As prodomes qui se maintiennent
A grant enor et en proesce.

Mauvestiez, honte ne peresce
Ne chiet pas, car ele ne puet;
Mes les bons decheoir estuet.
Vostre pere, si nel savez,
Fu parmi les janbes navrez
Si que il maheigna del cors. Usw.

Für den ersten Zudichter hingegen ist die flüssige Geschmeidigkeit charakteristisch. In langen Perioden gleitet bei ihm die Rede leicht und gefällig dahin, ohne Mühe, ohne Hast und ohne starke Akzente, aber immer wogend bewegt, mit natürlichen Tonstellen und Ruhepausen bald hier, bald dort, wie es der Zufall fügt, ohne Bindung oder Hemmung durch Metrum und Reim, etwa wie folgt (Vers 5185ss.):

Li vavassors a son ostel
L'an mainne | parlant d'un et d'el, |
Si li demande | que devoit
Que le jor avec aus n'avoit
Armes portees au tournoi. ||
Et il li dit tot le por quoi: |
Qu'an l'apele de traïson, |
Si se doit garder de prison |
Et de lui blecier et maumetre |
Tant que il se puisse fors metre
Del blasme | qui lui est sus mis, |
Que lui et trestoz ses amis
Porroit honir por sa demore, |
S'il ne pooit venir à ore
A la bataille qu'anprise a. ||

Stark unterscheidet sich von beiden die Bewegungskurve des zweiten Fortsetzers. Sie ist keineswegs eintönig, sie drängt aber Vers um Vers dem Reimwort zu, so daſs es wie ein Branden wirkt. Vgl. z. B. Vers 6265ss.:

Queus jorz, sire? si nel savez, /
C'est li vandredis aorez, /
Li jorz que l'an doit aorer /
La croiz et ses pechiez plorer; /
Car hui fu cil an croiz panduz /
Qui trante deniers fu vanduz. Usw.

Wenn diese allgemeinen Feststellungen geeignet sind, Zweifel an der Einheitlichkeit des sog. Perceval le vieil rege werden zu lassen und einen zweimaligen Wechsel in der Person des Verfassers glaubhaft zu machen, so dürfte vielleicht die Untersuchung des Wortschatzes der Weg sein, um uns der Entscheidung näher zu bringen, wobei es vor allem auf den ersten Zudichter ankommt, denn bei der zweiten Fortsetzung ist der Bruch viel sichtbarer und die Un-

verträglichkeiten empfindlicher. In diesem mittleren Teil der Dichtung fällt es nun auf, dafs die Sprache und der Stil nicht fühlbar von dem Chrestiens abweicht; es ist, wie bei Godefroi de Lagny, das gleiche Sprachmilieu und die gleiche Stilschule; wenn man aber näher zusieht, stellt es sich heraus, dafs fast jedes expressivere Wort, das vorkommt, irgendeine Besonderheit aufweist, die von Chrestiens Gewohnheiten abweicht. Der Unterschied ist an sich nicht grofs, es handelt sich nur um Schattierungen, aber die Beständigkeit der Erscheinung ist auffällig und wirkt schliefslich doch beeindruckend.

Wir beginnen mit Vers 3430 und verzeichnen die beachtenswerten Fälle der Reihe nach, indem wir für die Einzelheiten auf das Foerster-Breuersche Kristian-Wörterbuch (Roman. Bibliothek 21) verweisen, und zwar auch auf die erste Auflage, weil in der zweiten die Belege für die gewöhnliche Wortverwendung fehlen. Es kommen in Betracht: 3431 chesne: desresne (sonst chasne, das leider nicht im Reim steht), 3432 crie et plore et 'desresne' jammert, 3433 'dolereuse' schmerzerfüllt, 3435 'de pute ore', 3436 'anjandree', 3437s. 'nasqui irasqui' pf., 3451 'chanberiere et compaigne' (übertr.), 3461 li vaslez li a anquis mit dir. Rede als n. Obj., 3465 'hui cest matin', 3446 me mervoil 'de grant fin' gewaltig, 3470s. vint et cinq liues an cest san tot droit, ainsi con vos venez (für 'san' vgl. K 1393), 3472 ostel 'bons et leaus et sains', 3475 le poil apleignié (vgl. aplanoiier L 1882), 3479 poil bien 'assis' glatt gestrichen, 3484 'con je plus poi', 3485 'il i pert', 3489s. 'geü' 'geüstes' übernachten (anders C 3332 'aler gesir' sich schlafen legen), 3504 'nagier' rudern (3000[a] im gleichen Sinn, aber von hier entlehnt), 3511 'eidier ne se pot', 3514 'angoisseus' elend, 3515 'monter sor cheval', 3524s. 'riverer' 'rivereor', 3526 'veneor', 3530 'à oes son oes' (zw. Forts. 7781. 7893 à oes nostre od. vostre oes) 3529. 31 'repeire' Lage, Gegend (site), nicht 'Behausung', 3536 'avoir mervoille de', 3538 'se tenir an sus de' in einiger Entfernung stehen bleiben (vgl. 6854[a] se traire an sus, zw. Forts.), 3541s. 'se lever ancontre' (vgl. 6461 se lever contre a., zw. Forts.), 3543 'l'aeisement' ne le pooir'. — Es folgen hier etwa 40 Verse leichten Gesprächs, die wenig Auffälliges zeigen. Dann wieder: 3584 'mesavantureus', 3586 'amander' tr. Besserung bringen (vgl. jedoch 2885), 3588 'regaeignier', 3622 'avant' weiterhin (sonst an avant), 3632 'de vos grant folie me sanble que', 3633 'gueitier' tr. bewachen, 3635 'je vos promet et creant' (vgl. 2246 creant bien et otroi, 3938 V. je lo et creant androit moi), 3638 'refraindre' verwinden, 3656 'treire sanc de' Blut entziehen, 3657 'à besoing' in einem Notfall (anders G 205 nach Bedarf), 3667 's'an tenir à bien paiié', 3671 'se ce avenoit que' (m. prolept. ce), 3673 'grant painne i avroit', 3674 'tenir la voie', 3676 'faire rebatre' neu schmieden lassen, 3677 'retanprer' 'faire sainne', 3686 'ce me seroit mout grief se' (vgl. 3671), 3687 'ele fraint' n. zerbricht, 3691 'santele', 3692 'toz uns escloz' immerfort einer Fährte nach, 3697 'cheoir an males mains' ,3698. 3700 'bien traveilliez et mal peüz, si con l'an fet cheval presté', 3702 'apareillier'

verpflegen, 3705 'anfondu' von Staupe befallen, 3706 'chaon fondu' eingefallener Nacken, 3708 'past' Fütterung (cuiriee et p.), 3711 u. ö. 'tant solemant', 3714 'convenir à' sich schicken für, 3721 'sain' ganz, 3722 'saillir' heraustreten d. h. sichtbar werden (sonst stets rasche Bewegung: springen), 3723 'roture' Rifs, 3724 'grosses costures' grob ausgeführt, 3727 'jarse' Aderlafsmesser, 3729 'gelee', 3732 'trace' Spur (allgem., sonst Fährte eines Tieres), 3734 'traïn' Rinne, 3742 'estraindre' zusammenraffen, 3744 'pertuis' Loch im Kleide.[1]

Dies ist der Ertrag von 300 Versen, dem zehnten Teil der ersten Zudichtung. Es reicht wohl aus, um fühlen zu lassen, wie hier eine anders nuancierte Sprachgewohnheit am Werke ist als wie bei Chrestien. Nicht etwa, dafs der Abstand grofs wäre, aber er ist ununterbrochen da, so dafs man wohl sagen kann, dafs der Verdacht gegen die Einheitlichkeit der älteren Graldichtung, der von Seiten der Komposition und des inneren Zusammenhangs her aufgetaucht ist, auch von der sprachlichen Seite her Bestätigung findet. Eine vollständigere und eingehendere Untersuchung dürfte sich unbedingt lohnen. Sie müfste auch auf die zweite Fortsetzung ausgedehnt werden, die sich im Wortschatz und der Wortverwendung wieder auffallend dem normalen Chrestienschen Gebrauch nähert, aber mit anderen Eigenheiten.

Nehmen wir also als erwiesen an, dafs die Graldichtung schon in der ersten veröffentlichten Fassung, im sog. Perceval le vieil, das Werk dreier Dichter ist, die nacheinander Hand angelegt haben, so müssen wir uns die Frage vorlegen, was wohl den Anlafs zu diesem zweimaligen Wechsel in der Redaktion gegeben haben kann, wo doch schliefslich nur ein unvollendetes Ganzes, eine Abenteuerfolge ohne befriedigenden und endgültigen Abschlufs herauskam, die unvermeidlich zu neuen Erweiterungen herausfordern mufste. Die Erklärung ist vielleicht nicht schwer zu finden. Wenn Chrestiens Darstellung, wie wir annehmen, auch nur bis zum Besuch oder bis zum Verlassen der Gralburg reichte, so war das vorliegende Bruchstück immerhin so ansehnlich und bedeutsam, dafs eine Fortführung und Fertigstellung der Dichtung wünschenswert erscheinen mufste, namentlich wenn ihr Besteller, Graf Philipp von Flandern, darauf drängte, oder, was auf das Gleiche hinauskommt, wenn die von seiner Seite zu erwartende Belohnung dazu lockte.

Der Erste nun, der die Aufgabe übernahm, scheint sich nach einem aufmerksamen Studium des Chrestienschen Entwurfs einen regelrechten Plan ausgedacht zu haben, der nur den Fehler hatte, dafs er einen abenteuerlichen Umweg nahm, um zum Ziele zu ge-

---

[1] Beachtenswert ist auch die gelegentlich hervortretende Neigung zu Dreiergruppen: 3374 s'apele et bote et hurte assez, 3432 qui crie et plore et se desresne, 3472 bons et leaus et sains, 3525s. ses rivereors, ses archiers et ses veneors, 3676s. feire rebatre et retanprer et feire sainne, 3729 de chaut, de halle et de gelee: eine auch Chrestien und anderen geläufige Stileigenheit.

langen, und daſs er zu weitläufig angelegt war. An die 1200 Verse wurden zunächst auf die Abwickelung der Chrestienschen Ansätze verwendet; daran anschlieſsend sollten dann auf Anregung der Gralbotin die neuen Abenteuer in Parallelhandlungen beginnen: Girflet, Kahedin, Perceval; bevor es aber dazu kam, wurde (gewiſs mit Absicht) Gauvain in den Zwist mit Guingambresil verwickelt, und nun folgen wir seinen Erlebnissen bis zu dem Augenblick, wo er sich zur Erforschung der blutenden Lanze verpflichtet. Weiter ist der erste Zudichter nicht gekommen; vielleicht fehlte ihm die Zeit, oder er hatte die Lust und den Mut verloren; es kann aber auch sein, daſs die Verwalter des Nachlasses Eile hatten, dem Besteller der Dichtung oder dem Publikum bald etwas Fertiges vorzulegen. In dem Zustand aber, in der sich der Roman nach dieser ersten Erweiterung befand, war eine Veröffentlichung nicht gut möglich, weil ein Schluſs fehlte; der fragmentäre Charakter sprang zu sehr in die Augen.

Diesem Übelstand wollte offenbar der zweite Fortsetzer abhelfen. Er tat es in seiner Weise, mit Talent und Phantasie, aber sehr obenhin, jedoch wirksam. Um den Plan seines Vorgängers kümmert er sich einfach nicht, er überspringt kurzweg fünf Jahre; dafür gibt er aber der losen Abenteuerfolge, deren Held Gauvain geworden war, durch dessen Besuch auf dem verzauberten Frauenschloſs und durch das Bestehen aller Zauberproben einen glänzenden, apotheosenhaften Abschluſs, bei dem man sich wirklich beruhigen konnte. In dieser Zusammensetzung wurde dann der Roman auf gut Glück herausgegeben. Es ist der alte Grundstock von etwas mehr als 9000 Versen, wie ihn Wolfram von Eschenbach seinerzeit kennen lernte. Man darf auch annehmen, daſs das fertiggestellte, wenngleich nicht richtig vollendete Werk tunlichst bald seinem ersten Besteller, dem Grafen von Flandern, überreicht wurde. Später befand es sich jedenfalls in flandrischen Familienbesitz, und seine weiteren Schicksale wurden, so viel man sieht, von hier aus bestimmt. Um 1220 erhielt der Gralroman auf Wunsch der Gräfin Johanna, Philipps Enkelin, durch Mannecier den lang entbehrten Schluſs, nachdem ihm Wauchier de Denain schon vorher und wohl im Dienst der gleichen Gebieterin eine lange Fortsetzung gegeben hatte. Für andere Gönner schrieb um die gleiche Zeit Gerbert de Montreuil einen anderen Schluſs, während die vor Wauchier eingeschaltete, ziellose und vielfach rohe und handwerksmäſsige Fortsetzung der Gauvainabenteuer mit zahllosen Nebenepisoden nur für den Buchverkauf bestimmt gewesen zu sein scheint und in den verschiedenen Abschriften mannigfach umgestaltet wurde.[1]

---

[1] Ob an der ersten Erweiterung des Gralromans Guiot de Provins beteiligt war, ist nach unseren Ausführungen im vorigen Abschnitt eine kaum mit Ja zu entscheidende Frage. Man müſste schon annehmen, daſs sich sein Jugendstil als Erzähler, von dem wir keine Probe besitzen, von seinem Alterstil als Satiriker beträchtlich unterschied; und noch schwerer wäre zu beurteilen, ob ihm die erste oder zweite Fortsetzung zukäme.

Die letzte Frage, der wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, ist die Bedeutung der gewonnenen Erkenntnis für die Geschichte der Gralkonzeption. Chrestiens Originalität besteht darin, daſs er seinen *Conte du Gral* als eine Art Erziehungsroman angelegt hat, als die Initiation seines in vollkommener Weltfremdheit herangewachsenen Helden durch eine Reihe zuerst miſslicher, dann aber immer höhersteigender Erfahrungen bis zu den Einsichten, die ihn zum Graleigner vorbereiten und würdig machen sollten. Als Vorstufe war jedenfalls Frauenliebe und weltliches Rittertum gedacht. Äuſserlich ist hier die Handlung wenigstens vorübergehend, aber durch die Keu drohende Sühne auch weiterhin ideell mit dem Artushof verbunden worden: der Auszug des jungen Gralsuchers erfolgt, wie König Artus soeben den König Rion besiegt hatte: eine nicht präziser erfaſsbare Zeitbestimmung, aber immerhin das einzige greifbare Datum in unserem Roman, nach dem wir die erzählten Geschehnisse sagengeschichtlich unterbringen können. Denn man bedenke, daſs Chrestien selber seinem Helden keinen Namen gegeben hat und daſs er uns auch den Namen seiner Eltern verschweigt. Und da der Roman nach dem Besuch der Gralburg unvollendet abbricht, ohne daſs die erforderlichen Fragen gestellt worden sind, erfahren wir auch nicht, wer der gelähmte Schloſsherr ist, noch wer im Nebenzimmer mit der Gralschüssel bedient wird, die bei jedem Gang der Mahlzeit feierlich hineingetragen wird.

Wenn wir uns also zu Mutmaſsungen versteigen wollen, wie Chrestien sich sein Gralabenteuer eigentlich gedacht und wen er sich zum Gralhelden ausersehen hatte, so ist der einzig gangbare Weg, daſs wir die anderweitig gegebenen Gralvorstellungen, und als solche kommen der Zeit nach nur die von Robert von Boron in seinem Josephroman in Betracht, in der Projektion auf die Artuszeit (zweites Viertel des 6. Jahrhunderts) betrachten. Nach Robert de Boron sollten nur drei Personen den Gral besitzen, abgesehen von Joseph von Arimathia selber; die erste sollte Bron sein (3310ss.), die zweite sein Enkel, Alains Sohn (3361ss.), für die dritte (3375) würde der Herr selber Verfügung treffen:

Dou tierz, ce te di ge pour voir,
Fera Jhesu Criz sen vouloir,
Qui sires est de ceste chose.

Sofern nun Chrestien sich überhaupt an eine Tradition hielt, dürfte er augenscheinlich diesen letzten, von Robert de Boron nicht näher gekennzeichneten Gralhüter im Auge gehabt haben; das verträgt sich am ehesten mit der späten Zeit, in der er seinen Roman spielen läſst. Da die Überlieferung von der Herkunft und Abstammung dieses Gralbesitzers nichts sagte, hatte der Dichter alle Freiheit, und Chrestien hat dies auch ausgenützt. Ist dem aber so, dann ergibt sich der Schluſs, daſs der gelähmte Schloſsherr wahrscheinlich Alains Sohn ist; darum hat er auch eine Nichte; elf Brüder Alains waren

ja verheiratet. Ferner könnte der unsichtbare Gast im Nebenzimmer der reiche Fischer Bron in eigener Person gewesen sein, der wie sein Enkel durch die Gralschüssel wunderbar am Leben erhalten bleibt trotz der verflossenen Jahrhunderte. Er könnte auch derjenige sein, den der junge Gralheld im Nachen fischen sah, denn der Fischfang ist seine geheiligte Aufgabe von Ursprung an, während bei Chrestien von einer Behinderung des Angelfischers durch eine vorhandene Lähmung nicht die Rede ist.

Wie Chrestien sich den weiteren Fortgang seiner Erzählung zurechtgelegt hatte, läſst sich nicht ergründen; aber man darf wohl als sicher annehmen, daſs die Gralberufung des Helden sich krönend über die Vorstufen des Frauendienstes und Rittertums als eine höhere Weihe erheben sollte, wohl schwerlich in Wolframs Sinn als geistliches Rittertum (Templeisen) mit leiblicher Ehe vereint, sondern wohl eher mit keuschem Verzicht auf Erdenminne, etwa im Hinblick auf die reine Himmelskönigin, dann aber folgerecht auch mit Überwindung des ritterlichen Waffendienstes, des Rechtsschutzes durch das Schwert, zugunsten einer höheren Weltordnung. Aber wer möchte sich vermessen, Chrestiens unausgesprochene Gedanken zu erraten und nachzuschaffen? An dieser Aufgabe sind alle Fortsetzer gescheitert, und Wolfram selber brauchte seine ganze naive Genialität, um die aus den Fugen geratene Gralkonzeption wieder leidlich einzurenken.

Der erste Zudichter, der Verfasser der Verse 3430—6198, hat uns durch den Mund der zufällig getroffenen Base, die seltsamerweise alles kennt und weiſs, eine notdürftige Erklärung der Gralgeheimnisse gegeben. Er hat aus dem gelähmten Schloſsherrn den „reichen Fischerkönig" gemacht und seine Lähmung mit der Verwundung durch einen Wurfspeer und seinen Fischfang als Zeitvertreib in seinem hilflosen Zustand gedeutet. Er hat dann weiter Perceval diesen höchst ungeeigneten Namen gegeben und sein Schweigen bei der Gralprozession als schwere Schuld gefaſst und als Strafe für seinen herzlosen Abschied von der Mutter, die er daran sterben läſst. Aber vom Gral selber sagt er eigentlich nichts; ihm ist das Zerbrechen und Wiederschmieden des geschenkten Schwertes viel wichtiger, und zum Schluſs (6162ss.) verpflichtet sich Gauvain nicht, den Gral zu suchen, sondern nur die blutige Lanze, weil durch sie das ganze Königreich Loegrien verwüstet werden soll. Dem zweiten Fortsetzer, der die Verse 6199—9234 . . . geschrieben hat, verdanken wir die an sich recht wirksame Vorstellung eines auf Irrwege geratenen und in Gottvergessenheit versunkenen Perceval, der durch Mahnung und Beichte zur Reue und Einkehr geführt wird. Er hat ferner aus dem unsichtbaren Graleigner einen Bruder des Einsiedels und der Mutter Percevals gemacht, und damit aus dessen Sohn, dem Fischerkönig, einen Vetter des Letzteren. Es leuchtet ein, daſs dadurch der Zusammenhang mit der Josephtradition völlig aufgehoben wird. Die wertvollste Zugabe sind aber die wenigen

suggestiven Verse, in denen er die Natur des Grals zu erklären versucht hat:

D'une sole oiste li sainz hon,
Que l'an an cest graal li porte,
Sa vie sostient et conforte;
Tant sainte chose est li graaus
Et il est si espiritaus
Qu'à sa vie plus ne convient
Que l'oiste que el graal vient. 6422ss.

Diese Auffassung dürfen wir nicht ohne weiteres auf Chrestien übertragen, obwohl seine Vorstellung dieser und namentlich der Roberts von Boron nicht unähnlich gewesen sein dürfte. Wer sie erfassen und deuten will, muſs aber die Vorstellung von der blutenden Lanze, die Chrestien in die Gralprozession eingeführt hat, als wesentlich hinzunehmen.

4. Mit Chrestiens Namen stehen noch zwei weitere Dichtungen in Zusammenhang, bei denen die Frage der Verfasserschaft noch heiſs umstritten ist. Es sind dies: 1. die als Werk eines Chrestien le Gois überlieferte *Philomena*, eine Nacherzählung aus Ovids Metamorphosen (IV, 482ss.), die nur als Einlage in dem 'Ovide moralisé' eines unbekannten Franziskaners aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts vorliegt, ausdrücklich als fremde Einlage bezeichnet; ältere selbständige Abschriften von ihr haben sich nicht erhalten;[1] und 2. der als Legendenroman anhebende und in einen abenteuerlichen Schicksalsroman verlaufende *Guillaume d'Angleterre*, von dem wir im ganzen zwei Abschriften besitzen, eine wohl nachträglich eingefügte in der groſsen Kompilation der Hs. Paris BNfr. 375, und eine zweite in dem ebenfalls umfänglichen Sammelband Cambridge, St. John's College B. 9; in den einleitenden Versen nennt sich ein Chrestien (*Crestiiens qui dire siaut*) als Verfasser.[2] — In beiden Fällen glaubte man die Dichtungen unserem Chrestien de Troyes zuschreiben zu dürfen, und diese Ansicht hat noch ihre Verteidiger, aber die Zweifel, die sich dagegen regen, sind keineswegs zerstreut.

Bei der Philomenaepisode aus dem 'Ovide moralisé' wäre man schwerlich von selbst auf den Gedanken gekommen, den Vater des Artusromans als ihren Verfasser anzusehen, wenn er nicht selber im Vorwort seines *Cligès* unter seinen früheren Dichtungen eine *Muance*

---

[1] Ausg. v. C. de Boer, *Philomena, conte raconté d'après Ovide par Chrestien de Troyes*. Paris 1909 (th. d'Université), bespr. v. O. Schultz-Gora, Zschr. f. rom. Philol. 37, 232 ff. Vgl. G. Paris, Hist. litt. de la France 29. W. Foerster, *Einleitung* 26 ff. F. Zaman, *L'attribution de Philomena à Chr. de Tr.* Amsterdam 1928 (mit Bibliographie). E. Hoepffner, *La Philomena de Chr. de Tr.* Romania 57, 13 ss.

[2] Ausg. von Fr. Michel *Chron. aglnorm.* III (1836). W. Foerster, Christian von Troyes Werke IV (1899) u. kl. Ausg. (1911). M. Wilmotte, Class. franç. du moyen âge 55 (1927). Zur Verfasserfrage: M. Wilmotte, Romania 46, 1 ss. P. J. Tanquerey, ibid. 57, 75 ss. Weitere Literatur s. Voretzsch, *Einführung*[3] 294 u. 311.

de la Hupe, de l'Aronde et du Rossignol angeführt hätte. Diese glaubte G. Paris (1884) im 'Ovide moralisé' wiedergefunden zu haben, und seither ist der Widerstreit der Meinungen nicht wieder zur Ruhe gekommen, wobei es die Verfechter der Authentizität an Rührigkeit nicht haben fehlen lassen. Ihre Verteidigung gleicht aber einem Rückzugsgefecht, bei dem eine Stellung um die andere trotz tapferer Gegenwehr verloren geht.

Als erstes leuchtet es nicht ohne weiteres ein, daſs Chrestien le Gois mit Chrestien de Troyes identisch ist. Zwar ist zuzugeben, daſs ein Doppelname wie Chrestien le Gois, dit de Troyes, für die Zeit denkbar wäre, wenn auch die Namen von Jean Clopinel de Meun oder Adam le Bossu de la Halle keine rückwirkende Beweiskraft haben. Aber wir besitzen im 6. und 7. Band der *Histoire des ducs et comtes de Champagne* von H. d'Arbois de Jubainville reichhaltige Verzeichnisse von Personennamen aus der Champagne, nach denen wir uns ein Bild von den um 1172 obwaltenden Verhältnissen, wenigstens für eine bestimmte Gesellschaftsschicht, machen können.[1] In der erdrückenden Mehrheit der Fälle werden die vorgeführten Personen neben ihrem Taufnamen noch mit einem beigefügten Ortsnamen bezeichnet. Dieser gibt meistens den Lehensbesitz an und geht bei ununterbrochener Erbfolge natürlich vom Vater auf den Sohn über. Kaum seltener gibt er aber den Herkunftsort an und ist dann wohl gröſstenteils eine individuelle Kennzeichnung, die sich nicht notwendig überträgt; doch haften solche Beinamen hin und wieder bereits am Geschlecht, nur kommt manchmal die gleiche Benennung (z. B. de Provins) verschiedenen Familien zu, was gerade Schlüsse aus einem de Troyes besonders erschwert. Persönliches Eigentum sind, soviel man sehen kann, auch die zahlreichen adjektivischen oder substantivischen Zunamen wie Raoul le Roux, Hue le Gros u. dgl.; doch finden sich auch solche, die auf die folgende Generation übergehen, z. B. L'Esvantez, Bristaud, Baleine, Bise l'enmoine, Poile-Chien, Putemonoie usw., und von diesen lebt eine ganze Reihe bis heute in der Toponymie fort, z. B. le Plessis-aux-Brébans, le Plessis-aux-Evantez, le Rozoi-Gâtebled, la Haie-Jutard, le Plessis-Poil de Chien. Wie wenig gefestigt die Namentradition indessen zur Zeit noch war, sieht man daran, daſs Miles und Jean de Provins, oder les Brébans, Söhne von Guillaume le Roi, Marschall von Champagne, waren. Unter den gegebenen Umständen hat die doppelte Bezeichnung eines Menschen durch Zuname und nach Ortsherkunft und die Verwendung bald der einen, bald der andern oder auch beider vereint nichts überraschendes. Als Beispiele seien genannt: Abraham Bursaud de Provins, Adam Bisolus du Plaissié, Pierre le

[1] Am wichtigsten sind die Verzeichnisse zum *Catalogue des actes des comtes de Champagne* (VI, 105—203) und zu dem von A. Longnon bearbeiteten *Livre des vassaux du comté de Champagne et de Brie* (VII, 249—335) mit einer besonderen *Table des noms de famille et surnoms* (VII, 371—75), bei der aber ein Vergleich mit dem Hauptverzeichnis unerläſslich ist.

Baude des Tours-sur-Marne, Raoul du Marché de Châlons, Morel le Noir de Cirfontaine. Ihnen lieſse sich ein Chrestien le Gois de Troyes ohne Schwierigkeit anreihen, aber die Norm würde es nicht darstellen und belegt ist es in keiner Weise. In unseren Listen erscheint der Name le Gois überhaupt nicht und Chrestien nur ein einziges Mal.[1]

Bei derartigen Untersuchungen über strittige Verfasserschaften haben bislängs die sprachlichen Kriterien die Hauptrolle gespielt, vielleicht über Gebühr, aber doch nicht zu Unrecht. In dieser Hinsicht kann man nun nicht behaupten, daſs es keinen Eindruck macht, wenn beim Pron. pers. der 3. Pers. fem. hier *el* mit *ele* (illa) abwechselt, dort eigentlich nicht; wenn im Conj. impf. hier *peüst* im Reim steht gegen normales *poïst* dort; wenn hier statt *neïs* nur jüngeres *nes* vorkommt, wenn *roie* (rauca) auf joie reimt neben sonst belegtem *roe*, vom Obl. *fel tirant* zu geschweigen.[2] Auch beim Wortschatz wird es auffallen, daſs bei einem Gedicht von weniger als 1600 Versen sich eine Reihe von speziellen Wortgruppen findet, die bei Chrestien de Troyes fehlen oder nicht so üppig vertreten sind. So haben wir die unheilverkündenden Vögel *duc, huant, chahu, fresaie*, sakrale Bezeichnungen wie *celebrer, feste, temple, ves, sacrifier, sacrifise, sarqueu, image* (Götzenbild), *signe* (Vorzeichen), *destinees* (Schicksalsnornen), dann Seemannsausdrücke wie *mast, tref* (Rahe), *empaindre en mer, tendre cordes et voiles, sigler, au cours des estoiles, havle*, oder Benennungen für Spiele, (*tables*), (*eschas*), *vieil jeu, sis et as, bufe, hamee*, und für Frauenarbeiten, *ovriere, baudequin, filé, filer, ostille, escheviauz, fusees, desvuidier*, ferner Schulausdrücke wie *autors, gramaire, vers et letre, glose, sentence*, Rechtsbegriffe wie *tirant, crime, maufeitor, parjuré*; selbst der Küchenzettel ist reichhaltiger: *paons, cignes, faisans, vins deliiez, haste*, und für Musik und Gesang kommt zu *sautier, gigue, rote, lai* noch *lire, son, note, vieler* hinzu.

Über Chrestien hinaus kennt die *Philomena* auſserdem noch zahlreiche einzelne Worte, gewöhnliche und seltene, wie *aneïlle* (Krücke), *canivet, cheveleüre, croce, decevement, eschançon, fronce, fumee, gaudine, gendre, huche, orer* (Subst.), *paienime, pastor, au prin d'esté, regné*, par barat et *renadie* (im Reim auf *die*), *senefiance, à un sible* (schnurstracks), *sostenement, subjection*; *alignié, guingnié, hupe copee, lanier, trover l'uis pelé* (verrammelt finden); *achever, acorchier, atranper son corage, defaillir*, [*descoler = decoler*], *se descoragier de* (sein Herz von J. lösen), *esjoïr* (im Sinn von *conjoïr*), *exorter, gueimenter, manifester, poser, prolongier* (f. *porloignier*), *sofire*. Dazu Wortverbindungen wie *costume et essemple, cure et cusançon, semblant et contenance, amer et*

---

[1] Livre des vassaux (um 1172) nr. 1401: *Girars li fils Crestiien. Le fié est Aguisi.* Gemeint ist nach Longnon: Aiguizy, Dept. Aisne, arr. Château-Thierry, cant. Fère-en-Tardenois, comm. Villers-Argon. Die franz. Übersetzung des ursp. lat. Textes ist jüngeren Datums. Auf den Namen le Gois kommen wir noch zurück.

[2] Über -s : -z im Reime s. Schultz-Gora l. c. 241, Hoepffner, p. 17, Anm. 2.

sauvage, se taire et faire le sort, oder Redewendungen wie *esgarder à droit, n'aiiez tel besoing* (nur nicht so eilig), *mesurer son lit del travers on del belonc* (sich im Bette wälzen), *ne li chaut li queus des chiés avant an aut* (gleich, welches Ende vorangeht). Und wenn man sich die Zeit nähme, käme noch manches heraus. Selbst unverfängliche Ausdrücke wie *s'apuiier sur sa main, prendre entre ses bras, par de là, contre son coeur* oder Plur. *mi eise* oder eine Verbindung wie *laciee en un samit* (in ein Samtkleid geschnürt) u. dgl. sind Sondergut. Oder ein anderes Beispiel: Bei Chrestien de Troyes bezeichnet *cors* die leibliche Hülle schlechthin, daher *an cors* = nackt (E. 4386), die schöne Körpergestalt wird durch *corsage* ausgedrückt; ähnlich ist *peitrine* ein Terminus der anatomischen Topographie (z. B. Ort der Verwundung), keine Andeutung des Frauenreizes; in der *Philomena* hat sich das verschoben. Und noch anderes ließe sich sagen.[1]

Unstreitig liegen beachtliche Verschiedenheiten sowohl bei dem bewußten als bei dem unbewußten Sprachgebrauch vor. Gewiß kann auch Zufall im Spiel sein (z. B. *gendre*); anderes liegt am Stoff der Erzählung, *tirant, sacrifier* u. dgl., denn eine antike Geschichte ist kein Artusroman, und umgekehrt. Dann könnte sich Chrestiens Stil und Geschmack auch im Lauf der Zeit geändert haben, so daß er z. B. in der Schilderung der Mahlzeiten immer zurückhaltender geworden wäre. Immerhin bleibt Bedenkliches genug. Nicht wenige von den angeführten Ausdrücken, wie *crime, eschançon, desvuidier,* kommen anderweitig erst gegen den Schluß des 12. Jahrhunderts oder erst im folgenden vor; Deminutiva wie *grossettes* kennt auch Chrestien, aber das Spielen damit (153s. 161s.) ist neu. Bedeutsam ist vor allem das Vordringen der Latinismen und die Bevorzugung der abstrakten Substantiva; Chrestien hätte schwerlich geschrieben: *nos somes en dotance de l'esconduit ou de l'otroi* (318s.). Ein Wort wie *renardie* aber, das vor 1180 kaum denkbar ist, bedeutet schließlich einen schwerwiegenden Terminus a quo. Und diese Erscheinungen wiegen um so schwerer — die Verschiedenheit der beiden Verfasser vorausgesetzt —, als Chrestien le Gois in sprachlicher und stilistischer Hinsicht offenkundig ein folgsamer Schüler von Chrestien de Troyes ist.

Man begreift, daß sich die Verfechter der Authentizität angesichts dieser Schwierigkeiten mit der Annahme einer weitgehenden Überarbeitung des Philomenatextes bei seiner Einfügung in den 'Ovide moralisé' zu helfen suchen: es wäre die sicherste Rettung, vielleicht die letzte. Aber was zugunsten dieser Auffassung geltend gemacht wird, ist nicht überzeugend. Die sehr beachtenswerten Ausführungen von E. Hoepffner über die nachträglichen Textänderungen in den Handschriftengruppen x und y, wobei namentlich y energisch modernisiert, (l. c. 22—32) erwecken eher den Verdacht, daß in der Urfassung des 'Ovide moralisé' der ursprüngliche Wortlaut der Philomenaepisode

[1] Vgl. E. Hoepffner l. c. 16ss. und weiter auch das Folgende. Wiederholungen des schon Gesagten waren nicht ganz zu vermeiden.

nicht sonderlich angetastet worden war, sonst wäre die Erneuerung nicht so dringend gewesen.[1] Es widerspräche auch dem Verhalten des Moralisators in dem ähnlichen Fall der ebenfalls eingelegten Piramusepisode, die textlich unverändert blieb, wie der Vergleich mit den älteren Abschriften beweist. Das Wegdeuten des Wortes *renardie* (929) bedeutet die Tilgung eines reichen Reims und ist durch nichts gerechtfertigt. Daſs sich die Fälle der Verwendung von *el* statt *ele* zwischen den Versen 1107 und 1218 häufen, ist kein Beweis, daſs dieser Abschnitt stärker retuschiert worden ist; es hängt einfach damit zusammen, daſs in diesem Teil der Erzählung die Frauen die Trägerinnen der Handlung sind und damit günstigere Bedingung für den Gebrauch beider Formen gegeben waren.[2] Die *Philomena* zählt 1468 Verse, die Hälfte davon ist 734, und gerade hier steht der Name von Chrestien le Gois. Ist es Zufall? — es kann sein. Wenn es aber Absicht ist, so kann es uns warnen, nicht gar zu willkürlich an dem gegebenen Text herumzudoktern.[3]

Versagen aber, wie es den Anschein hat, die sprachlichen Argumente, so steht es mit den literarischen kaum günstiger. Die in der *Philomena* vorkommenden Anspielungen auf Tervagant, Atropos, Tesiphoné, Platon, Omer et Caton, Apoloines et Tristanz, Jacob, Abraham et Esaü haben keine entsprechenden Parallelen bei Chrestien de Troyes; wenn dieser sich im *Erec* auf Macrobius beruft, so weiſs er warum[4]; ein einfaches Faseln ist ihm fremd. Wichtigkeit hat hingegen, was E. Hoepffner vom Einfluſs der *Geste des Bretons* (Brut) von Wace auf den Philomenadichter beibringt (l. c. 36—45). Liegt wirklich eine Nachahmung vor, vgl. bes. l. c. 42, so haben wir einen

[1] Einfache Änderungen wie das Einsetzen von jüngerem *tres* für älteres *moult*, auch wenn sie erwiesen wären, sind ohne Bedeutung; der Schreiber nimmt sie currente calamo vor; sie verlangen weder Überlegung noch Entscheidung und erlauben keine weitergehende Schlüsse. Direkt bedenkliche Stellen kommen an sich im überlieferten Text kaum vor. Vielleicht verlangen Vers 670 und 671, die beide mit *Comant* beginnen, eine Korrektur, indem man das zweite in *Convient* ändert, so daſs hier der Nachsatz beginnt.

[2] Für den Wechsel von *el* und *ele* läſst sich keine bündige Regel aufstellen; es spielen wohl satzrhythmische Momente hinein. Zu beachten ist aber, daſs vor elidierendem Vokalanlaut (19 Fälle!) immer *ele* geschrieben wird; auſserdem steht es bei Inversion: *fet ele*, *avoit ele* (beachte 1217: *s'est el bien gardee*). Sonst hat *ele* noch den Vorzug, wenn in einem Gefüge verschiedene Personen abwechselnd in Betracht kommen (ein gutes Beispiel Vers 62—65). Fast regelmäſsig heiſst es *s'ele*, *qu'ele*, *quanqu'ele* usf., wenn ein entfernteres Subjekt wieder aufgenommen wird. In diesem Falle wechselt *qu'ele* auch mit *que* ohne Subjektspronomen, was die Möglichkeit gibt, eine Silbe für den Vers zu gewinnen. Auf diese Weise ist die Lage für *el* nicht so günstig wie für *ele*; in den 400 ersten Versen ist der Vers 201 der einzige, wo ein *el* eintreten konnte. Anders nach Vers 1000, wo fast immer Frauen handeln, bald in Gegensätzlichkeit, bald aber auch für sich.

[3] Beim Wechsel zwischen *vilaine*, *mestre* und *vieille* (vgl. Hoepffner p. 31) ist zu beachten, das *mestre* in übertragenem Sinn (Kerkermeisterin) gebraucht ist.

[4] Vgl. Zschr. f. rom. Phil. 1928, p. 130s.

schlagenden Beweis, daſs die *Philomena* auf keinen Fall ein Werk von Chrestien de Troyes ist; denn bisher ist noch keine Spur einer Einwirkung von Wace auf unseren Artusdichter aufgedeckt worden.[1] Nachweisen läſst sich die starke dichterische Ausnützung von Galfrid von Monmouth im *Erec* und *Cligès*; später hört sie auf, weil Chrestien in der Konzeption der Artuswelt mündig geworden war; Galfrid hatte ihm nichts mehr zu bieten. Mit Wace steht aber die Sache so, daſs seine *Geste des Bretons* 1155 fertig wurde. Auch wenn Chrestien bis zu dieser Zeit in England war, hat er die Dichtung hier kaum kennengelernt. Auf dem Kontinent aber fand der *Brut* allem Anschein nach erst spät Verbreitung; alle uns vorliegenden Handschriften enthalten bereits den eingeschobenen Zusatz über die Tafelrunde, und dieser setzt die Chrestienschen Artusromane als gegeben voraus. Man muſs daher zwei oder dreimal zuschauen, bevor man eine Benutzung von Wace im östlichen Frankreich früher als 1175 oder 1180 annimmt und behauptet.[2] Und nicht viel früher dürfte ein Einfluſs des *Enéas* anzunehmen sein.[3]

Das richtige Bild vom Verhältnis des Philomenadichters zu Chrestien de Troyes vermittelt uns vielleicht der Vergleich der folgenden Stellen:

Philomena ed. de Boer.	*Conte du Gral ed. Hilka.*
124s Atant est d'une chanbre issue	Desliee fu et si ot
Philomena eschevelee . . .	Les cheveus teus, s'estre poïst,
Plus luisant estoit que fins ors	Que bien cuidast qui les veïst
Trestote sa cheveleüre.	Que il fussent tuit de fin or,
Tel l'ot Deus feite que Nature	Tant estoient luisant et sor.
Mien escient i fausist bien	Le front ot blanc et haut et plain,
S'ele i vausist comancier rien.	Con se il fust ovrez à main
Le front ot blanc et plain sans fronce,	Que de main d'ome l'ueuvre fust
Les iauz plus cler qu'une jagonce,	De pierre ou d'ivoire ou de fust
Large antr'oel, sorciz aligniez,	Sorciz brunez et large antr'uel,
Nes ot ne fardez ne guigniez;	An la teste furent li oel
Le nés ot haut et lonc et droit	Riant et vair, cler et fandu;
Tel con biautez avoir le doit;	Le nés ot droit et estandu,
Fresche color ot an son vis	Et miauz avenoit an son vis
De roses et de flors de lis . . .	Li vermauz sor le blanc assis
	Que li sinoples sor l'arjant.

Die Ähnlichkeit und nahe Verwandtschaft der beiden Beschreibungen fällt in die Augen; sie wird beiderseits durch die voraus angekündigte Absicht, eine besondere Leistung zu liefern, noch

[1] Weder Anete Brown Hopkins, *The influence of Wace* etc. Diss. Chicago. Menasha, Wis. 1913, noch Margaret Pelan, *L'influence du Brut de Wace sur les romanciers de son temps*. Th. univ. Strasbourg. Paris 1931, haben gesehen, daſs es auf das Dilemma Wace-Galfrid ankommt.

[2] Abh. d. Sächs. Akad. XLIII, 1, S. 90ss.

[3] Ibid. S. 65s. u. 68.

unterstrichen (Ph. 127—136. G. 1805—1809). Der Eingang ist der gleiche: dort erscheint Blanchefleur ohne Kinnband (*desliee*), hier tritt Philomena mit aufgelöstem Haar herein (*eschevelee*). Bei der Schilderung des Haars werden die vier Verse des *C. du Gral* unter Beibehaltung von *cheveus*, *luisant* und *fin or* in zweie zusammengezogen, nur daſs *cheveleüre* eingesetzt wird, was den Reim *Nature* herbeiruft. Aber der Philomenadichter bestreitet die Kosten des folgenden Einschubs keineswegs von sich aus, er macht vielmehr eine Anleihe beim *Löwenritter* und schreibt:

Ph. Tel l'ot Deus feite que Nature
Mien escient i fausist bien
S'ele i vausist comancier rien.[1]

L. Ja la fist Deus de sa main nue,
Por Nature feire muser.
Tot son tans i porroit user
S'ele la voloit contrefeire;
Que ja n'an poroit à chief treire.

Bei der Stirn muſste Chrestiens Vergleich mit der Bildhauerarbeit wegfallen, wenn die Nachahmung nicht sklavisch werden sollte. Die Selbständigkeit gewährleistete der Reimfund *sans fronce* : *jagonce*. Daraus ergab sich aber wieder die Vorwegnahme der Augen unter Wegfall von *riant*, *vair* und *fandu*; der Abstand zwischen den Augen ist gleich wiedergegeben, die *sorciz brunez* aber durch *sorciz aligniez, ne fardez ne guigniez* ersetzt, für die E. Hoepffner l. c. p. 21 eine interessante Parallele aus dem von Guillaume de Lorris verfaſsten ersten Teil des *Rosenromans* beibringt. Anschlieſsend wird dann die Nase sehr ähnlich beschrieben, *haut, lonc et droit* gegen *droit et estandu*, und zum Schluſs folgt noch ein Wort über die aus Rot auf Weiſs gemischte Gesichtsfarbe, wobei aber der Philomenadichter den Vergleich von *li sinoples sor l'arjant* nicht gebrauchen konnte, da er nachahmt und nicht kopiert; hier half ihm *Erec*, dessen vier Verse er wieder auf zwei verkürzt, indem er *roses* zu *flors de lis* ergänzt:

Ph. Fresche color ot an son vis
De roses et de flors de lis.

E. Plus ot que n'est la flors de lis
Cler et blanc le front et le vis,
Sor la blanchor par grant mervoille
D'une color fresche et vermoille.

Hier beendet der *C. du Gral* die Beschreibung mit den Worten:

Por anbler san et cueur de jant
Fist Deus de li passemervoille,
N'onques puis ne fist sa paroille,
Ne devant feite ne l'avoit.[2]

---

[1] Bei flüchtigem Hinschauen liegt die Verbesserung von *comancier* in *amender* furchtbar nahe; bei genauerer Überlegung sieht man aber, wie verfehlt sie wäre, denn wie könnte die Natur am Werke Gottes etwas besser machen? Es ist schon verwegen genug, wenn sie es wagt, in Wettbewerb mit ihm zu treten.

[2] Ähnlich schlieſst *Philomena* mit Vers 165—169 ihre Schönheitsschilderung. — Im übrigen hatte Chrestien, als er den letzten Vers schrieb, augenscheinlich seine gleichlautende Versicherung über Laudine (*Chev. au lion* 1503 ss.) vergessen.

Der Philomenadichter aber spinnt die seine weiter unter Benutzung zweier anderer Chrestienschen Stellen: *Erec* 1491ss. und *Cligès* 821ss., nur wird er freier und selbständiger in der Ausführung. Für uns aber ergibt sich aus dem Vergleich, dafs Chrestien le Gois für das Meisterstück, das er sich vorgenommen hatte, als vorsichtiger Neuling alle für ihn verwendbaren Musterstellen aus Chrestiens gesamten Romanen zusammengetragen hatte und sie reihum ausnützte, vor allem und am ausgiebigsten die aus dem *C. du Gral.* — Oder sollen wir den Spiefs umdrehen und sagen, dafs Chrestien in seinem Jugendwerk *Philomena*, gestützt auf Platon, Homer und Cato, die übrigens ganz unschuldig daran sind, eine so erschöpfende Beschreibung der Frauenschönheit geliefert hatte, dafs er später im *Erec*, im *Cligès*, im *Löwenritter* und im *Gralroman* nicht anders konnte, als sich immer wieder in gröfserem oder geringerem Umfang zu kopieren? Zu solchen Konsequenzen führt die Gleichsetzung der beiden Chrestiens.

Wird aber die Abhängigkeit der *Philomena* in unserem Fall zugegeben, dann mufs Chrestien le Gois beträchtlich jünger gewesen sein als Chrestien de Troyes; und hat er gar die zwei Verse aus dem Rosenroman: *S'estoit graillete et aligniee*; *ne fu fardee ne guignee*, nachgeahmt, so fällt seine Lebenszeit in das 13. Jahrhundert, und damit entfiele jede Notwendigkeit, die jüngeren Züge seiner Sprache und seines Wortschatzes zu tilgen, soweit sie für sein Gedicht durch die Überlieferung gesichert sind.

Beim Wilhelm von England herrscht ebenfalls keine Einhelligkeit in der Verfasserfrage, aber auch hier gewinnt die Einsicht an Boden, dafs er für Chrestien de Troyes nicht zu retten ist. Schon äufserlich unterscheidet sich das Gedicht von Chrestiens authentischen Romanen, indem es nur 3366 oder 3310 Verse zählt, nicht einmal die Hälfte der normalen Länge. Dann gehört es als Schicksalsroman einer Gattung an, die Chrestien sonst nicht gepflegt hat. Und drittens verzichtet sein Verfasser absichtlich (vgl. Vers 3—6) auf die sorgfältige Reimkunst, wie Chrestien sie übt. Man kann nun freilich annehmen, dafs der Dichter in diesem Fall aus besonderen Gründen von seinen langjährigen Gepflogenheiten bewufst abgewichen ist, sei es, dafs es ihm zum Stoff zu passen schien, oder weil eine Anwandlung seelischer und literarischer Askese über ihn kam. Damit stofsen wir aber auf eine neue Schwierigkeit. Denn wo sollen wir diesen Seitensprung in Chrestiens rastlosem dichterischem Schaffen unterbringen? In der Vorrede des *Cligès* ist unser Roman nicht angeführt; er mufs daher, wenn man sich nicht auf Deuteln einlassen will, in die späteren Jahre fallen, wo sich *Karrenritter*, *Löwenritter* und *Gralroman* bereits in beängstigender Enge drängen. Es dürfte schwer halten, hier noch den nötigen Platz für ihn zu schaffen. Und zu meinen, der *Wilhelm von England* künde einen Gesinnungswandel an, der sich dann im Gralgedicht zu siegreicher Abgeklärtheit durchgerungen hätte, heifst der abenteuerlichen Erzählung eine religiöse Bedeutung zuschreiben, die ihr völlig abgeht; denn das Wilhelmsleben

ist und bleibt ein Abenteuerroman, in den Weltentsagungsgedanken nur ganz oberflächlich hereinspielen. Aber auch als Schicksalsroman sieht es bedenklich mit ihm aus.

Kopfschütteln erregt zunächst die geschichtliche Voraussetzung; denn einen König Wilhelm, der den Thron verläſst, um ins Elend zu gehen, hat es in England nie gegeben. Nun ist zwar der Dichter bei seinen Erfindungen an die historische Beglaubigung nicht gebunden, namentlich wenn er seine Erzählung schon fertig aus fremder Hand übernimmt. Aber diese seltsame und unwahrscheinliche Geschichtsverrenkung kann man unserem Chrestien vernünftigerweise nicht zumuten; denn er hat ja die Zeit der englischen Thronwirren vielleicht in England selbst, jedenfalls aber in enger Verbundenheit mit dem daran beteiligten Hause Blois-Champagne, für das er bekanntlich dichtet, miterlebt und wird, wie jeder Interessierte, über die Grundlage der gegensätzlichen Erbansprüche genau unterrichtet gewesen sein. Der Überblick ist ja nicht schwer. Das alte englische Königshaus verschwindet und wird durch Wilhelm den Eroberer abgelöst; dieser hat drei Söhne, Robert, Wilhelm den Roten und Heinrich Beauclerc, von denen die zwei letzteren nacheinander die englische Krone trugen; dann bricht die geradlinige männliche Erbfolge ab, und der Streit um die Krone entbrennt zwischen der weiblichen Deszendenz, zwischen Stephan von Blois, als Enkel des Eroberers, und dem Anjou-Plantagenet, als Enkel Heinrichs I. und Sohn der Kaiserin Mathilde. Hier einen Wilhelm einschalten, der den Thron 24 Jahre verwaist läſst, ist ein Hohn auf die geschichtliche Wirklichkeit; und ihn dem alten englisch-dänischen Herrscherhaus der Älfreds, Knuts und Edwards zuzudichten ist barer Wahnwitz. Anders nimmt sich die Sache eine Generation später und bei einem Dichter von geringerer Weltbildung aus.[1]

Auch die geographische Voraussetzung spricht nicht für Chrestien de Troyes, der in Südengland und Wales gut bewandert ist; darüber hinaus hört aber bei ihm die eigene Anschauung auf. Der Wilhelmdichter hingegen verfügt über ein sinnvolles und ausgedehntes Bild der ganzen britischen Insel bis nach Schottland hinauf und legt sich die Handlung danach zurecht. Wilhelm verläſst seinen Palast in Bristol und gelangt auf Schleichwegen quer durch ganz England bei Yarmouth (Gernemue) an die Nordsee; von hier wird seine Frau nach Sorlinc verbracht, das nach der Sachlage, aber auch nach der Namensform kaum etwas anderes sein kann als Stirling am Forth; die auf der Flucht geborenen Zwillinge kommen nach dem angrenzenden Nordschottland (Quathenasse = Caithness), während Wilhelm selber in Südwestschottland, in Galloway (Galveide) Unterkunft findet; in England ist ja ihres Bleibens nicht. Von dort führt ihn dann seine Handelsfahrt nach Bristol, wo er die Möglichkeit der Rück-

[1] Phantasievollere Forscher können vielleicht mit dem Sohn von Robert Courteheuse etwas anfangen, mit dem enterbten Wilhelm Cliton.

kehr in sein Reich erschaut; ein Sturm verschlägt ihn nach Stirling, und der Eifer der Jagd läſst ihn schottisches Gebiet betreten, wo die Wiedervereinigung erfolgt. Dieses planvolle Ineinandergreifen der Geschehnisse kann nur jemand ausgedacht haben, der eine klare Übersicht der geographischen Lage besaſs, und zwar vom Meere her. Eine solche läſst sich bei Chrestien nicht nachweisen.

Noch schlimmer steht es mit der dichterischen Voraussetzung. Damit soll nicht behauptet werden, daſs Chrestien nicht imstande gewesen wäre, auch einmal „einen reinen Abenteuerroman, ohne jede Spur von Rittertum, höfischem Wesen und Minne" zu schreiben, obgleich man zugeben wird, daſs uns seine authentischen Romane darauf nicht vorbereitet hatten. Der wunde Punkt ist vielmehr das Angelmotiv der Erzählung, jene nächtliche Flucht des Königs und seiner Frau auf Anlaſs einer Stimme, die ihnen als himmlisch gilt. Hat ein König denn das Recht, den Posten, auf den ihn Gott gestellt hat, zu verlassen, so lange er ihn versehen kann? Darf er das ihm anvertraute Reich ohne jede Vorkehrung den Gefahren der Regierungslosigkeit preisgeben? Und können wir bei einem Mann wie Chrestien de Troyes, der einen so hohen Begriff von Herrscher- und Ritterpflicht hat und alle Hofverhältnisse so genau kennt, wohl annehmen, daſs er diese Unwahrscheinlichkeit nicht bedacht hat? Einen Sinn hätte der blinde Gehorsam gegen einen unbedingten Befehl von oben, wenn es sich um eine christliche Prüfung und eine fromme Läuterung handeln würde; das ist aber in unserem Roman nicht der Fall; seine Inspiration ist trotz gelegentlicher gottergebener Äuſserungen nicht religiös; es ist ein oberflächlich weltlicher Geist, der in der Dichtung herrscht, und das Bedenkliche ist, daſs ihr Verfasser sich darüber keine Rechenschaft abgelegt zu haben scheint. Kaum ist der groſse Entschluſs gefaſst und die Flucht ausgeführt, so ist Gott und sein lenkender Wille vergessen; der natürliche, aber jedem asketischen Gedanken hohnsprechende Trieb des Menschen, wieder in bessere Verhältnisse zu gelangen, gewinnt die Oberhand und bestimmt die weitere Handlung. Es geht soweit, daſs selbst die einfachste Regung des Dankes gegen Gott, der durchgeholfen hat, nach der überstandenen Prüfung ausbleibt. Das hätte sich Chrestien nicht zu Schulden kommen lassen.

Und wie die Voraussetzungen, so auch die Ausführung. Die Erzählung ist schlicht, ohne künstliche Verzögerungen oder Verwicklungen, nach einem höchst einfachen Plan angelegt: Flucht, Entbindung, Trennung, Schicksal des Königs, seiner Frau, der Zwillinge, Wilhelms Ausfahrt, die ihn nach Bristol, Sorlinc, Cathenasse führt, und Rückkehr ins Reich. Die Spannung liegt ausschlieſslich im Stoff, nicht in einem Problem oder in Seelenkämpfen, und sie ist vom Dichter sorgfältig herausgebildet worden; er weiſs, was auf den Hörer Eindruck macht und wie man ihn für sich stimmt; er weiſs, wie lange man verweilen darf oder wann es Zeit ist weiterzugehen; und er versteht es auch, die Wirkung von weither vorzubereiten (Erkennungszeichen

für später) und die Situation zu beleben; jede Szene hat ihren Reiz, und keine ist müſsig. Was fehlt, ist die Seele in der Begründung. Die äuſsere Motivierung ist geschickt und präzis ausgedacht wie die Züge auf einem Schachbrett; aber die handelnden Personen sind Gliederpuppen in der Hand des Dichters, der die Drähte zieht. Hinter ihrem Handeln und Erleben steckt kein groſser Dichterinstinkt, der dem Drama ihres Schicksals die überzeugende Kraft einflöſste. Die Weltliteratur, das darf man ruhig sagen, würde den *Wilhelm* nicht missen, wenn er nicht da wäre, und darin erkennen wir Chrestien eben nicht.

Der Dichter also, dem das Motiv der Placidas- oder Eustachiuslegende (die getrennte und wieder vereinigte Familie) mit Anklängen an Apollonius von Tyrus und wahrscheinlich noch mit anderen Anregungen vorschwebte, brauchte einen Helden und erfindet seinen Wilhelm von England; der Königin gibt er den Namen Gratienne. Zur Begründung der Flucht dient ihm die göttliche Warnung; und alles ist richtig vorgesehen; der König ist ein Muster von Frömmigkeit, aber er handelt doch nicht unüberlegt; er wartet, bis die Stimme sich zum drittenmal vernehmen läſst, und dreimal bespricht er sich mit seinem Kaplan; auf dessen Rat stattet er zuerst allen unrechten Besitz zurück, verteilt dann seine Schätze an Geistliche und Arme, erst das dritte Mal entschlieſst er sich zu gehorchen. Ebenso hält er seiner hochschwangeren Frau, bevor er sie mitnimmt, in beredten Worten vor, welche Rücksichten ihr Zustand verlangt. Die Situation ist in jeder Hinsicht voll ausgeschöpft, die Gröſse des Verzichts wird stark ins Licht gesetzt; nur das Problem, wozu schlieſslich das Opfer und mit welcher Berechtigung die Flucht, wird nicht berührt, als existiere es nicht.

Greifbar wird auch das heimliche Sichentfernen des Königspaars durch das offene Fenster, das verlegene Zuwarten der Dienerschaft und dann die Plünderung des verlassenen Gemachs geschildert und das entbehrungsvolle Irregehen durch die Wälder ohne Weg und Steg und der Jammer der nächtlichen Entbindung im Schutz einer Felsspalte; und hier tut der Dichter noch ein übriges, indem er die Wöchnerin nach der Anstrengung von einem unbezwingbaren Heiſshunger befallen sein läſst, so daſs sie sich beinahe an den Neugeborenen vergreift und Wilhelm, um ihr zu helfen, sich einen Muskel aus dem Oberschenkel schneiden will. Der Einfall stammt von Wace-Galfrid, und der Zweck ist, Wilhelm wieder unter die Menschen zu führen und die Trennung damit einzuleiten. Auch hier sieht man, wie der Erzähler sich auf die Wirkung versteht, aber auch unvorsichtig über sein Ziel hinwegschieſst.

Am Meeresstrand findet Wilhelm Kaufleute zur Abfahrt bereit. Der eine fährt ihn barsch als Landstreicher an, der andere gibt beschwichtigende Worte; schlieſslich folgen sie ihm und lassen sich durch die Schönheit der Königin verleiten, sie zu entführen, nachdem sie Wilhelm miſshandelt haben. Einer wirft ihm mitleidig eine Geld-

börse zu, die er zuerst verschmäht, dann aber doch zu sich nehmen will, aber ein Adler trägt sie davon; sie soll später bei der Wiedererkennung eine Rolle spielen. In seiner verzweifelten Lage gedenkt sich Wilhelm mit den Zwillingen dem Meer zu überlassen. Während er den einen zu einem Boot herunterbringt, raubt ein Wolf den anderen. Wilhelm verfolgt diesen, bis er erschöpft hinsinkt. Kaufleute jagen indessen das Kind dem Wolf ab und finden das andere im Boot und nehmen beide mit. Wilhelm mufs sich noch einmal der Unfreundlichkeit der Menschen und ihrer Abweisung aussetzen, wird aber zuletzt von einem Kauffahrer nach Galvoide gebracht. Es ist das vollendete Bild des wehrlosen Dulders, gegen den sich das Schicksal verschworen hat. Alle Unbill mufs er über sich ergehen lassen. Das wird vom Dichter äufserlich lebhaft veranschaulicht, aber ohne Verinnerlichung des Erlebnisses und ohne seelische Rechtfertigung der ziemlich unköniglichen Rolle des Helden.

Und nun beginnt die Bewährung oder, wenn man will, der Wiederaufstieg, zuerst bei Wilhelm, der sich willig zu den niedrigsten häuslichen Verrichtungen bereitfindet und durch seine Bescheidenheit und Treue das Vertrauen seines Dienstherrn dermafsen gewinnt, dafs er ihm die Aufsicht über das ganze Hauswesen blind überläfst. In 50 Versen ist es abgetan, aber kein Wort wird über seine Gefühle verloren; nichts von einer Sehnsucht nach seinem Reich oder nach Frau und Kindern. Bewegter sind die Geschicke der Königin. Da die Kaufleute, die sie entführt haben, sich um ihren Besitz streiten, nimmt sie der Stadtherr von Sorlinc für sich in Anspruch und hält sie treu in seinem Haus, bis seine schon hochbetagte Frau stirbt und ihn freiläfst, um die Fremde zu werben. Vergeblich sucht diese ihn durch die Vorspiegelung einer traurigen Vergangenheit von sich fernzuhalten; sie mufs sich schliefslich fügen und tut es halb und halb nicht ungern, weil sie damit in den Besitz der Herrschaft kommen soll; nur bedingt sie sich eine einjährige Schonfrist aus, weil sie sieht, dafs er es bei seinem Alter nicht mehr erleben wird. Die offenkundige Bigamie erregt bei ihr augenscheinlich kein Bedenken. Noch wunderbarer und spannender sind die Schicksale der beiden Söhne. Sie wachsen in der Pflege der beiden Kaufleute, die sie an Kindesstatt angenommen haben, auf, ohne Ahnung ihrer Herkunft und ihrer Blutverbundenheit. Wie sie sich aber zu keinem bürgerlichen Beruf verstehen wollen, werden sie von ihren Ziehvätern hart gezüchtigt und verstofsen, von dem einen im Groll, vom anderen in nachträglicher Rührung. Der Zufall bringt sie wieder zusammen, und ihr Glück will, dafs der Forstwart, der sie beim Erlegen eines Damwildes ertappt, sie vor den König von Quathenasse führt, der Gefallen an ihnen findet und sie zum edlen Weidwerk kunstgerecht schulen läfst. Ob dies die richtige Vorbereitung zu ihrem späteren Prinzenberuf ist, mag dahingestellt bleiben; aber leugnen läfst es sich nicht, dafs es als Abenteuererlebnis trefflich ausgedacht ist. Vor allem zeigt sich in diesem Abschnitt eine geschickte Steigerung, die uns über den

nötigen Zeitverlauf hinweghilft, wenn auch ein tieferer Schicksalsgedanke fehlt.

Und nun reift die Lösung heran. Der Bürger, bei dem Wilhelm dient, will ihm Gelegenheit geben, sein bewährtes Geschick auch als Kaufmann zu erproben; er streckt ihm das Kapital dazu vor; und da der erste Versuch glücklich verläuft, schickt er ihn mit seinen eigenen Söhnen zu einer weiteren Fahrt aus. So gelangt er nach Bristol, wo seine Ähnlichkeit mit dem verschwundenen König allgemein auffällt. Er sieht dabei, daſs seiner Rückkehr in das Reich kein Hindernis im Wege stehen würde. Dann verschlägt ihn ein Sturm nach Sorlinc, wo ihn seine Frau, ohne es kundzugeben, an seinem Ring erkennt. Beim Mahl verfällt er beim Anblick von Hunden in eine Art Verzückung; er wähnt sich hinter einem Hirsch her und stöſst laute Jagdrufe aus. Die Königin beraumt daraufhin eine Jagd an, bei der die Aussprache erfolgt; in der Hitze des Jagdeifers vergiſst Wilhelm die erteilte Warnung und läſst sich trotz der Gefahr auf schottisches Gebiet verleiten; denn der König von Quathenasse lag mit der Stadtherrin von Sorlinc in Fehde, weil er sie zwingen wollte, ihm ihre Hand zu reichen. In den beiden Waldhütern, die Wilhelm stellen, erkennt dieser seine Söhne, die ihre eigene Mutter bekriegt und in arge Bedrängnis gebracht hatten. Die Wiedererkennung durch die Rockschöſse, in die er die Zwillinge bei ihrer Geburt eingewickelt hatte, wird durch den Adler bestätigt, der die Geldbörse aus der Luft herabfallen läſst. Natürlich erhalten nun alle Wohltäter der geprüften Familie ihren Lohn, und die Wiedervereinigten treten die Heimfahrt an.

Über die geschickte Anlage der Erzählung ist kein weiteres Wort zu verlieren. Ihre Hauptkunst besteht darin, daſs sie die Aufmerksamkeit auf das romanhafte Geschehen spannt und festhält und dadurch von den inneren Unwahrscheinlichkeiten der Fabel und der ungenügenden Motivierung ablenkt. Der Wilhelmdichter versteht sein Handwerk, aber ein genialer Schöpfer ist er nicht: sein Können geht über die äuſsere Routiniertheit nicht hinaus. Von den durchdachten Kunstgriffen, mit denen Chrestien de Troyes seine Leser hinhält oder fesselt, findet sich bei ihm ebenso wenig eine Spur als von der versteckten Problematik, mit der jener so gerne spielt. Die äuſsere Verwicklung, das Schürzen und Lösen des Knotens, vollzieht sich mit wahrem Geschick und ohne unnötigen Aufenthalt, aber seelische Werte werden dem Stoff in keiner Weise abgewonnen. Auf das Geschehen kommt es an, der Seelenzustand der handelnden Personen wird kaum berührt, und doch ist, was sie durchmachen, keine Kleinigkeit. Dem entspricht es, wie F. J. Tanquerey in dem angeführten Aufsatz l. c. 84s. ausführt, daſs die Monologe, mit denen Chrestien so starke Wirkungen erzielt, hier nicht in die Tiefe des Gemüts hineinleuchten und keinen Aufschluſs über die inneren Regungen der beteiligten Menschen bringen, sondern als aufgepfropfte Gemeinplätze die Meinung des Dichters zum Vortrag bringen; sie

sind ein Ausfluſs seines eigenen Bedürfnisses nach sentenziösem Moralisieren.

Am auffälligsten ist aber zwischen dem Wilhelmleben und Chrestiens authentischen Romanen der Unterschied in der Lebensauffassung. Gewiſs hängt vieles am Stoff, der eine andere Gesinnung, den Verzicht, die Selbstentäuſserung und die freiwillige Erniedrigung verlangte. War aber darum aller königlicher Sinn und jedes ritterliche Ideal ausgeschlossen? Man denke nur an die Erziehung der beiden Zwillinge. Aber der Wilhelmdichter, der gerade aus diesem Anlaſs die Bedeutung der ererbten Anlage im Vergleich zum Einfluſs der Umgebung so stark hervorhebt, vgl. die Tirade über *nature* und *norreture* (1365ss.), kennt nur eine aristokratische Passion, die Jagd. Das Waffenhandwerk, das für Chrestien unbedingt in der Wertung obenan steht, erscheint nur einmal ganz verschämt im Hindergrund (2952ss.). Die wahre Meinung des Dichters spricht sich unverhohlen in dem Vergleich aus, zu dem ihn der Seesturm anregt (2347ss.):

Aussi font or li vant lor guerre
Con font li baron de la terre,
Qui de ce dont il se deduient
Ardent la terre et la destruient.
Einsi nos cheitif conperons
Les guerres de ces hauz barons.
As barons puet on conparer
Les vanz et la terre et la mer.

Eine solche Äuſserung genügt allein schon, um Chrestien de Troyes als Verfasser auszuschlieſsen. Von geringerem Belang ist es daneben, doch auch nicht zu übersehen, welche Begriffe der Wilhelmdichter von einer königlichen Hofhaltung hat. Bei ihm kann Wilhelm als König von England einfach sein Schlafzimmer von innen schlieſsen und durch das Fenster flüchten, ohne daſs jemand zur Hand ist und es merkt. Und den König von Schottland lassen die beiden Brüder, nachdem sie ihren Vater wiedergefunden haben, kurzerhand durch ihren Hauswirt zu sich rufen, und gleich kommt er herübergeritten, und da er sich im Gespräch zu lang verweilt, bleibt er schlicht bürgerlich auch noch zur Nacht da.

Chrestiens Einstellung ist ausgesprochen aristokratisch; für ihn sind die Standesunterschiede etwas selbstverständliches, aber Klassenhochmut liegt ihm fern. Er sagt nicht wie der Wilhelmdichter: *En vilain a molt fole beste* (3249). Bei ihm ist *vilain* im allgemeinen ein moralischer Begriff aus der höfischen Sphäre, der Gegensatz zu *cortois*. Keu wird von der Königin so gescholten. Das bekannte Wort: *Ancor viaut miauz, ce m'est avis, un cortois morz qu'un vilain vis*, in der Einleitung zum *Löwenritter*, meint nicht Höfling und Ackerbauer, sondern stellt die Edelmenschen der Vergangenheit mit dem entarteten Geschlecht der Gegenwart in Vergleich. Der *vilain* im eigentlichen Sinn kommt im Sprichwort vor: *Ainsi fuit li vilains sa*

megle (L. 3852) und tritt uns in der Gestalt des ungeschlachten Hüters der Stierherde am Weg nach der Gewitterquelle (L. 288) entgegen. Und im *Erec* haben wir die *vilains* als die neugierige Volksmenge, die sich beim Sperberturnier unbefugterweise vordrängt (E. 798), oder die einfachen Bürger ohne Rang, die bei Erecs Hochzeit keinen Zutritt zur Kirche finden können, weil sie bis zum letzten Platz mit Rittern und mit Damen besetzt ist (E. 6912). Überhebung ist nicht dabei. Ganz anders beim Wilhelmdichter, bei dem auch ehrsame Bürger wie die Ziehväter der beiden Zwillinge einer minderwertigen Menschengattung angehören, oder vielleicht nur komisch gezeichnet werden sollen. Und dabei ist sein eigener Gesichtskreis und der Grundton des Gedichts durchaus bürgerlich. So unrichtig ist es nicht, wenn F. J. Tanquerey l. c. 81 meint, der Dichter hätte statt des Königs von England ebensogut einen beliebigen Kaufherrn aus Bristol zum Helden seiner Geschichte machen können; nur hätte er in dem Fall vielleicht Bedenken gehabt, weil dessen Flucht den Zusammenbruch des Handelshauses nach sich gezogen hätte; bei einem König war es nicht von solcher Wichtigkeit.

Es ließe sich noch manches sagen, z. B. über den Unterschied im Realismus hier und dort oder über das Fehlen des Chrestien eigenen Humors; denn man wird ihn wohl kaum in dem Schäkern Gratiennes mit dem altersschwachen Gleolaïs wiederfinden wollen: *Mes je sui fole qui vos croi: Vos vos gabez, ce cuit, de moi. Gabez me vos? Nel me celez* (1239ss.). Wem das Gesagte nicht genügt, der sei noch einmal auf den Tanquereyschen Aufsatz hingewiesen. Soviel darf man aber vorläufig sagen, daß nichts vorliegt, das uns berechtigen würde, die an sich nicht beglaubigte Abfassung des *Guillaume d'Angleterre* durch Chrestien de Troyes als erwiesen hinzustellen. Nirgends, weder stofflich noch sachlich, weder in der Tendenz noch in der Kunst der Darstellung offenbaren sich uns die wohlbekannten Eigenschaften des Meisters. Und wenn man genauer zusieht, zeugt auch die Sprache des Gedichts, trotz unverkennbarer Verwandtschaft, nicht unbedingt für ihn.

Schon eine vorläufige Durchsicht des Wortschatzes und des Wortgebrauchs ergibt eine so ansehnliche Menge eigentümlicher Züge, daß man nicht gut mit W. Foerster von einer völligen Übereinstimmung der Phraseologie und des Vokabulars reden kann. Wir lassen das Material, mit Hinweis auf das Foerster-Breuersche Wörterbuch erster und zweiter Auflage, in alphabetischer Ordnung folgen:

A ceste semaine 1758 (für diese Woche), abandoné de mantir 672 (fertig im Lügen), abandoner la nef 2318 (laufen lassen), abeesse 178, abeïe 1149, abeissier 2361 (den Sturm beschwichtigen), acopler 706 (zusammenbinden), metre acorde[1] 2336 (Ruhe stiften), acouchier 66 (gebären), acrochier[2] 744 (hängen bleiben), de put afeire 1497, soi afeitier[3] 1361. 1397

Lesarten der Wilmotteschen Ausgabe: [1] concorde. — [2] un rain à croce (gekrümmter Ast). — [3] Andere Lesart.

(sich gut entwickeln), leidangier et afiter 1032 (beleidigen und verhöhnen), n'aillors ne ci 1876, mes que par le conte s'an aille 6 (wenn nur die Erzählung ungehindert weiterläuft), la grant aleüre[1] 631, alever 1039 (erhöhen), alie 435 (Elsbeere), alun 2005, amander et croistre 1358 (wachsen und gedeihen), amasser deniers 2008 (flüssig machen), tote l'anbleüre et le pas 2722 (im Paſsgang und im Schritt), ancerchier[2] et anquerre 12, anchauz 2729 (Verfolgung), anciieneté et vieillesse 1072, ancopler[3] 2664 (an die Koppel legen), anfanter 498, anfler 2297 (anschwellen, vom Meer), anforcier 2296 (stärker werden, vom Wind), croistre et anforcier[4] 3029, anforcier et croistre et dobler 869, angoler 779 (in das Maul nehmen), anguille 1014, anpleidier[5] 2334 (erwirken), anprisoner l'avoir 933 (vergraben), antandre an a.[6] 1098 (seine Gedanken auf j. richten), i antandre et croire miracle 814 (ein Wunder darin sehen), antechié et reté 660 (behaftet und geziehen), anticier[7] et escrier 2610 (hetzen und antreiben), soi antradesier[8] 1316 (sich anrühren), anveiier dedanz[9] 398 (einstoſsen), anveloper 484 (einwickeln, von den Neugeborenen), feire apaiier 2357 (beruhigen), apareillier deniers 1999 (Geld bereit legen), apartenir 1413. 1594 (verwandt sein), apleidier 2422 (anreden), apostoile 1226 (Papst), aprandre et anseignier[10] 1363, aquest 1996 (Gewinnanteil), soi aqueisier un petit[11] 554 (sich beruhigen), soi aquiter 103 (sich einer Schuld entledigen), soi arester[12] et amasser 2146 (stehenbleiben und sich ansammeln), ce d'arriere[13] 1185 (was hinter uns liegt, das Vergangene), aroteemant 3049 (in hellen Haufen), aspre et poignant 1174, assasé 1001 (wohlhabend), asseoir et couchier 794, jurer[14] et asseürer 1113s. 1123s. (eidlich zusichern), ainz l'asserir 2661 (vgl. E. 5632), atandre 1234 (Frist gewähren), 3265 (Zahlungsaufschub geben), atreire 596 (als Kaufmann erwerben), avant[15] 1673 (vorne, vor sich her), l'avanture et la chose 2944, averir[16] 2662 (wahr werden, von einem Traum), avision 92, avugler et antreprandre[17] 896 (verblenden und verleiten); baaillier de coveitise 1886, baillie et mestier 1844 (Amt und Aufgabe), baillier 1885 (annehmen), leissier an balance[18] 2319 (treiben lassen), balancier 2320 (zuschaukeln), crier le ban 3041 (den Heerbann aufbieten), barguignier ac. à a. 2085 (mit j. über e. feilschen), molt basse fame 3143, batre et roissier 972 (schlagen und prügeln), treire et berser 1846, biface 3232 (beidseitiger Stoff), 'bienveignant' 1833. 3062 (willkommen!, als Gruſs), boge[19] 407 (Reisensack), bois-gaut[20] 2697 (als Gegensatz), onques de mauvestié ne burent 1400 (kosten, wohl in Anspielung auf die 'sausse'), borre 637 (Kopfhaarzusatz), avoir borse trovee 2921 (sprichwörtlich), boton 434 (Hagebutte), braiier[21] 2487 (Gürteltasche), branler[22] et chanceler 2366 (geschaukelt werden), broisse[23] 1173 (stachliche Kastanienschale), soi leissier bruller 1124, feire toz ses buens 1295 (seinen Willen durchsetzen); caler 2324 (die Segel herablassen), cardamome 1371 (Pflanze), celerier[24] 976 (Kellermeister), chacier 2516 (verlangen, sich auf

---

[1] moult gr. aleüre. — [2] cerkier. — [3] acoupler. — [4] renforcier. — [5] apleidier. — [6] à a. — [7] semondre. — [8] adeser li uns à l'autre. — [9] outre. — [10] afeitier. — [11] un petitet vos rapaiiez. — [12] assembler. — [13] Andere Lesart. — [14] Das eine Mal: livrer. — [15] devant lui. — [16] avenir. — [17] prandre. — [18] en la balance. — [19] boiste. — [20] bois-cans. — [21] braieul. — [22] waucrer. — [23] boisse. — [24] cenelier.

etwas versteifen), chacier et angresser 2727 (jagen und verfolgen), chape à pluie, ch. buire 1634. 1640 (Regenmantel aus grobem Wollstoff), charete 1018 (zweirädriger Karren, vgl. G[1] 4147. 4907, bei Chr. nur vom Schinderkarren gebraucht), voie et charriere 364, chastaigne 1172, le vaillant d'une ch. 155, soi chastiier et donter 1190 (sich bessern), chaut et tressué d'ire 1854, cheoir fors des mains 678 (am längsten gehört haben), avantureus et bien cheant 2018 (vom Glück begünstigt), n'ai cure d'estre si cheanz 2240 (so zu fahren), fandu et chevé 446 (geborsten und ausgehöhlt), chose celee 1147 (etwas, das Geheimnis bleiben soll), cire 2215 (Wachs), clacelier[1] 1820 (Schlüsselbewahrer), clamer sa dame 88, clamer sor 1572 (Anspruch stellen an), sor od. soz clef 3200, por coitise[2] 2408 (aus Furcht vor Plackerei), coler fors des dans 645 (übertr. entschlüpfen, verlorengehen), comander et dire 1220, conbatre à 2316 (bekämpfen), concevoir 55 (empfangen), soi antreconoistre sanz autre conoissance 1408 (sich kennen und doch nicht wissen, wie man zueinander steht), avoir conpaignie antre 54 (in ehelicher Gemeinschaft leben), conquest 1995 (Gewinn), conquester 2017 (verdienen), randre conte et reison 1975 (Rechnung ablegen), conter et desclore 2943 (erzählen und kundgeben), contrebatre[3] 1390 (bekämpfen), cos de langue ne fet plaie 1538, corde 2060 (Schiffstau), cordé 3241 (Kleiderstoff), cordoan 2004, corner la prise 2755 (zum Halali blasen), cornoille 434 (Kornelkirsche), correcier et traveillier 204 (erzürnen und ärgern), par corroz et par aatine 2870 (in Zorn und Hader), à droit cors 3285 (geradenwegs), cosine et pucele[4] 1084 (Verwandte und Gesellschafterin), coste 1677 (Abhang), couche et litiere 707 (Lager), son creant et son buen 112 (sein Wille), creanter et afier 2048 (versichern), crestiien novel 1349 (eben getauft), feire croiz 118 (ein Kreuz schlagen), vieil et crollant 1068 (alt und klapprig), covertemant 1005 (verblümt, vgl. E. 3293), de lor bons cueurs se deportent 358, dur lit et froide cuisine 451; dancier et anveisier 1315 (tanzen und lustig sein), estre el dangier à a. 1386 (in der Botmäſsigkeit von j. sein), demander tesmoing 16 (Gewährschaft verlangen), soi debatre et detordre 914 (sich mühen und winden), joiaus[5] et deduiz 185 (Kostbarkeiten), degiet 179 (Aussätziger), deguerpir sa proie 804 (fahren lassen), dehurter et foler[6] 2300 (gegen die Schiffsplanken schlagen), delivrance 463 (Entbindung), soi delivrer 3318 (gebären), chanoine demainne 1275 (Domkapitular), soi demanter et complaindre 755 (klagen), au derriens 3102 (zum Schluſs), des ici 2897 (bis jetzt), desapareillier 336 (sich trennen), deschargier 2069 (die Waren abladen), desesperance[7] 872 (Verzweiflung), desfieor[8] 3098 (Herausforderer), despandre et doner 934 (ausgeben und verschenken), despisant 1239 (hochmütig), desrompre et descirier 2326 (zerreiſsen), jugié et destiné 606 (bestimmt), destruire et afoler 1070 (zerstören), desveloper et deslier 811 (auswickeln und losbinden), anseignier et deviser 700 (anregen und vorschlagen), rien ne l'an dut 42 (in nichts nachgeben, zurückstehen), doctrine et deffense 2741 (Weisung und Verbot), aprandre et doctriner[9] 1392 (unterweisen), droit à cele ore 116 (genau zu der gleichen Tagesstunde), douz et meür 910

---

[1] cenelier. — [2] por avoir. — [3] conbatre à. — [4] Andere Lesart. — [5] aniaus. — [6] boter. — [7] desperance. — [8] desconfiteour. — [9] endoctriner.

(reif), douz et pleisant 1173 (anmutig); eignel 3241 (Lammfell), eneschier[1] 1287 (ködern), enorer et servir 1246, erremant 2679 (Erlebnis), erres 3225 (Angabe), s'esbloïr 81 (geblendet sein), eschever 1040 (erreichen), eschevin 2250 (Schöffe), li jorz va esclarissant 2372 (das Wetter hellt sich auf), escoter 503 (beisteuern), estre en escout 193 (lauschen), escraigne 1464 (Werkstatt), escrier et huer 801 (anschreien), soi esmovoir[2] après 786 (sich hinterhermachen), esmeü[3] de joie 3118 (ganz erregt vor Freude), espesser 2311 (finster werden), soi esperdre et merveillier 2881 (aufser sich geraten und sich verwundern), espirer et alumer 369 (erleuchten), esposser[4] 2847 (um etwas bringen), s'esposser 1775 (atemlos werden), esprandre et atisier 1287 (entflammen), espr.[5] et assaillir 903 (entflammen und beherrschen), esrese 1484 (abgewetzt), estal 2148 (Verkaufstisch), prandre estal 2307 (aufhören), soi estandre 915s. (sich recken), estrain et fuerre 1893 (Streu und Stroh), plus estrange de servir 1034 (weniger geneigt zu dienen), estreper et arrachier 1404 (herausreifsen), a mal eür 676; faïne 430 (Bucheckern), fausser 1365 (versagen), feire feauté 1322 (den Lehenseid leisten), fermer la borse 1882 (bei sich versorgen), nature a d'ome si grant fes 1383 (Macht), fisique 1378 (Arzneikunst), tant que me batent li flanc et j'aie la char sor les os 540s. (so lange ich lebe), flater 652 (beschwatzen), se flatir 2676 (sich stürzen), floter-avaler[6] 2322 (hinauf- und hinabschweben), foire[7] plainne (Hauptjahrmarkt), estre de la forge de 1458 (von j. stammen), franc et serf 2612 (Freie und Eigene), fremir et boillir 1312 (brausen und sieden, d. h. von Tanzmusik erschallen), gaber et rire 2615 (spotten), gris et noir[8] 2012, garance 2266 (Krapp), garce abandonee[9] 1182, g. fole 1244, g. remese 1483 (verschmäht, verlassen), rachater ses gages 688 (seine Pfänder lösen), garmos 637 (Färbemittel), metre à gast 2746 (eine Bitte nicht beachten), genoillieres 2765 (Knieschutz), germer et anraciner[10] 1401 (keimen und Wurzel schlagen), girofle 1370 (Gewürznelke), giron 1225 (Schofs), glant 430 (Eichel), gole plainne et blanche 1284 (Brust, ironisch), gon 397 (Türangel), gravele 1789 (Flufssand), suer de greisse 2731, grosse 291 (schwanger), gueide 2266 (Waid), guerrier 2768 (ihr Feind), hauberjon[11] 2765 (kl. Panzerhemd), huche 1499 (Truhe), hueses[12] 1632 (Hosen); igal 2303 (glatt, vom Meer), par ignorance 3127, iree (bei Chr. iriee), issir fors des galos 3175; jans d'ordre 1275 (Ordensleute), jarron[13] 970 (Eichenast), jehir 2684 (erzählen), joëor as dez 1002, jolif 1292 (munter), hui est li jorz 1599 (just heutzutage), feire sa jornee 572 (seine Reise antreten), jumel 1443; larder 1015 (spicken), lascheté de cuer 892 (Feigheit), leissier 2546. 3259 (ablassen), lime 1398 (Feile), soi limer[14] et escurer 1399 (sich glätten und reinigen), loer et anseignier 1657 (raten), loer et comander 107. 1604 (id), loge 1792 (Laube von Laub), lonc s'antancion 91 (nach bestem Wissen), lor 322 (Lorbeer, vgl. C lorier); au mains 3247 (gar sehr), doi mame 2483 (kl. Finger), tenir les manches 2566 (beim Händewaschen), que mar fusses tu nez 853,

---

[1] aeschier. — [2] movoir. — [3] esperdu. — [4] eskieker. — [5] prendre. — [6] ravaler. — [7] feste. — [8] gai et noir (bunt u. schwarz). — [9] vix et commune abandonee. — [10] esprendre et raciner. — [11] wanbison vgl. gambeisié G. 1156. — [12] hueses u. housiax. — [13] baston. — [14] laver.

nef marcheande 2417 (Kauffahrteischiff), marcheandise 2027, marchié 2140. 2014. 2139 (Marktplatz, Markttag, Kauf), soi marier à 2700, mast, drecier le mast 750, jusqu'à le matin 1623, meisons 177 (Klöster), desfier et menacier 2766 (mit Drohen herausfordern), mener une charete 1018, n'i a mes que de[1] 3168 (es erübrigt nur), mesconter[2] 2822 (übergehen, beim Erzählen), mesconter trestoz les degrez au descendre 2226 (übersehen, d. h. die Treppe hinunterfliegen), meseisié 450 (unbehaglich), meserrer[3] et mesprandre 2975 (freveln), mestre huis 1507 (Haupttor), mestre marinier 2314 (Schiffsführer), mestre vainne 1772 (Hauptader), mestrise 2057 (Leitung des Schiffes), metre-oster 2 (zufügen — weglassen), i metre 3151 (Bedingung setzen), metre à a. 662 (zur Last legen, sonst metre sus à a.), metre et gaster an paroles 3017 (verplaudern), metre l'oroille jus 454 (sich niederlegen), moienel 1797 (mittelgroſses Jagdhorn), monder et baloiier 2377 (die Luft reinigen), de vos à lui neant ne monte 674 (nichts angehen), la tançon est montee 1061 (zunehmen), movoir parole 405 (etwas verlauten lassen), soi mucier 1697 (sich verstecken), muebles 156 (bewegliche Habe, vgl. adj. moble u. w 163s. moebles: doubles), à muis et à setiers 931 (vgl. L. 5601), fors des murs et du plessié 3093 (auſserhalb von Wall und Verhau); nage 527 (Hinterbacken), à no 2709 (schwimmend), norreture 1374. 1395 (Erziehung, Gegensatz zu nature); torner à oiseuse 2640 (lächerlich machen), ne or ne ja 512 (weder jetzt noch jemals)[4], à orce[5] 2298 (nach der Luvseite), oré 2367 (Sturm), mestre de l'ordre 975 (Orden, Bund, ironisch), une ore arriere, l'autre avant 946 (bald . . . bald . . .), ors, orse 1476; au paiemant de ceste foire 590 (bei der Schluſsabrechnung, bildlich), pandre ou desfeire 1861 (hängen oder hinrichten lassen), panel 1892 (Sattelpolster), mener par terre 649 (durch das Land führen), savoir et percevoir[6] 56 (bemerken), parrain 1354, franc et de bone part 2270 (edel und vornehm), pautonier 651 (Landstreicher), costumes et peages 2258. 2400 (Gerechtsame und Wegezölle), peisible[7] et coi 2055 (ruhig, vgl. p. et soef E. 244), peletier 1456 (Kürschner), peleterie 1736, perdre 25. 2002 (versäumen), perilleus et dur 2702 (vom Krieg), pelote, joer à la p. 2321, tost seroit de vos pes feite = seriiez morte 304s. (ironisch vgl. E. 4784), peschier à son oes-mal oiseler 1288s. (ironisch, einen guten oder schlechten Fang machen), pesle[8] 397 (Riegel), plain de charité 27. 43, pleissier 2362 (die Gewalt der Winde niederschlagen), pliier ses braz au col à a. 2625, de l'eve que les nues pluevent 436. vaillant une plume[9] 2546, v. un pois 2405, ne pooir avant ne arriere 792 (nicht mehr vor noch zurück können, Lesung von P.), prandre[10] port 1346, metre au port[11] 2412, ariver à mal port 1858, prandre an chierté 1954 (geläufiger ist tenir), soi prandre garde de 58 (achtgeben auf j.), n'i prandre autre garde[12] 7 (auf etwas nicht besonders achten, es nehmen wie es kommt), preu ne joie 1145 (kein Wert und keine Freude), prieuse 178 (Priorin), prisier sa marcheandise 2084 (anpreisen), li uns qui plus se prisoit 634 (der sich für etwas besseres hielt), proier et querir 816.[13] 825 (bitten), prosperité 49 (Wohlergehen),

[1] il n'i a fors del c. — [2] w hat die Verse nicht. — [3] mesovrer. — [4] w hat die Verse nicht. — [5] à force. — [6] s'on aperçut. — [7] paisive. — [8] pesne. — [9] pume. — [10] tenir port. — [11] treire à port. — [12] conte. — [13] dist en apert : ert.

putois 1740 (Iltis); querre et demander 597 (betteln), serjant et keu 1838 (Diener und Koch in einer Person); raim 2608 (Geweihende), r'amer[1] 39 (wieder lieben), rançainte[2] 616, soi rapeisier 949, coi et rassis 2373 (still und beruhigt, vom Meer), raviser 2458. 2467 (wiedererkennen), soi ravoiier 2378 (sich wieder zurechtfinden), rechacier[3] 925 (necken, zur Verfolgung locken), reçoivre an sa garde 343 (in seine Hut nehmen), soi recorder et apanser[4] 2773 (gewahr werden), prandre et raembre 3101 (gefangen nehmen und Lösegeld abnehmen), redoter[5] 1280 (kindisch werden), soi refraindre 788 (etwas aufgeben, von etwas ablassen), refuser 1153 (Liebhaber abweisen), par nule reison de fisique 1378 (Mittel), relatin[6] 1624 (Aufschub), relever 1053 (nach dem Wochenbett aufstehen), soi relever 211 (seinerseits aufstehen), remission 168 (Sündenvergebung), remuer d'iluec 3208 (bei Seite nehmen), reorte[7] 706 (Weidenstrick), repantance 1221 (Reue), repeire et nom 2263 (Name und Heimat), reprandre son aleine 2756 (Atem schöpfen), reprandre et blasmer 937 (schelten), rere et tondre 3092 (bildlich, schädigen), reslire 2396 (seinerseits wählen), garir et respasser 1379 (gesund werden), se reisons vos ressanble[8] 3120 (wenn es Ihnen Ihrerseits Recht dünkt), respondre 3108 (ungläubig antworten), feire ressouvenir 2168 (erinnern), au resveillier 845 (beim Erwachen, vgl. G² 8263), retancier et choser 1462 (seinerseits schelten), croistre — retraire 2312s. (anschwellen — sich zurückziehen), que ja Des ne rie 1735 (Gott soll nicht lachen), nule rien nee 357, rime ou consonante ou leonime 3, rober 2114 (ausplündern), roie 1110 (Streifen Landes), roissier 971 (prügeln), rosier 2207, ru, ruissel 1785. 1788 (Bach); merir le sanblant 2571 (die freundliche Absicht entgelten), estre preu[9] saol de 3210 (überdrüssig sein), sausse 1366 (metaphor.), feire un saut prandre 2228 (zwingen einen Sprung zu tun), les sauz 2672 (in wilden Sprüngen), à sauveté 997 (in Sicherheit), savoir po de[10] 1132 (sich schlecht auf etwas verstehen), savoir conoistre 2379 (erkennen können), sanz mon seü 253 (ohne mein Wissen), semondre de droit 1270 (nachträglich mahnen), sermoner 1878 (reden), le cuer serré[11] 2686, feire servir et garder 57 (gut pflegen lassen), sofire 1160, soignier 1959 (liefern), foires soignier[12] 3228 (Jahrmärkte besuchen), soudre 2406 (ersetzen); ausi con par ci le me taille 5, terdre 2996 (die Augen abwischen), terme et respit 1219 (Aufschub), soi lessier tondre 1124 (Nonne werden), tormant et justise 929 (Qual und Pein), torneiant 2413 (lavierend), tossique 1377 (Gift), treire la voile à mont od. sus 751. 2060 (die Segel aufziehen, sonst tendre), traveillier 456 (von Geburtswehen befallen werden), feire tresor de 2130 (aufspeichern), trespasser par devant a. 2145 (vor j. vorbeigehen), tropel[13] 958 (un tr. de, sonst à od. par tropiaus), trover et lire 46, trover et veoir 824, truande 648, truander 958, truandise 609; sofrir mal us 908, user et andurer mal 909 (erdulden), i user et gaster le jor 2070 (den Tag damit verbringen, vgl. metre et gaster); vantelet 2375 (leichte Brise), vaslet 478 (Kind männlichen Geschlechts), veiseuse 2639 (schlau), none velee[14] 1148, veneison 1776 (die erlegte Jagdbeute), de haut

[1] amer. — [2] enchainte. — [3] Die Stelle fehlt. — [4] panser. — [5] rasoter. [6] w vermutet cel latin. — [7] hart. — [8] se çou r. vos samble. — [9] bien. — [10] Andere Fassung. — [11] iré. — [12] festes cerkier. — [13] moncel. — [14] vouee.

vespre 1902 (früh am Nachmittag, vgl. bas vespre), viqueire 2249 (Statthalter, Amtmann, sonst voiier), visné 1406 (Nachbarschaft), vaillant une cope de voirre 188, voleter[1] 2452 (hüpfen, vom Herzen), voloir et loer 3153 (billigen), gorge de vorpil 2006 (Brustfell vom Fuchs).

Diese Zusammenstellung, bunt wie sie ist, genügt wohl, um fühlbar zu machen, daſs hier ein anderer Chrestien zu uns spricht als der der Artusromane und vielleicht gar ein anderer als Chrestien de Troies überhaupt. Von den Besonderheiten des Ausdrucks kommt natürlich ein beträchtlicher Teil auf die Rechnung des Stoffs und des Milieus, und es steht jedem frei, all das auszuscheiden, was z. B. die Schwangerschaft und Entbindung der Königin und die Geburt der Zwillinge betrifft, oder die Aufzählung der wilden Waldfrüchte, von denen sich das Königspaar auf seiner Flucht ernährt; den stärksten Abstrich würden die fachlichen Ausdrücke und Wendungen erlauben, die mit der Schilderung der See und der Schiffahrt und dem beruflichen Treiben der Kaufleute zusammenhängt oder mit dem Vergnügen der Jagd. Aber offenbart sich nicht ein Stück von der Persönlichkeit des Dichters mit ihren Neigungen und ihrer Anschauungswelt in der zur Schau getragenen Vorliebe für diese Dinge und der dabei bewiesenen Sachkenntnis? Denn, wes das Herz voll ist, des flieſst der Mund über. Man kann es nicht ohne weiteres als selbstverständlich ansehen, daſs Chrestien de Troyes, wenn er sich auf das ihm doch fernerliegende Gebiet des nichtritterlichen Schicksalsromans wagte, sich in dieser neuen Welt sofort heimisch gefunden und uns mit einer so meisterhaften Beherrschung der Redeweise seiner Kaufleute und Seefahrer überrascht hätte; denn er besitzt wohl eine bewundernswerte stilistische Meisterschaft, aber das bloſse Prunken mit phraseologischen Kleinoden ist nicht eben seine Art.

Auch nach allen möglichen Abstrichen bleibt noch genug übrig, was auf andere ererbte oder erworbene Sprachgewohnheiten hinweist. Auffällig ist z. B. die Fülle von synonymen Doppelungen wie *ferir et batre, deboter et estoutoiier* 718s.; sie gehen weit über das hinaus, was wir bei Chrestien finden, namentlich im Sinn der pleonastischen Tautologie wie *metre et couchier* 506, *peser et despleire* 682, *pleire et seoir* 2481, *meseise et painne* 439, *enui et contreire* 1498, *sanz ire et sanz rancune* 1029. Gerade Worte ohne groſsen Gehaltswert wie *loer* (raten, zureden), die Chrestien nicht hervorhebt, um die Aufmerksamkeit nicht von der Hauptsache, dem gegebenen Rat abzulenken, erscheinen beim Wilhelmdichter in immer neuen Verbindungen. Fühlbar ist auch die Bevorzugung von re-, sobald irgendwie der Gedanke eines Seinerseitsmachen vorliegt, z. B. *de l'autre part revoldroit miauz* 1204 (vgl. 1064ss. u. E. 1044), dann die Ausdrücke wie *vaillant un festu* 157, *vaillant sis sols*. Ein Zug, der dem achtsamen Leser nicht entgehen wird, ist ferner die nicht seltene ironische Wen-

[1] haleter.

dung der Rede, die auch gewöhnlichen Ausdrücken, wie dem an den kinderraubenden Wolf gerichteten *Mout ies or bien 'desjeünez' de mon anfant que mangié as* 854s. (vgl. E. 3155), eine besondere Färbung geben, die sich listenmäſsig nicht festlegen läſst. Natürlich spielen unter den nur im Wilhelmsleben belegten Wörtern auch wieder Abstrakta und Latinismen eine gewisse Rolle. Erwähnung verdient auch der Reim *loge: ce lo ge* (1803s.), der neu scheint. Schlieſslich wäre dann auf bedeutsame Einzelworte hinzuweisen wie das ominöse *charete* 1018, das Chrestien nur vom Schinderkarren gebraucht, oder die Bezeichnung *Anglois* 1080 für die Untertanen des Königs, was sich im 12. Jahrhundert nicht von selbst versteht.

Aber das Wesentliche sind nicht die Einzelheiten mit ihrer diskutabeln Beweiskraft, sondern die aus der obigen Zusammenstellung, wie wir hoffen, deutlich hervorgehende Gesamterscheinung, daſs der sprachliche Ausdruck im Wilhelmsleben fortlaufend anders abgetönt ist als in Chrestiens anerkannten Romanen. Es ist das gleiche Sprachmaterial, ohne viel fremde Ingredienzen, aber der Schliff ist anders; es sind andere Fazetten, in denen sich das Licht anders bricht. Wer sich den Blick dafür schärfen will, versuche es an einer ausgesprochen persönlichen Äuſserung wie die Tirade über *nature* und *norreture* (1363ss.) oder an einer Glanzleistung wie der Schilderung des Seesturms (2294ss.), indem er an der Hand des Chrestien-Wörterbuchs den Wortgebrauch hüben und drüben in seinen feineren Färbungen vergleicht. Der Erfolg kann nicht ausbleiben. Vorläufig aber dürfen wir zu einem Schluſs kommen und sagen, daſs die Betrachtung der Sprache — nach allen übrigen Feststellungen — auch nicht für die Identität des Verfassers spricht.

Damit stehen wir aber vor einer neuen Sachlage.

Wenn unsere Darlegungen und Schlüsse richtig sind, haben wir nämlich in *Philomena* und *Guillaume d'Angleterre* zwei Dichtungen vor uns, die beide unter dem Namen eines Chrestien gehen, aber nicht von Chrestien de Troyes stammen. Wäre es da nicht möglich, daſs beide unter sich den gleichen Verfasser hätten? Diese Frage muſs unbedingt gestellt und geprüft werden, schon wegen der groſsen Vereinfachung, die sich für die Literaturgeschichte ergeben würde, wenn sich die vermehrte Zahl der Träger dieses sonst nicht sehr verbreiteten Namens wieder auf ein bescheideneres Maſs herabsetzen lieſse. Tatsächlich fehlt es nun nicht an Indizien für die engere Verwandtschaft und nahe Zusammengehörigkeit der beiden Werke, bei deren Beurteilung natürlich die stoffliche Verschiedenheit und die Tatsache, daſs es sich bei der *Philomena* offensichtlich um einen Jugendversuch, beim Wilhelmsleben aber um die reife Leistung eines bereits erfahreren Schriftstellers handelt, in Anschlag zu bringen sind.

Wir erwähnten schon die verhältnismäſsige Kürze der beiden Dichtungen (1468 und etwas über 3300 Verse). In beiden findet man ferner die gleiche klar angelegte und sachliche Art der Erzählung, die selten schleppt oder eilt und nur von Zeit zu Zeit, exkurs-

artig, von allgemeinen Betrachtungen unterbrochen wird (Tirade über Amor, Ph. 393—448, über Vernunft und Unvernunft beim Lieben, ib. 478—94, über Gelegenheit, die Diebe macht, ib. 750—62, oder die Tirade über Natur und Erziehung, W. 1365—1404, und kürzere Bemerkungen über die Wonne des Verzichts um Gottes willen, ib. 369—76, und über waches Träumen, ib. 2597—2602), wozu verwandte Äuſserungen im Munde der beteiligten Personen kommen (Philomenas Scheltworte gegen Tereus, Ph. 806—32, Prognes Verwünschungen gegen den Tod, ib. 979—1004, oder die Zwischengedanken über Predigen vor tauben Ohren, W. 325—31, über unstatthafte Begehrlichkeit, ib. 890—956, über das aus der Art schlagen, ib. 1178—81, über die Dankesschuld an die Erzieher, ib. 1546—52, und über Armut und Reichtum in der Schätzung der Menschen, ib. 1592—1607). Es ist beiderseits die gleiche Neigung zur sentenziösen Banalität, die oft in Divagation umschlägt; denn das logische Räsonnieren ist des Dichters Stärke nicht; der Unterschied ist nur, daſs die *Philomena* diese Exkurse und Gemeinplätze mehr schulmäſsig anbringt und ausführt, während das *Wilhelmsleben* sie geschickter in den Zusammenhang verschmilzt. Darin zeigt sich ein Fortschritt in der Komposition, und das gilt auch für die eingelegten Prunkstücke wie die Beschreibung der Schönheit und der Vorzüge Philomenas (Ph. 124—204) und die lebendige Schilderung des Seesturms (W. 2294 bis 2364), erstere eine Einlage, letztere ein Stück der Handlung. Überhaupt liegt in der *Philomena* noch etwas Unausgeglichenes in den Proportionen, z. B. in den langen, aber mit Liebe ausgesponnenen Gesprächen bei Tereus' Besuch in Athen; es kennzeichnet die gröſsere Jugendlichkeit der Dichtung, die man auch an der unmittelbareren Einwirkung der literarischen Vorbilder merkt, Ovid (s. Hoepffner l. c. 59ss.), Wace (ib. 36ss.), Thebenroman (ib. 64ss.) und Chrestien de Troyes selbst.

Läſst der literarische Vergleich der beiden Dichtungen demnach die Möglichkeit gemeinsamer Verfasserschaft verfechtbar erscheinen, unter der fast selbstverständlichen Voraussetzung einer fortschreitenden Entwicklung, so spricht die sprachliche Gegenüberstellung unter der gleichen Bedingung auch nicht gegen diese Annahme. Von den beiderseitigen Stileigentümlichkeiten ist die Anapher in der *Philomena* durch Prognes Verwünschungen gegen den Tod (875ss.) mit einem richtigen Schulbeispiel vertreten,[1] im *Wilhelm* erscheint sie weniger straff als bloſse Hebung und Belebung der Rede (41ss. se . . . se . . . se . . ., 3091ss. cist . . . cist . . . cist . . .). Gern verbindet sie sich mit den von Wace her bekannten Vershalbierungen: *Siglent de jorz, siglent de nuiz* (Ph. 79), *Et loing des chans et loing d'essarz, Loing de chemins et de santiers* (ib. 734s.), auch in den Schmähungen gegen Tereus: *Ha, fet ele, fel de put' eire, fel envieus*, etc. (ib. 807ss.)

[1] Auch metrisch ausgezeichnet mit der Anrede *Morz* an der Spitze jedes zweiten Verses über die Reimgruppe hinweg.

oder *Donez copes, donez aniaus, Donez cotes, donez mantiaus,* etc. (W. 149ss.), *Buer venimes le cerf chacier, Buer fu trovez, buer fu meüz* etc. (ib. 3080ss.), vgl. auch 946s. 950s. und weiter in zahlreichen Abstufungen von der bewuſsten Stilfigur bis zum bloſsen rhythmischen Schema, wie *J'oï l'escrois, si vi le rai* (W 237) oder *Ses escheviauz et ses fusees* (Ph. 1104); vgl. auch Scheltformeln wie *Au traïtor, au vif deable* (Ph. 1300) oder *Cest vif deable, cest larron* (W. 969). An den Thebenroman gemahnen (vgl. Hoepffner l. c. 52) die nahen Wortwiederholungen wie *A l'ancontre aler li convient. Maintenant li vet à l'ancontre* (Ph. 90s.), *Einsi a fet del lo pastor. Pastor an a fet sans mantir* (ib. 704s.), *Puis li anquist . . . S'il sont bien lié et sain et preu, Et Tereüs a ce respont Qu'andui lié et sain et preu sont* (ib. 98ss.) oder *Li los . . . Lor a deguerpie sa proie. La proie leisse, si s'an fuit* (W. 840s.), *Li rois remaint Qui mout se demante et complaint. Mout se complaint, mout se demante* (ib. 704s.), *Nos avons mout eü ansanble Joie, richesce, enor et eise: Duel, povreté, honte et meseise Redevons ansanble andurer* (ib. 282ss.) usw. Verwandt damit ist die epanaphorische Frage: *Uns rois de Trace la requist Don Pandions mout liez se fist. Mout liez s'an fist? — Voire. — Porquoi? — Por ce qu'il la dona a roi. — A roi? Mes à tirant felon* ... (Ph. 7ss.). Diese Redefigur scheint dem Philomenadichter auſserordentlich gefallen zu haben; er verwendet sie bis zum Überdruſs;[1] im *Wilhelmleben* scheint sie aufgegeben (vgl. 262ss.). Umgekehrt ist in der *Philomena* der Gebrauch der im *Wilhelm* so zahlreichen Zusammensetzungen mit *re-* selten.[2] Dagegen sind die synonymen Doppelungen beiderseits so zahlreich, daſs das Anführen von Beispielen sich erübrigt, und beiderseits stehen den zweigliedrigen Bindungen reichlich drei- und mehrgliedrige zur Seite, eine Bestätigung dafür, daſs es sich um spontane Verbalabundanz handelt.

Der gleiche Drang nach Verausgabung der inneren Wortfülle bestätigt sich auch in der beiden Gedichten gemeinsamen Neigung, ganze Begriffsgruppen und Wortfamilien auszuschöpfen, bald gehäuft, bald mehr gelegentlich. Man erinnere sich an die Unglücksvögel (22), die Spiele (177), die Falkenarten (182), die Frauenarbeiten (187 und passim), die Musikinstrumente (196) usw. in der *Philomena*, an den verschenkbaren Hausrat (149), die Truhen und Kästen (407), die Waldbeeren (429), die häuslichen Verrichtungen (1011) usw. im *Wilhelmleben*. Eine besonders ausgiebige Verwendung findet hier die Fachsprache der Kaufleute, der Seefahrer und der Jägerei. Von diesen bieten die Seemannsausdrücke, mit denen Chrestien de Troyes so sparsam ist, Gelegenheit zu einem ausführlichen Vergleich zwischen den beiden Dichtungen. Es sind nun etwa nicht auffällige Parallelen

[1] Vgl. 214s. 354ss. 393. 397ss. 460s. 491. 636. 794s. 1080s. und wohl auch 337s. 776s. Man beachte, daſs es im Grunde nicht eine Stilfigur, sondern eine Stilmanier oder Stilmanie ist, um die es hier geht.

[2] Vgl. etwa 32a. 333. 860. 1080. Man darf wohl an den Einfluſs des Ovidschen Stilvorbildes denken.

im Vokabular, die man anführen könnte,[1] es ist vielmehr die gleiche Freude an den Dingen des Meers und der Schiffahrt und die gleiche Sachkenntnis; man hat den Eindruck einer gegebenen Neigung, die sich in der *Philomena* erst schüchtern ankündigt, um dann im *Wilhelmleben* ihre vollen Triumphe zu feiern. Dabei ist es bemerkenswert, daſs der Dichter eigentlich nur *nef*, das See- und Kauffahrteischiff, und *batel*, das Boot, unterscheidet; nur einmal spricht er von *galie* (992); bei Chrestien ist die Benennung der Schiffstypen reichhaltiger. Zur Verwendung von Ausdrücken aus der Kaufmannssprache und der Jägerei gab die Philomenaerzählung keinen Anlaſs; aber wenn für den Wilhelmdichter das Jagdvergnügen die eigentliche aristokratische Passion ist, so denkt der Verfasser der *Philomena* auch nicht anders: *Ne ja ne fust ele son vuel s'an gibier non ou an riviere* (186s.).

Was schlieſslich das Grammatische anlangt, so darf man keinen Anstoſs daran nehmen, daſs in der *Philomena* 1. Plur. auf *-omes* fehlen, weil die erste Pluralis nur dreimal vorkommt. Wegen *el* und *ele* ist Zurückhaltung am Platz; *el* scheint im *Wilhelm* nicht unbekannt, wenn auch nur eine Stelle dafür spricht.[2] Zuletzt sei aber noch erwähnt, daſs in beiden Dichtungen die Schallkurve der Versfüllungen, in fühlbarem Gegensatz zu Chrestiens reifer Manier, nach dem Versende gravitiert, auf das Reimwort zu, was an sich kein Beweis für gleiche Verfasserschaft ist; es entfällt aber eine wichtige negative Instanz, die bei der Entscheidung der Verfasserfrage einer bejahenden Antwort zum Hindernis geworden wäre.

Zu den Einzelheiten übergehend, die für die Identität sprechen könnten, erinnern wir uns zunächst, daſs *Philomena* eine Ovidbearbeitung ist: darf man es damit in Zusammenhang bringen, wenn im *Wilhelmleben* bei der Tirade gegen die Begehrlichkeit (907ss.) die Qualen des Tantalus ausführlich beschrieben werden? Man hat ferner darauf hingewiesen, daſs Wilhelms Abenteuer der Geschichte des Königs Apollonius von Tyrus nicht wenig zu verdanken haben: ist es da Zufall, wenn bereits in der *Philomena* (175) neben Tristan auch auf Apollonius angespielt wird? Als gemeinsamen Zug der beiden Dichtungen kann man hier vielleicht noch die freiwillige Zurückhaltung des Dichters in geschlechtlichen Dingen geltend machen; selbst die peinliche Notzuchtszene nach Ovid ist möglichst dezent

---

[1] Im wesentlichen sind gemeinsam *mast*, *cordes* und *voiles*. In *Philomena* heiſst der Hafen *havle* 92, aber auch *port* 721.

[2] Wenn wir uns an die Beobachtungen halten, die sich bei der *Philomena* für den Wechsel von *el* und *ele* ergaben, s. oben S. 420 Anm. 2, so ist Vers 1131 (w 1119) der einzige, wo *el* wirklich geboten war; daher die Lesung *Qu'el ne le cuide ne ne pense* nur gebilligt werden kann. In den anderen Fällen (etwa 47) handelt es sich um *ele* vor elidierendem Vokalanlaut oder in der Inversion mit dem Verbum, um den Gegensatz mit anderen Personen, um die Wiederaufnahme eines entfernteren Subjekts oder um eine klare satzrhythmische Nötigung wie bei *Tant com ele* (51. 60. 1200) oder *mes ci n'est ele pas finee* (605) usw.

gehalten. Um so freigiebiger scheint er dafür mit Umarmungen als bloſser Höflichkeitsform zu spielen. Es mag angebracht sein, wenn Tereus seine Schwägerin, die er bei seiner Hochzeit als Kind gesehen hatte, bei der Begrüſsung sofort in die Arme schlieſst (Ph. 242), aber daſs er sie mitten in der langen Rede immer wieder umarmt (ib. 458), ist eigen, Ovid hat keine Schuld daran (Met. IV, 475ss.). Ebenso stilwidrig umhalst die Königin über dem Essen den Kaufmann, in dem sie ihren Gatten wiedergefunden zu haben glaubt, vor dem ganzen Gefolge, ohne daſs sie sich zu erkennen geben (W. 2625, vgl. 2645s.).

Und nun, nach dem bisher Gesagten, nehme man noch folgende wörtliche Anklänge:

Ph. 35	La orent antr' aus deus un fil:	W. 53s.	Sis ans antr' aus conpaignie orent
42s.	Li anfes crut et amanda,		Que nul anfant avoir ne porent.
	Si fu mout biaus dedans cinc anz.	1357ss.	Quant li anfant batisié furent,
			Tant amanderent et tant crurent.
			Quant ce vint au chief de dis ans[1]
			N'ot au monde plus biaus anfanz.

Beachtenswert wegen der ungewöhnlichen Lautform und dem zugehörigen Reimwort *muert* ist der gemeinsame Vers *Si se debat et se destuert*, Ph. 799 und W. 914. — Was Philomena zu ihrer Stickarbeit braucht, findet sie in der Truhe ihrer Wächterin; in einer Truhe hat auch der Kaufmann Fouchier den Rockschoſs aufbewahrt, in dem er den kleinen Marin eingewickelt aufgefunden hat; und die Benennung *huche* in beiden Fälllen ist nicht gerade die geläufigste:

Ph. 1102	A une huche vient, si l'uevre,	W. 499	Cort à la huche, si a pris (le pan).

Gemeinsam sind ferner einige auffälligere Worte wie *sofire* (Ph. 129, W. 1160), *anraciner* (Ph. 444, W. 1401), *alumer* (Ph. 441. 1022. W. 369); und vielleicht darf man daran erinnern, daſs der Philomenadichter die Augen seiner Heldin mit einem Hyazinthstein, einer *jagonce*, verglichen hatte (147) und daſs Wilhelm den gleichen Stein in Gold gefaſst am kleinen Finger trägt (2501); es war der Ring seiner Frau, und es ist der einzige Edelstein, der sonst im Roman erwähnt wird, wenn wir von der Vergleichsformel *vos ressanblez un mien oncle come rubis fet escarboncle et come fleurs de rosier rose* (2205ss.) absehen.

Ob mit diesen Feststellungen die Identität der Verfasser für *Philomena* und *Guillaume d'Angleterre* in stichhaltiger Weise dar-

[1] Var. cinc.

getan ist, mag dahingestellt bleiben; für die letzten Zwecke unserer Darlegungen ist es nicht von wesentlichem Belang. Indessen scheint die Vermutung doch soweit gestützt, daſs wir berechtigt sind zu überlegen, welche literarhistorischen Folgerungen sich aus ihr ergeben.

Sind zunächst die Verfasser der beiden Gedichte eine Person, so ist der Name, der dieser zukommt, Chrestien le Gois. Die Bezeichnung würde zur Unterscheidung dieses Schriftstellers von seinen berühmten Homonymen Chrestien de Troyes bestens ausreichen. Beiläufig bemerkt ist der Zuname le Gois schon im 13. Jahrhundert in Paris und in der Gegend von Reims als Familienname bekannt; befriedigend erklärt ist er noch nicht. Die Vermutung von C. de Boer (Ausg. CXIss.), le Gois stünde für de Gois und meinte de Gouaix (Seine-et-Marne), scheitert daran, daſs Gois einsilbig, die Ortsnamen Gouaix (Govesium) und Gouy zweisilbig sind. Die Deutung von O. Schultz-Gora (Zs. f. rom. Phil. 37, 235), li Gois = Ligois d. i. Liegeois (Lütticher) wäre im Einzelfall denkbar; die Verbreitung des Namens würde die Wiederholung des gleichen Zufalls voraussetzen, da man im Anfang des 12. Jahrhunderts noch nicht mit einem ererbten gemeinsamen Familiennamen operieren kann. Gegen die Ableitung des Zunamens von *goi*, das Winzer- oder Holzhauermesser, heute gouet (gwè) von *gubium, also Masc. zu gouge (gubia), das R. Pachnio, *Die Beinamen der Pariser Steuerrolle von 1292*. Diss. Königsberg 1909, mit J. Coutiau, J. Fleau, G. la Loche u. dgl. in eine Reihe stellen wollte, wendet Sch.-G. l. c. 234 ein, daſs der Obl. le Goi sein müſste, was nicht der Fall ist. Unbelegbar ist die Form indessen nicht, ein Jean Goy ist Mitglied der Deputiertenkammer. Die apellative Verwendung von Goys, quidem Seditiosi illius temporis (ann. 141?), qui ejusmodi sc. instrumento armati incederent, Du Cange s. v. goia, verlangt genauere Nachprüfung und wäre erst für das 15. Jahrhundert von Bedeutung. Der Antwerpener Verleger, der 1541 Psalmen von Marot und anderen druckte, hieſs des Goix. Die von E. Gamillscheg (Zs. f. frz. Spr. u. Lit. 46, 183s.) vorgeschlagene Herleitung von *gois* (*coxus), hinkend, ist beachtlich, hat aber die Schwierigkeit, daſs das Verbreitungsgebiet des Namens und des Adjektivs (Provence) sich nicht decken. Die jüngste Hypothese von C. de Boer (Romania 55, 116ss.) *Gois* = agln. Got (Geiſs), also Chrestien le Gois = Chrestien la Chièvre, würde zwei Fliegen auf einen Schlag treffen, denn der Zuname wird dem Tristandichter gelegentlich gegeben; sie ist aber mehr geistreich als überzeugend. An hebräisch *goi*, den unter Juden lebenden Christen, scheint noch niemand gedacht zu haben.

Die andere Frage, ob der Vers 734 unerwartet eingefügte Name (*La meisons estoit en un bois — Ce conte Crestiiens li Gois* —) nicht den Dichter der Philomenaepisode, sondern der Kompilator des 'Ovide moralisé' bezeichnet, würde voraussetzen, was einige auch annehmen, daſs an dieser Stelle ein Einschub von der Hand des Kompilators vorläge. Aber abgesehen davon, daſs sich der Einschub

nicht verstehen liefse, hätte denn der Kompilator, wenn dies sein Name war, in den einleitenden Versen zur Philomenaepisode (De Boer p. 138, 29ss.) einfach sagen können: *Mes ja ne descrirai le conte fors si com Crestiiens le conte*? D. h. Ich, Chrestien le Gois, werde die Erzählung so hersetzen, wie sie Chrestien übertragen hat. Er hätte wenigstens sagen müssen, wie der andere Chrestien sie erzählt, denn er hatte ihn noch nicht genannt.

Wohl oder übel müssen wir uns damit abfinden, dafs es der Philomenadichter ist, der sich an der angeführten Stelle nennt; und nach der Art, wie er es tut, rechnet er offenbar damit, dafs seine Hörer ihn bereits kennen, sei es dafs er in einem vertrauten Kreise vorträgt, sei es dafs er sich in einer nicht mehr vorliegenden Vorrede bereits eingeführt hatte. Wenn nun aber der *Guillaume d'Angleterre* von eben demselben Verfasser ist, dann ist Chrestien le Gois auch eine Person mit jenem *Crestiiens qui dire siaut*, der in der Vorrede des Romans (W. 18) genannt wird. Was bedeutet aber dieses *qui dire siaut?* Soll es heifsen der bekannte Romandichter, Verfasser von so und so vielen Werken? Das ist der eigentliche Sinn von dire nicht. Eher wäre es von einem berufsmäfsigen Vortragenden zu verstehen, von einem wandernden Romankolportör, der als solcher seinen Zuhörern hinlänglich bekannt sein müfste, da sie ihn vor Augen sehen und ihn vortragen hören.

Damit eröffnet sich eine neue Perspektive. Der anonyme Chrestien, dessen Spur wir zu verfolgen suchen, unser Chrestien le Gois qui dire siaut, erschiene uns also als berufsmäfsiger Wandervorleser, und nach seinem Zunamen zu urteilen, als ein Mann von bürgerlicher Herkunft, der sich aber gefühlsmäfsig über seine Standesgenossen, die vilains, hoch erhaben fühlt. Nach dem Inhalt seiner beiden Dichtungen mufs er wohl auch durch höhere Schulen gegangen sein, und sein Wanderberuf mag ihn, bevor er den *Wilhelm* dichtete, schon weit in der Welt herumgeführt haben: woher sollte ihm sonst das Meer und die Schiffahrt so vertraut geworden sein? woher hätte er die genaue Kenntnis von England bis nach Schottland hinauf, mit London, der Themse, St. Edmonds in Suffolk, Bristol, Yarmouth, Caithness, Galloway, Stirling, York, Lincoln, Winchester? und auf dem Kontinent etwa Bar, Provins und Troyes, die grofsen Jahrmärkte der Champagne, Flandern, Provence, Gascogne, Puy-en-Velay und Saint-Gilles? Von einer entgleisten Existenz zu sprechen, klänge wohl zu philiströs; aber man hat doch den Eindruck eines infolge von ungestillten literarischen Neigungen oder eines gebieterischen Abenteuertriebs auf unvorhergesehene Bahnen abgelenkten Lebensschiffes, mit der zweifellos vorhandenen Dichterbegabung als schliefslicher Rechtfertigung. Und da wir einmal in diese Welt der wandernden Professionisten geraten sind, der wir auf unseren bisherigen Weg noch nicht begegnet waren, werden wir uns fragen, ob Chrestiens Kumpan Roger le Cointe, *qui de maint prodome est acointes*, von dem er den Stoff seines Wilhelmlebens erhalten haben will, nicht auch

dem gleichen Kreise angehörte, ob er nicht auch ein wandernder Romanvorleser war, der dem Publikum, zu dem Chrestien zu sprechen pflegte, aus demselben Grunde bekannt war, als er selbst. Man hat vermutet, daſs es der anderwärts genannte Roger de Lisaïs sein könnte, der Verfasser einer verschollenen Dichtung von *Isaire et Tentaïs*: das wäre eine Ähnlichkeit mehr im Bilde der beiden Männer.

Wir können aber noch einen Schritt weitergehen und versuchen, uns auch eine Vorstellung von dem Repertoire unseres wandernden Romanvorlesers zu machen. Es tauchte im Lauf unserer Untersuchung der Verdacht auf, daſs die Beschreibung Philomenas in ihrem ersten Teil der Beschreibung Blancheflors im *Conte du Gral* nachgebildet sei, während sie im zweiten Teil an *Erec*, an *Cligès* und an den *Löwenritter* anknüpfte. Demnach hätte Chrestien le Gois die Artusromane seines Namensvetters ziemlich vollständig gekannt.[1] Wie kam er dazu? wo hatte er Gelegenheit sie zu hören oder noch eher zu lesen und zu exzerpieren? Denn die Nachahmung setzt eine nahe Kenntnis des Vorbildes voraus. Sollte er diese Romane am Ende nicht selber besessen und mithin vorgetragen haben? Die gleiche Frage erhebt sich sofort auch für den *Brut* von Wace und für den Thebenroman. Und tatsächlich hat es solche Sammelhandschriften gegeben, die eben diese Werke vereinigten: es liegen uns dergleichen heute noch vor. Wenn aber Chrestien le Gois gerade diese Dichtungen mit sich führte und öffentlich vortrug, so begreift man den Einfluſs, den sie auf seine eigene Darstellung und auf seinen Sprachstil ausgeübt haben. Woher er auch gekommen sein mag, seine Dichtersprache ist ein Abbild der von Wace, dem Thebendichter und Chrestien de Troyes geschaffenen literarischen Dichtersprache, die er sich durch die stete Wiederholung im Vortrag gründlich angeeignet haben muſs.

Aus dieser Feststellung ergibt sich aber für die Lebenszeit unseres Dichters, daſs seine literarische Schaffenszeit auf keinen Fall vor 1180 anzusetzen ist; denn früher ist die käufliche Erwerbung eines vollständigen Artuszyklus und des Waceschen Brut einfach nicht denkbar. Wenn aber die Verse 147s. der *Philomena* eine Entlehnung aus dem ersten Rosenroman, dem Werk von Guillaume de Lorris, sind, dann müſsten wir, wie wir bereits sagten, bis in das erste Drittel des 13. Jahrhunderts herabgehen. Unter diesen Umständen präsentiert sich dann auch die Quellenfrage des Wilhelmlebens von einer neuen Seite: es läge kein Grund vor, eine Beeinflussung der Erzählung durch *Orson de Beauvais* (göttliche Stimme), *Enfances Vivien* oder verwandte Gedichte (Ablehnung eines bürgerlichen Berufs) und *Escoufle* von Jean Renart (Raub der Börse durch einen Adler) abzulehnen. Der Wortschatz und Wortgebrauch stünde mit einem so späten Ansatz nicht im Widerspruch. Schwerer ist es bei dem augen-

[1] Für die Kenntnis des Karrenritters könnte W. 152s. und K. 4677s. sprechen.

blicklichen, ungeklärten Stand der Auffassungen, sich über die Heimat und Mundart unseres Dichters eine sichere Meinung zu bilden.

Zu guterletzt könnte man das literarische Urteil über Chrestien le Gois als Verfasser unserer beiden Dichtungen, der *Philomena* und des *Guillaume d'Angleterre*, dahin zusammenfassen: eine geniale Dichterpersönlichkeit ist er nicht, seine Produktivität ist nicht überwältigend, selbst wenn er etwa auch noch für das Nikodemusevangelium in Frage kommen sollte; dafür besitzt er aber eine anerkennenswerte Erzählergabe, schlicht, klar geordnet, sachlich und wohlbemessen, von natürlichem Anstand und innerer Teilnahme getragen, ohne seelische Tiefe der Problematik, aber anschaulich und gelegentlich sogar malerisch belebt in der Vorführung ihres Weltbildes, und in einer guten, für den Lexikographen nicht uninteressanten Sprache von gewählt familiärem Klang, ohne Prunk, geschrieben.

Für Chrestien de Troyes ergibt sich aber aus den Darlegungen dieses Kapitels, daſs von seinen Werken nur die Artusromane und der Gralroman herausgegeben worden sind, und zwar nach seinem Tod, da zwei von den Romanen zuerst von fremder Hand vollendet werden muſsten. Diese Arbeit wurde von seinen Freunden und Nachlaſsverwaltern geleistet. An seine Jugendwerke, von Ovids *Art d'aimer* bis zu der *Muance de la Hupe, de l'Aronde et du Rossignol*, haben sie die gleiche Mühe nicht gewendet: so kam es, daſs sie verloren gingen, wenn nicht etwa Chrestien selbst sie zum Verschwinden verurteilt hatte. Welche Folgerung sich daraus für die Tristandichtung ergibt, wollen wir im nächsten Kapitel prüfen.

Ph. Aug. Becker.

VERMISCHTES.

I. Sprachwissenschaft.

Frz. *chef-lieu* „Hauptort" und die gallorom. Zusammensetzungen mit *caput*.

Während der Dict. gén. *chef-lieu* bloſs als „composé de *chef* et *lieu*" bezeichnet, Nyrop 3, 262 unten, es unter den Zusammensetzungen mit Koordination aus Substantiv + Substantiv mit vorangehendem Bestimmungswort ohne weitere Bemerkung anführt und Bloch-Wartburg es auch nur unter den composés von *chef* ohne Bemerkung verzeichnen, hat Scheler schon vor langer Zeit gesagt, daſs „*chef* prend un caractère d'adjectif dans la combinaison *chef-lieu*"; ähnlich stellt Meyer-Lübke, Hist. Gr. der frz. Spr. 2, 165f. *chef* in *chef-lieu* zu den Substantiven, „die nach Bedürfnis adjektivisch oder substantivisch verwendet werden können: *ami* „Freund" und „befreundet", *voisin* „Nachbar" und „benachbart"; solche Adjektivsubstantiva, fährt er fort, „können natürlich genau wie die Adjektiva mit anderen Substantiven zusammenwachsen", worauf er unter den Beispielen *chef-lieu* anführt. Ist dies richtig?

Ist *chef* in *chef-lieu* wirklich Adjektiv? God. 2, 121a unten, verzeichnet tatsächlich ein Adjektiv *chief* „principal, premier" und belegt es mit *chef baillif*, *kief sire*, *kief seigneur*, *chief cens*, *chief rente*, *chief ville*, also mit Zusammensetzungen von derselben Art wie *chef-lieu*. Aber in *chief rente*, *chief ville* ist *chief* mit dem folgenden weiblichen Substantiv nicht übereingestimmt, somit nicht als Adjektiv, sondern als erstes Kompositionselement behandelt und war dies dann auch in den Verbindungen mit männlichem Substantiv. Allerdings belegt God. auch *chieve seigneurie*, *chieve rente*, *chieve voie*. Aber *chieve seigneurie* bzw. *seignourie*, das in zwei Urkunden von 1296, 1297 aus den Dép. Seine-et-Oise und Manche belegt wird, hat *kief seigneur* einer Urkunde von 1297 aus dem Dép. Seine-Inférieure, das ungefähr zwischen den Dép. Seine-et-Oise und Manche liegt, also aus derselben Zeit und derselben Landschaft, neben sich; man faſste *chief* in *chief seigneur* irrtümlich als Adjektiv auf und glaubte deshalb, es in der naheverwandten Verbindung mit *seigneurie* im Genus mit diesem Fem. übereinstimmen zu müssen. Ebenso hat

chieve rente, das aus den Jahren 1343, 1358, 1389, 1393 durchwegs aus dem Dép. Finistère belegt wird, *ch(i)ef rente* der Jahre 1363, 1389 aus demselben Dép., also wieder aus derselben Zeit und derselben Landschaft, zur Seite und entstand darnach wahrscheinlich erst aus *chief rente* durch irrtümliche Auffassung des *chief* als eines attributiven Adjektivs und durch darauf beruhende Übereinstimmung mit dem Fem. *rente*. Es bleibt das aus dem Jahre 1431 aus Reims belegte *chieve voie* übrig, das allein ein Adjektiv *chief* nicht beweisen kann, vielmehr auch aus **chief voie* infolge irrtümlicher Auffassung des *chief* entstand. Da das angebliche Adjektiv von God. nur in der Stellung vor einigen Substantiven nachgewiesen ist und mit diesen nur in einigen Fällen übereingestimmt, in anderen unveränderlich ist, da es nicht alleinstehend als prädikatives, mit weiblichem Subjekt übereingestimmtes, Adjektiv vorkommt, ist es als Adjektiv überhaupt nicht nachgewiesen. Mit Recht haben Tobler-Lommatzsch 2, 382ff. ein Adjektiv *chief* nicht mehr verzeichnet. Die Auffassung Schelers und Meyer-Lübkes, daſs *chef-lieu* die Verbindung eines Adjektivs mit dem Substantiv *lieu* sei, ist unhaltbar.

Gamillscheg stellte im EWFS. fest, daſs *chef-lieu* zuerst im äuſsersten Norden vorkommt, und schloſs daraus, daſs es „vermutlich Nachbildung eines flämischen *hoofd-oord* dass. ist"; er verglich dann noch afrz. *chief-mes* „Hauptort". Die Angabe Gamillschegs über das erste Auftreten von *chef-lieu* ist vollkommen richtig. God. 9, 64c Mitte (Compl.) verzeichnet das Wort in der Bedeutung „principal manoir d'un seigneur" und in der pikard. Form *kies lieu* aus einer Urkunde von 1321 aus dem Hennegau. Dieses Vorkommen ist auch nach dem Dict. gén. und Bloch der älteste bisher bekannte Beleg; die Belege für *chief-lieu* aus Ponthieu-sur-Somme, Chalon-sur-Saône und Clermont bei Du C. 2, 153b oben sind für mich nicht datierbar. In einer erst im 14. Jahrhundert im Hennegau auftretenden frz. Zusammensetzung die Nachbildung eines fläm. zusammengesetzten Wortes zu sehen, liegt nahe, zumal da solche Zusammensetzungen den germ. Sprachen durchaus geläufig, in den rom. ziemlich selten sind. Trotzdem bezweifelte es Spitzer, ZrP. 46, 598 unten, daſs *chef-lieu* die Nachbildung des fläm. *hoofd-oord* sei, und zwar deshalb, weil der Wortbildungstypus auch im Prov., hier in *caplata*, *capmas*, *capfeu*, und im It., hier in *capoluogo*, *caporione*, vorhanden sei. Gamillscheg hat in ZfSL. 50, 292, wo er andere, auf derselben Seite der ZrP. 46 stehende Einwände Spitzers gegen seine Auffassung zurückgewiesen hat, den gegen seine Ansicht über *chef-lieu* gerichteten Einwand nicht besprochen. Somit ist die Frage, ob *chef-lieu* die Nachbildung eines fläm. zusammengesetzten Wortes oder eine bodenständige rom. Zusammensetzung sei, noch offen. Um eine möglichst wahrscheinliche Antwort auf diese Frage geben zu können, muſs man zunächst die mit *cap*, *capo* zusammengesetzten aprov. und it. Wörter behandeln, die für die Möglichkeit bodenständiger Bildung von *chef-lieu* sprechen.

Aprov. *caplata* „chanlatte" wird weder von Rayn. noch von Levy im groſsen Wörterbuch belegt, nur von Levy im kleinen angeführt, offenbar einem von ihm später exzerpierten, wohl jüngeren, Texte entnommen; doch spricht bei diesem Worte, das zu erwähnen selten Gelegenheit war, auch ein spätes Auftreten in der Überlieferung nicht gegen Bodenständigkeit. Wegen dieses aprov. *caplata* führt Gamillscheg das seit dem 13. Jahrhundert bezeugte frz. *chanlatte* „planchette en biseau qui porte le dernier rang de tuiles, d'ardoises d'un comble, et forme saillie" über **chalatte* mit dem aprov. Worte zusammen auf ein gallorom. **capilatta* „Hauptlatte" zurück; die Umgestaltung von **chalatte* zu *chanlatte* erklärt er gewiſs, obwohl er es nicht ausdrücklich sagt, durch Anlehnung von **chalatte*, dessen zweiter Teil *latte* klar war und zur Herstellung eines ebenso klaren ersten Teils drängte, an *chant* „Kante". Nun verzeichnet aber Levy im kleinen Wörterbuch neben *caplata* ein von Gamillscheg nicht beachtetes *canlat* „chanlatte", das wieder in den beiden groſsen Wörterbüchern des Aprov. nicht belegt ist und dessen männlicher Ausgang bemerkenswert ist. Somit war die Form mit *n* vor *l* im Afrz. und Aprov., also in beiden Sprachen Frankreichs vorhanden. Dagegen bestand die Form mit *p* vor *l* nur im Aprov., d. i., was wichtig ist, in dér Sprache, die *capil* „Hausgiebel" Rayn. 2, 324a Mitte; Levy 1, 205b unten, besitzt. Da liegt die Annahme nahe, daſs *caplata* „unterste, vorspringende Planke am Dach" eine Umgestaltung von **canlata*, das durch *canlat* gestützt wird, nach *capil* „Giebel des Daches" sei. In einem Teil des prov. Sprachgebiets gebrauchte man auch später die Form mit *n*, eben *canlat*, im anderen Teil zuerst **canlata*, später *caplata*. Das Nprov. hat nur mehr *cap-latié* „bout de chevron saillant, coyau" en Languedoc und ohne suffixale Ableitung, dafür in anderer Verwendung *cap-lato*, *callato* „timon, flèche d'un char" im Rouergue, während das von Schuchardt, ZrP. 34, 266 unten, besprochene *cap-latou*, *callatou* „bout de la latte à battre le blé" im Rouergue den *cap* „bout" der *lato* „gaule pour battre le blé" bezeichnet, somit ein ganz anderes begriffliches Verhältnis der beiden Bestandteile der Zusammensetzung zueinander bietet, als es *cap-latié*, wenn ursprünglich „Hauptlatte", böte. Auſser dem aprov. *caplata* macht Gamillscheg für die Ursprünglichkeit der Form ohne *n* vor *l* noch schweizfrz. *etzarlatte* „Balken zum Aufhängen der zu selchenden Würste" geltend; es hängt gewiſs mit *chanlatte* zusammen, das auch eine „sorte d'échelle où l'on étend les harengs pour les saurer" bezeichnet. Aber *etzarlatte* zeigt im *e* und *r* die Anlehnung an ein anderes Wort, eine Umgestaltung, die ebensogut ein **tzanlatte* wie ein **tzalatte* getroffen haben kann. Die schweiz-frz. Form beweist somit nichts gegen die Ursprünglichkeit der Form mit *n* vor *l*. Die Ursprünglichkeit dieser Form ist vielmehr wegen deren Bewahrung in beiden Sprachen Frankreichs durchaus wahrscheinlich. Aprov. *caplata* entstand erst durch eine sekundäre, auch von Gamillscheg erwogene Umgestaltung des ursprünglichen **can(t)lata*. Aprov. **canlata*,

canlat und afrz. *chanlatte* gehen dann auf ein **cantolatta* zurück, wie Jud, AR. 6, 211 Mitte, annahm; auch im Dict. gén. wird *chanlatte* als „composé de *chant*" côté und „*latte*" angesehen. Aprov. *caplata* war ursprünglich keine Zusammensetzung mit *cap* als erstem Element.

Neben *caplata* nannte Spitzer aprov. *capmas*, das Rayn. 4, 148a unten, neben *campmas cammas* in der Bedeutung „habitation principale, maison de maître" anführte, worauf er allerdings nur *campmas* und *cammas* je einmal aus Urkunden von 1275 und 1266 belegte; Levy gab im grofsen Wörterbuch keine neuen Belege und führte nur im kleinen *capmas* „maison de maître, maison principale" an, wobei er nur diese Form verzeichnete. Weder Rayn. noch Levy hat *capmas* belegt. Aber seitdem hat Brunel, Les plus anciennes chartes en langue provençale, im Wörterverzeichnis *cabmas* „habitation principale d'un domaine" in den Urkunden Nr. 251, 276, die beide aus dem Rouergue stammen, und *capmas* dass. in den Urkunden Nr. 15, 16, 90, 110, 195, 199, 212, 213, 290, 298, 305, die auch alle aus dem Rouergue stammen, und in den Nr. 20, 34, die dem Albigeois bzw. dem Quercy entstammen, belegt, also fast nur aus dem Rouergue, dabei aus der Zeit von 1120 bis 1196. Aufserdem wird *capmas* durch Belege von Du Cange 2, 153bc für *caput mansi, caput mansum* aus Cahors, Conques im Rouergue, Limoges, für *capmasus* aus Bordeaux, *cabmasus* aus Marseille, *capmazius* einer Urkunde eines Grafen von Armagnac gesichert. Nach der von Du Cange angegebenen Bedeutung „domus praecipua quae pertinet ad primogenitum vel in qua habitat caput familiae" also „Haus des Familienoberhauptes" war gewifs die Form *capmas* die ursprüngliche. *Campmas*, das aufser durch den Beleg von Rayn. durch den von Du Cange für *campmasius* aus Toulouse gesichert ist, entstand erst aus *capmas* durch Anlehnung an *camp* oder durch Vorwegnahme des *m*. Beide Formen sind in nprov. *cap-mas, camp-mas, cammas* „chef-lieu d'un domaine, manoir qu'habite le maître; hameau en Languedoc" erhalten. Nach *maió* „Haus" *-maionil* „Häuschen" leitete man von *capmas* aprov. *capmazil* „petit *capmas*" ab, das Levy im kleinen Wörterbuch anführt, im grofsen aber ebensowenig wie Rayn. belegt. Neben *capmas* bestand aprov. *capmasura*, das von Du Cange 2, 153c oben aus der Hist. Occitaniae II, col. 145 in einem Text von 990 und, latinisiert in *caput mansura*, in einer Urkunde von 1050 aus Moissac, von Brunel in Nr. 79, d. i. in einer Urkunde von 1157 aus dem Albigeois, belegt wird; wie neben *capmas* ein *campmas* bestand neben *capmasura* ein *campmasura*, das in einer Urkunde von 1095 aus Gellone vorkommt (Du Cange 2, 67a oben). Doch war *capmas*, das afrz. *chiefmes* neben sich hat, älter als *capmasura*, das keine Entsprechung im Afrz. hat; man bildete nach *mas-* **masura*, der Vorstufe des nprov. *masuro* „masure" zu *capmas* ein *capmasura*, das aber nur vorübergehenden Bestand hatte.

Mit aprov. *capmas* ist afrz., mfrz. *chiefmes* „principal manoir, chef-lieu" etymologisch identisch, das God. 2, 121c oben, in Urkunden

aus der Zeit von 1393 bis 1564 aus Evreux, Rouen, dem Caux, Amiens, Douai, also aus der Normandie und der Pikardie belegt hat; dorthin weisen auch die Belege von Du Cange 2, 153b oben, aus Boulogne-sur-Mer und in einem normann. Gesetzestext. Wie *capmas* hatte auch *chiefmes* verwandte Bildungen neben sich, die aber sekundär waren. Das nach God. a. a. O. im Jahre 1400 im Caux gebrauchte *chiefmasage, chiefmeisnage* gleicher Bedeutung entstand gewiſs erst aus dem auch 1400 im Caux belegten, aber viel weiter verbreiteten und älteren *chiefmes* infolge Ersatzes von *mes* durch *mesnage, masage.* Auch *le quief manoir, le cief manoir* bei Philippe de Beaumanoir, Coutumes du Beauvoisis ed. Beugnot. 13, 6 und 8, also um 1283 in Beauvais gebraucht, entstand aus dem in derselben Gegend und darüber hinaus üblichen *kief mes*; *quief manoir*, für das Tobler-Lommatzsch 2, 384, 38ff. den eben angeführten Beleg geben, bedeutete nicht, wie sie sagen, „Hauptort", sondern wie *chiefmes* wahrscheinlich „principal manoir", da es an der zweiten der angeführten Stellen heiſst: *la femme, par nostre coustume, en porte en son douaire le cief manoir, tout soit ce que soit forterece.* Jedenfalls treten *chiefmasage, chiefmeisnage* und *quief manoir* im Gebiete von *chiefmes* auf, das, wie gesagt, nur aus der Normandie und der Pikardie bezeugt ist. Aber das von Du Cange 2, 53b oben, beigebrachte *de capite mansi* im Chronicon Virdunense Hugos von Flavigny, das von 1090 bis etwa 1102 in Dijon und in Flavigny bei Autun geschrieben wurde, beweist, daſs *chiefmes*, dessen Latinisierung *caput mansi* war, um 1100 auch in der Gegend von Dijon und Autun gebraucht wurde, also im (südlichen) Osten des frz. Sprachgebietes. Andererseits macht das aus dem Schweigen von Du Cange und God. zu erschlieſsende Fehlen in der doch reichen Überlieferung aus dem Zentrum und dem Nordosten ein Fehlen auch in der gesprochenen Sprache dieser Gebiete wahrscheinlich. Afrz. *chiefmes* war somit in historischer Zeit nur in dem die Normandie und Pikardie umfassenden Westen und im (südlichen) Osten, nicht im Zentrum und Nordosten des frz. Sprachgebiets üblich. Dieses Gebiet von *chiefmes* deckt sich nun im groſsen und ganzen mit dem Gebiete dichten Vorkommens der nordfrz. Ortsnamen auf *-court* und *-ville*, das Schiber, Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien, festgestellt und auf einer beigegebenen Karte, auf der diese Ortsnamen mit roten Punkten bezeichnet sind, dargestellt hat. Nun sind diese meist aus einem vorangesetzten Personennamen im Genitiv und dem folgenden *court, ville* bestehenden Ortsnamen von Gröber in seinem Gr. I², 547f. mit gutem Grunde als germ., unrom. Zusammensetzungen und als Bildungen fränk. Siedler angesehen worden, s. jetzt Gamillscheg, Romania Germanica 1, 82f. Wenn diese sehr wahrscheinliche Ansicht richtig ist, war *chiefmes* im afrz. Sprachgebiet über die Gegenden verbreitet, in denen lange vorher die fränk. Siedlungen dicht waren, und fehlte in dén Gegenden, in denen sie fehlten oder sehr dünn waren; man vgl. dazu die Karte Schibers. Auſserdem war *chiefmes* „des Oberhauptes

Haus“ bzw. seine gallorom. Vorstufe **capī māsus* ebenso gebildet wie jene Ortsnamen, wie z. B. *Eberhardī corte* „Eberhards Hof“, die Vorstufe von *Avricourt* (Gröber). Sowohl die alte Verbreitung wie auch die Art der Zusammensetzung von *chiefmes* machen es wahrscheinlich, daſs es bzw. seine Vorstufe **capī-māsus* von romanisierten Franken nach der Art entsprechender Zusammensetzungen ihrer germ. Muttersprache gebildet wurde. Ja, man kann sogar mit groſser Wahrscheinlichkeit das fränk. zusammengesetzte Wort angeben, nach dem die romanisierten Franken **capīmāsus* bilden konnten. Ahd. *houpitstat, houpitsteti* Graff 6, 641c Mitte, mhd. *houbetstat* „hervorragendste Stätte eines Ortes, Hauptstadt eines Landes“ Müller-Zarncke 2, 2601a unten, nhd. *Hauptstadt*, alts. *hôbidstedi* „Hauptstadt“ Heliand 4127, mndl. *hovetstat, hovetstede* Verwijs-Verdam 3, 717 Mitte, nndl. *hoofdstad* „Hauptstadt“, ags. *heáfodstede* „a chief place“ Bosworth-Toller 514b unten, anord. *hǫfudstadr* dass. Cleasby-Vígfusson 308b oben, sichern die Existenz eines altniederfränk. **hôbidstadi*, weiters ahd. *houpitpurch* Graff 3, 181 unten, ags. *heáfodburh* “a chief town“ Bosworth-Toller 1, 514a Mitte, mengl. *hǽfedburh* dass. Stratmann 330a oben, anord. *hǫfudborg* „metropolis“ Cleasby-Vígfusson 308a Mitte, die eines aniederfränk. **hôbidburg*; so kann gallorom. **capīmāsus* die Übersetzung eines aniederfränk. **hôbidstadi* oder **hôbidburg* durch eben romanisierte Franken gewesen sein. Das erstere Vorbild ist viel wahrscheinlicher als das zweite, weil nach der Bedeutung *stadi* besser als *burg* Vorbild von **māsus* gewesen sein kann. Während afrz. *chiefmes* nur über den von Franken dicht besiedelten Teil Nordfrankreichs verbreitet war, scheint sich aprov. *capmas* über den gröſsten Teil des prov. Gebietes erstreckt zu haben. Es reichte von Limoges und Brioude, wo Du Cange *caput mansi* bzw. *caput mansio* belegt, über Cahors, wo *caput mansus* gebraucht wurde, ins Armagnac, wo in einer Urkunde des dortigen Grafen *capmazius* steht, von Bordeaux, wo *capmasus* auftritt, über das Rouergue, wo Brunel *capmas* belegt, nach Marseille, wo *cabmasus* bezeugt ist; auch nprov. *cap-mas* scheint weit verbreitet zu sein, da es Mistral ohne Angabe einer bestimmten Landschaft, auf die es beschränkt wäre, verzeichnet und nur für die Bedeutung „hameau“ den Gebrauch bloſs „en Languedoc“ angibt. Vermutlich drang gallorom. **capīmāsus*, das nur über einen Teil Nordfrankreichs verbreitet war, als Bezeichnung des Herrenhauses, als verwaltungstechnischer Ausdruck in den Süden mit der Ausbreitung der fränkischen Herrschaft und verbreitete sich mit dieser im Süden weithin; man beobachtet auch sonst öfters, daſs sich ein Wort in dem Lande, in das es erst sekundär gekommen ist, weiter verbreitet als in seinem Ursprungslande. Zusammenfassend kann man sagen, daſs aprov. *capmas* und afrz. *chiefmes* auf ein wahrscheinlich von romanisierten Franken nach ihrem **hôbidstadi* gebildetes gallorom. **capīmāsus* zurückgeht, eine Zusammensetzung des lat. *capus, -um* „Haupt“ CIL. 6, 29849a; Carm. epigraph. 892, 2 aus Trier, das hier „Haupt einer Schar“

bedeutete, mit **māsus*, älterem **mansus*, das aprov. *mas*, afrz. *mes* „Haus auf dem Lande" ergab.

In einer Nebenbemerkung mufs ich hier die Übereinstimmung der Verbreitung von *chiefmes* mit der von *chief* „Hauptstadt" besprechen, um eine eventuelle unrichtige Folgerung abzuwehren. God. belegt 2, 119c unten, *chief* „Hauptstadt", von nicht lokalisierbaren Belegen abgesehen, im anglonorm. Münchner Brut und bei Renaut von Beaujeu in der Haute-Saône, und 9, 64c oben, aus Tournai (Jahr 1288) und bei Claude Fauchet (Antiquités gauloises et françoises II, 5, 3), der sein *chef* „Hauptstadt" einer der von ihm gekannten afrz. Dichtungen entnommen haben kann. Tobler-Lommatzsch 2, 384 belegen *chief* „Hauptstadt" bei Guillaume von Berneville, jetzigem Besneville in der Manche, bei dem Normannen Guillaume le clerc (in dessen Besant de Dieu), bei Gille le Muisi, dem Abt von Saint-Martin in Tournai, bei Robert von Clary, der aus dem Amiénois stammte, bei dem Renclus von Moilliens, d. i. Molliens-Vidame in der Somme, bei Huon von Cambrai (in dessen Vie de saint Quentin), im Chevalier as deus espees, der pikard. Reime hat, bei Philippe Mousket aus Tournai und im Tresor des Brunetto Latini, von dem man nicht weifs, woher sein Frz. stammt, endlich *quief* (*de le conté*) „Hauptort" in den Coutumes du Beauvoisis Philipps von Beaumanoir. Am Anfang ihrer Belege verzeichnen Tobler-Lommatzsch *chief* in der über „Hauptort, Hauptstadt" hinausgehenden, aber verwandten Bedeutung „Haupt (anderer Länder)" im Satze *France fust cief del mont* des Alexanderromans ed. Michelant 524, 11, also im Anteil des Alexandre von Bernay (Eure). Alle Belege aufser dem bei Renaut de Beaujeu stammen aus dem normann.-pikard. Gebiete. Somit war *chief* „Hauptstadt" wie *chiefmes* hauptsächlich in der Normandie und der Pikardie üblich, aufserdem um Beaujeu in der Haute-Saône herum, sowie *chiefmes* nach dem Gebrauche von *caput mansi* durch Hugo von Flavigny in der Gegend von Dijon und Autun, die südwestlich an das jetzige Département Haute-Saône angrenzt, üblich war. Dabei sind beide Wörter in ihrem östlichen Gebiete, das etwa das östliche Burgund und die westliche Franche-Comté umfafste, nur schwach, nur mit je einem Belege, bezeugt, im westlichen, normann.-pikard., Gebiete sehr stark. Die Verbreitungsgebiete von *chief* „Hauptstadt" und *chiefmes* stimmten sehr gut überein. Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Verbreitung des einen Wortes und der des anderen ist wahrscheinlich. Worin bestand er? Man könnte annehmen, dafs lat. *caput* in der Bedeutung „Hauptstadt", in der es ja schon im klassischen Latein üblich war, in Nordfrankreich aus irgendeinem Grunde nur auf den beiden angegebenen Gebieten erhalten blieb (so wie viele andere lat. Wörter nur in einem bestimmten Teil der Romania blieben) und dafs dies die Erhaltung von *chiefmes* auch nur auf diesen Gebieten nach sich zog. Aber das Fehlen eines annehmbaren Grundes, aus dem *caput* „Hauptstadt" im Volkslatein Nordgalliens gerade nur auf jenen beiden Ge-

bieten geblieben wäre, einerseits, das Vorhandensein einer Begründung dafür, daſs *chiefmes* nur im Westen und Osten des frz. Sprachgebietes üblich war, im Zentrum fehlte (nämlich durch die Verbreitung der fränk. Siedler, die **capīmāsus* gebildet hätten), andererseits veranlassen, das ursächliche Verhältnis zwischen der Verbreitung von *chief* „Hauptstadt" und *chiefmes* umzukehren. Oben habe ich zu erklären gesucht, warum *chiefmes* nur im Westen und Osten, nicht im Zentrum des frz. Sprachgebietes üblich war. Diese nunmehr begründete Verbreitung von *chiefmes* zog erst die gleiche von *chief* „Hauptstadt" nach sich. Das einst über ganz Nordfrankreich verbreitete *chief* „Hauptstadt" blieb später nur dort, wo *chiefmes* üblich war, weil es nur dort von *chiefmes* gehalten wurde. Dies muſste hier gesagt werden, um einer unrichtigen Beurteilung der Verbreitung von *chiefmes* bzw. des Grundes dafür vorzubeugen.

Auſser *caplata* und *capmas* führte Spitzer, ZrP. 46, 598 unten, als prov. Zusammensetzung mit *cap* als erstem Element noch *capfeu* an.

Aprov. *capfeu* „fief principal" wurde von Levy im kleinen Wörterbuch für das von Rayn. 2, 324b Mitte, aus einer Urkunde des Jahres 1265 belegte *capfieu* „chef-fief" angegeben, für das Levy im groſsen Wörterbuch keine weiteren Belege beibrachte, das natürlich dem Nprov. fehlt. Bei der Verwandtschaft der Begriffe „manoir principal" und „fief principal" darf für *capfieu* Bildung nach dem Muster von *capmas* angenommen werden. Auch das von Spitzer nicht mehr erwähnte aprov. *capcasal* „métairie principale" Rayn. 2, 324a unten, *cap-casau* „chef-casal" ib. 348a unten, da und dort in zwei Urkunden von 1294 und 1313 belegt, nprov. *cap-casau*, langued. *cap-casal* „métairie principale" war eine Nachbildung des weiter verbreiteten und älteren *capmas*, auf das Mistral unter *cap-casau* verweist, ebenso *capcastel* „metrocomia", das Ph. Bertering, Diatribae 1, 6 als in der Gallia Narbonensis üblich erwähnte, wie Du Cange 2, 153b oben, anmerkt.

Den Wörtern *caplata, capmas, capfeu* fügt Spitzer ein „usw." an, das sich auf die übrigen prov. Zusammensetzungen mit *cap* als erstem Element bezieht. Diese müssen noch betrachtet werden.

Zunächst sei aprov. *capmalh* „Gewebe aus Panzerringen, das den unteren Teil des Kopfes und den Hals schützte" Rayn. 2, 321b oben; 4, 131a unten, besprochen, von dem das erst seit dem 14. Jahrhundert bezeugten frz. *camail* dass., dann „Mäntelchen mit Kapuze" stammt. Gamillscheg, ZrP. 40, 157 oben und EWFS., *camail*, hat es wie auch Bloch-Wartburg als Ableitung eines aprov. **capmalhar* „den Kopf panzern", im EWFS. daneben als Rückbildung eines **capmalhat* „mit gepanzertem Hinterkopf" angesehen; aber das Fehlen von **capmalhar, -at* in der aprov. Überlieferung, aus der Rayn. doch fünf Belege für *capmalh* beibrachte, macht die Existenz eines **capmalhar, -at* im gesprochenen Aprov. unwahrscheinlich. Noch viel weniger annehmbar als Gamillschegs Erklärung ist die Herleitung des aprov. *camal* „Halsberg", das Rayn.

4, 131a unten in einem seiner fünf Belege verzeichnete, bzw. des als Zwischenstufe zwischen *capmalh* und *camal* anzunehmenden **camalh* sowie des frz. *camail* und des veralteten it. *camaglio* „Halsberg" von lat. *cāmus* „Maulkorb" durch Baist, ZrP. 5, 560 Mitte. Die Herleitung wäre zwar nicht wortgeographisch unannehmbar, wie Meyer-Lübke, REW. 1668, S. 158b unten behauptet, da das im Ait., Logud., Span. erhaltene *cāmus* (M.-L. REW. 1565) auch in Südgallien geblieben sein könnte; aber sie ist, wie Meyer-Lübke daneben sagt, begrifflich nicht annehmbar, da der mit *capmalh* bezeichnete Teil der Rüstung den Schädel, den Nacken und den Hals, nicht den Mund, bedeckte und, wenn er auch den Mund bedeckt hätte, nicht mit einer Ableitung von *cāmus* „Maulkorb für Pferde, Esel, Sklaven, Verbrecher" bezeichnet worden wäre. Wie frz. *camail* wegen des bewahrten *ca-* und des späten Auftretens war auch it. *camaglio* gewiſs aus dem Aprov. entlehnt (Bezzola, Gallicismi italiani nei primi secoli, 175 Mitte) und zwar deshalb, weil ein für *-ālia* eingetretenes *-ālium*, das it. *-aglio* ergeben hätte, begrifflich unwahrscheinlich ist und das begrifflich passende, Werkzeugnamen bildende, *-ăculum* it. *-acchio* ergeben hätte. Die von Baist berücksichtigten Wörter des It. und des Frz. scheiden somit bei der Erwägung des Ursprungs aus; diese hat sich auf das aprov. Wort zu beschränken. Bei diesem ist *camal* einmal, *capmalh* öfter bezeugt. Da ferner der damit bezeichnete Teil der Rüstung nach dem von Bezzola zitierten Viollet-Le Duc, Dictionnaire raisonné du mobilier français de l'époque carolingienne à la renaissance, den Kopf und den Hals bedeckte, ist Ursprünglichkeit von *cap* „Kopf" in dem aprov. Worte von vornherein wahrscheinlich. Somit war *capmalh* die ursprüngliche Form, aus der **camalh*, *camal* durch Assimilation des *p* an *m* entstand. Auch deshalb ist die Herleitung von *cāmus* aufzugeben. Im ersten Teil von *capmalh* steckt gewiſs *cap* und im zweiten den Stamm von *malha* „Maschenpanzer" zu sehen, liegt nahe. Nun ist aber die Erklärung von *capmalh* einfach aus *cap* + *malha* durch Diez 79 Mitte, die von Mussafia, Beitrag zur Kunde der nordit. Mundarten 141 unten, und Bernitt, Lat. *caput* und **capum* nebst ihren Wortsippen im Frz., 115, angenommen wurde, wegen des männlichen Ausgangs von *capmalh* „formell nicht recht verständlich", wie M.-L., REW. 158b unten sagt; schon Baist, ZrP. 5, 560 Mitte fand den Genuswechsel „ganz unmotiviert" und wurde dadurch zur Ablehnung der Erklärung Diezens veranlaſst. Man kann aber die begrifflich wahrscheinliche Verbindung von *capmalh* mit den Stämmen von *cap* und *malha* beibehalten und dabei den männlichen Ausgang von *capmalh* rechtfertigen und zwar durch die Annahme einer Grundform **capimaclium*. Nach meiner Überzeugung setzt *capmalh* ein gallorom. **capimaclium* „Maschenschutz des Kopfes" fort, eine zusammengesetzte Ableitung von *capus* „Kopf" (s. oben) und vulgärem **macla* für *macula* „Masche" in der Art des von Plautus gebrauchten lat. *saccipērium* „Umhängetasche für die Geldbörse", einer auch auf *-ium* ausgehenden Zu-

sammensetzung von *saccus* „Sack“ (vgl. *sacculus* „Geldsäckchen“) mit *pēra* „Ranzen“. Über die auf *-ium* ausgehenden Zusammensetzungen eines Substantivs mit einem Verbalstamm (z. B. *naufragium*), einem Verbalsubstantiv (z. B. *aquiductium* Gloss. 2, 462, 5; 3, 326, 71) oder einem zweiten Substantiv (*saccipērium*) hat zuletzt Leumann bei Stolz, Lat. Gram. 210 gehandelt. Gerade aus dem Aprov. konnte Thomas, Rom. 25, 390f. viele Wörter anführen, die auf zusammengesetzte Ableitungen auf unbetontes *-ium* zurückgehen; allerdings befinden sich darunter keine Zusammensetzungen zweier Substantiva wie *saccipērium*, **capimaclium*.

Aprov. *capsol* „droit dû au seigneur sur le prix de la vente des terres qui relevaient de lui“ Rayn. 2, 321b unten, nprov. *cap-sòu*, langued. *cap-sòl*, limous. *chap-sol* „redevance d'un sol par tête“ im Limousin, „ancien droit dû au propriétaire d'une carrière de pierres“ im Rouergue, „prêt que recevaient les soldats du pape“ in Avignon, ein Ausdruck des mittelalterlichen Rechts, geht zunächst auf mlat. *capisolidum* Du Cange 2, 129b zurück, das wohl eine von Juristen vorgenommene Nachbildung des lat. *capitis censio* „Einschätzung der untersten Bürgerklasse, bei der nur die Köpfe gezählt wurden“ war. Statt des richtigen *capitis solidum* sagte man *capisolidum* nach den mit *capi-* beginnenden mlat. Wörtern, die ihrerseits Latinisierungen aprov. mit *cap-* zusammengesetzter Wörter waren. Nprov. *cap-liò* „chef-lieu“ ist Provenzalisierung des nfrz. *chef-lieu*.

In den noch übrig bleibenden mit *cap* als erstem Glied zusammengesetzten aprov. Substantiven steht *cap* nicht wie in *capmas*, *capmalh* *capsol* als Bestimmungswort in der Funktion des Genitivs, sondern als Grundwort, während das zweite Glied Bestimmungswort in der Funktion des Genitivs ist. Solche Zusammensetzungen sind von denen wie *capmas* völlig verschieden. Sie sollen trotzdem hier kurz besprochen werden. Das nur in Levys kleinem Wörterbuch abgeführte *capmaestre* „surintendant, directeur des travaux“ entstand aus *cap maestres* „Führer der Handwerksmeister“; wegen *maestre* dieser Bedeutung vgl. *maestre de la fusta* „Meister Zimmermann“, *maestre de la peira* (*de las paretz*) „Maurermeister“. Nprov. *cap-ase* „le plus âne de tous“ entstand wohl ebenso aus *cap ases* „Führer der Esel“. Vielleicht gingen auf dieselbe Weise afrz. *chief baillif*, *chief seigneur*, die God. 2, 121b belegte, aus *chief baillis*, *chief seigneurs* „Führer der Schulzen, der Herren“ hervor. Da im Aprov. wie im Afrz. der Obliquus einer Personenbezeichnung in der Funktion des Genitivs gebraucht wurde, waren Wortgruppen wie *cap maestres* regelmäſsig und *capmaestre* entstand durch Zusammenrückung zweier selbständiger, nur syntaktisch verbundener Wörter.

Auffälliger sind Verbindungen von *cap* mit Sachnamen in der Funktion des Genitivs. Solche Bildungen waren die nur in Levys kleinem Wörterbuch verzeichneten aprov. Wörter *capfoc* „chenet, landier“, *capmatras* „tige de vanne“, *cappon* „tete de pont“. *Capfoc* ist von Benoit, ZrP. 44, 410 oben, der vorher und nachher die mannig-

fachen nprov. Entsprechungen sorgfältig besprochen hat, auf **caput focum* bzw. *caput foci* zurückgeführt worden. Man wird es durch *capum focī* ersetzen, da dem aprov. *cap* unmittelbar ein *capus, -um* zugrunde liegt, das aus Trier, also vom Rande Frankreichs, überliefert ist (s. oben); das von Benoit übersehene *capud foci*, das im Zusammenhang *sartaginem, grazillam et capud foci* in einem Inventar von 1218 aus Nîmes vorkommt (Du Cange 2, 152c oben), war eine Latinisierung des aprov. *capfoc* und erweist keineswegs ein *caput focī* als unmittelbare Grundform von *capfoc*. Das in *capum focī* aus *cī* entstandene *ć* wurde später nach *focus, focu(m)* durch velares *c* oder vorher *focī* durch den Obliquus *focu* ersetzt. Neben *capum focī* gebrauchte man *capum focārium*; es ergab aprov. *capfoguier* ,,chenet, landier'', das wieder nur in Levys kleinem Wörterbuch verzeichnet ist, nprov. *cafouie*, langued. *caufouiè, caufiguiè*, rouerg. *escaufiguiè* dass., die Mistral unter *cafiò* anführt (Benoit 411 Mitte). Ob freilich *capum focī* wirklich ,,Feuerende'' bedeutete und die ,,am Ende des Feuers befindliche Unterlage'' bezeichnete, wie Benoit 410 oben annimmt, ist zweifelhaft, da ,,Feuerende'' eine sehr allgemeine, verschwommene Benennung des Gerätes gewesen wäre und andere Bezeichnungen desselben in andere Richtung weisen. Da die Feuerböcke mit Tierköpfen geziert waren (Benoit 387) und da aret. *capitoni* ,,Feuerböcke'' sowie viele über die ganze Emilia und über Venezien verbreitete Wörter gleicher Bedeutung und gleicher Grundform auf lat. *capitōnēs* bzw. *capitōnem* ,,Groſsköpfe, Groſskopf'' zurückgehen, ist eine Bedeutung ,,Kopf im Feuer'' für *capum focārium, capum focī* wohl wahrscheinlicher, jedenfalls plastischer. Das neben *cap foc* bestehende *capafoc*, eigentlich *capafuac* ,,ypopirgium, repofocilium'' im Floretus (Levy 1, 201b oben) entstand nach der wahrscheinlichen Annahme Benoits 410 oben erst aus *capfoc*, das allen nprov. Formen zugrundeliegt. Doch ist die von Benoit vermutete Anlehnung an *capa*, das das Kamingewölbe bezeichnet hätte, oder an nprov. *cachofio* ,,bûche de Noel'', das ,,zu *capa-fiò* umgeändert werden konnte'', genauer an die aprov. Vorstufe eines solchen **capa-fiò* unwahrscheinlich, da weder ein aprov. **capa* ,,Kamingewölbe'' bezeugt noch ein nprov. **capofiò* ,,bûche de Noel'' vorhanden ist. Wahrscheinlicher ist die Erklärung von Adams, Word-formation in Provençal 557 unten, die Benoit 386 unten in der Bibliographie angeführt, aber nicht verwertet hat. Adams führt *coragola* ,,der das Herz auf der Zunge hat'' und *capafoc* als Zusammensetzungen zweier Nomina mit einer Präposition dazwischen an, faſst also *capafoc* als *cap a foc* auf, sowie *coragola* gewiſs *cor a gola* war. Wer mit uns *capfoc* als ,,Kopf im Feuer'' auffaſst, kann *capafoc* durch Umgestaltung von *capfoc* zu *cap a foc* ,,Kopf am Feuer'' erklären. Nur ist *cap a foc* nicht mit Adams als die ursprüngliche Zusammensetzung, sondern als Umgestaltung anzusehen. Auch das von Levy im kleinen Wörterbuch noch angeführte *carfoc* ,,chenet'', das in nprov. *carfiò, carfue, carfuoc* erhalten ist, war eine Umgestaltung von *capfoc*, nicht die Grundform.

Aprov. *capmatras* „tige de vanne", das in gask. *cap-matras, camatras* dass. erhalten ist, bedeutete „bout de *matras*" und *matras* hatte die Bedeutung „tige de bois servant à lever une vanne", die nprov. *matras* besitzt und die durch bezeugtes aprov. *matras* „Hebel der Zugbrücke" Levy 5, 146b Mitte, für aprov. *matras* gestützt wird. *Cappon* bedeutete „cap de pon". Zu diesen von Levy verzeichneten Wörtern tritt jetzt noch aprov. *capdejuni* „Faschingdienstag", wörtlich „Anfang des Fastens" Brunel Nr. 225, 47, d. i. in einer gegen 1185 geschriebenen Urkunde aus dem Périgord; im Wörterverzeichnis hat Brunel das überlieferte *capideuni* in *capdeiuni*, dessen erstes *i* zu früh geschrieben wurde, d. i. *capdejuni* verbessert, mit Recht wegen des latinisierenden *capud jejuniorum* „Faschingsdienstag" in Nr. 62, 11, d. i. in einer gegen 1150 geschriebenen Urkunde aus dem Castrais. Dasselbe syntaktische Verhältnis der beiden Glieder zueinander wie *capfoc, capmatras, cappon, capdejuni* zeigen noch nprov. *cap-frount, cafroun* „morceau de tuile creuse pour relever les premières tuiles d'un toit du côté de la rue" im Languedoc, das für *cap de frount* „Ende der Hausfront" steht, das früher aus anderem Grunde erwähnte *cap-latou* „bout de la latte à battre le blé", das für *cap de lato* steht, dann *cap-martèu* „clou à grosse tête; têtard de grenouille" im Limousin, wörtlich „Kopf des Hammers" und *cap-vergo* „verge ou battant d'un fléau" im Languedoc für *cap de vergo* „bout de verge", auch veraltetes *cap-mas* „chef de famille". Das von Mistral noch angeführte *cap-breu* „papier terrier" im Roussillon ist, da das Roussillon kat. spricht, kat. *cap-breu* „kirchliches Zehentenbuch", kein nprov. Wort. Alle eben angeführten Zusammensetzungen fügen an *cap* „Kopf, Ende" den Obliquus eines Sachnamens in der Funktion eines Genitivs. Sie gehen wohl in eine Zeit zurück, in der auch der Obliquus der Sachnamen noch in der Funktion des Genitivs, als Fortsetzer des lat. Genitivs, gebraucht wurde.

Von ganz anderer Art als diese Zusammensetzungen war aprov. *capvolt* „chevet d'église", das Levy nur im kleinen Wörterbuch verzeichnet und zwar mit Beisetzung eines Fragezeichens zur Bedeutungsangabe. Wenn diese doch richtig ist, bedeutete *capvolt* „Chorhaube der Kirche", d. i. „Raum im Chor hinter dem Hochaltar"; es war aus *cap* „Ende" und *volt* „gewölbt" zusammengesetzt und bezeichnete das Ende des Chorgewölbes als „gewölbtes Ende".

Damit sind die mit *cap* als erstem Glied zusammengesetzten alt- und nprov. Substantiva behandelt. Der Vollständigkeit halber sind noch die ebenso zusammengesetzten Adjektiva, Adverbia und Verba zu besprechen, obwohl *chef-lieu* mit ihnen auf keinen Fall verglichen werden kann.

Aprov. *capauran* „mit tollem Kopf", *capclin, capenclin, capcorp, capcubert, capdecubert, capsem, capdreit, capras, captondut, captrencat, capvan* „mit gesenktem, gebeugtem, bedecktem, entblößtem, geradem, geschorenem, abgeschlagenem, leerem Haupt", die alle in den Leys d'amors 2, 94, Z. 16f.; 102, Z. 6f und 17 und nur dort vorkommen,

nprov. *cap-bas* „mit gesenktem Kopfe gehend, heimtückisch“, *cap-blanc* „mit weißem Kopfe“, rouerg. *cap-gras* „ein wenig albern“, wörtlich „mit dickem Kopfe“, langued. *cap-brulat* „überspannt“, wörtlich „mit verbranntem Kopf“ (vgl. nfrz. *cerveau brûlé*), *cap-laugè*, *cap-nud*, *cap-pelat* „mit leichtsinnigem, bloßem, kahlem Kopfe“, *cap-sec* „mit vertrocknetem Wipfel“ (Pappelbäume), *cap-vuege* „an einem Ende leer“ (verkümmerte Kastanien) also „mit leerem Ende“, auch Tiernamen wie *cap-gros* „Kaulquappe“, *cap-negre* „schwarzköpfige Grasmücke“ im Gask., „Kohlmeise“ im Rouerg., *cap-rouge* „Rotkehlchen“ im Gask., „Distelfink“ im Tarn und Pflanzennamen wie *cap-negre* „Orchis morio“, *cap-rouge* „Centaurea monzana“, *cap-rous* „Lotus corniculatus“, rouerg. *cap-sec* „Champignon“, *cap-vinous* „Champignon mit weinfarbenem Hute“ entstanden durch Zusammenrücken der beiden ursprünglich getrennten, nur syntaktisch verbundenen Wörter. So wurde z. B. *cap enclin* „das Haupt geneigt“ zu *capenclin* „mit geneigtem Haupte“, das dann den überlieferten Pl. *capenclis* statt *caps enclis* und das Fem. *capenclina*, das auch bezeugt ist, bildete. (*Capauran* hatte nicht die von Gatien-Arnoult, dem Herausgeber der Leys, angenommene Bedeutung „tête en l'air“, zu der Levy 1, 201 b unten und im kleinen Wörterbuch mit Recht ein Fragezeichen setzte, war vielmehr mit *auran* „verrückt, toll“ zusammengesetzt; das mit *sem* „privé, dénué, dépourvu“ zusammengesetzte *capsem*, das Levy 1, 207 a Mitte unübersetzt ließ und im kleinen Wörterbuch mit „qui a perdu la tête“ übersetzte, bedeutete wohl nicht, wie Levy meinte, „des Kopfes beraubt“, was ein anderes Verhältnis zwischen *cap* und dem Adjektiv als in den anderen Zusammensetzungen ergäbe, sondern „mit (der Haare) beraubtem oder entblößtem Haupte“). Nach Zusammensetzungen wie *capdescubert*, das man als „am Kopfe entblößt“ auffassen konnte, bildeten Theoretiker der Strophenbildung *capcaudat*, *capcoat* „am Kopfe mit dem Schwanz versehen“, *capfinit* „am Kopfe mit dem Ende versehen“ Rayn. 2, 418 b unten; 2, 324 b oben, die nur in *coblas capcaudadas en autra maniera dichas capcoadas* und in *coblas capfinidas* gebraucht wurden. In den *coblas capcaudadas* „Strophen, in denen der Endreim der einen Strophe als Anfangsreim der folgenden wiederkehrt“ (Levy 1, 201 b unten) war die jeweils zweite Strophe am Kopfe mit dem Schwanz der ersten versehen; in den *coblas capfinidas* „Strophen, in denen das Endwort des einen Verses als Anfangswort des folgenden Verses oder das Endwort der einen Strophe als Anfangswort der folgenden Strophe wiederkehrt“ (Levy 1, 205 b Mitte) war die jeweils zweite Strophe bzw. der zweite Vers am Kopfe mit dem Ende der ersten Strophe bzw. des ersten Verses versehen. Nprov. *cap-couat* „culot d'une nichée“ hängt mit dem aprov. *capcoat* nicht direkt zusammen, entstand vielmehr durch Umdeutung auf *cap-couat* „Vögelchen, das (so klein ist, daß es) am Kopfe schon den Schwanz hat“ aus langued. *cacouat* „culot“, das mit *cacoi* dass. von *caco* „ordure“ abgeleitet war; vgl. nprov. *cago-nis* „culot“. An die Ausdrücke

coblas capcaudadas, *coblas capfinidas* schloſs sich der Ausdruck *coblas capdenals* „Strophen, in denen dasselbe Wort (oder mehrere), derselbe Satz am Anfang jedes Verses, jeder Strophe wiederkehrt“ Rayn. 2, 324b oben, eng an; doch kommt der zweite Bestandteil von *capdenal* als selbständiges Wort in der Überlieferung nicht vor und ist dunkel.

Dem Typus *capenclin* gehörte zunächst auch *capbas* „en descendant, en aval“ an, das Rayn. und Levy nicht belegten und nur Levy im kleinen Wörterbuch verzeichnete; es entstand aus *cap bas* „den Kopf unten befindlich“ und bedeutete zunächst „mit dem Kopfe nach unten hinab“(-fallend). Daran schloſs sich begrifflich *capval* „von oben herab“ Levy 1, 207b oben, das in langued. *cap-bal*, *cabbal*, gask. *cap-bat*, *cabbat* „hinab, unten“ erhalten ist; *capval* trat wohl für **capaval* aus *cap aval* „den Kopf hinab, mit dem Kopfe voran hinab“ dadurch ein, daſs man **capaval*, das *capa* „Mantel“ zu enthalten schien, in *capval* verbesserte. Aus *capval* „hinab“ + *valat* „Graben“ entstand *capvalat* „hinabgehender Graben“ oder „fossé d'écoulement entre deux propriétés en pente“ nach Levys kleinem Wörterbuch, wo es allein verzeichnet ist; es ist in rouerg. *cap-valat*, langued. *cap-balat* gleicher Bedeutung erhalten. An *capbas*, *capval* schloſs sich weiter *capjos*, *capjus* “hinab“ aus *capjos* (*jus*) „mit dem Kopfe hinab“ an; es rief in mechanischer Nachbildung *capsus* „hinauf“, das in gask. *capsus*, *catsus*, *acapsus* dass. erhalten ist, und *capenins* „hinein“ hervor. Alle drei Bildungen werden nur von Levy im kleinen Wörterbuch verzeichnet. Zu *capenins* trat nprov. *capforo*, gask. *cap-horo* „in die Weite, weithin“, ursprünglich „hinaus“.

An Verben, die mit *cap* als erstem Glied zusammengesetzt sind, ist vor allem das erst von Levy im kleinen Wörterbuche verzeichnete *capfrenar* „zügeln“ zu nennen. Es setzt mit afrz. *chafresner* dass. God. 2, 33 ab, das, vielleicht nur in der Schreibung, *s* von *resne* bezog (Regula, ZrP. 43, 6 oben), ein gallorom. **capum frēnāre* „den Kopf (des Pferdes) zäumen“ fort (Gamillscheg, ZrP. 40, 157 oben, der ein im Mittelvokal nicht richtiges **capi-frēnāre* zugrundelegte). Afrz. *chanfrein* „Eisenstück, das die Vorderseite des Kopfes eines gerüsteten Pferdes bedeckte“ God. 9, 37b unten, nfrz. *chanfrein* „Vorderseite des Pferdekopfes“, das aus **chafrein* durch Assimilation des vortonigen Vokals an den betonten in der Nasalität entstand und jedenfalls nicht auf ein bloſs konstruiertes, begrifflich unwahrscheinliches gall. **cantosrin*, **cantofrin* „Rand der Nase“ zurückgeht, wie Jud, AR. 6, 211 Mitte meinte, war von afrz. *chafresner* abgeleitet (Gamillscheg a. a. O. und im EWFS.) und bedeutete zunächst „Aufzäumung des Kopfes“; wegen des Fehlens eines aprov. **capfren* in der Überlieferung ist nicht etwa ein gallorom. **capifrēnum* „Kopfzügel“ anzunehmen, von dem erst **capifrenare* abgeleitet wäre. Das ins Gallorom. zurückgehende, also ältere *capfrenar* kann das Vorbild für *captener* „von etwas zurückhalten, lenken“, *se captener* „sich von etwas zurückhalten, sich (mit Zurückhaltung) benehmen“ Rayn.

2, 328b oben, gewesen sein; das zugrundeliegende *cap tener* „den Kopf halten" bedeutete wahrscheinlich zunächst „den Kopf des Pferdes mit dem Zügel halten", dann „das Pferd von zu schnellem Laufen zurückhalten" und wurde endlich wie andere Verba für „zügeln" auf Menschen übertragen. An aprov. *captener* schliefsen sich allerdings akat. *captenir* „regieren", *captenirse* „sich betragen, sich rühren", altarag. *captenerse* „sich gut betragen" Apolonio 166d, altnavarr. *captener* „behüten" Berceos Domingo 196a, 204a, *cabtener* dass. Millan 38c, Milagros 368d, 633a, astur. *caltener* dass. an. Falls die Wörter der Pyrenäenhalbinsel nicht aus dem Aprov. entlehnt sind, war *capum tenēre* über den Süden Frankreichs und den Norden der Pyrenäenhalbinsel verbreitet und sehr alt. Dafür hält auch Thomas aprov. *captener*; denn er sagt in Rom. 24, 349 oben von aprov. *captenh* „Schutz, Führung, Zurückhaltung", dafs es „doit être très ancien, puisqu'il repose sur une désinence en *-ium* du latin vulgaire", und führt in Rom. 25, 390 *captenh* auf ein **capitenium* zurück. Aber *captenh* kann zu *captener* nach *mantenh-mantener* gebildet worden sein und es braucht nur *mantenh* auf ein **manūtenium*, eine Ableitung von *manū tenere*, zurückzugehen, das ja im Rom. weit verbreitet (M.-L. 5340) und gewifs alt ist. Sollte aprov. *captener* wegen seiner südlichen Verwandten alt sein, so wäre es seinerseits das Vorbild für *capfrenar* gewesen.

Gamillscheg (danach Bloch) nimmt noch ein drittes, mit *cap* als erstem Glied zusammengesetztes, aprov. Verb an, nämlich **capmalhar* „den Kopf panzern"; die Annahme ist schon oben als unwahrscheinlich erkannt worden. Wohl aber kann man den beiden aprov. Beispielen *capfrenar*, *captener* mehrere nprov. hinzufügen, nämlich *cap-batre* „égréner des épis avec un bâton" und *cap-escoudre* „égréner les gerbes avec un bâton", zwei begrifflich nahe verwandte Verba, die „die Köpfe der Ähren schlagen" bedeuteten, dann *cap-bilhà* „culbuter, précipiter; tomber la tête la première" in Toulouse aus *cap* und *bilhà* „die Kugel so nahe als möglich zum Ziel werfen" mit der Grundbedeutung „den Kopf wie eine Kugel werfen", *cap-bourdilhà* „déplacer une futaille, une pièce de bois, en la poussant tantôt d'un bout, tantôt de l'autre" im Quercy, das mit *bourdelà* „rouler, franchir en roulant" im Rouergue zusammenhängt, *cap-girà*, *cagirà* „tordre le cou, mettre en haut ce qui est en bas", *cap-levà* „(faire) faire la bascule" im Languedoc, „soulever, inventer" im Quercy, *cap-roudelà* „rouler par tête" im Languedoc aus *cap* und *roudelà* „rouler", *cap-virà* „tourner le cou, tourner la tête en bas, tourner en sens contraire, tourner sens dessus dessous, renverser, se renverser la tête en bas, chavirer", *cap-viroulà* „dégringoler, la tête la première", Verba, die wieder begrifflich nahe verwandt miteinander sind, endlich *cap-traire* „venir à bout" aus aprov. *traire a cap* „zu Ende führen" Levy-Appel 8, 363b unten, wonach *cap* in *cap-traire* nicht Objekt, sondern Adverbiale war. *Prene la cap-baissado* „commencer à diminuer, en parlant de l'eau" im Quercy setzt wohl ein **cap-baissà* „diminuer" voraus.

Zusammenfassend kann man sagen: Das Gallorom. hatte an Zusammensetzungen mit bezeugtem *capus, -um* „Haupt, Oberhaupt" außer den Zusammenrückungen *capum frēnāre, capum tenēre*, die afrz. *chafresner*, aprov. *capfrenar, captener* ergaben, nur **capimaclium*, das aprov. *capmalh* ergab und eine im Latein, besonders im späten Volkslatein, übliche Art der Zusammensetzung bot, und **capīmāsus*, das afrz. *chiefmes*, aprov. *capmas* ergab, wahrscheinlich ursprünglich auf den Westen und den Osten Nordfrankreichs, die von Franken dicht besiedelten Gebiete, beschränkt war und dort von romanisiertem Franken nach fränk. **hôbidstadi* gebildet worden war. Nach afrz. *chiefmes* bildete man im Nordwesten des frz. Sprachgebiets *chiefmesnage, chiefmanoir* und, wie ich hier hinzufüge, *chief ville*, das in *Paris . . le chief ville de France* von God. 2, 121c oben, aus den Papiers d'état du cardinal de Granvelle 2, 448 belegt wurde, der in jungen Jahren in Löwen Theologie studierte und dann Bischof von Arras war, weiter *chieve seigneurie* (aus **chief seigneurie*), das God. 2, 121b aus dem Dép. Seine-et-Oise und aus Valognes in der Manche belegte, *chief cens*, das er außer in mehreren für mich nicht lokalisierbaren Belegen auch aus dem Dép. Seine-et-Oise nachweist, und *chief rente* (*chieve rente*), das im 14. Jahrhundert im Dép. Finistère üblich war. Nach aprov. *capmas* bildete man *capmasura, capcastel, capcazal, capfeu.*

Aprov. *caplata* entstand durch Umgestaltung von **canlata*, der Nebenform des vorhandenen *canlat*, nach *capil* „Dachgiebel", war ursprünglich überhaupt keine Zusammensetzung mit *cap.* Die übrigen Zusammensetzungen mit *chief, cap* als erstem Gliede waren Zusammenrückungen, so afrz. *chief baillif, chief seigneur*, aprov. *capmaestre* aus *chief baillis, chief seigneurs, cap maestres*, auch aprov. *capfoc, capmatras, cappon, capdejuni*, die den Obliquus eines Sachnamens in der Funktion des Genitivs an *cap* fügten, endlich die aprov. Adjektiva und Adverbia wie *capauran, capjos.*

Aus dem Gesagten ergibt sich die Entstehung von *chef-lieu.* Es war die Franzisierung des apikard. *kief lieu* „principal manoir d'un seigneur", das im ältesten bisher bekannten Beleg 1321 im Hennegau urkundlich vorkommt (God. 9, 64c Mitte), und bezeichnete zunächst wie *kief lieu* das Hauptschloß, den Hauptsitz eines großen Herrn, dann erst, da dort der Hauptort des von ihm beherrschten Gebietes war, den Hauptort eines Gebietes. *Kief lieu* trat direkt oder über das 1283 in Beauvais gebrauchte *quief manoir* gleicher Bedeutung für *kiefmes* (*chiefmes*) „principal manoir" ein, das aus der Normandie und der Pikardie zwar erst seit 1393 bezeugt ist, aber nach *de capite mansi* Hugos von Flavigny schon um 1100 bestand. *Kiefmes* (*chiefmes*) endlich entstand mit aprov. *capmas* aus gallorom. **capīmāsus*, das von romanisierten Franken nach fränk. **hôbidstadi* gebildet worden war. Somit war *chef-lieu* nicht, wie Gamillscheg meinte, Nachbildung eines fläm. *hoofd-oord.* Es war allerdings ursprünglich auf den Nordwesten des frz. Sprachgebietes beschränkt, aber nur deshalb, weil

auch sein Vorgänger *chiefmes* von etwa 1200 ab nur im Nordwesten üblich war; dieses aber war auf den Nordwesten und den Osten, wo es bald außer Gebrauch kam, deshalb beschränkt, weil es in diesen von Franken dicht besiedelten Gebieten von romanisierten Franken nach ihrem **hôbidstadi* gebildet worden war. *Chef-lieu* ist allerdings die Nachbildung eines germ. zusammengesetzten Wortes, aber nicht eines fläm., sondern eines altniederfränk. und nicht direkt, sondern über apikard. *kief lieu* und *kiefmes*. Wegen des um 1100 im Osten des frz. Sprachgebiets gebrauchten *caput mansi*, einer Latinisierung des afrz. *chiefmes*, und wegen des seit 1120 belegten aprov. *capmas* geht die Nachbildung des germ. zusammengesetzten Wortes in eine viel frühere Zeit zurück, als Gamillscheg dachte. Nprov. *cap-liò*, langued. *cap-lioc*, gask. *cap-loc* „chef-lieu", die keine aprov. Entsprechung haben, entstanden durch neuere Provenzalisierung des frz. *chef-lieu*, ebenso it. *capoluogo* „Hauptort", das Tommaseo-Bellini 1, 1214a unten, ohne irgendeinen alten Beleg verzeichnen und zu dem sie bemerken: tutto chè franc., ha forma e uso it., durch Italianisierung von *chef-lieu*. Auch nhd. *Hauptort*, das im DWb. 4, 2, 623 unten erst aus Schillers Tell 2, 2 belegt wird und dem jedenfalls kein mhd. **houbetort* voranging, war wahrscheinlich eine Übersetzung des frz. *chef-lieu*, das als Terminus technicus der seit Ludwig XIV. berühmten frz. Staatsverwaltung in die Nachbarländer drang und dort übersetzt wurde.

Da Spitzer, ZrP. 46, 598 unten nicht nur aprov. *caplata*, *capmas*, *capfeu*, sondern auch it. *capoluogo*, *caporione* mit *chef-lieu* vergleicht, sollen auch die it. Zusammensetzungen mit *capo* als erstem Element kurz besprochen werden, wobei die Wörter dem Wörterbuche Petrocchis entnommen, die veralteten von den noch üblichen nicht geschieden werden. *Capoluogo* wurde bereits als Übersetzung des frz. *chef-lieu* erkannt. *Caporione* „Vorsteher eines Stadtbezirkes" bietet aber ein ganz anderes Verhältnis von *capo* zum zweiten Bestandteil der Zusammensetzung dar als *capoluogo*. *Caporione*, dann *capocaccia*, *-cassa*, *-contrada*, *-fábbrica*, *-fucina*, *-giuoco*, *-sestiere*, *-sezione*, *-stanza*, *-stazione*, *-stiva*, *-távola*, *-villa* bezeichnen den Leiter der vom zweiten Element der Zusammensetzung benannten Sache oder den Aufseher über diese Sache, *capobanda*, *-famiglia*, *-fila*, *-guardia*, *-lista*, *-mándria*, *-parte*, *-pópolo*, *-posto*, *-ronda*, *-scuola*, *-setta*, *-squadra*, *-truppa*; *capoquattro*, *-cinque*, *-dieci* den Führer der vom zweiten Element benannten Schar, *capobandito*, *-bombardiere*, *-brigante*, *-carceriere*, *-cómico*, *-coppiere*, *-corsale*, *-cuoco*, *-facchino*, *-maestro*, *-(o)rtolano*, *-parolaio*, *-stregone*, *-tamburo*, *-timoniere*, *-vergaro* den Führer der vom zweiten Element benannten Berufsgenossen. Zu diesen Wörtern gehört auch *capozucca* „großer Dummkopf", eigentlich „Führer der Dummköpfe". In den Wörtern der letzten Reihe trat bei dem zweiten Element der Sing. für den Pl. ein, weil das ganze Wort doch nur éinen Mann bezeichnet. Während in allen diesen Zusammensetzungen *capo* die Bedeutung „Führer, Vorstand, Auf-

seher" hat, bedeutet es in anderen Bildungen gleicher Art „Anfang, Ende", so in *capocroce* „Straſsenkreuzung", eigentlich „Anfang der *croce* di due strade", *capoletto* „Vorhang am Kopfende des Bettes", *capomazzo* „das als Muster dienende oberste Stück eines Bündels gegerbter Felle", also „Anfang des Bündels", *capomese* „Anfang des Monats", *capopágina* „Verzierung am Kopf einer Druckseite", *capoparto* „erste Menstruation nach der Entbindung", also wohl „Ende der Entbindung (und der damit zusammenhängenden Vorgänge)", *capoposta* „erste Stelle im Grundbuch", eigentlich „Anfang der *posta*, d. i. der Reihe der Eintragungen", *caposcala* „oberes Ende der Treppe", *capostrada* „Anfang der Straſse", *capotasto* „pezzetto d'ebano o d'avolio incastrato a capo della tastiera degli strumenti di manico", *capoverso* „Versanfang". Die ursprüngliche Bedeutung „Kopf" hat *capo* in *capovaccaio* „Schmutzgeier" (Neophron percnopterus), der auch *vaccaia bigia, vaccaia scura* genannt wird (Giglioli, Avifauna italica 411); darnach bedeutet *capovaccaio* zunächst „Kopf des Kuhhirten", zumal da der Kopf des Schmutzgeiers dem Kopf eines mageren Mannes mit Hakennase ähnelt. Ait. *capocanino, capocánio* „hundsköpfig" weist auf ein **capocane* „Hundskopf" zurück. Dagegen ist *capolavoro* „Meisterwerk" wohl Nachbildung von *capodópera, capo d'ópera* dass., das, von Tommaseo-Bellin, 1, 1213b unten ohne alte Belege verzeichnet, seinerseits Übersetzung des frz. *chef-d'oeuvre* ist; nach *capodópera* steht *capolavoro* für *capo di lavoro*. Zu diesen Zusammensetzungen von *capo* „Kopf, Ende" mit einem anderen Wort, das in der Funktion des Genitivs steht, gehört noch sen. *capifuoco* „Feuerbock", das einer ausführlicheren Besprechung bedarf. Pisan. *capifuoco* „Feuerbock", das nach Benoit, ZrP. 44, 433 Mitte, in den Materialien des AIS. enthalten ist, cors. *capifuochi*, altsenes. *capofuoco*, das Giovanni Flechia, Agi 15, 393 oben aus einem altsenes. Inventar des Jahres 1492 belegt hat, nsenes. *capifuoco*, umbr. *capofochi*, abruzz. *capefóche*, Vasto's *capefuche*, das im 16. Jahrhundert einmal als *capofochi* bezeugt ist, neap. *capofuoco*, die alle „Feuerbock" bedeuten und von Benoit a. a. O. gesammelt wurden, sind von Flechia, Agi. 15, 392, der Fanfanis Erklärung aus *capere* + *fuoco* mit Recht verwarf, und von Benoit a. a. O. 432 Mitte auf ein nach ihnen in Italien selbständig gebildetes *caput focī*(*focum*) zurückgeführt worden. Sie stammen aber wahrscheinlicher von aprov. *capfoc*, das nach dem AlF. 1787 vor allem zwischen dem unteren Rhône und den Alpen als *cafioc* erhalten ist und von hier, speziell von Marseille, durch den Schiffsverkehr nach Korsika und Pisa, von dort nach Siena und Umbrien, auſserdem durch Gefährten Karls von Anjou, die aus Südostfrankreich stammten, ins Königreich Neapel (Neapel, Vasto, Abruzzen) gelangen konnte. Eine selbständige Bildung des nicht gerade nahe liegenden Ausdrucks *capum foci* für den Feuerbock auf zwei verschiedenen Gebieten ist unwahrscheinlich und ein einstiger Zusammenhang der beiden Gebiete über Nordwestitalien, wo *capum foci* fehlt, ebenso. In allen diesen Zusammen-

setzungen ist an *capo* ein zweites Wort, eine Personenbezeichnung oder ein Sachname, in der Funktion des Genitivs gefügt. Die noch festzustellenden ältesten Bildungen dieser Art, die dann die anderen nach sich zogen, entstanden aus Verbindungen von *caput* mit einem lat. Genitiv, der dann zum it. Obliquus wurde. So entstand z. B. das schon vom jüngeren Buonarrotti gebrauchte *caporione* wahrscheinlich aus lat. *caput regiōnis* „Oberhaupt eines Stadtbezirkes" und it. *capostregone* aus *caput *strigōnum* „Oberhaupt der Hexenmeister", da das nach Tommaseo-Bellini 4, 1254b unten schon von Berni im Orlando innamorato 9, 59 gebrauchte *stregone* auf ein italorom. **strigō, -ōnem*, eine Ableitung von *striga* „Hexe", zurückgehen dürfte.

Auch Zusammenrückungen von *capo* mit Adjektiven und Partizipien besitzt das It., so *capobianco* „wilde Karotte", *capochino* „Verbeugung mit dem Kopfe", eigentlich „gebeugter Kopf", *capofitto* „den Kopf nach unten" aus übertreibendem *capo fitto* „den Kopf (in die Erde) eingerammt", *caporosso, capirosso* „rotköpfiger Würger", *caporotto* „mit eingeschlagenem Kopf, Querkopf", *capirotti* „Bruchstücke", *caporiverso, caporovescio* „mit dem Kopfe nach rückwärts (fallend)", *caposaldo* „Stein, der anzeigt, bis zu welchem Punkte das Niveau einer Straſse, einer Mauer emporgeführt werden soll", aus *capo saldo* „festes Ende", *caposventato* „leichtsinniger Kopf", *capotondo* „Art Haifisch", *capotorto* „Wendehals" (Vogel), *capovòto* „Hohlkopf", auch ait. *caporiccio, capriccio* „Schauder" (von dem ait. *accapricciare*, nit. *raccapricciare* „schaudern" abgeleitet ist) aus *capo riccio* „krauser Kopf; Kopf, auf dem die Haare zu Berge stehen (*si arricciano*)", weiteres mit zwischentonigem *i* auſser *capirosso*, der Nebenform von *caporosso*, noch *capifedito* „mit verwundetem Kopf", *capilargo* „am oberen Ende breiter als am unteren" (Bretter), wörtlich „mit breitem Ende", *capinero, -a* „schwarzköpfige Grasmücke", *capivano* „mit hohlem Kopf". Ait. *capitórzolo* „Scheinheiliger", eigentlich „Kopfverdreher", entstand mit lucch. *capitórsolo* „Wendehals" (Vogel), *captorza* dass. in der Sarzana (Giglioli, Avifauna italica, 315 unten) und in Pulcis Morgante 14, 58 (Tommaseo-Bellini 1, 1204c unten) aus *caput *tortium*, das für *caput tortum* „verdrehter Kopf" nach **tortiāre*, der Vorstufe des ait. *torciare* „zusammendrehen" (M.-L. 8803), eingetreten war, entstand nicht, wie Pieri, Agi. Suppl. 5, 112 oben meinte, aus *caput torsum*, da die it. Wörter mit Ausnahme des an *tórsolo* „Strunk" angelehnten lucch. *capitórsolo* *z* nach *r* haben. Das aus *capo fedito* „den Kopf verwundet" entstandene ait. *capifedito* „mit verwundetem Kopfe" konnte auch als „am Kopfe verwundet" aufgefaſst werden und ist tatsächlich von Tom.-Bell. 1, 1198b oben und darnach von Petrocchi mit „ferito nel capo" übersetzt worden. So wurde ein aus *capo tozzo* „den Kopf dick und kurz" entstandenes **capitozzo* „mit dickem und kurzem Kopfe" als „am Kopfe dick und kurz" aufgefaſst und in **quercia capitozza* gebraucht; daraus entstand *capitozza* „geköpfte, kurz gehaltene Eiche", von dem erst ait. *capitozzare*, nit. *scapitozzare* abgeleitet ist,

weil ein Verbum **tozzare* nicht besteht. *Capomorto* „Rückstand im Destilliergefäſs“, speziell „Eisenoxyd als Rückstand bei der Schwefelsäureerzeugung“ endlich stammt von neulat. *caput mortuum* gleicher Bedeutung.

Wie die Zusammensetzungen aus *capo* und Adjektiv ist auch *capopiede* „kopfüber, drunter und drüber“ eine Zusammenrückung; es entstand aus *cap' a piede* „Kopf beim Fuſs“ über miſsverstandenes und korrigiertes **capapiede*. Ähnlich entstand *capocollo* „Speise aus Kopf und Hals des Schweins“ wohl aus *cap'e collo* „Kopf und Hals“ sowie *capoculare* „ein Fell vom Kopf bis zum Schwanz bearbeiten“ aus **capeculare*, einer Ableitung von *cap'e culo*. *Capoculare* führt zu den mit *capo* als erstem Glied zusammengesetzten Verben *capolevare* „kopfüber hinunterfallen“, *capovolgere*, *capovoltare* „etwas umkehren, umstürzen“ hinüber; *capoficconi* „kopfüber, mit dem Kopfe nach unten“ Tom.-Bell. 1, 1213b unten (unter *capofitto*) weist auf ein **capoficcare* „den Kopf (in die Erde) einrammen“, das Gegenstück zu *capolevare*, während *a caporeci* „nell'atto di chi rece“ ein anderes Verhältnis des Verbs zu *capo* zeigt, übrigens unverständlich ist.

Während *capo* in den Verben *capolevare*, *capovolgere*, *capovoltare* Objekt ist, enthalten sowohl die Wörter des Typus *capofamiglia*, *caporione* als auch die des Typus *capobianco capo* als Grundwort, das durch das folgende Attribut aus einem Substantiv im Genitiv oder aus einem Adjektiv näher bestimmt wird. Alle diese Zusammensetzungen sind von ganz anderer Art als *capoluogo*, *chef-lieu*. Mit *chef-lieu* können von vornherein nur Zusammensetzungen verglichen werden, die *capo* als Bestimmungswort enthalten. Von diesen sind zunächst *capopúrgio* „Kopfreinigungsmittel“ und *caposoldo* „Strafgeld; Zulage zum Sold“ auszuscheiden; sie stammen von mlat. *capipurgium* Du Cange 2, 154b unten, einer etwas barbarischen Bildung mittelalterlicher Ärzte, und mlat. *capisolidum* Du Cange 2, 129b, das schon wegen des aprov. *capsol* besprochen wurde. Ait. *caposoldo* kann auch zunächst von aprov. *capsol* stammen. *Capogiro* „Schwindelanfall“, früher auch *capogirolo*, *capogirlo*, trat wahrscheinlich für *giracapo* gleicher Bedeutung, das zu einem bekannten Typus rom. Wortbildung gehört, unter dem Einfluſs von *capovólgere* ein, wobei im zweiten Teil *-giro* für *-gira* nach *giro* „Drehung“ gesagt wurde; es zog *capostorno* „Schwindel der Pferde, Koller“ nach sich, das *-giro* durch *storno* „Umkehr“ nach veraltetem *stornimento* „Schwindelanfall“ ersetzte. Die Trennung von *capostorno* in *capo* und ein *storno* „che è soggetto alle vertigini“ durch Tom.-Bell. 4, 1230a unten und darnach durch Petrocchi ist unrichtig, da das angebliche Adjektiv *storno* nur in *capostorno* belegt wird. Wo das dasselbe wie *capostorno* bedeutende *capogatto* „Koller der Pferde“ einzureihen ist, weiſs ich nicht, da mir *-gatto* etymologisch dunkel ist. *Capitómbolo* „Purzelbaum“, das dann die Nebenform *capitóndolo* erhielt, trat neben *tómbolo* „Purzelbaum“ nach *capivólgere*, der Nebenform von *capovólgere*, und dessen Par-

tizip *capivolto*, *capovolto* „kopfüber, mit dem Kopfe nach unten". Weder *capogiro*, *capostorno* noch *capitómbolo* sind ursprüngliche Zusammensetzungen von *capo*, *capi-* im Genitiv mit *giro*, *storno*, *tómbolo*, sondern Anpassungen an *capovólgere*, *capivólgere*. Als einzige scheinbare Zusammensetzung von *capo* in der Bedeutung „capitalis" mit einem anderen Wort bleibt *capifosso* übrig, das Tom.-Bell. 1, 1198b oben und darnach Fanfani als „acquidoccio principale", Rigutini-Fanfani als „fosso maestro", Rigutini-Bulle darnach als „Hauptgraben" erklären. *Capifosso* „Hauptgraben" scheint dem *capoluogo* „Hauptort" in der Bildung völlig gleich zu sein. Aber es scheint nur so. Der erste Teil der Zusammensetzung *capifosso* geht auf lat. *caput* „fossarum finis" Thes. 3, 412, 14 zurück, das dem öfters bezeugten *caput* „Ausfluſs, Mündung von Gewässern" begrifflich nahe verwandt war. Darnach geht *capifosso* „fosso dove si riducono tutte l'acque de'fossetti e scoli del campo" (Tom.-Bell.) auf *caput fossī* „Mündung des Grabens" zurück, das *fossum* „σκάμμα" Cgll. 2, 432, 34; „fovea" 4, 343, 51; Stat., Theb. 4, 559 enthielt und infolge Ersatzes des Genitivs durch den Akk. zu *caput* **fossum* wurde. So entstand **capofosso*, das dann nach Zusammensetzungen wie *capocuoco* „Hauptkoch" als „Hauptgraben" aufgefaſst, später in *capifosso* verändert wurde. Das It. bildete somit keine Zusammensetzungen mit *capo* in der Bedeutung „hauptsächlich" als erstem Glied, besitzt keine Bildungen, die mit frz. *chef-lieu* verglichen werden können.

Josef Brüch.

II. Literaturwissenschaft.

Le Droit actour des dames.

Dieses kleine, aus 53 Achtzeilerstrophen bestehende Poem ist in einem handschriftlichen „Recueil" enthalten, der unter Nr. 758 in der Bibliothèque Municipale von Tours aufbewahrt wird. Der sich an ein Frauenpublikum wendende Verstraktat ist ehemals, wie der Katalog der Stadtbibliothek (Catal. général des mss. des Bibliothèques publ. de France, Départements, t. XXXVII [1900] S. 583f.) angibt,[1] im Catalogue Dorange S. 363 durch eine Verwechslung mit dem „Parement des Dames" (jetzt meist nach der besten Hs. „Triumphe des Dames" genannt) Olivier de la Marche zugewiesen worden. Piaget hat in der Ausgabe des „Miroir aux Dames, poème inédit du 15e siècle" (Recueil de travaux publ.p. la Faculté des Lettres, Heft 2)

[1] Ich verbessere die Signatur 759 in 758 nach dem „Erratum" am Ende des zweiten Bandes des Kataloges der Stadtbibliothek (1905), auf das mich der Conservateur der Bibliothek, Herr G. Collon, aufmerksam machte. Ich benutze die Gelegenheit, Herrn Collon für mehrere freundliche Unterstützungen, die er durch Auskünfte auf an ihn gerichtete Fragen bereitwilligst geleistet hat, wärmsten Dank zu sagen.

Neuchâtel 1908, S. 52 Anm. auf diese Hs. in Tours hingewiesen. Bisher ist ein Abdruck des Textes nicht erfolgt.

1. Literaturgeschichtliche Einordnung.

Der Droit actour [= atour, künftig meist Dr. a. abgekürzt] führt uns in eine Zeit, in der man sich (im Zusammenhang mit der Rosenromanpolemik) wieder einmal — wie so oft im Mittelalter — didaktisch mit den Frauen beschäftigt. Es ist die Periode der Blüte des Burgunder Herzogtums und der Rhétoriqueurs, die der Totentanzdichtungen und -darstellungen, die Zeit der vielen „Doctrinal" oder „Miroir" (Speculum) betitelten lehrhaften Verskompositionen. Es ist zugleich — was für das im Dr. a. gewählte Thema besonders beachtenswert ist — die Zeit, von der Huizinga sagt: „Eine wilde Übertreibung wie die Kleidertracht von 1350—1480 hat die Mode späterer Zeiten nicht wieder erlebt, wenigstens nicht in einer so allgemeinen und langanhaltenden Weise . . . Die zügellose Übertreibung und Überladung . . ., die für die französisch-burgundische Tracht ein Jahrhundert lang charakteristisch ist, steht ohne Beispiel da."

An die Trachten der Frauen, aber auch an die meisten der anderen eben kurz angedeuteten Tatsachen knüpft der Dr. a. an. Er ist ein bescheidenes Stück allegorisierender Literatur, wie deren im Zeitalter, das sich für den Rosenroman begeistert, zumeist in seiner Nachfolge, eine ganze Menge entsteht. Der Dr. a. nimmt einen moralisch-eifernden Charakter an. Er wendet sich an die Frauenwelt. Er ist demgemäſs der langen Reihe von Literaturdenkmälern einzufügen, die Alice A. Hentsch, De la littérature didactique du moyen âge s'adressant spécialement aux femmes, Cahors 1903 aufgezählt und analysiert hat. Aug. Wulff, Die frauenfeindlichen Dichtungen in den romanischen Literaturen des Mittelalters bis zum Ende des 13. Jahrhunderts (Roman. Arbeiten IV), Halle 1914, berührt entsprechend seiner historischen Abgrenzung nur ganz nebenher Verhältnisse des 14. und 15. Jahrhunderts. Der Dr. a. mahnt speziell, sich sittsam anzuziehen und bemüht sich, verschiedene weibliche Kleidungs- und Putzstücke in allegorischer Weise auszudeuten.

Wenn wir von entfernter oder näher verwandten Dichtungen und Poetereien älterer Zeit, so von Watriquets Li Mireoirs as Dames (1319—1321), vom zweiten Teile des Rosenromans (gegen 1277), von Äuſserungen Eustache Deschamps' († ca. 1405) über kurze Kleider, Schnabelschuhe, Kopfbekleidung der Frauen, ausgeschnittene Kleider usw.,[2] von dem „Dit des cornetes" und dem Kampf um die damalige „Horn"-Modetorheit und den sog. „hennin" (wie die „cornetes" eine übertriebene Haartracht) sowie von ähnlichen Dingen absehen,[3] statt dessen uns nur an die inhaltlich und zeitlich nächststehenden

[1] Herbst des Mittelalters², München 1928, S. 374f.
[2] S. Ernst Hoepffner, Eustache Deschamps, Leben und Werke, Straſsburg 1904, S. 222.
[3] S. Wulff, a. a. O. S. 124ff.

Werke halten, die demselben Jahrhundert wie der Droit actour des dames aus der Hs. in Tours angehören, so finden sich deren weitere zwei.[1]

Betrachten wir kurz diese drei einander einigermaſsen nahekommenden Versdichtungen. Die eine ist jener Miroir aux dames, dessen Zuteilung an Alain Chartier (die Knust vorgenommen hatte) sein Herausgeber, Piaget, ablehnt. Und zwar wird diese Achtzeilerdichtung eines Anonymus von Piaget auf ca. 1450 datiert. Zeitlich würde nach bisheriger Annahme — die sich auch, wie wir sehen werden, wahrscheinlich aufrechterhalten läſst — unser gleichfalls anonymer Text aus Tours folgen, der, von verschiedenen Händen geschrieben ist und nach der Beurteilung der Hs. im Katalog der Bibl. Mun. ganz allgemein auf die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts geschätzt wird. Gröber, der die 53 Strophen des Dr. a. noch Olivier de la Marche zuschreibt, setzt die Hs. (also Tours 758) ins Jahr 1468.[2] Als drittes Werk kommt hinzu: Le triumphe des Dames (hg. von Dr. Julia Kalbfleisch-Benas, Rostock 1901), dessen Verfasser, Olivier de la Marche, bekannt ist. Dieses Werk muſs nach 1488 entstanden sein.[3]

Die beiden von Piaget und Kalbfleisch-Benas herausgegebenen Dichtungen, „Miroir" und „Triumphe", haben nach ihrer Entstehung offenbar viel gröſsere Verbreitung als der Dr. a. gefunden. Drei Hss. der erstgenannten, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, sind vorhanden, sieben Hss. der zweiten aus dem 16. Jahrhundert (nach Stein); vom Dr. a. liegt heute nur eine einzige Hs. vor, soviel wir wissen. Sehr viele wird es davon wohl kaum gegeben haben.

Die aus 424 Versen (416 Acht- und 8 Zehnsilbnern) bestehende Reimerei des Dr. a., die nicht gerade von Gedankenreichtum strotzt, ist anonym. Ihr Titel wird ihr in dem letzten Verse der Dichtung gegeben.

Weibliche Kleidungsstücke oder doch Zubehör zu weiblicher Kleidung sind der Gegenstand des Droit actour wie auch der beiden anderen genannten Poeme. Alle drei knüpfen an die weiblichen Kleiderteile allegorisch-moralische Ausdeutungen. Dabei bleibt immerhin mancherlei Spielraum für die Verfahrensweise in den Einzelheiten.

---

[1] Zwei „Miroirs des dames" benannte Versdichtungen, die bei Hentsch genannt sind, können nach Piaget S. 7ff. hier ausscheiden.

[2] Grundriſs der roman. Philologie II, 1 (1902), S. 1138. — Diese Datierung ist darauf zurückzuführen, daſs die Hs. Tours 758 einen Recueil darstellt, in dem der Dr. a. das fünfte und letzte Stück bildet. Das erste Stück enthält die Schluſsbemerkung: Explicit libellus moralis 1468. Daraus schloſs Gröber, der wohl nur den bereits erschienenen Katalog, aber nicht die Hs. selbst in der Hand gehabt hat, ein wenig voreilig.

[3] Nach Str. 167 des Gedichtes zu schlieſsen; Victor Gay, Glossaire archéolog. du Moyen âge et de la Renaissance I, Paris 1887, S. 332—333, tritt für 1492 ein; A. Stein, Olivier de la Marche, Paris 1888, S. 124f. „möchte es noch ein oder zwei Jahre später ansetzen" (Kalbfleisch-Benas, S. IX).

Gering ist die Zahl der Kleidungsstücke bzw. der Zubehörteile, die im Verlaufe der Ermahnungen des „Miroir" ausführlich verwendet werden. Im „Triumphe" und im „Droit actour" ist ihre Zahl viel gröſser.

Aber auch in der ganzen Art der Einkleidung der drei Stücke besteht manche Verschiedenheit.

Im „Miroir" bekennt sich sein Verfasser als ein Freund des weiblichen Geschlechtes. Dann entschuldigt er sich, daſs er den Frauen doch „aucunes choses desplaisantes" über die moderne Mode sagen wolle. Nachdem er sich über Arten des Kopfschmuckes — couvre-chef und chaperon — ausgesprochen, geht er in ziemlich summarischer Weise zu den Kleidungsstücken über, und er eifert gegen zwei Einwendungen, die von seiten der Weiblichkeit zugunsten törichter Modeauswüchse (der Ehemann wünscht es, die anderen Frauen würden sie als unmodern und „ipocrite" bereden) vorgebracht werden könnten. Die Frauen mögen — so doziert er mit wiederholter Anknüpfung an die Bibel (Esther, Judith, Eva) — auf die „grans cornes de bestes" Verzicht leisten und einen „habit d'humilité" anlegen, „soit en corps, en queue ou en teste".

Olivier de la Marche[1] kommt im „Triumphe des dames", so muſs man trotz aller vorhandenen Pedanterie zugestehen, mit viel gröſserem Geschick zur Verwertung des Kleidermotives. Er will nicht theoretisch ein Freund der Frauen sein, sondern er liebt e i n e hohe, tugendreiche Dame. Er wünscht, ihr seine Huldigungen darzubringen. Und er kommt bei den Erwägungen, wie er ihr am besten huldigen solle, auf den Gedanken: „. . . je conclus un abit lui parfaire, tout vertueux, affin que j'en responde pour la parer devant Dieu et le monde." D. h. er wird zwar auch alle moralisch-allegorische Pedanterie auskramen, aber er tut es doch in einer frischen, sinnlichen Weise, indem er die Angebetete von den Füſsen bis zum Kopf, von den Pantoffeln bis zum chaperon (und den paillestes?) natürlich nicht aus-, aber doch ankleidet. Er nimmt sich gehörig Zeit dabei und kostet die Freude aus, nicht nur indem er jedes einzelne Stück der Kleidung oder des Putzes in fünf, sechs, ja sieben Strophen beschreibt, sondern auch indem er zwischen die 181 Achtzeilerstrophen noch 23 erzählende Prosastücke — meist aus der Heiligen Schrift oder aus der Legende der Heiligen gewählt — einlegt.[2] Es ist eine literarisch ausgeschmückte, moralisch-sinnliche Boudoir-Szene, die der aus Brüssel gebürtige Geschichtsschreiber und Poet ein wenig breit vor uns entwickelt.

Die kunstvolle Inszenierung des „Triumphe des dames", dessen Ankleidehandlung moralisch-allegorischer Prägung zugleich den

[1] S. über ihn und seine — nicht sonderlich hoch eingeschätzte — Bedeutung G. Doutrepont, La littérature franç. à la cour des Ducs de Bourgogne, Paris 1909, an verschiedenen Stellen.

[2] Gegen Stein folge ich der Anschauung von Kalbfleisch-Benas (a. a. O. S. XVII ff.), die trotz Vorhandenseins von zwei Hss., in denen die Prosastücke fehlen, davon ausgeht, daſs die Hss., die Verse und Prosa wiedergeben, den ursprünglichen Zustand des Werkes darstellen.

Rahmen für Prosaerzählungen bildet und insofern trotz des Wechsels zwischen Vers und Prosa ein an Boccaccio oder andere ältere Novellensammlungen erinnerndes Bild gewährt, hat leider an unserem „Droit actour des dames" keinen ebenbürtigen Nebenbuhler. Dieser „Ziemende Damenputz" steht vielmehr — und das könnte eine zeitliche Nähe beim „Miroir aux dames" erwägen lassen — stark auf der Stufe des von Piaget auf ca. 1450 datierten „Damenspiegels". Schon die Einleitungsstrophe läuft ganz diesem „Miroir" parallel, wie eine Nebeneinanderstellung ohne weiteres zeigt.

Miroir Str. 1

Mes dames et mes damoiselles,
Jeunes, bourgoises et marchandes,
Veufves, mariees et pucelles,
Portans atour et houppelandes,
Chapperons des pays Hollandes,
De France, Escosse et Allemaigne,
Je vous presente mes offrandes
Afin que de moi vous souviengne.

Kommt der Dichter hier, scheint es, in eine Versammlung von Bürgerfrauen verschiedenen Standes und Alters, so ruft er sie im Dr. a. — der Unterschied ist nur gering — zur Verlesung einer „escripture" ausdrücklich zusammen. Immerhin beachte man von Anfang an den Unterschied, der zwischen den Gedichten besteht und nicht zugunsten des Dr. a. spricht: der Miroir ist viel verbindlicher, der Verfasser will „présenter" seine „offrandes", und zwar „Afin que de moi vous souviegne". Der Poet des Droit actour ist dagegen ein sehr viel trockenerer Schulmeister. Eine „escripture" will er verlesen, und er fällt sofort mit der Tür ins Haus und beginnt mit seiner Moralpredigt schon in der fünften Zeile.

Droit actour Str. 1

Dames de tres plaisant actour
Et de luisante pourtraicture,
Venez toutes de moy entour
Pour entendre ceste escripture,
Delaissez d'orgueil la painture,
Revestez vous d'umilité,
Pour eviter l'orde pointure
D'enfer et de l'orribleté.

Im übrigen hat nun der „Triumphe des dames" — was für die starke Traditionsgebundenheit Oliviers de la Marche hervorzuheben ist — durchaus auch eine Parallele für diese erste Strophe des Dr. a. Indessen mufs man Str. 1—12 als das Vorspiel, in dem Olivier von seinem Verlieben und seiner Absicht, seine Dame zu schmücken „devant Dieu et le monde" redet, abtrennen. Str. 13 hebt an:

Empereÿs, roÿnes et princesses,
Entendés cy, dames et demoiselles!
Femmes servans, bourgoises et maistresses,
Venés partir a mes grandes richesses!
Gouttés les bien! vous les trouverés belles.
Mes pompes sont es maulxnoris nouvelles;
C'est ung abit a toutes bien a point
Pour triumpher et estre bien en point. —

Der „Miroir" bringt bis zur Str. 19 allgemeinere Betrachtungen über Kopf, Haar, Ohren, Mund, Nase usw., die Gott so wohl gestaltet habe, ehe er von der „deablerie sur voz testes", dem übermäſsigen Kopfputze der Frauen spricht, und wie früher bereits erwähnt, kommen auch des weiteren nur wenige Toiletteteile eingehend zur Sprache und Ausdeutung. Ganz anders der Dr. a. Er, der mit dem „Miroir" die Art der Anlage insofern teilt, als er vom Kopfputz ausgehend auf andere Teile der Bekleidung und des Schmuckes übergeht, er, der an Pedanterie mit dem „Miroir" wetteifert, ihn, wie wir einleitend zeigten, an Pedanterie sogar noch übertrifft, hält sich im folgenden bei der Fülle der behandelten Kleidungsstücke und Utensilien an die reichliche Anzahl, die auch Olivier de la Marche bietet. Zeigt der „Triumphe" 23 (s. Kalbfleisch-Benas S. X), so der Dr. a. 14 bzw. 15 — wobei zu beachten ist, daſs der „Triumphe" 181, der Dr. a. aber nur 53 Achtzeilerstrophen umfaſst.

Die ausführlich behandelten Kleidungsteile (von nebenher genannten also abgesehen) sind im Dr. a. die folgenden. In Klammern ist immer die ihnen beigelegte allegorische Bedeutung angegeben.

bonnet (honneur), espingues (souspirs), bande (deuil), doubleure de la bande (honte), toret (crainte), toffet (humilité), grant robe (charité), get (bonne renommée), tissu (prudence), quatre clous (magnificence), boucle (raison), ardillon (contenance),[1] boucletes (congregation de vertus), lasset (perseverance).

Nach den Str. 47—51 des Dr. a. mit ihrem Lobe auf lasset und perseverance folgen 52—53 als Abschluſs, wobei Str. 53 auſser der Abweichung, in Zehnsilbnern geschrieben zu sein, als Besonderheit die Angabe des Titels der ganzen Reimerei bringt.

Eine Übereinstimmung zwischen den Kleidungsteilen des „Triumphe" und des Dr. a. besteht im einzelnen so gut wie nicht (nur hinsichtlich ‚lacet' und ‚robe', wie wir später sehen werden), von den Tugenden, die übrigens hier und dort mit anderen Kleidungsteilen in allegorische Beziehung gesetzt sind, kommen in beiden Poemen gemeinsam: humilité, perseverance, charité, crainte sowie prudence vor. Wenn also ein Zusammenhang zwischen Dr. a. und „Triumphe"

[1] Hier (nach Str. 42) schiebt sich anscheinend eine wohl ausgeführte, aber in der einzigen erhaltenen Hs. nicht voll abgeschriebene Strophenfolge über cocte [= cote] Rock ein. Darin war (vgl. v. 345) cocte wohl die Bedeutung: discrection zuerteilt.

besteht, so ist er trotz allem, was ausgeführt wurde und noch auszuführen ist, einigermaſsen lose.

Huizinga hat in seinem schon zit. Buche mit Recht einige Verse aus dem Schluſsteile des „Triumphe des dames" (Str. 162) neben Verse aus Villons Testament (und zwar aus der Ballade de la belle heaulmiere) gestellt und mit ihnen „die heftige Abscheu vor der Zersetzung des irdischen Körpers" und das Bild des Todes im 15. Jahrhundert belegt.[1] In den Str. 165—178 des „Triumphe" mit ihren immer wiederkehrenden Fragen: „Qu'est devenue l'empereïs de Romme", „Qu'est devenue madame la daulphine" usw. liegt ziemlich sicher ein Nachklang der eben genannten Ballade Villons sowie der ebenfalls im „Testament" Villons enthaltenen „Ballade des dames du temps jadis" (s. z. B. meine Ausgabe, Pandora 27, Inselverlag 1920, S. 19f.) vor. Der Unterschied ist, daſs der Gedanke bei Olivier in einer viel längeren Beispielreihe weiter ausgeführt wird. Da Villon seit 1463 verschollen ist, Olivier de la Marche von ca. 1425—1502 (s. L. Foulet in Bédier-Hazard, Histoire de la litt. franç. illustrée I, 121) gelebt hat und sein Werk (wie früher ausgeführt) nach 1488 datiert wird, scheint die Frage der Vorbildlichkeit bei diesen Vergänglichkeitsversen klar zu sein.[2] — Nach dieser mehr beiläufig gegebenen Bemerkung über eine Erweiterung des Schlusses des „Triumphe des dames" durch Hereinbeziehung solcher Vergänglichkeitsgedanken seien nun auch die Abschlüsse der von uns herangezogenen Werke miteinander verglichen, zunächst die letzten beiden Strophen des „Triumphe" und die letzten drei Strophen des Dr. a.

Str. 180—181 des „Triumphe" lauten:

Pour ce, mes dames qui lisiez ce dictier,
Le bien soit pris, le mal en nonchalloir.
Pour l'amour d'une que mon coeur a plus chier
J'ay pris la paine de ce livre traictier,
Dont toutes aultres en pourront mieulx valoir;
Et je, La Marche, meült de bon voulloir,
Querant vertus et reboutant les blasmes,
L'ay baptisié le Triumphe des dames.

Sy prens congiet des dames humblement
Et a chacune d'elles me recommande.

---

[1] a. a. O. S. 199f.

[2] Trotz des hohen Alters der „Motivtradition des Ubi sunt", auf die zuletzt in G. Moldenhauers reichdokumentiertem Villon-Aufsatze German.-Roman. Monatsschrift 1934, S. 129 eingegangen wird. — Die Abhängigkeit des „Triumphe"-Schlusses von Villon wäre der sonstigen bisher ermittelten „Fortuna" Villons zuzuzählen. Koll. Moldenhauer verweist mich auf P. Champions mir z. Zt. nicht zugängliches Werk Fr. Villon, 2. Aufl., II, S. 260ff.; von Villons Einfluſs auf Henri Baude, Jean Molinet, Meschinot handelt Champion in Hist. poétique du XV[e] siècle, im 2. Bande, an verschiedenen Stellen.

Mon service, je l'ay fait lëaulment
de ceur, de corps, de sens, d'entendement.
Se faulte y a, j'offre que je l'amende.
Le temps me monstre, qu'il fault que je me rende.
Puis qu'ainsy est, je me rens et me donne
A la vierge qui les pechiés pardonne.
Tant a souffert
La Marche.

Man vergleiche den in verschiedener Hinsicht ähnlichen, wenn auch nicht gerade sehr nahe verwandten Schlufs des Dr. a. Ich hebe von Str. 51 nur die erste Zeile hervor:

Pour ce, dames, perseverez . . .

Dazu nehme man Str. 52 und 53, von welch letzterer ich die zwei Schlufszeilen wiedergebe, die an „Triumphe" Str. 180 Schlufs erinnern.

En ce traicté que j'ay voulu nommer,
Se bon vous est, le Droit actour des dames.

Von der weltmännischen und sicheren Art Oliviers abgesehen, der sich als Autor nennt und mit verbindlichen Worten von den Damen verabschiedet — während der Verfasser des Dr. a. anonym bleibt und sich für seine Reimerei entschuldigt (Dr. a. V. 418) — bleiben sicherlich gewisse Ähnlichkeiten. — Bereits der älteste der von uns betrachteten Verstraktate, der „Miroir", schliefst übrigens in ganz paralleler Weise.

Str. 136 Et pour ce que, sans vous mirer
Vous ne pouez pas bonnement
Voz corps et testes atirer
Ne vous habillier proprement,
J'ay fait, a mon entendement,
Ce mirouer cy pour voz ames,
Et si l'ay, par esbatement,
Nommé le Mirouer aux dames.

Die Nennung des Titels und eventuell auch des Autornamens am Ende eines in Strophen gegliederten Werkes ist damals eine beliebte Gewohnheit (s. z. B. auch P. Michault, Le Doctrinal du temps présent, hg. v. Walton, Paris 1931). Eine Studie, die systematisch die Anfänge und Schlüsse von didaktischen und allegorischen Dichtungen der Zeit auf stilistische Stereotypität untersucht hätte,[1] ist mir nicht bekannt geworden. So möchte ich bei der Möglichkeit grofser Verbreitung solcher Dichtungsschlüsse keinen übermäfsigen Wert auf diese Endstrophenvergleiche legen.

---

[1] Paul John Jones, Prologue and epilogue in old french lives of Saints before 1400, Philadelphia, 1933 ist eine entsprechende Studie für die ältere Heiligenlegende.

Weder die Einleitungs- noch die Schlufsstrophen ergeben über die Zusammenhänge des Dr. a. mit den beiden anderen Dichtungen ein wirklich deutliches Bild. Entscheidender Nachdruck mufs aber zweifellos auf den ganz parallelen Aufbau des „Triumphe" einerseits und des Dr. a. andererseits gelegt werden. In beiden Werken folgt, übereinstimmenderweise ein Kleidungsstück oder Zubehör nach dem anderen behandelnd, Strophengruppe auf Strophengruppe.

Triumphe		Droit actour	
Str. 14—18	pantouffles	Str. 3— 4	bonnet
19—22	sollers	5— 6	espingues
23—27	chausses	7	bande
28—33	jarretiere	8—14	doubleure de la bande
34—39	chemise	15—17	toret
40—46	coste simple	18—20	toffet
47—51	pieche	21—22	robe
52—57	courdon ou lacet	23—27	grant robe
58—64	demy-chaint	28—29	get
65—71	espinglier	30—32	tissu
72—77	bourse	33—37	quatre clos
usw. bis Str. 156		38—39	boucle
		40—42	ardillon
		43—44	cotte
		45—46	boucletes
		47—51	lasset
		52—53	Schlufs.

Der Miroir hat diesen zahlreichen fest umschriebenen Strophengruppen kaum irgend etwas Entsprechendes entgegenzustellen. Sein Verfasser wettert wohl Str. 18—28 über ausschweifende Haartrachten, er kehrt, nachdem er (29—39) Strophe für Strophe über Demut und Asche auf das Haupt gepredigt hat, Str. 40—44 zum Tadel über die unschicklichen und unchristlichen Hörnerfrisuren zurück, er spricht davon, dafs man sie mit dem aufgesteckten Banner des Feindes im Lande vergleichen müsse (Str. 45—47), er betont die Notwendigkeit des Schleiertragens für die Frauen (Str. 48—51), kommt wieder auf couvre-chef der Adligen und chaperon der Bürgerfrau (Str. 55—66), er macht hinsichtlich der colletz, der pannes Vorwürfe (Str. 67—73), vernimmt die Einwände der Damen, antwortet auf sie usw. — die Anlage des Poems ist also, wie diese Einzelheiten schon zeigen, von anderer Art als die der beiden jüngeren Werke.

Als Resultat vergleichender Beobachtungen dürfte sich folgendes ergeben. Der „Miroir aux dames" hat zwar die allegorische Kleiderausdeutung bereits in einzelnen herausgegriffenen Beispielen angewendet. Im ganzen stellt er aber nur eine Polemik gegen gewisse Modeexzesse dar; er eifert gegen die cornes und bourreaulx des Kopfputzes, gegen die couvrechefs der Adligen und die chaperons der Bürgerfrauen; dann im weiteren Verlauf gegen collets, die bis zum

Gürtel hinabsteigen, gegen Décolleté usw. 14 bzw. 15 Kleidungsteile werden zwanglos eingeflochten. Mit Berufung auf den Physiologus und auf alttestamentliche Geschichten beschwört der Anonymus die Frauen, sich demütig zu kleiden, um ihre Seelen zu retten. — Der „Triumphe des dames" und der „Droit actour" haben eine etwas andersartige Tendenz. Sie bekämpfen nicht in erster Linie bestimmte Modetorheiten, sondern sie suchen vielmehr, wenn sie auch Ermahnungen aussprechen, ihr Hauptziel darin, den gröſsten Teil der Damenkleidung mehr oder weniger systematisch, dabei freilich mehr oder weniger willkürlich und gezwungen, selten einmal mit pikantem Beigeschmack, allegorisch zu deuten.

„Triumphe" und Dr. a. stehen also anscheinend näher zusammen. Die persönliche Einleitung mit dem Hinweis auf seine Verliebtheit und dem daraus entspringenden Vorsatz (Str. 1—13) im „Triumphe", sowie der Schluſs desselben Werks (Str. 157—181), in dem vor allem Villonsche Verse breit ausgeführt scheinen, haben zwar keinerlei Parallele im Dr. a. Aber vom allegorisierenden Hauptteile des „Triumphe" kann man den Dr. a. eigentlich nur als eine Variante ansehen, Variante in dem Sinne allerdings, daſs, wie wir sahen, der Verfasser des Dr. a. in den Einzelheiten sich ganz frei verhalten hat.

Wie ist das gegenseitige Verhältnis der beiden Werke zu verstehen? Vielleicht wäre es möglich anzunehmen, daſs der Dr. a. eine schwächere Nachbildung dessen ist, was an Olivier de la Marches „Triumphe" als die Hauptsache erscheinen mochte? Ein Reimschmied von geringer Begabung hätte sich alsdann an einem Thema versucht, das aus allerlei Gründen, u. a. weil ein Olivier de la Marche es behandelt hatte, damals beliebt war. Doch ist diese Annahme kaum ernstlich verfolgenswert. Es könnten schon eher Zusammenhänge zwischen „Triumphe" und Dr. a. durch Vermittlung eines dritten Poems in Betracht kommen, das noch zu suchen wäre, oder de la Marche hat — diese Möglichkeit hat trotz der Unsicherheiten der Datierung das meiste für sich — seinerseits den Dr. a. zum Anlasse genommen, seinen Triumphe des dames zu schreiben. Er hätte also den Gedanken gehabt, den Gegenstand des Dr. a. zu einer Rahmenerzählung in Versen zu verwenden, eine persönliche Einleitung dazu zu dichten und den Schluſs mit Villonschen Vergänglichkeitsgedanken auszugestalten. Diese eben entwickelte Art der Erklärung gewinnt deshalb sehr starke Wahrscheinlichkeit, weil sich mit ihr sehr gut verstehen lieſse, warum der Dr. a. im Gegensatze zum „Triumphe" noch allerlei beachtliche Ähnlichkeiten mit dem schon um 1450 entstandenen „Miroir" zeigt. Gegenüber dem „Miroir", den er kannte, wäre also der bescheidene Verfasser des Dr. a. der Erfinder der Systematisierung der Kleider-Allegorie gewesen, wofern nicht Burgunder Hofreimereien ähnlicher Art — denn an den Hof von Burgund werden wir, wie später noch erörtert werden wird, offenbar denken müssen —, irgendwelche ephemeren Gesellschaftsunterhaltungen, dazwischen anzusetzen sind, die verloren gegangen sind.

2. Die erwähnten Kleidungs- und Zubehörteile.

Die im „Droit actour des dames" erwähnten Ausdrücke, die sich auf die Toilette der Damen beziehen, werden im folgenden — in der Reihenfolge, in der sie in der kleinen Dichtung genannt werden — angeführt und unter Benutzung der wichtigsten Hilfsmittel erklärt. Mir standen Quicherat, Histoire du costume en France, Paris 1875, und C. Enlart, Manuel d'archéologie française depuis les temps mérovingiens jusqu'à la Renaissance, t. III, Le costume, Paris 1916, dazu die Wörterbücher von Godefroy, Huguet, Littré, Tobler-Lommatzsch und v. Wartburg zur Verfügung.

(v. 1) actour 'weiblicher Putz, Schmuck'. Enlarts Stichwort 'atour de chef' trifft hier nicht zu. Tobl.-Lomm. „Triumphe" hg. Kalbfl.-Benas 144, dazu Glossar u. Anm.

(v. 2) pourtraicture 'image, représentation en général'; 'arrangement'. Godefr. Fehlt bei Enlart u. Quich., da kein Kleidungsstück.

(v. 18) bonnet (carré ou ront) 'Haube'. Wie auch sonst im 15. Jahrhundert viel von der Gröſse des 'bonnet' die Rede ist, so auch hier 'hault' zubenannt. — Vgl. Kalbfl.-Benas a. a. O. S. 101, zu Triumphe Str. 130ff.

(v. 26) couvrechiefz (blancz) 'Kopfbedeckung, Kopftuch, Schleier'. Quich. S. 284 zitiert aus Olivier de l. M., Parement des dames: 'les hauts bonnets, couvrechiefs à bannière' (= fliegende Schleier), die zu der Beschreibung v. 27: „Qui plaient et tremblent au vent" gut passen. Im übrigen wird (v. 105ff.) gesagt, daſs der „pur et blanc couvrechief" eine „pourtraicture" bedeckt, „Et orne si bien vostre chief". Bei Quich. S. 317 heiſst es von der Zeit Ludwigs XI.: „On portait des bijoux, on s'enveloppait la tête de couvre-chefs en linon plissés et empesés, par dessus lesquels un voile de soie était coquettement ajusté au moyen d'une provision d'épingles." Beachtlich ist auch die Nebeneinanderstellung von 'bonnet' und 'couvrechef' bei Enlart. „Bonnet . . aurait été originairement le nom d'un drap spécialement employé à la confection des coiffures (v. Du Cange); c'est l'inverse de ce qui s'est passé pour couvrechef, devenu le nom d'une sorte de tissu. Bonnet est un terme générique qui s'applique à toute coiffure souple sans rebord autre que le chaperon." — Tobl.-Lomm. „Triumphe" 144, 4.

(v. 34) espingues 'Nadeln'. Schon E. Deschamps spricht in seinem „Atournez vous, mesdames, autrement" beginnenden, nach Quich. S. 244 auf 1377 zu datierenden Stücke von den 'épingles' des weiblichen Kopfputzes. Nach ihm dienten die Nadeln zum Feststecken von Perrücken u. dgl. Enlart.

(v. 50) bande 'Binde, Florbinde'. Aus 'veloux noir', um die Haube gelegt. Fehlt in diesem Sinne bei Quich., Hug., Enl. Siehe Ausläufer in Mundarten bei v. Wartburg. — Ähnlich unserem Trauerflor um den Hut.

(v. 57) doubleure de la bande. Die in v. 50 genannte bande soll eine Fütterung aus Damast, und zwar von derselben schwarzen Farbe, haben. Die 'bande' schwarz, ihre 'doubleure' dazu aber violett zu tragen, wäre nicht anständig und würde zum Spott reizen. — Vgl. viele Stellen bei Enl.

(v. 114) toret, thoret 'vor dem Gesicht getragener Schleier' Aus 'linge' oder 'velours'. Godefr.: „différentes parties de l'habillement, de la parure, montées en rond.“ Quich. (S. 287) spricht von dem 'touret ou gorgerette', das zur Zeit Karls VII. am Kleiderausschnitt getragen wurde. S. 310 gibt Quich., für unsere Stelle offenbar zutreffend die für Ludwigs XI. Zeit geltende Bemerkung: „Au bas de la coiffe on ajouta une passe de velours, le plus souvent de couleur noire, ou bien une pièce de gaze appelée touret de front, qui couvrait le front jusqu'aux sourcils.“ Dazu werden spöttische Verse Coquillards zitiert (S. 311). Enl.: „Dans l'atour des femmes ce mot désigne le bandeau qui entoure horizontalement le crâne, frontispice“. S. bei Enl. auch: 'touret de nez'.

(v. 115) plet 'Art Schleier'. Bedeutung von plet und toret scheinen identisch. Littré bringt unter 'plet' einen 'terme de marine'. Fehlt anscheinend, mindestens in der Bedeutung, in den Wbb.

(v. 137) toffet 'Schopf, Zopf, Kauz?' Godefr. hat nur touffel 'touffe, bouquet'. Vgl. Gamillscheg, Frz. Et. Wb. zu touffe. Mit dem Suffix -et (vgl. toupet) anscheinend sehr selten. Fehlt bei Godefr., Littré, Quich.

(v. 155) joyaulx 'Juwelen'.

(v. 162) robe, grant robe. Sie wird v. 165 anscheinend mit 'abillement' gleichgesetzt, das man „jours ovriers“ wie „festes“ tragen muſs, und zwar „par dessus voz autres abitz“ (v. 170). Sie muſs mit 'pennes' oder 'veloux' (v. 202f.) gefüttert sein, um wie die Karitas zu wärmen. — Quich. S. 286f. „. . . robe fut depuis lors (d. h. Karls VII. Zeit!) le nom de la pièce principale de l'habillement féminin, tandis que l'on garde celui de cotte pour désigner la pièce de dessous.“ S. auch weitere Angaben bei Quich. über robe-Moden der Zeit. Nirgends scheint 'grant robe' verzeichnet zu sein, bei Enl. nur 'robe courte' und 'robe longue'.

(v. 217) get 'Borte, Einfassung unten am Kleid' (que vous portez par bas). Godefr.

(v. 234) tissu 'Gürtel, Büstenhalter'. Die immer wiederholte Beschreibung des 'entretenir, saindre, estraindre, environner, circuire, tenir ensemble' v. 233, 234ff., 241, 249f. läſst die Bedeutung erkennen. Fehlt in ähnlichem Sinne bei Godefr., auch im Compl. Vgl. aber Enl.

(v. 257) clou 'Nagel, Stift'. Godefr. Compl. „petite tige de fer pointue garnie d'une tête qui sert à fixer ou à suspendre.“ Enl.: 'clous de ceintures'. Tobl.-Lomm.

(v. 297) boucle 'Öse'. Godefr. Compl. u. Littré sagen: „anneau de métal avec un ou plusieurs ardillons“; 'Schnalle' Tobl.-Lomm. — An dem gürtelartigen Kleidungsstück sind also nach der gegebenen

Beschreibung vier „Stifte“ angebracht, und sie werden alle vier oder (je nach Bedarf nur einer davon?) in einem Metallringe (boucle) befestigt. Während sonst die allegorische Ausdeutung der Kleidungsstücke und Zubehörteile willkürlich oder doch schwer durchsichtig erscheint (warum ist z. B. gerade toffet = humilité, grant robe = charité, get = bonne renommée, tissu = prudence, clos, clous = magnificence?), dürften bei der Ausdeutung boucle = raison und bei dem darauffolgenden ardillon = continence verhüllte Andeutungen sexueller Art vorliegen. Der Verfasser verweilt, wie bei den clous, der boucle und dem ardillon (Str. 33—42) dann auch weiterhin bis zum Schlusse des Poems — trotz allen Moralisierens — mit ähnlichen pikanten Hintergedanken bei der cocte, der bouclete und dem lasset.

(v. 314) ardillon 'Schnallendorn'. Godefr. Compl. und Littré: hardillon, „pointe d'une boucle qui sert à l'arrêter.“ Tobl.-Lomm. — 'Ardillon' meint anscheinend nichts anderes als die früher genannten clous (313: ce petit clou massis qui passe; 329f. car comme ce petit clou tient Robes et tissu abillement). — Enl.: 'broche d'une boucle'.

(v. 338) cocte, cotte 'Unterrock'. Schon im 12.—14. Jahrhundert heiſst (nach Quich. S. 182) so das Untergewand. Enl.: „Vêtement porté par les deux sexes, à partir de 1200 environ, sur la chemise et sous le surcot.“ — Tobl.-Lomm. „Triumphe“ hg. Kalbfl.-Benas Str. 40, dazu S. 99.

(v. 353) boucletes 'kleine Ösen'. Die kleinen Metallringe, die höchstwahrscheinlich an der 'cotte', am Untergewand, an einem tiefen, bogenförmigen Ausschnitt entlanglaufen. Vgl. die Abb. Quich. S. 335 und das folgende über 'lasset'. Bei Enl. verzeichnet; vgl. auch Tobler-Lomm. 'Schnalle' und v. Wartburg I, 591.

(v. 370) lasset, lacet 'Nestel, Schnürband'. Enl. Quich. S. 335f. spricht von der sog. „pièce“ in der Frauenkleidung der Zeit Karls VII. Er gibt aus einer Hs. des „Triumphe des dames“ Bibl. Nat. 25431 eine Abbildung: „Dame en cotte à sa toilette“. Quich. sagt dazu: „Ici c'est un collier d'étoffe cramoisie, avec un pan par devant qui descend jusqu'au ventre.“ Er bezieht sich damit auf „Triumphe des dames“ Str. 47—51, die hier nach Kalbfleisch-Benas S. 19 angeführt seien.

47

Une pieche fault a madame avoir
De cramoysy, le plus ardent qu'on face.
A la parer n'espargneray avoir,
Et sy ne doit ne sentir ne savoir
Pechié ou vice en quel que lieu ou place.
Affin doncques que nostre abit parface,
Ceste pieché humblement lui presente,
Qui servira a nostre oeuvre presente.

48

La pieche coeuvre le cœur et la fourcelle,
Le biau du corps et les nobles partyes;
L'estomach tient en challeur naturelle,
Par foiz se monstre, par foiz elle se scelle.
La pieche sauve biaucop de maladies;
La pieche pare et laydes et jollyes.
Ce qu'elle vault, je le declareray
Es plus briefs mots que faire le pourray.

49

Chacune pieche, je l'ay appropriëe
A la vertu ou elle peult servir;
Ceste pieche, pour mieulx estre nommée,
Vous soit, madame, ditte: bonne penssée
Qui vous fera les vertus maintenir.
Bonne pensée vous soit en souvenir.
Qui pense bien, il fait les oeuvres bonnes:
Pensser a mal perit femmes et hommes.

50

Comme la pieche ceur et fourcelle coeuvre
Et fait au corps moult de bien et santé,
Bonne penssée entretient et recoeuvre
Le noble ceur en vertus et l'apreuve
Sy dignement qu'il demeure en purté,
Et se treuve de forche conforté.
Le cramoisy grace dieu signifie
Qui les vices estaint et mortifie.

51

Penssons en bien, et tout bien nous viendra,
Et rebouttons penssées inutilles.
Qui mal pensse, le vice le prendra,
Puis vient pechiét qui tout desconfira.
Par les penssées se font oeuvres subtiles.
Entendés, femmes, soit de champs ou de villes:
Par bien pensser on va le train divin,
Et par contraire on tresbuche en declin.

Um die so beschriebene 'pièce' festzuschnüren, dient jener 'lacet', der nun in gleicher Weise von Olivier de la Marche wie von den Str. 47 ff. des Dr. a. behandelt wird. „Destinée (sagt Quich. S. 336) à couvrir l'échancrure de la cotte, elle (d. h. die pièce) était maintenue par le lacet, long cordon de soie que l'on passait dans les œillets percés le long des ourlets de la même échancrure. Ici (mit Bezug auf die beigegebene Abb. gesagt) le lacet est bleu.“

Von der 'pièce' selbst redet der Dr. a. nicht. Er beschränkt sich darauf, von den an ihr angebrachten 'boucletes' zu sprechen. In der Behandlung des 'lasset' aber stimmen beide Gedichte zusammen. Aufser hinsichtlich 'robbe' ist es die einzige ganz enge Berührung, die bis zur Verwendung des gleichen Ausdrucks für einen Kleidungsteil geht, und sie ist wohl, wenn wir an das früher Ausgeführte (Abschn. 1) denken, nicht zufällig. Für Dr. a. Str. 47ff. sind in diesem Zusammenhange „Triumphe" Str. 52—57 (Kalbfleisch-Benas S. 22ff.) zu vergleichen, auf deren Abdruck ich verzichten möchte.

3. Vers- und Strophenbau.

Hinsichtlich der Strophen und Verse des Dr. a. ist folgendes zu bemerken. Das Poem setzt sich aus Achtzeilerstrophen (huitains) zusammen. Von ihnen sind die ersten 52 aus Acht-, die letzte (53.) aus Zehnsilbnern gebildet.

Im Bau der Verse zeigen sich manche Auffälligkeiten, die z. T. die Schuld des Abschreibers sein mögen, worüber sich angesichts der Tatsache, dafs nur eine Hs. vorhanden ist, nichts Genaueres ermitteln läfst.[1] Statt achtsilbiger Verse treten eine Anzahl Siebensilbner auf, ein nur verstümmelt erhaltener Vers zeigt zwei, bzw. drei Silben zu wenig (v. 328), ein anderer (v. 285) hat eine Silbe zuviel. Eigentlich ein Neunsilbner, ist dieser Vers doch als Achtsilbner anzuerkennen, wenn man die Gruppe que c(e) ne als zweisilbig behandelt ansieht, vgl. unten elle, v. 275. Wenn man dem Autor bestimmte Lizenzen zugesteht, von denen unten noch gesprochen wird, vermindert sich die Zahl der zu beanstandenden Verse auf vier. Aufser an diesen vier (es sind: v. 14 [+ 1], 231 [+1], 328 [+2 oder 3], 359 [+1]) nimmt man Anstofs noch an weiteren vier, wofern man in ihnen nicht entgegen aller Tradition, aus Schülerhaftigkeit oder Laune, ähnlich wie etwa in den 400 Jahre späteren Les amours jaunes von Tristan Corbière, zweisilbigen Gebrauch von Diphthongen angewendet sehen will, darunter noch dazu eines schon wieder monophthongisch gewordenen; vgl. v. 68 und 73 (dueil), v. 142 (tient), v. 192 (bien). — V. 169 und v. 171 sind richtig, bei Dreisilbigkeit von aviez und seriez.

Hinzuzunehmen sind aus dem Versbau noch folgende weiteren Tatsachen.

Im allgemeinen wird -e, auch wenn es geschrieben ist (und nicht nur in postvokaler Stellung), vor folgendem Vokal nicht gezählt, vgl. v. 28, 33, 42, 52, 61, 70, 74, 77, 97, 119, 122, 128, 135, 173, 211, 213, 250, 255, 326, 331, 333.

Doch liegen durchaus auch Gegenfälle vor, in denen -e also Hiat bildet, so v. 24, 41, 83, 112, 125, 134, 185, 229, 274, 276, 281, 286,

[1] Es handelt sich so gut wie sicher um eine Abschrift (mit „titres bleus et petites initiales bleues et or", wie der Katalog der Stadtbibl. Tours sagt), mindestens nach dem Originalmanuskript.

324, 325, 390, 398, 421. — Vgl. Entsprechendes im „Triumphe des dames", z. B. Str. 80, 6 oder 116, 5 usw. Dazu A. Tobler, Vom franz. Versbau[5] 1910, S. 65ff.

Es gibt Verse, in denen ein -e elidiert, ein anderes hiatisch behandelt wird: v. 24, 102, 325.

Hinsichtlich bestimmter Wörter und ihrer Verwendung sind folgende ergänzende Feststellungen zu machen. Es werden verwendet:[1] R ediffie (v. 11), R signifie (v. 9), signifie (v. 298) viersilbig; signifie (v. 30) dreisilbig; signifient (v. 296) dreisilbig; aient (v. 280) einsilbig; elle i. a. zweisilbig, doch elle (v. 275) einsilbig; deuement (v. 29) zweisilbig, doch (v. 185) dreisilbig; seurement (v. 172) dreisilbig; R science (v. 127 u. 397) dreisilbig; R discrection (v. 345), R cessassion (v. 347) viersilbig, R variacion (v. 408) fünf-, R interpretacion (v. 406) sechssilbig.

Das Reimschema des Huitain ist das z. B. auch bei Villon übliche, ababbcbc. Daraus folgt, daſs sich entgegen vielen sonstigen Feststellungen in dieser metrischen Hinsicht der Dr. a. dem Miroir as dames an die Seite stellt, während der „Triumphe" den Achtzeiler mit anderer Reimfolge baut.

Es begegnen im Dr. a. einige Verletzungen des Reimschemas. Belanglos sind 86—88 reproche : bouche und 97—99 reprouche : descroche. Dagegen lassen sich v. 63 desraisonne (oder desraisonné?) und v. 336 honnestement nicht ins Reimschema fügen. Am Schlusse der Strophe 18 (v. 141ff.) ist die Reihenfolge cdcd statt bcbc. V. 109—111 meschief : cerf, v. 141—143 secrete : delecte bilden bloſse Assonanz.

Nicht verwunderlich ist das Fehlen des strengen Wechsels zwischen männlichem und weiblichem Reim, der sog. alternance des rimes, die erst von Pierre Fabri 1521, und zunächst nur für den Chant Royal, gefordert wird.

Dem sog. Augenreime zuliebe werden gelegentlich Verbalformen graphisch verändert. Im Reime mit ferrez, soyez werden die Infinitive fourvoyer, signifier zu forvoyez, signifiez (v. 261, 263), parlons zu parlon (im Reime zu don, v. 358—360) umgestaltet. Hierher ist auch v. 79 zu zählen, in dem statt tornez ein tornées grammatikalisch zu erwarten wäre.

4. Der anonyme Verfasser.

Über den Autor des Droit actour des dames Näheres festzustellen, ist schwer. Persönliche Angaben von Belang sind den Versen nicht zu entnehmen. Zu genauen Ergebnissen über seine Heimat und über die Entstehung des Dr. a. scheint der Text sprachlich wenig Handhaben zu bieten.[2] An Olivier de la Marches Verfasserschaft zu

[1] Vorgesetztes R bedeutet, daſs das Wort an der Reimstelle gebraucht ist.

[2] Weder im Reim noch im Versinnern finden sich Züge der Laut- und Formenlehre, wie sie Ewald Goerlich, Der Burgundische Dialekt im

denken (so Gröber im Anschlufs an ältere Auffassung), der dann also ein eigenes Werk später im „Triumphe" ausgebaut hätte, wäre nur Vermutung und noch zu beweisen.

Der Verfasser nennt sich weder ausdrücklich noch im Akrostich versteckt. Man ist geneigt, ihn mit der am Burgunder Hofe betriebenen Poeterei der Rhétoriqueurs in Verbindung zu bringen, doch läfst es sich nur aus bestimmten Gründen vermuten und höchstens indirekt beweisen, soviel ich sehe. Aus dem Hinweise des Dr. a. auf Tulles (Tullius Cicero) und seine Rhetorique (v. 393) oder aus der Nennung der Stadtnamen Angers und Le Mans (v. 381) sind Schlüsse nicht zu ziehen. Hinsichtlich des Entstehungsortes des „Miroir aux dames", den der Verfasser des Dr. a. gekannt haben wird, hat sich der Herausgeber Piaget, soweit mir bekannt ist, nicht ausgesprochen.

Ich neige dazu, sowohl den „Miroir" als auch den Dr. a. mit dem Hofe Philipps des Guten († 1467) bzw. Karls des Kühnen († 1477) in Zusammenhang zu bringen. Nicht nur spricht dafür die überragende Bedeutung der literarischen Betätigung am Hofe von Burgund innerhalb des französischen Schrifttums im 15. Jahrhundert, nicht nur führt Olivier de la Marche, der mit seinem „Triumphe" diese allegorische Modepoesie seinerseits wieder aufgenommen hat, nachweislich dorthin, auch dem Stile nach passen „Miroir" und Dr. a. in diese Umgebung hinein. Zudem ist die Hs. des Dr. a. in Tours anscheinend schon in alter Zeit, da sie noch dem Kloster Marmoutier gehörte, oder noch vorher, mit vier anderen Stücken in einen Band zusammengebunden worden, von denen mindestens eines, die französische Übersetzung einer lateinischen Übertragung des Dialogs zwischen Alexander, Hannibal und Scipio von Lukian-Libanius, den Schlufs auf eine Entstehung im Burgunder Kreise gestattet. 1450 war dieser Dialog Lukians — die Kenntnis Lukians fehlte dem mittelalterlichen Europa, sie ist zuerst 1423 in Italien bezeugt — durch Miélot am Burgunderhofe bekannt geworden.[1]

13. und 14. Jahrhundert, Heilbronn 1889 (d. h. für eine ältere Periode), festgestellt hat. — In wallonisches Gebiet könnte *vo* (v. 391) weisen.

[1] Zu vergleichen hierzu G. Doutrepont, La littérature franç. à la cour des ducs de Bourgogne 1909, S. 141, ferner Perdrizet, Revue d'hist. litt. de la France 1907 und Ph. A. Becker, Neuphil. Mitt. 22 (1922), S. 58 ff. — Wenn auch das Verhältnis dieses Stückes in Tours zu der Miélotschen Übersetzung im einzelnen noch zu klären bleibt — vielleicht ist es mit ihr identisch —, so ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, dafs der ganze Sammelband 758 der Bibl. Tours aus dem Besitze des Hauses Burgund stammt. Über die Zerstreuung der herzoglichen Bibliotheken nach dem Tode Karls des Kühnen hat — nach anderen — zusammenfassend Doutrepont a. a. O. S. XLIXf. gesprochen. Aufser Brüssel befinden sich Genter, Pariser, Liller und Valenciennner Bibliotheken, auch solche Englands, Hollands, Deutschlands, Rufslands, Spaniens und Italiens im Besitze von Bänden aus den ehemaligen herzoglichen Beständen. Ich halte es für möglich, dafs König Ludwig XI., der bekanntlich gern in Plessis-les-Tours residierte, diesen Sammelband (vielleicht zusammen mit anderen) dem Kloster Marmoutier aus dem Burgunder Besitze überwiesen hat. Freilich schweigen die alten Inventare, zumal das von Dom Gérou (von 1754) über

Wenn wir uns dazu entschließen würden, den Dr. a. als aus dem „Triumphe" abgeleitet anzusehen, so müßten wir an eine Entstehung in den 90er Jahren des 15. Jahrhunderts denken, also in einer Zeit, da Karl der Kühne bereits mehr als 13 Jahre tot war. Wir würden dann anzunehmen haben, daß der Verfasser des Dr. a. ähnlich wie Olivier de la Marche nach Karls Tode sich im Dienst oder in der Umgebung „der mit dem Erzherzog Maximilian, dem späteren Kaiser Maximilian vermählten Tochter Marie" (Gröber) befunden hätte.

Die größere Wahrscheinlichkeit freilich besitzt, wie ich glaube, die andere bereits früher formulierte und durch Einzelheiten gestützte Annahme, nach der Olivier de la Marche seinerseits den Dr. a. in einer eigenen Dichtung weiter ausgebaut hat. D. h. wir hätten dann die Entstehung des Dr. a. schon zwischen ca. 1450 und 1488 anzunehmen. Dazu stimmt, daß an den Dr. a. ein Traité moral mit den Schlußworten „Explicit libellus moralis 1468" angebunden ist, ferner die Angabe des Katalogs der Bibl. Mun. in Tours über den Charakter der Schriftzüge auch unserer Hs., die in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts führen.

Es gibt einen Anhaltspunkt, der es nahelegt, die Entstehung unseres Dr. a. noch etwas genauer, nämlich vor dem Jahre 1466 anzusetzen. Ich beziehe mich auf eine Stelle des sicher 1466 entstandenen Doctrinal du temps présent von Pierre Michault. Dort steht in einem der ersten Prosateile (III, Zeile 90ff., in der Ausgabe von Th. Walton, Paris 1931, S. 7) ganz nebenher, in einem Bericht der Rahmenerzählung: „Sy y cuidoie assister aux regens, mais jay esté par le portier reboutee, et m'a osté mon atour qui estoit de Preudommie et ma sainture de Chasteté, et se je n'eusse fuy, ma robe de Charité fust demeuree." Es werden also in diesem am Hofe von Burgund entstandenen Werke atour, sainture und robe mit allegorischer Ausdeutung verwendet, sicherlich wohl eine dem Verfasser unterlaufene Anspielung auf damals beliebte Kleiderallegorien. Die drei ausgewählten Beispiele Michaults passen am ehesten auf den Dr. a.; atour und robe stimmen genau zu den darin genannten Bekleidungsausdrücken, zudem wird robe bei Michault wie im Dr. a. mit charité zusammengebracht. „Sainture de Chasteté" (Michault) steht „tissu =prudence" (Dr. a.) außerordentlich nahe, wie die frühere Erörterung über tissu erkennen läßt. Der ältere „Miroir" läßt sich weniger leicht zum Vergleich heranziehen. Vermutlich ist P. Michault der Dr. a. bekannt gewesen, doch bleiben naturgemäß noch andere Eventualitäten der Erklärung. Immerhin, es spricht eine gewisse Wahrschein-

den Ursprung der Hss. der Abtei. Wir wissen indessen, wie mir Herr Collon liebenswürdigerweise mitteilte, daß Ludwig XI. den Mönchen von Marmoutier gelegentlich Büchergeschenke gemacht hat, insbesondere die Hs. 1047 („Justification de ses droits sur les duché et comté de Bourgogne") und ebenso dem Domkapitel von S.-Gatien zu Tours, z. B. Hs. 984, einen Titus Livius, der dem Cardinal Balue konfisziert worden war. Ich glaube, daß der Sammelband 758 ebenfalls als königliche Gabe nach Marmoutier und später nach Tours gelangt ist.

lichkeit dafür, daſs der Dr. a. vor dem Jahre 1466, also vor dem Doctrinal du temps présent, entstanden ist und damit auch vor jenem früher erwähnten, auf 1468 datierten Stücke, das in der Hs. in Tours mit dem Dr. a. zusammengebunden erscheint.

Sonst läſst sich über den bescheidenen, pedantischen und moralisierenden Poeten und seine Tätigkeit schwerlich Näheres ermitteln.

5. Der Text des Droit actour des dames

(nach der einzigen Hs. Bibl. Municip. Tours, Nr. 758, fol. 42—52).[1]

1 Dames de tres plaisant actour [42 r⁰]
Et de luisante pourtraicture,
Venez toutes de moy entour
Pour entendre ceste escripture,
Delaissez d'orgueil la painture,
Revestez vous d'umilité,
Pour eviter l'orde pointure
D'enfer et de l'orribleté.

2 Venez oyr que signifie
L'abillement que vous portez,
Affin que l'on vous ediffie
Es lieux ou vous vous transportez
En vertus et prosperitez,
Ornées de corps et d'ames,
Car vous devez de tous coustez
Pourchasser honneur, non pas blasmes.

Le bonnet: = honneur

3 Premier, vous portez sur voz testes
Ung hault bonnet carré ou ront,
En demonstrant qu'estes honnestes
Et qu'onneur avez mis amont
Par sur toutes femmes qui sont.
Pour ce gardez la, je vous prie, [42 v⁰]
Car si deshonneur la confont,
Vostre ame en sera marrie.

4 Sur ce bonnet mectez souvent
Blancz couvrechiefz pour vous parer,
Qui plaient et tremblent au vent
Pour vostre honneur mieulx reparer.

---

[1] Der Abdruck gibt die Hs. mit ihren orthographischen und sonstigen Eigenheiten, d. h. auch einigen Fehlern, genau wieder. Nur die Scheidung zwischen u und v, i und j wurde durchgeführt, dgl. Akzentuierung von é. Eine Lücke der Hs. (Versschluſs 328) ist durch . . ., ein Zusatz durch [ ] gekennzeichnet. — Zu den Fragen der Silbenzählung usw. s. die Bemerkungen im Abschnitt 3.

Et pour deuement les comparer,
Blancheur signifie necteté,
Laquelle n'est a separer
De vous, c'est dame Chasteté,

Les espingues: = Souspirs

5 Qu'est annexée avec honneur,
A espingues fort atachée
Qui sont souspirs venans du cueur
Doubtant que l'onneur soit lachée,
Ou que d'une tache tachée
Soit la blancheur du queuvrechief,
Et que l'onneur soit desmarchée
Du bonnet qui tient sur le chief.

6 Si une espingue vous deffault,
Vostre atour pas bien ne sera: [43 r°]
Il sera trop bas ou trop hault
Ou de quelque costé pendra.
Ainsi, dames, vous adviendra,
S'une vertus vous y perdez,
Vostre honneur en bas clinera:
Pour ce toutes y regardez.

La bande: = Dueil

7 Puis, vous portez de veloux noir
Entour du bonnet une bande
En signe que devez douloir
Si en vostre honneur a escande,
Et affin que chascun l'entende
C'est dueil que vous devez avoir
D'obtemperer a la demande
D'ung fol qui vous veult decepvoir.

La doubleure de la bande: = Honte

8 De damas la bande doublez
Affin qu'elle soit plus honneste,
Et de couleur les assemblez,
Autrement seroit deshonneste.
Car si l'une estoit violecte
Et l'autre noire, se seroit [43 v°]
Annexe bien desraisonne
Et de quoy on se mocqueroit.

9 Pour bien cecy aproprier,
Ceste doubleure de damas
Est honte que devez lier
Avec dueil, voyez le cas,

De doubte de crier: Helas!
Que vostre honneur soit separé
De vous par excessis estas
Sans povoir estre reparé.

10 Or avez donc dueil et honte
Pour vostre honneur environner,
De quoy devez tenir grant conte,
Car plus chier sur vous ne tenez.
Vostre atour en entretenez,
Tousjours serez bien atornées
Ne de vent ne serez tornez
Quant d'onneur vous serez ornées.

11 Ne devriez vous avoir honte,
Quant estes si hault atornées,
Se vostre honneur ne surmonte [44 r°]
Par dessus toutes femmes néez?
Soyez de vertus ordonnées,
Craignez tousdiz avoir reproche
Et gardez bien d'estre signées
De deshonneur par malle bouche.

12 Ne fait il beau veoir une dame
Atornée bien proprement,
Ou n'a ne honte ne diffame,
Ne qui ne craint faulx parlement?
Si fait, il n'est rien si plaisant
Ne si honneste en tout le monde,
Ce dit ne soit a nul pesant,
Il est vray ou que l'on me tonde.

13 Aussy se elle a quelque reprouche
Et qu'elle soit mal renommée,
Son bonnet de l'atour descroche
Et est d'ung chacun blaphamée,
Et sera plus fort regardée
Qu'une femme a simple abit,
Et en deshonneur reclamée,
Point ne crains avoir cecy dit.

14 Ensuivez doncques la nature [44 v°]
De ce pur et blanc couvrechief
Qui queuvre vostre pourtraicture
Et orne si bien vostre chief,
Et jamez blasme ne meschief
N'endurerez, je le vous jure,
Ne lyon, ne liepart, ne cerf
Ne vous fera mal ne injure.

Le toret: = Crainte

15 Apres, au devant du visaige,
Ne portez vous pas ung toret?
Ou ung plet? Oÿ, c'est l'usaige,
Cela est pour garder du froit
Ou de doubte qu'il soit retrait
Ou haslé par force de chault,
De linge est ou de veloux fait,
De cela gueres ne me chault.

16 C'est craincte qui vous tient la face
Couverte par bonne ordonnance,
Et veult cy et en toute place
Qu'ayez rassise contenance.
Craignez de faire acointance
A homme, si bien ne savez
Qu'il ait en luy sens et science, [45 r⁰]
Que vostre honneur partout gardez.

17 Quant vostre thoret porterez,
Qui est aproprié a crainte,
Jamez folie ne ferez,
Cecy n'est ne fable ne faincte.
Se vous avez la face taincte
De honte, il vous conviendra,
Soit la dame vierge ou ensaincte,
toujours craincte la gardera.

Le toffet: = Humilité

18 Ung toffet par soubz le bonnet
Portez, lequel on ne voit point,
Qui tient voz cheveulx fort estroet
Et les sarre bien et a point.
C'est humilité la secrete
Qu'onneur tient dans vostre cueur
Qui et ou dame se delecte
Et met hors fierté et rigueur.

19 Humilité la gracieuse
Tous temps vous tiengne compaignie,
La face vous rendra joyeuse,
Cecy j'afferme sur ma vie. [45 v⁰]
Soyez tousjours d'elle garnye,
Vous aurez les autres vertus
Qui de vous ne feront partie,
Tant que l'aurez, ne vous fault plus.

20 Or estes vous bien actornées,
Pour vous trouver en toute place,
Et de beaulx joyaulx bien ornées,
Pour estre d'onneur en la grace.
Suivez tousjours d'elle la trasse,
Ailleurs ne vueillez divertir
Voustre actour laisse et vostre face
Car il vous convient revestir.

21 Si vous n'aviez le corps vestu
De robes faictes proprement,
Tout quant qu'ay dit seroit perdu,
On le veoit assez clerement.
Il vous fault de l'abillement
Tant a jours ovriers comme festes,
Lequel vous tiendrez nectement
Si vous voulez tenir honnestes.

22 Si une robe n'aviez [46 r°]
Par dessus voz autres abitz,
Tout cler est que ne seriez
Bien ne beau, seurement le diz.
Point ne parle comme estourdis,
Maiz si grant robe ne portez,
On se rira de vous tousdiz
Disant que mal vous desportez.

La grant robe: = Charité

23 Ceste grant robe queuvre tout
Et est plus qu'autre proffitable
Et si musse de bout en bout
Ce qu'est dessoubz, ce n'est pas fable,
Et rent la personne agreable
Qui la porte bien proprement.
Qui la pert, froit ou chault l'acable
Et trouver ne s'ose entregent.

24 Pour deuement aproprier,
Ceste robe est Charité,
Vous ne sauriez, sans la porter,
Bien estre, il est verité.
Car comme dit l'auctorité,
Qui n'a charité, il n'a rien, [46 v°]
Si avez vertus a planté,
Sans cecy n'avez nul bien.

25 Car comme vous ne povez estre
Sans la grant robe bonnement,

Aussi n'est il chasteau ne estre
Qui charité soit comparent,
C'est la vertus plus apparent,
Avoir la devez sans cesser,
Car ne plus que de robe au vent
D'elle ne vous povez passer.

26 Puis, ceste grant robe fourrez
De pennes pour avoir chaleur
Ou de veloux vous les doublez
Pour mectre a aise vostre cueur,
Cela est de nostre Sauveur
L'amour, qui vous doit embraser,
Ou charité fait son demeur:
Vueillez la cherir et baiser.

27 Car quant vous aurez charité,
Jamez vostre cueur ne fauldra
De vraye amour estre incité, [47 r°]
A celle tousjours se tiendra,
Par quoy vostre ame en obtiendra
En la fin perdurable gloire,
Maiz a celle mal adviendra,
Qui de ceste amour n'a mesmoire.

Le get: = Bonne renommée.

28 Le get que vous portez par bas
Est la tres bonne renommée
Dont laisser devez tous esbas
Pour estre de son nom nommée.
La dame est bien desraisonnée,
Qui ne quiert en toute maniere
De bon regnom estre signée
Et morir dessoubz sa bannyere.

29 Par ainsy comme vous voyez
La robe que le get fort pare,
Aussy les tres plaisans loyez
De bon regnon tres fort repare
Toute dame et la dispare
De plusieurs hontes et dangiers,
Et d'avec elle separe
Le bruit de ces faulx langagiers. [47 v°]

Le tissu: = Prudence.

30 Pour entretenir vos abitz,
Ung tissu avez pour vous saindre
Qui tout vostre corps tient faitis
Et de quoy vous faictes estraindre.

Saignez vous en fort sans vous faindre,
Ne le delaissez nullement,
C'est prudence que devez paindre
En vous affectueusement.

31 Com le tissu vous environne
Et vous circuist tout entour,
Ainsy prudence vous ordonne
Vous tenir d'onneur en la tour.
Ne faictes sans prudence tour,
Autrement on vous blasmeroit,
Et ne laissez par nul destour
Vostre tissu ou que ce soit.

32 Vostre tissu ne tient il pas
Ensemble vostre abillement?
Si fait ne vous ne faictes pas
Que n'en soyez plus proprement. [48 r°]
Aussy prudence voyrement
Vous tient honnestes en tous lieux,
Et vous fait plaire a toute gent
Ou soient ou jeunes ou vieux.

33 De quatre clous communement
Sont les tissus souvent ferrez
Pour retraindre vostre corps gent,
Affin que plus gresles soyez,
Et qui gardent de forvoyez
Vostre sain quant le clou y est.
Maiz ce qu'il peut signifiez,
On le vous dira sans arrest.

Les quatre clos: = Magnificence

34 Les quatres clos font demonstrance
D'une vertus d'auctorité
Qu'on appelle magnificence,
Qui a sur quatre majesté,
Et en yver et en esté
Norrist quatre belles fillectes,
Et par sa grant subtillité
Les rend coinctes et jolietes.

35 La premiere descend du cueur, [48 v°]
Qui est honneste et habille,
Et fuit tant qu'elle peult deshonneur
Voyre et toute chose ville.
La seconde si est agille
A soy tenir en liberté
Ne d'estre de soy si labille
Que nulz y aient auctorité.

36 La tierce en nul lieu ne ment,
Mais partout se tient veritable
Et veult ou qu'elle soit manent
De nul mal fait estre coulpable.
La quarte, que ce ne seroit fable,
Veult estre doulce en tous faitz,
Ne ne se treuve variable,
Doubtant de porter villain faiz.

37 Or noctez, dames, ces fillectes
Et voz tissus en garnissez,
Et tant ne dictes chançonnectes
Qu'une foiz le jour n'y pencez,
Avant du vostre despencez,
Que vous ne facez acointance
A ses quatre cloux qu'ay passez, [49 r°]
Qui signifient magnificence.

La boucle: = Raison

38 Ceste boucle qui tout comprent
Signifie dame Raison,
Qui le bien et le mal entent,
Et les discerne par saison,
Et aime Dieu et oroison,
Les vertus eslist et retient.
Jamaiz nul ne fait traïson,
Quant Raison son cas entretient.

39 Si doncques vous estes garnies
De raison, comment pourra estre
Qu'en nulles faultes compaigniez
Vostre cas ne soit fait adextre?
Jamez vous ne trouverez maistre
Qui riens vous die du contraire,
Si voir est, vueillez le cognoistre
Et vous pensez soubz elle traire.

L'ardillon: = Contenance

40 Ce petit clou massis qui passe,
Que l'ardillon chascun appelle, [49 v°]
Est continence qui compasse
La dame ou la damoiselle,
Et la met droit en la sentelle
De bien, d'onneur et de liesse,
S'elle n'a tout, son bien chancelle
Et pert de bon renom l'adresse.

41 Soit la dame tant vertueuse
Qu'il se pourra, si n'est ce rien
Si elle n'est fort curieuse
D'estre sobre en tout maintien,
Donne a sa bouche entretien
Qu'elle ne soit glocte ne yvrecte
Ou d'onneur perdra le soustien
Mieulx luy feroit faire . . . .[1]

42 Car comme ce petit clou tient
Robe et tissu abillement,
Aussy continence entretient
Vostre corps et le fait plaisant.
La dame aura ung fez pesant
Qui ne mectra cecy au cueur
Celle qui s'en yvre souvent:
Plus en serez honnestement. [50 r°]

[La cocte: = Discrection]

43 A grant payne vous passeriez
De ceste cocte bonnement.
Plus froit en yver en auriez,
On le voit evidentement,
Et qui plus est, plus proprement
En est vostre corps, se me semble.
Portez la doncques gentement
Et gardez qu'on ne la vous emble.

44 Ayez aussy discrection
En quelle lieu que vous soyez,
Sans en faire cessassion,
Puis de rien ne vous esmoyez,
Car quant ceste vertus aurez,
Homme jamaiz ne vous nuyra,
Ne ja vous n'en larmoyerez
Por rien que dire vous saura.

Les boucletes: = Congregation de vertus

45 Les boucletes dont vous fermez,
Qui sont en tres grant habondance,
Monstrent que sans cesser devez
Acquerir vertus a puissance. [50 v°]
Tout a renc sont par ordonnance
Ces boucletes dont nous parlon.
Aussy, dames, par sequence
Ensuivez des vertus le don.

[1] Verszeile nicht vollendet.

46 Mectez en vous vertus par ordre
S'il se peult faire, je vous pry,
Et nul ne trouvera que mordre
Sur vous, je le promet ainsy.
Vous serez hors de tout soussy
Si voz abitz bien ordonnez.
Si je dy mal, pour Dieu mercy,
Je vous pry que me pardonnez.

Le lasset: = Perseverance

47 Or fault passer par ces boucletes
Ung lacet de forte puissance,
Qui par le corps vous tiegne estroictes,
Mieux vous en serez par semblance.
Ce lasset est perseverance,
Dont tous temps vous devez lasser,
Ayez la sans faillir en ce,
Car point ne la devez laisser.

48 Ne fault il que de jour en jour [51 r⁰]
Vous lassez voz abillemens?
Oÿ, sans faire nul sejour,
Ung chascun peut veoir se je mens.
Soyez vous d'Engiers[1] ou du Mens[1],
Si vous fault il a point lasser,
Et tous les matins sans guesmens
Vous estes a recommencer.

49 Tout ainsy, mes tres chieres dames,
Vous fault tous temps continuer
En vertus et fuyr diffames.
Ad ce devez perseverer,
Car les vertus vous fault garder
Sans les mectre en obliance,
Et vo lasset contregarder
Que j'appelle perseverance.

50 Tulles dit en sa Rethoricque,
En parlant de perseverance,
Que celuy qui en bien s'aplicque
Se doit perseverer en ce.
C'est une vertus de science
Qui vous tient ferme et estable,
Et n'a bien, ne mal, ne grevance [51 v⁰]
Qui le puissent faire muable.

---

[1] = d'Angers ou du Mans.

51 Pour ce, dames, perseverez
Es vertus vertueusement,
Si bien prosperer vous voulez
Et seigneurir honnestement.
Ensuivez vostre abillement
Et son interpretacion,
Et le maintenez nectement
Sans faire variacion.

52 Or estes de corps et de testes
Ornées assez proprement,
Parquoy estre devez honnestes
Pour plaire bien a toute gent.
Reparez en vostre corps gent
De quoy de vertus a puissance,
Et faictes vostre cueur regent
D'onneur et de magnificence.

53 Si rien ay dit qui soit a vous contraire,
Dames plaisans, vueillez moy pardonner,
Car d'entre vous ne vouldroye destraire
Bien ne honneur, maiz vous habandonner [52 r°]
Mon povre corps a vendre ou donner
Qu'avoir de vous dit faulx parler ne blasmes
En ce traicté que j'ay voulu nommer,
Se bon vous est, le Droit actour des dames.

La fin.

WERNER MULERTT.

BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN.

Sprachwissenschaft.

Italienisch.

Gerhard Rohlfs, Etymologisches Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität. Halle, Niemeyer, 1930. XVII + 393 S. 8⁰.

Das vorliegende, schon 1930 erschienene Buch ist erst im März 1935 zur Besprechung dem Referenten zugewiesen worden, der daher am verspäteten Erscheinen dieser Besprechung keine Schuld trägt. Laut Vorwort hat das Werk zunächst die Aufgabe, „die griech. Sprachelemente Unteritaliens, soweit sie in modernen Mundarten fortleben, zu sammeln". Diesem weiten Programme entsprechend, hat R., wie er schon im Vorwort, III sagt, nicht nur die in rom. Mundarten fortlebenden Gräzismen, sondern auch den Wortschatz der unterit. Griechen vorgeführt, nachdem er schon 1926 die „terminologia pastorale dei Greci di Bova", Rlir. 2, 271 ff., also einen interessanten Ausschnitt aus dem Wortschatz der in Bova in Südkalabrien lebenden Griechen, dargelegt hatte. Diese Darstellung des in Unteritalien noch gesprochenen Griechisch zugleich mit den griech. Elementen des Rom. Unteritaliens dient gewiſs der Bekräftigung der bekannten Ansicht von R., daſs die griech. Elemente Unteritaliens nicht auf das byzantinische Griech., sondern auf das alte, in Unteritalien seit dem Altertum vorhandene Griech, zurückgehen, ist aber der praktischen Anordnung des Stoffes abträglich. Die griech. Wörter, die in rom. Mundarten Unteritaliens fortleben, auch aus dem Griech. der griech. Orte Unteritaliens nachzuweisen, ist allerdings sehr nützlich; das Vorkommen auch im Griech. Unteritaliens spricht ja dafür, daſs die betreffenden Wörter seit alter Zeit in Unteritalien gebraucht wurden. Aber neben diesen Wörtern auch diejenigen griech. Wörter anzuführen, die nur im Griech. Unteritaliens vorkommen, ist weniger begreiflich. Jene Wörter interessieren den Romanisten und allenfalls auch den Neogräzisten, diese nur den Gräzisten. Wenn R. schon das nur im Griech., nicht im Rom. Unteritaliens erhaltene Wortmaterial vorführen wollte, hätte er es von den im Rom. Unteritaliens bewahrten griech. Wörtern trennen sollen. Er hätte die Artikel 3, 4, 5, 6, 8, 9, 11, 12, 13, 17, 19, 20 und viele andere, die griech. Wörter nur aus dem Griech. der Terra d'Otranto und dem von Bova und Umgebung oder nur aus dem ersteren oder nur aus dem letzteren anführen, von den anderen Artikeln absondern sollen. Zu diesem Mangel der Anordnung tritt

ein ähnlicher, allerdings geringerer Mangel. R. hat, wie er schon im Vorwort, VIII ankündigt, in sein Buch auch Wörter aufgenommen, „die als Modewörter in der Reichshauptstadt in Aufnahme kamen und durch das Vulgärlatein den rom. Sprachen weitergegeben wurden", solche Wörter aber nur dann, wenn sie „bei beschränkter Verbreitung in den rom. Sprachen gerade in Süditalien besonders lebenskräftig sind, also der Eindruck besteht, daſs diese Wörter hauptsächlich unter dem Einfluſs des griech. Hinterlandes ihre Verbreitung erfahren haben". Aber das Urteil, ob ein rom. Wort griech. Ursprungs nur beschränkte Verbreitung in den rom. Sprachen habe oder nicht und ob es, auch auſserhalb Süditaliens vorkommend, dort besonders lebenskräftig sei, ist begreiflicherweise mehr oder weniger subjektiv. R. verzeichnet z. B. in Nr. 177 als Vertreter des griech. *ἀποθήκη* „Magazin" nicht nur das siz., kalabr., neap., irpin. Wort, sondern auch it. *bottega*, span. *bodega* und frz. *boutique* (für das er, nebenbei bemerkt, da *boutique* erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bezeugt und aus dem Prov. entlehnt ist, besser aprov. *botica* genannt hätte), hätte noch aspan. *abdega*, prt. *adega* „Keller" erwähnen können; er führt in Nr. 449 als Fortsetzer des griech. *γόγγρος* „Meeraal" neben dem siz., kalabr., neap. Worte röm. *dróngo*, *bróngo* (das offenbar *g-g* zu *d-g*, *b-g* dissimiliert hat) und tosk. *góngro*, *gróngo* an und hätte noch nprov. *groun*, *grounch*; aprov., kat. *congre*, span. *congrio*, port. *congro* erwähnen können. Darf man von diesen beiden Stämmen behaupten, daſs sie nur „beschränkte Verbreitung in den rom. Sprachen" haben und daſs sie „in Süditalien besonders lebenskräftig" sind? Sind sie in Mittelitalien, Südfrankreich und auf der iberischen Halbinsel wenig lebenskräftig? Da lat. *apothēca* schon von Cicero und Horaz, *gonger* bez. hyperurbanisiertes *conger* gar schon von Plautus und Terenz gebraucht wurden, so sind die ihnen zugrundeliegenden griech. Wörter sehr früh in das Latein Roms gedrungen, wahrscheinlich von Neapel her, das ja in gewisser Hinsicht zum griech. sprechenden Unteritalien gehörte. Aber aus dieser Gegend sind gewiſs noch viele andere, ja vielleicht die meisten auf volkstümlichem Wege übernommenen griech. Lehnwörter des alten Lateins eingedrungen, darunter viele Wörter, die R. nicht angeführt hat. Wenn man den Begriff „Wörter, die hauptsächlich unter dem Einfluſs des griech. Hinterlandes ihre Verbreitung erfahren haben" in weitem Sinne nimmt, so vermiſst man manche unter diesen Begriff fallende Wörter im Buche von R. Wenn man ihn aber im engen Sinne nimmt und darunter nur Wörter versteht, die aus dem später noch lebenden Griech. Unteritaliens, dem „griech. Hinterlande" in das angrenzende Lat. Rom. übergegangen sind, so hätte R. gemäſs seiner Ankündigung im Vorworte manche Wörter nicht aufnehmen sollen, die er aufgenommen hat. R. hätte sich entweder auf die nur im Rom. Unteritaliens vorkommenden Wörter griech. Ursprungs beschränken oder alle im Latein vorkommenden volkstümlichen griech. Lehnwörter behandeln sollen, statt eine Auswahl nach dem „Eindruck" zu treffen, daſs die betreffenden Wörter hauptsächlich unter dem Einfluſs des griech. Hinterlandes ihre Verbreitung erfahren haben; der Gebrauch des Wortes „Eindruck" zeigt übrigens, daſs sich R. der Subjektivität der Auswahl bewuſst

war. Wenn aber R. auch die früh ins Latein Roms aufgenommenen und weiter verbreiteten griech. Wörter heranzog, hätte er sie von den auf das Rom. Unteritaliens beschränkten griech. Wörter trennen sollen. Dabei hätte das eine und das andere Wort ruhig in beiden Gruppen angeführt werden können; ein griech. Wort konnte ja früh, etwa von Neapel aus, ins Latein Roms und von dort weiterdringen, später aus dem Griech. Südkalabriens oder der Terra d'Otranto in die angrenzenden rom. Mundarten übergehen. Daſs in solchen Fällen die Abgrenzung der auf das lat. Wort griech. Ursprungs zurückgehenden rom. Wörter von den direkt aus dem griech. Worte entstandenen unterit. Dialektwörtern zuweilen „sich schwer ziehen läſst", wie R. in Nr. 1136 von Vertretern des lat. *cophinus* und des griech. *κόφινος* sagt, ist zuzugeben; daſs die Abgrenzung geradezu „nicht möglich ist", wie er in Nr. 1183 von den Fortsetzern des lat. *cȳma* „Kohlsproſs" und des griech. *κῦμα* „junger Schoſs des Kohls" behauptet, trifft in den meisten Fällen nicht zu, da meist eigenartige Lautform oder Bedeutung die jüngeren griech. Lehnwörter von den Fortsetzern des alten lat. Wortes griech. Herkunft scheiden. Zusammenfassend kann man sagen, daſs eine Scheidung der Schichten auch bei den griech. Wörtern des Rom. durchzuführen wäre, wie sie bei den germ. Wörtern des Rom. längst durchgeführt ist. In manchen Artikeln des REW. Meyer-Lübkes wie z. B. dem *apothēca*, wird eine solche Scheidung der Schichten schon vorgenommen.

Bei der Heranziehung der nur in den griech. Orten um Bova und in der Terra d'Otranto gebrauchten Wörter hat R., wie er im Vorworte, VIII/IX ankündigt, nicht nur die lat., sondern sogar auch die arab. Wörter des Griech. dieser Ortschaften angeführt; solche Wörter wird man in einem „Wörterbuch der unterital. Gräzität" kaum zu finden erwarten. Soviel sei über die Anordnung gesagt.

Von dem vorgeführten Stoff, der sehr umfangreich ist, darf man überzeugt sein, daſs er vollständig und zuverlässig ist. Dafür bürgt die wissenschaftliche Persönlichkeit des Verfassers, der seit 1922 mehrere Jahre hindurch zuerst Kalabrien und Südapulien, dann ab 1923 als Explorator des AIS. ganz Unteritalien bereist und, wie er im Vorwort, IV sagt, 34 Monate in festem Kontakt mit der bäuerlichen Bevölkerung Unteritaliens gelebt hat; R. hat sich schon 1926 im Aufsatze „Die Quellen des unterit. Wortschatzes", ZrPh. 46, 135ff. als ausgezeichneter Kenner des gesamten in Unteritalien gebrauchten Wortmaterials erwiesen und erweist sich jetzt als Verfasser des „Dizionario dialettale delle tre Calabrie" als bester Kenner des Kalabr., dér unterit. Mundart, die die meisten griech. Bestandteile enthält. Mit berechtigtem Stolze hebt R. hervor, daſs er viele Irrtümer der Autoren, die vor ihm über das Griech. Unteritaliens berichtet haben, in den Angaben über Form und Bedeutung der Wörter berichtigen konnte und daſs alle im Buche ohne Quelle angeführten Formen von ihm selbst gesammelt worden sind. Diese sind also neues Material, das er beigebracht hat. Auſser den Gattungswörtern hat R. auch Orts- und Flurnamen, sowie Suffixe in dankenswerter Weise herangezogen. Mit welcher Sorgfalt er die Bedeutung der Wörter festgestellt hat, kann

seine Angabe im Vorwort, XI zeigen, daſs er von manchen anderswo nicht oder nur wenig bekannten Pflanzen Unteritaliens, deren volkstümliche Namen er kannte, Proben nach Hause mitnahm und durch Fachmänner botanisch bestimmen lieſs, so die genaue Bedeutung dieser volkstümlichen Pflanzennamen feststellte. Auch die Angaben von R. über die Lautform der behandelten Wörter sind genau. Nach einer gewiſs berechtigten Klage über ungenaue oder gar zweideutige Wiedergabe der mundartlichen Laute durch die einheimischen Verfasser südit. Dialektwörterbücher gibt R. im Vorwort, XIII sein eigenes Transskriptionssystem. In diesem scheinen mir *ç* für den Ich-Laut und *ł* für das palatale *l* wenig glücklich, weil sie für Romanisten sonst ganz andere Laute bezeichnen, *ç* im Afrz. und Aspan. das *ts*, *ł* das „dicke" *l*, die Vorstufe des *u*, dieses noch im Jahre 1934 bei Meyer-Lübke, Hist. Gr. der frz. Spr., 4./5. Aufl., 1, 137 oben und bei demselben, Leipziger Sb. 86, 2, 64 Mitte in einer eigenen Abhandlung über die „Schicksale des lat. *l* im Rom.". Der Gebrauch des Zeichens *ç* für den Ich-Laut ist überhaupt schwer verständlich; *ł* für das palatale *l* ist eine unpassende Umgestaltung des z. B. von W. von Wartburg, Evolution et structure de la langue française, 52 unten für palatales *l* gebrauchten Zeichens *ł*, das von *ñ*, einer Bezeichnung des palatalen *n*, ˜ auf *l* übertragen hat. Da R. den Ach-Laut mit χ bezeichnet, hätte er den verwandten Ich-Laut mit χ' wiedergeben können, die Palatalität, wie man sonst tut, durch nachgesetztes ′ bezeichnend; für palatales *l* hätte er wie andere *l′* schreiben können. Jedenfalls hat R. die Lautform und die Bedeutung der behandelten Wörter genau bestimmt und angegeben.

Im Vorwort betont R. noch mit Recht, daſs die von ihm gesammelten, teils noch im Griech. Unteritaliens gebrauchten, teils nur im Rom. dieses Gebietes erhaltenen griech. Wörter auch manches altgriech. Wort aufhellen, etwa eine interessante mundartliche Form desselben darbieten oder eine bisher unsichere Bedeutung sichern. Zur richtigen Beurteilung der griech. Wörter haben ihm Hatzidakis und Koukoules ungedruckte Materialien des historischen Wörterbuchs der griech. Sprache zur Verfügung gestellt.

Dem Vorworte folgt ein Verzeichnis von mehr als 400 Orten Unteritaliens, aus denen R. Wortformen anführt; man sieht, wie umfangreich und genau seine Information ist. Zur Orientierung über die Lage der behandelten Ortschaften hat R. seinem Buche am Schluſs Karten Unteritaliens, Südkalabriens und der Terra d'Otranto beigegeben; die beiden letzteren Gebiete sind ja die von griech. Einfluſs am stärksten betroffenen. Es folgt eine Liste der abgekürzt angeführten Werke; sie verzeichnet alle Wörterbücher unterit. Mundarten einerseits, viele Wörterbücher und grammatische Darstellungen neugriech. Mundarten andererseits. Ein folgendes Kapitel gibt die Wiedergabe und die Weiterentwicklung der einzelnen griech. Laute im Rom. Unteritaliens an. Es folgt das eigentliche Wörterbuch, das den Hauptteil des ganzen Buches ausmacht.

Das Wörterbuch gibt in über 2500 Nummern in alphabetischer Ordnung jeweils das griech. Grundwort, meist in altgriech. Form, dann dessen Vertreter in den jetzigen griech. Mundarten Unteritaliens, dann, wenn sie

vorhanden sind, die Vertreter in den rom. Mundarten Unteritaliens, allenfalls auch Mittelitaliens, an. Dem eigentlichen Wörterbuche schließt sich ein Verzeichnis von über 200 teils griech., teils rom. Wörtern Unteritaliens an, die wie R. 289 sagt, „nach Verbreitungsgebiet, Lautgestalt und sachlichen Gesichtspunkten zu schließen, wohl griech. Ursprungs sein könnten, deren Herkunft aber nicht aufgeklärt werden konnte". Diese Wörter unbekannter Herkunft sind in die Sachgruppen „Geländeterminologie, Landwirtschaft und Viehzucht, Fauna, Fische und Fischerei — gehören die Fische nicht zur Fauna? —, Flora, Mensch und Krankheiten, Haus, Küche und Speisen, Verschiedenes" geordnet; die Schlußrubrik „Verschiedenes" scheint bei Anordnung in Sachgruppen unvermeidlich zu sein. Der Entschluß von R., „diese Wörter der Forschung nicht verloren gehen zu lassen", ist nur zu begrüßen; manche dieser Wörter werden gewiß noch von R. selbst, manche von anderen trefflichen Kennern des Südrom. — ich denke da besonders an M. L. Wagner — aufgehellt werden. Manche dieser Wörter werden sich wohl als nicht griech. erweisen.

Ein von einem Schüler von R. angelegter Wortindex beschließt das Buch. Auch dieser Index wirft leider wie das Wörterbuch die Wörter des Rom. Unteritaliens und die des Griech. dieses Gebiets zusammen und gibt auch die neugriech. Wörter in lat. Schrift, so daß sie nicht einmal durch die Schrift von den rom. Wörtern unterschieden sind; gegen 10 000 Wörter enthaltend, erweist dieses Verzeichnis den gewaltigen Umfang des von R. verarbeiteten Materials. Es werden dann die behandelten alt- und neugriech. Wörter, die keine Stichwörter von Artikeln und keine Wörter des in Unteritalien noch gesprochenen Griech. sind, verzeichnet, weiters die besprochenen lat., meist vlat., und die rom. Wörter außerhalb des It., endlich die im Buche erwähnten germ., semit., slav., alban. Wörter. Ein Verzeichnis der besprochenen Ortsnamen beschließt die reichen Indices, die die Benützung des Buches sehr erleichtern.

Wenn man von dem schon hervorgehobenen Mangel der Scheidung der drei Gruppen „Wörter des Griech. Unteritaliens, griech. Wörter des Rom. Unteritaliens, griech. Wörter des Rom. außerhalb Unteritaliens" absieht, kann man sagen, daß das hier behandelte gewaltige Wortmaterial wohl geordnet und in jeder Weise der Benützung bequem zugänglich gemacht ist.

Aber das Buch, das sich ja „etym. Wörterbuch" nennt, beabsichtigt nicht nur, wie im Vorwort gesagt wird, die griech. Sprachelemente Unteritaliens zu sammeln, sondern auch sie, „soweit es heute möglich ist, etymologisch zu erklären." Auch diese zweite Aufgabe seines Buches hat R. fast durchaus erfüllt. Er hat den alt- und den neugriech. Wortschatz systematisch zur Erklärung verwertet und in dieser fast alles geleistet, was geleistet werden konnte. Die etymologische Erklärung der Wörter des noch in Unteritalien gesprochenen Griech. war meist leicht und ein Kapitel für sich; daß *agapó, gapó* „ich liebe" des Griech. der Terra d'Otranto, *gapáo* dass. des Griech. Bovas von altgriech. ἀγαπάω dass. herkommt, ist selbstverständlich. Auch die Erklärung vieler rom. Wörter Unteritaliens aus dem Griech. war leicht zu finden und ist, einmal vorgetragen, evident. Das

griech. Etymon vieler anderer rom. Wörter mufste erst mühsam gesucht werden und ist von R. mit Glück gefunden worden. Die meisten seiner etym. Erklärungen sind evident oder wahrscheinlich; nur wenige sind wohl irrig.

Zusammenfassend kann man sagen: R. hat die grofse Masse der Wörter Unteritaliens, für die griech. Herkunft sicher oder doch wahrscheinlich ist, vollständig und gut geordnet vorgeführt und fast durchaus richtig erklärt. Das Buch von R. ist vortrefflich.

Nunmehr seien noch einige Ergänzungen und Berichtigungen zu einzelnen Nummern des eigentlichen Wörterbuches gegeben. Nach Nr. 16 gehen siz. *añúni*, regg. *angjuni* ,,Ecke", kors. *añóne* ,,Hausecke" zurück ,,auf ein *anglonus*, das als Kreuzung von *ἀγκών* und *angulus* aufzufassen ist und u. a. in den Urkunden von Bari belegt ist"; R. zitiert dazu Schuchardt, ZrPh. 41, 258. Aber *anglonus* ist gegenüber den rom. Formen, die auf *-e*, *-i* ausgehen, falsche Latinisierung, ein nach *angulus* gebildeter Sing. zu *angloni*, der Latinisierung eines einst in Bari gebrauchten **agnoni* ,,Ecken"; die rom. Formen gehen, wie Schuchardt a. a. O. gesagt hat, auf ein **angulōne* zurück, das aus lat. *angulus*, *-um* + lat. *ancōn*, *-ōne* entstanden war. Der Akk. *ancōnem* ist neben *ancōna* bezeugt (Thes. 2, 29, 53). Das Vorkommen von **angulōne* auf Korsika spricht dafür, dafs lat. *angulus* nicht mit dem griech. Wort, sondern mit dem daraus entstandenen lat. gekreuzt wurde.

Nach Nr. 117 wurde *ἀμύγδαλον* ,,in der Form **ἀμύνδαλα* (belegt Cgloss. III, 316, 14) früh von der lat. Bevölkerung Unteritaliens aufgenommen: kalabr. *méndula*, *miéndula*, *miennula*, siz. *ménnula*, salent. *améndula*, tarent. *amenola*, neap. *ammennola*"; auch im Diz. dial. delle tre Calabrie führt R. kalabr. *miénnula* und dessen Nebenformen auf ein griech. *ἀμύνδαλα* für *ἀμύγδαλα* zurück. Aber ngriech. *amíddalo* ,,Mandel" in Bova, *amíddala* dass. in der Terra d'Otranto, die R. anführt, zeigen, dafs griech. *ἀμύγδαλον* und sein Pl. *ἀμύγδαλα* in Unteritalien ihr *gd* in *dd*, nicht in *nd* wandelten; das neben *amíddala* im Griech. der Terra d'O. gebrauchte *améndula* bezeichnet R. selbst als entlehnt von salent., d. i. im Rom. der Terra d'O. gebrauchten *améndula*. Im Griech. Unteritaliens bestand ein **ἀμύνδαλα* nicht. Es ist auch nicht, wie R. ungenau sagt, in Cgloss. III, 316, 14 belegt; dort, in der Glosse *ἀμύγδαλα amyndala* steht vielmehr vlat. *amyndala*, das über **amindula* die von R. angeführten Formen ergab. *Amyndala* entstand im Latein, nicht im Griech. durch Dissimilation von *l—l* zu *n-l* (vgl. *cuntellum* App. Probi 16 aus *cultellum*) aus **amyldala* und dieses aus *amygdala* durch den bekannten Wandel von *gd* zu *ld*. Nebenbei bemerkt, ist es merkwürdig, dafs R. die Form **ἀμύνδαλα* mit dem Sternchen versieht und sie unmittelbar darauf als belegt bezeichnet.

In Nr. 165 erwähnt R. das eine Apfelsorte bezeichnende tosk. *appiòla*, *appia* und fährt fort: ,,auszugehen ist sicher von den bei Plinius (Nat. 15, 19) erwähnten *mala Appiana*, die wohl nach einem Appius ihren Namen tragen". Hier ist das Wörtchen ,,wohl" zu tilgen. Die Benennung der *māla Appiāna* nach einem Appius ist sicher und wird von Plinius a. a. O. mit den die Apfelsorte *māla Scandiāna* betreffenden Worten bezeugt: *cotoneo insito*

ab Appio e Claudia gente Appiana sunt cognominata; darnach erwähnte Olck, P.—W. 1, 2706, 32 im Artikel „Apfel" mit Sicherheit „die nach einem Appius Claudius benannte Sorte, welcher das Scandianum auf Quitten pfropfte". Die Ansicht von Maccarone, ZrPh. 44, 50 unten und 51 Anm. 1, daſs atosk. *appia* aus griech. *ἄπιον* „Birne" über ein vlat. **apium*, **appium*, Pl. **appia* entstanden sei und daſs Plinius den Namen der Apfelsorte irrtümlicherweise für abgeleitet vom Namen Appius gehalten habe, ist unrichtig, weil atosk. *appia* wegen seiner Bedeutung nicht aus griech. *ἄπιον* „Birne" entstanden ist, wie R. richtig sagt, und weil dabei der Ausgang *-ānum* des aus dem Altertum allein überlieferten *mālum Appiānum* unerklärt bleibt; eine ursprüngliche Benennung *malum *Appium*, die Maccarone annimmt, hätte Plinius auch bei Herleitung von Personennamen *Appius* belassen und belassen können, da die nach dem Zensor Appius Claudius benannte Straſse und Wasserleitung *via Appia* und *aqua Appia* hieſsen. Man hat kein Recht, der begrifflich unwahrscheinlichen Herleitung des atosk. *appia* von griech. *ἄπιον* zuliebe an der bestimmten Angabe des Plinius zu zweifeln. Die *māla Appiāna* trugen also sicher ihren Namen nach einem Appius. Wenn *mālum Appiānum*, nicht *mālum *Appium* die ursprüngliche Benennung war, bleibt das formale Verhältnis des atosk. *appia*, ntosk. *appiuola*, *appiòla* zu lat. *māla Appiāna* aufzuklären. Meyer-Lübke 546b meint, daſs „*ano* durch *-iuolo* ersetzt wurde", hält also von den beiden tosk. Formen *appiuola* für älter, *appia* offenbar für eine Rückbildung daraus; aber ein Ersatz des lebendigen Suffixes *-ana* durch ein anderes Suffix ist, wie Meyer-Lübke selbst sagt, „auffällig". Da *appiuola* leicht zu *appia* gebildet werden konnte, so war eher *appia* die ältere der beiden tosk. Formen, *appiuola* eine Ableitung davon; atosk. *mela appia* Tom.-Bell. 1, 522b Mitte, setzte dann ein vlat. *māla *Appia* fort. Dieses aber war nicht der ursprüngliche lat. Ausdruck, wurde vielmehr erst im späteren Volkslatein Mittelitaliens statt *māla Appiāna* nach *via Appia*, *aqua Appia* gesagt; diese beiden dort viel gebrauchten Ausdrücke legten es nahe, den Begriff „nach Appius benannt" durch das Adjektiv *Appius* statt durch *Appiānus* auszudrücken.

In Nr. 331 führt R. wie schon in Rlir. 4, 173 oben, ngriech. *ta vinaka* „vinaccia" Bovas über ein noch vor dem 5. Jahrhundert aus dem Latein entlehntes spätgriech. **βίναϰον* „Weintrester" auf ein lat. **vīnācum* zurück, das für *vīnāceum* eingetreten sei; da das griech. Wort und lat. *vīnācea* „Weintrester" im Pl. gebraucht werden, läge genauer ein Ersatz von *vīnācea* durch **vīnāca* im Volkslatein Unteritaliens vor. Er ist aber unwahrscheinlich, da *vinācia* nach siz. *vinazza* (Traina), kalabr. *vināzi* in Reggio (Malagoli, Agi. 17, 57 Mitte), *vinazza* in Marcellinara (Scerbo), *vinazzu* in Cosenza (Gentili), in Sizilien und Kalabrien geblieben ist; solange R. nicht aus dem Rom. dieser Gegenden irgendwelche auf **vīnāca* zurückweisende Formen beigebracht hat, bleibt ein Ersatz von *vīnācea* durch **vīnāca* im Volkslatein dieser Gegenden unwahrscheinlich. Vielleicht ergab *vīnācia* bez. *vīnāća*, vor der griech. Palatalisierung des *k* vor hellen Vokalen ins Griech. übernommen, Bovas *vinaka* durch Substitution des griech. *k* für das dem Griech. damals noch fehlende *k'*.

Nach Nr. 336 geht griech. *flastimdo* „bestemmio" Bovas „auf ein analogisch (durch *aestimare*?) beeinflußtes *βλαστημέω* zurück, das den meisten rom. Fortsetzungen von *blasphemare* zugrundeliegt, aber auch durch ngriech. *βλαστημέω* „bestemmiare" bezeugt ist". So R. In dieser Äußerung sind zwei Ansichten vermischt, die ältere, von ML. 1155 in der 1. Auflage vertretene, daß die rom. Formen auf ein aus lat. *blasphēmāre* + lat. *aestimāre* entstandenes lat. **blastimāre* zurückgehen, und die jüngere, von Meyer-Lübke in der 3. Auflage vorgetragene Ansicht, daß den rom. Formen ein **blastimāre* aus der Vorstufe des ngriech. *βλαστημεῖν* zugrundeliege, das im Griech. aus *βλασφημεῖν* durch Dissimilation (von *b—ph* zu *b—t*) entstanden war. Schon Wartburg 1, 403b oben, vertrat die neuere, m. E. richtige Ansicht, daß die Form mit *t* durch Dissimilation der labialen Konsonanten entstanden sei, verlegte aber diese Dissimilation ins Latein. Da aber die Form mit *t* schon im Griech. vorkommt und das Wort dieser Sprache ursprünglich angehörte, wird man die Dissimilation mit Meyer-Lübke schon für das Griech. annehmen; die Ansicht, daß zuerst griech. *βλασφημεῖν* lat. *blasphēmāre* ergeben habe, dieses im Latein durch Dissimilation zu *blastēmāre* geworden sei, diese Form dann wieder ins Griech. übergegangen sei und ngriech. *βλαστημεῖν* ergeben habe, wäre unnötig kompliziert. Nur ist, da *blastēmāre* in einer Inschrift aus Gallien bezeugt ist (Wartburg a. a. O.), mit Wartburg lat. *blastēmāre* zugrundezulegen, nicht mit Meyer-Lübke **blastimāre*. Die Entwicklung war somit wahrscheinlich folgende. Nachdem griech. *βλασφημεῖν blasphēmāre* des Kirchenlateins ergeben hatte, wurde *βλασφημέω* im vulgären Griech. durch Dissimilation zu *βλαστημέω*, das durch ngriech. *βλαστημέω*, Bovas *flastimdo* bezeugt ist, und vulgär griech. *βλαστημεῖν* ergab vulgär lat. *blastēmāre*. R. vermutet einerseits den Einfluß von *aestimāre*, der doch nur im Latein hätte einwirken können, legt andererseits den rom. Formen griech. *βλαστημεῖν* zugrunde, und vermischt so zwei einander widersprechende Ansichten.

Nach Nr. 373 gehören Catanzaros, Cosenzas *vóttsa* „Wasserkrug", salent. *vóttsa* „Tongefäß für Wein" nicht zu *buttis* „Faß", sondern „eher" zu dem rom. Stamm **bottia* „Beule, runde Masse". Dies ist begrifflich unwahrscheinlich; man wird die südit. Wörter doch zu **buttia* „Faß" stellen, zu dem Meyer-Lübke, 1425 ja auch grödn. *bòtsa*, it. *bòccia* „Flasche" gestellt hat, obwohl diese Wörter von **buttia* im Vokal ebenso abweichen wie kalabr. *vottsa*.

In Nr. 418 trägt R. die Herleitung des vlat. *gallēta* „Eimer" Cgloss. 5, 546, 48 von griech. *γαυλίδα* als neue Ansicht vor und nennt weder Settegast, RF. 1, 246, noch mich, ZrPh. 38, 690, die wir lange vorher diese Erklärung von *gallēta* gegeben haben. Neu ist bei R. nur die Erklärung von *gal-* statt *gaul-* durch Anpassung von *γαυλίδα* an *γάλα*, die freilich trotz R. durch nkret. *γαλαῦτα* „Tongefäß zum Abrahmen der Milch" nicht erwiesen wird; eine solche, schon im Griech. eingetretene Anpassung bleibt unwahrscheinlich, solange nicht ein griech. **γαλίς*, **γαλίδα* beigebracht wird. Noch jetzt ist mir die seiner Zeit von mir angenommene Anpassung von **gaullēta* an lat. *galeola* „helmartig vertieftes Geschirr" im Latein wahrscheinlicher, zumal da dessen Grundwort *galea* nunmehr im Thes. 6, 1673, 56ff.

in der Bedeutung „Gefäſs" belegt ist. Meine neuere Herleitung des spätlat. *gallēta* von diesem *galea* in ZrPh. 51, 481 unten (Jahrgang 1931) konnte R. noch nicht kennen.

In Nr. 481 sagt R., daſs „kalabr. *yittsu*" gheppio" der Provinz Reggio, siz. *yittsu* dass. in Giarratana, *ittsu* in Modica, Bari's *gitts* dass., Canosa's *yietts* „Art Adler", tosk. *gheppio* „Turmfalke" einer Grundlage *gypium* aus **γύπιον* (vgl. agriech. *αἰγυπιός* „Geier") zu entsprechen scheinen; doch sollte man dann", fährt er fort, „im Süden *yičču* und nicht *yittsu* erwarten. Meyer-Lübke REW. 235 stellt die südit. Formen zu *aegyptius* „schwärzlich" und trennt sie damit von ital. *gheppio*, was noch weniger befriedigt". Nun ist die von Meyer-Lübke vorgenommene etymologische Trennung der südit. Wörter für „Turmfalke" und des tosk. *gheppio* dass. bei ihren ähnlichen Grundformen und gleichen Bedeutungen gewiſs unwahrscheinlich. Aber die von R. versuchte Herleitung der südit. Wörter von **gypius* aus griech. *αἰγυπιός* ist wegen der lautlichen Schwierigkeit ebenso unwahrscheinlich; auſserdem wird die Zurückführung der südit. Wörter für „Turmfalke" auf *aegyptium* durch Meyer-Lübke bestens gestützt durch die Herkunft des trient. *gots* „Geier" von *aeguptium*, der in Cgloss. 2, 11, 54 bezeugten Nebenform von *aegyptium*. Zum Glück kann man sowohl die lautliche Schwierigkeit, der R. begegnet, als auch die wortgeschichtliche Unwahrscheinlichkeit, die Meyer-Lübkes Ansicht anhaftet, vermeiden und die südit. Wörter von dem ihnen lautlich genügenden *aegyptium* herleiten, ohne sie von tosk. *gheppio* aus **aegypium* zu trennen. Man braucht nur anzunehmen, daſs lat. **aegypium* „Geier" griech. Ursprungs, das tosk. *gheppio* ergab, in Süditalien wegen der bräunlich roten Färbung der Oberseite der Turmfalken auf *aegyptium* „bräunlich" (vgl. wegen dieser Bedeutung *aeguptium φαιόν*, d. i. „bräunlich" Cgloss. 2, 11, 54) umgedeutet wurde und hat die unmittelbaren Grundformen **aegypium* und *aegyptium* von tosk. *ghéppio* und kalabr. *yittsu* vereinigt. *Gheppio* zeigt, nebenbei bemerkt, Dissimilation von *ǵ* gegen *pj* zu gutturalem *g*.

In Nr. 619 erklärt R. griech. *lafinì* „rötlich graue (Ziege)" in Bova und kalabr. *láfina* „rötlich-schwarze" in Stilo und dessen Verwandte einfach als „Ableitung" von griech. *ἔλαφος* „Hirsch", dem Stichwort, und bezeichnet die Herleitung jener Wörter von *λάγινος* „hasenfarbig" als „lautlich bedenklich"; in Nr. 1209 legt er den angeführten Farbbezeichnungen doch *λάγινος* „hasenfarbig" allerdings mit der Bemerkung, daſs es „lautlich nicht recht paſst", zugrunde und fährt fort: „unbedenklich scheint dagegen ein **ἐλαφινός* „hirschfarben"; s. Nr. 619". Die beiden Nummern 619 und 1207 hätten bei der Schluſsredaktion in éinen Artikel vereinigt werden sollen.

In Nr. 650 führt R. siz. *ítria*, *íntria*, kalabr. *nídria*, *nítria*, *ítria*, *lítria*, *lítra*, nordapul. *lítrie*, *lítre*, *nítre*, *yítra* der Provinz Foggia und abruzz. *itr* „Fischotter" auf griech. *ἔνυδρις* dass. zurück. Er hätte erwähnen sollen, daſs die südit. Formen auf *ἐνύδρια*, den Akk. des von Herodot *ἔνυδρις*, *ἐνύδριος* flektierten Wortes zurückgehen; Meyer-Lübke 5187, 2 setzt geradezu ein vlat. **enitria* an, das das dem Latein fehlende *dr* durch *tr* ersetzt hätte. Zu **enitria* stimmen ja auch alle südit. Formen auſser dem zu Sambiase in der Provinz Catanzaro gebrauchten *nídria*.

In Nr. 851 führt R. südit. Vertreter des lat. *caccabus* vom sit. *caccavu* bis zum röm. *càccamo* direkt auf griech. *κάκκαβος* zurück und bemerkt dann: „das Wort wurde schon ins Latein als *caccabus* aufgenommen, blieb aber doch wohl, wie die Wortdomäne zeigt, im wesentlichen auf die Volkssprache Süditaliens beschränkt". Diese Ansicht wird durch kors. *càccavu*, astur. *càcabu*, span. *cacho*, port. *caco* „Scherbe", ahd. *chachala* „irdener Topf", die Meyer-Lübke, 1445 als Vertreter von *caccabus* anführt, doch wohl widerlegt.

In Nr. 963 am Schluſs erwähnt R. siz. *cazza* „Schöpflöffel", it. *cazzuola* „Maurerkelle", rät. *kats* „Molkenlöffel", sagt, daſs sie arab. Ursprunges zu sein scheinen, und fügt hinzu: „Ableitung dieser Wörter von griech. *κύαθος* (REW. 2434) kommt aus lautlichen Gründen nicht in Frage". Herkunft der angeführten rom. Wörter bez. ihrer unmittelbaren Vorstufe, des vlat. *cattia* *ζωμάρυστρον* (d. i. „Kochlöffel") Cgloss. 2, 521, 54 von *κύαθος* ist allerdings lautlich nicht möglich, wohl aber Herkunft von dessen Diminutiv, dem bezeugten *κυάθιον* „kleiner Becher"; **cyathia*, gesprochenes **ciattia* konnte durch Schwund des ersten halbkonsonantischen *i* in Dissimilation zum zweiten leicht zu *cattia* werden. Die von Luchsinger, Das Molkereigerät, 42 für rät. *kats* vermutete, von Steiger bei Rohlfs, Rlir. 2, 287 Anm. 3 gebilligte und von R. in diesem Buche angedeutete Herleitung der angeführten rom. Wörter von arab. *qaṣʿa* „seau en bois, jatte en bois" Dozy, Supplément 2, 359a unten ist jedenfalls von Steiger, Contribución für siz. *cazza* nicht vorgetragen worden, obwohl Steiger die arab. Lehnwörter des Siz. systematisch vorführt.

In Nr. 1183 führt R. als neuere Vertreter des lat. *cyma* „Kohlkeim" neben frz. *cime* und span. *cima* auch nhd. *Keim* an; aber dieses Wort bez. ahd. *kīmo* und alts. *kīmo* sind wegen des alts. *kīn*, mndd. *kīne*; ahd. *kīdi*, alts. *kīð*, ags. *cīþ* dass., die ein *n*- bez. ein *þ*-Suffix zeigen, zweifellos echt germ. Ableitungen des in got. *uskijans* „hervorgekeimt" erscheinenden germ. Stammes *kī*- und haben mit lat. *cyma* nichts zu tun. Man soll über kein deutsches Wort etwas behaupten, ohne Kluge eingesehen zu haben.

In Nr. 1250 führt R. kalabr. *libìči*, *limbìči*, *libbìče*, *limbìče*, salent. *labbìči*, it. *libeccio* „Südwestwind" auf griech. *λιβυκός* „lybisch" bez. *λιβύκιον* zurück, fügt kat. *llebeig*, span. *lebeche*, aprov. *labech* hinzu und fährt fort: „nicht direkt zu *λίψ* „Westsüdwestwind" (REW. 5016), das allerdings auf die Bedeutungentwicklung von Einfluſs gewesen sein kann". R. zitiert die bei Abfassung seines Buches ja allein vorliegende 1. bis 2. Auflage des REW. Meyer-Lübkes, der in diesem Punkte übrigens nur Diez 193 oben folgte, verschweigt aber die Bemerkung, die Meyer-Lübke damals am Schluſs des Artikels machte und die lautete: die Form ist nicht verständlich; wahrscheinlich liegt arab. Vermittlung vor. Tatsächlich konnte selbst it. *libeccio*, von dem nach Diez die anderen rom. Formen entlehnt wären, aus *libs* bez. einem davon abgeleiteten **libicium* wegen des bewahrten intervokalen *b* nicht entstehen; die anderen rom. Formen aber haben einen bei lat.-rom. Wörtern angewöhnlichen Ausgang. Mit gutem Grunde vermutete Meyer-Lübke arab. Vermittlung. Tatsächlich hatte schon im Jahre 1890 Baist, RF. 4, 396 span. *lebeche*, kat. *llebeig*, aprov. *labech*, it. *libeccio* auf ein

arab. *lebeš, libiš* Dozy, Supplément 2, 510a und dieses auf lat. *libs* zurückgeführt; 1921 hat dann Meyer-Lübke, RFE. 8, 241 oben, span.-arab. *lebaž, labaž* „lebeche, viento-sudoeste", das über **lebeš* aus griech. *λίψ* entstanden sei, und die mit *lebaž, labaž* „zusammenhängenden rom. Formen" it. *libeccio*, kat. *llebeig*, span. *lebeche* verzeichnet. Jetzt führt Meyer-Lübke in der 3. Auflage seines REW. 4959a unter Hinweis auf seine Bemerkung in der RFE. mit Lokotsch, 1313 das kat. und das span. Wort auf arab. *lebek*, lies *lebeǧ* zurück; Steiger, Contribución 194 oben, begnügt sich, span. *lebeche* von arab. *labaž* = *labách* „viento entre poniente e abrego" P. de Alcalá 429a 25, marrok. *lbâš* herzuleiten. Kurz, kat. *llebeig*, span. *lebeche* stammen von span.-arab. *lebēž*, das bei Pedro de Alcalá in der umgekehrten Schreibung *labách* erscheint, und über vorhandenes *lebeš* aus griech. *λίψ* oder lat. *libs* hervorgegangen, jedenfalls kein echt arab. Wort war. It. *libeccio* stammt von kat. *llebeig* (Meyer-Lübke), ebenso aprov. *labech*. Griech. *λίψ* „Südwestwind" wurde zwar „von den Alten fast immer von *Λιβύη, Λίβυς* abgeleitet" (Rehm, P.-W.-Kr. 25, 141 unten); aber „die Verbindung mit *Λίβυς* kann alte Volksetymologie sein" (Rehm a. a. O.). Dies war sie auch. Denn *λίψ* kann mit *Λίβυς* „libysch" wegen der abweichenden Form nicht identisch sein, war vielmehr ein mit *λείβειν* „träufeln, fließen lassen" zusammenhängendes Gattungswort (Boisacq, 564 Mitte). *λίψ* bezeichnete ja schon bei Herodot und Aristoteles einen typisch feuchten Wind und bei Theophrast wird dessen Wehen um die Tag- und Nachtgleiche als Vorbote von Regen erklärt (Rehm a. a. O. 142, 8 ff.). Wie Georges, der im Wörterbuch *libs* „Westsüdwestwind" unter *Libya* verzeichnet, von der Volksetymologie der Alten beeinflußt, hat R. it. *libeccio* auf griech. *λιβυκός* „libysch" bez. ein angenommenes *λιβύκιον* zurückgeführt und von *λίψ*, auf das *libeccio* indirekt zurückgeht, getrennt, dabei von arab. Vermittlung nichts gesagt, obwohl diese schon 1890 bez. 1921 von Baist bez. Meyer-Lübke angegeben worden war.

In Nr. 1543 führt R. Reggios *urdiñu*, siz. *ardiñu* „Reihe von Weinreben" — wäre nicht „Reihe Weinstöcke", wie Meyer-Lübke 6092 angibt, besser? — auf ein nicht bezeugtes **ὀρδίνιον*, eine angenommene Ableitung des aus dem 7. Jahrhundert nach Chr. bezeugten griech. *ὄρδινον* „Reihe", das von lat. *ŏrdinem* dass. stammte, zurück und fügt hinzu: „it. *ordigno* „Werkzeug" ist wohl rom. Bildung, REW. 6092". It. *ordigno* ist s i c h e r rom. Bildung und geht mit logud. *ordindzu*, engad. *urdegn* dass. auf ein vlat. **ŏrdinium* zurück (Meyer-Lübke, 6092), das nicht von *ŏrdo, ŏrdinem*, sondern von *ŏrdināre* „ordnen, ordentlich einrichten" ebenso abgeleitet war wie viele andere, von Meyer-Lübke, GrS. 2, 450; Ascoli, Agi. 7, 493; Jud, AnS. 124, 406 angeführte, Verbalsubst. auf *-ium* von ihren Verben, darnach zunächst „Einrichtung, Vorrichtung" bedeutete; vgl. nhd. *Vorrichtung* „Werkzeug", das Verbalsubst. von *vorrichten*. Bei diesem **ŏrdinium* verbietet schon die Verbreitung bis Rätien die Annahme griech. Herkunft. Aber auch Reggios *urdiñu*, siz. *ardiñu* „Reihe von Weinstöcken" ist rom. Bildung und setzt ein vlat. **ŏrdinium* fort (Meyer-Lübke, 6092), das von *ŏrdināre* „in Reihen aufstellen, in Reihen anpflanzen" (z. B. *vineam paribus intervallis* bei Columella) abgeleitet war und zunächst „Anpflanzung in

Reihen" bedeutete; eine Herleitung der Bedeutung „Reihe von Weinstöcken" von der Bedeutung „Einrichtung", die von Meyer-Lübke, 6092 neben „Werkzeug" für **ōrdinium* allein angegeben wird, ist unwahrscheinlich und unnötig. Natürlich waren **ōrdinium* „Einrichtung" und **ōrdinium* „Anpflanzung in Reihen" dasselbe Wort; das einzige **ōrdinium*, Verbalsubst. von *ōrdināre*, bedeutete auf Sardinien, in Mittelitalien und Rätien nach der Bedeutung „einrichten" von *ōrdināre* eben „Einrichtung, Vorrichtung", in Süditalien nach der Bedeutung „in Reihen anpflanzen" von *ōrdināre* eben „Anpflanzung in Reihen". Man hat keinen Grund, Reggios *urdiñu* von einem nicht bezeugten griech. **ὀρδίνιον* herzuleiten. Das von R. erwähnte Vorkommen von *ὄρδινοι βινιαλῶν* „Weinbergreihen" in einer unterit. Urkunde von 1033, d. i. die dürftige Gräzisierung eines lat. *ordines* (*terrarum*) *vinealium* dass. spricht keineswegs für griech. Herkunft von Reggios *urdiñu*.

In Nr. 1714 bespricht R. ngriech. *πίττα* „Kuchen", lehnt dessen Herleitung von *πηκτή* „feste oder geronnene Masse" durch G. Meyer, Alb. Wb. 340 (nicht 341, wie bei R. steht) und von *πίττα* „Pech" durch Pușcariu, S. 112 (Nr. 1287) ab, vermutet selbst unter Hinweis auf nordit., span. *pita* „Huhn" der Kindersprache in *πίττα* ein „Lallwort" der Kindersprache, bezeichnet aber daneben den Ursprung von *πίττα* als „einstweilen dunkel". Nun entstand *pita* „Huhn" nach bergam. *pita* „voce colla quale si chiama una gallina" der Valle Brembana (Tiraboschi), span. *pita* „Ruf, um die Hühner herbeizulocken", das nach Meyer-Lübke, 6474 aus *pipa* hervorging, aus dem Lockruf *pita* (vgl. *pitt*, Lockruf für Hühner, als Stichwort Meyer-Lübkes 6545a) und dieser in gebrochener Reduplikation aus *pipa*, älterem *pi pi* (vgl. z. B. venez. *pi pi* „modo di dire per chiamare e accarezzare le galline"), dem das Piepen nachahmenden Lockruf; *pita* „Huhn" ist seinem Ursprunge nach kein Lallwort der Kindersprache und stützt keineswegs die Annahme eines Lallwortes *pitta* für Kuchen. Die Vermutung von R. ist also aufzugeben, so wie er die von G. Meyer und Pușcariu aufgegeben hat. Auch Meyer-Lübke 6546 erklärt sein Stichwort ngriech. *πίττα* „Kuchen" nicht; seine Angabe am Schluſs des Artikels „Pușcariu, CL. 38, 874" ist in „Candrea, CL. 38, 874; Pușcariu Nr. 1287" zu bessern. Ich erkläre ngriech. *πίττα* „Kuchen" als Rückbildung des agriech. *πιττάκιον* „Läppchen oder Stückchen Leder, das man mit Salbe bestreicht". Die Rückbildung war formal möglich, da *-άκιον* im Spätgriech. seit der alexandrinischen Zeit und im Mgriech. ein beliebtes Suffix war (Stamatios Psaltes, Gram. der byzantin. Chroniken, 277 Mitte). Die Erklärung wird begrifflich durch die Bedeutungen mancher aus *πίττα* entstandenen Wörter bestens gestützt; vgl. alban. *pête* „Blatt eines Blätterkuchens, Goldblättchen, Metallplatte", das G. Meyer, Alb. Wb. 330 mit griech. *πέταλον*, Candrea, Convorbiri lit. 38, 874 und Pușcariu Nr. 1287 aber mit *πίττα* „Kuchen" verbinden, rum. *pată* „Fleck, Flicken", engad. *petta* „dünner, flacher Brotkuchen", port. *pêta* „Fleck im Auge des Pferdes", in der Provinz Minho „Fäulnisfleck am Obst" (Figueiredo), das den einem Tuchfleck ähnlich gefundenen Fleck auf anders gefärbter Fläche benennt (Meyer-Lübke, 6546, der das rum., engad., port. Wort mit ngriech. *πίττα* „Kuchen" verbindet), auch neap. *péttola* „pasta distesa dal matterello", ferner das nach R. an manchen Orten der Provinz

Cosenza und zu Acquafredda in der Basilicata gebrauchte *pitta* „flacher runder Mehlkuchen" und siz., kalabr., irpin., neap., abruzz. *pittsa* „flacher runder Kuchen" sowie Bova's, mittelkalabr. *pitta* „Honigwabe". Alle diese Wörter bezeichnen einen dünnen, flachen, runden Gegenstand, der einem als Pflaster dienenden Läppchen ähnlich gefunden werden konnte. Das nach Boisacq von att. πίττα „Pech" abgeleitete πιττάκιον „Pflaster" wanderte als Ausdruck der Ärzte Athens sehr weit; die Rückbildung daraus πίττα wanderte ebenfalls weit.

In Nr. 1742 bezeichnet R. πλούππος „Pappel", das er in einer griech. Urkunde des Jahres 1124 aus Kalabrien belegt, als „Lehnwort aus lat. *pōpulus*"; es wäre die unmittelbare Vorstufe dieses πλούππος und des kalabr. *chiuppu*, das vlat. **plŏppus* zu nennen gewesen, das nach seinen rom. Vertretern (Meyer-Lübke, 6655, 3) weit verbreitet und aus *pŏplus* „αἴγειρος" Cgloss. 3, 428, 67 (*puplu* 3, 538, 39; *puplo* 3, 546, 9) durch Versetzung des *l* entstanden war.

In Nr. 1960 sagt R. von it. *scandaglio* „Senkblei", daſs es „vielleicht griech. Herkunft ist". Es ist vielmehr von lat. *scandere* abgeleitet, was ich in ZfSL. 50, 339 im Jahre 1928, d. i. zwei Jahre vor dem Erscheinen des hier besprochenen Buches, wahrscheinlich gemacht habe und Meyer-Lübke, 7649a dann angenommen hat; wenn R. dieser Erklärung nicht zustimmt, hätte er wenigstens zu ihr Stellung nehmen sollen.

In Nr. 2316 setzt R. für Bovas und Südkalabriens *filésa* „Erdrutsch", ein griech. *φιλῆσα mit der Bemerkung „Ursprung unbekannt" an. Da nach seinem Vorwort, XLVI unten, χ „vor dunklen Vokalen im äuſsersten Süden Kalabriens gelegentlich zu *f* wird", nach den Beispielen auch vor *a*, so kann *falésa* „Erdrutsch", das zu Stilo in der Provinz Reggio und zu Squillace in der Provinz Catanzaro noch gebraucht wird und das in Agnana und Monasterace (Provinz Reggio) zu *folésa*, sonst zu *filésa* geworden wäre, aus *χαλῆσα entstanden sein; dieses hätte mit griech. χαλασία „Erdrutsch" zusammengehangen, das R. in Nr. 2381 verzeichnet und als Ableitung des agriech. χαλᾶν „sich öffnen" erklärt.

In Nr. 2348 führt R. südkalabr. *fraššu*, mittelkalabr. *frassu*, nordkalabr., basil., abruzz. *frasse*, sard. *frassu*, genues. *frašu* „Esche", denen man nach Meyer-Lübke, 3489 Versilia's *frasso* ZrPh. 28, 180 und arag. *frajo* hinzufügen kann, und die Ortsnamen *Frasso* (Teramo), *Frasso Telesino* (Benevento), *Frasso Sabino* (Roma) auf ngriech. φράξος „Esche" zurück, das nach ihm „schon in den alten Urkunden Unteritaliens anno 1118 vorkommt" und fragt, ob „Rückbildung aus *fraxinus* oder alter Provinzialismus, der von jeher neben *fraxinus* bestanden hat", vorliege. Der Leser fragt zunächst, warum die it. Dialektwörter, die nordwärts bis Genua reichen, auf spätgriech. φράξος und nicht auf lat. *fraxus* zurückgeführt werden, das nach (Walde-) Hofmann, 544 Mitte, bei Palladius bezeugt sein soll; da *fraxinus* zweifellos im Latein bodenständig ist und *fraxus* von ihm nicht getrennt werden kann, so ist auch *fraxus* zweifellos im Latein bodenständig gewesen und ngriech. φράξος war von ihm entlehnt, was schon G. Meyer, Wiener Sb. 132, 3, 72 Mitte, sagte, der φράξος unter die von ihm vorgeführten „lat. Lehnworte im Ngriech." aufnahm. Auf die Frage von R. ist zu antworten, daſs *fraxus* kaum „von jeher neben *fraxinus*

bestanden hat". Ein solches Bestehen ist sehr unwahrscheinlich, weil die reiche lat. Überlieferung bis zur Zeit des Palladius, also bis in das 4. Jahrhundert nach Chr. kein *fraxus* enthält; da das Latein *fagus* neben *faginus* hatte, wäre es nahe gelegen, ein *fraxus*, wenn es bestanden hätte, neben *fraxinus* irgendwo einmal zu erwähnen. Allerdings war *fraxinus* altes Stoffadjektiv und Ableitung eines des *-enos* (*-inus*) entbehrenden uritalischen Stammes; aber *fraxinus*, das schon bei Ennius als Baumname vorkommt, war so wie *farnus*, *ornus* schon im ältesten Latein substantiviert und als Bezeichnung des Baumes selbst gebraucht worden. Darnach ist *fraxus* entschieden mit Meyer-Lübke, 3489 als Rückbildung von *fraxinus* anzusehen. Nach Hofmann, 544 Mitte, bildete man *fraxus* zu *fraxinus* nach *fagus* neben *faginus*; der Gebrauch von *fraxinus* als Adjektiv durch Ovid, Her. 11, 76 war die Vorstufe dieser Entwicklung.

In Nr. 2357 führt R. *filitti*, *fiḍḍitti* des Griech. und *filittu*, *falittu* „Farnkraut" des Rom. der Terra d'Otranto auf ein nicht bezeugtes griech. **φυλλίτιον* bez. **φυλίττιον* zurück, das er zu dem bei Dioskorides bezeugten spätgriech. *φυλλῖτις* „Art Farnkraut" stellt; er bemerkt dann noch: „lautlich vielleicht von lat. *filictum* „Farnkraut" beeinflußt, obwohl dieses sonst in Unteritalien nicht nachweisbar ist". R. erwähnt mit keinem Worte, daß *φυλλῖτις* bei Dioskorides, das gewöhnlich als Bezeichnung der zu den Landfarnen gehörigen Hirschzunge angesehen wird, nur eine nach griech. *φυλλίτης*, Fem. *φυλλῖτις* „aus Blättern bestehend" vorgenommene Gräzisierung des lat. *filictum* bez. des vlat. **filittum* ist. R. nimmt nun für *filittu*, *filitti* des Rom. bez. des Griech. der Terra d'Otranto eine Ableitung dieses *φυλλῖτις*, ein nicht bezeugtes **φυλλίτιον* an; da *ll* in der Terra d'Otranto *ḍḍ* ergab, muß er zur Rechtfertigung des neben *fiḍḍitti* bestehenden griech. *filitti* noch eine Umgestaltung dieses **φυλλίτιον* zu **φυλίττιον* oder einen Einfluß des lat. *filictum* annehmen. Viel unnütze Mühe! *Filittu* des Rom. der Terra d'Otranto ist die regelmäßige Entwicklung des lat. *filictum*; *filitti* des Griech. dieser Halbinsel stammt von benachbartem rom. *filittu*. In einem Teil dieses griech. Gebiets spricht man statt *filitti* ein *fiḍḍitti* mit dem aus *ll* entstandenen *ḍḍ*, weil man dort das aus dem Rom. bezogene Wort mit einem *l* an heimisches *φύλλον*, die Vorstufe des otrantinisch-griech. *fiḍḍo* „Blatt", und an dessen Ableitungen anlehnte. Daß *filictum* sonst in Unteritalien nicht nachweisbar ist, schließt seine Bewahrung im Rom. der Terra d'Otranto nicht aus; auch andere lat. Wörter sind in einem abgelegenen Winkel der Romania fern von ihrem sonstigen geschlossenen Gebiete erhalten.

In Nr. 2442 führt R. das in Laureana di Borrello (Prov. Reggio) und in S. Ferdinando di Rosarno (Prov. Catanzaro) übliche *χirda* „Ochsenmist" auf ein nicht bezeugtes griech. **χίρδα* „Mist" zurück und fragt, ob dieses mit lat. *-cerda* in *mūscerda*, *sūcerda* „Mäuse-, Schweinedreck" „verwandt" sei. Es stammte von diesem *-cerda*, das nach altotrant. *cierta* „Kot", einer umgekehrten Schreibung für **cierda* (Meyer-Lübke, ZrPh. 32, 491 unten), in Unteritalien bekannt war. Das kalabr. Wort geht nach seinem Anlaut auf das griech. zurück, das *c* von *-cerda* durch *χ*, etwa nach *μυόχοδον* = *mūscerda*, ersetzt hatte.

JOSEF BRÜCH.

Französisch.

Brunot, Ferdinand et Bruneau, Charles, Précis de grammaire historique de la langue française; nouvelle édition entièrement refondue; Paris, Masson et Cie., 1933, XLVII + 780 p.

Die erste Auflage des Précis de grammaire historique von F. Brunot war 1887 erschienen. Seither ist dieses so nützliche Buch oft wieder abgedruckt worden, ohne eine Erneuerung zu erfahren. Brunot war von seinen vielseitigen grofsen Arbeiten derart absorbiert, dafs er sich um das Buch nicht mehr kümmern konnte. Den Abstand zum heutigen Stand der Forschung auszugleichen hat er sich nun mit seinem ehemaligen Schüler Ch. Bruneau verbunden. Aus dieser Zusammenarbeit ist das vorliegende Werk hervorgegangen. Die Einheit ist trotz der Verteilung auf zwei Autoren gewahrt, weil das ganze Buch von Bruneau redigiert worden ist, Brunot sich nur die allgemeine Leitung vorbehalten und aufserdem das Einleitungskapitel geschrieben hat.

So ist ein ganz neues Werk entstanden, das mit dem früheren nicht viel mehr als den Namen gemeinsam hat. Wie dieses ist es für die Studenten bestimmt. Dafs es aus dem Zusammenwirken von Forschung und Didaktik entstanden ist, sieht man auf jeder Seite, denn überall sind die Ergebnisse in klarer, fafslicher und doch origineller Form vorgetragen. Besonders fruchtbar ist gewesen, dafs hier zwei Meister zusammengewirkt haben, die verschiedene Arbeitsmethoden sich erarbeitet hatten. Brunot als Schöpfer der grofsen Histoire de la langue française hat uns bereits die grofsen Entwicklungstendenzen des Französischen in seinen verschiedenen Epochen gezeigt; im La Pensée et la Langue hatte er die grofse Fruchtbarkeit einer vom Inhalt ausgehenden Sprachbetrachtung aufgewiesen. Bruneau, stark von Gilliéron beeinflufst, hatte dessen Anschauungen weitergebildet und in tiefgründigen Mundartstudien eine biologische Auffassung bekundet. Alle diese reichen Erfahrungen haben an dem Buche mitgewirkt und aus ihm ein in allen Teilen ganz modernes Werk gemacht, ein Werk, an dem der Student sich trefflich in die heutige Problematik einfühlen kann und an dem er doch eine grofse Summe positiven Wissens erwerben wird.

Die Disposition des Buches läfst schon den Geist ahnen, in dem es geschrieben ist. Es wird eröffnet mit einer äufserst reizvollen chronologischen Übersicht über die Geschichte der französischen Sprache, und gliedert sich sodann in eine historische Lautlehre (in der die Darlegung der Begriffe der allgemeinen Phonetik und der Gründe der Lautwandlungen unser ganz besonderes Interesse weckt), ein Kapitel über die Wörter (das ganz besonders von Gilliéronschem Geist befruchtet ist), ein Kapitel über Formenlehre und Syntax, sowie endlich eine Übersicht über die Versifikation. Durch eine sehr glückliche Neuerung sind also Formenlehre und Syntax zusammen behandelt, so dafs die Wechselwirkung zwischen Form und Bedeutung, wie z. B. die allmähliche Wandlung von modalem zu temporalem Sinn viel deutlicher in die Erscheinung treten als in anderen Werken.

Es ist nicht möglich, hier auf alle Neuerungen hinzuweisen, die das Buch reizvoll und lehrreich machen. Nur einiges sei erwähnt, so die zusammenfassenden „conclusions" am Schlufs der einzelnen Abschnitte, die

rückwärtigen Überblicke, die Hinweise auf die Entwicklungstendenzen anderer Sprachen, die nachdrückliche Hervorhebung dessen, was originell französische Schöpfung ist, also nicht aus dem lateinischen abgeleitet werden kann.

Im folgenden mögen noch einige Einzelfragen erörtert werden, die zur Diskussion Anlaſs geben können, zum kleinen Teil auch Versehen oder Druckfehler betreffen. — S. X. Statt *Guschom* lies *Gerschom*. — S. XV. Das Catholicon latin-français von 1498 ist nicht das erste gedruckte Wörterbuch. Ihm voran geht das lateinisch-französische Vokabular, das 1487 in Genf, bei Loys Garbin erschien. — S. 2, Zeile 16 v. o. sollte es heiſsen ancien français *dh* (statt *th*). — S. 3. Die extremen Vokale in *tapis* und *pie*, in *ému* und *mue*, in *jaloux* und *joue* unterscheiden sich doch nur durch die Quantität, nicht durch die Qualität. — S. 40f. Der Umlaut von *veni*>**vini* faſsten die Verf. als Angleichung zu einem **vīnī* auf. Doch ist diese Assimilation wohl eingetreten zu einer Zeit, da die alten Quantitäten schon zu Qualitäten umgewandelt waren. Daher doch wohl kaum (S. 370) *ĭllī* > **īllī*, sondern, *ĭllī* > **ęlli* > **įllį*. Es wäre interessant, die Gründe zu vernehmen, die zu dieser abweichenden Auffassung geführt haben. — S. 82. Ebenso müſste die Auffassung begründet werden, wonach das auslautende *s* im 6. Jahrhundert wiederhergestellt worden wäre. — S. 102. Mit Recht wird die Ansicht vertreten, daſs zwischen *a* und *e* eine diphthongische Zwischenstufe steht. — S. 123. In der Frage des keltischen Charakters des Lautwandels *u* > *ü* fühlen sich die Verf. unsicher; daher ersetzen sie das eigene Urteil durch ein anderes (statt Rohlfs wäre übrigens Meyer-Lübke besser angebracht gewesen), und daher fehlt auch dieser Lautwandel in der Übersicht S. 138. — S. 146. Warum wird hier die veraltete und kaum glaubwürdige Herleitung von *gilet* als Ablt. vom Eigennamen *Gille* wieder aufgenommen? — S. 155. Zu den drei Sprachen, die jeder Franzose spricht (soignée, familière, argotique) müſste eigentlich noch eine vierte hinzugefügt werden, die Berufssprache, die ja ein besonderes Vokabular besitzt, deren man sich nur Berufsgenossen gegenüber bedient. — S. 168. *Ecraigne* „veillée" wird hier und in meiner Evolution et Structure als burgundisches Wort aufgefaſst. Zu Unrecht, wie ich mich seither durch das Studium der Wortgeographie überzeugt habe. Es ist fränkisch. — S. 169. Warum ein so echt germanisches Wort wie *sur* „sauer" sarmatischen Ursprungs sein soll, vermag ich nicht einzusehen. — S. 187. Es fehlen hier die aus der Sprache der Griechen von Marseille übernommenen Ausdrücke. — S. 218 wird das Fehlen von afr. **mes* < *mĭssus* erklärt durch sein Zusammentreffen mit *mes* < *mansus*. Das scheint mir wenig wahrscheinlich, da die Bedeutungen sehr weit auseinanderliegen und *mes* ein langes *e* hatte, im Gegensatz zum kurzen *e*, das für **mes* < *mĭssus* zu erwarten gewesen wäre. — S. 236ff. Es wäre vielleicht interessant gewesen, daran zu erinnern, daſs seit der Revolution die Vornamen in groſser Zahl der antiken Mythologie und Geschichte entlehnt werden. — S. 266. Warum ist hier nicht auf den von Jud nachgewiesenen germanischen Ursprung der Deklination auf *-on* und *-ain* hingewiesen? Der Leser muſs fast auf den Gedanken kommen, diese seien eine französische Schöpfung. — S. 271. Hier wird die

altfranzösische Deklination allzusehr als verfallen dargestellt. — S. 274. Ist es nicht riskiert, zu sagen, daſs seit dem 12. Jahrhundert schon die Wortstellung gewesen sei: Subjekt Verbum Objekt? Die darauf gegründete, sehr originelle Ansicht, daſs diese Normalisierung der Wortstellung den Schwund der Deklination verursacht habe, verlangt eine eingehende Begründung, da ihr sehr viele Tatsachen widersprechen. — S. 279. Die Wortstellung, die im Satze *Ceste grant courtoisie fist Dieus à moy* vorliegt, ist keineswegs mit dem Zerfall der Deklination schon untergegangen. Noch bei Chastellain finden sich viele Sätze wie *Un parlemant assembla ce duc.* Wo der Sinn des Satzes ein Miſsverständnis ausschloſs, da blieb die alte, freie Konstruktion bestehen, ähnlich, wie heute noch im Italienischen. Diese Freiheit ist erst dem Drang des 17. Jahrhunderts nach einheitlicher Sprachgestaltung zum Opfer gefallen. — S. 301. *Furieusement* ist älter als das Preziösentum, s. FEW 3, 901. — S. 303. Sind hier die Verf. der Ansicht, daſs der relative Superlativ eine französische Schöpfung sei, was doch nur vom Formellen her stimmt? — S. 308. Den bestimmten und den unbestimmten Artikel als originelle Schöpfungen des Französischen aufzufassen, geht doch kaum an, vgl. meine Evolution et Structure S. 31. Beide sind im dritten und vierten Jahrhundert schon sehr gebräuchlich. — S. 317. Der unbestimmte Artikel ist schon bei Plautus vorgebildet. Es wäre vielleicht gut gewesen, darauf hinzuweisen, daſs der Plural von *un* im Altfranzösischen fast immer kollektive Bedeutung hat. — S. 326. *Faire tort* und *faire du tort* sind doch nicht gleichbedeutend! *Faire tort à qu.* bedeutet „jemandem Unrecht tun, jemanden falsch, zu seinem Nachteil beurteilen", *faire du tort* aber „jemandem Schaden zufügen". Daher kann nicht das eine als Nachfolger des andern aufgefaſst werden. — S. 349. Das sächliche Fürwort statt des persönlichen scheint im 17. Jahrhundert ganz besonders in Verbindung mit den Verben des Liebens und Hassens gebraucht zu werden. Daher sagen die Personen des klassischen Theaters auch immer *l'objet de mon amour*. — S. 350. Das Aufkommen der Konstruktion *c'est moi qui* — hängt eng zusammen mit dem Erstarren der Wortstellung. Sie ist zur vollen Ausbildung erst dann gelangt, als die Stellung Subjekt Verb Objekt obligatorisch wurde und so die Möglichkeit der Betonung durch die Satzkonstruktion verloren ging. Vgl. dazu auch das zu S. 279 Gesagte. — S. 356. Das Problem, warum *cest* zum Adjektiv, *celui* zum Pronomen wurde, hätte eine Erörterung verdient. — S. 369 und 382. Man hätte darauf hinweisen können, daſs der Ersatz von *je* als betontem Pronomen durch *moi* Hand-in-Hand geht mit der Uniformierung des Präsens. *Je, tu, il, ils,* die zu bloſsen Verbalpräfixen herabgesunken waren, konnten nicht mehr als Pronomina dienen. Die erste und zweite Person Plural unterschieden sich auch weiterhin durch die Endungen. Deshalb waren hier *nous* und *vous* nicht im gleichen Maſse Verbalformantien und konnten ihre pronominale Geltung zum Teil beibehalten. — S. 379 Warum wird *vous* als Dativ und Akkusativ zu *on* nicht erwähnt? — S. 386. *Nous autres, vous autres* ist aus dem Bedürfnis heraus entstanden, eigentliche Pronomina zu besitzen, nachdem die bloſsen Pronomina zu flexivischen Elementen herabgesunken waren. In der dritten Person war das nicht not-

wendig, weil *ils* und *eux* sich schon genügend unterschieden. — S. 402. *Uitante* „achtzig" ist heute noch in der französischen Schweiz und anderswo so gut üblich wie *nonante*. — S. 403. *Million* ist nicht eine französische Ableitung von *mille*; vielmehr ist es aus it. *milione* entlehnt. Darauf deutet auch der augmentative Sinn des Suffixes *-on*, das in französischen Bildungen ja diminutiven Wert hat. — S. 414. Als Vertreter von lat. *primus* sollte das hübsche Adjektiv *prim* nicht vergessen bleiben, das weitherum (Lyon usw.) in der Bedeutung „dünn, fein" weiterlebt. — S. 420. *Tous* und *trétous* leben in den Mundarten (besonders in der Pikardie) nicht unterschiedslos nebeneinander: *tous* ist adjectif indéfini, *trétous* pronom indéfini. Man sagt also: *tous mes amis sont venus*, aber *ils sont venus trétous*. — S. 461. Bei der Beurteilung des Passé Défini im Alt- und Mittelfranzösischen scheinen mir die Verf. zu sehr von dem heutigen Zustand beeinflufst. Es geht kaum an, von Konjugationsfehlern und von Barbarismen zu sprechen, wo einfach analogische Einflüsse innerhalb einer sehr variierten Konjugation vorliegen. — S. 524 Z. 3 v. u. sollte es zweifellos nicht heifsen *emporterait*, sondern *aurait emporté*. — S. 553: In dem aus Malherbe zitierten Beispiel ist *qu'elle fût donnée* doch nicht „plus-que-parfait du subjonctif"! Es liegt hier Konjunktiv Imperfekt des Passiv vor. Das Beispiel ist vielmehr sehr interessant und wertvoll als einer der letzten Belege für die zwischen Vergangenheit und Vorvergangenheit schwankende Bedeutung des Konjunktiv Imperfekt. — S. 572. Vielleicht hätte man darauf hinweisen dürfen, dafs afr. *espoir* „peut-être" nicht etwa das Subst. *espoir* war, sondern die 1. Ps. Sg. des Verbums. Für manche Leser wäre es interessant gewesen, zu vernehmen, dafs *époir* „vielleicht" in den Mundarten heute noch lebt. — S. 584. *Pas*, *point* als Negation, ohne *ne*, finden sich nicht erst im 17. Jahrhundert. — S. 592, Z. 7 v. o. Woraus schliefsen die Verf., dafs der Unbekannte, um dessentwillen sich Alceste und Philinte in der ersten Szene des Misanthrope streiten, mit Oronte identisch sei? Das folgende Gespräch zwischen Alceste und Oronte ist doch nur möglich, wenn die beiden sich schon lange kennen.

In dem trefflich gearbeiteten Index werden leider die zitierten Literaturwerke nicht erwähnt. Das ist deswegen zu bedauern, weil über die betreffenden Autoren sehr feine Bemerkungen an die Erörterung der Zitate angeschlossen werden. Es liefse sich vielleicht in einer zweiten Auflage diese Lücke ohne erheblichen Raumzusatz ausfüllen.

Ich möchte nicht schliefsen, ohne auch der Darstellung zu gedenken, die den Leser durch ihre so elegante Form bezaubert. W. v. W.

Berichtigung.

Wie mir Herr Alfred Schulze (Marburg) mitteilt, hat nicht er, sondern ein anderer älterer Schüler Adolf Toblers, der verstorbene ehemalige Direktor der Berliner Universitätsbibliothek Gotthold Naetebus, die Nekrologe des Jahres 1910 in einem Sammelband der Preufsischen Staatsbibliothek zusammengestellt. Die Bezeichnung A. Schulzes als eines der treuesten Schüler des Meisters bleibt aber zu Recht bestehn.

Erhard Lommatzsch.

Von den Erzählern neben und nach Chrestien de Troyes.

III. Die Tristandichtung.[1]

1. Im 12. Jahrhundert hat es mindestens drei altfranzösische Fassungen des Tristanromans gegeben, von denen uns aber keine einzige unversehrt erhalten geblieben ist. — Die älteste, wirklich bezeugte Tristandichtung ist der verlorene Roman von Chrestien de Troyes, den er selber (Cligès 5) als *Del roi Marc et d'Iseut la blonde* unter seinen Werken anführt. Er dürfte gegen 1160 geschrieben worden sein. Von seinem Inhalt steht folgendes durch die Anspielungen im *Erec* und im *Cligès* fest: Tristan ist der Neffe des Königs Marc, ein ausgezeichneter Fechter und Bogenschütze und ein ebenso trefflicher Kenner von Federspiel und Hunden (C 2790ss.); zur allgemeinen Freude hat er den stolzen Morhot auf der Insel Saint-Samson besiegt (E. 1248s.); es ist anzunehmen, wenn auch nicht direkt gesagt, daſs er für seinen Oheim die Werbung um die goldblonde Iseut unternommen und daſs er sich auf der Heimfahrt mit ihr vergessen hat, denn in der Brautnacht muſste sich Iseut durch ihre Begleiterin Brangien vertreten lassen (E. 2075ss.). Auch nach der Vermählung Iseuts mit Marc hörte das Liebespaar nicht auf, den König zu hintergehen, ohne sich an dem geteilten Besitz zu stoſsen (C. 3145ss.); schlieſslich dürften sie sich aber der unhaltbaren Lage durch die Flucht entzogen haben (C. 5310ss.).

Diese Angaben, die bereits die wesentlichen Umrisse der Romanfabel erkennen lassen, können auch noch aus anderen Quellen um einige Züge ergänzt werden. Der Troubadour Raimbaut von Orange († 1173) spielt in einem seiner Lieder (389, 32) auf das nichtgetragene Hemd an, das Iseut ihrem Verehrer schenkte: *aitals camisa ... Cum Iseut det al amador Que mais non era portada*; das Wort erinnert an das Gleichnis, mit dem Brangien der Königin ihren Undank zu Gemüte führt, als sie sie aus dem Wege schaffen wollte; damit ist diese Szene für Chrestien gesichert. Im *Karrenritter* wird ferner erzählt, wie die Königin Guenièvre ihren Liebhaber Lancelot durch

[1] Da die folgenden Darlegungen sich nur mit der äuſseren Geschichte der Tristandichtung im 12. Jahrhundert befassen, genügt hier für die Tristanliteratur der Hinweis auf J. Douglas Bruce, The Evolution of Arthurian Romances I, 152 ss., Göttingen 1923 (Hesperia, Erg. 6) und etwa auf G. Schoepperle, *Tristan and Isolt*, Frankfurt 1919. J. Kelemina, *Gesch. d. Tristansage*, Wien 1923. Vgl. K. Voretzsch, *Einführung* 286f.

das Fenster zu sich einläſst und wie dieser sich beim Auseinanderbiegen der Gitterstäbe an den Händen verwundet, so daſs er ihr Bett mit seinem Blut besudelt; da in der gleichen Nacht auch Keus Wunde aufbricht, hat ihr Entführer Méléagant leichtes Spiel, den Seneschall und die Königin zu verdächtigen. Es ist eine offenbare Nachahmung von Tristans Bettsprung, die augenscheinlich von der Eingeberin des Romans, der Gräfin von Champagne, angeregt worden ist, so daſs wir auch diese Episode als gegeben ansehen dürfen.[1] In der ersten Zudichtung zum *Gralroman* erscheint schlieſslich noch Kahedin; er verpflichtet sich (4724ss.) das Abenteuer von Mont Doloreus zu bestehen; damit hätten wir, wenn die Fortsetzung nicht zu jung ist, ein Zeugnis für das Auftreten von Tristans Schwager, dem Bruder der Iseut aux blanches mains.[2] Eine Bestätigung und Ergänzung dieser Ansätze würde man zu guter Letzt erhalten, wenn man für das ältere Gedicht bereits die Verwendung der Theseusmotive, die Einforderung des Menschentributs, das weiſse und schwarze Segel usw. oder auch des Oenone- und Peleusmotivs in Anschlag bringen darf.[3]

Man ersieht aus dieser Zusammenstellung, daſs Chrestiens Tristanroman nicht nur eine Episode, sondern die ganze Geschichte seiner schuldvollen Liebe zur Braut und Frau seines königlichen Oheims behandelte. Nur für die Vorgeschichte, d. i. Tristans Geburt und Kindheit, fehlt eigentlich eine Andeutung; sonst ist der ganze Verlauf der Ereignisse in seinen Hauptmomenten skizziert und umschrieben.[4] Es wäre nun die Frage, ob wir noch tiefer vordringen könnten, indem wir nämlich die einzelnen Erzählungsmotive aus dem Romangefüge herausheben und sie in die dunkeln Fernen der Sagenvergangenheit zurückverfolgen. Hier versagen aber alle Fäden. Wie wir andernorts ausgeführt haben, ist König Marcus die einzige Figur, die früher da war als die Dichtung selbst; wir kennen ihn als Zeitgenossen des h. Paulus Aurelianus, des ersten Bischofs von Saint-Pol-de-Léon, der ihn bekehrt hat und dessen Gebeine in Fleury-sur-Loire, unfern von Chrestiens Heimat, ruhten; der Legende dieses Heiligen und nicht der Sage verdankt er, daſs sein Name weiterlebte. Das ist aber alles. Kein Zeugnis beglaubigt irgendwie das Vorhandensein einer selbständigen keltischen Tristansage; der Name Tristan erscheint schon früh im 12. Jahrhundert auf dem Festland selbst

[1] J. Bédier, *Le roman de Tristan de Thomas* II, 48.

[2] In der Überschrift *Del roi Marc et d'Iseut la blonde* liegt vielleicht schon ein Hinweis auf diese zweite Iseut, worauf mich Dr. H. Kuen aufmerksam macht.

[3] J. Bédier, *Thomas* II, 135 ss. H. Suchier, *Gesch. d. frz. Lit.* I, 116.

[4] In der Überschrift *Del roi Marc et d'Iseut la blonde* nennt Chrestien mit Absicht das tragisch verbundene Königspaar und nur dieses; den Störefried übergeht er mit Stillschweigen. So gebot es ihm augenscheinlich sein lebhaftes Gefühl für das Angemessene. Er folgt der Würde und nicht geheimer Sympathie, wie die Späteren es tun werden. Es ist die gleiche Rücksicht wie in *La muance de la Hupe, de l'Aronde et du Rossignol*: zuerst Tereus, dann Procne, das Königspaar, zuletzt erst Philomena, das bedauernswerte Opfer. Diese treffende Bemerkung verdanke ich Dr. H. Kuen.

als eine der Entwicklungsformen des nordischen Namens Thorstain; seine Zurückführung auf piktisches Drostan schwebt ganz in der Luft; und der jüngste Versuch das Tristanmotiv in der Geschichte von Diarmait (Dermot) und der Entführung Grainnes wiederzufinden, erweist sich als ein richtiger Schlag ins Wasser.[1]

2. Als verschollen gilt eine Tristandichtung von La Chièvre oder li Kievres, an deren Existenz allgemein geglaubt wird, seitdem G. Gröber (Grundr. I[1] 430 Anm. 2) auf das Vorwort eines anonymen Mirakels des 13. Jahrhunderts hingewiesen hat, wo die Musterschriftsteller der älteren Generation aufgezählt werden:

Gautiers d'Arras qui fist d'Eracle
Et Guios qui maint bel miracle
Traita de cele damoisele
Qui son pere enfanta pucele,
Et Crestiens qui molt bel dist
Quant Cleget et Percheval fist,
Et li Kievres qui rimer valt
L'amor de Tristan et d'Isault;
Et d'Isaire et de Tentaïs
Trova Rogiers de Lisaïs,
Et Beneois de Sainte-Moire
De Troies translata l'estoire:
Tuit cil estoient menestrel
Si bon c'or n'en sont nis un tel.

Beiträge zur roman. u. engl. Philologie, Festgabe für W. Foerster, S. 428.

In der Tat hat es im 12. Jahrhundert einen Lyriker Robert la Chièvre aus Reims gegeben. Aber die obige Angabe scheint nicht aus eigener Sachkenntnis zu flieſsen, sie beruht vielmehr auf einer Stelle aus der zweiten Branche des *Roman de Renart*, auf die G. Paris aufmerksam gemacht hat: *De Tristan qui la chievre fist Qui assez bellement en dist.*[2] So heiſst es hier miſsverständlich; denn es ist keine Szene bekannt, wo Tristan eine Ziege nachgemacht und die er dann selber erzählt hätte. Der Satz ist irgendwie entstellt; und es fragt sich, ob die Deutung des Mirakeldichters (*de Tristan que la Chièvre fist*) das Richtige trifft, oder ob man nicht eine naheliegende Konjektur wagen soll, die allerdings das ganze Wahngebilde der verlorenen Tristanfassung in wesenlosen Dunst auflösen würde. Mit einer Ziege hat Tristan nichts zu schaffen gehabt, wohl aber hat er vom Geiſsblatt gesungen. Zur Vergleichung stellen wir die überlieferte Lesung der Stelle und den mutmaſslichen Wortlaut einander gegenüber.

II. Seigneurs, oï avez maint conte	Seigneurs, oï avez maint conte
Que maint conterre vous raconte,	Que maint conterre vous raconte,
Conment Paris ravi Elaine,	Conment Paris ravi Elaine,
Le mal qu'il en ot et la paine:	Le mal qu'il en ot et la paine:
De Tristan qui la chievre fist,	Com Tristanz del chievrefoil fist,
Qui assez belement en dist.	Qui assez belement en dist: —

[1] Vgl. in der angeführten Abhandlung der Sächs. Akad. S. 81ff.

[2] E. Muret, Romania 16, 362 n. Murets Hinweis, daſs *Isaut* (im Reim auf *valt*) an die Form *Isalde* bei Eilhart erinnert, ist geeignet im ersten Augenblick Eindruck zu machen; im Grunde handelt es sich aber um den Reim *vout* (voluit) mit *Isout*, der gewöhnlichen Nebenform von Iseut.

Et fabliaus et chançon de geste.
Romanz de lui et de sa geste
Maint autre conte par la terre.
Mais onques n'oïstes la guerre
Qui tant fu dure de grant fin
Entre Renart et Ysengrin.

Et fabliaus et chançons de geste,
Romanz d'Artu et de sa geste
Maint autre conte par la terre:
Mais onques etc.

Ist diese Auslegung richtig, so beruht die Annahme einer Tristandichtung von La Chièvre auf einem Miſsverständnis. Es handelt sich um eine Anspielung auf den *Lai du chievrefoil*, der uns berichtet, was Tristan mit dem Geiſsblatt erlebt und wie er ein Lied daraus gemacht hat. Damit wäre aber die Forschung von einem lästigen Ballast befreit, den sie lange genug nachgeschleppt.

3. Der Chrestienschen Erzählung, wie wir sie zu erkennen suchten, steht wohl zeitlich und inhaltlich die anonyme Tristandichtung am nächsten, die wir aus Eilhart von Oberge, aus den ursprünglicheren Partien des französischen Prosaromans und aus dem erhaltenen Béroulfragment des 13. Jahrhunderts herauslesen können.[1]

Bei einem Krieg, den König Marc von Cornwall zu führen hat, erscheint unter den auswärtigen Helfern auch König Rivalin von Leonois; er erwirbt die Liebe von Marcs Schwester Blanchefleur und führt diese nach beendetem Kampf in sein Land; auf der See wird sie von den Wehen befallen und stirbt bei der Geburt ihres Sohnes Tristan. Dieser wächst in der Pflege des Knappen Governal heran, und beim Eintritt in das waffenfähige Alter bittet er auf dessen Rat seinen Vater um Urlaub, um sich in der Welt umzusehen. Mit seinem kleinen Gefolge landet er in Cornwall, verbirgt aber seine Herkunft und wird auch so bestens aufgenommen. Es trifft sich, daſs zu dieser Zeit der gefürchtete Morhot, der Schwager des Königs von Irland, über See kommt, um den rückständigen Tribut, Knaben und Mädchen, einzufordern. Tristan beschlieſst den Kampf mit ihm zu wagen und ersucht König Marc um den Ritterschlag; da der Morhot sich nur mit einem ebenbürtigen Gegner messen will, muſs er bekennen, wer er ist. Der Zweikampf findet auf der Insel Saint-Samson im Angesicht der Küste statt. Beim Landen stöſst Tristan das Boot seines Gegners in das Wasser, da ein Fahrzeug für den Sieger genügen wird. An Nachgeben denkt Keiner, und so liegt die Entscheidung bei den Waffen. Tristan wird selber verwundet, aber er haut dem Morhot die Hand ab und versetzt dem Fliehenden einen Hieb über den Kopf, daſs ein Splitter der Schwertscheide in der

[1] Eilhart von Oberge hgg. v. Franz Lichtenstein, Straſsburg 1877 (Quellen u. Forschungen XIX). — Les parties anciennes du roman en prose française, bei J. Bédier, *Le roman de Tristan de Thomas* II, 321—395 (Appendice I). — E. Muret, *Le roman de Tristan par Beroul et un anonyme*, Paris 1903 (Soc. d. anc. textes) und Béroul, *Le roman de Tristan*, Paris 1913 (Classiques fr. du moyen âge 12). — Dazu die *Folie de Tristan* von Bern.

Hirnschale stecken bleibt. Der Morhot stirbt auf der Rückfahrt, bevor seine eilig benachrichtigte, heilkundige Nichte, die Königstochter Iseut, ihm helfen konnte. Diese entfernt aber den Splitter und bewahrt ihn auf.

Tristans Wunde ist vergiftet und beginnt zu schwären, daſs es bald niemand bei ihm aushält. An der Heilung verzweifelnd, läſst er sich mit seiner Harfe in ein Boot bringen und von den Fluten davontragen. Diese treiben ihn an die Küste von Irland, wo der König selber das schwanke Boot mit dem Siechen erblickt. Da ein sicherer Tod jeden Zuwanderer aus Cornwall erwartet, stellt sich Tristan als Kaufmann und ehemaligen Spielmann aus dem Norden. Die Königstochter Iseut bereitet Heilkräuter für ihn, ohne ihn selbst zu sehen, und für die Genesung erweist er sich dankbar, indem er bei der in Irland herrschenden Hungersnot Korn aus England beschafft. Er selber kehrt nach Cornwall zurück und ist nun seinem Oheim über alles teuer. König Marc hatte sich bis dahin noch zu keiner Ehe verstehen mögen, und Neider behaupten, Tristan bestärke ihn der Erbschaft wegen in seiner Abneigung. Um so eifriger dringt daher sein Neffe mit den übrigen Baronen in ihn, daſs er sich entscheide. In die Enge getrieben, greift der König zu einer List. Schwalben hatten in dem Königssaal ein Goldhaar niederfallen lassen. Marc erklärt, er werde nur die Frau heiraten, von der es stammt. Tristan unternimmt es, sie ausfindig zu machen. Ein mehrtägiger Sturm verschlägt sein Schiff an die irische Küste, vor dieselbe Stadt, wo er Heilung gefunden hatte. Um der Wiedererkennung zu entgehen, gibt er sich für einen englischen Kauffahrer aus, der mit Kornladungen unterwegs war, und nennt sich Tantris.

Zu der Zeit war das Land von einem schlimmen Drachen heimgesucht; wer ihn überwinden könnte, sollte die Hand der Königstochter erhalten. Schnell ist Tristans Entschluſs gefaſst; er greift den Drachen in seinem Versteck an, tötet ihn und schneidet ihm die Zunge aus; aber von dem Gift, das ihr entströmt, fällt er in Ohnmacht. Ein feiger Truchseſs, der den Kampf von fern beobachtet hatte, schleicht sich hinzu, nimmt dem Drachen das Haupt ab und verlangt als Besieger des Unholds den versprochenen Preis. Aber Iseut durchschaut den Trug, sucht und findet den noch immer bewuſstlosen Tristan, läſst ihn in ihr Gemach bringen und pflegt ihn. Dabei entdeckt sie die Scharte in seinem Schwert und stellt fest, daſs der aufbewahrte Splitter genau hineinpaſst. Gleich wird ihr der Sinn des verstellten Namens klar. Der Gedanke der Rache wird aber durch die Furcht, die Frau des verachteten Truchseſs werden zu müssen, aufgewogen. Ihrem Vater kündigt sie an, sie werde den wahren Drachenbesieger stellen, doch müsse er ihm im voraus feierlich Sühne zusagen. Für Tristan ist es ein leichtes, den Betrüger zu überführen, und rasch benutzt er die Gelegenheit, um seine Werbung im Namen seines Oheims anzubringen und so die alte Feindschaft zwischen den beiden Reichen beizulegen.

Mit einem Liebestrank versehen, den die Königin von Irland für Marc und Iseut gebraut hatte, macht sich Tristan auf die Heimfahrt. Bei einer Rast des Schiffes, während fast alles an Land gegangen war, überkommt ihn und Iseut der Durst, und ein Hoffräulein reicht ihnen ahnungslos den Liebestrank, den sie ebenso ahnungslos austrinken. Sofort befällt sie die quälende Liebesnot und raubt ihnen die Ruhe bei Tag und Nacht. Governal und Brangien, Iseuts Begleiterin, entdecken das Versehen und können nun nicht anders als die Annäherung der Liebenden zu begünstigen, weil sie sonst verderben müſsten. Brangien findet sich in ihrem Schuldbewuſstsein sogar bereit, auf ihre Kosten an der Täuschung König Marcs mitzuwirken. In der Brautnacht löscht Tristan als Kämmerer die Lichter, und Brangien kann unbemerkt kommen und wieder verschwinden. Die List ist gelungen; um aber die gefährliche Mitwisserin loszuwerden, stellt sich Iseut eines Tages leidend und schickt Brangien um Heilkräuter in den Wald, wo zwei gedungene arme Ritter sie umbringen sollen; sie haben aber Erbarmen, und Brangien erzählt ihnen das Gleichnis von den zwei Hemden, dem von der Sonne verschossenen ihrer Herrin und ihrem eigenen unbenutzten, das sie ihr zum Ersatz leiht. Iseut versteht die Anspielung und ist froh zu hören, daſs Brangien noch lebt.

Es dauert natürlich nicht lange, bis die Neider[1] die Zuneigung bemerken, die zwischen Tristan und Iseut besteht; ihren Verdacht hinterbringen sie eilends dem König, der sie entrüstet abweist; aber beim Schlafengehen findet er selber die Beiden, wie sie sich umarmt halten; er verbietet Tristan die Gemächer. Mit Governals und Brangiens Hilfe verabreden die Liebenden ein Zeichen zur Verständigung, wenn sie sich sehen wollen; Tristan soll dann Späne mit einem Kreuz in den Bach werfen, der durch die Kemenate flieſst.[2] Doch die Neider wenden sich an einen sternkundigen Zwerg, Frocin aus Tintagel, der ihnen durch seine Teufelskunst offenbart, was vor sich geht. Auf ihr Anstiften steigt der König in der Nacht, wo sich die Liebenden bei der Quelle treffen wollen, in die Krone eines Baumes, um sie zu belauschen. Aber der Mondschein wirft seinen Schatten auf die Fläche des Wassers und verrät den Liebenden die Gefahr. Sie richten ihre Rede danach ein; Iseut macht Tristan Vorwürfe, daſs er sie herbestellt hat, und weigert sich, den König für ihn anzugehen und ihn umzustimmen. Marc muſs glauben, daſs er durch Verleumdungen irregeführt worden ist, und versöhnt sich wieder mit der Königin und seinem Neffen. Aber die Neider geben das Spiel nicht verloren; der König soll die Schuldigen auf frischer Tat ertappen. Zu dem Zweck wird Tristan beauftragt, am nächsten Morgen gleich

---

[1] An ihrer Spitze Andret, ein Neffe des Königs Marke, müſste man hinzufügen, wenn die Richtigkeit des Namens an dieser Stelle und die Familienzugehörigkeit beglaubigt wäre, s. S. 552.

[2] Es braucht nicht durch das Gemach selbst zu sein. Vgl. die Kemenate der Kaiserburg zu Goslar.

in der Frühe einen eiligen Brief für König Artur nach Carduel zu bringen. In der Dunkelheit streut der Zwerg zwischen dem Bette des Königs und dem Tristans Mehl auf den Fuſsboden, und um Mitternacht verläſst der König das Zimmer. Mit einem kühnen Sprung erreicht Tristan, der den Zwerg beobachtet hatte, das Bett der Königin; aber eine Wunde, die ihm ein Eber gerissen, bricht auf, und wie er beim Wiedernahen des Königs den Sprung glücklich noch einmal wagt und sich schlafend stellt, verraten ihn die Blutspuren. Er und die Königin werden ergriffen, gefesselt und sollen den Feuertod erleiden.

Vergebens erbietet sich Tristan, die Unschuld der Königin im Zweikampf zu erhärten; der König weiſs, daſs Keiner ihm gewachsen ist, und besteht auf seiner Rache. Tristan soll zuerst sterben. Der Weg zur Richtstätte führt an einer Kapelle vorbei; in dieser bittet Tristan ein letztes Gebet verrichten zu dürfen, ein Entkommen sei ja nicht möglich. Schnell eilt er aber zu einem Fenster hinter dem Altar, reiſst es auf, schwingt sich hinaus und springt, ohne Schaden zu nehmen, den steilen Fels nach dem Seegestade hinunter. Auf der Flucht trifft er Governal, der eben die Stadt verläſst; sie verbergen sich zusammen in einem Busch in der Nähe des Scheiterhaufens. Der König ist sehr aufgebracht, daſs ihm das eine seiner Opfer entkommen ist; er läſst sich bereden, Iseut nicht dem Feuer zu übergeben, sondern sie zu schlimmerer Pein den Aussätzigen auszuliefern. Tristan und Governal entreiſsen sie der johlenden Schar, und zu dritt entfliehen sie in den Wald von Morrois, wo sie hinfort, wie ein Wild gehetzt, ein ruheloses und entbehrungsreiches Leben führen, jeden Tag ihren Aufentshaltort wechselnd und sich von Waldfrüchten und der erlegten Jagdbeute nährend. Vergeblich redet ihnen ein frommer Einsiedler, Bruder Ogrin, bei dem sie Trost suchen, zu, von ihrer Sünde zu lassen. Der Bann ist noch zu stark. Auf ihre Ergreifung hat der König einen Preis gesetzt. Eines Tages schreckt sie Hundegebell, sie glauben sich entdeckt; es war Tristans Lieblingsbracke, der seit dem Verschwinden seines Herrn sich so ungeberdig zeigte, daſs man ihn laufen lieſs; er hatte ihre Spur verfolgt und sie gefunden; Tristan lehrt ihn lautlos jagen. Damals baute sich Tristan seine Bogenfalle (*l'arc qui ne fault*), die das Wild selbsttätig erlegt.

Der Herbst und der Winter vergehen; es war kurz nach Pfingsten: Tristan hatte den Tag über einen Hirsch verfolgt; müde hatte er sich mit Iseut in einer Laube schlafen gelegt; Governal war abwesend. In dieser Einsamkeit erblickt sie ein Forstwart, der heftig erschrickt und seine Entdeckung schleunigst dem König meldet. Dieser läſst sich heimlich in den Wald führen und findet die Beiden noch schlafend, aber bekleidet und Tristans bloſses Schwert zwischen ihnen. Statt seiner ersten Regung zu folgen und zu strafen, nimmt er leise Iseuts Ring von ihrem Finger und steckt ihr den seinen daran, an die Stelle von Tristans Schwert legt er das eigene hin und hängt seine Handschuhe an einen Zweig, weil ein Sonnenstrahl auf Iseuts Gesicht fällt;

dann entfernt er sich geräuschlos. Beim Erwachen erschrecken die Flüchtigen nicht wenig und ihr erster Gedanke ist, sich in Wales in Sicherheit zu bringen. Am Johannistage waren es aber drei Jahre, daſs sie den verhängnisvollen Liebestrank genossen hatten, und drei Jahre dauerte seine Wirkung. Unter dem Eindruck der milden Nachsicht des Königs und des elenden Daseins, das sie eines um des anderen willen führten, gehen sie in sich und erinnern sich des Einsiedlers, der ihnen warnend zugesprochen hatte; sie suchen ihn auf und schreiben auf seinen Rat einen Brief an den König mit dem Anerbieten, wenn er verzeihen und Iseut wieder zu sich nehmen wolle, ihre Unschuld mit der Waffe zu erweisen; Tristan selber erklärte sich bereit, entweder dem König weiter zu dienen, wenn er es wünschte, oder das Land zu verlassen und in die Fremde zu ziehen. Das Schreiben überbringt Tristan selbst nach Lancien, wo er die Örtlichkeit genau kennt; er wartet aber nicht ab, bis der König, den er wachgerufen hat, herauskommt und mit ihm spricht. Am Morgen berät sich König Marc mit seinen Baronen, und der Schluſs ist, daſs er Iseut wieder zu sich nimmt und Tristan ziehen läſst. Zum Abschied schenkt dieser der Königin seinen treuen Bracken, und sie gibt ihm einen Ring, den er ihr vorzeigen lassen soll, wenn er je eine dringende Botschaft an sie hat.

Bis zu diesem Punkt gehen die drei Bearbeitungen, in denen uns die Erzählung vorliegt, Eilhart, Prosa und Béroul, so treu zusammen, als es bei ihrer verschiedenen Anlage überhaupt denkbar ist. Von da ab streben sie aber auseinander, und jede verfolgt ihren eigenen Weg. Es ist jedoch klar, daſs die Geschichte mit dem Verzicht und der Trennung der Liebenden nicht zu Ende war; sie verlangt unbedingt noch ein Nachspiel, einen endgültigen Abschluſs; und daſs dieser ursprünglich auch vorhanden war, geht aus den übereinstimmenden Andeutungen unserer Texte unzweifelhaft hervor, wenn auch ein klares Bild des Verlaufs in seinen Einzelheiten nicht mehr mit voller Sicherheit zu gewinnen ist. Nach seinem Abschied aus Cornwall scheint sich Tristan nach der Bretagne gewendet zu haben, wo eine Fehde zwischen den Fürsten von Carhaix und Nantes ihm Gelegenheit zur Betätigung seines Tatendrangs bietet. An Kaherdin, dem Jungherrn von Carhaix, gewinnt er einen treuen Freund und Waffenbruder, und er wähnt in der Armen seiner Schwester, einer anderen Iseut, Iseut aux blanches mains, Ruhe und Vergessenheit zu finden. Aber sein Schicksal ist besiegelt. In einem der Kämpfe schwer verwundet, siecht er dahin und ringt bereits mit dem Tode. Nur die alte Geliebte könnte noch helfen und ihn retten. Er sendet Governal mit ihrem Ring nach Cornwall und harrt nun der Stunde ihres Eintreffens. Ahnend merkt seine Frau, daſs seine Gedanken anderswo weilen als bei ihr; sie kommt dem Geheimnis auf die Spur, und beim Herannahen des Schiffes, das die Königin bringt, meldet sie, daſs es nicht weiſse, sondern schwarze Segel führt. Tristans mühsam zurückgehaltenes Leben entflieht; die Königin Iseut wird bei ihrer

Landung mit der Klage um den Verstorbenen begrüſst. Schweigend bettet sie sich neben ihn und folgt ihm ins Grab.

Dieses war unzweifelhaft auch in unserer Fassung der Schluſs der Erzählung, und man darf hinzufügen, daſs die Geschichte nach der Wiederversöhnung mit König Marc auch nichts weiteres bot als eben diesen Schluſs. Das ergibt sich schon aus der Logik der Dichtung selbst. Was konnte denn dem jugendlichen Helden nach seinem tragischen Erlebnis noch anderes beschieden sein als die Vereinigung mit der Ewiggeliebten in der gemeinsamen Sterbestunde? Oder sollten sie nach erfolgter Verzeihung neuerdings ihre Pflicht vergessen und sich zu gemeiner Betrügerei und Buhlerei herabwürdigen? Eine solche Geschmacksverirrung können wir weder Chrestien de Troyes noch dem unbekannten Erneuerer seiner Dichtung zuschreiben. Sie tragen nicht die Schuld, wenn dieser Geist schwankhafter Vergröberung in die Tristandichtung eingedrungen ist. Der Tadel trifft einzig und allein die Nachdichter, die in lüsterner Gier immer neue Situationen ausgedacht haben, um das Liebespaar wieder zusammenzuführen und ihm Gelegenheit zu geben, einem nicht mehr durch den unwiderstehlichen Zwang entschuldbaren Trieb zu fröhnen. In diesem Geist sind die Episoden abgefaſst, die auch in unseren Texten, Eilhart, Prosa, Béroul, auf Iseuts Rückkehr zu König Marc folgen. Sie sind nicht ursprünglich, denn sie zerstören das natürliche Gefüge der Erzählung und bringen Unstimmigkeiten in sie hinein. Sie sind auch nicht einheitlich bezeugt, und das berechtigt uns, sie als nachträgliche Erweiterungen anzusehen und bei der Besprechung des Grundgedichts beiseite zu lassen: es ist ein fremdes Material, das willkürlich von unberufener Hand in das geschlossene Werk des ungenannten Meisters eingebaut worden ist.

Denn die Tristandichtung, deren Inhalt wir wiedergegeben haben, ist ebenso wenig als ihr Vorbild, der Tristanroman von Chrestien de Troyes, eine beliebige Auswahl von schon vorher anderweitig erzählten Episoden, sondern steht vor uns als eine geschlossene und einheitlich konzipierte Romanfabel, wenn es je eine solche gegeben hat. Die Ereignisse bedingen sich gegenseitig in ihrem Verlauf vom Anfang bis zum Schluſs. Keine einzige Szene läſst sich herausnehmen und auch keine ohne Schaden einfügen. Und diese Einheitlichkeit offenbart sich nicht nur im Gang der Erzählung, sie gibt sich auch in der Erzählungsweise kund, und zwar so deutlich, daſs ihre Eigenart selbst durch die Verschiedenheit der einzelnen Bearbeitungen hindurch noch fühlbar ist. Soweit die Dichtung echt ist, erkennt man in ihr die gleiche sichere und jedes müſsige Beiwerk vermeidende Art des Vortrags, die nur auf die Sache ausgeht und stets in ahnungsvoller Spannung unbekümmert weiterschreitet und uns durch ihren echten, gedrängten, volkstümlichen Ton in ihren Bann zieht, so daſs man nicht fragt, ob es Recht oder Unrecht ist, was vor sich geht, oder ob das Unheil abzuwenden war, sondern daſs man teilnehmend gestehen muſs: Ja, so muſste es kommen, so muſste es geschehen.

Ob der Verfasser der anonymen Tristandichtung, von der wir hier handeln, als gestaltender Dichter und poetischer Erzähler ein kunstvoller Meister war, können wir mit Fug dahingestellt sein lassen. Aber, ohne auf der Stufe hoher künstlerischer Vollendung zu stehen, hat er es verstanden, den ihm überlieferten Stoff in seiner dramatischen Geschlossenheit schlicht und wahr wiederzugeben und dabei die immanente Notwendigkeit der schicksalhaften Vorgänge, die er berichtet, dem Hörer nur durch ihren Vortrag selbst, ohne sich irgendwie einzumischen, in unvergleichlicher Deutlichkeit und Tiefe einzuprägen. Diese Eigenschaft verleugnet er niemals. Sobald aber die Nachdichter und Erweiterer zum Worte kommen, verrät sich ihre Gegenwart ebenso sehr durch den Wechsel des Tons und der Stilart als durch den Inhalt ihrer Zugaben.

Wir haben die in diesem Abschnitt besprochene Fassung der Tristansage, die man auch die Vulgata, die *version commune*, genannt hat, als die anonyme Tristandichtung bezeichnet; das verlangt ein Wort der Rechtfertigung, denn gerade in dem als echt erkannten Teil des erhaltenen Béroulfragments nennt dieser sich zweimal mit Namen, so daſs es den Anschein hat, daſs nicht ein Unbekannter, sondern eben Béroul der Urheber dieser Fassung wäre. Das ist aber nur ein Zufall.[1] Zum erstenmal begegnen wir dem Namen Vers 1268, an einer Stelle, wo Béroul sich gegen den von ihm als unrichtig verworfenen Bericht anderer Erzähler wendet, dem zufolge Tristan und Governal unter den Aussätzigen ein Blutbad angerichtet hätten. Er weiſs es besser:

Berox l'a mex en sen memoire.
Trop est Tristans preuz et cortois
A ocirre gent de tes lois.

Nun aber wird diese Szene gerade bei Eilhart (4318ss.) in der gerügten Form erzählt und dürfte demgemäſs wohl auch so in dem von ihm bearbeiteten Gedicht gestanden haben, das auch die Textvorlage für die französische Erweiterung war, wie sie uns im Béroulfragment vorliegt. Das heiſst aber mit anderen Worten, daſs Béroul (er nennt sich selbst) an dieser Stelle gegen seine eigene Vorlage polemisiert; er ist also nicht der Dichter der Vorlage, sondern ihr Überarbeiter: er weiſs es besser als der Vordichter. Dies ist logisch so einfach, daſs es keiner weiteren Worte bedarf. An der anderen Stelle (1470) bezieht sich Béroul abermals auf seine Quelle, auf das Buch, wo er es geschrieben fand:

Ne, si come l'estoire dit,
La ou Berox le vit escrit.

Nichts verwehrt uns auch hier ihn als den Überarbeiter und Nachdichter anzusehen und seine Worte auf die vor ihm liegende Dichtung,

---

[1] Diese Ansicht vertritt auch J. Kelemina, *Geschichte der Tristansage* Wien 1923, S. 36f.

d. h. auf die noch nicht überarbeitete anonyme Fassung zu beziehen. Es ist ungefähr die gleiche Stelle, wo auch Eilhart (4576s.) sich auf seine schriftliche Quelle und zugleich auf die mündliche Überlieferung beruft: *îdoch sô sagit uns das bûch und ouch die lûte vor wâr.* Es wird also wohl auch im Grundgedicht eine solche Äuſserung in dieser Gegend gestanden haben, aber Béroul hat ihr zweifelsohne erst die Beziehung auf seine Person gegeben, indem er seinen Namen einsetzte. Wenn wir also von unserer Tristanfassung, der *version commune*, reden, so können wir sie von Rechts wegen nur als die anonyme bezeichnen, und der Herausgeber des Béroulfragments müſste seine Ausgabe folgerichtig mit *Le roman de Tristan par un anonyme et par Béroul, son continuateur,* überschreiben.

Wie steht nun aber die anonyme Tristanfassung zu der verlorenen Dichtung Chrestiens? Ist es eine bloſse Retuschierung ihres Textes? Man könnte geneigt sein es zu glauben, wenn man sieht, wie auffallend sich die beiden sowohl im Umfang als im Gang der Erzählung decken und wie genau sie in der Benennung der Personen übereinstimmen, auch im Namen der Insel Saint-Samson.[1] Dem widerspricht aber die Sprache und der Stil, und in manchen Punkten hätte Chrestien vermutlich der Begründung doch eine andere Wendung gegeben. Die eigentümliche Sachlage ist die, daſs die anonyme Tristandichtung eine völlige Neufassung der Tristanfabel bedeutet, ohne daſs eine wesentliche Änderung des Romangefüges damit verbunden wäre. Was kann da den Nachdichter bewogen haben, die ganze Geschichte aus Eigenem umzuschreiben, wo es ihm nicht auf eine grundsätzliche Änderung in der Anordnung der Geschehnisse oder in der Motivierung und Auffassung der Sage ankam? Er konnte doch nicht glauben, daſs er es besser machen würde als der Meister, der die Erzählung erfunden und als Erster gestaltet hatte.

Die einzige triftige Antwort auf die aufgeworfene Frage scheint die zu sein, daſs für den Nachdichter, den der durch Chrestien geschaffene und berühmt gewordene Stoff anzog und der sich von dessen Vortrag auch einen materiellen Erfolg versprach, der Chrestiensche Text in seinem Wortlaut nicht erreichbar war: nur den Inhalt der Erzählung konnte er erfahren, und den hat er sich augenscheinlich gut gemerkt, eine Abschrift des Gedichts war nicht zu erlangen. Eine derartige Voraussetzung hat nichts sinnwidriges; denn so lange der mündliche Vortrag der eigentliche und wirksamste Weg war, um ein Dichtwerk bekannt zu machen und für den bereiteten Genuſs auch den geziemenden Lohn zu erhalten, hing es von den Umständen

---

[1] Was die Personennamen angeht, ist die Übereinstimmung bei Marc und Iseut und bei le Morhot (im Reim auf *javelot*) ohne weiteres klar; bei Brangien ist sie durch die Bindung mit *bien* und *mien* gesichert; bei Tristan werden wir diese Namensform trotz des Schwankens von Eilhart und Béroul dem Grundgedicht zuerkennen müssen, einerseits wegen des Prosaromans und andererseits wegen der Umstellung in Tantris.

ab, ob ein Verfasser sein Werk nicht lieber für sich behielt und es selber verwertete, oder ob er es einem Gönner widmete, so daſs dieser es in einer Reinschrift besaſs und es sich beliebig vorlesen lassen konnte, oder ob er es zur Veröffentlichung herausgab und Berufskolportören anvertraute. Bei Chrestien scheint das Erstere der Fall gewesen zu sein; nur seine zwei letzten, auf Bestellung geschriebenen Werke haben eine Widmung, und herausgegeben wurden unseres Wissens nur seine Artusromane, aber anscheinend erst nach seinem Tod; seine Jugendwerke sind spurlos verschollen. Wenden wir dies auf den Tristan an, so dürfen wir voraussetzen, daſs Chrestien das Gedicht in seiner Neuheit vielfach und vor verschiedener Zuhörerschaft zum Vortrag gebracht hat: weit in der Welt, in Südfrankreich und am englischen Königshof sprach man mit Bewunderung und Rührung von dem innig verbundenen und schwer geprüften Liebespaar, von Tristan und Iseut. Wir haben die Zeugnisse von Raimbaut von Aurenga und von Bernart von Ventadorn. Hingegen liegt kein Beweis vor, daſs auch Abschriften der Dichtung umliefen; und es ist nicht ausgeschlossen, daſs der Dichter vor seinem Ableben Vorkehrungen getroffen hat, daſs das Werk nicht veröffentlicht werde, weil ihm das Herzverwirrende an seinem Zauber zum Bewuſstsein gekommen war. Was konnte aber unter solchen Umständen ein Berufserzähler machen, falls es ihn gelüstete selber von Tristans Liebe zu singen und zu sagen? Es blieb ihm keine andere Wahl, als sich seinen eigenen Tristan zu schreiben.

Die dargelegte Auffassung hat eine weitere Gültigkeit. Es ist kein Zweifel, daſs mit dem Aufblühen der Romandichtung in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auch die Lust erwachte, romantische Geschichten, die besonders gefielen und sich dazu eigneten, frei nachzuerzählen; und mit der Lust entwickelte sich auch die Fähigkeit. Es fehlt nicht an Belegen, daſs diese Form der Unterhaltung zu einer Art von gesellschaftlichem Sport wurde; und bald zeigten einzelne Menschen darin eine eigene und bewunderte Gabe. Bele Aëlis, die Heldin des *Roman de l'Escoufle* besaſs diese Gabe, zum Beispiel, und verwendete sie, um sich Freunde mit ihr zu gewinnen (2058s., 2068ss.):

Mout lor sot bien chanter chançons
Et conter contes d'aventure . . .
Il n'estoit deduis ne mestiers
Dont pucele deüst savoir
Qu'el n'i atort si son savoir
K'ele en set plus c'une autre fame.[1]

Die anonyme Tristandichtung ist im übrigen keineswegs der einzige Fall in dieser Zeit, wo die Umdichtung einer gegebenen Er-

[1] Wir erinnern uns auch, wie der Verfasser des *Guillaume d'Angleterre* sich die Geschichte seines Helden durch seinen Gefährten Roger le Cointe erzählen läſst.

zählung ohne direkte Benützung einer greifbaren schriftlichen Vorlage in Frage kommt. Bei den beiden Fassungen des Romans von *Floire et Blanchefleur*, der aristokratischen und der mehr volksmäſsigen, haben wir die gleiche Erscheinung.

Vom Dichter der in Rede stehenden anonymen Fassung des Tristanromans können wir feststellen, daſs er seiner Sprache nach dem Nordwesten Frankreichs, vielleicht der westlichen Normandie angehörte. Das würde nicht hindern, daſs er sich zeitweilig oder dauernd in England aufgehalten hat; denn der Ärmelkanal bildete um 1180 keine politische und keine kulturelle Grenze; und es gibt im Menschenleben viele Dinge, die sich aus der linguistischen Analyse eines Textes, zumal eines so kurzen und so entstellten, nicht herauslesen lassen. Aus dem Werke selbst gewinnt man auf jeden Fall den Eindruck einer genaueren Vertrautheit des Dichters mit den Ortsverhältnissen in Cornwall und in der Bretagne. Der Schauplatz der Ereignisse sind ländliche Herrensitze wie Lancien (Lantyan), die zu der Zeit eine Bedeutung hatten, aber im Ausland schwerlich sehr bekannt waren.[1] Wie in der Chrestienschen Fassung die Lokalisierung war, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Bemerkenswert ist auch die englische Bezeichnung *lovendrinc* oder *lovendrant* (im Reim auf *-ent*) für den Liebestrank (2138. 2159).

Unser Anonymus war vermutlich auch der Erste, der die Tristanerzählung in Beziehung zu König Artur gebracht hat. Es ist fraglich, ob die Anknüpfung schon bei Chrestien zu finden war, denn sein Tristanroman fällt früher als seine Artuserzählungen. Übrigens ist die Verbindung nur äuſserlich, nicht organisch: Tristan soll einen Brief an König Artur bestellen (638. 684), und Governal erinnert sich, daſs zur Zeit, wo Artur bereits regierte, ein walisischer Förster einen Windhund gleichfalls zu lautlosem Jagen abgerichtet hatte (1578); weiter ist von Artur und seinem Hof nicht die Rede. Man könnte nun fragen, ob die Anregung zur Anknüpfung an Artur etwa aus Chrestiens späteren Artusromanen entnommen wurde; wir haben aber keine sichere Spur von einer Einwirkung dieser Romane auf unseren anonymen Tristandichter. Man könnte zwar vermuten, daſs die genaue Namensform seiner Personen aus *Erec* und *Cligès* geschöpft ist, und vor allem erinnert der Abschied Tristans von seinem Vater stark an die Szene, wo Cligès' Vater, Alixandre sich Urlaub erbittet, um an den Artushof zu gehen. Aber diese Form der Urlaubnahme könnte sich sehr wohl schon im Chrestienschen Tristan gefunden haben und von ihm selbst in seinem *Cligès* noch einmal verwendet worden sein; und bei dem geringen zeitlichen Abstand zwischen

[1] Über die Örtlichkeiten im Tristanroman vgl. J. Loth, *Contributions à l'étude des romans de la Table Ronde*, Paris 1912. — Die anderweitig vertretene Auffassung, daſs Leonois nicht das Gebiet von Saint-Pol-de-Leon, sondern Lothian in Schottland oder der Bezirk von Caerleon am Wyst wäre, beruht auf Annahmen, die schwerlich zutreffend sind. Ebenso unerfindlich ist es, warum Frise nicht Friesland, sondern das Land am Dumfries meinen soll.

den beiden Tristandichtungen ist die ungetrübte Überlieferung der Namen selbst auf mündlichem Weg kein Ding der Unmöglichkeit.

Die Sache liegt nämlich so, dafs die Einführung von Artur in den anonymen Tristanroman auch unabhängig von Chrestien erfolgt sein kann; dafür spräche schon die durch den Reim auf *mur* gesicherte Namensform Artur. Eine weitere Bestätigung liefert uns aber die automatische Bogenfalle, der *arc qui ne faut.* Dieser stammt nämlich aus Gefrei Gaimars *Estoire des Engleis*; hier wird (4409ss.) berichtet, wie König Eadmund 1086 vom Verräter Eadrich mit Hilfe einer ähnlichen Vorrichtung ermordet wurde. Nun wissen wir aber, dafs Gefrei Gaimars *Estoire des Engleis* im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts mit der *Geste des Bretons* von Wace vereinigt und so in Umlauf gebracht wurde. Aus dieser ziemlich verbreiteten Publikation könnte der Verfasser der anonymen Tristandichtung seine einschlägigen Kenntnisse her haben. Diese Feststellung wäre auch für die Datierung seines Werks nicht ohne Wichtigkeit.

Zusammenfassend können wir sagen, dafs die anonyme Tristandichtung eine Neufassung oder, wenn man will, ein Plagiat des Chrestienschen Tristanromans ist, dessen Text nicht zu bekommen war. Sie ist das Werk eines nicht ungebildeten, aber seinem geistigen Niveau nach mehr spielmannsmäfsig eingestellten Dichters aus der westlichen Normandie, dem Cornwall und Bretagne nicht unbekannt waren. Durch seine Tat gelangte die Tristandichtung von der Champagne in die anglonormannische Kultursphäre. Die Zeit läfst sich nur vermutungsweise, etwa um 1180 bestimmen, oder auch etwas früher.

4. Die besprochene anonyme Fassung ist nicht wie Chrestiens Tristanroman geheimgehalten worden, aber bei der handschriftlichen Verbreitung war es nicht ihr unberührter Text, der einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, sondern ein durch Einschaltung von Zwischenhandlungen beträchtlich erweiterter. Dieses Verfahren ist uns auch anderweitig bekannt; es ist eine der Formen, in der sich im Mittelalter das anhaltende Interesse an einem wirksam eingeführten Erzählungsstoff kundgibt. Bei der Tristansage lag für die nachschaffende Phantasie keine andere Möglichkeit als eben Einschaltungen vor, da in dem Roman sein ganzes Leben von der Wiege bis zum Tod erzählt war. Der Rahmen liefs sich nicht ändern, nur Zusatzepisoden konnte man erfinden und einfügen. Das ist denn auch geschehen.

Dieses Verfahren der Interpolation setzt für gewöhnlich, wie in unserem Fall, die Vervielfältigung des Textes voraus; denn nur bei der Herstellung neuer Abschriften lassen sich Hunderte und Hunderte von Versen regelrecht einschieben. Der Zweck der Manipulation ist natürlich, einer schon bekannten Dichtung einen erhöhten Reiz und Neuheitswert zu verleihen. Man geht daher in der Regel nicht fehl, wenn man solche Zudichtungen und Einschaltungen als Atelierarbeit ansieht; sie hängen mit dem kaufmännischen

Vertrieb des betreffenden Literaturwerkes zusammen, und in den meisten Fällen ist der schriftstellerische Wert der Leistung auch danach. Die interpolierte Rezension der anonymen Fassung des Tristanromans, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben, ist mit keinem Namen gezeichnet. Das Bezeichnende an ihr ist, daſs die eingeschobenen Episoden sich alle gegen den Schluſs zu massieren; sie spielen sämtlich nach der Trennung der Liebenden und fallen durch ihren schwankhaften Charakter auf.

Die ursprüngliche Gestalt dieser Zusatzerzählungen scheint bei Eilhart von Oberge am treuesten wiedergegeben. An ihn werden wir uns darum halten. Nach seinem Bericht begibt sich Tristrant nach dem Verlassen von Markes Hof über Ganoje (Galloway), wo er auch bemerkenswerte Taten vollbracht hat, deren Schilderung aber zu lange aufhalten würde, mit Governal nach Britannien an den Hof des Königs Artus. Da war ein Ritter Namens Delekors, den noch niemand besiegt hatte;[1] Tristrant reitet verkappt aus, sticht ihn vom Pferde, und schenkt dieses einem armen Mann. Walwein hat gleich Verdacht und stellt Tristrant bei seiner Liebe zu Isolde zur Rede. Aus seiner sofortigen Antwort merkt er, wie lieb sie seinem Freunde ist. Um diesem eine Zusammenkunft mit ihr zu ermöglichen, wird eine Jagd in der Nähe von Tintagel ausgemacht, wo Artus ein Jagdhaus hat; natürlich wird König Marke zur Teilnahme eingeladen. Mit Absicht wird dann die Erlegung des Hirschs bis zum Einbruch der Dunkelheit verzögert, und zwar so, daſs sie in der Nähe der Stadt, aber drei Meilen vom Jagdhaus entfernt erfolgt. König Marke kann nicht anders als die fremden Gäste einzuladen. Alles schläft in dem groſsen Saal, wo auch die Betten des Königs und der Königin stehen. Die List scheint gelungen; aber zur Vorsicht wird von der Gegenseite ein Pflock mit scharfen Senseneisen hingelegt, und richtig verletzt sich Tristant, wie er zum Bette der Königin schleicht, in der Dunkelheit daran; er blutet stark; aber auf Keis Rat beginnen die Artusritter eine Balgerei, bei der sie sich alle verwunden; auch Kei, der sich schonen will, wird in die Eisen gestoſsen. Am Morgen muſs sich König Marke als der Anstifter vor den Gästen schämen. Eilh. 4995—5487.

Das zweite Abenteuer erfolgt nach der Vermählung Tristrants mit Isolde Weiſshand. Den Anlaſs dazu gibt die Entdeckung, daſs er seine junge Frau aus Liebe zur anderen Isolde vernachlässigt. Bei einem Ausritt tappt ihr Pferd in eine Pfütze, daſs das Wasser hoch unter ihr Kleid hinaufspritzt, so hoch, bemerkt sie lachend, wie sich noch nie eines Mannes Hand bei ihr gewagt. Kehenis (Kaherdin) stellt seinen Schwager darob zur Rede, und dieser entschuldigt sich mit den Worten, er wisse eine Frau, die seinen Hund um seinetwillen besser hält, als Kehenis' Schwester ihn je gehalten hat. Zum Beweis

[1] Un chevalier de la cour, nach der Erklärung von G. Schoepperle, übrigens eine rein episodische Figur.

fordert er seinen Freund zur Fahrt nach Cornwall auf. Hier steigen sie in Lidan beim Seneschall Dinas ab und benachrichtigen die Königin. Es wird eine Jagd in Blankenwalde (Blanche-lande) ausgemacht, zu der der König und die Königin mit prächtigem Gefolge reiten. In einem Dornbusch versteckt, lassen die beiden Freunde den Zug an sich vorüberziehen; bei jedem neuen Bild glaubt Kehenis die Erwartete zu sehen, bis sie endlich erscheint, alle an Schönheit überstrahlend. Ihren Begleiter Andret hat sie weggeschickt. Schnell schieſst Tristrant ein Reis in die Mähne ihres Pferdes. Auf das Zeichen steigt sie ab und holt, wie verabredet war, das Hündchen aus seinem kostbaren Behälter, herzt und streichelt es, so daſs Kehenis seinem Freunde Recht geben muſs; dann spricht sie zu den singenden Vögelein und bestellt sie zur Nacht an ihr Zelt. Dem König läſst sie melden, sie fühle sich leidend und wünsche allein zu rasten.

Zur Nachtzeit finden sich die Beiden ein, und während Tristrant die Königin unterhält, macht Kehenis ihrem Fräulein Gymele (Camille) energisch den Hof;[1] sie weist ihn zwar wegen seiner Zudringlichkeit zurecht; als aber die Königin ihm für die Nacht die Wahl zwischen ihr und Brangene läſst und Kehenis ihr den Vorzug gibt, erbittet sie sich von der Königin das Zauberkissen, dessen sie sich bedient, wenn das Herzeleid um Tristrant sie keinen Schlaf finden läſst. Kaum hat Gymele es Kehenis unter den Kopf geschoben, schlummert er ein und wird erst wieder wach, als sie es bei Tagesanbruch wegzieht. Zum Schaden hat er natürlich auch den Spott. Am Morgen erblickt ein Herr aus dem Gefolge des Königs, namens Pleherin (Bleheri), Isoldens Kämmerer Perenis im Gespräch mit Governal, der die Nacht bei den Pferden zugebracht hat; er meint, es sei Tristrant, und wie sie fliehen, beschwört er sie im Namen der Königin stehen zu bleiben; sie hören nicht darauf. Diese vermeintliche Feigheit und Geringschätzung ihres Liebhabers erzählt Pleherin brühwarm der Königin, die ihn zwar zornig abweist, die Sache aber doch zu Herzen nimmt. Sie läſst Tristrant Vorwürfe machen, und als er versucht, sich ihr in der Verkleidung eines Aussätzigen zu nähern, heiſst sie ihn forttreiben und lacht über die Schläge, die er erhält. Zürnend verläſst Tristrant Cornwall, und jetzt wird Isolde Weiſshand wirklich seine Frau. Das war im Mai. Als es aber auf Michaelis geht, läſst sich die Königin von ihrem Unrecht überzeugen und sendet den Knappen Pilois zu Tristrant hinüber und läſst ihm melden, sie bereue ihr Verhalten und werde ein härenes Hemd auf der bloſsen Haut tragen, bis er ihr wieder hold ist. Pilois trifft Tristrant bei der Vogelbeize, wird reich beschenkt, und überbringt die Antwort ebenso geschickt.

Als Pilger verkleidet, eilt Tristrant mit Governal nach Cornwall. Dinas treffen sie nicht zu Hause und nächtigen im alten Dornbusch; durch einen Bekannten, den er schlafend auf dem Pferde trifft, schickt

[1] Der Name Camille stammt aus dem Eneasroman.

er der Königin Botschaft. Eine neue Hirschjagd wird bei Blankenlande abgehalten; Brangene war nicht dabei; der Tod hatte sie abgerufen. Beinahe gerät Tristrant in Gefahr bei der Verfolgung des Hirschs entdeckt zu werden. Die Nacht bringt er in der Vorstadt von Blankenlande bei der Geliebten zu, und am Morgen mischt er sich aus Übermut in die Schiefs-, Spring- und Wurfübungen der Jugend, wobei ihm sein graues Gewand platzt und der Scharlach darunter sichtbar wird. Eilends mufs er sich aus dem Staube machen. Eilh. 6143—7864.

Das letzte Abenteuer schliefst sich unmittelbar an und ist eigentlich das Vorspiel zu Tristrants Ende.[1] Der Gegenspieler der beiden Freunde ist diesmal Nampetenis (le nain Bedenis), mit dem sie schon einmal bei den Kämpfen um Carhaix (Eilh. 5973ss.) handgemein geworden waren. Kehenis ist nämlich in Gariole, die Frau des kleingewachsenen Menschen, verliebt; schon vor ihrer Ehe hatte sie ihm ihre Neigung zugewendet. Kein Wunder, wenn Nampetenis eifersüchtig ist und seine Frau in der Burg einsperrt, wenn er seiner grofsen Leidenschaft, der Jagd nachgeht; die Schlüssel trägt er immer bei sich. Auf Tristrants Rat läfst Kehenis nach Wachsabdrücken, die ihm die Frau verschafft, durch einen Schmied aus Tintagel, der zufällig im Lande ist, Nachschlüssel anfertigen. Da kommt die Nachricht, dafs Tristrants Vater gestorben ist. Unter dem Vorwand, seine Gegenwart sei dort notwendig, begibt er sich mit Governal, als fahrende Knappen verkleidet, nach Cornwall und steigt bei Dinas ab; dieser bestellt die Königin unter den Baum, auf dem König Marke sie belauscht hatte; am Morgen werden sie bemerkt und von Andret verfolgt; Tristrant und Governal werfen sich in einen Kahn und retten sich. Die Königin aber versieht zwei wirkliche Fahrende mit ähnlichen roten Kappen und läfst sie bezeugen, dafs sie die Flüchtigen waren; sie tun es und bleiben auch beim schärfsten Verhör standhaft bei ihrer Aussage. Sobald daraufhin der Bann aufgehoben wird, der jede Ausfahrt aus dem Lande verhindern sollte, kehrt Tristrant nach der Bretagne zurück.

Hier sind inzwischen auch Kehenis Eltern gestorben, und Riol, der alte Gegner, ist wieder in das Land eingebrochen. Beim Berennen eines Turms wird Tristrant, der den Helm abgenommen hat, durch einen Steinwurf getroffen und für tot hinweggetragen; er erholt sich jedoch, bleibt aber entstellt. An ihm nagt der Kummer, dafs er nicht mehr nach Cornwall darf, weil man ihm auf der Spur ist. Das Wort eines Kindes, seiner Schwester Sohn, das ihn klagen hört, gibt ihm den Mut zu einem neuen Versuch. Unkenntlich wie er ist, läfst er sich noch das Haar kurz scheren und wagt sich im Aufzug eines Narren direkt in die Königsburg. Seine Rolle spielt er mit Glanz. Fast hätte er Andret erschlagen. Dem König sagt er Wahrheiten,

[1] Diese Episode finden wir im Prosaroman nach der Hs. 103, Romania XV, 496—499, 520—525, 499—510 = Bédier II, 364—395.

die dieser für Narrheiten nimmt. Nicht leicht wird es Isolde zu überzeugen. Man bettet ihn unter die Treppe, und einige Wochen führt er das Doppelleben eines Narren bei Tag und des beglückten Liebhabers bei Nacht, bis er beobachtet wird; aber niemand wagt ihn anzurühren, wie er mit erhobener Keule durch die feindliche Schar hindurchschreitet; und die Späher hüten sich im Bewuſstsein der offenbarten Feigheit die Sache ruchbar werden zu lassen. Nun wird auch das längst vorbereitete Unternehmen mit Gariole ausgeführt; aber es endet schlecht. Durch Kehenis' Hut, den ein Windstoſs in den Wassergraben wirft, und durch die Bolzen, die Tristrant zum Zeitvertreib in die Wand schieſst, wird Nampetenis auf ihren Besuch aufmerksam; er setzt ihnen mit seinen Leuten nach; Kehenis wird erschlagen, und Tristrant bleibt durch einen vergifteten Speer verwundet liegen. Eilh. 7865—9234.

Von diesen Abenteuern könnte man das erste, das mit den Sensenblättern, zur Not von den übrigen trennen. Im Prosaroman wird es in anderer Form vor der Szene mit dem Bettsprung erzählt. Andret legt die Falle im Einverständnis mit dem König; Tristan verletzt sich; aber Iseut steigt schnell aus dem Bett, schneidet sich ebenfalls, und erhebt nun Klage gegen Tristan und Andret. Der König verspricht den Schuldigen herauszufinden, hütet sich aber wohlweislich etwas dafür zu tun. Auch in dieser Form wäre die Erzählung in dem ursprünglichen Gedicht undenkbar, weil sie die Motive des Mehlstreuens und der Blutspuren vorausnimmt und dadurch die folgenden Hauptszene um ihre Wirkung bringen würde.

Man sieht es diesen Abenteuern, wie wir schon früher sagten, ohne weiteres an, daſs sie müſsige Einlagen sind und mit der Romanfabel in keiner organischen Verbindung stehen. Es ist ein schwankartiges Spiel mit Listen und Verkleidungen ohne sittlichen Ernst. Das ganze läuft auf eine lüsterne Verherrlichung buhlerischer Zusammenkünfte hinaus. König Marke wird zum gutmütigen Hahnrei herabgemindert; Dinas von Lidan, der Seneschall, der sich so würdig für den verurteilten Tristan eingesetzt hatte, erscheint als ein bedenkenloser Kuppler und Helfer. Isolde verliert jedes Schamgefühl und zieht jeden zweiten und dritten Menschen in das Vertrauen ihrer Buhlschaft, und das Benehmen ihrer Frauen grenzt an das Dirnenhafte. Dabei werden immer neue Nebenpersonen nach augenblicklichem Bedürfnis eingeführt; auch die Artusritter müssen als Statisten herhalten, und eben nicht in würdiger Aufmachung.[1] Von Ritterdienst und Waffenehre ist keine Rede mehr; das Königtum ist nur noch Schaugepränge, der fürstliche Nimbus ist von ihm genommen. Statt auf Burgen oder ländlichen Herrensitzen treffen wir Herrscher und Gefolge gelegentlich in Vorstädten bürgerlich untergebracht. Mit

[1] Die Namensform Artu und die Voraussetzung, daſs die Hörer mit der Artuswelt vertraut sind, geben ein sicheres Anzeichen, daſs Chrestien vorausgegangen ist und bereits als Gemeingut angesehen werden kann.

der Tragik des Schicksalserlebnisses verschwindet auch die alte, Ehrfurcht gebietende höfische Welt.

Gewiſs fehlt es in den einzelnen Erzählungen nicht an guten Einfällen und hübschen Zügen, wie etwa Isoldens Anrede an die Vögelein oder, mit derberem Humor, der Tritt in die Pfütze und das Spritzen des Wassers oder der Hereinfall mit dem Zauberkissen. Aber in der Hauptsache sind es die gelungenen Listen, die das Interesse ausmachen; es sind Schwankmotive, die an die Streiche des Meisterdiebs erinnern und nichts primitives haben. Nebenbei müssen wir auch manche Schwäche mit in Kauf nehmen, z. B. die ziemlich matte Geschichte mit dem gestreichelten Hund. Sehen wir aber das Gefüge der eingelegten Episoden an, so erkennen wir unschwer jene neue Form der Erzählung, die sich bald im Prosaroman so ermüdend breit machen wird: die endlose Verschlingung willkürlicher Fäden, die ohne Plan und Gesetz durcheinanderlaufen und wohl zu einem Ende, aber zu keinem Ziele führen. Nirgends herrscht eine groſse, einheitliche Eingebung; spielerisch zerflattern die Geschehnisse, und der Dichter macht sich einen Spaſs daraus, den Leser hinzuhalten und von Irrgang zu Irrgang zu leiten: den Geschmack seiner Zuhörerschaft wird er zweifellos gekannt und nicht enttäuscht haben.[1]

Wir sprachen von zugedichteten Einlagen, die im Schluſsteil des Romans zusammengehäuft sind: vielleicht wäre es richtiger von einer Umarbeitung des ganzes Schlusses zu reden. Der Zweck bleibt der gleiche; der Unterschied ist nur, ob der Text des Romans bei der Einschaltung schonend behandelt wurde oder ob er unter dem Eingriff stärker gelitten hat. Eine Entscheidung ist schwer, da wir auf den einen Eilhart angewiesen sind und keine Vergleichsmöglichkeit haben. Aber der Verdacht läſst sich nicht abweisen, daſs auch in den Verbindungsstücken zwischen den herausgehobenen Zusätzen der Zutat mehr ist als des Übernommenen. Es ist z. B. auffällig, daſs Nampetenis schon bei der ersten Befreiung von Carhaix, bei der die Waffenbruderschaft zwischen Tristan und Kaherdin geschlossen wurde, die Waffen mit diesen kreuzt, nur daſs ihr Ringen ohne Ergebnis und ohne sichtbaren Anlaſs abbricht. Man könnte versucht sein, das ganze folgende Stück (etwas über 3000 Verse bei Eilhart) glatt zu überspringen und gleich zu Tristans Verwundung und Kaherdins Tod überzugehen. Freilich käme dadurch das ganze Verhältnis zu Isolde Weiſshand in Wegfall. Aber hätte die so verkürzte Form der Erzählung nicht auch ihren guten Sinn? Tristans Rückkehr nach der Bretagne muſste doch eigentlich, wenn der Dichter seine eigenen Voraussetzungen nicht völlig vergessen hatte, die Absicht verfolgen, ihn wieder in seine Heimat und zu seinem Vater zu bringen. Man könnte sich nun vorstellen, daſs ihn auf dem Hinweg dahin ein blinder Zufall nach Carhaix geführt und daſs sein ritterliches Rechtsgefühl ihn bewogen hätte, sich der bedrängten und verwüsteten Stadt anzunehmen. Gewann er dabei einen Freund, so

[1] Vgl. J. Kelemina l. c. S. 70.

erfüllte sich aber auch sein Schicksal. Zu Tode verwundet, mußte er in der Fremde sterben, da die durch Governal herbeigerufene Königin Isolde zu spät eintraf, um ihn zu retten. Sein Vaterhaus sah er nicht wieder. Freilich sprechen wieder andere Erwägungen für die Beibehaltung der zweiten Isolde, aber entscheidend sind auch sie nicht.

Wir kommen somit zu dem Ergebnis, daß der anonyme Tristanroman zu einer bestimmten Zeit, etwa im Beginn der achtziger Jahre, eine Erweiterung durch Zusatzepisoden erfahren hat, deren Herkunft noch eine endgültige Klärung verlangt. Die eingangs des Abschnitts ausgesprochene Vermutung, die Erweiterung könne mit der buchhändlerischen Verwertung des Werks zusammenhängen, scheint sich zu bewahrheiten. Tatsache ist, daß die interpolierte Fassung des Tristanromans die Grundlage wurde für die deutsche Bearbeitung durch Eilhart von Oberge, sie hat das Material geliefert für den französischen Prosaroman; sie ist auch dem nächsten Tristandichter, dem Anglonormannen Thomas, zur Kenntnis gekommen. Bei so verschiedenen Benützern ist es kaum anzunehmen, daß ein einziges Exemplar ihnen reihum zur Verfügung gestanden hat. Wir können, ohne zu übertreiben, mit drei oder vier Abschriften rechnen, während für die nicht interpolierte Fassung nur das Béroulfragment der Hs. 2171 Zeugnis ablegt. Angesichts dieser Sachlage würde die Bezeichnung der Vulgata oder Version commune, genau genommen, der interpolierten Rezension mit mehr Recht zukommen als dem nicht interpolierten schlichten Anonymus.

5. Die dritte und letzte altfranzösische Reimfassung des Tristanromans, von der wir Kenntnis haben, ist die des Anglonormannen Thomas. Ihr Erfolg war nicht geringer als die der interpolierten anonymen Fassung, wie die Bruchstücke von fünf französischen Handschriften und drei fremdsprachige Bearbeitungen, die Dichtung von Gottfried von Straßburg, die nordische Saga des Mönchs Robert und das englische Spielmannsgedicht *Sir Tristrem*, bezeugen.[1]

Wie sein Vorgänger ist auch der Thomassche Tristan nicht nach einer schriftlichen Vorlage, sondern auf Grund mündlicher Erzählung gedichtet worden; und diesmal haben wir das ausdrückliche Zeugnis des Verfassers selbst, der sich folgendermaßen über seine Gewährsmänner äußert:

---

[1] Ausgaben: *Le roman de Tristan par Thomas, poème du XIIe siècle*, p. p. J. Bédier, 2 Bde., Paris 1902—1905 (Soc. d. anc. textes). — *Die nordische und englische Version der Tristansage* hgg. v. E. Kölbing I. *Tristanes Saga ok Isondar*, Heilbronn 1878, II. *Sir Tristrem*, Ibid. 1882. — Gottfried von Straßburg *Tristan und Isolde*, hgg. v. H. v. d. Hagen, Breslau 1823; v. H. F. Maßmann, Leipzig 1863; v. R. Bechstein, Leipzig 1869 u. ö.; v. W. Golther, Berlin 1889; v. Marold, Leipzig 1906, [2]1920 (Teutonia 6). — *Folie Tristan* (Soc. d. anc. textes). — *Il Tristano Riccardiano* ed. G. Parodi, Bologna 1896 u. Bédier, Thomas I, 201. 213. 230. 245. — Grundlegend bleibt die meisterhafte Rekonstruktion der Thomasschen Fassung durch J. Bédier (Band I).

Seignurs, cest cunte est mult divers
E pur ceo l'uni par mes vers
E di en tant cum est mester
E le surplus voil relesser.
Ne voil pas trop en uni dire:
Ici diverse la matyre.
Entre ceus qui solent cunter
E del cunte Tristan parler,
Il en cuntent diversement:
Oï en ai de plusur gent.
Asez sai que chescun en dit
Et ço qu'il unt mis en escrit,
Mes sulun ço que j'ai oï,
Nel dient pas sulun Breri
Ky solt les gestes et les cuntes
De tuz les reis, de tuz les cuntes
Ki orent esté en Bretaingne. 2107ss.

Nach seinen eigenen Worten hat also Thomas eine Reihe von Erzählern gekannt, die von Tristran zu sagen wufsten, und hat sich ihre Darstellung gemerkt; auch was schriftlich vorhanden war, ist ihm nicht entgangen. Als seine Aufgabe sieht er es an, aus diesem bunten und widerspruchsvollen Material wieder ein einheitlich gefügtes Ganzes zu machen (unir), ohne von dem zugewachsenen Rankenwerk allzuviel zu opfern: dabei hält er sich aber an jenen Breri, der für ihn die grofse Autorität ist, der alle Geschichten und Geschlechtsfolgen von sämtlichen Königen und Grafen kannte, die jemals in England gelebt hatten. Dieser Breri ist nun aber kein Wahngebilde oder wesenloser Schatten, sondern eine wohlbeglaubigte historische Persönlichkeit. Giraldus von Barri (Cambrensis) nennt ihn in seiner *Descriptio Kambriae* (Roll Series t. VI, c. xvii): *famosus ille fabulator Bledhericus, qui tempora nostra paulo praevenit*; und Wauchier de Denain beruft sich in seiner *Gralfortsetzung* (Brit. Mus. Ms. add. 36614) auf ihn mit den Worten:

Deviser vos voel sa faiture
Si com le conte Bleheris
Qui fu nés et engenuïs
En Gales, dont je cont le conte
Et qui si le contoit au conte
De Poitiers qui amoit l'istoire.[1]

Bréri war demnach ein bekannter Meistererzähler, der die britische Vergangenheit (die Materie Galfrids!) ebenso beherrschte, als er auf Wunsch imstande war, Romanerzählungen wie die von Tristan oder von Perceval in seiner Weise vorzutragen. Seine Wiege war in Wales gestanden, er selber übte seine Kunst im Dienst des Grafen

[1] Romania XXXIV, 100f.

von Poitiers. Wenn nun Giraldus sagt: *qui tempora nostra paulo praevenit*, so dachte er sicher nicht an einen Menschen, der schon gestorben war, bevor er selber geboren wurde, also vor 1147; so spricht man eher von einem älteren Zeitgenossen, den man noch gekannt hat oder hätte kennen können, wenn der Zufall es gewollt hätte. Da Giraldus gegen 1220 gestorben ist, dürfen wir Bledhericus ohne Bedenken in die achtziger Jahre des 12. Jahrhunderts setzen. Damals war aber der Graf von Poitiers der bekannte Richard Löwenherz, der spätere König von England. In seiner Umgebung müssen wir uns also den Walliser Bléhéri oder Bréri denken als einen begnadeten Erzähler mit hervorragendem Gedächtnis und wahrscheinlich nicht geringerer Einbildungskraft, aber ohne jeden schriftstellerischen Ehrgeiz: nur ein Erzähler. Das erklärt sein hohes Ansehen, obschon keine Zeile von ihm geblieben ist.

Wenn nun Thomas den Stoff seiner Tristandichtung, nach eigener Aussage, einer uneinheitlichen und in sich abweichenden, mündlichen und schriftlichen Überlieferung entnimmt und sich dabei für seine Person mit Vorliebe an einen von ihm zwar genannten, aber für uns unkontrollierbaren Gewährsmann hält, so kann man eigentlich nicht fragen, wie er seinen Stoff umgestaltet hat, und warum; denn an den vorliegenden Änderungen ist er nicht allein schuld, wenn es auch nicht möglich ist, die Verantwortlichkeit der Beteiligten im einzelnen festzustellen und sicher zu umgrenzen. Unser Ziel soll eher sein zu erkennen, wie Thomas jeweils die Situation auffaſst und als gestaltender Künstler der in ihr liegenden Schwierigkeit Herr wird und schlieſslich die ihm richtig dünkende Wirkung erzielt. Denn trotz jener unsichtbaren Mitarbeit hat er zu seinem Werk eine eigene ausgesprochene Veranlagung und Geschmacksrichtung mitgebracht; im letzten Grunde ist doch sein Temperament und sein Formwille und der aus ihm redende Zeitgeist bestimmend, und wenn sein Können auch mitunter versagt und seine Leistung hier und da unbefriedigt läſst, so bleibt seine Umprägung der Tristanerzählung doch ein literarisches Ereignis, dessen Eigenart uns in der kongenialen Umdichtung Gottfrieds von Straſsburg mit neuem Reiz zum Bewuſstsein kommt. Im übrigen darf man aber nicht übersehen, daſs es sich bei der in Rede stehenden Vermittelung um Vorgänge innerhalb einer Generation, von einem Jahrzehnt zum nächsten, handelt, so daſs es nicht befremdlich erscheint, wenn das bewährte Grundgerüst der Dichtung in weitem Umfang unverletzt geblieben ist; die alte Romanfabel hat eben auch in diesem Stadium ihre unverwüstliche Kraft nicht völlig eingebüſst.

Thomas fängt damit an, daſs er die Vorgeschichte, die in der anonymen Fassung nur eine kurze Einleitung darstellt, zu einer selbständigen Romanhandlung ausbaut: nur ist es nicht ganz leicht seine genaue Absicht aus den widerspruchsvollen Angaben der verschiedenen Bearbeiter herauszulesen. Tristrans Vater heiſst bei ihm Kanelangrès, was nach der Aussprache am ehesten als Quene l'angrès,

Kuno der Grimme, gedeutet werden kann; als Herrschaftsgebiet weist er ihm das Land Ermenie zu, worunter allgemein Armorica verstanden wird. Das stimmt zu Galfrids Weltbild, in dem Armorica als zweites Keltenland eine wichtige Rolle spielt; von dort wird immer die Hilfe und Rettung erwartet, wenn das gröſsere Britenreich in Bedrängnis gerät. Schwierigkeit macht lediglich die Umgrenzung des Gebiets und die Bestimmung seiner Nachbarn. Es sieht aus, als habe Thomas Ermenie (Armorica) von der eigentlichen Bretagne unterschieden, die ihre besonderen Herzöge hat; wie aber die Verteilung vorzunehmen ist, bleibt ungewiſs; am ehesten lieſse sich etwa die Grafschaft Nantes zu dem Zweck abspalten. Auf Gottfried von Straſsburg kann man sich nicht berufen, weil er an dieser Stelle offensichtlich den Versuch gemacht hat, seinen gewöhnlichen Gewährsmann Thomas mit der Darstellung von Eilhart in Einklang zu bringen. Dementsprechend heiſst Tristrans Vater bei ihm mit rechtem Namen Riwalîn und mit Zunamen Kanêlangres, was er höchst phantastisch mit dem Namen der Burg Kanoêl (einer Erfindung von ihm) erklärt. Dabei macht er aus dem auch durch das niederfränkische Bruchstück bezeugten Ermenie das Nirgendheim Parmenîe, Riwalîn-Kanêlangres besitzt es als Eigenland (*des tuot uns Thômas gewis*), während Leonois, das andere ihm zuschreiben (*genuoge waenent und jehent des*) ein Sonderland ist, das er als Lehen des Herzogs Morgan innehat. Es springt in die Augen, daſs wir es mit einem Harmonisierungsversuch zu tun haben, den Gottfried auf dem Gewissen hat; es liegt kein Grund vor, ihn Thomas in die Schuhe zu schieben. Man sagt zwar, daſs der englische *Sir Tristrem* hier mit Gottfried übereinstimmt, da er Tristrans Vater Rouland nennt, was zur Not eine Entstellung von Rivalen sein könnte; aber der Name lautet, näher besehen, gelegentlich auch Roulandriis oder Roulandrise und gleicht sehr einer Verballhornung von Kanelangrès (Roulandris). Das Zeugnis des Engländers, das Gottfried stützen soll, ist also selber unsicher in der Deutung.

Ähnliche Verwirrung beobachtet man bei Kanelangrès ersten Taten. Gehen wir von der Saga aus, so erscheint er als ein jugendlicher Landeserbe, fast noch ein Kind, dessen Hilflosigkeit und Unerfahrenheit gewissenlose Nachbarn zu ihrem Vorteil auszunützen suchen; er muſs daher sich vor allen Dingen bei ihnen in Achtung setzen. Sein Erstes ist, daſs er sich eine ansehnliche Ritterschaft durch Gaben und Leutseligkeit verpflichtet; auf sie gestützt, bringt er dann seine Nachbarn, auch Herzöge und den König selbst, durch rücksichtsloses Dreinfahren zu der Einsicht, daſs Eingriffe in seine Rechte nicht ungeahndet bleiben und daſs es vorzuziehen ist, sich mit ihm zu vertragen. Ein fester Friede wird geschlossen und feierlich beschworen, und Kanelangrès benutzt die Sicherheit, die sein Land nunmehr genieſst, um an weitere Unternehmungen zu denken. — Das ist eine durchaus sinnvolle Erzählung, und Sinn hat es auch, daſs von den Gegnern keiner genannt wird, weil es sich nur um einen

Vorbericht handelt; die eigentliche Romanhandlung hat noch nicht begonnen. Gottfried aber, der aus Morgan, wie wir sahen, den Lehensherrn von Riwalin macht, kann nicht anders als schon diese Fehde mit ihm austragen zu lassen; es ist gewissermaſsen eine Brücke zu den späteren Ereignissen, nur fehlt für das Losbrechen der Feindseligkeiten zwischen ihnen die echte Begründung; Gottfried kann sich nur auf Kindheit und Übermut berufen (296f., etwas gemildert 340f.: *weder ez dô nôt alde übermuot geschüefe, dez enweiz ich niht*). Der Engländer kennt noch den ursprünglichen Anlaſs: Rouland wollte kein Unrecht dulden; da er aber keinen Namen genannt fand, holte er sich einen aus dem Folgenden; und da an unserer Stelle vom „König des Landes" die Rede war, was sich augenscheinlich auf den König von Frankreich bezieht, so fügt er unberechtigterweise hinzu: *þei Morgan lord wes* (obgleich Morgan der Landesherr war). Die Übereinstimmung mit Gottfried ist also auch hier zufällig: sie beruht nicht auf der Quelle. — Diese Betrachtung lehrt uns aber, daſs wir bei Gottfried und bei *Sir Tristrem* vorsichtig sein müssen, bei jenem wegen der erwiesenen Rücksichtnahme auf Eilhart, bei diesem wegen seiner gelegentlichen Vorwegnahmen.[1]

Nach dieser vorläufigen Klärung können wir versuchen, uns den Erzählungsverlauf der Vorgeschichte bei Thomas vorzustellen. Kanelangrès ist, wie gesagt, der kaum erwachsene Erbe von Ermenie, der sich zunächst gegen seine Nachbarn wehren muſs, bis ein verbürgter Friede ihm erlaubt, seinem Lieblingswunsch zu folgen und England aufzusuchen, von dessen blühendem Zustand und feiner Gesittung er viel gehört hat. Er landet in Cornwall und wird von König Marke in Tintagel freundlich aufgenommen. Bei einem Turnier, das veranstaltet wird, zeichnet er sich vor allen anderen aus, und des Königs Schwester Blancheflor[2] verliebt sich in ihn wie Dido in Eneas; ein verhülltes Geständnis ihrerseits entflammt auch sein Herz, und bei einem nächsten Turnier, das in wildes Kampfspiel ausartet, setzt er sich so rückhaltlos ein, daſs er mehr tot als lebend aus dem Kampfgewühl fortgetragen wird. Blancheflor, die ihn zu verlieren fürchtet, sucht ihn auf dem Krankenlager auf, und das Unvermeidliche geschieht. Als dann Kanelangrès durch die Kunst der Ärzte wiederhergestellt ist, kommt die böse Nachricht, daſs Herzog Morgan sein Land überfallen hat und besetzt hält. Sofort rüstet Kanelangrès zur Heimfahrt; aber beim Abschied gesteht ihm Blancheflor, daſs

---

[1] Ein eklatantes Beispiel einer solchen Vorwegnahme bietet Str. XXI, wo die Übergabe des Ringes der sterbenden Blancheflor an den treuen Marschall im Anschluſs an ihren Todeskampf erzählt wird. Die anderen Fassungen erwähnen sie nur, wie der Ring später vorgezeigt wird, und das genügt vollauf.

[2] Die Saga bietet den unverständlichen Namen Bleinsinbil, den man als bele Sibile deuten könnte; es ist aber wahrscheinlicher, daſs ein entstelltes Blanseflor darin steckt; *Sir Tristrem* hat Blancheflour und stimmt darin zu Gottfried.

sie von ihm schwanger ist. Da Eile Not tut, bestellt er sie heimlich zu seinem Schiff und fährt mit ihr davon. Gleich nach der Landung wird die Ehe feierlich eingesegnet; aber in den folgenden Kämpfen fällt Kanelangrès, und Blancheflor bringt in Kummer und Leid ihren Sohn zur Welt und stirbt am dritten Tag. Das Land bleibt in der Macht der Feinde.

Um das Kind seines Lehensherrn zu retten, gibt der treue Marschall Roald, le Foitenant, es als sein eigenes aus und läſst es auf den Namen Tristran taufen. Der gutgeartete und wissenseifrige Knabe erhält die sorgfältigste Erziehung, erlernt die freien Künste, eine Reihe von fremden Sprachen und besonders Musik, natürlich auch alles, was das Waffenhandwerk fordert, vorzüglich aber rechte Tugend und feines Benehmen. Schon nähert er sich dem Jünglingsalter, als eines Tages ein norwegischer Kauffahrer den Hafen anläuft. Tristan besucht das Schiff, um für seine vermeintlichen Brüder Falken einzukaufen, und läſst sich mit den Seeleuten in ein Schachspiel ein; diese benutzen es, daſs er mit seinem Hofmeister allein zurückbleibt, um plötzlich aufzubrechen; aber ein entsetzlicher Sturm rüttelt ihr Schuldbewuſstsein auf und veranlaſst sie, ihn an einer einsamen Küste auszusetzen. Besorgt sucht Tristan sich zurechtzufinden, folgt dann einem Pfad und kommt auf eine Straſse, wo er Pilger trifft, die nach Tintagel ziehen; er ist also in Cornwall. Unterwegs begegnen sie dem Jagdtroſs des Hofes, wie eben ein Hirsch erlegt wird; geschäftig zeigt ihnen Tristan, wie man ein Edelwild kunstgerecht abhäutet und zerwirkt, wie man den Hunden zu kosten vorlegt und wie man dann unter Hörnerklang fröhlichen Einzug hält. Damit setzt er sich in Gunst; das Herz des Königs gewinnt er aber vollends, indem er eines Abends nach der Mahlzeit dem Harfenspieler sein Instrument aus den Händen nimmt und nun selber aufspielt und seine heimatlichen Weisen dazu vorträgt.

Inzwischen hat Roald seinen Herrn in allen Ländern gesucht. Zufällig hört er von den Pilgern Kunde von dem fremden Jüngling, den sie in Cornwall getroffen. Sofort eilt er dorthin, und wie er, von den Strapazen der langen Fahrten abgehärmt, nach Tintagel kommt, erblickt er beim Betreten des Hofes Tristran, den er suchte, und fällt vor Ergriffenheit in Ohnmacht. Tristran stellt seinen vermeintlichen Vater und Erzieher dem König vor; Roald aber offenbart den wahren Sachverhalt und weist zur Bestätigung Blancheflors Ring vor. Freudig erkennt König Marke Tristran als Neffen an, erteilt ihm den Ritterschlag und versieht ihn mit tüchtigen Begleitern, um sein väterliches Erbe zurückzuerlangen. Kaum gelandet, sucht Tristran den widerrechtlichen Besitzer seines Landes auf und verlangt von ihm Sühne und Rückerstattung. Morgan weist ihn mit dem Vorwurf der Unehelichkeit ab; und als Tristran ihn der Lüge zeiht, schlägt er ihn mit der Faust ins Gesicht. Tristran spaltet ihm dafür das Haupt bis zu den Augen und entzieht sich mit den Seinen der

Verfolgung. Bald ist er wieder Herr im eigenen Land, das er Roald übergibt, um selber nach England zurückzukehren.[1]

Bis hierher ist die ganze Erzählung logisch und klar, wenn sie auch von der anderen Fassung wesentlich abweicht. Erinnert die letztere an das Vorspiel im *Cligès*, so kann man die unsere mit Illes bedrängter Kindheit bei Gautier von Arras vergleichen.[2] Als poetischer Vorwurf ist eine Version ebenso berechtigt wie die andere, jede steht an ihrem Ort und ob man dieser oder jener den Vorzug geben will, ist Sache des Geschmacks. Soviel ist gewiſs, daſs die selbständige romanhafte Abrundung der Präliminarien bei Thomas im Sinn seiner Zeit ist; man kann sogar vom Standpunkt der dichterischen Konzeption finden, daſs im Schicksal der Eltern, in ihrer bedenkenlosen Hingabe an eine gebieterische Liebe und in ihrem schmerzhaft frühen Tod, das tragische Los des Sohnes bereits im Kern enthalten ist; ihr Erbe schwebt wie ein Verhängnis über ihm. Daſs die Darstellung bei Thomas die jüngere ist, versteht sich von selbst; und was er bei seiner Neugestaltung gewann, ist auch klar: er vermied einerseits die Dunkelheiten der älteren Erzählung, den möglichen Zweifel an Tristrans ehelicher Geburt und seine unerklärliche Gleichgültigkeit gegen seine Heimat und seinen Vater; andererseits lockte ihn aber die gröſsere Reichhaltigkeit des neuen Motivs, das durch das Einflechten der Entführung auf dem norwegischen Schiff die Gelegenheit zu jenen reizenden Szenen der Belehrung der fremden Jäger im höfischen Jagdbrauch, der Offenbarung von Tristrans musikalischem Talent und seiner Kunde bretonischer Laidichtung und endlich der Wiederauffindung durch den treuen Pflegevater bietet. Dies alles rechtfertigt Thomas' Vorgehen vollauf. Eine andere Frage ist es, ob es ein Verfahren gibt, das uns ermöglicht, aus zwei selbständigen und in sich gegründeten Darstellungen einer Erzählung durch das Herauslösen und die gesonderte Vergleichung der einzelnen Züge eine ältere Gestalt zu erschlieſsen, eine ältere Fassung, auf die jene zurückgehen müſsten. Hier scheinen Zweifel berechtigt.

Auch den nächsten Abschnitt seiner Erzählung, Kampf mit Morholt und Irlandfahrten, bringt Thomas mit starken Abweichungen; es handelt sich aber nicht wie bei dem vorigen um die Unterlegung eines neuen Motivs, sondern um Änderungen sekun-

---

[1] Morgan dürfen wir wohl als Herzog der Bretagne, wenn auch nicht als Tristans Lehnsherrn ansehen. Nach dem Sieg über ihn scheint Tristran auch einen Teil seines Gebietes in seiner Gewalt behalten zu haben; so faſst es wenigstens der *Sir Tristrem* (LXXXIII) auf: *Al come to his hand Almain and Ermenie*. Vielleicht haben wir hier eine verwertbare Angabe; nur werden wir *Almain* nicht in Nordschottland suchen, sondern in der Grenznähe der Bretagne, etwa in der Grafschaft Le Maine. Vgl. F. Lot, Romania XXV, 17 und Bédier I, 70.

[2] Andere Versionen des gleichen Motivs, die Bédier II, 197 anführt, Mainet, Bovon de Hamtone, Elie de Saint-Gilles sind wohl sämtlich jünger, ebenso Milon für die Entführung.

där er Art, wie sie sich bei verschiedenem Erfassen einer und derselben Sachlage ergeben. Hier hat nun aber Thomas noch ein übriges getan; er hat versucht, die romantische Geschichte, die er vorzutragen hatte, in einen festen historischen Rahmen einzufügen. Das Gerüste dazu lieferte ihm Galfrid oder Wace[1], und der Ausgangspunkt seiner Überlegungen dürfte wohl die irische Tributforderung gewesen sein. Das Ergebnis für ihn war, daſs nach dem Tode König Arturs (542) der Afrikaner Gormon, der lieber sein Erbe fahren läſst als mit anderen teilt, mit Zustimmung der Römer in Irland einfällt und von hier aus Anspruch auf den alten Römertribut erhebt, um deswillen Artur seinen Endkampf gegen Rom ausgefochten hatte. In Irland befestigt Gormon seine Herrschaft, indem er die Schwester des mächtigen Morholt zur Frau nimmt; auf englischem Boden wirft er die Briten (d. h. die Kelten) bis Cirencester in der Grafschaft Gloucester zurück und überläſst das übrige Land den Sachsen, die es in lauter kleine Herrschaften aufteilen und sich gegenseitig befehden, bis schlieſslich zur Wiederherstellung der Ordnung König Marke von Cornwall zum Herrn über das ganze Reich erkoren wird. Seine Regierung liegt auf diese Weise zwischen dem Niedergang des Arturschen Groſsreiches und der Thronbesteigung Cadwallos, der noch einmal ein mächtiges Britenreich errichtete. Man kann sie zwischen 550 und 570 ansetzen.

Authentische Geschichte ist dies natürlich nicht, sondern freie Geschichtsklitterung nach Galfrid von Monmouth; für uns ist es aber wichtig, weil es den Rahmen bildet, in den Thomas die Handlung seines Romans hineinverlegt dachte. Er gilt jedoch für die Vorgeschichte noch nicht; Gormons Einfall in Irland dürfte erfolgt sein, während Tristran heranwuchs, und die Machterweiterung für Marke war wohl jungen Datums, als Tristran nach Cornwall kam, wenn sie nicht erst als das Ergebnis seines Siegs über den Morholt anzusehen ist. Zur Auswirkung kommt sie erst im dritten Teil, wo die Ratsversammlung, die das Gottesurteil beschlieſst, in London stattfindet und wo Kaherdin später den König Marke und Isolde trifft, wie Tristran im Sterben liegt. Von Bedeutung für den Roman ist es weiterhin, daſs die Zeitbestimmung, für die sich Thomas entschieden hat, einen Anteil Arturs und seiner Ritter an der Handlung ausschlieſst. Es fragt sich aber, ob in diesem Punkt bewuſste Überlegung im Spiel ist, oder ob die geringfügige Rolle, die Artur in der anonymen Fassung zukommt — Tristran sollte einen Brief nach Carduel bestellen — nicht bereits vergessen war. Eine aktive Mit-

[1] Der direkte Vermittler ist wohl Wace, den Thomas auch weiterhin noch öfters benutzt hat. Vgl. Bédier II, 99. Die Anregung kann natürlich schon von Bréri gekommen sein, der die ganze britische Geschichte, d. h. seinen Galfrid von Monmouth so gründlich kannte. Wenn aber bei Gottfried von Straſsburg der Wortlaut der Waceschen Verse noch so deutlich durchscheint, möchte man fragen, ob nicht Gottfried selber, von Thomas angeregt, die Wacesche Dichtung zur Hand genommen und manches direkt daraus entlehnt hat; dem französischen Schrifttum stand er ja nahe genug.

wirkung kennt nur die Episode mit der Sensenfalle, die zu den Zusätzen der interpolierten Fassung gehört; es kann sein, dafs sie in Bréris Repertoire fehlte, und dafs die interpolierte Fassung, die sie bietet, unserem Thomas noch unbekannt war, als er die ersten Teile seines Romans verfafste.

Tristrans Rückkehr nach Cornwall erfolgt im rechten Augenblick; denn soeben ist der Morholt aus Irland eingetroffen, um den in diesem Jahre fälligen Kindertribut zu erheben. Da Tristran infolge der Neugestaltung der Vorgeschichte bereits als Neffe Markes erkannt und zum Ritter geschlagen ist, kann er unverzüglich handeln. Bei seiner Ankunft lag das Schiff der Irländer schon vor Anker und eben wird um die auszuliefernden Knaben gelost, wie er das Schlofs betritt. In ernster, nicht verletzender Rede rügt er die allgemeine Verzagtheit, und da niemand sich regt, erbietet er sich zum Kampf. Ohne Zögern stimmt Marke zu, und wie der Morholt hereingeführt wird, erhält er statt des fertiggestellten Tributs die entschiedenste Absage, auf die umittelbar die Entscheidung mit der Waffe folgt. Die alte Fassung eröffnete den Holmgang damit, dafs die beiden Kämpen noch einmal durch Rede und Gegenrede feststellen, dafs keiner zum Nachgeben bereit ist: so mag es Brauch gewesen sein. Bei Thomas werden sie gleich handgemein; erst nach Tristrans Verwundung macht ihn der Morholt aufmerksam, dafs sein Schwert vergiftet ist und nur seine Schwester dessen Wunden heilen kann; zur Antwort führt Tristran den tötlichen Streich. „So soll es jedem ergehen, der sich erdreistet, von England einen Tribut zu fordern", läfst er dem König von Irland melden. Die Szene in dieser Form hat ihre Gröfse: es liegt ein Zug flotten Reckentums darin. Sie findet ihre Krönung in der allgemeinen Anerkennung Tristrans als Thronerbe in Cornwall. — Auf diese Weise hat Thomas die ganze Auseinandersetzung mit dem Morholt in eine einzige Szene in unaufhaltsamen Flufs zusammengefafst: als Komposition, wenn man vom Vergleich absieht, jedenfalls nicht übel.[1]

Als Sieger umjubelt und als Thronanwärter begeistert begrüfst, ist Tristran ein verlorener Mann, ein elender Siecher, der sich und anderen zum Ekel wird. Mit Governal, seinem Erzieher, läfst er sich auf ein Schiff bringen mit reichlichen Lebensmitteln; nur seine Harfe nimmt er sonst mit. Wind und Wogen bringen ihn nach Dublin: er nennt sich Trantris und gibt sich für einen von Seeräubern ausgeplünderten und verwundeten Kaufmann aus.[2] Durch sein Harfen-

[1] Die Saga läfst den Zweikampf kurzerhand am Meeresufer stattfinden, steht aber darin allein. *Sir Tristrem* kennt den Zug von dem zurückgestofsenen Bot: sollte er ihm etwa von anderer Seite zugeflogen sein?

[2] Tristran denkt natürlich nur an die Todesgefahr, der er ausgesetzt ist. Der Hörer weifs aber durch Morholts Reden, dafs ihm hier auch Heilung werden kann. Nicht für Tristan, sondern für uns hatte Thomas jene Worte fallen lassen. Vielleicht war die Gefahr der Entdeckung nicht besonders grofs, da ihn die Gefährten des Morholt nur in voller Rüstung gesehen hatten; eher konnte die Königin durch die Art der Vergiftung deren Ursache erraten.

spiel und das Vorzeigen seiner Künste erweckt er Bedauern mit seinem Schicksal; so erfährt die Königin — sie heiſst wie ihre Tochter Isolde — von seinem Zustand und nimmt sich seiner an. Mit kräftigen Heilpflastern bannt sie das Gift, und Tristran unterrichtet zum Dank die Königstochter im Saitenspiel und in aller schönen Wissenschaft. Man kann sich denken, mit welcher Liebe Thomas diese Szenen ausgemalt haben wird. Schwer wird es Tristran, den Abschied zu erbitten, und ungern wird er ihm gewährt: „so geht es, wenn man einen Fremden gütig aufnimmt; dann will er wieder fort." — In Tintagel ist das Staunen über seine wunderbare Heilung groſs; in die Freude mischt sich aber das bange Gefühl, ob er es die, die ihn in seinem Siechtum verlassen hatten, nicht werde entgelten lassen. Begierig wird die begeisterte Schilderung, die er von der jüngeren Isolde gibt, von den Neidern und Besorgten aufgegriffen, um dem König vorzustellen, daſs die irische Königstochter die geeignete Braut für ihn wäre. Sein Hinweis auf den vorhandenen Thronfolger mehrt nur die Abneigung gegen Tristran, dem nun, gerade wegen der Gefahr, zugemutet wird, er müsse als Kenner Irlands die Werbung übernehmen.

Nur Dreistigkeit kann jetzt helfen. Mit einer Schar entschlossener Gefährten und mit reicher Schiffsladung setzt Tristran nach Irland über, wo sie sich als Kaufleute aus der Bretagne ausgeben, die ungünstiger Wind von ihrer Fahrt nach Flandern abgetrieben, und Tristran erbittet vom König die Erlaubnis seine Ware feilzubieten.[1] Wie sie zum Ziel gelangen werden, weiſs keiner; aber der Zufall hilft. Tristran tötet wie in der anderen Fassung den Drachen, der die Stadt in Furcht und Bangen versetzt. Isolde, die dem Truchseſs als angeblichem Drachenbesieger miſstraut, besucht mit ihrer Mutter den Schauplatz der Tat; sie finden den vom Gift der Zunge ohnmächtig gewordenen Ritter und nehmen ihn in ihre Pflege; und während die Verhandlungen mit dem Truchseſs, der seinen Anspruch auf Isoldes Hand geltend macht, weitergehen, werden Tristrans Gefährten heimlich benachrichtigt, damit sie sich bereit halten. Nach seiner Genesung stellt Tristran vor dem versammelten Hof der Behauptung des Betrügers, er habe den Drachen getötet, die gegenteilige Behauptung entgegen und will sie mit der Waffe beweisen; Pfänder werden gegeben und der Tag wird festgesetzt. Ein stärkendes Bad soll seine Kraft noch steigern. Da entdeckt die junge Isolde, die sich vergewissern wollte, ob das Drachengift dem Schwerte nicht geschadet habe, die Scharte in der Schneide. Zornentbrannt will sie an dem Mörder ihres Oheims Rache üben. Völlig wehrlos, hält ihr Tristran entgegen, ihre Mutter bürge für sein Leben wie er für ihr Recht. Die Königin kommt hinzu, und während Mutter und Tochter sich

[1] Als Kaufmann braucht sich Tristran nicht mit Namen zu nennen, wenigstens in der Dichtung nicht; hingegen muſste er beim ersten Besuch in Irland, wo er wochenlang in den Gemächern der Königin und ihrer Tochter aus- und einging, einen Namen angeben, und dazu wählte er Trantris.

ereifern und jede die Strafe vollziehen will und eine die andere hindert, bringt Tristran die Werbung im Namen seines Oheims an. Der König wird herbeigerufen, und nach kurzem Erwägen wird die Verlobung gutgeheifsen. Die Überführung des vorwitzigen Truchsefs durch das Vorzeigen der Drachenzunge ist rasch erledigt. Tristran hat wider alles Erwarten sein Ziel erreicht. — In eigentümlicher, aber wohlüberlegter Weise hat Thomas die Vorverhandlung zwischen dem Königspaar, Isolde und dem Truchsefs gemächlich in die Länge gezogen, um dann die ganze Spannung und Erregung der Entdeckung und der Entscheidung in der einen Badeszene zusammenzudrängen. Die Entlarvung hätte schon früher, hätte jeden Augenblick erfolgen können; aber seiner Schlufswirkung sicher, hat der Dichter sie in Schwebe gelassen, bis sie ihm gelegen kam. Die Planmäfsigkeit der Anlage ist wieder unverkennbar.

Durch die Zustimmung der anwesenden Barone wird die Verlobung Isoldes mit König Marke öffentlich bestätigt. Die Königin vertraut der Begleiterin ihrer Tochter, Bringvain, den von ihr bereiteten Liebestrank an. Während der Überfahrt tritt eine Windstille ein und fordert harte Ruderarbeit. Erhitzt, verlangt Tristran nach einem Trank, und ein Knappe reicht ihm das unheilvolle Gefäfs. Tristran trinkt und reicht es Isolde. Die Folgen läft die Saga nur erraten, Gottfried hat sie frei ausgeschmückt; wie Thomas sie erzählte, läfst sich nicht sicher angeben. Hingegen scheint es, dafs er über dem Rausch der Liebe keine Furcht vor der Verantwortung in den Schuldigen hat aufkommen lassen. Erst in der Brautnacht selbst überlegen sie sich den verzweifelten Rettungsversuch und bestürmen Bringvain, die sich ihrem Flehen fügt; aber die Angst, Bringvain könne ihren Vorteil nützen und sie verraten, nötigt sie beide in dem verdunkelten Schlafraum auf den Ausgang zu lauern: wieder eine berechnete Szene, die den Hörer in Atem hält. Nachdem Isolde wieder ihren Platz an der Seite des Königs eingenommen, reicht Bringvain ihnen den Rest des Liebestranks; Marke trinkt seinen Teil, Isolde giefst den ihren verstohlen weg. Bringvain hat ihrer Herrin aus schwerer Not geholfen; aber sie ist der einzige Zeuge des begangenen Betrugs, und so ist der Gedanke sich ihrer zu entledigen ebenso begreiflich wie die Reue über den erteilten Befehl und die nachfolgende Wiederaussöhnung.

Damit schliefst der dramatische Kernteil des Romans, den Thomas in den Hauptlinien getreu wiedergibt, aber in den Einzelheiten frei gestaltet, vor allem bemüht, der Handlung einen geschlossenen Verlauf zu geben und die bewegten und leidenschaftlich erregten Szenen geschickt zusammenzufassen und sie dadurch zu gröfster Wirksamkeit zu steigern. Man kann den Erfolg kaum in Abrede stellen.

Die tiefgreifendste Umgestaltung hat der Schlufsteil des Romans erfahren; seine ganze Bedeutung ist eine andere geworden. Ursprünglich handelte es sich um eine Krisis. Auf die Hintergehung

des Königs folgte der erwachende, bald widersprochene, bald von neuem bestätigte und gesteigerte Argwohn bis zur vermeintlichen Überführung, die wieder die übereilte Verurteilung, die Flucht, die Entdeckung im Walde und die anscheinende Widerlegung des Verdachts mit der anschliefsenden Aussöhnung und Trennung nach sich zog, so dafs nur das tragische Nachspiel mit dem gemeinsamen Tod übrig blieb. Das Drama lief ununterbrochen weiter bis zum Schlufs. Bei Thomas aber bricht es da ab, wo die letzte Steigerung beginnen sollte, und die Schuld daran haben die eingelegten Zusatzepisoden, die für ihn mafsgebend geworden sind. Unter ihrer Einwirkung hat sich für ihn der ganze Zeitabschnitt von Markes Vermählung bis zu Tristrans Tod in eine einheitliche Perspektive verrückt: was vorfällt, steht alles im Zeichen des Kampfes der List gegen den Verdacht und zerlegt sich in eine Reihe von lose verbundenen Abenteuern, alle unter sich gleichgeordnet, ohne Fortschritt, ohne Umschwung, ohne Steigerung und ohne Lösung, die reine Anekdotensammlung in einem festen Rahmen, Schachtelszenen am laufenden Band, die den höfischen Roman auf das Niveau des Schelmenromans herabsinken lassen. Alles liegt auf einem Plan und schliefst jede epische Entwicklung aus und nicht minder jeden tragenden sittlichen Gedanken: wir kommen aus der Schwankatmosphäre nicht mehr heraus.

Gleich die erste Szene, vom irischen Harfner, ist frei erfunden. Eines Tages landet in Cornwall ein Baron aus Irland, der eine Harfe am Hals trägt und sie auch während der Mahlzeit nicht ablegt. König Marke fordert ihn auf zu spielen; der Ire will wissen, für welchen Lohn. Für was du willst, sagt Marke unvorsichtig, und jener spielt und verlangt zum Lohn die Königin. Marke mufs Wort halten. Während der Irländer mit seiner Beute die Flut abwartet, damit das Schiff wieder flott wird, kehrt Tristran von der Jagd zurück, wirft sich auf sein Pferd, nähert sich aber dem Zelt, in dem Isolde trauernd liegt, zu Fufs, nur mit einer Handgeige. Aus Wunsch des Irländers spielt er auf, um Isolde zu trösten; derweilen steigt die Flut so hoch, dafs man das Brett zum Einsteigen nicht mehr mit trockenem Fufs erreichen kann. Tristran schlägt vor, sein Pferd zu holen. Kaum aber hält er Isolde im Arm, so empfiehlt er sich mit dem höhnenden Worte: mit der Harfe gewonnen, durch die Geige entronnen. Nach einer wonnigen Nacht im Walde, übergibt Tristran am Morgen die Befreite dem König. So die Erzählung, die an Arturs unverantwortlichen Leichtsinn im Karrenritter erinnert.[1]

Neu ist auch die Persönlichkeit des Seneschalls Mariadoc, der Tristrans Freundschaft sucht, weil auch er in die Königin verliebt ist. Sie wohnen bei dem gleichen Wirt und teilen oft das Bett. In

[1] Wenn im Prosaroman Palamedes die Königin Isolde durch eine ähnliche List entführt (Bédier II, 346), so wird er es wohl dem Karrenritter nachmachen; wo nicht, so müfste ihm unsere Erzählung nach Thomas irgendwie als Anekdote zugebracht worden sein.

einer Nacht, wo Tristran sich zur Königin geschlichen hat, träumt Mariadoc, daſs ein Eber in das Schlafgemach des Königs einbricht und sein Bett mit der blutigen Schnauze verunreinigt. Erschreckt fährt er aus dem Schlaf und merkt, daſs Tristran fort ist; er folgt seiner Spur im frisch gefallenen Schnee, und am Morgen warnt er den König, ohne jedoch zu sagen, was er beobachtet hat. Argwöhnisch geworden, will sich Marke Gewiſsheit schaffen, indem er Isolde zum Reden bringt. Er stellt sich, als habe er eine längere Wallfahrt vor; Isolde beruhigt ihn, sie bleibe ja sicher in Tristrans Schutz; aber Bringvain, der sie das Gespräch erzählt, zeigt ihr die Unvorsichtigkeit ihrer Worte. In der folgenden Nacht, als der König wieder mit seinem Vorhaben kommt, tut Isolde, als habe sie die erste Eröffnung für Scherz angesehen; da es aber Ernst ist, bitte sie mit Tristran, dem Mörder ihrer Verwandtschaft, verschont zu bleiben. Wieder versucht es Marke mit der List: wenn Tristran ihr zuwider sei, dann werde er ihn nach Ermenie zurückschicken; erschrocken meint Isolde, dann werde man ihr die Abneigung des Königs gegen ihn zuschreiben; aber von Bringvain belehrt, stellt sie Marke in der Nacht darauf die groſse Gefahr für sie vor; wenn ihm etwas zustieſse und Tristran die Macht in Händen hätte, dann könnte er ihre Rechte einfach mit Füſsen treten. So bekam der König nichts heraus; der Anstifter aber war Mariadoc.

Hier folgen zwei Episoden aus dem alten Bestand, das belauschte Stelldichein und der Bettsprung, beide mit Änderungen, die sie zu reinen Schwankszenen machen. Darin wirkt sich ihre anekdotenhafte Loslösung aus der epischen Verzahnung mit greifbarer Deutlichkeit aus, und anekdotenhaft setzt dementsprechend auch jeweils die Erzählung ein.

Marke hat in seiner Eifersucht Tristran das Schloſs verboten; der Kummer der Trennung zehrt an den beiden Liebenden, so daſs jeder es ihnen anmerkt. Um hinter das Geheimnis zu kommen, tut der König, als zöge er zu mehrwöchiger Jagd aus, er bleibt aber im Schloſs verborgen; Tristran hat sich mit Unwohlsein entschuldigt und ist auch zurückgeblieben. Wenn er nun Isolde zu sehen wünscht, schnitzt er feine Späne und wirft sie in den Bach, der am Schloſsturm und am Frauengemach vorbeiflieſst; die Königin begibt sich dann, wenn es dunkelt, in den Baumgarten. Aber Aufpasser sind am Werk. Eines Tages, wie Tristran eine Rute zerschnitzt, kommt ein Zwerg aus dem Schloſs und bestellt ihm einen Gruſs von Isolde, sie wünsche ihn am Abend an demselben Ort wie das letzte Mal zu sprechen. Tristran schenkt dem Zwerg für die Botschaft seinen Mantel, läſst aber sagen, er sei leidend, es könne erst morgen sein. Trotzdem rät der Zwerg dem König am Abend selbst den Beiden aufzulauern, und tatsächlich nähern sich Tristran und Isolde dem Baum, auf dem der König sich versteckt hat; sie sehen aber den Schatten und entfernen sich, ohne ein Wort miteinander zu sprechen. Es ist eine richtige Komödie der Irrungen; alle vier Beteiligte

handeln aufs Geradewohl, täuschen einander, durchschauen sich und gehen trotzdem blind ins Netz; und zum Schluſs ist doch nichts vorgefallen. Der König hat das Nachsehen.[1]

Tristran tut nun wieder seinen Dienst im königlichen Gemach, aber Markes Argwohn ist nicht beschwichtigt. Eines Tages haben sich der König, die Königin und Tristran zur Ader gelassen. Beim Schlafengehen läſst der König die Kerzen löschen, und der böse Zwerg streut das Mehl auf den Fuſsboden. Der König entfernt sich zur Morgenmette, und Tristran, den Bringvain gewarnt, springt von seinem Bett mit einem Satz zu dem der Königin. Dabei platzt ihm die Ader, und wie der König zurückkommt, entdeckt er die Blutspuren in den beiden Betten. Aber ungewiſs, ob ein schlüssiger Beweis vorliegt, bestellt er seine Ratgeber nach London, um sie zu befragen. Da der Verdacht im Grunde nur auf Angebereien und Gerede beruht, hält die Versammlung eine Verurteilung nicht für möglich; aber einfach gehen lassen, kann man die Sache auch nicht. Auf den Rat eines alten Bischofs wird Isolde vorgeladen und erklärt sich, auf die Vorhaltungen hin, zu jedem Unschuldsbeweis bereit, sei es durch glühendes Eisen oder sonst wie. Am anberaumten Tag wartet Tristran als Pilger verkleidet an der Landungsstelle.[2] Die Königin läſst sich durch ihn aus dem Boot tragen, und auf ihren Wink läſst er sich mit ihr hinfallen, daſs er auf sie zu liegen kommt. Nun kann Isolde beschwören, daſs keiner ihr nahegekommen sei als der König und der Pilger, wie jedermann es gesehen hatte; und Gott in seiner Barmherzigkeit bestätigt ihre Rechtfertigung. — Der Bettsprung führt also nicht wie in der alten Fassung zur Peripetie; er gilt nicht als Überführung und hat nicht die Verhaftung, die Verurteilung und die Flucht zur Folge, sondern er dient als harmloses Vorspiel zu einem neuen Schwankmotiv, dem Reinigungseid. Damit verliert er seine dramatische Bedeutung, und trotz der eindrucksvollen Aufmachung ist die ganze Erzählung nur eine Novellenepisode wie die vorigen und mit dem gleichen Erfolg: Marke weiſs nun erst recht nicht, woran er ist.

Nach dem günstigen Ausfall des Gottesurteils stünde eigentlich der Rückkehr Tristrans an den Hof seines Oheims nichts im Wege. Der Dichter hat sie aber verzögert, um hier ein Zwischenspiel einzufügen, das müſsig wirkt und die Erfassung des Zusammenhangs erschwert; im Grunde ist es eine Vorbereitung auf die spätere Cornwallfahrt mit Kaherdin. Tristran war also im Zorn von König Marke

---

[1] Die Fassung der Saga, der wir oben folgen, dürfte das Echte wiedergeben. Der englische Text hat das berechnete Gespräch unter dem Baum wie das alte Gedicht. Man steht vor der Frage, ob dem Verfasser des *Sir Tristran* nicht gelegentlich auch Züge der gemeinen Version unabhängig von seiner Quelle zugekommen sind, weil sie in jedermanns Mund waren, wie beim Zweikampf mit dem Morholt und dem weggestoſsenen Bot.

[2] Wenn das Gottesurteil in Caerlion stattfand, wie es den Anschein hat, — die Saga nennt Korbínborg, — so kam Isolde über die Severnbucht gefahren. Vgl. Bédier I, 207n.

geschieden. Der Herzog von Wales, bei dem er sich aufhält, hat Mitleid mit seiner Schwermut und führt ihm zur Zerstreung die Wunderkünste seines Hündchens Peticreu vor, dessen Anblick und dessen Glöckchen jeden Harm stillt, wenn es ertönt. Um in seinen Besitz zu gelangen, befreit Tristran das Land von dem Riesen Urgan, das Hündchen aber schenkt er Isolde.

Nun ist Tristran wieder an Markes Hof; bald aber hat dieser neuen Grund zur Unzufriedenheit. Spezifiziert wird es nicht; es hebt eben ein neues Märlein an. Kurzerhand weist Marke die beiden Schuldigen aus dem Land. Ihre Zuflucht ist nicht der Wald, sondern eine von den Riesen der Heidenzeit gegrabene und wunderbar ausgeschmückte Grotte.[1] Hier führen sie ihr idyllisches Liebesleben, bis eines Tages der König in der Gegend jagt und der Oberjägermeister beim Spüren nach einem Hirsch, der die Meute getäuscht hat, den Eingang der Grotte entdeckt und die beiden schlafend findet. Der König, dem es gemeldet wird, sieht sie zu seinem grofsen Erstaunen getrennt voneinander gebettet und zieht sich geräuschlos zurück, nachdem er wegen des Sonnenstrahls seinen Handschuh gegen Isoldes Wange gelegt hat. — Auch die Episode des Waldlebens erscheint auf diese Weise als eine Schwanknovelle gleich den übrigen; und trotz des Aufwands an ausschmückender Phantasie sieht man, wie sehr sie durch den Verlust ihres episch dramatischen Hintergrundes verkleinert dasteht.

Mit Zustimmung der Barone ruft der König die Verstofsenen zurück. Aber sie können es nicht lassen. Eines Abends überrascht sie Marke mit dem Zwerg im Garten, in friedlicher Umarmung eingeschlafen. Hier setzt das erste erhaltene französische Bruchstück ein. Tristran erwacht zur rechten Zeit, um zu sehen, wie Marke sich entfernt, um Zeugen zu rufen. Rasch mufs geschieden sein. Wie die Barone kommen, finden sie die Königin allein. Tristran verläfst nun England, dient eine Zeit dem römischen Kaiser und verrichtet in Spanien glänzende Taten. Endlich kehrt er in seine alte Heimat zurück, wo die Söhne des getreuen Roald ihn mit Freuden empfangen; aber er bleibt nicht dort. Eine enge Freundschaft entsteht zwischen ihm und Kaherdin, dem Sohn des benachbarten Herzogs von Bretagne, dem er gegen seine Nachbarn beisteht; er lernt auch Kaherdins Schwester, Isolde Weifshand, kennen, und die Namensgleichheit wird ihm zum Schicksal. In den Liedern, die er dichtet und singt, kehrt immer der Name Isolde wieder. Kaherdin sucht die vermeintliche Neigung zu fördern, und die Gegenliebe bleibt nicht aus. Nach schweren Zweifeln und Seelenkämpfen entschliefst sich Tristran zum Eingehen der Ehe in der Hoffnung, er werde über der neuen Liebe die alte vergessen. Es kommt aber anders. Beim Auskleiden in

[1] Es ist nicht die unterirdische Behausung, die Locrinus für Estrildis eingerichtet hatte und die Chrestien im *Cligès* zum Vorbild nahm; sie stammt aus der alten Riesenzeit vor der Besiedlung Englands durch die flüchtigen Trojaner. Die Stelle aus Wace, die Thomas benutzt, führt Bédier I, 236 an.

der Hochzeitsnacht bleibt sein Ring, das letzte Geschenk der Königin Isolde, am Ärmel hängen, und alle Entschlüsse sind damit zunichte: die Ehe wird nicht vollzogen.

Unmerklich gleiten wir hier von den anekdotischen Parallelerzählungen wieder in das Geleise des epischen Berichts hinüber. Aber die gelockerten Fäden lassen sich nicht mehr zur Einheit straffen; die Willkür behält die Oberhand. Durch einen Nebenbuhler Tristrans, den reichen, aber unritterlichen Cariado erfährt Isolde, die den verlorenen Geliebten noch immer in Spanien wähnte, die erfolgte Vermählung. Thomas aber benutzt die Gelegenheit, daſs von Spanien die Rede ist, um Tristrans Kampf mit dem Riesen Orguillos, der dort stattgefunden hatte, nachzuholen; und damit nicht zufrieden, erzählt er auch in aller Breite die Geschichte seines Oheims, des Königs Riton, der sich nach Galfrid-Wace einen Mantel aus den Bartskalpen von Königen machte, bis er an Artur seinen Meister fand. *A la matire n'afirt mie, Nequedent boen es quel vos die*, sagt der Dichter zur Entschuldigung des langen Exkurses.[1]

Eine Ablenkung für seine Sehnsucht findet Tristran in der Errichtung seiner Bilderhalle. In einer Höhle, die der Riese von Montsaint-Michel, der Mörder Helenas, der Tochter des Grafen Hoël von Nantes, in den Felsen gegraben hatte, — auch eine Entlehnung aus Galfrid-Wace,[2] — und in deren Besitz Tristran gelangt, indem er den Riesen Moldagog, Kaherdins gefürchteten Grenznachbar besiegt und sich dienstbar macht, läſst der Vereinsamte die sprechend ähnlichen Bilder der Personen, die sein Schicksal geworden waren, aufstellen und flüchtet zu ihnen in den Stunden der Wehmut, um Trost in der Unterhaltung mit ihnen zu suchen.

Trotz der Breite der Ausführung ist die Geschichte der Bildhalle nur die Einleitung zur Cornwallfahrt, die ziemlich ähnlich erzählt wird wie in der anderen Fassung. Als Kaherdin durch die Bemerkung seiner Schwester über das spritzende Wasser erfährt, wie es um sie steht, und Tristran ihm zur Rechtfertigung die Bilder in der Halle zeigt, wünscht er die lebenden Originale zu sehen. Von einer Baumkrone aus schauen die beiden Freunde dem Aufzug der Königin zu, und Kaherdin gibt ihre Gegenwart zu erkennen, indem er hinuntersteigt und sich Isolde nähert und ihr Hündchen streichelt und dabei Tristrans Ring sehen läſst. Das Nachtlager mit dem Zauberkissen hält Kaherdin mit Bringvain, die in der dritten Nacht die Sprödigkeit aufgibt. Als Cariado der Sache auf die Spur kommt und sich gegen Bringvain über die Flucht ihres Verehrers lustig macht, führt es zu häſslichem Zank und zum Zerwürfnis zwischen Bringvain und der Königin. Bringvain verklagt ihre Herrin beim König, hält aber auch diesen zum Besten, indem sie ihn glauben läſst, sie rede von Tristran, während sie es nachträglich von Cariado gesagt haben will. So viel

[1] Vgl. Bédier I, 290 und 292.
[2] Vgl. Bédier I, 308.

erreicht sie jedoch, daſs der König ihr die Aufsicht über die Königin überträgt. Wie dann Tristran es versucht, sich Isolde als Aussätziger zu nähern, wird er unter Miſshandlungen fortgewiesen und aus der Kirche vertrieben. Über diesen Schimpf härmt sich der Arme fast zu Tode; als es aber der Königin zu Ohren kommt, läſst sich Bringvain wieder erweichen und führt ihn noch einmal der Königin zu, bevor er England wieder verläſst. Aus Reue trägt Isolde fortan ein härenes Hemd, und auf diese Nachricht hin, wagt sich Tristran ein letztes Mal nach Cornwall; wagehalsig mischt er sich in das Ringen und das Wurfspiel, wird erkannt und muſs fliehen, aber Cariado bleibt auf der Wahlstatt zur Sühne für seine Spöttereien gegen Kaherdin.

Hier folgt in der interpolierten anonymen Fassung die ineinander geschachtelte Erzählung von Kaherdins Liebschaft mit der Frau des Zwerges und der allerletzten Cornwallfahrt in der Verkleidung als Narr und dem traurigen Ende der beiden Freunde. Hier aber macht Thomas nicht mehr mit. An dieser Stelle erhebt er seinen bekannten Protest gegen die Erzähler, die die Geschichte anders vortragen als er selber und sein Lehrmeister Bréri. Und mit dem Brustton der Überzeugung fügt er hinzu:

Il sunt del cunte forsveié
E de la verur esluigné,
E se ço ne volent granter,
Ne voil jo vers eus estriver;
Tengent le lur e jo le men:
La raisun s'i provera ben! 2151 ss.

Nach Thomas' richtigerer Version vertreiben sich Tristran und Kaherdin nach ihrer Rückkehr in die Bretagne die Zeit mit Jagden und Turnieren. Eines Tages, wie sie über Blanche Lande reiten, begegnen sie einem eiligen Ritter, der Tristran den Verliebten sucht und sich selbst als Tristran den Zwerg vorstellt, dem Estult Orguillus Castel Fer die Geliebte geraubt hat. Augenblickliche Hilfe ist vonnöten. Aber bei dem Sturm auf die Riesenburg wird Tristran der Zwerg erschlagen und der andere durch einen vergifteten Spieſs in der Lendengegend verwundet. Tristran, der keine andere Rettung sieht, ruft Kaherdin zu sich und betraut ihn mit der Botschaft an die Königin. Aber Isolde Weiſshand hat das Gespräch durch die Wand belauscht und entbrennt in wilder Eifersucht. Kaherdins Fahrt verläuft nach Wunsch. Mit seinem Waarenschiff geht er an der Themsemündung vor Anker und fährt mit einem beladenen Boot bis London. Hier wartet er der Sitte gemäſs beim König und bei der Königin auf und kann dabei Tristrans Ring sehen lassen. Die Flucht erfolgt bei Nacht und sinkender Flut. Über Guissant, Boulogne, Tréport und der normannischen Küste entlang geht es mit günstigem Wind; dann erhebt sich aber ein Unwetter und hält sie fünf Tage zurück, und im Angesicht der bretagnischen Küste tritt völlige Windstille ein. Schon läuft die Frist ab, die Tristran ihnen gestellt

hatte, und zum Überfluſs meldet Isolde Weiſshand die Ankunft des Schiffes mit schwarzen Segeln. Dreimal ruft Tristran den geliebten Namen und stirbt. Entgeistert schreitet die Königin durch die trauernde Menge nach dem Schloſs, wirft sich auf Tristrans Leiche und haucht im letzten Kuſs die Seele aus.

Überschauen wir nach der vorgenommenen Analyse die Thomassche Tristandichtung als Ganzes, so müssen wir bei seiner Arbeit drei Teile unterscheiden, von denen jeder seine besondere Beurteilung verlangt. Den einheitlichsten Eindruck hinterläſst die Vorgeschichte, weil Thomas sie durchgängig und nach eigenem Plan umgearbeitet hat, indem er ihr die aus *Ille et Galeron* bekannte Geschichte des enterbten, aber durch eigene Tüchtigkeit wieder zu seinem Rechte gelangenden Kindes unterlegte, womit sich der Brautraub der Tradition gut verschmelzen lieſs. Der zweite Teil, vom Kampf mit dem Morholt bis zur Werbung um Isolde und die Verstrickung in die unabwendbare Schuld, ist in seinem Gesamtverlauf der Überlieferung am getreuesten nachgezeichnet, im einzelnen jedoch, wie wir sahen, so umgestaltet, daſs die groſse Spannung jeweils in eine Hauptszene zusammengedrängt und so zu starker Wirkung gesteigert erscheint. Im dritten Teil, im schuldvollen Ränkespiel der Verliebten gegen den Argwohn des betrogenen Königs, hat Thomas den Schwankcharakter und die Schachtelfügung der Einzelepisoden eher herausgearbeitet als gemildert, und darüber ist ihm viel von der packenden Gröſse des alten, tief leidenschaftlichen Konflikts unter den Fingern zerronnen. Erst gegen den Schluſs flieſst die Erzählung wieder geschehnishaft bewegt, um schlicht ergreifend auszuklingen.

Es ist nun miſslich, daſs die erhaltenen Bruchstücke gerade diesem dritten und schwächeren Teil der Dichtung angehören, während wir für die beiden ersten auf Schlüsse aus den abgeleiteten Bearbeitungen angewiesen sind. Den Zwiespalt, der durch die Durchsetzung der tragischen Geschichte von ungewollter Schuld und bitterer Sühne mit frivolen Schwanknovellen in die Tristrandichtung hereingekommen ist, hat Thomas in seiner Weise aufgehoben, aber dichterisch bewältigt hat er ihn nicht. Er selber ist das Opfer einer irregeleiteten literarischen Entwicklung geworden. Und dabei muſste er sich gerade in diesem letzten Drittel seines Romans mit der Konkurrenzdichtung auseinandersetzen, die ihm vielleicht im Anfang seiner Arbeit noch nicht vorlag. Wir hörten von ihm selber, wie ihm die fremde Darstellung der letzten Szenen Unbehagen bereitet, und haben gesehen, wie er Kaherdins Liebschaft mit Gargeolain kurzerhand verwirft, wo er doch sonst bei seinen Entlehnungen sich nicht gerade engherzig zeigt. Angesichts der wahllosen Materialanhäufung (auch aus Wace) in diesen Schluſsabschnitten und ihrer unvollkommenen Verarbeitung[1] ist es vielleicht nicht zu viel gesagt,

[1] Wie sehr die einheitliche Durchdringung fehlt, fühlt man deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie unvermittelt die wichtigen Nebenfiguren Mariadoc, der Zwerg und Cariado einander ablösen und wie planlos

wenn man es ausspricht, daſs Thomas nachgerade nicht mehr ganz auf der Höhe war; und dieser fühlbare Mangel erschwert die Würdigung seiner Dichterpersönlichkeit und seiner Leistung nicht wenig.

Lassen wir aber die ersten Partien des Romans, wo der Verfasser sich offensichtlich freier bewegte und mehr aus dem Vollen und Eigenen schöpfte, vor unserem Geiste erstehen, so werden wir bekennen müssen, daſs es ihm weder an Erfindungsgabe noch an Kompositionskunst und an Darstellungsvermögen fehlte. In seinen guten Stunden ist Thomas ein anmutiger Erzähler von gediegener Fähigkeit, mag auch sonst seine Stärke eher in der eingehenden Schilderung der Seelenvorgänge und in der verfeinerten Zergliederung der Gefühlsregungen liegen und wenn auch der Mangel eigentlicher sprachschöpferischer Kraft und der eigentümlich gehackte Rhythmus seiner Verse den Eindruck letzter Vollendung nicht aufkommen lassen. Er erzählt wohl mit Längen und breiter Umständlichkeit, aber stets anteilnehmend und innerlich bewegt und vor allem objektiv und aus der Anschauung heraus, ohne vom geraden Wege abzugehen und ohne sich im eigenen Tun sentimental zu bespiegeln oder sich über Gebühr in den Verlauf der Handlung reflektierend einzumischen; nur ist er kein naiv volksmäſsiger Erzähler, der durch die einfache stoffliche Spannung wirkt, sondern eine komplexe Dichternatur mit einer sehr persönlichen Romanphantasie, die ihm Situationen mit eigenem dramatisch, idyllisch oder seelisch bewegten Gehalt eingibt, mehr sachlich als ahnungsvoll, doch nicht ohne feinen poetischen Reiz, und mit einem ausgeprägten weltmännisch höfischen Gesittungsbegriff dazu, der sein ganzes Werk durchzieht und in der Gestalt seines Helden ideal lebendig wird. Gemächlich und ohne im Voraus das Ziel erkennen zu lassen, auf das er zusteuert, führt er uns in gleichmäſsiger Spannung von Bild zu Bild, gern verweilend, wo ihn sein Hang zur Vertiefung in das Gemütsleben und zu spielerischem Ausmalen dazu einladet, bis der Erfolg von selbst eintritt, wie man ihn als Lohn für die Bewährung des Helden erwarten durfte. Ein Dichter ist Thomas jedenfalls und als Erzähler ein Künstler in seiner Weise, und es fragt sich, ob man ihm mit Recht die Eigenschaften abgesprochen hat, die uns erlauben würden, ihn mit Maistre Thomas, dem Verfasser der Chanson de geste von *Horn et Rimel* gleichzusetzen, der auch ein Anglonormanne und sein naher Zeitgenosse war. Darauf wäre noch zurückzukommen.

Was schlieſslich die Datierung anlangt, wurde Thomas' Tristandichtung jedenfalls später vollendet als die interpolierte anonyme Fassung, gegen die er gegen Schluſs des Werkes ausdrücklich polemisiert. Es scheint daher berechtigt an die achtziger Jahre als Abfassungszeit zu denken. Damit steht die Nachahmung von *Ille et Galeron* in der Vorgeschichte, die vor 1175 kaum denkbar und vor

---

Tristran bald bei einem fremden Wirt, bald im königlichen Gemach untergebracht ist, bald vertrieben, bald wieder in Gunst erscheint.

1180 nicht wahrscheinlich wäre, im besten Einklang. Auf die gleiche Zeit verweist auch die unverkennbare Verwandtschaft unseres Tristan mit dem Theben- und Eneasroman und mit Benoit de Sainte-More, sowohl äuſserlich im längeren Umfang der Dichtung als innerlich in der starken Hervorkehrung der psychologischen Analyse; schon Novati (*Studi di filologia romanza* II, 421) hat Tristrans Bilderhalle mit der Chambre d'aubastre im Trojaroman (14583ss.) verglichen. In den achtziger Jahren macht sich auch der groſse Einfluſs von Wace allgemeiner geltend. Die Beziehung zu *Richeut* und zu den Lais besprechen wir besser an späterer Stelle. Diesen verläſslichen Anhaltspunkten gegenüber hat die Berufung auf das Wortspiel mit *l'amer* und *la mer* (das Lieben, das Bittere und das Meer) im Geständnis Tristrans nach dem Genuſs des Liebestranks kaum noch einen Wert; man glaubte früher, daſs Chrestien de Troyes, der im *Cligès* (545ss.) das gleiche Wortspiel verwendet, Thomas gekannt und nachgeahmt haben müsse; die Folgerung ist nicht gerade zwingend; denn das Wortspiel findet sich nur bei Gottfried, und dieser könnte es schlieſslich auch selber erfunden oder aus dem *Cligès* übernommen haben; und wenn der Einfall im *Cligès* unbedingt anderswoher entlehnt sein muſs, — warum, sieht man nicht ein, — so wäre noch immer denkbar, daſs Chrestien selber es in seinem eigenen *Tristan* verwendet hatte und es von hier wieder aufnahm.

6. Die letzte Wandlung, welche die Tristandichtung als französische Reimfassung erfahren hat, liegt uns vor im Béroulfragment der Pariser Handschrift BNfr. 2171.[1] Es ist eine verstümmelte und in der Ausführung nicht sehr sorgfältige Abschrift der alten anonymen Version noch ohne die interpolierten Zusätze, die in der gemeinsamen Vorlage Eilharts von Oberge und des französischen Prosaromans hinzugekommen sind, dafür aber mit anderen Einlagen, die sonst keine Quelle kennt. Mit diesen Einlagen müssen wir uns hier befassen.

Das erste Stück, das man als Einlage ansprechen könnte, sind die Verse 1305—1350. Es ist die kurze Erzählung vom Zwerg Frocin, der in der Trunkenheit drei kornischen Baronen das nur ihm allein bekannte Geheimnis, daſs König Marc Pferdeohren hat, auf die Weise verrät, daſs er den Kopf in ein Erdloch unter einem Weiſsdornbusch steckt und was ihm auf der Zunge brennt, dem Dornbusch zuraunt. Die Eingeweihten halten natürlich nicht reinen Mund, und der König haut dem Wechselbalg im Zorn den Kopf ab. Wie man sieht, ist es die alte Midasgeschichte, die als „etymologischer Schwank" (Golther) auf Marc übertragen wird, weil *marc* keltisch, aber auch mittelhochdeutsch 'Pferd' bedeutet. Der Einfall braucht

---

[1] Die Zitate nach E. Muret, Béroul, *La roman de Tristan, poème du XIIe siècle*, Paris 1913 (Classiques français du moyen âge 12). Vgl. dazu die Einleitung in der Ausgabe der Société des anciens textes; G. Schoepperle, *Tristan and Isolt* (1913) usw.

nicht alt zu sein, und das ganze Märchen mit den Pferdeohren ist für den Tristanroman ohne jede Bedeutung; es hat an dieser Stelle keinen anderen Zweck, als den maledeiten Zwerg seiner verdienten Strafe zuzuführen. Eine solche Vergeltung ist nun aber kein unbedingtes Erfordernis für die Erzählung. Nachdem der Zwerg durch das Mehlstreuen die Überführung Tristans ermöglicht hatte, konnte er unbeachtet verschwinden: der Dichter hatte wichtigeres vorzutragen als sein trauriges Ende.[1]

Das zweite Stück, das in den benachbarten Fassungen (Eilhart, Prosaroman) keine Entsprechung hat, sind die Verse 1656—1750. Der Vorfall, den sie berichten, fällt in die Zeit des gemeinsamen Waldlebens. Eines Tages, während Tristran und die Königin ruhen, hört Governal Hundegebell und bemerkt unter den Jägern, die in voller Auflösung einem Hirsch nachsetzen, den seinem Herrn verhaſstesten unter den Neidern; er lauert ihm auf, schlägt ihn beim Vorbeireiten nieder und trennt ihn den Kopf von dem Rumpf. Die blutige Beute hängt er an einen Baumast in der Laubhütte, wo Tristran schläft, und freut sich an seiner Überraschung beim Erwachen. Von dem Tag an wagt sich aber keiner ohne Grausen in den Waldbezirk. Diese Episode folgt unmittelbar auf die Erzählung von dem Bracken Husdent und wird sehr ähnlich eingeleitet: man kann wo nicht von Nachahmung, doch wenigestens von deutlicher Anregung sprechen.[2] Auch hier handelt es sich um die Bestrafung eines der Übelwollenden, die Tristran bei seinem Oheim verklagt haben, und zwar des Schlimmsten unter ihnen: dies wird wohl derjenige sein, von dem die erste Anzeige ausging und der nachher den Zwerg zu Hilfe holte und die Belauschung des Stelldicheins veranlaſste. Eilhart hat ihm den Namen Antrêt beigelegt, und der Prosaroman, der ihn Sandret oder Audret nennt, macht aus ihm einen anderen Neffen des Königs, was sich mit den Vorstellungen der alten Tristandichtung nur schlecht verträgt. Es spricht manches dafür, daſs die in Rede stehende Persönlichkeit ursprünglich mit keinem Namen bedacht war; augenscheinlich hat auch der Verfasser des eingelegten Stückes in seiner Vorlage keine Benennung für sie vorgefunden. Soviel man sehen kann, stammt der Name Andret aus den interpolierten Zusatzepisoden; von dort hat ihn Eilhart sowohl als der Prosaromanschreiber, jeder für sich, hergeholt und auf den ersten Angeber übertragen.

Das dritte Stück, das Muret als verdächtig ansieht, sind die Verse 2752—2764; sie enthalten weiter nichts als die Ankündigung eines schrecklichen Endes für die drei Neider und den schuldigen

---

[1] Eine andere Erzählung vom Ende des Zwergs deuten die Anspielungen im Roman *de l'Escoufle* an, wo Tristan ihn tötet. V. 615s., wo wohl zu lesen sein dürfte engin et arc: maugré Marc.

[2] Die Beobachtung ist von W. Röttiger, *Der heutige Stand der Tristanforschung*. Prgr. des Wilhelm-Gymn. Hamburg 1897, S. 23. Vgl. E. Muret, Soc. d. anc. textes p. XI.

Forstwart. Diese drei Neider können nur die drei Barone sein, die dem König Marc den Treueid aufkünden und ihm Fehde ansagen, wenn er Tristran nicht vom Hof entfernt (Béroul 581ss.), und der Forstwart ist uns ebenfalls bekannt; er ist es, der Tristran im Walde entdeckte und dem König seinen Aufenthalt kundgab (Béroul 1835ss.). Logischerweise wird man voraussetzen, daſs die angekündigte Rache in der angedeuteten Weise auch vollzogen wurde, nur daſs das betreffende Stück der Erzählung bei der Anfügung des neuen Schluſsteils weggeschnitten und entfernt wurde, es sei denn, was ja immer denkbar ist, daſs es durch einen unglücklichen Zufall ungeschrieben blieb.

Wir sehen also, daſs diese drei von Muret hervorgehobenen Einlagen tatsächlich planvolle Einschübe in den Text des alten anonymen Tristanromans darstellen, die ein wohlmeinender Zudichter sich ausgedacht hat, weil er seinem Vergeltungsbedürfnis Genüge schaffen muſste; und planvoll sind diese Einschübe nicht an einer Stelle massiert, sondern geschickt in Einzelepisoden verteilt. Für die Gesamterzählung selbst war diese Bestrafung nicht erforderlich; sie trifft auch, wenn wir gerecht sein wollen, nicht wirklich Schuldige, sondern in der Hauptsache Verfechter der Sitte und des Anstandes, die dem König Wort und Treue halten; aber das mag der Nachdichter mit seinem Gewissen abmachen. In Hinsicht der Personen, denen das Strafgericht zugedacht ist, besteht keine Schwierigkeit; es ist der Zwerg Frocin, der erste Angeber (Andret), die drei gegen Tristan verschworenen Barone und der Forstwart, der die Flüchtigen im Walde aufspürte. Die Verlegenheit beginnt erst, wenn wir die drei Einlagen mit dem Schluſsteil des Béroulfragments (2765ss.) vergleichen; denn hier treten die soeben abgefertigten Bösewichte mit Ausnahme des Zwergs, frisch und lebendig, wieder auf, um noch einmal ihren Lohn zu empfangen, aber auf anderem Wege, als vorausgesagt war. Der Schluſs, den man daraus zu ziehen hat, ist klar: das Tristanfragment der Hs. 2171 besteht aus zwei nicht füreinander bestimmten und nicht miteinander in Einklang zu bringenden Teilen, dem selbständigen Schluſs, der die Geschichte des Reinigungseides mit der Bestrafung der Anstifter erzählt, und dem abgekappten Romantorso, an den dieser Schluſs angehängt worden ist; dieser Torso aber, mit dem wir uns bisher befaſst haben, bietet den Text der nicht interpolierten anonymen Fassung mit drei eingeschobenen Stücken, die zum Zweck hatten, eine vermeintliche Lücke der Erzählung, die Rache an Tristrans Neidern, auszufüllen.

Aus diesen Feststellungen ergibt sich, daſs der Schluſs des Béroulfragments, Isoldes Reinigungseid, an dieser Stelle ein fremdes Zusatzstück ist, das mit den Intentionen des ersten Erweiterers in unausgleichbarem Widerspruch steht. Es stammt notwendigerweise von anderer Hand, und der Verdacht liegt nahe, daſs es sich um eine selbständige Tristannovelle handelt, d. h. um eine herausgegriffene Episode, die für sich behandelt worden ist, wie die beiden *Folies*

Tristan, und die man etwa als *Escondit Iseut* bezeichnen könnte. Diese Vermutung wird dadurch bestätigt, daſs die Darstellung des Schluſsteils nicht wie die der besprochenen Einschübe an die nichtinterpolierte, sondern im Gegenteil an die interpolierte anonyme Fassung anknüpft, wie man aus der durchsichtig angedeuteten Rolle von Dinas de Lidan als vertrauter Vermittler zwischen Tristran und der Königin und noch deutlicher aus der nicht miſszuverstehenden Anspielung auf das Abenteuer mit der Sensenfalle ersieht. König Artur, der dabei war, läſst nämlich (3546s.) der Königin Isolde melden:

Membre li de l'espié lancier
Qui fu en l'estache feru:
Ele savra bien ou ce fu.

Inhaltlich deckt sich also die Erzählung unserers Fragmentschlusses einerseits mit den obigen Einschüben, andererseits aber mit der Episode des Gottesurteils im Thomasschen Tristan, und letzteres ist die Hauptsache. Man kann direkt sagen, daſs der Reinigungseid ein selbständiges Gegenstück zum Gottesurteil bei Thomas darstellt, nur daſs die Erzählung in ihren Voraussetzungen nicht nach diesem, sondern nach der Konkurrenzfassung orientiert und als Ergänzung zu ihr gedacht ist. Daraus ergibt sich schon, daſs die Wahrscheinlichkeit der Priorität auf der Seite von Thomas liegt, weil bei ihm die Episode noch fest in den Rahmen der Gesamterzählung eingefügt steht. Dazu kommt, daſs die Fassung der Hs. 2171, wie die Anspielung auf das *mal d'Acre* beweist, ein gutes Jahrzehnt später gedichtet worden ist als der Thomassche Roman.[1] Das Gegenargument, daſs der zweideutige Eid schon im alten Tristanroman, in der gemeinen Fassung vorkommt:

Mais Dé plevis ma loiauté,
Qui sor mon cors mete flaele
S'aucuns, fors cil qui m'out pucele,
Out m'amistié encor nul jor! Béroul 22ss.

ist nicht stichhaltig; denn diese Worte, die Isolde im Beisein ihres Liebhabers vor dem auf dem Baume lauschenden König spricht, sind eine glückliche Eingebung; sie passen gerade in ihrer pointierten Zweideutigkeit so einzig in die Situation, daſs man nicht behaupten kann, daſs, wer diese Worte schrieb, den Schwank bereits kannte.[2] Das Umgekehrte ist eher der Fall, daſs dieses Spiel mit der Doppelsinnigkeit die erste Anregung zu der später ausgeführten Szene des

[1] Es ist eine Erinnerung an die furchtbare Lepraplage während der Belagerung von Akkon in den Jahren 1190 und 1191. Da die Lepra eine fünfjährige Inkubationszeit hat, kann man nicht gut von einer Epidemie reden; auf alle Fälle muſs man aber eine gewisse Zeitspanne zugeben, damit der Ausdruck *mal d'Acre* in allgemeine Aufnahme kommen konnte. Der *Escondit Iseut* wird demnach um die Jahrhundertwende anzusetzen sein.

[2] Golther, *Tristan und Isolde*, 1907, S. 601.

formellen Gottesurteils in sich barg. Es ist auch nicht richtig, daſs in unserer Eidesszene ein weitverbreitetes Novellenmotiv Verwendung gefunden hat; die Sache liegt vielmehr so, daſs das Motiv hier zum erstenmal in der abendländischen Erzählungsliteratur auftaucht, ohne daſs eine Entlehnung aus *Çukasaptati* oder sonst einem orientalischen Märchenbuch wahrscheinlich gemacht werden könnte. Die Übertragung des Schwankmotivs auf Vergil den Zauberer und ähnliche Erscheinungen beweisen nur die nachhaltige Wirkung der Tristanfiktion in ganz Europa. In jedem Zug erkennt man z. B. dieses Vorbild beim Thorstein der Grettissaga (13./14. Jahrhundert).[1]

Setzen wir das Gottesurteil bei Thomas voraus, so läſst sich die Neugestaltung der Geschichte, wie sie in der Hs. 2171 vorliegt, unschwer begreifen. Was der Novellendichter vorhatte, war eine Verbindung des Reinigungseids ohne die Probe des heiſsen Eisens mit der Bestrafung der Neider; dazu brauchte er zunächst einen bequemen und leicht zu erfassenden Anknüpfungspunkt, und den bot ihm die Aussöhnung Tristrans mit König Marc und die Rückkehr Isoldes zu ihrem Gemahl. Zur Einleitung wird der Abschied der beiden Liebenden voneinander noch einmal erzählt, und daran, ohne nähere Begründung, die Bitte Isoldes an Tristran angeschlossen, sich nicht gleich zu entfernen, sondern bei dem befreundeten Forstwart Orri abzuwarten, ob sie ihm nichts durch ihren Pagen Perinis zu bestellen hätte. Die Vorsicht war angebracht; denn es dauert nicht lange, so stellen die drei Barone, die seiner Zeit die Entfernung Tristrans vom Hofe verlangt hatten und auch jetzt wieder seine Entlassung durchsetzen, dem König vor, daſs Isolde sich im Grunde noch nicht gerechtfertigt habe. Der König ist empört, weil Tristran sich dazu erboten hatte, ohne daſs jemand widersprach. Isolde, die den König verstimmt sieht und schon das Schlimmste fürchtet, bietet nun von selbst den Reinigungseid an, nur will sie ihn in Gegenwart des Königs Artur, der sich ihr schon einmal, beim Abenteuer mit der Sensenfalle, freundlich erwiesen hatte, ablegen, damit sie, da Tristran nun fort ist, an Artur einen Garanten und Verteidiger habe, wenn neue Einwendungen erhoben würden; die Furcht vor ihm würde jedem Übelwollenden den Mund verschlieſsen.[2] Ein formales Gottesurteil wird nicht angeregt, vielleicht weil es für eine Novelle zu feierlich gewesen wäre, möglicherweise aber auch, weil ein Wandel in den Anschauungen im Gang war und man an der Offenbarungskraft der Probe mit dem glühenden Eisen Zweifel zu hegen begann. Das Verfahren wurde unter Kör̈ig Johann (1199—1216) im öffentlichen Recht in England abgeschafft wegen der künstlichen Mittel, mit denen man es unwirksam zu machen wuſste (Herz). Die Bevorzugung des einfachen Reinigungseides war also wirklich zeitgemäſs.

---

[1] G. Schoepperle, *Tristan and Isolt* I, 223ff. — W. Golther 28.

[2] König Artur wird nicht in Caerleon, sondern in Isneldone getroffen (3373); Muret erklärt es mit Stirling in Schottland, was in den Zusammenhang schlecht paſst. Lautlich würde Isneldone einem Snowdon entsprechen.

Einen anderen Vorteil hatte die Verlegung der Szene nach dem Mal Pas, dem schwierigen, nur durch einem schmalen Bretterbelag erleichterten Übergang über den Torfmoorgrund am Rand der Blanche Lande, und die Verkleidung Tristrans als Aussätziger. Sie entsprachen dem Geschmack des Verfassers für derberen Possenhumor. Mit sichtlicher Liebe hat er Tristran als siechen Bettler mit seiner Zudringlichkeit und seinem sarkastischen Hohn dargestellt; und es mag ein Hochgenuſs für ihn gewesen sein, die drei Neider durch ein Bad in der sumpfigen Lache vorzubestrafen. Auch vor gewagteren Zweideutigkeiten schreckt er nicht zurück; er läſst Isolde durch Tristran rittlings auf seinem Nacken über die böse Stelle tragen, damit sie schwören kann, daſs nur der König und der Sieche zwischen ihren Schenkeln war. Die Rache an den Neidern, die eine Hauptangelegenheit der Erzählung ist, vollzieht sich dann in zwei Malen. Bevor Tristran die Schwurstätte verläſst, mischt er sich mit Governal, beide in unkenntlicher Rüstung, unter die buhurdierenden Ritter, wirft Andret vom Pferd, daſs er den Arm bricht, — er muſs später wieder auftreten! — und streckt den Forstwart, der ihn verraten hat, tot nieder. Die drei Barone, Denoalen, Godoïne (Godwin) und Guenelon, wie sie jetzt genannt werden, eilen selbst in ihr Verderben, indem sie sich sagen lassen, daſs Tristran nächtlicherweile noch heimlich mit Isolde zusammenkommt, und ihn dabei zu überraschen suchen, zu ihrem eigenen Unheil.

Das sogenannte Béroulfragment, Hs. 2171, besteht also, um das Ergebnis zusammenzufassen, aus drei verschiedenen Bestandteilen: 1. aus dem einzigen Textstück der alten anonymen Fassung, das uns im französischen Wortlaut erhalten ist; 2. aus drei in dieses Textstück eingeschobenen Einlagen von einem Erweiterer, dem es am Herzen lag, die Angeber Tristrans zu bestrafen; 3. aus einem nicht für diese Textfassung, sondern als selbständige Novelle gedichteten Erzählung von Isoldes Reinigungseid mit einer anderen Darstellung der Bestrafung der Widersacher. — Fragen wir, was der Anteil Bérouls an diesem Komplex sein kann, so ist zu befürchten, daſs es nur die geringfügigen Textretuschierungen am Grundgedicht und die drei Einlagen sind, im ganzen kaum 200 Verse. Bedeutender als Leistung und auch literarisch wichtiger ist jedenfalls der Schluſsteil, die Novelle vom Reinigungseid mit ihrem derben Humor und unleugbar kräftigerem Sprachsinn; ihr Verfasser hat uns aber anscheinend seinen Namen nicht hinterlassen.

7. Wer unserer Darlegung bis hierher gefolgt ist, wird vielleicht beistimmen, wenn wir es zum Schluſs aussprechen, daſs zwei Probleme bei der Geschichte der Tristrandichtung im 12. Jahrhundert im Vordergrund stehen: die Frage der mündlichen Übermittlung des Romanstoffs von einer Bearbeitung zur anderen und die Frage der eingelegten Schwanknovellen. Die Lösung, die sich aufzudrängen schien, können wir in folgenden Punkten zusammenfassen:

a) An der Spitze der Entwicklung steht unleugbar und unverkennbar die Chrestiensche Dichtung, *Del roi Marc et d'Iseut la blonde*; sie ist so sicher bezeugt wie kaum ein anderes Denkmal der altfranzösischen Literatur, und durch die Angaben des Verfassers selbst und einige andere Andeutungen haben wir auch eine Vorstellung ihres Inhalts in den allgemeinen Umrissen; es war ein vollständiger Tristanroman. Geschrieben war er vor Chrestiens Artusromanen, also um 1160 herum. Sein Text ist spurlos verschollen.

b) An die Stelle dieses verlorenen Meisterwerks tritt gegen Ende der siebziger Jahre eine spielmannsmäſsige Umdichtung, die in ihrem Umfang und Gefüge eine ziemlich getreue Wiedergabe der Chrestienschen Erzählung gewesen sein muſs, aber keine Spur von seiner Stilkunst und von seinem Erzählertalent mehr zeigt. Ihr Verfasser ist unbekannt; doch die Sprache zeigt, daſs er nicht der Champagne, sondern der angevinisch-normannischen Kultursphäre angehörte, in deren Bereich sich auch die ganze weitere Entwicklung abspielen wird. Erhalten sind vom Wortlaut dieser anonymen Fassung etwa 2500 Verse in der Hs. BNfr. 2171, sonst müssen wir ihren Inhalt durch die Vergleichung dieses Bruchstücks mit der mitteldeutschen Bearbeitung von Eilhart von Oberge (1190/1200) und dem französischen Prosaroman (um 1236) wiederherzustellen versuchen. Wenn diese Fassung auch die Situationen und die Namen der Urdichtung ziemlich treu bewahrt hat, kann sie doch schwerlich mit dem Chrestienschen Urtext vor Augen geschrieben worden sein.

c) Diesen zwei Versfassungen stehen nun drei andere gegenüber, die sich von ihnen dadurch unterscheiden, daſs sie in verschiedener Weise mit wildgewachsenen Schwankelementen durchsetzt sind; nämlich: — α) die interpolierte anonyme Fassung, die gemeinsame Vorlage Eilharts von Oberge und des französischen Prosaromans, eine Überarbeitung der vorerwähnten spielmannsmäſsigen Fassung, die wir etwa in den Anfang der achtziger Jahre setzen dürfen; — β) der Tristran des Anglonormannen Thomas, der in seinem Hauptteil die Erzählung ähnlich wiedergibt wie die anonymen Fassung, aber in freier Umgestaltung und ohne sich auf ihren textlichen Wortlaut zu stützen, während sie für den Schluſsteil sichtlich die interpolierte Fassung vor Augen hatte und sie teils ausnützte, teils wissentlich und unter Berufung auf die Autorität von Bréri ablehnte; von Thomas Dichtung besitzen wir noch etwa 3140 Verse, zur Ergänzung müssen wir die, auch Eilhart berücksichtigende Bearbeitung von Gottfried von Straſsburg (um 1210), die nordische Saga af Tristram ok Ísond des Bruders Robert (1226) und das mittelenglische Spielmannsgedicht von Sir Tristrem (um 1300) heranziehen; Thomas, der Ille et Galeron, Theben- und Eneasroman, Benoits Trojaroman und die Laidichtung kennt, muſs wohl in den achtziger Jahren geschrieben haben, und wurde mit seiner umfänglichen Dichtung erst fertig, wie die interpolierte Fassung bereits vorlag; — γ) das Béroulfragment der Hs. 2171, das den Text der noch nicht interpolierten anonymen

Fassung zur Grundlage hat und möglicherweise schon früh von einem Erweiterer, in dem wir vielleicht Béroul sehen dürfen, um Einlagstücke bereichert worden war, dann aber um die Jahrhundertwende durch äuſserliche Ansetzung der Novelle von Isoldes Reinigungseid mit einem neuen Schluſs versehen wurde.[1]

d) Zu diesen fünf nachweisbaren Gestaltungen des Tristanromans kommen nun noch die Tristanlais oder selbständigen Tristannovellen, deren Vorläufer der *Lai du Chievrefueil* von Marie de France ist. Um die Jahrhundertwende folgen ihr: der *Escondit Iseut* der Hs. 2171, der sich in seinen Voraussetzungen auf die interpolierte Fassung stützt, ferner die *Folie Tristan* der Oxforder Hs. Douce, die sich an Thomas anlehnt, dem diese Episode fehlte, und die *Folie Tristan* der Berner Hs., die anscheinend die Oxforder Folie mit Angaben aus der anonymen Fassung verquickt.

Diese drei Fassungen des Romans und diese Novellen bieten, wie gesagt, als ein Sondergut, das den beiden Urfassungen noch unbekannt war, die episodischen Schwänke, die wir als eine nachträgliche Wucherung auf dem Urstamm der Erzählung ansehen müssen. Die groſse Frage ist nun, woher so plötzlich, um das Jahr 1180, diese anekdotische Schwankinvasion gekommen sein mag, die mit ihrem frivolen Geist die in ihrer Ureingebung so tragisch spannende Tristandichtung durchsetzt und zersetzt. Ursage ist es nicht; denn es sind lauter lose Episoden, die das feste Rahmengefüge desRomans voraussetzen und ohne dasselbe nicht bestehen können. Es handelt sich auch nicht um eine spontane Produktion von Tristannovellen, die als eine jüngere literarische Begleiterscheinung neben der geschlossenen Romandichtung einherginge und sekundär in sie eingedrungen wäre; denn diese Schwankerzählungen treten zunächst als Wuchergebilde im Roman auf und nicht als fertige Novellen und abgerundete Kompositionen; eine solche Tristannovellistik entwickelt sich, wie die obige Zusammenstellung zeigt, erst spät durch einen sekundären Loslösungsprozeſs. Schlieſslich liegt die Sache auch nicht so, daſs wir von einer ersten interpolierenden Erweiterung des Romans sprechen könnten, die sich dann auf gewöhnlichem literarischem Wege unter weiterer Ausgestaltung von Fassung zu Fassung übertrüge.

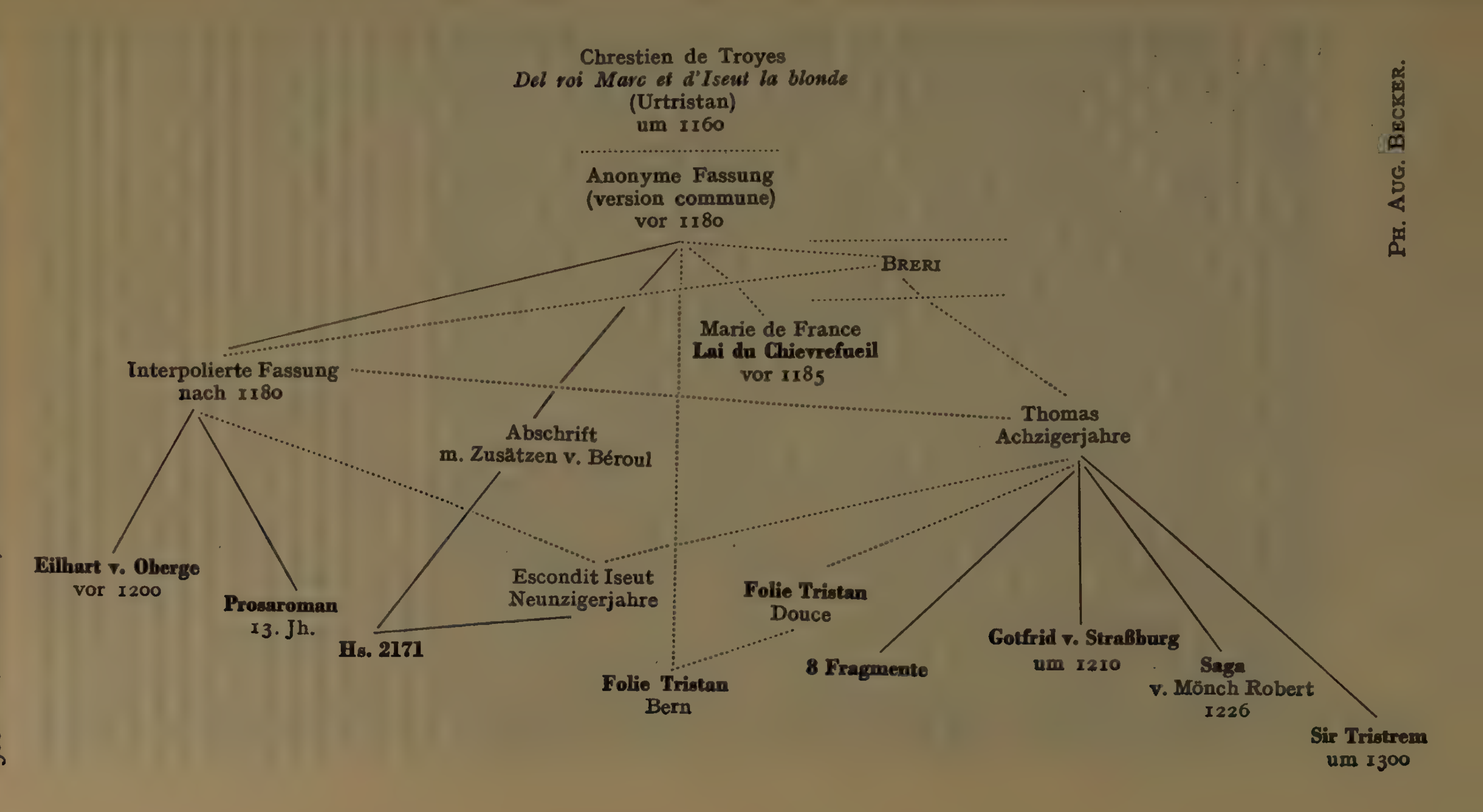
Das wahre Verhältnis ist vielmehr das, daſs diese Schwankerzählungen gewissermaſsen als ein fahrendes Gut, von irgend jemand ersonnen und in Umlauf gebracht, von den jüngeren Romanbearbeitern aufgegriffen, gestaltet und ihren Romanredaktionen als integrierende Bestandteile einverleibt werden, als gehörten sie dahin. Wer in aller Welt mag nun aber hinter diesem Unfug stecken? — Auf diese Frage gibt es nur eine befriedigende Antwort: Wir wissen es nicht; aber es ist als ob der vielberufene Bréri der Sünder wäre; es ist als

[1] Was den Prosaroman anlangt, war mit diesen Bearbeitungen, namentlich der interpolierten und der Thomasschen, der Büchermarkt sichtlich saturiert. Das Aufkommen der Prosaromane tat dann das Übrige dazu.

ob er, der auch die ganze Geschichte von Tristan vorzutragen wuſste, gelegentlich, wenn er am Hofe Richards, des Königsohns und Grafen von Poitiers, aufgefordert wurde, etwas neues oder besonderes von Tristan zu erzählen, sich schmunzelnd hinsetzte und nach kurzem Nachdenken beginnen würde: Es war also damals, als Tristran — denn so nennt er ihn — bei König Marque in Verdacht stand, oder als er in der Verbannung lebte, . . . usw. . . . — Denn das Eigentümliche an diesen Schwankerzählungen ist, daſs sie jeweils unvermittelt und ohne besondere Vorbereitung einsetzen, weil die Situation bereits durch den Roman gegeben ist, und daſs sie dann wieder mit der Wiederaufnahme in die Gunst des Königs oder mit der Rückkehr in die Bretagne bei ihrem Ausgangspunkt schlieſsen. Es sind eben Anekdoten, Einfälle des Augenblicks, einfache Schlingen mit kapriziösen Wirrungen und Windungen des Fadens, aber mit unweigerlicher Rückkehr zum Knotenpunkt, so daſs es nur eines neuen Anlaufs, eines neuen Einfalls bedarf, um von neuem in die Irre zu führen. Wir nannten Bréri, weil wir wissen, daſs er von Tristan erzählte und weil wir Thomas Romanfassung als Niederschlag seiner mündlichen Darstellung kennen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daſs das ganze Zusatzmaterial ausnahmslos von ihm herstammt; es dürfte vielmehr die von ihm gegebene Anregung auch auf andere gewirkt haben und bei der schriftlichen Formgebung in der interpolierten anonymen Fassung und im Thomasschen Tristan ergaben sich dann von selbst weitere Ergänzungen und Anpassungen, wie wir sie vergleichend feststellen können. Die Hauptsache ist, daſs die mündliche Tristananekdote auf diese oder auf eine ähnliche Weise in Mode kam und weiter wucherte und mit ihrem wilden Rankenwerk das alte Romangerüste dermaſsen überdeckte, daſs der Urgehalt der Fabel beinahe darunter erstickte.

Es ist aber Zeit, daſs wir aus diesen unkontrollierbaren Regionen wieder zur nüchternen Wirklichkeit herabsteigen. Wir tun es, indem wir versuchen, die besprochene Entwicklungsgeschichte der Tristandichtung in einer schematischen Übersicht darzustellen, wobei horizontale Punktreihen die mündliche Überlieferung, ausgezogene Linien die direkte textliche Verwertung, punktierte Linien die bloſse Benützung und Fettdruck erhaltene Texte bezeichnen sollen.

Positiv ergibt sich aus diesem Überblick, daſs im Stammbaum der Tristandichtungen nirgends ein Raum für eine nicht belegte, sondern nur erschlossene Urfassung vorhanden ist. Die sogenannte *estoire* ist nur ein Mythus. Freilich kann man die Sache auch umdrehen. Man kann z. B. die jüngsten Fassungen (Prosaroman usw.) als die Vertreter der ursprünglichen Überlieferung ansehen und sich dann Gedanken machen, warum wohl die älteren Fassungen Änderungen an ihr vorgenommen haben. Das ist auch ein Verfahren, und wenn es richtig ist, so sind notwendigerweise die hier gebotenen Darlegungen irrig und falsch.



PH. AUG. BECKER.

Studien zum Wortschatz von Hocharagon.

Vorbemerkung. Diese Studien sind zugleich mit der im Band 1935 der Revue de Linguistique Romane erscheinenden Arbeit „Der hocharagonesische Dialekt“ fertiggestellt worden und als deren Abschluſs gedacht. Alle nötigen Einzelheiten dieser 1932 gemachten Aufnahmen, sowie die hier gebrauchten Abkürzungen sind dort eingangs erklärt; darauf beziehen sich auch Hinweise wie „§ 3 der Lautlehre, der Wortbildung“ etc. Inzwischen sind weitere unser Gebiet betreffende oder berührende Arbeiten erschienen, und es ist mir ermöglicht worden, sie in vorliegendem Aufsatz noch zu berücksichtigen; es sind dies:

Bergmann: Werner Bergmann, Studien zur volkstümlichen Kultur im Grenzgebiet von Hocharagon und Navarra, Hamburg 1934.
Ferraz y Castán: Vicente Ferraz y Castán, Vocabulario del dialecto que se habla en la Alta Ribagorza, Madrid 1934.
Krüger, B.: Fritz Krüger, Die Hochpyrenäen, B. Hirtenkultur, Hamburg 1935.
Schmitt: Alfons Th. Schmitt, La terminologie pastorale dans les Pyrénées Centrales, Paris 1934.

Ferner:

CVB: Antoni M. Alcover y Francesch de B. Moll, Diccionari Català-Valencià-Balear, Bd. I, II, Palma de Mallorca 1930ff.
García Rey: Verardo García Rey, Vocabulario del Bierzo, Madrid 1934.

I. Landwirtschaft.

Die Ackergeräte.

Der Pflug: Der Nordwesten von Hocharagonien zeigt noch recht altertümliche Formen. Ist auch der von Krüger (Kultur 184, WS X, 62) für das Bergland der Provinz Leon beschriebene und heut noch in verschiedenen Abarten in Sardinien[1] vorkommende primitive Hakenpflug bei uns nicht anzutreffen, so doch auf dem ganzen besuchten Gebiet der sog. römische Pflug, auf dessen Alter und Primitivität die Bauern stolz sind (Ansó), und der mir in Bolea selbst als

[1] M. L. Wagner, Das ländl. Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache, Heidelberg 1921, S. 15.

aráu románo bezeichnet wurde. Sind auch moderne und modernste Typen (wie in allen Arten von Ackergeräten und Gebrauchsgegenständen) in Aragonien im Vordringen, so fehlt doch in keinem Ort der römische Pflug, ja er überwiegt bei weitem noch zahlenmäſsig das Neue, ist mitunter ausschlieſslich vorhanden. Vor allem seine Wendigkeit, sein leichter Transport (seitlich am *baste* des Maultiers) zu den entfernt und hochgelegenen Feldern, seine Stabilität trotz der Einfachheit sichern ihm auch ferner seine Existenz, nicht nur in Aragon.[1]

Schon beim einfachen hölzernen Tragpflug lassen sich deutlich zwei Typen unterscheiden, die einfachere Art, bei der Sech und Sterz eine Einheit bilden, aus éinem Stück bestehen und éinen Namen tragen (vergleichbar dem von Krüger Kultur abgebildeten Typus „sanabresischer Pflug"), und die Art, die beide Teile sachlich wie auch in der Benennung unterscheidet (entsprechend dem Typus „leonesischer Pflug").

Der erstgenannte ist der einfachere, ursprünglichere und begegnet noch rein in den nordwestlichen Tälern: Ansó, Hecho, Aragüés, Embún. Schon die Terminologie weist darauf hin, Sech und Sterz, sowie Krummholz und Deichsel führen je nur eine Bezeichnung, der Sterz wird als Fortsetzung des Sechs und der Sohle empfunden und das ganze *dentál* genannt, umgekehrt wie in Galizien, wo diese Einheit den Namen des Sterzes bekommt (*rabizo* etc., WS X, 64). Auch die Einheit Krummholz—Deichsel hat natürlich einen gemeinsamen Namen, aber nicht den eines der beiden Teile wie in Sanabria, wo sie einfach *timóŋ* heiſst (Krüger, Kultur 188), oder einen Doppelnamen wie cat. *camatimó* (BDCat 11, 89), sondern einen, der den Gedanken an Teile gar nicht auftreten läſst: *doétšo*, zweifellos von DUCTUS kommend und so die gröſsere Wichtigkeit dieses Teils als Deichsel, zugleich aber primitivere Einstellung und Beurteilung verdeutlichend.

Ein mittlerer Typ ist in Biescas zu Hause, wo zwar die Schar, *réχa*, auch auf der Fortsetzung des Sterzes aufsitzt, aber sie ist flach und aufgesetzt, so daſs darunter das hölzerne Sech zu sehen ist, während in Ansó, Hecho, Aragüés, Embún das Eisen, *ywémbre*, wie eine Tüte das untere Ende des Sterzes allseitig umfängt.

Den zweiten Haupttyp treffen wir in Bolea und Loarre an, wo Deichsel und Krummholz einerseits, Sterz, Sech und Schar andererseits getrennt sind (Abb. 2). Auſser der Schar ist meist auch die Griessäule aus Eisen, *espáta*; während die Ohren dies beim neueren Typ auch sind, werden sie beim älteren, im Nordwesten, durch einfache Holzpflöcke dargestellt, die senkrecht aus dem *dentál* herausstehen und dazu dienen, die Saat in den Boden zu pflügen: „después de sembrar envuelve el trigo en el suelo" (Ansó). Nach der gleichen

[1] Über seine weitere Verbreitung in Katalonien, Galizien, Leon, sowie anderen Mittelmeerländern vgl. Krüger, WS X, 62f., für Frankreich W. Foerster, Z 29, 1—19 und Fahrholz 70.

Angabe wird beim gewöhnlichen Pflügen ein *apéro* ohne Ohren genommen, wie er mir jedoch nicht besonders aufgefallen ist. In den mittleren und östlichen Tälern wie auch in der Sierra de Guara sind die Ohren nicht mehr Holzstöpsel oder -pflöcke, sondern angesetzte, etwa 10 cm lange, nach auſsen sich verbreiternde Flügel, worauf auch die Benennung hinweist, *dla* Biescas. Bei Huesca begegnete ein *apéro* (mit *orełétas*) ganz aus Eisen, mit eisernem Sterz usw.; jedoch natürlich Holzdeichsel. Er zeigt, wie sehr die einfache, be-

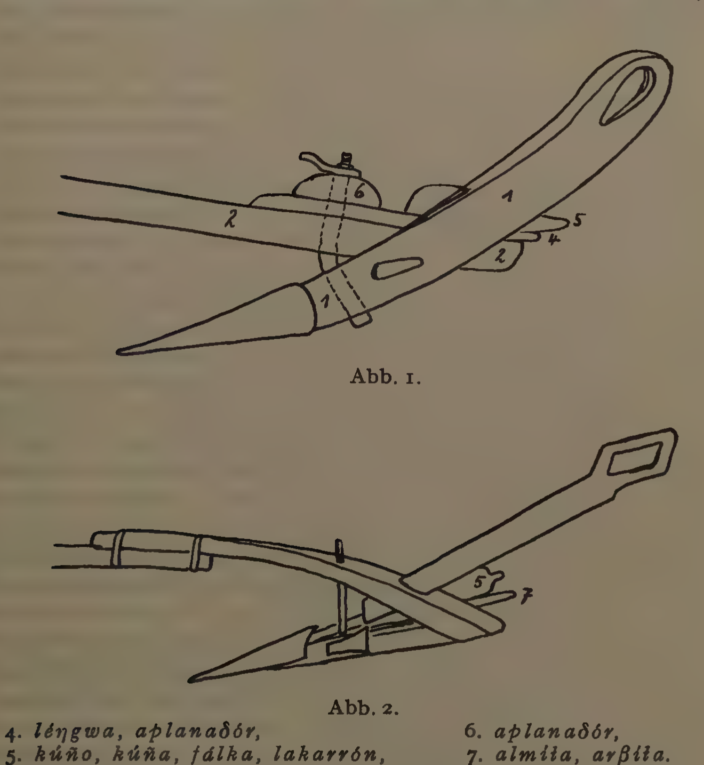


Abb. 1.

Abb. 2.

4. *léŋgwa, aplanaδór,*
5. *kúño, kúña, fálka, lakarrón, aplanaδór,*
6. *aplanaδór,*
7. *almiła, arβiła.*

wegliche Pflugart verwurzelt ist, selbst in flachen Gebieten, wo die oben angeführten Argumente für seine Beständigkeit nicht mehr so stichhaltig sind, und wie man selbst die moderne Industrie in den Dienst eines alten, einheimischen Ackergerätes stellt. Dabei waren die Ohren schon bedeutend gröſser, etwa 20 cm, jedoch noch nicht als Streichbretter anzusehen, aus denen sich dann die bewegliche Schar des Eisenpfluges, die *berteδéra*, ergeben hätte; vielmehr bricht die bodenständige Entwicklung beim *apéro* („leones." Typ, Abb. 2) ab, während die eisernen Pflüge verschiedenster Art moderner Industrieimport sind und die Mittelglieder der vermeintlichen Ent-

wicklung, Typen, wie man sie in Leon und Galizien noch antrifft, hier fehlen.

Benennungen des einfachen Holzpfluges in unserem Gebiet: *apéro* Ansó, Hecho, Lacanal, < *APPARIUM; *aláδro* Fablo, alt in Biescas, dazu ganz Ostaragon mit einem Streifen über Lérida bis Murvedre vor Valencia hat nach ALCat 135 diese Form; *aláδro δe espáta* Aineto; daneben übers kastil. *arado* : *aráu* Biescas, *aráu románo* Bolea, *aráu komún* Huesca; zu ARATRUM; schlieſslich *réχa* Lanuza, Linás, Bolea, *réχa komún* Loarre, zu REGULA.

Apéro, sonst (etwa Aineto, Huesca) jedes landwirtschaftliche Gerät bezeichnend, ist in Ansó, Hecho das „Gerät" por excelencia und stellt als Wort die älteste, primitivste Benennung dar. Es schlieſsen sich also die beiden alten Villas Ansó und Hecho wieder katalanischem Sprachgebrauch an: *aper, epę̣ epę̣* „per todes les contrades de Catalunya" (BDCat 11, 85). Wie Biescas zeigt, ist *aláδro* die ältere, einheimische Wortschicht gegenüber dem kast. zugewanderten *arado* und gehört in einen Zusammenhang mit prov. *araire*, kat. *aradre, aladre*, alav. *aladro*, astur. *aladru*; *réχa* als „Pflug" ist eine örtlich ziemlich ausgedehnte Übertragung einer pars pro toto.

Das Pflugsech heiſst überall am Holzpflug *dentál* < DENTALE im gröſseren Zusammenhang mit pg. *dentaes*, sanabr. *dentil*, kast. *dental*, kat. *id.*, *dentale*, prov. *dental*, Ariège *id.*, *dentał*.[1] Infolge der oben beschriebenen sachlichen Einheit von Pflugsech und Sterz (vgl. Abb. 1, 1) bezeichnet *dentál* in Ansó, Hecho, Aragüés, Embún, alt in Biescas, diesen Hauptteil des *apéro*, und in Embún bedeutet das Wort dann auch „mango del arado" und von da übertragen „mango de la guadaña". Diese Übertragungen werden auch vorgenommen auf analoge Teile des Eisenpfluges, so benennt man damit in Ansó, Hecho den Sterz des Metallpfluges, in Fiscal, Aineto den Sporn, Spieſs, und in Loarre gar die Schneide der Pflugschar.

Der Sterz heiſst (nun natürlich auſser den vier soeben genannten Orten Ansó, Hecho, Aragüés, Embún) *estéβa* Sallent, Lanuza, Biescas, *estéβan* Fablo, Aineto (auch der kleine Griff), Loarre, Huesca, *astéβan* Torla, Fiscal, in den letzten beiden Formen macht sich vielleicht personifizierende Umdeutung nach dem Namen *Esteban* geltend und schlieſslich Angleichung an den in unserem Gebiet häufigen Suffixausgang *-án* in *esteβán* Bolea, < *STEVA.

Der Handgriff (zugleich am eisernen Pflug) *maŋgéra* Ansó, Loarre, *maŋgéro* Ansó < MANUARIUS; *maniléra* Panticosa, Fablo „Handgriff am Sterz", Embún, Fablo „Sterz am Eisenpflug", zu MANUS; *koδéta* Hecho „Handgriff am Sterz", mit entlehntem Grundwort zu CAUDA.

Das Krummholz: *káma* Panticosa, Lanuza, Linás, Fiscal, Fablo, Aineto, Bolea, Loarre, < CAMBA, REW 1539. Dabei spricht

[1] FEW III, 43; REW 2559; Krüger, Kultur 190; Fahrholz. Die mod. Wb. Tol und Sl-Gr. geben irrtümlich nur „Sterz", was vielleicht aus der Einheitlichkeit von Sech und Sterz im alten Pflugtypus zu erklären wäre.

man z. T. von *dental en la cama*, worin volksetymologische Deutung eine Rolle spielen mag, die ja sogar über das Sp. in die Wörterbücher Eingang gefunden hat, so wird *cama* definiert von Tol mit „*Bett* eines Pfluges", von Slaby-Gr. mit „Sterz*bett*". Im Ariège heiſst die Pflugdeichsel *kắmo, kamĕtu* (Fahrholz), dies bezeichnet also sozusagen die Fortsetzung des Krummholzes oder die Einheit mit ihm, scheint demnach auf den früheren primitiveren Zustand zurückzuweisen wie er heut noch in Ansó, Hecho, Aragüés und Embún zu Hause ist, nur heiſst da der Teil eben *doétšo* (auſser Ansó). Gegenüber prov. langued. *cambeto* schlieſst sich Ariège *camo, cameto* an das arag.-katal. Gebiet der Vereinfachung *mb—m* an; vgl. kat. *cama, cameta*, auch *camatimó, camella* „Pflugdeichsel" (weitere Ableitungen BDCat II, 89).

Die Pflugdeichsel: *timón* überall bis auf Hecho, Aragüés, Embún; es ist allg. frz. prov. kat. kast. pg. und weist auf *TIMO statt TEMO, -ONE; in den drei genannten Orten gilt *doétšo*, zugleich auch vom Eisenpflug. REW 2712 DOCTUS möchte afr. *duit*, prov. *duech*, altleon. *duecho* mit DOCTUS oder DUCTUS nicht verbinden. Vasconcellos kommt HomPid 3, 448ff. nach längeren Erörterungen zu dem Resultat: „DOCTU para sabedoria ou prendas intelectuaes, DUCTU para habilidades manuaes e menesteres", worunter auch Berceos Form *duecho* fällt; vielleicht sei sie Dialektform, gebildet nach sp. *hecho!* In Anbetracht der Herkunft von Gonzalo de Berceo (Rioja, die als ursprünglich zum navarrisch-aragonesischen Gebiet gehörig erst verhältnismäſsig spät kastellanisiert worden ist) stellen wir seine Form lieber zu den hocharagonesischen Resten und mit der altleon. Form wegen des Diphthongs auſserhalb des Kastil.; es wäre zunäscht arag. **dueito* zu erwarten, doch scheinen *doétšo, litšéro* Hecho, Aragüés „sábana con que se cubren las *fašinas*" und der Flurname *Petraficha* bei Oza nördlich Hecho, — falls nicht alle drei aus dem nahen, den stimmlosen Dental oft palatalisierenden Gascognischen entlehnt sind — eben auf geringe Reste von Palatalisierungstendenz in der Iberoromania auch über die kastilische Sprachdomäne hinausgehend hinzuweisen. Allgemeiner gehalten sind die Bezeichnungen für die Pflugdeichsel *tróŋko* und *paláŋga* in Ansó, wobei *ŋk* > *ŋg* hier dem örtlichen Gesetz der Sonorisierung von Tenues nach Nasalen unterliegt; dazu in Hecho die Bedeutung „vara en la chimenea para colgar algo", *palanca* Coll „pequeño puente movible", zu *PALANCA REW 6455. Der eiserne Winkel, der die Pflugdeichsel hält, ist die *barranda* Ansó oder *braϑaδéra* Huesca, hingegen Hecho und Fablo gebrauchen das sp. *abrazadera* dafür.

Die Griessäule heiſst in den westlichen und mittleren Tälern *espáta*, dazu unmittelbar nördlich der Grenze Lescun und Arrens *espáto* (Rohlfs Lescun 19), < SPATHA; im Val de Ordesa jedoch und in der Sierra de Guara gelten andere Typen: *aryóla* Loarre, Huesca, das sich mit kat. sp. *argolla* und pg. *argola* zusammenstellt,

in Aragon aber nicht einheimisch sein wird nach Ausweis des *-l-* (auch „Suffixwechsel" wäre nicht begründet, da *-ol*, *-ola* im Arag. entlehnt ist; zum arab. Etymon vgl. Steiger 179); *tenìla* Fablo, *tinéla* Torla, Bielsa, *tinìla* Fiscal, *tiñéla* Bolea, aus TENDICULA + TENERE, vgl. Rohlfs, RLiR 7, 153, wo auch südfrz. Formen; für das Kat. gibt BDCat 11, 91 an unsere Sippe anschließende Bezeichnungen für die Griessäule aus Eisen: *estenallers*, *estenilles*, *estenella*, *estenẹie* („aquests tres mots creats per tal d'evitar la confusió amb *estenalles*"), *tinella*, *tenello*; für die aus Holz: *tenaller*, *tenella*; die Definitionen variieren je nach der Konstruktion des nicht näher bezeichneten Pfluges, weisen aber deutlich darauf hin, daß es sich um Ableitungen von TENERE handelt.

Die Pflugschar. Das die Pflugsohle tütenförmig umschließende Eisen des Holzpfluges (Abb. 1) heißt *ywémbrę* Ansó, Hecho, Embún, *ywámbrę* Aragüés, Torla, < VOMER. M. Pidal belegt RFE 7, 31 das erste noch in Lacanal, Biniés, Broto, Pintaus, Isuerre, „pueblos en el rincón norte de la provincia de Zaragoza", zugleich für das 15. Jahrh. auf etwas weiterem Gebiet, so daß sein Geltungsbereich seither kleiner geworden ist, wir uns also auch mit diesem Wort in einem ausgesprochenen Rückzugsgebiet befinden; unmittelbar anschließend gilt es im Bearn: *bóume* Arrens (Paret 19), dann in Bagnères-Big. *bomet* (ALF Karte „soc de la charrue"), auch Palay hat *bòme*, *boùme* „id."; *réχa* Sallent, Lanuza, Biescas, Fablo, Aineto, Bolea, Loarre, auch kast., die bodenständige Form *réla* erhält sich im einsamen Hochtal von Panticosa zäh und ohne Verbindung mit den nächsten, doch schon ziemlich entfernt liegenden Orten, die die gleiche, nunmehr aber katal. Lautung haben, nämlich Graus, Fraga, Estadilla (vgl. BDCat 11, 88); dazu astur. *reya*, sanabr. *réla*, *réya*, *réχa* (Krüger, Kultur 190), pg. *relha*, auch Südfrankreich (ALF 1901, Fahrholz) zeigt den Typus für Pyr.-Or., Aude, Tarn, Ariège; bemerkenswert ist dabei die Form in Arrens *arrélhas* (Paret 19: „der durch ein Querholz verbundene doppelte Sterz, der mit dem Sech eine Einheit bildet") mit der auch im Hocharagon auftretenden, im Bearn aber noch viel häufigeren Erweiterung des *r*-Anlautes; er ist jedoch auch anderswo möglich, wie die salmantinische Entsprechung unseres Typus, *arreja*, zeigt. In Biescas sagt man schließlich noch *téχa*, indem man die Bezeichnung von der Schar des eisernen Pfluges herübernimmt.

Die Ohren am Sech (> Streichbretter) heißen auf dem ganzen Gebiet *orélas*, außerdem *oreléras* Ansó, Hecho („de madera"), *orelétas* Huesca („de hierro"), *álas* Biescas (vgl. balear. *áles*, BDCat 11, 81). Besonders der erste Typus steht wieder in weiterem sprachlichen Zusammenhang, Westen: pg. trmont. *orelheira*, sanabr. *ourilheira* (A. Castro REF 5, 30), sanabr. leon. *auriyéiras*, *uriléiras* (Krüger, Kultur 191), kast. *orejera del arado* (Acad); Osten: Kat. *orellera*, *orellons*, *orella* (BDCat 11, 89), und im Norden: Bearn, Tarn *àureilhou*, bearn. *àulherou*, pr. *òureihièros* etc. (FEW I, 181) ebenso

frz., sard. (Wagner, Sard. 17), ital. rum., da sich, wie REW 793 sagt, lat. AURES „Streichbrett am Pflug“ im roman. AURICULA fortsetzt. Der sachliche Weg der Entwicklung ist dabei orellera — ala (— Streichbrett) — vertedera.

Die Holzkeile im Pflug: *kúño* Ansó, Hecho, Loarre, *kúña* Aineto, Bolea, sp. in dieser Bedeutung veraltet, < CUNEUS; *lakarrón* Embún, *akarrón* Lacanal, das Wort fehlt den mod. Wbb., Acad gibt s. v. *carrón* an 2. Stelle: „Cuba. Macizo de hierro colado usado en los ingenios“, sowohl Wortform wie Bedeutung kämen der unseren nahe und zeigten, wie hier Mundart und Kolonialsprache Hüter alten Wortmaterials sind, das im Span. untergegangen ist; *fálka* Aragüés, hingegen in Hecho und Fablo allgemeiner: „cuña para abrir el trallo etc.“, also wie auch sonst auf der Halbinsel: murc. galiz. pg. *falca*, asp. *halca*, montañ. *halca*, *jalca* „cuña de madera“ (García-Lomas), sp. *falca* entlehnt, zu arab. FALQA (Steiger 114); *aplanaδó* Ansó, *aplanaδór* Hecho, Aragüés, Fablo, Aineto (Nr. 4—6 der Abb.); *léŋgwa* Ansó (Nr. 4); *torniło* Sallent (Nr. 4—6); *almiła*, *arβiła* Loarre (Nr. 7), zum ersten gibt Acad unter anderen die hier anklingende Bedeutung „carp.: espiga“, es handelt sich zweifellos um eine Ableitung von sp. iberorom. *alma* zu ANIMA, worauf auch die Beispiele unter REW 475 hinweisen, it. *animella* „Nuſskern, Knopfform“, sp. *almilla* „knappes Leibchen unter dem Harnisch“, dazu gesellt sich pg. *almilha* „Kamisol, Wams, Jacke, Weste, Futterhemd, Halbhemd, Panzerhemd“, kat. *armilla* „Weste“ (Vogel),

Übersicht
über die Benennungen der Teile des Holzpflugs.

	Schar	Sech	Sterz	Krummh.	Deichs.	Griessäule
Ansó	*ywémbre*	*dentál*		*paláŋga*		*espáta*
Hecho	*ywémbre*	*dentál*		*doétšo*		*espáta*
Aragüés	*ywámbre*	*dentál*		*doétšo*		*espáta*
Embún	*ywémbre*	*dentál*		*doétšo*		*espáta*
Sallent	*réχa*		*estéβa*		*timón*	*espáta*
Lanuza	*réχa*		*estéβa*	*káma*	*timón*	*espáta*
Pantic.	*réła*	*dentál*		*káma*	*timón*	*espáta*
Biescas	*réχa*	*dentál*	*estéβa*	*timón*	*timón*	*espáta*
Biescas	*téχa*		(*dentál*)			
Linás	*réχa*			*káma*	*timón*	
Torla	*ywámbre*		*astéβan*		*timón*	*tinéła*
Fiscal	*réχa*		*astéβan*	*káma*	*timón*	*tiniła*
Fablo	*réχa*	*dentál*	*estéβan*	*káma*	*timón*	*teniła*
Aineto	*réχa*	*dentál*	*estéβan*	*káma*	*timón*	*espáta*
Loarre	*réχa*	*dentál*	*estéβan*	*káma*	*timón*	*aryóla*
Bolea	*réχa*	*dentál*	*esteβán*	*káma*	*timón*	*tiñéła*
Huesca		*dentál*	*estéβan*		*timón*	*aryóla*

sowie die weiteren Metafern, die Krüger VKR I, 268 bringt: pg. volkssprachl. „innerer Teil des Brotes; Loch, das der Teig im Innern beim Backen bildet", salm. *almilla* „Milz des Schweins", mallork. *anima* „Mittelstück des Joches". Der verbindende Gedanke all dieser Bedeutungsübertragungen ist der Begriff des Inneren, innen Schützenden und Stützenden.

Der Eisenpflug, dessen Entwicklung aus dem Holzpflug, wie wir sahen, im Alto Aragón nicht kontinuierlich belegt ist, indem Typen mit ausgebildeten Streichbrettern fehlen, übernimmt jedoch für einzelne Teile die Bezeichnungen vom primitiven Gerät; so etwa heiſst die Deichsel *doétšo* im Hecho, Aragüés, Embún, sonst allgemein *timón*, der Sterz *dentál* Ansó, Hecho, der Sporn oder Spieſs (am Holzpflug Sech, dem die Schar aufsitzt) *dentál* Aineto, Fablo, in Loarre gar das an die Schar angeschraubte Messer ebenso. Auch *káma* wird übernommen und zwar in Aineto für die eiserne Pflugsohle, die sonst *káχa* heiſst, vgl. hier Ariège (Fahrholz 72f.), wo „das Krummholz des Gabelpfluges den Namen *kdmo*, der dem langen Zugbalken zukommt, beibehält und auch die Deichsel des Eisenpfluges *la kdmu* heiſst". Die eiserne Pflugsohle nennt man wohl auch noch *caja principal* Fablo, *caja del barrón* Ansó, daher der Spieſs beiderseitig der Sohle *barrón* Ansó, Hecho, nach Bergmann 56 auch Fago, *punzón* Hecho, Embún; er entspricht der *réχa* oder noch mehr dem *γwémbrę* des Holzpfluges, während sich dessen *oreƚéras* oder *oreƚétas* über *álas* unter dem soben gemachten Vorbehalt zur *berteδéra* entwickelt haben. Das Messer an der eisernen Schar, *kutšiƚo* Ansó, Fablo, Aineto, trägt die geschärfte Schneide, *kórte* ibb., wie sp. *corte* zu CURTARE.

Der charakteristische Unterschied zum Holzpflug, die groſse, zweiflügelige Wende-Pflugschar, hat natürlich einen neuen Namen, da sie zunächst ganz anders aussieht als die *réχa* oder der *γwémbrę*, dann aber auch einem weiteren Zweck dient, denn sie ist ja nicht aus den erstgenannten, sondern aus den „Ohren" entstanden zu denken. Reichhaltig ist die Liste der Bezeichnungen, die z. T. gleich auf den ganzen Pflug übergegangen sind.

téχa Ansó, Hecho, Embún, Fablo (mit kastil. Lautung, vielleicht um die Bedeutung zu präzisieren, denn in eben diesen Ortschaften heiſst der Dachziegel *téƚa*), *téƚa* Loarre, zu TEGULA; *koβertéra* Ansó, Hecho, Fablo, zu COOPERIRE; *berteδéra* Aineto, zu VERTERE, die Wörterb. geben frühere Stadien der Entwicklung wieder: Sl, Tol „Streichbrett", Acad „orejera del arado". In Ansó, Hecho, Panticosa, Biescas, Bolea, Loarre ist das Wort auf den ganzen Pflug übertragen: „aladro con una teja por abajo y una por arriba, sin ruedas"; *rusák* Aineto „apero de labranza", vgl. kat. *rosec* (*rruzák*) „Annagen, Benagen, Kummer, Gram" (Vogel), zu REW 7380 ROSICARE, wo arag. *rosegar* aus García de Diego 519 diskutiert wird; *maripósa* Ansó, Hecho, Panticosa, Biescas, Fablo, Aineto, Bolea, Loarre, in Linás selten, „no lo permite la tierra"; das Wort

ist eine schöne Tiermetapher, die den mod. Wörterb. fehlt; *palomiła* Huesca „vertedera", zu *PALUMBA, eine Synonymalableitung zum vorhergehenden, da etwa Sallent *paloma* „especie de mariposa" oder sp. *palomilla* „Motte, jeder kleine Schmetterling" (Sl, ähnlich Acad); eine weitere Synonymalableitung ist schließlich *ywẹytrẹ* Fiscal „mariposa, especie de vertedera", zu VULTUR; für sich steht als letzte Bezeichnung *graβán* Aragüés, Panticosa „arado con ruedas", *braβán* Biescas, Aineto, Ypiés, Bolea, Loarre „arado", zum Ländernamen BRABANT, der wohl zugleich mit dem Gerät eingeführt wurde, FEW I, 478 gibt hierzu auch für das frz. Sprachgebiet Pflugbenennungen, ähnlich kat. *brabanta* „tipus d'arada especial per a llaurar pregonament la terra" (BDCat II, 87).

Neben Bolea, Loarre, die allerdings ein flaches Vorland haben, fallen besonders Aragüés und Panticosa auf, die den modernen Räderpflug kennen, aber „Sachen springen", wie Krüger in seiner Arbeit über das Wasser in den Pyrenäen (VKR I) treffend sagt, so steht ja z. B. auch in Siresa, dem kleinen Flecken noch nördlich von Hecho, eine moderne Dreschmaschine, die einzige allerdings, der ich auf meinen Wanderungen durch die aragonesischen Hochpyrenäen begegnet bin.

Die Egge: *táβla* Hecho, *taβlón* Ansó, Fablo, Aineto, *taβlón de yántśos* Loarre, sie besteht, wie der Name sagt, aus einem Brett mit einer oder zwei Reihen Eisenhaken, auf dem der Bauer beim Eggen steht; „el tablón envuelve la semilla en el suelo para que los pájaros no la coman; se sacan también las malas hierbas", *ataβlár* allg., auch sp., dazu *ataβlaδór* Aineto „con o sin ganchos", das dem Sp., auch von Borao verzeichneten *atabladera* entspricht; noch wirksamer ist die *gráδa* Aineto „tablón para remover la tierra un poco dura", sp. galiz. *grada*, pg. *grade*, < CRATIS; oder der *trasáño* Biescas „muele la tierra más que el tablón, está todo cubierto de *kréstos* o *króstos*", letztere von CRISTA, ursprünglich „Kamm" übertragen auf alles „Kammartige, Gezackte, Kantige"; für besondere Arbeiten wird der *planét* Aineto verwendet, „máquina para las patatas".

Im kleinen ummauerten Feld und Gemüsegarten verwendet man zum Häufeln, Roden usw. Hacken und Hauen. Am häufigsten sind bei uns Bezeichnungen aus der Sippe *ASCIATA, ASCIOLA, die durch lautliche Verschiedenheiten, Suffixbildung und Unterscheidung der Breite und Gröfse nach durch die Genera einen grofsen Formenreichtum in unserem Gebiet hervorrufen. So gilt für die Hacke mit langem, schmalem Eisen: *aχáo*, *aśáu* Ansó, Hecho, *ałáo* Ansó, *aχáu* Ayerbe, Loarre, für die mit langem, breiterem jedoch: *aśáδa* Ansó, Hecho, *aχáδa* Panticosa, *aχaδón* ib. („azada, pero más larga y ancha"), für die kleine mit kurzem Eisen *śáδa* Loarre, *śáto* Torla, sonst aufser den beiden nordwestl. Tälern *χáδa*, ferner *aχaδón* Aragüés, *aśuélo*, *aχáuko* Hecho; dem sp. „azadón" entsprechen *śaδón* Loarre, *χaδón* Biescas, Linás, Fiscal, Bolea; dazu noch

aśu̯élo Hecho auch „azada más ancha, pero corta y con dos ganchos, para patatas etc.“, *śu̯éla* Hecho, *χu̯éla* Ansó, Hecho „herramiento para trabajar madera“; zur lautlichen und morphologischen Verteilung der ganzen Gruppe vgl. § 14 der „Lautlehre“. Handelt es sich um mehrzinkige Geräte, so heißen sie neben dem genannten *aśu̯élo* wohl auch *gántśos* Ansó, Hecho, *gantśón* Hecho (auch „Mistharke“), man spricht dann von *gantśóns* con 3 *púyas* ibb., zu südwestfrz. sp. pg. *pua*, REW 6810, von solchen mit *doð ðyéns* (zu DENTEM), *dos kwérnos*.

Dazu die Axt, *estrál* im ganzen Gebiet (Pantic. fem.), *astrál* Torla, Loarre, *estraléta* dim. Panticosa, sp. *destral* entsprechend dem häufigen Gegenüber von sp. *des-* und arag. kat. gasc. *es-*; ALF 680 zeigt den Typus *destrau* in ganz Südfrankreich zerstreut (vgl. auch FEW). Das Blatt des Beils nennt man *pála ðel astrál* Torla, eigentlich „Schaufel, Blatt der Schaufel“, *káϑo* den Kopf, den der Stiel durchläuft. Hecho kennt schließlich, wahrscheinlich im Anschluß an das Nebeneinander beider Genera bei den Namen der Hacke, *átśo* für sp. *hacha*, das aus frz. *hache* entlehnt ist, REW 4035.

Zum Schnitt der Wiesen dient im allgemeinen nur die Sense, *dáła* überall in unserem Gebiet, das zusammen mit Süd- und Mittelfrankreich (*dał*, *dáło*, *dáła* ALF 546, FEW III, 2, Palay) und Westkatalonien (ALCat 605) dem sp. *guadaña* gegenübersteht; dazu *dałá* Ansó, auch südw.frz. (ALF 541), *dałár* allg. „segar, guadañar“, *dałaðó*, *dałaðór* Hecho, Aineto, Torla, südwfrz. *dałaere*, zu *DACULA. Mit langem Blatt versehen sind auch *ϑárϑa* Aineto „dalla para cortar cosas más fuertes“, *falϑón* Hecho und *boðóło*. *ϑárϑa* ist eine Rückbildung zu ndsp. *zarcillo*, sp. *sarcillo* aus *SARCELLUM nach klt. SARCULUM, REW 7597, García de Diego 534; *falϑón* zu FALX; und *boðóło* (nach Sl nur arag.) mit „Suffixwechsel“ aus *VIDUCULUM für gall. VIDUBIUM, RLiR 7, 166; nach REW 9320 entlehnt aus bearn. *bedui*, *bedulh*. Man versteht unter den beiden zuletzt genannten arag. Wörtern auch die Hippe mit kurzem, wenig geschwungenem Blatt und kurzem oder langem Stiel, gleich wie *pikéta* Hecho, zu *PIKKARE.

Kurzes Blatt hat vor allem die zum Getreideschnitt verwendete Sichel, *falϑ*, fast allgemein gültig, alt in Biescas, die kastil. Aussprache *oϑ* ist naturgemäß eingedrungen und gilt in Panticosa, Aineto vorwiegend, in Sallent, Bolea, Huesca ausschließlich; kat. *fals*, gasc. *haus*, *haos* (ALF 543) schließen sich mit der Unterscheidung FALX Sichel: DACULA Sense mit dem ganzen Norden der iberischen Halbinsel zusammen (FEW III, 404). Ableitungen sind das oben genannte *falϑón*, sowie *falϑéño* Loarre „con que se corta el vino“, *falϑíño* Aineto „hoz con hoja corta, mango corto o largo, para mimbre etc.“ (also teilweise Synonym zu *falϑón*, *ϑárϑa* und *boðóło*), mit Suffixwechsel zu *FALCILE FEW III, 381, das REW FALCICULA als dimin. ablehnt, da es „Sichelstiel“ bedeuten würde, *-ile* ist in der Tat nicht dimin., aber *-ignus* > *-eño*, *-iño* bildete

wiederum Stoffadjektiva. Seltener begegnet *berδuγiło* Lanuza „hoz de acero", mit *verdugo* zu VIRIDIS, REW 9368a. Die Sichel ist im Schnitt dem Korn vorbehalten, so daſs dies sowohl mit Sichel wie auch mit Sense oder, seltener, mit Maschine, *seγaδóra* Aineto, sp., geschnitten wird. Die Maschine für das Gras ist die *γwaδañaδóra* ib., der schlieſslich noch die *aγaβiłaδóra* ib., „Garbenbinder", und die *triłaδóra* Siresa, „Dreschmaschine", zur Seite stehen. *γwaδañár* ist in Aineto auf Sense oder Maschine beschränkt, von der Sichel heiſst es nur *segar*.

Der Sensen- oder Sichelstiel ist *mango* oder *asta*, in Embún auch *dental!*, der Handgriff in der Mitte des Sensenstiels *maniłéra* Aineto, der am Ende dagegen *muéłes* Ansó, das Blatt *óχa*, kaum *fóła*. Wird die Schneide stumpf, *gaβañár* Hecho „gastar la hoja cuando se corta algún fruto", so muſs gedengelt werden: „dar de cuando en cuando algún *repaso*" Panticosa, oder einfach *picar*, *afilar*, *aguzar*, *amolar*, mundartlich *ezmolár* Ansó, Hecho, Sallent, Panticosa, Kat., anschlieſsend im gasc. *ezmulé* HAdour, Vd'Aure, *amulá* im Ariège und den Pyr.-Or. (ALF 16), zu MOLA. Der Wetzstein heiſst einfach *piedra* Panticosa, Fiscal, *pyéδra δe δáła* Aineto, *p. ezmolaδéra* Ansó, Biescas, *p. ezmolaδóra* Ansó, auch subst. *ezmolaδéra* Ansó, Hecho, sp., *p. afilaδéra* Ansó, sp., subst. *afilaδéra* Hecho, *afilaδóra* Ansó, letzteres sp. „Schleifmaschine", *ezmolaδór* Ansó, Hecho, Aineto, Tol „el que afila" steht neben sp. *afilador*, zu AFFILARE, wobei die gasc. Formen *ahilà*, *ahyalà* (ALF 16, FEW I, 50) auf einfaches *-f-* hinweisen.

Verschiedene Namen treten auf für den Kumpf: *kópe* Fiscal, mit bearn. *kup*, *kupo* zu CUPPA, *kopelón* Sallent, *koperón* Biescas, Huesca, *kopolón* Panticosa, Aineto, Fiscal, *eskopolón* Aineto, dazu gasc. *kupéta*, *kupéto*, *kupéro* (ALF), zu CUPPELLA. Sind schon diese Wörter dem Sp. fremd, so fehlen die nächsten auch dem Südfrz. in dieser Bedeutung: *koϑéro* Hecho, Oza, *kwéϑo* Ansó, bis auf *kuterẹro* Gavarnie, ersteres mit Suffix verliert den Stammton und damit den Diphthong, zu *COCIA REW 2011; schlieſslich noch *láta δe áγwa* Loarre, zu LATTA REW 4933. Der Dengelamboſs heiſst *órγa*, *órγas* Sallent, auch Borao, *fórγa* Fiscal, *fórγas* Biescas, ersteres die an bearn. *horga* oder kastil. Lautgewohnheit angeglichene, letzteres die bodenständige und kat. prov. Entwicklung zeigend, auch die Bedeutung lebt in Südfrankreich, vgl. z. B. gasc. *hǫrgo*, *hargo*, nach Palay auch *hargoû*, < FABRICA FEW III, 342b (die Notiz *dorya* Panticosa wird auf Hörfehler beruhen). Auch *iŋklúsa* Biescas, *aŋklúsa* Loarre begegnet für den Dengelamboſs, es scheint mit kat. *enclusa*, prov. *enklüze* auf die Nebenform *INCUGINE unter Einfluſs von CLAUDERE, CLAUSUS zurückzugehen, vgl. REW 4367, 3. Die vier kleinen Ohren am Dengelamboſs, die ihn vor dem Einsinken in die Erde bewahren sollen, sind die *álas*, *orełétas* oder *gárfyos* Panticosa.

Wiese — Feld.

Prado wird — wie sp. umgangssprachlich — zu *práo* Ansó, Hecho, *práu* Embún, Torla, auch *prá* Ansó, entspricht semantisch dazu dem sp. *pradera*. In den beiden östlichen Hochtälern (Valle de Tena und Val de Ordesa) erscheinen dafür *féno* Lanuza, *fenéro* Sallent, Lanuza, Panticosa „prado natural", in Flurnamen *fenés* Sallent, Torla (= *feneros*), während sonst Torla wie auch Fiscal und Borao *fenál* sagt, das früher in Linás „campo" bedeutete; zu FENUM, vgl. apr. *fenar*, aland. *fenhar*, bearn. *heaa* „pré" in FEW III, 454. In Hecho gelten auch *táska* „prado, césped" und *taskiϑál* „prado natural grande", ersteres Ansó, Lacanal als „hierba en el prado", Ansó, Biescas als „glèba con hierba", ähnlich bearn. *tasco, tasque, tasc* „motte de terre gazonnée" mit Ableitungen bei Palay, übertragen in bigorr. *tásko* „crottes du bétail ovin", *táska* „couche épaisse de fumier de mouton dans l'étable" (Schmitt 26, Rohlfs, Lescun 35, zu dem wahrscheinlich iberischen Etymon vgl. Rohlfs Z 47, 406). Das mit Steinmauer umgebene kleinere Feld ist *γwérto* Hecho, Sallent, Lanuza, Fablo, Bolea, *γwérta* (!) Lanuza, zu HORTUS, der Gemüsebauer dazu *ortoláno* Aineto, *ortaláno* Hecho „hortelano", letzteres mit Vokalassimilation. Biescas unterscheidet: „lo que se riega: *γwérta*" und „lo que no se riega: *campo de secano*". Ist das Feldstück recht klein, so heiſst es wohl *γwérto kaséro* Biescas, auch *γwértutšón* Lanuza oder *gortét* Hecho, *troϑét* ib. „pequeño campo, trozo de campo". Eine Unterteilung des gröſseren Beetes oder kleinen Feldstückes, der *tabla*, ist *éro* Hecho, dazu dim. *eret* ib., *eréta* Borao „era o plantel de tierra, para cultivo de verduras", zu AREA; der *éro* wiederum teilt sich in *baŋkéros* Hecho „bancales", zu REW 935. Entsprechend der umgebenden Mauer heiſst das kleine Feld auch *ϑerráu* Hecho, zu REW 7867, oder *klósa* ib. „pieza de labrantía o heredad", daneben als Flurname *laklósa* Torla, zu CLAUSUS, REW 1973, G. de Diego 117. Die Notiz *campo tardano* erläutert Ansó mit „el campo más alto, con remendina y ordio tardano u ordio marcial, como se dice en la Ribera", zu TARDUS.

Vorbereitung des Feldes.

Dazu gehört bei erster Inangriffnahme des Feldstücks *šartiká* Ansó, *šartikár* Panticosa, Lanuza, Linás, Fiscal, Aineto, Solanilla, Loarre, *tšartikár* Embún, Panticosa, Biescas, Torla, Bolea, *desartikár* Aragüés, Bolea, *artikár* Panticosa „roturar" (zum Etymon vgl. § 15 der „Lautlehre"), dazu überall *artíka* „lastra, artiga, terreno cultivado por primera vez" wie gasc. *artigàu, artigoù* m. „terre défrichée, convertie nouvellement en pâturage", *artigue* f. „terre défrichée, pré, clairière" (Palay). Bolea unterscheidet zwischen *desarticar una artica* und *ezyermár umpráo*: während Coll *esyermar, desyermar* allgemeiner mit „abrir o roturar por primera vez un terreno inculto" wiedergibt; zu EREMUS, REW 2891, FEW III, 237. In

gegenteiliger Richtung läuft die Tätigkeit des *pradyár* Hecho „cambiar en prados los campos que no resultan bien"; schließlich hierher noch *sakár lo presét* ib. „roturar", *fer laβór a presét* ib. „separar la tierra de las piedras", < ?

Selbst das Feld muſs immer wieder gereinigt werden: *espeðreyár* Hecho, zu PETRA, sowie die Schollen zerkleinert: *estorrokár* Lanuza, Panticosa, Biescas, Linás, Torla, Fiscal, Bolea, Loarre, auch Coll, abgeleitet vom Subst. für den Erdklumpen *torwéko* Bolea, *torrwéko* Sallent, Lanuza, Panticosa, Biescas, Linás, Torla, Fiscal, Loarre, auch Plan, *torróko* Aragüés, Embún, Panticosa, sowie nach Rohlfs, Lesc. auch Bielsa, Graus, *torroc* im Hochribagorza (Ferraz y Castán); der Sippe liegt wahrscheinlich ein baskisch-iberisches Etymon zugrunde, vgl. Rohlfs Z 47, 406. Daneben steht als „más basto" (Loarre) *estormár* Ansó, Hecho, Aragüés, Embún, Sallent, Lanuza, Panticosa, Linás, Torla, Loarre, *tormár* Panticosa, *destormar* murc. nach Acad, mit *tǫ́rmo* nur in Ansó, Hecho, Sallent, Biescas, Linás, Loarre, das auſser dem Erdklumpen „cualquier conglomerado, azúcar etc." bedeutet. Das Etymon ist umstritten, TUMULUS G. de Diego 614 hätte wohl **tomble*, **tombre* ergeben, und die von ihm für Huesca gegebene Zwischenform *tolmo* „terrón" fehlt Borao, Coll, Puyoles und unseren Notizen. REW 9005 läſst die Frage, wohl mit Recht, offen.

Die drei Gänge des Ackerns werden je nach der Gegend, ob Hochtal, ob Hügellandschaft im Innern der Sierra de Guara oder deren flaches Vorland, mit verschiedenen Pflugarten ausgeführt.

1. Pflügen: *moβér* Panticosa, Bolea (mit *reja común*, zu den Namen des Pfluges vgl. den vorhergehenden Abschnitt), Aineto, Loarre (mit dem *brabant*), *rompér* Fiscal (mit der *vertedera*), *aβrír* Linás (mit dem *aladro* oder der *reja*).

2. Pflügen: *mantornár* Panticosa, Linás, Fiscal, Bolea, Loarre, kat., Acad. gibt es als arag. für „binar"; das kat. kennt dazu *entornar*, *tornar*, *bestornar* (BDCat 9, 96); ferner *traβesár* Aineto < *TRANSVERSARE (REW 8859 gibt ähnliche Bed. für wallon.), es geschieht in Panticosa „con reja más grande o vertedera que no poseen todos los labradores", in Linás und Fiscal hingegen „con el arado (la reja), porque hay muy pocas mariposas, no las permite la tierra" in Loarre „con rejas calzadas, más grandes", in Bolea „con vertedera o mariposa". Als

3. Pflügen folgt das *terϑyár* überall, sp. *terciar*, meist mit der zuletzt genannten Pflugart. Nach der Ernte das Feld umgraben, damit im Frühjahr wieder Vieh darauf weiden kann, ist *riϑyár* Bolea, dazu *riϑyo* ib. „campo sembrado", nach Borao „c. s. con sólo las espigas que en él quedaron"; in der Benennung aus Bolea werden also die kleinen Halme der frischen Saat, in der Boraos die stehen gebliebenen Stoppeln mit den Stacheln des Igels verglichen, da das Wort sich von *ERICIUS REW 2897 herleitet, nach ihm ist dann das Verb mit der abgeleiteten Bedeutung gebildet worden; dazu

noch arag. *erizón* Coll, *erizo* Puyoles „toyaga, planta que se cría generalmente en las cumbres de los montes".

Als Maſs der Leistung beim Ackern gilt die *tšúnta* Hecho „terreno que se labra en un día", also eigentlich das „Gespann". Fruchtbare Erde nennt der Bauer *tierra fuerte* oder *t. ywéna* Ansó, Hecho, im Genensatz zu *tierra mala* ib., *t. flóχa* Sallent, Aineto, *t. flóšya* Ansó, zu FLUXUS, vgl. gasc. *floche*, bearn. *flouch* in FEW III, 646b.

Über das Düngen mit Hilfe der ganzen Schafherde, deren Pferch in Abständen von einem oder mehreren Tagen auf dem Felde weitergerückt wird, ist im Abschnitt der Viehzucht gehandelt. Für den Dünger selbst steht dem sp. *estiercol* arag. *fyémo*, in Torla *fyámo* gegenüber, das sich mit dem kat. zur Galloromania schlägt; aus FEMUS statt FIMUS, FEW III, 547b; hiernach neben *femár* Hecho, Sallent, Torla, *femá* Loarre, das analoge *fyemá* Ansó „abonar, estercolar", *femár lo kampo* Embún bedeutet auſser *sakár o fyémo* Ansó, *karryár fyémo* (con las cabazas) Hecho, also „Mist fahren" auch noch „estender o repartir los *karyíls*" Ansó, Hecho, Embún „Mist breiten", zu *cargar* aus CARRICARE gebildet nach *boryíl*, in beiden ist *-ile* ursprünglich Örtlichkeitssuffix; *feméra* < FIMARIUM FEW III, 542, 548, allgemein „montón de fiemo" wird in Hecho und Embún ergänzt durch den Hinweis „también depositorio". Die Reihe kleiner Misthaufen auf dem Felde ist *filéra δe karyíls* Hecho, Embún, zu FILUM, oder *ría* Ansó, *rialéra*, *riatéra* Hecho „ringlera", zu RIGA, REW 7311; das Wort lebt auch sonst auf der Halbinsel: kat. *rega*, etc. (vgl. BDCat 11, 98). Dem sp. *estiercol* entspricht in Loarre *ẹ̌styérkọ*, es stellt sich zu den Formen, in denen G. de Diego REF 9, 138 einen alten acc. neutr. STERCUS sieht, wie pg. galiz. *esterco*, astur. *istierco*, asp. *estierco*, das sp. Wort hingegen setze einen acc. masc. *STERCOREM fort; vielleicht hat in Aragon zur Erhaltung der gleiche Auslaut mit *fyémo* beigetragen. Nach dem Subst. formt man das Verb um: *estyerkolár* Loarre; dazu noch *esterkolería* Torla „porquería", z. B. *as trùmfas sam fáto una e.* „las patatas se han pudrido".

Die Saat.

Unserem Wort „Aussaat" steht im Sprachbewuſstsein des aragonesischen Bauern nur *sembrar*, dem Begriff „Saatzeit", sp. *sementera*, segov. *simencera*, gar kein bestimmtes Wort gegenüber; *simiente* kehrt wieder als *semyénte* Torla oder als typisch hocharag. *simyẹ́n* Ansó, Hecho, Aineto (vgl. *-én* statt *-ente* auch kat. gasc., oder arag. *mọn* statt *monte*), zu SEMENTIS; mitunter gibt der Gewährsmann auch einfach *trigo*; bei Gräsern spricht man von *sementíla* Panticosa „por el porgadero cae toda la porca, todas las sementillas de col y de nabo etc.". Die nacheinander angesäten Feldstreifen heiſsen *pwárkas* Panticosa: „he sembrado una *pwárka*, se ponen ringleras de bojes para no engañarse, hasta que se remate todo el campo",

zu PORCA „Furche“, REW 6657; gegenüber beeinflufstem oder entlehntem arag. *porca* Coll „id.“ und sp. *porca* „Feldrain“ hat sich arag. auch die alte Form erhalten, wie asp. *puerca* (G. de Diego 464). Wechsel in der Saat ist nötig: *iše kámpo sa kansáu ðe tríyo, bámos a kambyárlo en ϑeβáða* Ansó. Kommt die Saat, so sagt der Bauer: „está el campo ya bien preparado de *ferráyna*“ Panticosa; Lanuza erklärt das Wort als „follaje cuando nace el centeno“; zu FERRAGINE statt FARRAGO, -INE dissimiliert, „Mengfutter“ REW 3201; FEW III, 421 b zeigt für die Galloromania mehrfach die Bedeutungen „terrain planté en vert, fourrage en vert“, denen sich die arag. anschliefst; dabei zeigt das Südfrz. keine vom alten acc. abgeleiteten Formen; arag. existiert mit Suffix *ferriñal* (G. de Diego, REF 7, 120), daneben im Hochribagorza *farraya* „primer brote del centeno“ (Ferraz y Castán); sonst klingt im Norden der Halbinsel an das arag. besonders westleon. *ferraina* „forraje“ (García Rey) und sanabr. *ferraña*, bask. *l-arraña* an. Zum Schutz der Saat wird eine Vogelscheuche aufgestellt: *espantáło* Ansó, Hecho, Lanuza, Torla, Fiscal, Aineto, Bolea, Loarre, Campo, Fonz, alt in Biescas; weiter östlich *espantáł* Peralta, Tamarite, *aspantáł* Gandesa, Tremp nach ALCat 188, zu *EXPA(V)ENTARE, vgl. die südfrz. Formen bei FEW III, 305. „Verbrennt“ das Korn durch zuviel Sonne, so heifst es: *san sofokáu* Hecho „secarse las mieses antes del tiempo por el excesivo calor“, im Gegensatz zu *el tríyo yríła* Panticosa „se pudre con mucha lluvia“.

Die Ernte.

Für *guadañar* gilt allgemein *dałár* zu *DACULA und für *segar* kennt Hecho *aseyár* < SECARE (vgl. arag. *aplegar, amostrar* etc.), der Schnitter heifst *seyaðǫ́* Ansó, allgemeiner *oβréro, peón* Hecho, Aineto, die Mahd *kortáða* Biescas, zu CURTARE (auch: *sa feyto una kortáða* Bolea „se ha cortado, el dedo p. e.“). Der zweite Schnitt der Wiese, des Grumts also, wie auch das Grumt selbst, sp. *retoño*, ist *reðáło* Ansó, Hecho, Sallent, Panticosa, Biescas, Linás, Aineto, Loarre, *reydáło* Loarre, anschliefsend gasc. *redalh, arredalh* (Palay), *aredáł, ardáł* (ALF 1139), *ardáy* Cauterets (Schmitt 29), kat. *redallo*, dazu *reðałár* Panticosa, Biescas, Loarre, *reyałár* Loarre, gasc. *redalhà* (Palay), zu *DACULA, vgl. FEW III, 3; auch *bróte* Hecho begegnet dafür, das sich zu kat. prov. *brot* < BRUTS (got.) „Knospe“ REW 1347 stellt; desgleichen *rebaste* im Ribagorza „el segundo brote de la hierba“ (Ferraz y Castán), das in Hocharagon als *reβásto* Biescas für die Reste, „lo que se queda como pasto en el prado después del redallo“ gilt, zur Herkunft vgl. FEW I, 277 b.

Für *cosechar* „ernten“ kennt man aufser dem allgemeineren *recoger* noch *repleyár* la cosecha Ansó, Hecho, in beiden Orten auch „Korn abraffen“, dann „zusammenraffen, aufheben“ von allen Sachen, so etwa: *repléya išo k está n l swélo* Ansó, oder *repleyár as oβétas* ib. „zusammenholen, zusammenführen“, östlich im

Ribargoza *replayár* Campo „apilotar hierba" (ALCat 124); diese Bedeutungen zeigt auch das Simplex *pleyár* Hecho, Aragüés, Panticosa, Torla „recoger, coger, tomar, pillar" (so erklärt Torla *tomón* mit „*s am pleyáto*"), Hecho auch „arrancar malas hierbas", *pleyár kaβéϑas, la mulę plęya* ib. „espigar", zu PLICARE; trotz der Bedeutungsfülle entspricht *pleyár* (Hecho) auch dem sp. *llegar*, allerdings ist diese letzte Konsequenz in unserem Gebiet auf Hecho beschränkt: *kwándo íśaz notiϑyas pléyen ta Jaca, si se pléya a ferse . . ., pléyas tárδi* „llegas tarde"; (das bedeutet unseres Erachtens einfach eine Herübernahme der span., ursprünglich für arag. *pleyár* nicht üblichen Bedeutung „ankommen").

Die mit einer Hand ergriffenen und mit einem Sichelhieb abgeschnittenen Halmbüschel des Korns heißen *manáδa, manúło* Hecho „manojo, manada de mies", Ariège *manúł* RLiR 7, 166 „écheveau", prov. *manolho* < *MANUCULUM, oder *falkáδa* Hecho, Jaca, Huesca, Barbastro, Graus „manada de mies", Coll, Puyoles „manajo de mies cortado con la hoz", auffällig ist dabei, daß FALCARE im Sp. und Südfrz. nicht mehr lebendig ist, vielmehr SECARE für Getreide, DACULARE für Gras gelten. Mehrere, meist drei solcher Büschel werden zu einer Garbe, neben *gavilla* auch *garβika* Linás, zusammengebunden: *garbar, garbear* Borao, *liyá* Ansó, sonst *liyár. ayaβiłár*, dazu gehört der *liyaδó* Ansó, *liyaδór* Hecho; „el centeno se pone en *trena de manojos*" Linás. Zum Binden dient entweder ein Strohseil: *gaβiła* Sallent, Panticosa, Lanuza, sp. „Garbe", zu *GABELLA, *benϑéχo* Embún, Linás, Aineto, Solanilla, *benϑéło* Ansó, Hecho, Torla, Loarre, *bensello* Ribagorza (Ferraz y Castán) < *-VINCICULUM, RLiR 7, 154 und RGr II, 422; oder man nimmt, besonders bei *fáśos*, einen starken Strick, *espárto, benϑéχo* genannt.

13—15 solcher *garβikas* machen einen *motolón* Panticosa, Linás, Torla, also im Valle de Tena (Gallegotal oberhalb von Biescas) und im Val de Ordesa, wo man genau wie im Tal des Aragón von Jaca aufwärts bis Canfranc (und anschließend das frz. Pyrenäental von Aspe abwärts) Weizen und Roggen in Puppen aufstellt. Panticosa stellt dazu 20 Garben zusammen, „de vez en cuando se ponen trapos arriba, en Plan etc. se pone una garba con culo arriba que protege el motolón", es sagt zugleich auch *motilón*[1] mit ähnlichem Schwanken wie bei MONACUS, MONICUS (ML Einf. 153), zu MUTILUS; wobei diese Formen mit erhaltenem Zwischenton auf Entlehnung weisen (nach REW 5791 über bask. *mutil*), auch das anscheinend erbwörtliche sp. *mocho*[2] statt **mojo* muß, wenn man nicht auf der Stufe *MUTLU eine Metathese zu *MULTU annehmen wollte (was aber den Vokal auch nicht hinlänglich erklärte, vgl. *mucho*), irgend beeinflußt sein,

[1] „Un fraile motilón lleva los hábitos blancos y amarillo el corazón" Panticosa.

[2] Dazu in Nordspanien alav. *mocha, mochete, mochote* „cabeza", *amochar* „pegar o embestir con la cabeza", burg. santand. *esmochar* „cortar las ramas de los árboles en el mes de septiembre".

wie dies die Bezeichnung der Garbenpuppe in Torla, *montšón*, durch *monje* ist; vgl. zu *motilón* die zahlreichen iberorom. Formen bei G. de Diego RFE 6, 121; zur gleichen Sippe gehören bei uns noch *motilón*, *mutilón* Hecho „majuelo, fruto que crece en el arto" und *mutilonéra* ib. „arbusto que los cría", sowie gasc. *muδulú*, *meδelúŋ*, *muluδú* „petit tas de foin" (RLiR 7, 164); ähnliche Metathese wie das letzte weist *mologón* Ribagorza „montón de heno" (Ferraz y Castán) auf.

In den übrigen Teilen unseres Gebietes, so im Gallegotal von der Talsperrfestung 1½ km nördlich Biescas abwärts und vor allem auch in den Tälern von Ansó und Hecho wird das Getreide zu starken, aufs Feld gelegten Bündeln zusammengefaſst: *fášyo* Ansó, *fášo* ib., Hecho, Aragüés, Torla, Aineto, Loarre, *fáχo* Embún, Sallent, Panticosa, Fiscal, Aineto, Huesca, mehrfach auch den „Schwaden" bezeichnend (A, H, Li, Ai), anschlieſsend in der Gasc. *hèch* „faix, forte charge" (Palay, weitere Formen FEW III, 428b) < FASCIS. 30 fajos geben als Maſs einen *terϑenál* Hecho, Aineto, Solanilla (von Tol als arag. bezeichnet). *Gárβa* zeigt selten die Bedeutung „Garbe", die Sl fürs Arag. gibt, „manojo, lo que se cabe en la mano" Sallent, Lanuza; meist ist es Synonym zu *mies*: *gárβa em fášos* Ansó, Hecho, Embún, Lanuza „mies en haces", Embún, Aineto „fajos en conjunto"; Huesca gab dazu folgende Erläuterung: „trigo trillado es paja, antes de trillar es mies".[1]

Wie das Heu, *yérβa séka*, Ansó, Hecho, Lacanal, Fablo, Aineto, *yárβa* Torla, *yárβas* Flurname bei Torla, *bolβér la yérβa* Ansó „Heu wenden", *planáδa* Hecho „heno", so wird auch mitunter das Stroh lange Zeit auf dem Feld gelassen, sei es zum Trocknen,

[1] Der Unterschied in der Behandlung von geschnittenem Getreide: aufgestellte Puppen oder umgelegte groſse Bünde, ist nicht der einzige, der die drei oberen Täler des Aragón, des Gallego und des Ara vom übrigen Gebiet trennt und zu Südfrankreich zieht. So schlägt man in ihnen den Roggen (nicht so den Weizen) noch mit der Hand auf einer Steinplatte aus, man baut die Häuser mit steilen hohen Dächern, deckt sie wie jenseits des Gebirgskammes im Tal von Aspe mit blauen Schiefern und gibt so den Häusern auf beiden Seiten der Grenze ein gleich ernstes, aber anheimelndes Aussehen, wie man es besonders reizvoll von der hohen Pyrenäenbahnlinie auf das Dorf Canfranc herabschauend genieſsen kann. Einen düsteren, härteren Eindruck hingegen machen die beiden alten Villas Ansó und Hecho, sowie die umliegenden kleineren Ortschaften Siresa, Urdués, Aragüés del Puerto, deren Dächer mit graufarbenen, von der Witterung wie die Häuser geschwärzten Steinplatten bedeckt und mit den riesigen, mit spitzer Haube geschützten Kaminen versehen sind. Den dritten Typ, Ortschaften und Häuser zu bauen, zeigt die übrige Gegend, also das Tal des Aragón Subordán von Embún, das des Gallego von Biescas, und das Val des Ordesa von Broto abwärts; zwar ist die Bauweise noch relativ geschlossen, aber die Häuser sind gröſser, nicht mehr nur aus Quadersteinen oder Steinplatten gebaut, und ihr flaches Dach zeigt die gekehlten, gebrannten, roten bis gelben Dachziegel, so dem ganzen Ort das für unsere Begriffe typisch „südliche" Gepräge verleihend. Weit lockerer bei sonst gleichem Stil ist die Ortsanlage auf den welligen Terrassen der Sierra de Guara und an ihrem Südhang.

sei es zum Überwintern. Der geläufigste Ausdruck für den Heu- und Strohhaufen ist *montón de pála, montón de yárβa* Torla, mehrfach *muntón* Ansó, Hecho; *garβéra* und *yerβéra* gibt Huesca als Synonym für *boryíl* Panticosa, Biescas, Aineto, Bolea, Huesca, auch Borao, *buryíl* Ansó, Hecho, Aragüés, alt in Torla, jedoch noch in Flurnamen dort üblich: *oβuryíl de laϑarílo.* Während Aineto einen festgepreſsten groſsen Strohhaufen darunter versteht, der bis ein Jahr auf dem Felde bleibt (vgl. Borao), beziehen es Ansó, Hecho, Aragüés, Biescas auf „montón de hierba"; vgl. gasc. *burguè* „meule de paille", *burguerade* „réunion de burguès", *aburguerà, aburguerade, burguet* (Palay), dazu *bürgę̣t* Lavedan, Luz, Adour „cabane portative" (Schmitt 7); im Hochribagorza *barga* „gran montón de heno o de paja" (Ferraz y Castán); für die gleiche Gegend gibt Moll im Anuari I, 204 *aborguilar* „amuntegar herba(fè)", *borguilada* „verdura; llegums per menjar", für das westkat. *barga* „munt cònich de fè", *borguil* „munt de palla batuda"; den Versuch Spitzers RFE 9, 67, die Gruppe mit *porgar* „ahechar (worfeln)" in Verbindung zu bringen, nennt G. de Diego ib. 68 mit Recht „etimología muy problemática"; wohl zu *BARGA REW 958, das nach FEW I, 253 gallisch ist; zum Wechsel *ar* > *or* vgl. *ormíla, orϑón, romál*, zumal es in *boryíl* auch nicht mehr den Ton trägt, also eigentlich < *BARG-ile mit Örtlichkeitssuffix.

Ist das Getreide „eingefahren", d. h. von den *machos* zur *era* gebracht (*karryár fáśos entá las éras*, sp. *carrear*, pr. *carreiar*, zu CARRUM), so werden die restlichen Ähren gelesen: *pleyár kaβéϑas* Hecho, *respiyár* Torla (a mano), Biescas (con rastos), nach Borao in Aragon auch von Oliven gesagt; *aspiyár* Panticosa, die beiden letzten Formen zusammen mit *espiyá* auch im Ribagorza und Westkatalonien (Pallars) gebräuchlich, zu SPICARE. Es bleiben nur die Stoppeln zurück, *rastólo* Ansó, *restólo* Torla, Loarre, *rastóχo* Biescas, *restóχo* Bolea (aber beide haben *espantálo*!), Embún, auch Coll „rastrojo", *restojar* Coll „sembrar sobre rastrojo".

Dreschen und Worfeln.

Es geschieht auf der Tenne, einem je nach den äuſseren Umständen gröſseren oder kleineren, von einer Mauer umgebenen Stück Land im oder am Dorf, auf der die verschiedenen *vecinos* zugleich ihrer Arbeit nachgehen; oft liegen mehrere *eras* beisammen, etwa kleinere terrassenförmig übereinander, so daſs die volle Geschäftigkeit der schnell im Kreis ihre Dreschtafel fahrenden und der im Winde worfelnden Bauern in ihrer Tracht auf dem strahlend hellen Untergrund des ausgebreiteten Getreides ein prächtig buntes und lebhaftes Bild geben, dessen Eindruck durch den hohen, langgezogenen, oft klagenden Gesang der *jotas* noch beträchtlich erhöht wird. Denn hier im Alto Aragón ist die Figur noch lebendige Wirklichkeit: der bei der Arbeit, auf der flinken, kreisenden Dreschtafel hockende oder stehende Bauer singt, singt und improvisiert jeden

Augenblick seine *jotas*, variiert die gleichen Themen, wie schon vor Jahrhunderten, so noch heut, die von den Maurenschlachten, der Liebe und der Virgen del Pilar, seiner Schutzpatronin.

Die Tenne heiſst überall *éra*, auch *ęra* Ansó, *léra* ib. < AREA; *membó ntá laséras* Hecho, daher mit falscher Trennung auch *iśe troϑéte séras* ib. „esta parte de la era, esta pequeña era"; *éra βeϑinál* ist in Torla ein ausdrucksvolles Synonym für „camposanto". Überall gibt es „eras fijas que no se siembran", in Ansó, Hecho, Sallent, Panticosa etc. als Wiese, in Biescas mit groſsen Steinplatten gepflastert, südlich von Broto bis Fiscal und am Südhang der Sierra de Guara glatt gewalzt (*enrołár* Loarre) mit dem *ruéło* ib., Coll und Borao definieren „piedra redonda para enrollar la era", auch Sl gibt es als aragonesismo, Borao hat daneben *ruejo* „rodillo de molino", und Nebrija verzeichnet noch das alte *rollo* „cosa redonda, piedra etc." (zit. M. Pidal, RFE 7, 18), zu ROTULUS.

Die Einfahrt zur *era* nennen sie *portéra δe léra* Ansó, *portiło* ib., Lanuza „se han arrancado unas piedras, se zarra (cierra) después"; die ältere Form im Vokal zeigen Flurnamen dazu: *portyétśa* Lanuza, *portyátśa* Escarrilla, etwa „Scharte, Riſs, Paſs", aus *PORTELLA mit Suffixwechsel zu *PORTULA REW 6678; Hecho kennt für dieses, zur Erntezeit auch in der Feldmauer aufgerissene Tor den Namen *atśár*, der den sp. Wbb. fehlt, aber in Flurnamen der nordwestl. Hochtäler häufig begegnet und so ein altes bodenständiges Pyrenäenwort zu sein scheint[1]: *atśár δe sangarapán* Ansó, *atśért*, *kastiło δe atśért* Berg nahe Oza, *mónte atśerito*, *iβón de atśerito*, *kołáδa atśeróns*, *baléta δe los atśaróns*, alle Hecho. Auch *bal de ałarát* ib. („im Hochgebirge, von Felsen umgeben")?

Die vom Feld in die *era* gebrachten *fáśos* werden dort aufgehäuft (*afaχinár* Panticosa) zu einer *faśina* Ansó, Hecho, Aragüés, Torla, Aineto, Loarre, *faχina* Aragüés (neu), Embún, Panticosa, Biescas (auch alt so!), Fiscal, Aineto, Huesca, und zwar auf der dazu bestimmten Stelle, *faśinaδéra* Ansó, Hecho, Torla, alt in Aragüés, *faśinaδéro* Ansó, Hecho, *faχinaδéro* Aragüés neu, zu FASCINA REW, FEW III, 426b; die Bedeutung lebt auch in kat. *feiχina*, in segov. *cina* mit an den Artikel abgegebenem Anlaut, während das von REW unter Vorbehalt verzeichnete salm. *fachina*, *fajina* „bebautes Land am Bergabhang" zu dem hier im Abschnitt „Hirt und Herde" behandelten *fáśa* „schmales, hochgelegenes Grasband, schmale Alp" < FASCIA gehört. In Panticosa kennt man noch *faχina* als die groſse, auf dem Felde stehenden Strohmiete von zylindrischer Form mit spitzem Aufsatz.

Während man unter die *faśinas* keinen Schutz gegen Bodenfeuchtigkeit legt, werden sie gegen Regen mit Planen bedeckt: *mánta* Torla, sp., *mandil* Panticosa, Fiscal, Bolea, sp. < MANDILI (mgriech.) REW 5325,3, *saβána δe la páła i yérβa* Hecho, Aragüés

[1] Vgl. bask. *atś*, *aitz*, *haitz* „peña", niedernav. „piedra" (Azkue).

Embún, Lanuza „sábana" mit durch den suffixartigen Wortausgang hervorgerufenem Akzentwechsel < SĂBANUM REW 7478, *linϑwéla* Ansó, etwas gröſser ist die *paƚéra* ib., *paχéra* Embún, noch gröſser der *linϑwélo* Ansó, Lanuza, Linás, Torla, Fiscal, < LINTEOLUM, oder der *paƚéro*, zu PALEA, ebenso der *litšéro* Hecho, Aragüés, zu LECTUS, LECT(U)ARIUS REW 4965, 4964a, drei schöne Beispiele für Ausdruck des Gröſsenunterschiedes durch das Genus, während sich das angrenzende Gasc. dazu eines Suffixes bedient: *lhetaràs* Lavedan „drap où l'on charge le foin" (Palay); von den arag. werden auſser den beiden letzten alle auch zum Transport des Heus (*uŋ karyiƚón de yérβa* Lanuza) oder des beim Dreschen zerkleinerten Strohs, also des Häcksels, verwendet *un linϑwélo δe páƚa, lo ƚeβan tá saβáya δo paƚár* Ansó. Die gröſseren hingegen dienen besonders auch als Unterlage beim Worfeln und Sieben, also *paƚéra* Ansó (obwohl noch relativ klein, 2×2 m), *paχéra* Embún, *paƚéro* Ansó, *linϑwélo* Lanuza, *litšéro* Hecho, sowie *leytéra* Lanuza, das mit *lȩitéra* Panticosa „en vez de sábanas, de lana, para la cama", und bearn. *lhetèra* Arrens (Paret 16), gasc. *lheytère* (Palay) die bodenständige Gruppe gegenüber dem vielleicht vom Kast. beeinfluſsten *litšéro* Hecho, Aragüés darzustellen scheint; oder ist diese Lautung, da in dem abgelegenen Gebiet des Aragón Subordán gültig, zum mindesten nicht doch eine selbständige Palatalisierung?, vgl. dazu *lichera* in einer Aufzählung von 1289 in Alfaro (Rioja Baja-Arag.) in den DocPid 168, sowie unsere Ausführungen zu *petrafitša* und *doétšo* (in der „Lautlehre"), denn alle diese Wörter erweisen sich als auſserkastilisch. Schlieſslich heiſsen die groſsen Unterlagen beim Worfeln allgemeiner auch *kuβyȩ́rta* Lanuza, Panticosa (auch kleinere zum Transport in die *borda*: *dos kuβyȩ́rtaδ δe triyo*), *kuβyírta* Panticosa, oder *mandil* (s. o.) Torla, Aineto, Solanilla, Bolea.

Das auf der Tenne ausgebreitete Korn heiſst *myés*, *mies*, meist *párβa* Ansó, Hecho, Lanuza, Aineto, also in noch unzerschnittenem Zustand!, daher kollektiv: *as féyto a párβa?* „Tagesarbeit" Ansó, um so mehr die suffigierte Form *parβáδa* Lanuza, *parβáta* Torla „toda la parva", daher in allgemeiner Bedeutung *parβáδa δe kósas* (und danach *paƚáδa δe kósas*) Lanuza „muchas cosas", zu PARVULUS, also wahrscheinlich zuerst auf das zerschnittene Stroh, dann auf einen früheren Zustand im Verarbeitungsprozeſs angewendet, schlieſslich kollektiv, nachdem für das letztere zunächst das Suffix *-áδa* gedient hatte. In ähnlichem Verhältnis stehen *páƚa* Ansó, Hecho, Lanuza, Panticosa, Torla, Loarre, alt in Fablo, *pə́ƚa* Ayerbe, *páχa* Biescas, Fiscal (aber *paƚáδa!*), Fablo, Aineto, Huesca einerseits und *paƚáδo* Biescas, *paƚáδa* Hecho, Lanuza, Fiscal, Loarre, *paƚáta* Torla zueinander, beide „Stroh, Getreide auf der Tenne" bedeutend, nur daſs sie auf umgekehrtem Weg zu der gemeinsamen Bedeutung gekommen sind wie die vorhergehenden, konnte doch *páƚa*, nachdem einmal *paƚáδa* für die Kollektivbedeu-



„Fendo las migas“ (Oza-Hecho).



„Trucando el centeno“ (Sallent).

tung, also auch für „noch ganzes Stroh" aufgenommen war, diese aufgeben und die von „Strohstückchen nach dem Dreschen und nach dem Worfeln, ohne *kaβeϑóns* (Hecho)" annehmen, während das nachgekommene *pałáδa* diesen Bedeutungswandel vom Kollektiv weg nur bis zum Punkt: „no sólo montón de parva, o parva, sino también cada mosta de parva menuda, trillada, pero antes de aventar" (Hecho) mitmachte, denn „después de aventar" ist es eben *páła*.

Die Dreschtafel, *trílo*, unten mit mehreren Reihen zackiger Steine oder, weniger primitiv, kleiner Sägezähne besetzt, wird vom Tier im Kreis über das ausgebreitete Getreide gezogen, wobei die Ähren gleichzeitig entkörnt und zerkleinert werden: *trilár* allg., zu TRIBULARE REW 8885, daher *trílo δe arrástre* überall aufser Torla, wo der Gewährsmann auf *trílo δe arrástro* beharrte, zu *arrastrar* aus RASTRUM. Verschiedentlich begegnen moderne *trílos*, bei denen in einem Eisengestell mehrere mit Rundsägen besetzte Walzen laufen und im Prinzip den gleichen Arbeitsgang vollbringen, „pero los más antiguos han bien resultado" Hecho. Vereinzelt sieht man auch die moderne Dreschmaschine, die *triłaδóra*, so merkwürdigerweise in dem kleinen uralten — die Sage geht, dafs seine romanische Kirche einst den heiligen Gral vor den Mauren hütete — Siresa oberhalb von Hecho. Der Dreschflegel, sp. *trilladera*, ist heut unbekannt, vielmehr bezeichnet *triłaδéra* Hecho, auch in Ansó (nach Bergmann 68) genau wie in Alava und wie arag. *tiratrílos* Hecho, *tiratrillo* Puyoles das beim Dreschen verwendete Gespannseil aus Rofshaar (*no kréβa núŋka*), das man früher auch für „*kaβéstros i kaβeϑánas*" verwendete. Dafs aber der Flegel einst in primitiver Form im Gebrauch war, sagt uns Torla: „antiguamente se trucaba y mallaba el trigo con palos, hoy se trilla con trillos de arrastro solamente". Ein alter Rest ist noch im oberen Valle de Tena, in Sallent, Lanuza, Escarrilla, Panticosa vorhanden, wo man den Roggen, nicht so den Weizen, noch mit der Hand an der Steinplatte, der *losa*, ausdrischt: *trukár* (als „llamar en la puerta, golpear" im ganzen Gebiet; in der Gasc. *trucà* „frapper" geläufig, Palay, vgl. auch ALF 116); man schlägt einfach die Garbe vier bis fünfmal mit den Ähren, zweimal mit dem Schnittende gegen die schräggestellte Platte, von der dann die Körner herunterrieseln (vgl. Bild). Das leere Stroh wird dann zur Häckselbereitung dem gleichen Arbeitsgang mit dem *trillo* unterzogen wie der Weizen von vornherein, nur unterbleibt natürlich das Worfeln.

Zum Dreschen wird das Getreide auf der Tenne ausgebreitet, *estendilár* Hecho, und, da es bald niedergetreten ist, mehrfach aufgelockert und gewendet: *kontornár* Hecho, Aineto, *eŋkontornár* Biescas, *dárle βuélta* Panticosa, Torla, *dárle una eŋkontornaδúra* Hecho, auch einfach *remover*, *revolver* Panticosa. Die gleichen Ausdrücke gelten bei der Heuernte, vgl. dagegen bearn. gasc. *hejá*, *yerbyá*, *birá hye*, *turneyá* auf ALF 538. „*se fa kon la fórka, i kwándo la páła yé menúδa, kon la pála*" Hecho; beide sind aus Holz,

< FURCA, resp. *PALA; während „schaufeln" sonst *trespalár* ist, hat hier in Biescas eine Vermengung mit *páła* stattgefunden: *trespałár* „recoger la *pałáδa* menuda con la pala".

Dem gleichen Zweck dient ein etwas größeres Holzinstrument, *koχeδéra, pleyaδéra* Fiscal, Aineto, Solanilla, auch Borao: „tablón colocado verticalmente o de canto, dirigido por el labrador que lo sujeta con una esteva", zu PLICARE, in den genannten Orten jedoch waren zugleich Zugmöglichkeiten für die *caballerias* angebracht, ähnlich wie in Huesca: „tabla para recoger la parva menuda; se arrastra por caballerías, la para arrastrarla con mano es *retaβiło*", dies letzte Wort gilt mit der gleichen Bedeutung noch in Linás, Torla, Aineto, zu TABELLA „Brettchen" REW 8509, zur Wortform vgl. sp. *tabilla*, arag. *tabella*, als Synonym hierzu gilt *rastiło* in Solanilla < RASTELLUS; für das große der beiden Geräte belegt Bergmann 68 in Berdún und Villareal *retavilladera*.

Die mit Zähnen, *ganchos*, versehenen, auch zum Heuen verwendeten Rechen heißen nun ihrerseits *retaβiło* in Ansó, Hecho, Aragüés, Embún, Lanuza, Loarre, dann *rastriło* Aineto, zu RASTRUM, *ráskil* Torla, Linás, Fiscal, zu *RASICARE „schaben, kratzen" REW 7074, *rásklo* Torla, *rascle* Coll „especie de rastrillo para recoger las espigas después de segadas", zu *RASCLARE „kratzen, schaben" REW 7072, wo auch *rascle* südfrz. „Egge", kat. „Rechen".

Waren diese noch aus Holz, so hat der *rásto* Biescas (dissimiliert aus *rastro* oder Rückbildung aus dem mit Diminutivsuffix versehenen *rastiło*) Eisenzähne, „respigar a mano o con rastos" ib., und heißt mitunter auch *dyáβlo* Fiscal; Coll gibt für die Litera eine andere Metapher *diablo*, die sich aber mit der unseren nahe berührt: „especie de trillo consistente en tres o cuatro rodillos hechos de planchas de hierro dentadas, y que giran estando colocados en un bastidor".

Das mit dem *trillo* zerkleinerte Getreide, die *parva menuda*, wird nun durch die Windfege, die überall außer in Ansó auf der *era* zu sehen ist, oder allenthalben einfach mit Sieben gereinigt, die Körner dann mit Schaufel und Wind geworfelt, wie wir es mehrfach für die spanischen Lande beschrieben finden; die Körner fallen senkrecht herab, leere Ähren, Grannen und Strohteile treibt der Wind etwas fort. In Lanuza konnte ich beobachten, wie man bei starkem Wind die „*páła*" einfach mehrere Male aus den Händen zu Boden rieseln ließ. Ähre: *kapiła* Sallent, zu CAPPELLUS, *kaβéϑa* Ansó, Hecho, Panticosa, Biesca, Torla, Aineto, zu CAPITIUM, Bedeutung, die sp. fehlt. Zu ersterem vgl. jedoch gasc. *kabéł* ALF 474, Palay! Granne: *espyéła* Ansó, Hecho „arista", nach Borao „espelta; escanda o especie de trigo: lo hemos leído en documentos oficiales"; aus dem Plural von SPĪCULUM zu SPĪCUM REW 8148—8149; eigentlich wäre **espiła* zu erwarten, man hat aber statt bloßem *-ulum* das Suffix *-īculum* darin gesehen und dies dem häufigeren *-ĭculum* angepaßt. Meist stammen die Bezeichnungen der Granne aber aus einer anderen Sippe: *ariskla* Sallent, Panticosa, bei zum Artikel genommenem

Anlaut *riskla* Biescas, Torla, zu *ARISTULA, REW 649, FEW I, 139, das Wort ist außerhalb des rät. auf Südfrankreich und das anschließende Nordspanien beschränkt (arag. kat.), vgl. *riscla* Coll „pajuela de cáñamo“; *aryésta* Hecho, Embún < *ARESTA REW 648, FEW I, 139; mit Einfluß von germ. LISKA „Binse, Riedgras“ REW 5082, den ML zur Erklärung des *k* in einigen Wörtern unter *ARESTA in Anspruch nimmt, ergäben sich (vgl. die sonst in der Romania vorkommenden Bedeutungen wie „Hanfspelze, Gräte“ sowie FEW I, 139 Anm. 3) die außer den genannten noch im Alto Aragón lebenden Formen *lyéstra* Embún, Aineto, Solanilla, Bolea, Loarre, alt in Biescas, *ĺéstra* Lanuza, *yésta ðe la espiya* Lacanal.

Die größeren Stroh- und Ährenreste, die an der Windfege seitlich vom Sieb herabfallen und herausgleiten, sind die *kaβeϑóns* Hecho, die man entweder an das Vieh verfüttert oder nochmals mit drischt, dadurch werden sie dann zu *branϑáus* Solanilla oder *branϑónes* Aineto, zu *BRANCIA „Zweig“ FEW I, 498, REW 1272: Noch kleinere Unreinlichkeiten, der Körner etwa, nennt man *byéntas* Sallent „la basura de la paja ésta“ (vgl. *bienza* Borao „binza o tela del huevo; telilla o panículo del cuerpo del animal“, mit Einfluß vom *viento, aventar*), oder kurz *pǫrka* Panticosa „por el porgadero cae toda la porca, las sementillas de col, de navo y de guirguichita“, sicher zu *puerco* „unsauber“ < REW 6656 zu stellen, vgl. dazu auch den Wechsel *puerca, porca* „Ackerstreifen, Furche“.

Das gröbere Säubern selbst, auch mit der Windfege, heißt überall *aβentár*, vgl. segov. *alventar*, alav. *ablentà*, gasc. *bentà*, außerdem *traspalár* Hecho, sp., *trespalár* Aineto neben dem genannten, wenn es mit der Kornschaufel geschieht; benutzt man Siebe, so gelten *pasá* Ansó, *pasár* Hecho, *poryá* Ansó, *poryár* Hecho, Aragüés, *ϑernér* Hecho, Aineto, Torla, *fernér* Ansó, Hecho, *ϑernár* Panticosa, < CERNERE, letztere besonders für Mehl neben sp. *cribar, tamisar*.

Die weitesten Siebe zum Zurückhalten der *kaβeϑóns* sind: *kriβa* Aineto, *griβa* Loarre, < CRIBUM REW 2324, dazu der gleiche Stamm mit Suffix östlich im Ribagorza *cribiello* „cedazo, cernedor“, das jenseits des Gebirgskammes wiederkehrt in bearn. *kürẹtš* Aramits (Baretous), *kirbẹtś* Ustou (Vallée du Salat, nach dem Ariège zu), *kürbẹł* Ariège (RLiR 7, 148); *pasaryéstas* Hecho, eine volkstümliche Bildung aus dem Imperativ *pasa*! und dem Obj. *aristas*; *listaβéa* Ansó (in Hecho ein feineres Sieb bezeichnend), worin Krüger, VKR I, 233 eine ähnlich gebaute Wendung aus Vokativ mit Imperativ *lista, vea*! sieht vom Typus *tentemozo, picamacho, andaboba*; für das grobe Kornsieb gilt schließlich noch *ϑándra* Biescas, Linás, Torla, Aineto, Solanilla, *ϑándria* Embún, *ϑándya* ib., mit sp. *zaranda* zu SARAND (pers.) „Sieb“ REW 7596. Das mittlere Kornsieb heißt überall im Alto Aragón *arál*, zu AREALIS (Rohlfs, Z 52, 72), die feineren dann (auch für Mehl) *poryaðéro* allg., *poryáu* Aineto; *raskéta* Torla, Aineto, Solanilla, zu *RASICARE

REW 7074; *ϑeáϑo* Ansó, Aragüés, Embún, *ϑyáϑo* Biescas, Fiscal, Loarre, < SAETACIUM, gasc. *sedàs*, dazu *sédo* Barèges „sas plus fin" (Palay) als Rückbildung?

Sind die Körner, noch immer *trigo* genannt, sauber, so werden sie mit der *pala* oder einem an zwei Seiten offnen Holzkasten, dem *paletéro*, in die Säcke, *embáses* oder *talékas* Ansó, Hecho, Torla neben sonstigem arag. sp. *talega* (zum arab. Etymon vgl. REW 8542a, Steiger 215) gefüllt: *embasár*, *entaleyár*, auch sp., *aplenár* una talega Panticosa, und diese dann mit Stroh, einem *liyáło* Hecho „ligo de la taleca", verschnürt. Eine Handvoll Körner ist *um prénso* Hecho (auch *um prénso δe páła*; *preso* mit erhaltenem oder nach den südfrz. Formen wiederhergestelltem *n*, vgl. arag. *ansa*, *onso*), oder *una mósta* Ansó, Hecho, Aragüés, Embún, Sallent, Panticosa, *amosta* Borao, gasc. *amousta* Azun, *moùste*, *amústo* Barèges (Palay), < *AMBOSTA, gallisch nach Jud, FEW I, 85, REW 4116.

Die vollen Körnersäcke werden Maultieren aufgebunden und von ihnen, wenn nicht gleich zum Müller oder Getreidehändler ins Provinzstädtchen, so ins Haus des Bauern gebracht, wo man die Körner entweder in groſse Truhen, *truétšo*, *truéχo* Fiscal (vgl. afr. *troe*, *troet* aus frk. TRUHA REW 8948) oder einfach auf den Kornboden schüttet: *granéro*, in Aineto im Erdgeschoſs, in Fiscal „puede ser más arriba o más abajo". Kann das Korn nicht gleich oben in den *parδinas* gedroschen werden, so kommt es provisorisch in die *bórδa*: *emborδár* Aineto, auch vom Häcksel gesagt, der sonst gewöhnlich in die *paχéra* Biescas oder den *pałár* Lanuza, Panticosa, Binás, Fablo, Loarre „pajar" kommt; dieser Raum, vielfach im Obergeschoſs der *borda*, dient natürlich zumeist als Heuboden, daneben aber ist es das Erdgeschoſs und beherbergt auſserdem „instrumentos de labranza" Ansó, Hecho, auch „paja, hierba y ganado" in Hecho. Das Wort *pałár* wird infolgedessen zur Bezeichnung des ganzen Gebäudes, der Scheune, so in Ansó, Hecho, Aragüés (*paχár*), Loarre (plur. *os pałás*). An sonstigen Namen des Heubodens begegnen in unserem Gebiet *yerβéro* Biescas, Aineto; *saβáya* Ansó „henil", ib., Hecho „buharda" < ?; *bu̯érδa* Fiscal, *bu̯árδa* Torla „henil", = kast. *buharda* (*o* > *ue* > *ua* kommt wegen *bórδa* Fiscal wohl nicht in Frage); *fálsa* Ansó, Torla, Fiscal, Aineto „henil", Panticosa „lo más alto de la casa, donde se ponen judías etc.", Biescas „remate de un edificio", Linás, Loarre, auch Borao „desván, zaquizamí", *fálϑa* Embún „id." < ?; schlieſslich noch *soléro* Ansó, Hecho, Lanuza, Sallent, Aineto, *suléro* Hecho, < SOLARIUM, das Wort zeigt nach REW 8063 im engad. auch die Bedeutung „Hauseingang, Hausflur", die tatsächlich im Alto Aragon vorherrscht: „entrada de la casa, pabio" Hecho, „zaguán, en el piso bajo" Ansó, Lanuza, Aineto, dann weitergehend „cada piso, el más alto como el más bajo" Sallent.

II. Transportgeräte.

Das Joch.

Es begegnen fast ausschlieſslich Nackenjoche in der einfachen Art, wie sie die Zeichnungen wiedergeben, da es sich nur um Joche zum Ackern handelt. Zugjoche für den Transport sind in den Hochtälern wie auch in der Sierra de Guara nicht nötig, da alles auf dem Lastsattel des *macho* transportiert wird. In Jaca begegnete ein Stirnjoch, etwa dem der Abb. 26c von Fahrholz (Ariège) entsprechend. Sonst kommen aber die vielen von ihm (Abb. 26h—k) und Krüger

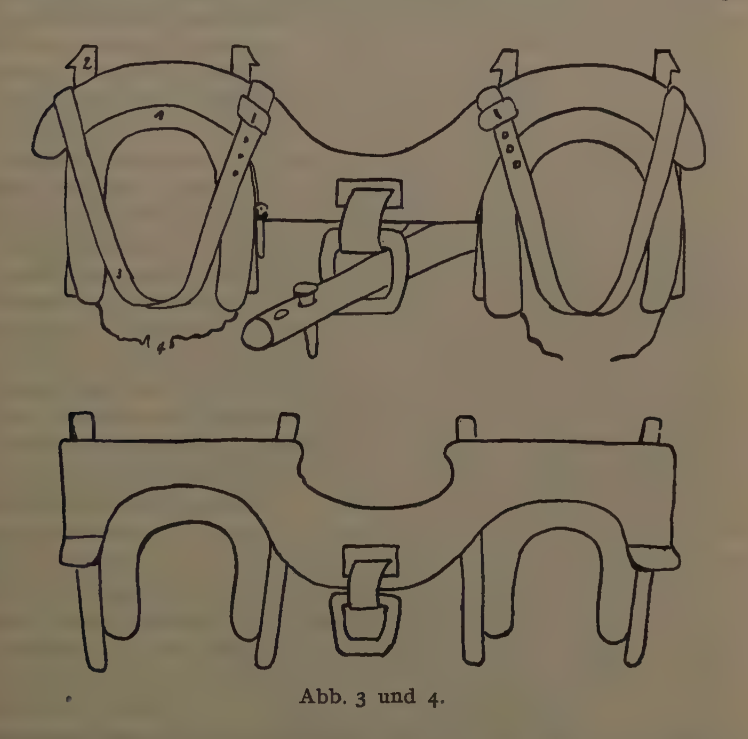


Abb. 3 und 4.

(Kultur 176, WS X, 50—58) abgebildeten Jocharten so in unserem Gebiet nicht vor; die unsern sind viel einfacher, nüchterner, schmucklos (am ehesten denen bei Krüger, Kultur 176c d, abgebildeten ähnlich).

Das Joch selbst heiſst *tśúγo* Ansó, Hecho, Aragüés, Embún, Torla, Fiscal, Ypiés, Loarre, alt in Linás und Fablo, *tśúβo* Ansó, alt in Biescas, *χúγo* Lanuza, Fablo, Aineto, *χúβo* Sallent, Panticosa, Biescas, Bolea, < JUGUM, béarn. Arrens *yú*, prov. *jo*, kat. *jou*, sanabr. *χugo*, *χubo*; ALF 726 zeigt südfrz. keinen Wechsel *g* > *b*.

Sehr einheitlich ist die Benennung des kumtartigen Polsters: *collera*, zu COLLUM, daneben in Hecho noch *colchoneta*, zu CULCITA.

Interessant ist nun die Aufhängevorrichtung der Deichsel am Joch, bestehend aus einem durch den mittleren Jochbalken gehenden Lederriemen, an dem ein Holzring hängt. Der Lederriemen heiſst: *sortšuβíl* Ansó, Hecho, Embún, oder *sertšuβíl* Aragüés, aus super-JUGUM-ile;[1] es schlieſst sich obiger Form *tšúβo* an und zeigt, daſs auch Hecho, Aragüés, Embún diese neben *tšúyo* zum mindesten besessen haben. Der Vorton in Aragüés wird Dissimilation zu verdanken sein. Schon Ansó, Aragüés, Embún kennen daneben für diesen Riemen *traskál*, das auch sonst allgemein üblich ist (so auch in Sallent, Biescas, Fiscal, Fablo, Aineto), doch in einigen Orten mit der Bezeichnung des Jochringes einfach wechselt; so nennt man den Riemen *tráska* in Lanuza, Panticosa, Loarre, wo der Jochring nun seinerseits die andere Bezeichnung trägt: *traskál* Lanuza, Panticosa, *traskól* Loarre, sonst aber *tráska* Biescas, Fiscal, Fablo, Aineto.

Umgekehrt, vom Wort aus gesehen, ist also *tráska* teils „Riemen": Lanuza, Panticosa, Loarre, dazu kast. „correa fuerte . . . para uncir yuntas y para otros usos" (Acad, auch arag. „pescuño"!) und santand. „soga o correa con que se sujeta el yugo al pértigo" (García-Lomas); teils „Jochring": Biescas, Fiscal, Fablo, Aineto, dazu im Westen sanabr. *trázga*, transmont. *trasga* (Krüger, Kultur 179), ebenso im Bierzo (García Rey), sowie kat. *traiga*, mall. *traga*. Das Etymon, TE(N)SICA, eine Rückbildung zu TE(N)SICULA, unter Einfluſs von TRANS- (REW 8649b, c, Jud) zeigt die Erhaltung der intervokalen Tenuis im Alto Aragon; kastil. ist das Wort wohl eingewandert. Das suffigierte *traskál* findet seine Fortsetzung im anschlieſsenden Südfrankreich: prov. *tresegat*, *trasegat* (Mistral), Ariège *trezegat* (Fahrholz 77); alle bezeichnen sie die Vorrichtung zum Aufhängen des Ringes, und ihnen schlieſsen sich in Hocharagon nur die drei genannten Orte an.

Weiterhin treffen wir dafür *barϑón* Ansó, Hecho *ywarϑón* Aragüés „anillo de madera para sujetar el timón al yugo"; mit *barza* zu BARTIA nach BARTA? dann hätte der Ring ursprünglich aus einer Rute des Dornstrauchs sein müssen.

Die vier Pfähle am Joch: *estacas* Ansó, Aragüés, Aineto, Loarre; *palos* Aineto, Embún, *costillas* Aragüés, *tochos* Hecho, das in der ganz allgemeinen Bed. „palo" im Norden der Halbinsel weit herum, sowie in der angrenzenden Gascogne geläufig ist (vgl. die Zusammenstellung bei Krüger B 16), dazu die assimilierte Form *tšótšos* in Hecho, die sich an die ebenfalls bei Krüger verzeichneten bask. *tšotš* „palillo", „pua de ingerto" und *tšotšáka* „puntas de ramas" anschlieſst. *tañéta* Embún „dos palos que aprietan el cuello", zu TANGERE (wie *ϑiñéta* zu CINGERE).

Der Maulriemen: *aβokaδó* Ansó, *aβokaδór* Fablo, zu BUCCA; *ϑintšéta* Ansó, Hecho, *ϑintšála* Loarre, zu CINCTUM; *tšuniδéra*

[1] Vgl. *soβrešúyo* Sanabria, Krüger Kultur 180, RFE X, 157, wo auch Formen mit sub- belegt werden.

Loarre, aus JUNGERE mit Einfluſs von UNIRE, *akopladór* Sallent; *retráŋka* Aineto, Torla, Fiscal.

Der Wampriemen (vgl. Abb., Nr. 4) heiſst allgemein *cuerda* oder *correa*, auch *χuñidéra* Aineto, Torla, Fiscal, auch Huesca (nach WS, X, 53). Am Kumt ist noch eine Schleife aus Leder oder Leinwand, die den Deichselpflock aufnehmen soll: *klaβiłéro* Fiscal; der Pflock selbst ist allg. *klaβiła* „clavija", < CLAVICULA, dazu *klaβiło* Ansó, „clavija, tarugo".

Zaum- und Sattelzeug.

Das Halfter mit Scheuklappen wird mundartlich *antoχéra* Hecho, vereinzelt auch *briδón* Torla genannt (sp. „Trense, Ersatzzaum", der Wortstamm über sp. *brida* aus frz. *bride* entlehnt, REW 1313), oder auch *kaβeϑón* Torla, das in Panticosa „cabezana *sin* anteojeras, de tela sola, para la noche" bedeutet („*con* anteojeras in P. *kaβeϑána*); es ist noch weit östlich anzutreffen, so zeigt es ALCat 348 „el cabestre" in Binéfar, oder ALCat 345 „cabeçó del bous" in Peralta *kaβeϑó* (ALCat 348 nur p 43, 63), von Benabarre südöstlich durch katal. Gebiet bis Barcelona und Tortosa *kaβesó*, auch westlich lebt es, so nach REW 1637 santand. sanabr. *calzón*, astur. galiz. *cabezonała*. Daneben häufig in Aragon *kaβeϑána*, „mit Scheuklappen" in Ansó, Hecho, Lanuza, Panticosa; „ohne Sch." in Aineto;[1] Borao „cabestro", östlich in Graus nach AlCat 348 „el cabestre", dann in katal. Lautform *kaβesána* schon in Benasque und östlicher, *kapsána* Tamarite, Balaguer, prov. *capsana*; mit Suffixwechsel als *kaβeϑáδa* Torla (Tol) „Halfter aus Hanf ohne Scheuklappen", ebenso ALCat 345 p. 66—68. ALCat 348 p. 67 *kaβesáδe*, zu CAPITIUM.

Der Brustriemen. Lat. PECTORALE wird arag. *pẹytorál* Anso, Hecho, Loarre, wie pg.; *petrál* Fiscal, wie Litera, kat. *pitral*; *pretál* Lanuza, Fiscal, wie sp. neben *pechera*.

Der Kruppriemen, *tafárra* Loarre, Borao, auch kat. und westleon. (Bierzo, García Rey), kann durch einen Holzbügel ersetzt werden: *tafárra δe kaśiko* Loarre, zu arab. TAFAR „id.", REW 8523a; asp. *atafarra*, sp. *ataharre* zeigen den Weg für *atarrẹ*, *atarrẹa* Torla „id.", wie es nach RLR V schon altarag. hieſs (Eguílaz); daraus mit abgetrenntem, vermeintlichem Artikel *a tarréa* Torla, dann am geläufigsten *tárrẹa* Ansó, Hecho, Fiscal, Loarre, *tárrya* Hecho; wie ist der Übergang von *atarre* zu *atarré*, *atarréa?* vielleicht hat *correa* „Riemen" induzierend gewirkt; in Ypiés wie auch Sp. heiſst der Kruppriemen *retranca*, was sonst im Alto Aragón den Kopfriemen am Joch bezeichnet, für den wir die üblichen Namen oben kennen gelernt haben. Das dabei genannte *tśuniδéra*, sowie *χuñiδéra* setzt sich noch nach Katalonien hinein fort: *tśuñiδéra* Fonz „l'ensí" ALCat 706 (sonst andere Typen: *kanáu̯la*, *tśuβaléra*, *barβiłéra*,

[1] Wo Halfter mit Sch. *kaβéstro* heiſst.

bentrił); zum gleichen Etymon gehören die Verba für „anschirren": *tśuni* Ansó, *tśunir* Hecho, Loarre (L. hat aber daneben *χúnta* und *tśúγo*!), *χunir* Sallent, Aineto, *aχunir* Torla; dann, vom Nomen *tśúnta* Ansó, Hecho, *χúnta* Sallent, Panticosa, Biescas, Torla, Bolea, Loarre „yunta" abgeleitet: *atśuntá* Ansó, *atśuntár* Hecho, *ayuntár* Biescas (vgl. segov. *rejuntar*, *arrejuntar* „acumular, reunir"); daneben dient das allgemeinere *enganchar* Fablo, Aineto für „anschirren", dazu die *eŋgántśes* Ypiés „correas de la vara hasta la collera", zu KANGA (türk.) „Haken" REW 4673, Lokotsch 1056; ähnlich *ϑófra* Ypiés „correa del sillón hasta la vara", Coll „correa ancha que, pasando sobre el sillón de la caballería, sirve para sostener las varas de un carro" (Borao hat andere Bedeutung), dazu kat. *sofra*, sp. *sufra*, *zafra*, salm. *zufra* „Spannriemen um die Last fester zu halten", sie werden REW 8428 von SUFFERRE getrennt, zu dem eine volkstümliche Namensgebung sie hätte stellen können (vgl. die Imperativ- und Konjunktivformen als Namen für Gegenstände, wie Krüger sie VKR I, 231—235 erläutert!).

Der Halfterstrick heiſst *romár*, *romál* Ansó (*orromáls* sind „die Hosenträger"), sonst (wie sp.) *ramál* (Panticosa erläutert es mit „cadena para vacas"), < ?; *antśwéla* Fiscal „ramal que cae de las estacas de la collera y engancha en el tirante, trayando leña" zu AMPLUS, wie sp. *anchuelo* „dim. de *ancho*". Der breite Bauchgurt, der den Saumsattel hält, wird allgemein *ϑintśa* genannt, < CINCTUM oder CINGULA vgl. Borao *cingla* „cincha (voz ant.)". Die Last wird am Sattel mit Stricken befestigt oder mit einer Kette, *estréŋke* Fiscal „cadena recia para llevar madera", zu anord. STRENGR, REW 8297, über das afrz. entlehnt.

Diese Stricke haben an beiden Enden zur Verknotung Holzringe, der gröſsere (1) heiſst *pála δe sóya* Torla, Fiscal, Aineto, *pála δe la ϑintśa* Aineto, *pála δe frézno* Fiscal, *syéřa* Lanuza statt *cierra* zu *serrar*, *sarrar* statt *cerrar* (*-rr-* aus SERARE + FERRUM REW 7867), *ϑiñéło del ramal* Aineto, deverbal nach *ceñir*. Ähnlich der kleine Ring (2) *ϑiŋgyéło* Ansó, Torla, Fiscal, *ϑiŋgwéło* Hecho, zu *CINGELLUM REW 1925, *kaϑiŋglo* Torla, Vió, wohl zu CINGULUM REW 1928, aber wahrscheinlich entlehnt, vgl. prov. *cinglar* < CINGULARE; woher die anlautende Silbe ?, *bertyéło* Broto < VERTICULUS; *bertuβyéto* Torla, Aineto, *bertuβiło* Sallent, beide unter dem Einfluſs von *verdugo* „dünnes Reis, Holzring" (zu VIRIDIS REW 9368a) aus VERTICULUS entstanden, denn dieses zuletzt genannte *bertuβiło* bedeutet in Torla „hoz fina", wie *berδuyiło* in Lanuza „hoz de acero", das seinerseits sp. *berdugo* „Regulations*ring*" u. a., „*aro* de sortija" (Acad) neben sich hat. Als Hilfsmittel beim Verknoten dient die *biła* Lanuza „palo, garrote para atiesar el lío" (Ansó, Hecho: „se hace con los puños"!), vgl. gasc. *bilhe* „tronc d'arbre, gros billon" (Palay), < *BILIA FEW I, 364ff.

Für das Verknoten, *nudar*, begegnet *nuyár* Hecho, Panticosa, *renuyár* Hecho „enredar una cuerda", mit anscheinendem Wechsel

des intervokalen *δ* > *γ*, aber wohl mit dem nach völligem Fall des Dentalen als Hiattilger eintretenden *γ* (vgl. PEDUCULUS > *peγóło*), *ñuγár* Biescas, Torla, Loarre, < NODARE und INNODARE (daher *ñ*, REW 4445); statt der auch ostarag. *deznuγá* Benasque, Durro, *desnuγá* Benabarre, *desñuδá* Graus, *desañuδá* Fonz, *desñuδár* Binéfar, kat. *deznuzá* (ALCat 627) begegnet noch *esfé o núδo* Ansó; dazu *ñúδo* Torla, auch sp., und *núγo* Hecho, Panticosa „nudo". Die letzte Form aus Ansó erinnert an die ebenfalls dort aufgenommene Notierung *esfelariϑ* „cuerda de la alpargata", denn wenn man sie neben *liϑa* Ansó, Hecho, Aineto „cordel" stellt, könnte man in ihr ein dissimiliertes *esfé la liϑ(a)* und damit eine der oben schon in Erwägung gezogenen Substantivierungen von Imperativformen sehen, vielleicht hat der Gewährsmann aber auch nur eine Entsprechung für sp. „deshacer un nudo", also einen Infinitiv geben wollen; in beiden Fällen jedoch bliebe noch die Schwierigkeit des fallenden Auslauts, da das daneben stehende kat. *llis* mask. ist.

Ferner dient zum Aufladen der *baδál* Fiscal „cadena de hierro para cargar leña en el baste"; das Wort muſs ursprünglich einen Stock oder Knüppel bezeichnet haben, mit dem man, ähnlich wie mit der erwähnten *biła*, die die Last haltenden Stricke oder Kette fest anzog, und erst dann wird es in seiner Bedeutung auf eben diese (Stricke und die) Kette übertragen worden sein; darauf weist sein Etymon *BATTUACULUM, unter dem FEW I, 289b neben *batalh* auch apr. *batal* verzeichnet; unsere Form ist entlehnt, wahrscheinlich die von REW 994 „mit auffälligem *-l-*" gegebene pg. *badalo* ebenfalls, die erbwörtliche Entsprechung ist arag. *batáło* Ansó, Hecho, Aineto, Loarre, auch Benasque, Fonz, Binéfar (ALCat 251, sonst *batáł*), *batáχo* Sallent „manubrio, badajo", Fiscal „maza para machacar frutos, pala de la lavandera", was kat. *batolla* „mazo de desgranar centeno" neben sich hat; dazu arag. *abatollar, abatojar* „agramar o machacar alubias u otras legumbres para que suelten el grano de la vaina, apalear las nueces para que caigan del árbol", *batollar* „varear o sacudir los árboles" (alle Borao), ähnlich *estabollar* „quitar la fruta de un árbol, sacudir una rama para que caiga el fruto" (Puyoles) mit Metathese; vielleicht ist die Bedeutung von BATTUACULUM auch nur zu der von „Kette zum Aufladen der Lasten auf den Saumsattel" gekommen, weil die Kette beim Darüberwerfen auf der anderen Seite des Saumtieres herunterhängt und schwer wie ein eiserner Klöppel hin- und herschwingt.

Das Packseil heiſst auch *báγa* Ansó, Hecho, „soga para formar la carga", ähnlich Borao, das *baγéra* Borao, Fiscal „lazos para traer leña", *baγéta* Borao, Ansó, Hecho „cuerda más delgada que la baga", *baguereta* Borao und *bagaril* Coll neben sich hat; < BAGA REW 880, FEW (hierher auch *baγéra* Hecho „gran cacho de leña", *baγéra δe fyérro* Ansó „liegender Eisenträger am Herd"?).

Ist am Packseil nicht, wie oben besprochen, ein Holzreif, sondern, wie häufig am Riemen, eine Schnalle, so heiſst sie neben dem allg.

ębiła (sp. *hebilla*) auch *erβiła* Ansó, unter Einfluſs von arag. *ermilla* „anilla o asa de hierro" Coll, das von *armilla* „anillo de hierro..o tornillo" (vgl. auch *almilla, arbilla* bei der Besprechung der Pflugteile) stammt; dies begegnet bei uns als *ormiła* Hecho, Sallent „botón chapado de metal generalmente para pantalón y para sujetar los tirantes", zu ARMILLA REW 659, FEW I, 142b, García de Diego 53; zur lautlichen Verdunkelung des anlautenden *a* durch *r* vgl. Formen wie *arzón* > *orϑón*, *ramal* > *romál*.

Almohaza „Striegel" wird zu *armwáϑa* Torla, *almáϑa* Ansó, < arab. MUHASSA Lokotsch 1465, Steiger 263; dazu *armaϑár* Hecho, für das auch *raspar* ib., < germ. RASPON REW 7077, oder einfach *limpiar* Ansó, Hecho, < LIMPIDARE REW 5055 eintreten.

Geräte für Traglasten.

Im Gebirgsland des Alto Aragón, wo man auf steinigen und steilen, schmalen Wegen den Wagen oft nicht gebrauchen kann, spielen die Traggeräte eine ausschlaggebende Rolle. Alle Lasten werden auf dem Esel oder dem Maultier, der *caballeria*, transportiert. So schafft der Bauer am Saumsattel, dem *baste*, sogar Pflug und andere Ackergeräte hinauf aufs Feld; auf die gleiche Weise holt er die hochaufgetürmten Getreidegarben herunter und bringt sie zur *era* und dann die Säcke voller Körner ins Haus und zum Händler ins Provinzstädtchen. In den an beiden Flanken des Lasttieres herabhängenden Körben schafft er den Mist aufs Feld, transportiert er Steine, Sand und Erde, die groſsen Blöcke wie das Brennholz aus dem hohen Wald auf Winkelbrettern oder auf groſsen Holzhaken, die beiderseits am Rücken des Tieres befestigt sind oder mitunter durch einen sattelartigen Teil zu einem einzigen Stück werden. An Stelle der groſsen Körbe treten südlich kleinere, auf jeder Seite zu einem Zwillingskorb geflochtene für Obst und Gemüse, oder für den Dung auch ganz einfach Säcke.

Der Saumsattel heiſst allgemein *báste* im ganzen Gebiet, auch östlich in Campo, Graus, Benabarre, Binéfar nach ALCat 245, an und jenseits der katal. Grenze *bast*, so auch prov. gasc. (Palay); sp. *basto*, alav. *basta* „armazón de madera" < BASTUM REW 983. Zum Synonym hiervon, zu SELLA, gehört *siłár* Fiscal, Torla, Aineto, für die Sattelbogen. Das Lederteil darauf nennt man *kapełáδa* Hecho (zu CAPPELLUS, also „mit einem Hut versehen", dann auf den Lederschutz selbst übergegangen), den Hauptteil *armaϑón del baste* Fiscal, *almaϑón* Aineto „toda la madera del baste", also mit sp. *armazón* „Zimmerwerk, Beschlag, eiserner Beschlag" identisch, < *ARMATIONE. Dafür begegnet das kürzere *orϑón* Hecho „armazón de madera del baste", wie kastil. *arzón* entlehnt aus frz. *arçon* (FEW I, 128b, zu ARCUS); für die Pflöcke, um die das Packseil gewunden wird, findet sich *garrotéra* Hecho, Torla, Fiscal, Aineto, zu GARRA, was REW 3690, wohl zu Unrecht, ablehnt.

Die grofsen Lasthaken haben verschiedene Namen; neben den allgemeiner gehaltenen oder in der Namengebung primitiveren, *pikos* Lanuza, im oberen Ribagorza *pikóns* (Ferraz y Castán), und *ganchos* Ansó, Fablo, Aineto, finden sich *alϑinos* Embún, *onϑinos* Hecho, Loarre, *unϑinos* Embún; vgl. montañ. *orcinas, jorcinas* „astillas menudas, cortezas pequeñas de árboles" (García-Lomas), zu UNCINUS REW 9055; während *χálma* Hecho die Lasthaken mit Sattelbogen bezeichnet, mit asp. *jalma*, apg. galiz. *χalma, enχalmar*, sp. *enjalma, enjalmar*, kat. sp. *salma*, sp. *soma* zu SAUMA, SAGMA REW 7511. Hochribagorza sagt dafür *les arches* (Ferraz y Castán), zu ARCUS ?

Obwohl von grofser Einheitlichkeit, zeigen die Lastkörbe für den Dung doch selbst auf so kleinem Gebiet wie dem unseren eine recht reichhaltige Terminologie:

Im Nordwesten:

Hecho: *aŋganétas, kaβáϑas*
Embún: *kapáϑos, eskarϑéles*
Lanuza, Sallent: *eskarϑéles*
Biescas: *esportónes*;

im mittleren Hocharagon:

Linás: *alγaδéras*
Torla: *alβaδéras, arγaδéras*
Fiscal: *alγaδéras*;

in der Sierra de Guara:

Fablo: *eskarϑéles*
Aineto, Solanilla: id., *ϑestónes, espuértas*;

an deren Südhang:

Bolea: *arγiños, kweβanétas*
Loarre: *küeβános.*

Hierzu kommen die Namen der „Obstkörbe", wie ich sie kurz nennen will (denn zum Tragen der Wasserkrüge, dem Zweck, zu dem sie ursprünglich bestimmt waren, habe ich sie nicht in Gebrauch gesehen, da allenthalben die Quelle nahe war oder das Wasser gar direkt durch den Ort ging, wie ja neuerdings sogar Ansó Leitungs. wasser in den Strafsen hat!). Sie treten südlicher auf:[1]

Aineto: *arγáδos, arγaδéras*
Bolea: *alγaδéras, arγaδéras*
Loarre: *alγarδéras.*

Die Transportsäcke heifsen meist kurz *sacos*, aufserdem:

Lanuza: *esportónes*
Bolea: *kweβanétas.*

---

[1] Nach Bergmann 46 unter dem Namen *oŋganetas* schon im breiten Tal des Aragon: Berdún.

Versuchen wir nun, aus dieser Fülle die einzelnen Wortsippen herauszuschälen!

1. *arγáδos* „vierteiliger Korb" Aineto, auch Fonz, Binéfar nach ALCat 151, Capella und die Litera nach Krüger VKR II, 156, für die Litera gibt Coll „especialmente para acarrear agua poniendo un cántaro en cada cesto"; *arγaδéras* „vierteil. K." Aineto, Bolea; „zweiteil. K." Torla; *alγaδéras* „vierteil. K." Bolea; „zweiteil. K." Linás, Fiscal, dazu Broto, Fanlo, Plan nach VKR II, 156; *alβaδéras* „id." Torla, mit dem in § 25 der „Lautlehre" besprochenen Wechsel *γ—β*; *alγarδéras* Loarre „vierteil. K.", dazu kat. *argadell* „id." im Ribagorza und Pallars (Benabarre, Tamarite, Maella etc. nach ALCat 151), arag. *argadillo* Borao, Acad (5. Bed.) „cesto grande de mimbre", sp. „Haspel, großer Weidenkorb", ebenso arag. *argadijo* Borao. Die ganze Sippe gehört zweifellos zu arab. BARDA'A „Sattelunterlage" REW 955, vgl. sp.pg. *albarda* „Saumsattel"[1] und hat mit dem die Zugehörigkeit bezeichnenden Suffix *-ariu* die besprochene Bedeutung angenommen, die ursprünglichste Form wäre also *albardera*; die meisten Formen zeigen aber nun einen Wechsel *b—g*, der, wie wir eben erwähnten, an sich schon lautlich möglich wäre, aber auch, daß gegenüber dem Etymon in den meisten Formen *r* gefallen ist, läßt auf Einfluß und Vermischung mit ERGATA „Winde, Haspel" REW 2892 schließen, dessen Bedeutung einige unserer arag. Wörter ja auch tatsächlich im sp. zeigen, wie sie etwa im Nordwesten der Halbinsel auch in den Mundarten kräftig lebt: galiz. *argadelo*, westast. *argadello*, *argadiellu* „argadijo". Schließlich mag der Wechsel *b—g* auch von der anderen sachlich wie lautlich nahestehenden Gruppe beschleunigt worden sein:

2. *arγíños* Bolea „Lastkörbe für Mist", von ihm kommen wir über *argueñas*, *arguenas* bei Tol „Schnappsack", *árgueñas* bei Acad „Tragkörbe", *árguenas* Acad „id.", Sl „id., Schnappsack", *árganos* Sl „Tragbahre, Tragkörbe" und das nach REW sp., nach Sl arag. *árgano* „Krahn" zum Etymon *ARGANUM (REW 6097, vom Plural *ta rgana* aus). Dieser Gang der Entwicklung ist hervorgerufen durch den Einfluß zunächst wohl der Sippe *árquen* „Korb" (Acad), der die allgemeine Bedeutung auf „Werkzeug zum Transport", also auf „Korb" ausdehnt und sich da spezialisieren läßt, dann aber auch den Wandel *a—e*, *arya-* > *arye-* hervorruft; weiterhin durch den Einfluß des lat. *ORGANIUM REW 6096, der das *n* mouilliert und von da aus das *e* des Wortausgangs vollends palatalisiert, wohl auch den Ton auf diesen verlegt, der an sich schon zur mundartlich häufigen Angleichung an Suffixe herausfordert: *árguenas*, *árgueñas*, *argueñas*, *arguiñas*, *arguiños*.

3. *aŋganétas* Hecho gehört zu gr. ANGARÍA REW 458; auszugehen ist dabei, wie es auch A. Castro RFE 5, 29 tut, von einer

[1] Vgl. dazu ALCat 245 „el bast" Benasque, Fonz *alβárδa*, südl. des Ebro *albárδe*, *auβárδo*, *auβárδe*, ALCat 246 „el bastet" ib. *albarδó*, *auβarδónét*.

Form mit Suffix ANGAR-ella, woraus sp. *angarillas* ,,Tragbahre, Lastkörbe am Sattel'', sanabr. *angariellas* ,,tablas laterales del carro'', *angariella, engariella* ,,das gitterartige Gestell, das als Seitenwand oder Stütze für die Bretterwand des Wagens dienen kann'' (Krüger, Kultur 222, 225), pg. *angarilha* ,,Geflecht aus Weiden für Vasen, Flaschen usw.'', und nun unter Assimilation der Nasale, wohl auch unter dem Einflusse des *-n-* der Sippe *árguenas*, zu arag. *anganillas* Borao ,,angarillas o aguaderas'' (Tragbahre oder -körbe; Holzgestell zum Transport der Krüge) und ,,angarillas o jamugas'' (Frauensattel, wie Sl es für Aragon gibt), kat. *anganells, angarelles* ,,Frauensattel'', valenc. *anganelles* ,,ormeig de barres, de cistelles o de senalles per traginar coses a esquena de bistia'' (Moll, Supl. Catal. Nr. 2414 im Anuari[1]), mit Suffixwechsel dann arag. *anganeta.* Auch das Grundwort lebt mit (vermeintlichem) Suffix in der Iberoromania weiter, vgl. REW 458.

Krüger VKR II, 154 bemerkt, daſs die kleineren, vierteiligen Körbe in den Hochpyrenäen nicht vorkommen, weil da meist die Quellen im Ort sind, sondern im Vorland, wo Wasser länger transportiert werden muſs. Dazu stimmen unsere Aufnahmen Aineto, Bolea, Loarre, sie zeigen auch zugleich, daſs diese einfachen Weidentragkörber als Eseltraggeräte auch westlich über Pallars und Ribagorza hinaus verbreitet sind. Auch werden sie zum Transport von allem möglichen nicht erst im Vorland des Gebirges, der Litera, und nach Lérida zu verwendet, sondern schon in der Sierra de Guara selbst, ähnlich wie der zum Wäschelaugen verwendete Korb *roskaδéro* (ursprünglich war es ja ein Zylinder aus abgeschälter Baumrinde) in Fiscal verallgemeinert wird: ,,capazo para llevar muchas cosas, roscadero de paja''. Daſs der Name dieser vierteiligen Körbe, *argaderas* etc. im Val de Ordesa (Torla, Linás, Fiscal) für die Mistkörbe verwendet wird, darf nicht Wunder nehmen, da das Gerät in diesem Tal nicht vorkommt, die Benennung also frei ist, vielleicht auch erst frei geworden ist, so daſs man für ein ähnliches Eseltraggerät ihr als der charakteristischen den Vorzug gab gegenüber den allgemeineren *esportones, capazos, escarceles* etc. der westlicheren Täler des oberen Gallego und des Aragón Subordán, wohin der Name *argaderas* vielleicht nie gekommen ist.

4. *ϑestónes* Aineto ,,cestos de mimbre para machos'', im sp. allg. ,,groſser (Trag-)Korb'', zu CISTA, REW 1950.

5. *espuértas* Aineto, Solanilla ,,id.'', Biescas allg. ,,cesto de mimbre'', ebenda hat auch *esportón* die allgemeine wie auch die spezielle Bedeutung, und in Lanuza bezeichnet man mit *esportónes* sogar die ,,sacos para el fiemo''. Zur leichteren Entleerung sind diese Körbe mitunter mit ausziehbarem Boden versehen, daher *esportonéta* Bolea ,,culo de los arguiños que se suelta''; zu SPORTA, REW 8179,

[1] Gibt es unter *ARGANUM, stellt also infolge der gleichen Bed. zusammen: *arganells* < *ARGANUM, *argadells* < ERGATA, *anganells* < ANGARÍA.

die Sippe ist auch in Katal. weit verbreitet (Krüger VKR II, 156) und im anschlieſsenden Bearn zeigt ALF 297 „civière" p. 693, 694 *espurtadéro(s)*.

6. *eskarϑéles* Embún, Sallent, Fablo, Aineto, Solanilla „cestos grandes para machos"; die Endung des Plurals weist für unser Gebiet auf katal. Herkunft (cat. sp. *escarcela* „Geldgurt, Jagdtasche, Art weibl. Kopfputz", also alles Dinge zum Umschnallen wie unsere *escarceles*) und auf Zusammenhang mit frz. *escarselle*, das selbst erst aus ital. *scarsella* „Geldtasche, -beutel" entlehnt ist.

7. *kùeβáno* Loarre „cesto de mimbre, portadera de madera para traer vino", *kùeβános* ib. „cestos de mimbre para machos", *kwèβanétas* Bolea „id." sowie „sacos para estiercol y trigo"! zu COPHINUS REW 2207. Für die groſsen Mistkörbe greift man also mehr auf die allgemeineren *cestón*, *espuerta*, *cuévano* zurück, Neubildung ist nur *cuevanetas* und, bedeutungsmäſsig, *escarceles* aus dem Katal. Erweitert wird die Bedeutung von *esportones* und *cuevanetas* auf Transportsäcke. Dabei fällt der ausschlieſslich südliche Gebrauch dieser letzten Sippe auf. Er wird mit dem am Südfuſs der Sierra de Guara vor Bolea und Loarre betriebenen Weinbau zusammenhängen, der die Übertragung „Winzerkorb—Tragkorb—Mistkorb" möglich macht, während etwa in den Hochpyrenäen *cuévano* im Wortschatz des Bauern keine Rolle spielt.

8. *kapáϑos* Embún „cestos de mimbre, también para machos", *kapáϑo* Hecho, Panticosa, Lanuza, Torla, Fiscal „cesto de mimbre, de 50—60 cms. de altura", Fablo „capazo terrero, 20 cms. de alto, capazo de paja de 35 cms. de altura", Huesca „cesta pequeña"; *kapáϑa* Hecho, Panticosa, Lanuza, Torla, Fiscal „cesta de paja, muy llana y flexible, con que se echa la pajada en la aventadera"; diese Form sieht Ansó als sp. an und nennt den Korb *kaβáϑa*; dazu *kaβáϑas* Hecho „cestos para machos", *kaβáϑo* Ansó, Hecho „cesto, canasto, cesta para pan, cesta llana con dos ansas para transportar el mortero", in Hecho noch „cacerola (30 cm hoch, oben 60 cm Durchmesser)". Die Unterscheidung zwischen mask. und fem. ist wie bei sp. *cesto*, *cesta*, *cuenco*, *cuenca* etc., d. h. das mask. bezeichnet den gröſseren Gegenstand, in unserem Falle den aus Weiden geflochtenen Obst- und Gemüsekorb, das fem. den kleineren, den flachen, sehr biegsamen Strohkorb, der verwendet wird, wenn es gilt, beim Ausschütten das Material in schmalem Strome herausflieſsen zu lassen. Dem widerspricht Huesca *kapáϑo*, wie auch Hecho *kaβáϑas* für die groſsen Mistkörbe, doch ist dies jedenfalls nach Hecho *aŋganétas* gebildet. Andere Wörter zeigen den umgekehrten Brauch, das mask. bezeichnet den kleinen, das fem. den groſsen Gegenstand, wie *cocero*, *cocera*, *cazo*, *caza* etc., letzteres ist dabei mitunter aus einem alten, kollektiv gewordenen Plural neutr. entstanden (vgl. dazu Wartburg „Substantifs féminins avec valeur augmentative" in BDCat IX, 51 ff.). Die kast. Form *capazo* mit erhaltener intervokaler Tenuis (< *CAPACIUM REW 1623) könnte zu der Annahme

veranlassen, es sei das Wort aus dem Arag. ins Kastil. gewandert; auch hat man sie mit dem Einfluſs verschiedener anderer Wörter zu erklären gesucht (REW); auffällig ist ebenso die Media *-b-* gerade im Hochpyrenäengebiet und nur dort: Ansó, Hecho! Nun gibt sich die einzige spanische Wörterbuchform mit *-b-*, nämlich *cabás* „kleiner Korb aus Espartogras, Einkaufskorb", sofort als katal. oder prov. Import zu erkennen. Also finden wir im höchsten aragonesischen Rückzugsgebiet Ansó und Hecho, wie noch mehrfach sowohl in der Lautgebung wie auch in Formenlehre, Syntax und Wortschatz, ein Zusammengehen mit den Nachbarländern, das sich aber in diesem Falle nicht aus der Erhaltung aragonesischen Erbgutes erklärt, denn sonst müſsten wir ja da erst recht die Tenuis erwarten.

Wenig im Gebrauch sind Tragbahren für Lasten, höchstens zum Transport auf ganz kurze Strecke; so ist auch *pariywélas* Hecho die mundartliche Entsprechung für kast. *parihuelas*, während *paryéłas*, *paréłas* Hecho „id." wohl zu *PARICULUS (vgl. pr. *parelh*, pg. *parelho*) gehören könnten. Ansó, Sallent nannten dafür *bałárte*, resp. *bałwárte*, deren Entsprechungen pr. kat. sp. andere Bedeutungen haben, wenn sie überhaupt dazu gehören. Aineto gibt *ϑeβiła*, das sich in seiner Bedeutung zu frz. *civière*, tosk. *civera* „Korbschlitten, Schleife" (REW 1895 erwähnt) stellen könnte, lautlich jedoch eher zu kat. *sivella*, astur. *civiella*, santand. *cebilla*, mirand. *sibella* „Holzklammer in U-Form, die den Kühen umgehängt wird" (< *FIBELLA, REW 3276) passen würde.

Wagen, Schleife.

Da in den Pyrenäentälern der Transport der Ackergeräte aufs Feld, des Getreides zur Mühle, des Brennholzes, des Baumaterials ausschlieſslich mit den Saumtieren (erst ganz neuerdings auf den Staatsstraſsen mit dem Lastauto, *kambryón* Biescas, *kambrionéta* Aragüés, *kambrón*, *kambronéta* Lanuza, *kambyón*, *kambyonéta* Fiscal „camión") bewerkstelligt wird, treten keine besonderen bodenständigen Namen für den Wagen auf; man behilft sich mit *carro*, *tartana* Hecho, Sallent „con dos ruedas", Ansó „más pequeña que un carro" (zum Etymon vgl. REW 8588 mit Anhang, wo auf 8589 verwiesen ist), oder *bulkéte* Hecho, Fiscal „volquete con dos ruedas". Der Schubkarren heiſst *karriβóla* Torla (mit Hiattilgung aus *carriola*) oder *karretiło* Ansó, Hecho, Sallent, Panticosa, Biescas, Aineto, letzteres wie sp. *carretilla* auch „Handwagen, Wägelchen" bedeutend. Für die Runge oder das Ortscheit, auch an der Dreschtafel, begegnen neben *balancín* noch *garneta* Embún, *kamál* Lanuza und *kamáu* Hecho, zu CAMBA. Der Stützstock der Deichsel heiſst *moϑíko* Ypiés, zu *mozo* < MUSTEUS REW 5779, das in der Mundart von Cespedosa de Tormes (Westspanien), sowie galiz., auch kastil. *ten-te, mozo* „id." ergibt; zum Bau des Wortes vgl. arag. *tenteβyén*, *tintiβyén* für das Topfeisen am Herd, andererseits *el moso* in Benabarre nach ALCat 729 für „l'esclop de frenar"; weitere Beispiele

volkstümlicher Namengebung beim Wagen bringt Krüger, VKR I, 231, 248. Die Wagenleiter oder -hürde nennt man neben sp. *adrales* (wie burg. santand. *adral, ladral, lladral* zu LATERALIS) auch *escalera, teleros* Hecho (wie sp. *telero* zu TELUM) oder *barras* < *BARRA REW 963. Für die Felge scheint kein besonderes Wort zu bestehen, so gab Sallent *éχe*, Panticosa gar nur *ruéδa* dafür, während *llanta* dort völlig unbekannt war, die Bremsvorrichtung jedoch wiederum mehrfach benannt wird: *lo reyulánte* Ypiés, *mákina* Ansó, Hecho, Sallent, Panticosa, Biescas, wie kat. (Nordosten und Gegend um Tarragona nach ALCat 729), *ϑokéte* Sallent, Biescas; dazu *ϑokétes* Ansó „pararruedas", *ϑóke* Hecho „id., arrastradera", *zoque* Puyoles „zoquete de la máquina', Borao, Bolea „tajador para partir carne", ostarag. *ϑǫ́ke* Campo, Graus, Binéfar, *ϑǫk* Fonz, *ϑǫ́k* Peralta, *sǫk* Tamarite, kat. (nach ALCat 729 „esclop de frenar"), *zueca* Puyoles „cepa de árbol"; die Wortgruppe kommt mit *ϑóka, ϑokéta* von SOCCUS (vgl. dazu García de Diego 554, sowie RFE 6, 128). Gelegentlich, aber selten, sieht man auch die Transportschleife, aus einer balkenstarken Astgabel bestehend: *tráϑa* Hecho, zu *TRACTIARE, *esturáϑo* Fiscal, im Hochribag. *estirazo* (Ferraz y Castán), vgl. sp. *estirar*, Tol *estirazar* „ausziehen, ausdehnen"; Bergmann 48 gibt für Ansó, Fago, Berdún, Roncal *rastra* zu RASTRUM. Sowohl Querlatten wie die kleinen senkrechten Pflöcke zum Festhalten, etwa des transportierten Holzes, heifsen *estákas* Fiscal.

III. Viehwirtschaft.

Der Hirt.

Das alle Spezialnamen wie *boyero, borreguero* etc. verdrängende Wort ist allgemein *pastor*, Ansó *pastǫ́* (dazu *pastoráδa* Hecho „unos pastores, los pastores de un rebaño"), höchstens dafs man unterscheidet zwischen dem *mayrál* Ansó, Hecho, Panticosa, Biescas, Linás, Torla, Fiscal, Loarre, *mayorál* Ansó, Embún, Sallent, Bolea, wie gasc. *mayeràu, majoràu* (Palay) zu MAJOR, und dem Unterhirten *rapatán* Panticosa, *repatán* Ansó, Hecho, Embún, Linás, Torla, Fiscal, Bolea, Loarre, *reβaδán* Sallent, Biescas, auch Borao, sp. *rabadán*, gasc. mit dem typischen Vorschlag bei anlautendem, an sich schon stärker artikuliertem *r-*: *arrebadá(ŋ)* (Schmitt 3); Steiger 111 und Lokotsch 481 leiten es ab von arab. RABB-AḌḌA'N „Herr der Hämmel"; die span. Form würde dem lautlich gut entsprechen, nicht so die arag., so dafs man auf Grund dieses Beispiels der Erhärtung der Medien die Vermutung aussprechen könnte, dafs auch manche der heut noch „erhaltenen" lat. Tenues im Aragon nur wieder stimmlos gewordene gemeinromanische Medien wären.

Der *pastor* schützt sich gegen die Unbilden der Witterung durch eine mehr oder minder vollständige Ausrüstung von Schaf- und Ziegenfellen. Handelt es sich nur um Bein- oder Fufswickel, so nennt er sie *ϑayón* Ansó, Biescas, auch alav., *ϑaχónes* Sallent,

saβónes Torla „pieles para los pies y las piernas del pastor", Borao nennt sie *zagones* „calzones de piel que sólo cubren la parte anterior"; sp. *zahones* „seitwärts offne Lederschutzhosen" (Sl); zur weiteren Verbreitung dieses typischen Wortes der Hirtenkultur über den ganzen Norden und Westen der Iberoromania vgl. Krüger B 9. Oder aber sie heiſsen *delantés* Ansó, Hecho, Aragüés, Embún = *delanteros*, oder *pernéra* Fiscal „piel de res por delante, hasta las rodillas del pastor", Borao kennt hier nur die allgemeine Bedeutung „la parte del pantalón que cubre la pierna"; zu PERNA. Sind sie gröſser, so verwendet man den bodenständigen Ausdruck *ϑamárra* Ansó, Hecho, Aragüés, Panticosa, Biescas, Torla „pellejo que llevan los pastores en las espaldas sólo", in Bolea (nach Z 47, 407 auch Zaragoza) schon in übertragener Bedeutung: „una pelliza, medio abrigo, con mangas de piel, que llevan los señoritos encima de la americana"; *samárra* Ansó „impermeable de piel de choto, de los pastores", Benasque ähnlich; mit Suffix *ϑamarrón* einerseits augmentativ: Ansó, Hecho „pellejo detrás y delante de una pieza", andererseits augmentativ-vergröbernd, also pejorativ: Ansó „pellejo pelado que no vale nada"; *ϑamárro* Bolea „kleiner Lederschurz des Schnitters", wie (Z 47) in Graus *ϑamárra* „Fellschurz der Mäher"; die ganze Gruppe ist, wie Rohlfs Z 47, 407 mit vielen Beispielen zeigt, im Baskischen verankert, REW 7563a arab. SAMMUR „Zobel" danach selbst wahrscheinlich vom iber. ins arab. entlehnt; hingegen halten Lok und few am arab. Etymon fest (vgl. auch Steiger 234; zur Verbreitung im gasc. extremad. avil. Krüger B 7—8).

Weiter ist wichtig an der Hirtenausrüstung die Tasche, die Proviant für Hirt und Hund, Salz für die Schafe etc. birgt. Mehrere Bezeichnungen stehen zur Verfügung: *motšíla* Ansó, Embún, sp. *mutšíla* Hecho; dazu segov. *mochilero* „el criado que lleva la comida a los pastores en un morral o muchila"; dann *morrál* Sallent, Panticosa, Torla, *morrál de káϑa* Aineto, auch sp. kat. (arag. meist soviel wie *bozal* „Maulkorb"), *morrán* Ansó mit Suffixwechsel; dazu *morrála* Panticosa „merienda", also „contenido del morral", wofür Acad *moralla* bringt; aran. *murralét*; zum Onom. MURRU „Schnauze" REW 5762. Ferner gilt *ϑurrón*, das aber meist schon die weitergeführte Bedeutung „gespartes Geld" hat, und zu besonderem Zwecke *kutšaretéro* Ansó, Hecho „bolsa de piel de cabrito para las cucharas etc. del pastor", mit *cucharero* Borao zu COCHLEARIU.

Für die Salztasche: *saliδéro* Ansó, *salinéra* Panticosa, dann auch *kalϑapúño* Hecho, eigentlich „Fausthandschuh", der Form und Gröſse wegen.

Der Mundvorrat heiſst auſser *morrala* noch *rekáu* Ansó „provisión de boca del pastor", zu *RECAPITARE REW 7107; zur Bedeutungserweiterung vgl. die letzten Beispiele bei Tol, oder etwa für die Litera *recau* „potaje compuesto de judías, y verdura" (Coll). Dann gilt dafür *ropáδa* Ansó, Hecho „provisión de boca del pastor" (!), *łeβár la ropáδa ntá la βórδa* Hecho „transportar arriba alimentos

y utensilios", wobei der alte Sinn von „rauben, Beute, allerlei Gegenstände" noch zum Durchbruch kommen mag.

Bei längerem Aufenthalt auf der Hochalm wird zur Nahrungsbeschaffung natürlich Vieh geschlachtet. Der Hirt hängt das von Knochen befreite und stark eingesalzene Fleisch an einen Pfahl vor seine Hütte, an die *forkántša* Oza, Sallent (zu FURCA) zum Pökeln in die Sonne und nennt es nun *salón* Oza, Sallent, Aineto. Der Salzstein für das Vieh, „la gran peña, donde las ovejas llaman la sal" heiſst *saldéra* Hecho, *saléra* Ansó; das letzte taucht in Flurnamen wieder auf: *saléra δe la ñetéra* bei Hecho.

Die Herde.

Herdenbezeichnung für Groſsvieh ist neben *dúla*, das, arabischer Herkunft (Steiger 130), gegen sp. *adula* seinen Anlaut an den Artikel verloren hat, auch *bestyár* Hecho, Aragüés, Sallent, Torla, vgl. Borao „ganado mular o caballar", östlich allgemeiner „ganado" Bielsa, Hochribagorza (Ferraz y Castán).[1] Alles darunter verstandene Groſstier weidet gemeinsam oben im *puerto* in den Hochpyrenäen; mitunter wird es auch *los aβrios* genannt, nämlich in Hecho, Lanuza, Panticosa; während man nun im letzten Ort „machos y vacas" darunter zusammenfaſst, läſst Hecho es nur für „ganado vacuno", Lanuza nur für „machos" gelten. Entsprechend dem ursprünglichen Sinn von *el haber* „Hab und Gut" wird jede Gegend das darunter verstehen, was ihren wertvollsten „Besitz" ausmacht; so gilt, auſserhalb von Aragon *averío* in Segovia und Murcia ganz allgemein für „hacienda, ganado", *aver* in der Provence für Schafe, *ses avers* in der Normandie für „sein Vieh" schlechthin (Beaumont, Hague, vgl. Text in Schwan-Behrens), *haber* im Baskenland allgemein für „Tier" (Rohlfs, Voretzsch-Festschrift 73) und in Galizien für Rindvieh, wiederum in Gegenden mit geringerer Viehzucht und stärkerem Ackerbau für Zugtiere, „caballerías", wie in Soria für den Esel (RFE 8, 411); vgl. den ähnlichen Gebrauch von *sus algos* im altarag. (Peña 24) zu ALIQUID.

Ist die Herde groſs, 800—1200 Stück Vieh, nunmehr besonders Schafe und Ziegen umfassend, so nennt man sie *raβáño* Panticosa, „tiene dos pastores arriba en el monte o seis abajo en la Ribera", auch *raβañéra* Hecho, wie sp. *rebaño* nebenbei auch „multitud" bedeutend: *una raβañéra δe mułẹs*, ähnlich Borao; zum Vorton vgl. *repatán*, *rapatán*, *reposo*, *raposo* etc., wo auch *r-* den Vokal verändert hat. Während Schuchardt die Herkunft des Wortes vom arab. ALAPA deshalb nicht für ganz ausgeschlossen hält, weil im aromun. *áripa* im Sinne von „Schafherde" vorkommt, und dazu pg. (alemt. beir.) *alabao*, *alavao* „Herde von Mutterschafen" stellt, bringt REW 385 diese letzten mit *ALLEVAMEN „Zucht" in Verbindung

[1] Beide Ausdrücke, *bestiar* wie *ganado*, gelten auch in den franz. Pyrenäen, letzteres zweifellos Wanderwort.

und erwähnt *rebaño* nicht (ebensowenig Steiger). Der Typus prov. kat. *ramat*, bearn. gasc. *arramat*, der über das Hochribagorza *ramat* (Ferraz y Castán) bis nach dem Sobrarbe ausstrahlt: *arramata* Bielsa, Escuain (Schmitt 41), macht vor *rebaño* in unserem Gebiet halt.

Der geläufigste Ausdruck für die mittelgroſse Schaf- und Ziegenherde ist *kaβáña* Hecho, Embún, Panticosa, Torla, Bolea, Loarre, auch sp., zu CAPANNA, weshalb ihr breiter Weg neben der Staatsstraſse von der Sommer- zur Winterweide, die „vía pastoril" (Borao), meist *kaβañéra* Torla, Bolea, auch Borao, *kaβáña* Bolea, Loarre, oder aber *kañáδa* Ansó, Torla, sp., heiſst; dazu *cabañero* Coll „borrico que va con las cabañas para transportar el hato, ajuar o menaje de los pastores", daher „von der Hochweide zur Ribera hinabziehen": *marchar de cabañera* Hecho; *salir de cabañera* Ansó; *ir por cabañera* Panticosa, oder *eŋkaβañár el ganado* ib.; man sagt auch allgemein in den Hochtälern *baśár* Hecho, Aragüés, Sallent, Lanuza, Panticosa, Torla (Ansó hat hingegen nur *baχá!*), es führt über das Sobrarbe mit *baśár* Bielsa und Hochribagorza *baiśar* zum kat. *baixar* und gasc. *bachà* (Palay); ganz ähnlich gilt für „auf die Hochweide ziehen" *puyár* nur in Ansó, Hecho, Panticosa in unserem Gebiet, dann im Sobrarbe und Ribagorza im Anschluſs an kat. *pujar*, prov. *pojar*, gasc. *puyá*, *püžá*; zu *BASSIARE resp. PODIUM. Der Gewährsmann in Ansó erklärt uns dazu: „as ovellas salen de la monte 30 de octubre por a cabañera t'Aborral (monte), donde se quedan un mes y medio, dos meses; del Aborral se coge la cabañera otra vez y se baja nta la corraliza (montes bajos cerca de Huesca), se queda allí hasta fines de mayo y puyan t'aquí otra vez para pastar en os puertos cinco meses."

Ganz allgemein gehalten ist dagegen *arryár* Ansó, Hecho für „conducir el ganado al pasto alpestre", zu *ARREDARE „herrichten" aus germ. REDS, REW 672, worunter auch für pg. die Bedeutung „Pferde anschirren"; im sp. „Tiere antreiben", es ist im arag. allgemein „fahren, reiten" geworden: *arryár entá Jaca*; auch „verabreichen": *arryár a úno um pár δe soplamókos*, *arryárle úna muśikáδa* Hecho „darle una bofetada".

Aufmunterungsrufe sind hierbei *arrẹ́* (bei Borao zur Bezeichnung des Tieres geworden: *arre* „caballería de monte o de tira"), *alẹ́*, *alè*, *olá* etc., und zwar an die *caballerías*; bei Ochsen hilft der Stachel nach: *puntśón*[1] Hecho (auch „Ahle", wie *punzón*), gasc. *pũntśũ* ALF 1045; oder *pyértiya* Ansó, sp. *pértiga*, Tol; REW 6432 PERTICA gibt für sp. *piértica*; häufig *ayułón* Ansó, Hecho, Loarre, wobei *ayułón con punta bien esmolada* in Hecho die Übertragung des Sinnes auf das ganze Gerät deutlich macht; altarag. *agujón* 1485,

[1] *kołár kom puntśóns* Ansó, *kołár kom púnϑas* Sallent bezeichnen sowohl das Stachelhalsband der Hunde wie auch das zum Entwöhnen der Kälber, für beide ist auſser. *collar*, für die Hunde auch *carlanca*, kein besonderes Wort gebräuchlich, der südfrz. Typ BROCCUS fehlt. „destetar" ist arag. *ezβeϑár* Ansó, Hecho, Lanuza, Loarre, *desvezar* Borao.

1493 nach BDR I, 125, < *ACULEO REW 126f., FEW I, 25; die heutige mundartliche Form ist älter als die eben angeführte „altarag.“; ALF 1426 zeigt für Südfrankreich den Typus mit Suffix *ACULEATUS; schlieſslich gilt parallel zu sp. *aguijón*, westsp. gall. *aguillón* bei uns *gišón* Torla aus *AQUILEO statt *ACULEO, über das § 5 der „Lautlehre“ zu vergleichen ist.

Die Folge des Anstachelns ist u. U. Wut des Tieres, es wird wild: *fúro* Ansó, Hecho, Sallent, Borao, (Sl nennt es arag., und REW 3590 „Dieb“ gibt arag. *furo* „menschenscheu“, vgl. jedoch Coll *furro* „arisco, indómito, huraño“ und zu diesem *aforra, fourra* im Abschnitt über das unfruchtbare Tier!). Daneben gilt *gíto* Bolea adj. „burro, macho, mula falsos a los que no se debe fiar“, dazu Bielsa (Schmitt 80), Borao, Tol; Sl bezeichnet es als arag. Eine *vaca fura* wird auch *tumaδéra* genannt; das Wort zu *tumár* „acometer“, beide nur in Sallent und Escarrilla, im Anschluſs an unmittelbar jenseits der Grenze auftretendes *tümadúro* Gavarnie „vache méchante qui frappe les gens“ (Schmitt 53), gasc. *tümárru* „têtu“ (RLiR 7, 132), bearn. aran. *tumá* „frapper de la tête, des cornes“ etc. (Paret 29, Palay); das Verb entspricht dem sp. *tumbar* (*mb-m*!) aus TUMB, TUM REW 8975; vom Ochsen gesagt; *emburϑár* Fiscal „cuando un buey le da con las astas a otro“, daher *emburϑáδa* ib. „cornada“.

Die Weide.

Für „weiden“ allgemein kennt man neben *pastar, pacer, paϑé* Ansó, *fa komér* Hecho auch *pašentá* Ansó; der Präpalatal des Wortes setzt sich im gasc. fort: *péšę*, und tritt auch im Rückzugsgebiet des Zentralmassivs wieder auf (ALF 1653), nicht so die Ableitung von PASCENS, -NTEM, die auf den Südhang des Gebirges beschränkt bleibt; dazu *apašentár la vista* Hecho. Andererseits fehlt arag. der Typus *pastenc* (Palay) für die Weide, da arag. *pastenco* nach Borao für „la res que se echa al pasto“, also für die älteste Stufe der „reses lechales“ gilt.

„Cuando se *ezβárran* unas cuantas ovejas, se dice: falta una *estałáδa*“ Ansó; *ezβarrárse* „desviarse“, für die Litera *esbarrar* Coll „desbarrar, desviar, disparatar“, zu VARARE „überschreiten“ REW 9151a, das *-rr-* von *BARRA; zu *estałáδa* vgl. *atáχo*, in Hecho die kleinere Herde bezeichnend, in Bolea etwa ersterer gleichkommend: „mil cabezas de ganado esparcidas en 30, 50, etc. son atajos“, Borao nennt sie „rezago del ganado más endeble a quien se conduce a pasto más cercano y abundante“ (fehlt REW und dem sp.; Sl gibt für Amerika „Viehherde“, Acad als 3. Bed. „separación o división de alguna cosa“); westsp. *tajo* Bierzo „porción de rebaño“ (García Rey); ostarag. *estallo* Bielsa; bearn. gasc. *estáł* „Herde“ (REW, Schmitt 41f.), gasc. *estalhade* „coupure, taillade“ (Palay), sp. *destajar* gibt Acad als altertümlich „extraviar, descarriar“, Borao arag. *estajadizo* „división que se hace, en los grandes corrales, para colocar las reses,

con la separación conveniente", < TALIARE. Palay bringt unter gasc. *estalh* „établissement, maison, installation; siège, place, troupeau d'importance" zusammen, wobei sich in den ersten Einfluſs von STALL REW 8219 (afr. prov. *estal* „Stelle, Aufenthaltsort", aprov. *estalla* „Pferdestall") geltend macht. Zu dem eben genannten *rezago* vgl. die Redensart in Hecho: *tirár lo reϑáγo* für „separar de un rebaño las reses peores" (zum arab. Etymon vgl. Steiger 138).

Verirrt sich ein Tier auf schmalen Grasstreifen am steilen Hang, so ist es *emfaśonáu* Hecho „no puede salir", wie *emfaśonárse* ib., *emfaχonárse* Biescas zu *fáśa* „pasto largo y estrecho", so besonders in Flurnamen: *fáśa δe βatimála, fáśa δe fetás* Hecho, *faśón de atśért* Oza, *faśéta* Lanuza, *fáśa* Sallent, zu FASCIA, dieser Bedeutungen wegen vgl. FEW III, 426.

Das Vieh wird also wieder zusammengeholt: *arronϑár lo γanáo* Hecho, in den nahen Tälern von Aspe und Baretous *arrounçà* „rassembler un troupeau", sonst gasc. „lancer, jeter avec force, brandir"; REW 7439 bringt prov. *ronsar* „werfen", mallork. *arronsar* „übel zurichten" mit RUMEX, -ICE zusammen, da dies im lat. auch „Art Geschoſs" bedeutet. Die Grundbedeutung des Verbums scheint also „stoſsen, werfen" zu sein; wer nun die Hirten dabei beobachtet hat, wie sie mitunter durch einen wohlgezielten Steinwurf ihre sich absondernden Schäflein wieder zur Herde zurücktreiben, der wird nicht zögern, unser Dialektwort hierher zu stellen, zumal auch das gasc. die beiden Bedeutungen „werfen" und „Vieh zusammenholen" in sich vereinigt. Unter den Lautungen kast. *ronzar* und kat. *arronsar*, *arrunsar* treffen die Formen verschiedener Grundwörter zusammen; so gehören zu unserer Gruppe „werfen, stoſsen" von den bei CVB gegebenen katal. Bedeutungen wohl in erster Linie „fer moure una cosa feixuga empenyentla ab palanques" und „fer tornar arrera una cosa, vencent la seua resistència", die es bei weiterem Bedeutungsübergang nahelegen, auch die unter REW 7372 notierten sp. *ronzar* „ein langes Holz . . . fortschieben", *ir a la ronza* „seitwärts fahren" und asp. *en aruenço* zu unserer Gruppe zu zählen; in unserem Gebiet dann noch der Flurname *Barranco del Arronzadero de las Planas de Prigoy*.

Die weiteren sachlichen Vorgänge sind dann *enϑarrá* Ansó „einpferchen, unterwegs aufstallen", *akuβilarár* Hecho, bearn. *acoelarà* Barèges (Palay), *anakwęylęrá* Gèdre „monter dans la cabane et y rester" (Schmitt 17) zum Subst. *cubilar*, *amałatár* Fiscal, Bolea, zu *małáta*, sp. *amajadar* „ein Feld als Schafpferch benützen, mittels des Pferchs düngen, einpferchen"; G. de Diego 376 zitiert Savall, Coll de Fueros arag. *malladear* „id.".

Für „die Weide" sagt man gewöhnlich *el monte*, auch *o mon* Ansó, *lo mon* Hecho, Lacanal, *montes pastorizales* Hecho; für die Hochweide vor allem *puerto* (Ansó, Hecho, Sallent, Lanuza, Torla, auch in der Sierra de Guara: Loarre), das diese Bedeutung schon frühzeitig zeigt wie im Rolandslied V. 1944; er ist vom Norden der

Halbinsel in die span. Wörterb. eingedrungen; in Biescas kommt es zu der Bedeutung „Nordwind", eigentlich „der vom *puerto*", und schon im Val de Ordesa zeigt sich die kat. oder gasc. Form in Flurnamen: *Port de Bujaruelo, Port de Cardal.* Daneben trifft man das seltenere *kamón* Sallent, das auch in Flurnamen wiederkehrt: *kamón de βaryéła, kamolwéŋgo* bei Hecho, vgl. gasc. *camoù* „terrain fertile, voisin du gave" (Palay).

Ist die Weide nicht allen zugänglich, so nennt man sie einen *beδáo* Hecho, „monte reservado", bigorr. *beδát* Bagnères (RLiR 7, 138), man macht sie durch weiſse Zeichen an der Hürde oder auch an der Feldmauer kenntlich, die sog. *moχóns* Ansó, Hecho „señales para que no entre el ganado", sp. *mojón* „Grenzstein, Haufen", zu MUTULUS „id.", das in Hecho daneben die bodenständige Lautung *mułón* „hematoma" hervorbrachte.

Für die „Sommerweide" ist in Flurnamen noch das alte AESTIVUS bewahrt: *pwérto δe estiβyéła* Hecho, in lautlicher Variante *astiβyétśo* Lanuza (vgl. § 23 der „Lautlehre"). Das alte Wort steht noch heute in gröſserem wortgeographischen Zusammenhang; denn gegenüber dem eingedrungenen sp. *verano* hat die Ostgrenze Aragons an katal. *istiu, estiu, astiu* einen Halt: *estío* Campo, *estíu* Benasque, Benabarre, Peralta, Tamarite, Fraga (ALCat 785), sowie ganz Südfrankreich (ALF 491).

Den Tiernamen entsprechend wird die Weide auch benannt mit: *boalár* Hecho; Borao kennt dabei neben der allgemeinen Bedeutung „dehesa boyal" die eingehendere „porción de terreno destinado al pasto de los ganados, del abasto público o al de las caballerías de labor de los vecinos", dazu gasc. *boalà, boelà, bualà* „étendue de terrain réservée pour le pacage des bovins" (Palay), *boyarál* Hecho, Escarrilla als Flurname „pasto de vacuno, boyero, boyal"; *bakaríϑa* Lanuza: *mem bóy ta ra βakaríϑa de fulano,* dazu *bakariϑál* als Flurname in Sallent, wie gasc. *bakarisa, bakarisáw* „pâturage réservé aux vaches" (Schmitt 28); vgl. gegenüber dieser Bedeutung jedoch gasc. *baquerìs* „ensemble de l'espèce bovine, les vaches en général" (Palay), genau wie bearn. *bakadís, bakarís(o)* „quantité de vaches" (Schmitt 42); dazu noch der Flurname *bakę́* Hecho „campo vaquero"; auch der Ortsname des nicht fernen *Berbegal* „majada de las ovejas", < VERVEX + -alis (vgl. Wartburg Schaf und RFE 8, 410) wäre hier zu nennen.

Zur Bezeichnung der

Unterkunft für Mensch und Tier

auf der Weide haben wir eine bunte Reihe von Namen, entsprechend den sachlichen Gegebenheiten vom Laubdach bis zur in Stein gemauerten *borda.* Fangen wir bei den primitivsten an: *enramáδa* Huesca „Schutzdach für Tiere", sp. „Laubhütte"; *rezyárδo* Hecho „abrigo, resguardo"; *ϑarrayútśo* Ansó, zu *ϑarrá* ib. „cerrar" < SERRARE; *broskíl* Hecho, auch Borao, Tol „redil", das Wort zu

*VERVEQUILE zu stellen RFE 8, 409 Anm. I macht lautliche Schwierigkeiten; vielleicht handelt sich um BRUSCUM mit dem Lokalsuffix *-ile*; denn schon unser nächstes Wort zeigt, wie die Bedeutung „Gestrüpp, Hecke" (vgl. apr. *brusca* „broussaille" FEW I, 575b) mit der von „Umzäunung" zusammengeht; das Suffix erweitert dann die Bedeutung auf die ganze Örtlichkeit. Für die Umzäunung gilt nämlich *barráña, baráña* Torla, wie prov. *baranha* „Geländer", arag. *barrera* Borao „corral de ganado descubierto" zu *BARAÑ, FEW I, 242b „unfruchtbar", dann „unfruchtbares Land", „Hecke", „Geländer, lange Reihe" ib. 243; *-rr-* unter Einfluſs von *BARRA; oder *kletáu* in unserem ganzen Gebiet, wie gasc. *cledoû* „Hürde", zusammengestellt aus Gattern oder Einzelhürden, deren Name *kléta*, vom gall. CLETA REW 1988, ebenfalls ganz allgemein im Gebrauch ist. Sowohl *kléta* wie *baráña* bezeichnen auch die einzelne Hürde, die für Pferch und Feld als Eingangsgatter dient, insgesamt werden sie auch beim Düngen der Felder im Weidegang benutzt, sind also beweglich. Die feste Hürde heiſst *estáχo* Torla, *stáχo* Lanuza, Loarre (*en o stáχo* bedeutet in Lanuza sogar „en la cuadra", der Sinn ist also ursprünglich „Abteilung, Stand, Box"); in Flurnamen noch *pláno státšo, estátšo lanúϑa* bei Sallent. In dieser Wortgruppe haben sich vermischt TALIARE, also sp. *destajo*, nach Acad „ant. división o atajadizo (Verschlag, Scheidewand)", und andererseits, worauf die Angabe von Lanuza schon hinweist, germ. STALL, zu dem ja auch gasc. *estalh*, u. a. „maison, établissement" und sp. *estalla* „Pferdestall" gehören.

Die einzelnen Balken der Hürde sind die *rústras* Torla, Broto, in Fiscal werden auch die Balken der Tierstände in den Ställen damit gemeint: „para separar el ganado en la cuadra"; und die „barrones para enfonzar las latas o rustras de una cleta" heiſsen *peϑóns* Linás, Broto, wie *pezón* sp. „Stiel", nordwestsp. „Pflock an der Deichsel" zu PECIOLUS, REW 6324a.

Ist das Lager ganz im Freien, so nennt man es wohl kurz *ráso* Loarre „corral sin tejado", sonst allgemein *kuβilár* „majada para ovejas", das nur in Sallent und Biescas fehlt; Lanuza definiert es als „abrigo natural para el ganado", Bolea als „artica"; es entspricht gasc. *coeylà, cuylà* (oder mit Einfluſs von *coucher*:) *cujalà, cujoulà* (Palay, weitere Formen RLiR 7, 125, Paret 65); dazu die Flurnamen *kuβilaréta δe kantyélo* Hecho, *kuβilarón* ib., Sallent, sowie *akuβilarár* Hecho „descansar el ganado", aber auch transitiv gebraucht: „recoger el ganado en el cubilar", es entspricht somit ganz dem sp. *acubilar* „recoger el g. en el *cubil*" (s. o.), beide arag. Wörter haben auſser dem Ortssuffix *-ile* noch das urspr. Adjektive bildende *-are*, wodurch der einst adjektivische Charakter des Mundartwortes deutlich wird; auszugehen ist also etwa von (LOCU) CUBILARE.

Ebenso häufig gebraucht wird die Gruppe *maláta* Aineto „abrigo primitivo", Panticosa, Lanuza, Torla, Fiscal, Bolea und

maɫáδa Panticosa „majada para ovejas"; Lanuza unterscheidet dabei *kuβilár* „abrigo natural" von *maɫáta* „donde duermen"; zu MACULA „Masche", das selbst zur Bed. „Netz" kommt, *maɫáta* ist also ursprünglich ein von Netzen oder Gattern umhegter Fleck Land, und den Bedeutungsübergang erleichterten Synonyme wie *redil, broskil.* Schlieſslich ist die ursprüngliche Umzäunung gar nicht mehr nötig, wie *amaɫatár* Fiscal, Bolea „hacer dormir las ovejas con o *sin* cletado" oder bigorr. *maɫádo* nur Gavarnie, Gèdre „l'endroit où séjournent les bêtes à laine pendant la nuit, non enfermées" (Schmitt 21) zeigen.

Ein vielgebrauchtes, aber auch vieldeutiges Wort ist hier *korrál*; von dem bloſsen Pferch als Synonym zu *kletáu* in Linás geht die Bed. über „Hirtenunterkunft mit kleinem Schutzdach an der Seite" Aineto, und „ummauerter Hof drauſsen, in dem die Schafe im Freien oder unter der *tiña* nächtigen" Fiscal, Loarre, zu „ummauerter Hof am Haus für Mist, Hühner und Schweine" Sallent, Lanuza, Panticosa, Biescas, Linás, wobei der Hof mitunter so klein ist, daſs kaum darin gearbeitet werden und man nur durch das Haus über Türschwellen hinweg hingelangen kann. Von dieser letzten Bed. scheint REW 2415 auszugehen, wenn es unter Bezugnahme auf lat. CURRERE sagt, sp. *corral* sei begrifflich nicht geklärt; nun, unsere ersten Bed. machen die Zugehörigkeit der Gruppe zu CURRERE zweifelsfrei. Unter dem Sammelbegriff *korraliϑa* versteht man in Ansó die ganze Vorlandsebene, die Gegend der Winterweide: „montes bajos cerca de Huesca"; dazu als FN *korraláδ δe lenito* bei Hecho.

Ist ein überdachter Raum vorhanden, so nennt man ihn *alβérδe* Hecho (= *albergue*) oder *tiña* Sallent, Torla, Bolea, Loarre, nach Borao „cubierto grande, cobertizo"; dazu montañ. *tinaderu, teinaderu* „lugar donde se guarece en el monte el ganado", ganado *tinao, teinao* „el que asubia en estancia cubierta donde se recogen y alimentan"; westspan. (astur.) *tainar, destainar*; Soria *taina*, kast. *tena*; andal. *tinao, tinaón* „Ochsenstall" (Tol.) < TEGMINA REW 8617, G. de Diego RFE 7, 119 (G. de Diego 603 und RFE 9, 62 stellen es jedoch zu TIGNUM „Balken"); dem *tiñas* Biescas „casetas" entspricht ein *tiña, teñada* bei Costa „edificio con solo el piso firme y cubierta de una sola vertiente".

Mitunter sagt man dafür auch *pariδéra* Aineto „resguardo con pequeño tejado de un lado", Loarre „corral en el monte", zu PARĔRE. Handelt es sich um eine steingebaute Hütte, so tritt dafür auf der Hochalm *tśaβóla*, sonst *kaséta* und *bórδa* ein. Das erste begegnete nur in Ansó, Oza und Hecho, also im äuſsersten Nordwesten, es lebt noch in Álava (auch *chaola*), der Montaña (auch *charola*), in Asturien und im Baskischen, aus dem es Z 50, 756 an Hand zahlreicher Beispiele hergeleitet wird (< ETXE „Haus", OLA „Stelle, Stätte"), während A. Castro in ihm RFE 20, 60 eine Entlehnung aus afrz. *jaole* < GAVEOLA sieht. *kaséta* zeigt seiner Herkunft nach reiche Bedeutungsschattierung und beschränkt sich nicht auf die

Hirtenhütte, sondern bezeichnet einerseits das Primitivum: „abrigo" in Panticosa, „tiña" in Biescas, „cubierta del tejado" in Bolea, dann die Hirtenhütte „de tasca y piedra" in Ansó, Sallent, Panticosa, Linás, Torla, Fablo, Aineto, wobei mitunter die ganze Anlage gemeint ist: „corral en el monte" Loarre, andererseits aber den Geräteschuppen, den Strohspeicher, den Pferdestall auf dem Feld und wird so Synonym zu *bóṙδa* in Linás und Fablo; dazu dim. *kasetón* Torla, *kasyétśas* Sallent „barrio de Sallent", < CASA mit -ellu, -a.

bóṙδa selbst ist die fester gebaute Unterkunft draußen für Mensch, Zugtier und Feldfrucht, Stroh und Geräte. Nur in Bolea und Loarre, also am Südabhang der Sierra de Guara war das Wort unbekannt, auch in der Sierra selbst zieht man ihm mitunter *caseta* vor, so in Fablo, während z. B. im nahen Aineto nicht nur die draußen stehende, sondern sogar die im Ort, an die *éṙa* gebaute (in unserem Falle an einer Seite offene, nur mit *caña*-Geflecht zugedeckte) Scheune damit bezeichnet wird, „para embordar las garbas". Nach REW 1216 frk. BORD bedeutet *borda* pr. kat. „Scheune", gasc. „Stall", und dies schließt ja unmittelbar an unser Gebiet an, wo etwa Biescas definiert: „abajo cuadra, arriba pajera; yerbero es otro, está solo", man trennt da also, wie auch in Linás, die *borda* im Dorf von der *caseta* für den Hirten und dem *yerbero* für die Ernte, die beide draußen stehen. Für Südfrankreich zeigt der ALF 664 „grange" nur in den Dép. BPyr. HPyr. *bordo, borda,* Aude p. 773 *bordo*; über die weitere Verbreitung des Typus im Süden der Galloromania und besonders die Entwicklung der Bed. vgl. FEW I, 438b (wo z. B. auch bearn. *embourdà* „engranger", das der iberorom. Lautung und Bed. vollkommen entspricht) und 439; auch alaves. *borde* „cabaña o cobertizo". Dazu das Dim. *boṙδę́* Aineto, *boṙδéta* Hecho „borda más pequeña".

Von dieser Wortgruppe scheint der Anlaut von *baṙδína* Aineto „casa sola con campo o prado" beeinflußt zu sein, denn dies lautet sonst *praδína* Torla „finca arriba en el puerto", *paṙδína* Hecho „monte con las bordas", auch „monte bajo"; Borao belegt das Wort 1152 im Sinn von „patio", dann von „(patio)despoblado", ebenso Tol „arag.: Einöde, Wüstenei", daher auch arag. FN: *paṙδína del señor* Torla, *paṙδína δe kaṙraskál* Hecho; dazu noch als Synonym *paṙδinánte* in Hecho, und Acad verzeichnet aragon. *paradina*; zur Herkunft vgl. gall. *pardinheiro* „baufälliges Haus" < PARIETINUS „zum Haus gehörig" REW 6244, sowie kors. *partina* „Haus, von dem nur die Mauern stehen"; die Lautung in Torla wäre also volksetymologisch von *prado* beeinflußt.

Der Winterstall.

Meist liegt er im Erdgeschoß des Hauses, unter der Wohnung, mitunter beherbergt ihn auch die *borda*; *kwáδra*, das geläufige Wort für den Pferde- und Maultierstall, behält Ansó dem Kuhstall vor und nennt ersteren *estáβlo* (auch sp., Tol bezeichnet

es als veraltet für *cuadra*), versteht aber merkwürdigerweise auch den *corral* am Haus darunter! Ein altes Wort für den Pferdestall scheint *estraβiła* Hecho zu sein, das sich mit galiz. *estrabo* aus apg. *estabro* zu STABULUM stellt. Die verschiedenen Namen des Schafstalles sind im vorhergehenden Abschnitt abgehandelt; der Schweinestall heiſst *ϑółę* Ansó, Aragüés, Embún, Sallent, Panticosa, Biescas, Torla, Fiscal, Bolea, ferner Bielsa, Berbegal, *ϑołón* Ansó, Lanuza, *ϑwéłes* m. Hecho. Z 47, 408 verwirft Rohlfs, dem sich REW 8438b anschlieſst, die Etymologie von G. de Diego 163 lt. SUILE aus sachlichen, lautlichen und wortgeographischen Gründen und sieht in der Gruppe die Nachkommen eines vorlateinischen, bodenständigen, wahrscheinlich baskischen Wortes. Das asp. *porcilca* (G. de Diego RFE 7, 138), sp. *pocilga* „Schweinestall, Loch" taucht in unserem Gebiet in Flurnamen auf: *baχánte δe poϑilkas, kanaliϑa δe poϑilkas* Hecho, zu PORCILE, REW 6661.

Als Streu für das Vieh im Stall wird selten Stroh, *páła* Ansó, Hecho, genommen; weil es zu diesem Zweck zu rar ist (Lanuza), sondern häufig Bohnenstroh, *aβéra* (definiert in Hecho mit „la rama que trae las semillas de las habas"), mitunter kommt auf die Frage danach nur *fyémo* als Antwort, d. h. also für die Streu, die länger nicht erneuert worden ist; das gleiche würde das von Bergmann 23 erwähnte *palluzo* Ansó, Fago, *pajuzo* Berdún nach der Definition bei Borao bedeuten. Ableitungen von JACERE und *SUBSTRARE, wie sie Schmitt für die französischen Pyrenäen nachweist, fehlen in unserem Gebiet.

Für die Krippe, *pesebre*, begegnet kein anderes Wort, es tritt noch im anschlieſsenden Lavedan auf: *pessébre* (Palay) neben *presép*, *presey* (ib.), ferner gasc. *pręzéy* Lavedan, Luz, Adour (Schmitt 23); Einfluſs von *manžadeira* für Entstehung von westleon. *presebeira* anzunehmen REW 6724, ist wohl nicht nötig, vgl. § 99 der „Wortbildung", sp. *pesebrera* bedeutet ja „Reihe von Krippen", also augmentativ, dann aber kann -ariu die Zugehörigkeit ausdrücken (daher arag. *peseβréra* Ansó, Embún, Loarre „pared de separación para cada animal en el pesebre largo"), und schlieſslich auf den Gegenstand selbst übergehen, so in Torla, wo das Wort einfach Äquivalent von „pesebre" ist.

Einen ähnlichen Übergang in der Bedeutung vom Augmentativ und der Zugehörigkeit auf den Gegenstand selbst zeigt das gleiche Suffix bei der Wortgruppe für die Futterraufe: *rastiło* Ansó, Embún, Lanuza, Panticosa, Biescas, Torla, dann im Ribagorza noch Campo, Graus, *restiło* Embún, *rastriéło* Benasque, und *rastéł*, *restéł* nach ALCat 775 die Pyrenäen entlang bis zum Mittelmeer, dazu nun mit Suffix *rastiłéro*, *restiłéro* Hecho, *rastiłę́* Aran (nach ALCat 775), während ALF 348 für Südfrankreich den Typus *crèche* und nur für Bagnères-Big. *restéłe* zeigt; zu RASTELLUM; auch die freistehende, 1 m hohe Futterraufe für Ziegen wird damit benannt: *restiło* Aineto,

rastiłéro Hecho,[1] jedoch auch mit dem volksetymologisch umgedeuteten *komoδéro* Aineto, sp. *comedero*.

Zur Abtrennung der einzelnen Plätze für das verschiedene Vieh im Stall bedient man sich der Hürden, sie heiſsen dementsprechend in Ansó, Hecho, Aineto, Torla *kléta* (vgl. dazu *queleta* in Garde bei Roncal „das Gatter für das Heu", Bergmann 22), oder wenn es sich um feststehende Hürden im Stall handelt, *estáχo* Torla, *stáχo* Lanuza, Loarre, wobei die ursprüngliche Bedeutung für den ganzen Stand oder die ganze Box der Tiere gegolten hat und erst auf deren Einfassung übertragen worden ist. Geschieht die Trennung im Stall wie bei den *caballerias* nur durch einen an der Krippe befestigten Balken, dessen anderes Ende an einem von der Decke herabhängenden Strick oder Drahtseil schwebt, so gilt dafür *rústra* Fiscal. In der Stalldecke ist noch eine Klappe, *trápa* Biescas, Fiscal „para echar la comida a las caballerías" (in Ansó „para echar el trigo"), *trapáϑa* Hecho „para la hierba", zu fränk. TRAPPA, REW 8863.

Der Stallmist heiſst allgemein *fyémo*, vereinzelt auch *estyérkọ* (vgl. unter „Landwirtschaft" den Abschnitt über Düngung des Feldes). Die Düngung im Weidegang bringt noch eine interessante Bezeichnung. Neben dem allgemeineren *kakelétas* Ansó, Hecho („de cabras y ovejas") ist hier besonders der Spezialausdruck *sirryo* Ansó, Aragüés, Embún, Sallent, Lanuza, Panticosa, Biescas, Torla, Fiscal, Bolea, dazu noch Bielsa und Berbegal (Borao hat *sirria* dafür), *syerréo* Oza, *sirle* Embún „en el cubilar para estercolar el campo"; Acad gibt *sirria*, *sirle*, *chirle*, weitere Formen der anderen Provinzen verzeichnet G. de Diego RFE 7, 306; für Aran *saúrra* (Schmitt 26); das Wort ist auch im Baskischen stark vertreten und im Romanischen nicht zu verankern, vgl. Rohlfs Z 47, 404. *Boñiga* „Kuhfladen" begegnet mundartlich als *muñiya* Ansó, Oza, Lacanal, *moñiya* Hecho („de caballos y vacas"), vgl. segov. *moñiga*; Binéfar, südlich des Ebro auch *buñiya*; dann mit Kollektivsuffix bei uns *boñiyáδa* Lanuza, Aineto, *buñiyáδa* Torla; vgl. *esboñigar* Hochribagorza „hurgar, la nariz p. e." (Ferraz y Castán), alav. *boñigar* „defecar"; die Gruppe zu *BO(V)INICA, RFE 7, 35 und 382 (wo weitere nordspan. Formen), ist nach REW 1247 lautlich und morphologisch nicht einwandfrei; dazu lebt weiter östlich ein ähnlicher Typus: *buñáδa* Fonz, *boñáδa* Campo, *bunáδa* Benabarre (ALCat 335), das letzte weist auf ein Simplex: Litera *buina* (Coll), kat. *buyna* zu BOVINUS, REW 1247, FEW I, 476, während in den ersten beiden wie in *bwéña* Lacanal, *ywéña* Ansó, Embún, Lanuza, Bolea „boñiga", sich volksetymologisch *bueña* „especie de morcilla, embutido" eingemischt hat, aus *bohena* < *bofena* < onom. BUF (G. de Diego 85, vgl. RFE 7, 132), und dieser Einfluſs konnte sich gut bis auf die erste Wortgruppe erstrecken und so lautliche Bedenken beseitigen.

---

[1] Ebenso Rechen und Harke auf dem Feld und der Tenne, dann der Flachshechel und schlieſslich der Kettbaum des Webstuhls.

Die Viehglocken.

Sie hängen an mitunter 8—10 cm breiten, prächtig gestickten, ledernen oder aus Holz gefertigten und mit Lederauslage versehenen Halsbändern: *kañáβla* Fiscal „collar de madera para ovejas y cabras", *kanáβla* Hecho „collar, también para perros, los pequeños son *kołaréts, kołaréϑ*", Ansó „de madera, los de cuero son *kołás*", Sobrarbe *kanábla* Bielsa, Hochribagorza, Litera *canaula* (Coll:) „collar de madera del que pende la esquila o cencerro que se pone a una res", gasc. *canaule* „id.", *acanaulà, encanaulà, canaulà* „mettre la canaule, et p. ext., la clochette à un animal", *bime canaulade* „génisse qui a le collier et la clochette" (Palay, vgl. auch Paret 29 Anm., Schmitt 36, Krüger B 36), < CANNABULA; zu beiden Seiten der Grenze bezeichnet das Wort auch den Käsemodel.

Vom gleichen Wortstamm rührt her *kañón* Ansó, Hecho „campana para el carnero manso, 40 cms de alto para bajar a la Ribera", Loarre „campana de camino para guías, chotos"; Borao ähnlich; zu *caño* „Röhre" < CANNA.

Die grofsen Glocken, die, von Leitböcken und Widdern getragen, bei jedem Schritt des Tieres in gleichmäfsigem Takt als Bafs zum Geklingel der kleineren, flinkeren Schellen einen weithinhallenden, dumpfen Ton geben, der im Herbst als charakteristisches, markantes Pochen und Klopfen über den Pyrenäentälern steht, heifsen aufser *kraβonéros, tśótos, kañóns* auch noch *trúkos* Ansó, Hecho, Lanuza, Torla, Fiscal, Loarre, dazu östlich Benasque, Campo, Graus, Fonz, Binéfar; Borao definiert sie als „esquilón que se pone al macho cabrío de mejor apariencia para que sirva con los que llevan los cañones, como guía de rebaño"; *truk* in Benabarre, Tamarite und westkat. (ALCat 295); die weibl. Form gilt als dimin.: *trúka* Hecho „es más pequeña, para ovejas" (zur Frage der Bed.-Veränderung durch Genusunterschied vgl. Wartburg in BDCat 9, 51), *trukéta* Fiscal „pequeño truco para cabras", ähnlich Bielsa, auch Borao. *trúko* ist sonst arag. soviel wie „golpe" Hecho, Panticosa, *trúkos* Hecho „paliza", *trukár* ib. „golpear"; die Glocke ist also nach ihrem dumpfen, pochenden Ton genannt; für das angrenzende Bearn vgl. Arrens *trucou, truquéta* „sonnaille des brebis" (Paret 34, wo auch der Hinweis auf das Etymon got. *THRUKS bei Gamillscheg; für gasc. weiterhin Schmitt 34).

Der allgemeinste Ausdruck ist *eskiła* Hecho, Lanuza, Torla, Fiscal, sowie südostkat. (ALCat 295), *eskiłóta* Torla, dazu südwestkat. *askełót*, valenc. *eskełót* (ib.), *eskiłón*, plur. *-óns* Hecho „más pequeño", Borao hingegen versteht darunter „cencerro grande", was von der Doppeldeutigkeit des Suffixes zeugt, über die wir an anderer Stelle eingehend gesprochen haben; *eskiłéro* ist in Ansó und Hecho „el que las hace", speziell „mote del fondista de Ansó"; satzfonetisch verstümmelt durch Haplologie treffen wir unsere Glockenbezeichnung in: *suβiβa kon os kiłatónδ δe maδéra i o βatálo de śúŋko* (Aineto), wo sie ihren Vorton an den Artikel ab-

gegeben hat; zu got. *SKILLA, sp. *esquila* ist entlehnt aus prov. *esquella, esquilla,* obwohl, wie wir sehen, das Wort in den spanischen Mundarten bodenständig kräftig lebt!

Gleich wie die beiden letzten Gruppen steht mit dem „Schall" in Beziehung arag. *ϑeϑérro* Hecho, sp. *cencerro,* zu bask. ZINZERRI „Schelle", REW 9621a, mit dem Herstellungsmaterial hingegen *metaláδa, metáls* Hecho „trucos", dazu bearn. *metalo* f., *metalét,* m. (Schmitt 33) und *ϑimbalíło* Fiscal „esquila pequeña". Auf das Tier selbst nehmen als Glockennamen Bezug *tšóto* Lanuza „esquila para cabras", Ansó „para corderos y bucos, los llevan contínuos, un poco más gordos que los cuartizos", *karneδéra* Ansó, *karnaδéra* Torla, *karnaléra* Hecho, Loarre „campana para ovejas, la llevan siempre, de regular en el corral", dissimiliert aus *carnarera* Borao „esquila que llevan los carneros", aus Adj. entstanden: *trúko karnaléro* Hecho „truco que lleva el carnero"; ferner *crabonero* ib. „esquila de los machos cabríos"; vgl. noch *realéra* Ansó, Hecho „campana de ovejas, la llevan siempre".

Etwas kleiner als der *trúko* ist der *kwartiϑo* Ansó, Hecho, Torla „campana para el carnero manso y para las ovejas, tamaño mediano; más chico es el *mẹyokwartiϑo*", woraus die Kürzung *mẹ́yo* ib. dafür entstand. Ganz klein sind dann die *pikétes* Hecho „esquilas de poco peso y volumen, apropiadas para las corderas que son jóvenes", die ihr helles Gebimmel schon durch den Klang des Wortes und des Etymons, *PIKKARE „anschlagen", kundtun; sie sind bis hinüber nach dem Bask. zu im Gebrauch: Fago, Roncal (Bergmann 76, auch Borao).

Namen der Haustiere.

1. „Caballerías".

Neben *potro* zu *PULLITER REW 6825 für das Füllen begegnen die Ableitungen *potrét* Hecho, *potréto, -a* Bielsa (Schmitt 79), vgl. asp. astur. *poltro,* und *potráŋko* Hecho, *potráŋka* Bielsa, altarag. *potranco* 1453, *poltranga* 1361 (MPidal, Orígenes 324), kat. *potranc, potranco, potranga,* sowie das allgemeine Dimin. *kaβałiko* Hecho, Torla, Fiscal, Loarre; das ein- bis zweijährige heiſst *sòβreáño* Panticosa, in Lanuza *soβráño* auch auf „*machos*" bezogen, < SUPERANNU; dazu kennt Coll für die Litera *sobraña* „caballería que pasa de dos años y no llega a los treinta meses"; für diese letzteren ist dann die Bezeichnung *trenténo, -a* Ansó, Hecho, < TRIGINTA + -enus (ML, RGr II, § 451) „macho, mula de treinta meses", ähnlich Coll, vorbehalten; Lanuza versteht darunter „macho de tres años", Panticosa „potro de dos a tres años", wobei sich *año* einmischt und im gleichen Ort *trentéño* „id." hervorbringt.

Nun kann das Füllen bald zur Zucht dienen: *semestrál* Panticosa „caballo cuando vale a ser padre, de tres años", *sementál* Ansó, Lacanal, Aineto, *somentál* Hecho „caballo entero", sp. allg. „Zuchttier", zu SEMENTIS. Dagegen bezeichnen *ɣwarán* Hecho, Fablo,

dazu Hochribagorza (Ferraz y Castán), auch Borao, *sementál ywarán* Ansó und *arañón* Panticosa den „burro padre", in Hecho auch „boque o cerdo macho", vgl. noch *garán* Bearn, Bigorre (Schmitt 79), gasc. *garàgn* (mit Ableitungen bei Palay); nach REW 9573 und ML Kat 137 ist sp. *guarañón* aus prov. nicht belegtem **guaranhon* < frk. WRAINJO entlehnt, altsp. dial. *guarán* hält ML für einen got. Rest aus *WRAINJA.

Depretiativ („Mähre") sind *byélo tontórro* Ansó, zu *tonto* aus dem Onom. TUNT (vgl. adj. *tontón, tontusco* Borao), *perrekálo, perréδa* Hecho; ersteres gehört zu der Gruppe *perréke, esperrekáo* etc. „roto", kommt also nur in übertragenem Sinn zu unserer Bedeutung; letzteres hingegen ist wahrscheinlich eine Dissimilation zu *perrera* (das sonst „pillo, travieso" bedeutet), da ein Suffix *-éδa* nicht weiter begegnet.

2. Rindvieh.

Das übliche sp. *vaca* kann kollektiven Sinn bekommen: *tóδa la βáka ez mánsa* Panticosa „alle Kühe sind gutmütig". Für den Ochsen begegnen *ywẹ* Hecho, *ywey* Ansó, Panticosa, Fablo, Ypiés, Bolea, *ywẹy* Aineto (*az βisto o ywẹ́y δe mi páδrẹ?!*), weiter östlich *ywa, bwa* Torla; ALCat 305 zeigt nur in Binéfar *ywey*, sonst Formen vom Typ *bóu*, < BOVE.

Nach dem Alter des Tiers ist der Name verschieden, da es in jedem der ersten Lebensjahre dem Bauern einen anderen Wert repräsentiert, andere Anforderungen stellt und andere Leistungen hervorbringt. So ist genau abgrenzende Benennung nötig, die nun außerdem noch für jede Altersstufe von Ort zu Ort wechselt, so daß sich ein buntes Gemisch von Wortformen ergibt. Wie die nebenstehende Tabelle zeigt, kommt es dabei vor, daß der gleiche Name in dem einen Tal diese, im Nachbartal die nächste Stufe bezeichnet (z. B. *anólo, añéŋko, bimárro*).

Das eben geborene Tier heißt *ternásko* Linás „ternero cuando nace", Borao „recental", vgl. im Sobrarbe *tarnásko* Bielsa „borrego", mit dem Suffix -arius, also eigentlich „zum Neugeborenen gehörig" arag. *tarnaskẹra* ib. „oveja madre" (Schmitt 62, 65),[1] noch weiter östlich, im Hochribagorza gilt *popenco* „lechal" (Ferraz y Castán), das sich dann in der Gasc. fortsetzt mit *pupéŋk, -o* Bigorre „veau qui tette encore". Für das einjährige Tier ist *anólo* in Aragon auf den Nordwesten beschränkt: Ansó, Hecho, Aragüés, Embún (Bergmann 75 gibt *nolla* für Fago) und stammt von ANNUCULU, das seinerseits das sp. *añojo* ergibt „becerro o cordero de un año cumplido", so daß das arag. Wort Dissimilation *ñ : l* zeigt, falls wir nicht wegen der fehlenden Mouillierung Entlehnung aus dem südfrz. annehmen

[1] In der Gasc. lebt dazu die Gruppe *tiarroû, -òlo* „petit veau, velle", *tierroû, tiarroû, -no* Lavedan „veau non sevré", dann wieder mit Suffixwechsel *tiarrèro, tierrèro* „vache qui a un veau" (Palay), wie der arag. Typus zu TENER? oder zu dem Lockruf *tśa*! (Schmitt 45)?

	bis 1 Jahr	1—2 Jahre	2 Jahre	2—3 Jahre	3 Jahre
Ansó	*anóło, -a*	*añál, -a*		*boyáto* *boyáðo*	*noβiło*
Hecho	*betyéło, -a*	*añál*	*doβléro*		*anóło*
Aragüés	*betyéło*			*anóło*	
Embún	*betyéło*	*anóło*			
Lacanal	*beθérro*		*noβiło*		
Sallent		*mimárro*			
Lanuza	*beθérro*	*noβiło*		*bimárro*	
Panticosa	*beθérro*	*bimárro, -a*		*bíma*	
Linás	*beθérro, -a*	*añéŋko, -a*		*primál, -a* *primalíka* *mimárro*	
Torla	*beθérro, -a*	*primál, -a*		*tóro, báka*	
Fiscal	*beθérro, -a*	*añéŋko, -a*		*primál, -a*	
Aineto	*beθérro, -a* *añéŋko, -a*	*noβiło, -a*		*tóro, báka*	
Solanilla	*beθérro, -a* *ternéro, -a*	*noβiło, -a*		*tóro, báka*	
Bolea	*beθérro*	*noβiło*		*noβiło*	
Loarre	*beθérro*	*noβiło*		*treskuskyáða*	

wollen: *anoùlh, -e* „jeune bœuf, jeune vache d'un an, antenois", *anoulhet, -o* Vd'Aure „veau, génisse de six mois" (beides Palay, ähnlich Schmitt 45), *anoulha* Arréns, Aran (Paret 28); doch in arag. Wörtern mit anderen Suffixen erscheint sofort wieder *ñ*: *añoláθa* Ansó „ternera de dos años" (RLiR 7, 136), *añál* Ansó, Hecho, *añéŋko* Linás, Fiscal, Aineto; *añíska* Sallent, Panticosa, Biescas, Linás, Torla, Fiscal, Aineto, Solanilla für das Schaf s. später!

Während *beθérro* auch sp. ist (nach Schuchardt Z 40, 103 auf das bask. zurückzuführen), beschränkt sich der Typus *betyéło* aus VITELLU auf den Norden und Osten der Halbinsel, im Aragon auf das ausgesprochen „alte" Gebiet: Täler von Hecho und Aragüés, Vió und Boltaña (*a βáka m a paryú θiŋko βetyéłos*), Bielsa *betyétšo* (Rohlfs Lescun 16), dann über das Hochribagorza *bidiello* (Ferraz y Castán) zum kat. *vedell*; Diminutive haben Campo *beðelét*, Benasque *biðełét*, sonst zeigt das arag. kat. Grenzgebiet auf ALCat 306 *novillo*; aber in Südfrankreich greift unser Typus weit hinein, ALF 637 zeigt ihn in ganz Südwestfrankreich und Languedoc, vgl. noch gasc. *bedèt, betèt*, bearn. *betètch* Aspe, Ossau (Palay), davon *betétś* Lescun (Rohlfs L. 16), *bedèt, bedèva* Arrens (Paret 28).

Bimárro Lanuza, Panticosa, *mimárro* Sallent, Linás, (*bíma* Lanuza) bleiben in unserem Gebiet auf das oberste Gallegotal beschränkt; dazu arag. *bimardo* Borao, auch Bielsa, dem sich gasc.

bimordo f. (Schmitt 46) anschließt, vgl. noch astur. *bimaro* „2—3-jähr. Stier"; der einfache Typus jedoch tritt wieder in Südfrankreich auf, ALF 637 zeigt ihn in den Depts. Lot-et-Garonne, Gers, BPyr., nach Palay *bimàt, bime* „jeune bovin de un à deux ans", ähnlich in Arrens, Lescun *bimo*, in Barèges *bimàto* „génisse de 18 mois", zu BIMUS „zweijährig", FEW I, 369b, REW 1107, die das Wort sonst in der Romania auch in bezug auf das gleichaltrige Lamm und Schwein wie auch die Ziege belegen. Der Wechsel im Anlaut ist phonetisch und auf Aragon beschränkt; bei der suffigierten Form ist die doppelte Lautung *-ardo, -arro* nur scheinbar ein Suffixwechsel, in Wahrheit jedoch wie bei noch mehreren nordspanischen Wörtern lautlich zu begründen (vgl. § 30f. der „Lautlehre", zum vorigen § 26).

boyáto, boyáδo, zu BOS gebildet wie BO-ariu > *boyero*, hat das ein Jungtier kennzeichnende Suffix *-ato*; vgl. sp. *cervato, lobato* oder bearn. *bimát, touregát* nach Paret 28, das ein analogisches *-ado* nach dem häufigen part. perf. der 1. Konjug. neben sich hat; *doβléro* Hecho zu DUPLU, das sonst sp. zu fehlen scheint, hat nach REW 2802 infolge seines zeitbestimmenden Charakters wieder Anwendung auf andere Tiere gefunden, so in Südwestfrankreich *doublo* auf das zweijährige Pferd, Maultier, Esel, *double, doublero* „bête ovine de deux ans" gilt weit herum in den frz. Pyrenäen (Schmitt 64), dazu *doublèra* mit übertragener Bedeutung in Arrens (Paret 32); *noβilo* < NOVELLU ist auch sp. pg. log.; zu *primál, primalika, treskuskyáδa* vgl. den nächsten Abschnitt.

Das Euter heißt in Hocharagon ganz allgemein *brayéro*, in Biescas mit der besonderen Bedeutung „ubre que tiene mucha carne y poca leche"; auch der westliche Teil des arag.-kat. Grenzstreifens hat noch das gleiche Wort, so Benasque, Campo, Graus, Fonz, Binéfar, der östliche schon die kat. Lautung *brayé* Benabarre, Peralta, Tamarite nach ALCat 310; gasc. *braguè, braguéy, braguèy* (Palay), wo Lescun die Tenuis erhält: *braké*, zu gall. BRACA, vgl. bes. FEW I, 481b.

Wiederkäuen: *remuyár* Ansó, Hecho, Sallent, Panticosa, Biescas, Torla, Bolea, Loarre, auch Borao, entstanden über **rumegar* (Gironde *rümegá*, Landes *arümegá* ALF 1703) aus RUMIGARE „rumiar"; in Südfrankreich noch *arrumià, armiugà* (Palay), bearn. *armuga*, big. *rumya, ramia, aremya-se* (ALF).

An Bezeichnungen nach der Farbe seien nur genannt *ywę θiláráo* Hecho „buey pardo sucio, negro y pardo" (zu CILIU ? vgl. afrz. *siller* auch „Striemen ziehen"); *lamparón* Hecho „mancha de color de la piel del ganado", daher ähnlich *malár* „manchar" und *maláu* ib. „nombre de buey con lamparones", wie *maláδa* Graus, Benabarre, Fonz nach ALCat 482 „la vaca clapada", < MACULARE, G. de Diego 378; ribag. Benasque, Campo, auch Binéfar, dann das kat. und Aran haben dazu *maskaráδa* „id.", das mit *mascarar, mascarón* in unserem Gebiet nur ganz allgemein „schwärzen, Fleck, schwarzer Fleck" bedeutet, wie gasc. *mascarà* „tacheter" (Palay).

3. Schaf.

Die üblichste Bezeichnung ist *oβéła* Ansó, Oza, Hecho, Aragüés, Embún, Lanuza, Panticosa, Aineto, Ypiés, Ayerbe, selten in Bolea, *ɣwéła* Torla, Fiscal, alt in Aineto, *ɣwáła* Torla, < OVICULA; gasc. *auelhe, -o* Baretous, Bigorre, Gers, *òlha* Arrens, *ɣwéło* Lescun, sonst gasc. *aulhe, òulhe, olhe, oulhe,* besonders im Big. *oélh, goélh, goélho, güélh* (Palay); für den Widder *marδáno* ganz allgemein, östlich *marδán* Plan, Bielsa, in der Form *mardá, mardán* in Südfrankreich nur Lescun, Arrens, Gavarnie, St. Beat (Rohlfs Lescun 27), sonst beherrscht die Gascogne der Typus *márrou, marrét.* Die nur nordspanisch und südfranzösisch bekannte Wortgruppe gehört zu bask. *barro* (Rohlfs Z 47, 402); REW 5374 führt beide auf ein vorrömisches Wort zurück: *MARRO, -ONE, wobei *morrueco,* sowie das sp. *morueco* und andere Formen mit einfachem *r* von MAS, MARIS beeinflußt sind; dazu gehört noch *barδáno* Hecho „morueco", lautlich neben das bask. zu stellen oder von *berraco* in der Bedeutung angezogen; eine solche Kreuzung ist bestimmt *berráno* ib. „verraco", wo die Bedeutung des männlichen Zuchttieres ebenso wie bei *marráno* Bolea „macho del cerdo" von *morueco, mardano,* die Lautform jedoch von *marrano, -a* „Schwein, Sau" herkommt.

Auch hier beim Schaf wieder zahlreiche Namen für das Tier in den ersten Lebensjahren:

	bis 1 Jahr	1—2 Jahre	2—3 Jahre	3—4 Jahre
Ansó	*borréyo, -a*		*primál*	*kwàtrimuδáδa*
Hecho	*borréyo, -a*			*freskwáδa* *kwàtremuδáδa*
Aragüés	*borréyo*	*primáδo*		*freskwáδa*
Sallent		*añíska*	*kwàtromuδáδa*	*freskwáδa*
Lanuza	*borréyo, -a*		*primál*	
Panticosa	*borréyo, -a*	*añíska*	*kwàtromuδáδa*	*freskwáδa* *mayoréŋka*
Biescas	*korδéro*	*añíska*	*primál*	*oβéχa, karnéro*
Linás	*korδéro*	*borréyo*	*primál* *añíska*	
Torla	*korδéro*	*borréyo*	*primál* *añiskéta*	*primálo* *kwàtremuδáδa*
Fiscal	*kordéro*	*borréyo*	*primál* *ñíska*	*kwàtromuδáδa*
Aineto, Solanilla	*korδéro*	*borréyo*	*primál* *añíska*	*kwàtromuδáδa* *-o*
Bolea	*korδéro*	*borréyo*	*primál, -a*	*kwàtromuδáa*
Loarre	*korδéro*	*borréyo*	*borréyo*	*treskuskyáδa*

Das ganz junge Lamm, bis 4 Tage etwa, heiſst *kalóy* Torla, *kalóyo* Ansó, Hecho, Lacanal; dieses letzte bedeutet in Embún, Sallent, Panticosa, Biescas „feto muerto cuando matan a una oveja y sacan la cría", nach Borao „recental; cabritillo(!) destinado al regalo del paladar".

borréyo, auch sp., bedeutet auſser den Angaben in der Tabelle in Hecho noch „bardano capado"; dazu *burrega* Bielsa, Benasque, bearn. *bourrégo* Gavarnie, Arrens, Agnos, Lescun (Rohlfs Lescun 17), mit prov. gasc. *bourrèc* zu BURRUS, „feuerrot" nach FEW I, 647, REW 1416; das Adjektive bildende Suffix weist eher auf BURRA „Scherwolle", wie es FEW I, 647 Anm. 2 auch vermutet; dazu *borreyéro* Ansó „pastor de las ovejas", allermeist dafür einfach *pastor*; *borreyeríl* Hecho „pasto de las ovejas", als Flurname bei Oza: *borreyeríl de atšért*; Einwirkung der Bedeutung von seiten der Wörter bask. *barro*, sp. *morrueco* erfährt die Sippe in Burgos, wo sie den Widder bezeichnet.

añíska (auch in Bielsa), *ñíska*, *añiskéta*, ähnlich wie oben *anólo*, *añál*, *añéŋko* zu ANNUS, haben jenseits der Grenze neben sich apr. *anhesca*, bearn. *anesque*, *anescou* „brebis, mouton d'un an" (FEW I, 99), in Lescun, Baretous, Arrens, Osse (Aspe) gilt *anesko*, in St. Lary *anísko*; und *agniscarde* „agnelle d'un an" (Palay) zeigt Einfluſs von *agneau* in der Schreibung; umgekehrt verzeichnet Schmitt 63 für Bielsa *aníska* mit gasc. Lautung *n* (falls nicht Druckfehler) gegenüber von Rohlfs (Lescun 14) im gleichen Ort aufgenommenem *añíska*.

primál, *primálo*, *primála*, *primalíka* (merkwürdig ist *primáðo*) zu PRIMUS, zeigen das das Jungvieh oft charakterisierende Suffix (vgl. *añál*, *letšál*). Wir fanden das Wort oben beim jungen Rind, jetzt beim jungen Schaf, weiterhin begegnet es noch für die junge Ziege, nämlich *primalíka* Linás „1—2 jähr. Ziege", *primála* Aragüés, Sallent, Lanuza, Panticosa „2 jähr. Ziege", und *primál*, *-a* Aineto, Solanilla, Torla, Fiscal, Bolea „junger Ziegenbock, 2—3 jähr. Ziege"; eigentlich bedeutet das Wort dem Etymon entsprechend „einjährig", wir sehen es aber schon in vielen Orten auf die nächste Altersstufe übertragen. Im anschlieſsenden Bearn, Bigorre, Vd'Aure und Aran erscheint es als *primal*, *primol*, *primàu*, *premàu* (Palay, Schmitt 63f.), dem ALF hingegen ist dieser Typus entgangen.

Das hier merkwürdige Suffix in *primáðo* ist vielleicht übertragen aus *frescuado* Borao „la res de cuatro años, fuera de cuya edad ya se conoce el ganado por el diente", bei uns *freskwáða* Hecho „oveja de cuatro años y aún más", Aragüés, Sallent, Panticosa "oveja de tres (a cuatro) años", und da das Etymon auf adjektivische, charakterisierende Bedeutung weist, auch wieder auf andere Tiere übertragen: in Aragüés, Sallent, Lanuza, Panticosa „cabra de tres a cuatro años", zu FRISKINGA FEW III, 812.

Die Anspielung Boraos auf die Zähne des Tieres zur Bestimmung des Alters kommt in der folgenden Gruppe zum Ausdruck: *kwàtrimu-*

δáδa Ansó, Borao, *kwàtremuδáδa* Hecho „oveja de cuatro años", Torla „oveja de tres años", *kwàtromuδáδa* Sallent, Panticosa „oveja de dos a tres años", Panticosa „cabra de tres años", *kwàtremuγáδa* Aragüés, Sallent, Lanuza, Panticosa „cabra de tres años", d. h. das Tier hat vier Milchzähne gewechselt, und im letzten Ausdruck spielt im Bewuſstsein des Sprechers *múγa* „Grenze" eine Rolle mit, insofern als das Tier im Alter „an das vierte Jahr grenzt". Ähnliche Erwägungen müssen der Namengebung *treskuskyáδa* Loarre „oveja de tres años" zugrunde liegen, wenn es sich nicht einfach um eine Kreuzung der vorigen Gruppe mit *tres* handelt; vgl. dazu etwa Vd'Aure *tresú, tersú* und Bagnères de Luchon *tęrsúŋ* „bête ovine de trois ans" (Schmitt 65).

Sehr leicht gibt dagegen das vereinzelte *mayoréŋko* Panticosa „oveja de más de tres años" seinen Sinn zu erkennen; das Suffix *-éŋko* wird auch sonst auf das Jungvieh bezogen: *añéŋko, flaχéŋko, frašéŋgo, rechenc, popéŋko* etc., oder auf das (noch?) nicht fruchtbare: *potéŋko, rebordenco* Puyoles „estéril"; vgl. dazu mehrfach die Eigenart, das junge Vieh als „(noch) nicht fruchtbares" zu kennzeichnen, so z. B. Arrens *bassiou, bassiba* „mouton, brebis de deux ans" (Paret 32). Hingegen „nicht mehr fruchtbar" scheint die *oβéla ϑarráδa* Hecho „oveja mayor de cinco años".

4. Ziege.

Am geläufigsten ist *kráβa* Ansó, Hecho, Aragüés, Sallent, Lanuza, Fiscal, Fablo, Aineto, Loarre; diese Wortform mit umgestelltem *r* geht nach ALCat 350 nur bis knapp über die kat. Grenze (Durro, auch Arán), dazwischen mit erhaltener Tenuis *krápa* Torla, alt in Lanuza. Das Jungtier allgemein wird *kraβíto* genannt, Ansó, Hecho, Aragüés bis an die kat. Grenze: ALCat 351 zeigt es für Campo, Graus, Fonz, Binéfar, weiter östlich wird auch der Dental stimmhaft: *kraβíδo* Benasque, *kraβíδa* Benabarre, Peralta, Tamarite, der östliche Grenzstreifen hat also auch hier schon kat. Gepräge.

Der Ziegenbock heiſst *búko* Oza, Hecho, Aragüés, Biescas, Aineto, Bolea, Loarre, nach ALCat 280 auch Graus, Binéfar, dazu Borao, Sl, daneben *búke* Embún, Panticosa, *bóke* Ansó, Oza, Embún, Sallent, Aineto, Loarre sowie Borao, Sl gibt es als aragonesismo, Tol allg., *bok* Bielsa, aus gall. *BUCCO FEW I, 588; vereinzelt gilt auch *kraβón* Aineto, während *krapón* Torla den alten „choto, viejo capado" meint wie Bielsa, Escuain (Schmitt 77); dazu *kraβería* Torla „todas las cabras", in Hecho sagt man: *por úna kráβa no se desfá la kraβería*; *krapéra*, eigentlich „Ziegenweide" in Torla als Flurname: *tam bášas? de krapéra!*; *kraβéro* Ansó, Hecho, ist der Ziegenhirt neben dem üblichen, dafür gebrauchten *pastor*, *krapéro* in Torla jedoch „buho". Der Wortgruppe wird volksetymologisch, und zwar bewuſst, *kraβinéro* Fiscal „carabinero", etwa nach *crabino* Puyoles „macho cabrío", angeschlossen.

	bis 1 Jahr	1-2 Jahre	2 Jahre	3 Jahre	über 3 Jahre
Ansó, Hecho			*seyálo, -a*		
Aragüés	*seyálo, -a*		*primála*		*freskwáδa*
				kwàtremuyáδa	
Sallent, Lanuza	*seyálo, -a*		*primála*		*freskwáδa*
				kwàtremuyáδa	
Panticosa	*kraβíto*		*primála*	*kwátremuyáδa*	
		seyálo	*seyálo*		
Biescas	*seyálo*				*freskwáδa*
				kwàtromuδáδa	
Torla	*krapíto*	*seyálo*	*primál, -a*		
Linás	*kraβíto*	*seyálo*	*primalíka*		
Fiscal	*kraβíto*	*seyálo*	*primál, -a*		
Aineto, Solanilla	*kraβíto*	*seyálo*	*primál, -a*	*kráβa*	
Bolea	*kraβíto*	*seyálo*	*primál, -a*	*kráβa*	
Loarre	*kraβíto*		*seyálo*	*kráβa*	

Ein Wort aus der Liste bleibt noch zu erwähnen: *seyálo, -a*, es gilt in unserem ganzen Gebiet und bezeichnet bald das einjährige, bald (so auch bei Borao) das zweijährige Tier; dazu nach Z 47, 403 auch Bielsa und *sayál* in Benasque, *cegallo* aus Borao; ALCat 351 „la cabrida" zeigt das Wort in einem Streifen von Maella, Calaceit nach Nordosten bis zur französischen Grenze; darüber hinaus im Vd'Aure *segàlh, -o* „chevreau, chevrette, agneau d'un an, antenois", gasc. (ohne Ortsangabe) *sebélh, -e* „chevreau, chevrette d'un an" (Palay), bearn. *sigalo* (ARom 15, 225), in Lescun *šiyálo* „1—2 jähr. Ziege", dann im bask. *segaila, segeila*, das Rohlfs Z 47 zu bask. *sekail, segail, seail* „schmal, schmächtig" als dem Etymon stellt. Borao definiert: „cabrito desvezado hasta llegar a primal; como en el ganado lanar lo es el borrego o cordero desvezado".

5. Schwein.

Das Zuchttier heißt neben *verraco* auch *berránó* Hecho, *marráno* Bolea, wo sich, wie oben im Abschnitt „Schaf" dargetan, begrifflich *mardano*, oder *marrántšo* Loarre, wo sich lautlich *macho* eingemengt hat; schließlich auch einfach *másto*, Ansó, Lacanal, Fablo, Aineto, vgl. prov. *mascle* „Eber", kat. *mascle*, sp. *maslo*, aus MASCULUS; auch *ϑérδo* schlechtweg nennt man den Eber, so in Aineto.

Obiges *marráno, -a* bedeutet sonst ganz allgemein „Schwein" Loarre, Borao; Tol gibt Navarra als Geltungsbereich; zur Etymologie vgl. Arturo Farinelli „Marrano (Storia di un vituperio)", Genf 1925.

Neben *marrano* und *puerco* begegnen für das Schwein die verschiedenen, mehr oder minder auch sp. geläufigen Bezeichnungen *θérδo, -a* allg., dimin. *θerδéta* Hecho, zu bask. CHERRI, ZERRI „id." (Rohlfs Z 47, 398; REW 9616b), ferner *kotśín* Hecho, Lanuza, Panticosa, Torla (hier auch „Spanferkel"), zu KOŠ, KUŠ, ursprünglichem Lockruf für Schweine, REW 4745; vgl. astur. *gochu*, sanabr. *koča, koči*, frz. *cochon*; *toθíno, -a* Hecho, Aineto, Borao, als pars pro toto, denn ursprünglich „Räucherfleisch", wie noch kat. *tocin*, sp. *tocino*, pg. *toucinho* „Speck", mit Suffixwechsel aus TUCCETUM; schließlich *kóto* Hecho „cochino" vielleicht zu der aus dem Lockruf entstandenen Gruppe.

Für das Ferkel sind außer *θerδéta* und *kotśín* noch im Gebrauch *latón* Torla „lechón", noch weiter östlich, im Hochribagorza, mit kat. Einschlag *llitón* „cerdo" (Ferraz y Castán), südfrz. *lachen*, pg. *leitão*, zu LACTEM; weiterhin *goβiñón* Panticosa, vielleicht als Kreuzung verwandt mit *gorriñón* Ypiés, *gorrín* Ansó, sp. *gorrino*, das aus dem Lockruf GORR entstand (REW 3820, Rohlfs RLiR 7, 150), dazu Arrens *gourínou-gourínou* (Paret 38) und gasc. *gourri* aus Palay; schließlich noch *fraśéŋgo* Linás, Torla, Fiscal, *flaχéŋko* Loarre „cochino después de que es de leche", Borao *frajenco* bemerkt dazu „creo que se tratará de *j* prepalatal, confundida a veces con *ch*" (vgl. § 14 der „Lautlehre"), Coll gibt für die Litera *frechenco*, zu dem sich gasc. *rechén*, *rechénc* „pourceau sevré" (Palay, ähnlich Lespy-R.) stellt; die ganze Gruppe aus dem gallorom. entlehnt, zu fränk. FRISKINGA, FEW III, 812.

6. Hund.

Neben sp. *perro* lebt in Aragon *kan*, pl. *kans* Ansó, Hecho, Panticosa, Aineto, in Fiscal sagen es nur die Alten; *málos káns te śalápen* in Ansó als Verwünschung; zu CANIS; die modernen sp. Wörterb. bezeichnen es als poetisch oder provinziell, so gilt es auch in Asturien, dann ist es kat., nach Palay auch gasc., wobei ALF 277 für das Bearn nur *ka* aufweist und im Val d'Aran *kan*, das schon katal. beeinflußt ist. Ebenfalls in Südfrankreich und Katalonien verankert ist *gos* Hecho „chucho, can", kat. *gos*, prov. *goz, gosa*, pg. *goso*, sp. *gozque*, westkat. valenc. nach ALCat 355 auch *gusets*, *gosets*, zum Schallwort KUŠ, KOŠ, REW 4789. Einem ähnlichen Schallwort entstammt *tśútśo* Ansó, Hecho, sp. „Hund", und *atśutśár* ib. „einen Hund anlocken", nämlich ČUČ, REW 2452. *Perro mastín*, entlehnt aus fr. *mastin* zu *MA(N)SUETINUS „ans Haus gewöhnt", lautet in Panticosa *mostín*.

CATELLUS „junger Hund", wurde asp. *cadiello*, eine Form, die noch arag. zu erwarten wäre, und die Borao und Tol verzeichnen, die mir im Alto Aragon aber nirgends begegnete, vielmehr gilt hier mit (eigentlich kastilischer) Dissimilierung *kaδíllo* Ansó, Aragüés, Embún, Lanuza, Panticosa, Biescas, Torla, Fiscal, Bolea, Loarre, dazu Binéfar nach Ausweis von ALCat 355 (der Typus in ganz Kata-

lonien); nach REW 1763 spanisch, nach G. de Diego nur arag., fehlt es tatsächlich den nsp. Wörterb. (Sl, Tol); *kaδílo* Hecho „id", mit ganz un-aragonesischer Vereinfachung der Mouillierung, lehnt sich in der Lautform an das Südfrz. an, prov. *cadel* „id.", *cadelo* „Holzwurm" an. Begrifflich wie lautlich nahe steht eine andere Wortgruppe: *katśúrro* Ansó, Hecho, Aragüés, Embún, Sallent, Biescas, Bolea, Loarre „cría de perro, oso, lobo, etc.", nach Rohlfs Z 47, 398 (und REW 8959a, das ihm folgt) zu bask. TŠAKUR „Hund". Ähnlich wie *cadillo*, das im sp. und in ital. Mundarten „junger Hund" in der Metafer „Frucht der Klette", dann sogar „Klettenkraut" bedeutet, kommt *katśúrro* in Ansó und im Valle de Tena (Escarrilla, Panticosa, Biescas) zur Bedeutung „fruto del cardo", die auch Puyoles verzeichnet, und die „planta mala que cría los cachurros" ist dementsprechend die *katśurréra* Panticosa, auch Puyoles, in Hecho (nach schriftlicher Mitteilung von Herrn V. Méndez) *garrutśéra*.

7. Geflügel.

gíta Hecho, *gíte* ib., Aragüés, *gíto* alt in Biescas „pato", fehlt dem sp., lebt noch im westgasc. nach ALF 198, in Lescun *git* (Rohlfs 20), in Arrens *git*, *gíta* (Paret 40), also im wesentlichen auf Südwestfrankreich und den anschließenden Norden der iberischen Halbinsel beschränkt, auf einem Lockruf beruhend, REW 3768. Daneben besteht *anáδe* Ansó, Embún, Sallent, Panticosa, Aineto, *anę́δe* Hecho, kat. *aneda*, sp. *ánade*, dazu nach FEW I, 91b apr. *anede*, *anet*, npr. *anedo*, *nedo* (vgl. mit all diesen Formen die Gegenüberstellung in ML Kat 141 sp. *pato*, kat. *anèc*, pr. *anedo*!); dazu *anaδón* Aineto wie sp. Zur Bezeichnung der Gans hört man *áuka* Hecho, Sallent, Panticosa, Aineto, Loarre, so auch Arrens (Paret 40), *la úka* Ansó, Aineto, *la óka* Ansó, Fablo, kat. *oca*, sp. *auca*, *oca* < AUCA, unmittelbar jenseits der Grenze kennt man in Arrens *aucát*, in Lescun *ukát*.

Für die Hühner allgemein hat man an rein Mundartlichem eigentlich nur *pirínas* Hecho „gallinas", vgl. dazu sp. *perinola*, pg. *pirinola* „Drehrädchen, kleines lebhaftes Frauenzimmer", nach REW 6522b „in seiner Bildung dunkel". Um so reichhaltiger ist das Vokabular für die „Glucke", meist von ähnlicher Herkunft wie das deutsche Wort, nämlich schallnachahmend aus ihrem Lockruf (vgl. REW 3795): *kléka* Hecho, *klóka* ib., Ansó, kat., *lóka* Torla, Bielsa, *lwéka* Aragüés, Embún, Sallent, Biescas, Fiscal, *łwę́ka* Aragüés, Panticosa, Torla, sp., *łóka* Torla, kat., *glwéka* Loarre, dazu sp. *clueca*, alav. *culeca*; ihr Lockruf wird ausgedrückt durch *glokár*, *eta glwéka* Hecho, Loarre, oder *glękyár* Hecho, sonst das sp. *clocar* oder *cloquear* (*klokyár*). Daneben das Gackern: *karkaryár* Ansó, Panticosa, Biescas, *karkaretyár* Hecho („también el gallo"), *karkatśár* Sallent, in das sich *carcajada* hineingemengt zu haben scheint; *eskarkalár* Fablo („tambien el gallo"), letzteres

zum kat. neigend. Außer den beiden mit genannten verwendet man für das Krähen des Hahnes meist *cantar*; alles sind im Grunde Schallwörter, die sich hier und da an belegte Etyma anlehnen, wie Sallent an *carcajada*, die ganze Gruppe zusammen mit sp. *cacarear* nach G. de Diego 112 an CUCURIRE.

Die Kücken sind die *poḷę́ϑ* oder *poḷę́tas* Hecho, plural zu *poḷét, -a*, zu PULLUS, „junges Tier", daher in anderen Gegenden auf andere Jungtiere bezogen, vgl. REW 6828.

An nichtspanischem Wortgut nennen wir hier noch *kaperutšár* Hecho „fer el *kaperútšo*, el *kapritšo*, que es el coito del gallo" zu *CAPPO statt CAPO, „Kapaun", REW 1641.

Gebrüll der Tiere.

Pferd: Sp. *relinchar* wird mundartlich zu *rentšilár* Hecho, Embún, Panticosa, Biescas, Loarre, *rentšilá* Ansó, hochribag. *renillar* (Ferraz y Castán); gasc. *renilhà, arrenilhà* (Palay), zu *HINNITULARE, REW 4138; Aineto kennt dafür *reδundár*, das sonst nicht in dieser Bedeutung vorzukommen scheint.

Rindvieh: *gramá* Ansó, auch Fonz im Osten, sonst hat ALCat 312 *br-* als Anlaut, *gramár* Embún, Panticosa, Biescas, Torla, Fiscal, Loarre, in Hecho auch von Eseln (sonst *rebuznar*), daher *gramíto* Hecho „grito de burros, vacas", zu germ. *BRAMMON „brüllen", FEW I, 496, REW 1270; daran anschließend *ezgramukár* Fiscal „gramar la vaca" (vgl. *ezβramukár* in Torla „zumbar" und *esbramec* „mugido (del becerro)" im Hochribagorza), ferner für das Kleinvieh: *beϑerryár* Hecho „bramar los terneros", zu *becerro* gebildet wie *berrear* zu VERRES; *klamár* ib. allg. „mugir"; *rumí* ib. „gritar la cabra" als Kreuzung von RUGIRE und RUMIGARE; sonst für die Ziege: *ezβerrekár* Sallent, Loarre, zu *berregar, berrear* und dieses zu VERRES REW 9239; *bẹlá* Ansó, *belá* Hecho, sonst *belár*, auch pr. kat., „belar la cabra y la oveja", < BELARE, dazu bilden gasc. (Palay; Schmitt 69; FEW I, 317) und kat. (Moll, Supl. cat. 1021) *belegar*, kat. *esbelegar, esbelech* „bel, crit"; *belíδo* Hecho „balido".

Von den sonstigen Haustieren gilt neben *ladrar*: *eskatšilár* Ansó, Hecho, Embún, Lacanal, Panticosa, Biescas, Fiscal „jaulen", sicher zu *cacho, cachurro* „Hund", daneben vereinzelt *ezyañutár* Fablo „id." < GANNIRE „kläffen, winseln" REW 3676; hierher Acad *desgañitar* „esforzarse gritando o voceando", *gañulá, kañulá* ALF 2 „aboyer" p. 699, ebenso kat. *ganyolar* „knarren", alav. *escoñarse*, ital. *gagnolare, gnaulare* „winseln" (und nicht zu REW 5558 MIAU); schließlich noch *mutilár* Loarre neben afr. prov. *motir* „sprechen", nuor. auch „rufen", zu MUTTIRE REW 5794 wie MUGILARE zu MUGIRE. In Erinnerung an die fast verschwundenen Wölfe sei hier *otilár* Biescas „aullar el lobo", nach Borao „úsase esa voz en algunos pueblos del Somontano", erwähnt.

Schallnachahmend sind alle auf das Miauen der Katze bezogenen Ausdrücke: *màulár* Loarre, sp. *maullar* (lautlich vgl. *aryóla* Loarre:

sp. *argolla*), *meolá*, *myolá* Ansó, dazu ALF 851 HPyr. *myólà*, Landes, Gers, Ariège etc. *myàulà*, kat. *miolar*, arag. *miawlár* Sallent, *miyolá* Ansó, *miyolár* Hecho, *miyolyár* ib.; in den letzten Beispielen zeigt sich Einfluſs von MUGILARE „brüllen".

Überblicken wir die angeführten Verben, die den Schrei oder Ruf des Haustieres ausdrücken, so fällt die ziemlich einheitliche Bildung auf, allenthalben kehren die gleichen Verbalinfixe wieder: *-ek-*, *-ey-*, *-uk-*, *-ut-*, *-ul-*, *-ol-*, *-il-*; in *beϑerryár* und *miyolyár* wohl auch *-dy-* aus dem vor allem südfrz. und span. häufigen Verbalausgang -idiare. Alle diese Formantien kennzeichnen aber treffend das Iterative in der ausgedrückten Handlung.

Das Tier in der Brunst.

Jedes der Haustiere hat seine besondere Bezeichnung, wenn es brünstig ist. So nennt man die Kuh dann *turiδéra* in Ansó, Hecho, Aragüés, Embún, Panticosa, Biescas, Torla, Fiscal, Bolea, Loarre, also etwa auf dem ganzen Gebiet, dazu im Sobrarbe *toridęra* Bielsa, Escuain, sowie jenseits des Gebirgskammes *turiδęro* vom Azun über das Lavedan, Barèges, das Vd'Aure bis zum Vd'Aran im Osten, dazwischen *tawridęro* im Gebiet des Adour und in Bagnères de Luchon „vache qu'on conduit au taureau" (die letzten Angaben nach Schmitt 48), in Aragon auch *tureriδa* Panticosa, gebildet nach *turir* (zu TAURUS) „cubrir a la vaca"; daneben gilt gleichfalls in Panticosa *embaϑiβáδa* „turidera", zu *baϑiβo* < VACIVUS, also eigentlich „die noch nicht trächtig ist", wozu die gleiche Bedeutungsspezialisierung im gegenüberliegenden Arrens zu vergleichen ist: *bassíou*, *bassíva* „mouton, brebis de deux ans" (Paret 32). Der Typus *lemeár* Bielsa (Schmitt 48) „estar en celo la vaca" fehlt in unserem Gebiet.

Für das Schaf gelten in diesem Falle die folgenden Ausdrücke: *mareϑeδéra* Loarre „caliente", *amareϑér* Aragüés, *mareϑér*, *a ywéla maréϑe* Fiscal „ist brünstig", auch transitiv gebraucht: *mareϑér a la oveja* Biescas, Aineto „cubrir", daher *la oveja se marece* Biescas, *las ovejas se van a marecer* Aineto; *stámareϑita sta ywála* würde in Torla also „ist besprungen, ist trächtig" heiſsen; vgl. dazu G. de Diego 392 *marizar*, *morecer* „cubrir el morueco a las ovejas"; könnte für die genannten arag. Formen MAS, MARIS als Etymon genügen, so hat sich in *morecer* die Gruppe von *MARRO „Widder" REW 5374 eingemengt, wie salm. segov. *amorrecerse* „estar en celo las ovejas", bearn. *marrí* Arrens „couvrir une brebis" (Paret 33), auch im Aran und auf span. Seite in Bielsa, ferner das gleichbedeutende *marręϑér* in Escuain, sowie *marridéra* ibb. (Schmitt 65) zeigen, deren Analogie auch für die beiden obigen Beispiele von *mareϑérse* Biescas, Aineto diese Deutung zulieſse.

Volksetymologisch umgedeutete Gestalt, nämlich unter Einwirkung von MANE, REW 5294, *amanecerse* „erwachen", „empezar a manifestarse alguna cosa" nach Acad, zeigen *amaneϑérse* Panti-

cosa, Bolea, *maneϑérse* Hecho „cubrirse", *amaneϑiδa* Panticosa „cubierta, *pléna*", Bolea „buquidera", schließlich noch *amaniseδéra* Ansó „caliente".

Für die Ziege gilt ganz analog *bukír* Bolea, Loarre; (Bolea auch vom Schaf: „cuando van a *βukír*, las ovejas *s'amanéϑen*"), davon *bukiδéra* Hecho, Aragüés, Embún, Panticosa, Biescas, Torla, Bolea, Loarre, *bukeδéra* Fiscal „caliente, en celo", gasc. *bouquidèra* (Palay); hingegen von *abuquecer* Coll „cubrir el macho cabrío a la hembra" stammt *bukeϑiδa* Panticosa „caliente", eigentlich schon „besprungen". Vom Bock sagt man, wie auch vom Mann, *reϑendiu* Ansó, Loarre, zu INCENDERE.

Der Sau werden in diesem Falle zwei Ableitungen von VERRES (vgl. *berra* Coll „hembra del cerdo, destinada a la reproducción", *berro* „berraco") als Bezeichnungen zugeteilt, nämlich neben der vom part. perf. des Verbs mit Suffix -era: *berriδéra* allgemein gültig, die auf -onda (aus altem Gerundiv?): *berrónda* Hecho, Aragüés, Embún, Panticosa, Biescas, Loarre (mit einem dritten Suffix im westastur. *berruelo* „caliente, en celo").

Zu dem letzten arag. Beispiel gesellt sich arag. sp. *perra katśónda*, es gehört mit *cachurro*, *cachorro*, *escachilar* zu bask. TŠAKUR „Hund", REW 8959a. Auch *perra alta* kommt in Loarre zu dieser Bedeutung, die die Wörterb. nicht verzeichnen.

Die hier sachlich charakteristischen Wörter sind also durchgehends mit zwei bestimmten Suffixen gebildet: *-era*: *turiδéra*, *mareϑeδéra*, *amaniseδéra*, *bukiδéra*, *bukeδéra*, *berriδéra*, und *-onda*: *berrónda*, *katśónda*. Von dem dabei zu beobachtenden Bedeutungsübergang des ersteren haben wir im § 53 der „Wortbildung" eingehend gesprochen.

Die speziellen Namen der jungen Tiere haben wir bei den einzelnen Gruppen verzeichnet. Als Synonym zu *kalóy* sei hier *ϑéto δe oβéla* genannt, Panticosa „feto, cuando se mata a la madre", zu *FETO, FEW III, 486b, zum Lautlichen vgl. § 28 der „Lautlehre"; daneben ebenfalls mit verändertem Anlaut (über **heda*) sant. *jeda* „parida" G. de Diego 249, zu FETA, FEW III, 486, „Tier das geworfen hat"; *abortón* begegnet auch mit Metathese als *aβrotón* Ansó, zu ABORTARE.

Kastrieren:

Ganz allgemein gilt dafür *sanar*, die Bed. belegt auch REW. Die Operation wird vom *alβéyta* Ansó, Hecho, Aineto (arabischen Ursprungs, vgl. Lokotsch 184 und Steiger 156) oder *mariskál* vorgenommen. Letzterer, ursprünglich Hufschmied und früher zugleich mit Kastrieren beauftragt, überläßt das Hufbeschlagen dem *ferréro* und widmet sich nur dem tierärztlichen Beruf; so die Erklärung der Gewährsleute, d. h. sprachlich gesehen sind *alβéyta* und *mariskál*, als die Kompetenzen von Hufschmied und Kastrierer getrennt wurden und man die zweite dem Tierarzt zusprach, mit auf

den *veterinario* übergegangen. Er heiſst auch *sanaδór* Hecho, scherzhaft noch *sanaβéstyas* und *mataβúrros* in Aineto.

Während sp. *castrón* den kastrierten Ziegenbock bezeichnet (vgl. auch westsp. *castronada* Bierzo „manada de ganado cabrío" García Rey), gilt es in unserem Gebiet auch häufig für den Hammel: *kastrón* Lanuza „mardano viejo", *krestón* Ansó, Hecho „mardano viejo o choto", Lanuza, Linás, Fiscal, Bolea nur „mardano viejo", zu CASTRARE; REW 1749 gibt auch für prov. pg. und tess. den wie bei uns veränderten Vortonvokal: *crestar*, dazu kat. *crestat* „boch castrat" (Moll, Supl. Cat.).

Allgemein hocharag. ist für den kastrierten Ziegenbock *tšóto* Hecho, Sallent, Linás, Torla, Fiscal, Aineto, Loarre, Huesca „cabrón capado", Biescas „viejo buco que no vale más", Linás, Torla „macho cabrío viejo", Loarre wie Coll für die nahe Litera jedoch „masto de la cabra destinado a la reproducción". Das Wort bedeutet in verschiedenen span. Gegenden „cabrito", auch „ternero", so schon bei Borao arag. *chota* „ternera, vaca", ähnlich García Rey für den Bierzo, etc.; weitere Formen und Bedeutungen bei G. de Diego 580 *SUCTARE. Dieser Herkunft gemäſs ist die Bedeutungsverschiebung von „säugendes Tier, Jungtier" zu „vaca" selbständig und unabhängig von der zu „macho cabrío" und über „viejo macho cabrío" zu „viejo buco capado" vor sich gegangen. Nach Jud BDR 3, 14f. lebt die Wortgruppe auch in den rätischen Mundarten Graubündens.

Eine besondere Bezeichnung trägt der Widder oder Ziegenbock, der, sei es von Geburt, sei es durch Kastrieren, nur einen Hoden hat: *ϑiklón* Hecho, Aragüés, Embún, Biescas, Linás, Fiscal, Loarre, davon Hecho und Linás mit dem ausdrücklichen Hinweis: „*crestón* con un solo testículo"; nach Borao „la res que tiene un testículo interno o ambos internos"; *ϑiγlón* Oza, Hecho wie oben, *ϑiγolón* Panticosa „cualquier animal al que falta un testículo"; *ϑikilón* Oza, Sallent, Torla, Aineto, Bolea „que no tiene más que un solo *brotón* ya de nacimiento"; *ϑiŋglón* Ansó „carnero con un solo testículo", ib. „no tiene testículos o los tiene más pequeñicos dentro del vientre"; dazu nach Rohlfs Z 47, 404 *ϑisklón* Graus, *šisklón* Bielsa (Schmitt 67 gibt für Bielsa *ϑisklón*), *sisklǫ́n* Benasque „Widder mit den Hoden innerhalb des Leibes", sowie Formen aus dem Bearn, Bigorre und Ariège mit denselben Bedeutungen, die gleich oder ähnlich, auf Tier wie Mensch bezogen, im Bask. wiederkehren und ihre Entsprechung im bask Adj.. für „zerbrechlich, wenig widerstandsfähig, unbrauchbar" finden. Coll gibt für die Litera *cisclón*, während span. *ciclán* vom Norden eingewandert ist.

Der Typus *coulhàr* (Palay, Schmitt 66 für gasc.) fehlt in Hocharagon; *brotón* Oza, Sallent, Torla, Aineto, Bolea, entlehnt aus prov. *broton* zu got. *BRUTS, REW 1347 (span., wie nach FEW I, 578 auch gallorom. fehlt diese Bed.) für „testículo" hat auch gelegentliches *γwéβo* Linás neben sich.

Das unfruchtbare Tier.

Es wird *baθiβo* genannt, so Biescas „carneros, ovejas que no engendran", *vacibo* Coll ähnlich, < VACIVUS; dazu gasc. *bassíu, bassibe* „agneau de l'année précédente, en certains lieux, jeune ovin destiné à la boucherie" (Palay, ähnlich Arrens bei Paret 32, wo weitere Formen aurill. aran.); *potéŋko* Hecho „estéril, improductivo", *yéγwa potéŋka* ib. „yegua que no cría nunca" gehört wohl zu sp. *podenco*, pg. *podengo*, pr. *podenc* aus *POTINCU, REW 6698 „Spürhund, Dachshund" mit noch zu klärendem Bedeutungswandel, falls nicht beiden Tieren die hier besprochene Eigenschaft gleicherweise charakteristisch ist. Hierher mit demselben Suffix noch *rebordenco* Puyoles „estéril, planta improductiva" für den Osten: Caspe, Alcañiz, Teruel (auch für Tiere? fehlt REW, G. de Diego, Sl, Tol, vgl. RFE 7, 144).

Ein weiteres hier charakteristisches Suffix, *-orra* (zum Begriff dieses „Suffixes" vgl. § 93 der „Wortbildung") findet sich in *matśórra* Ansó, Hecho, Aineto, Solanilla „oveja, cabra, vaca estéril", auch span., dann in Benasque, Berbegal (RLiR 7, 158), der Bedeutung nach zu *macho* zu stellen (Rohlfs Z 47, 403), ferner in *afórra* Aineto „yegua que no cría", das wiederkehrt in Arrens *baca foúrra* „vache stérile", im Lavedan *foùrro* (Palay), nach Steiger 254 mit altkat. *alforre, alforra* etc. „lliure, franch de servitut" und asp. kat. pg. *forra* „(yegua, burra, oveja etc.) que no queda preñada" zu arab. HURR „frei". Auch *oβéła θarráδa* Hecho „oveja mayor de cinco años" zielt in der Bedeutung wohl auf die Unfruchtbarkeit. Typus *MANNA, REW 5307a, Rohlfs ib., Schmitt 58 fehlt.

Krankheiten.

Das im vorigen Abschnitt auftretende „Suffix" treffen wir wieder mehrfach in der Bezeichnung der von der Drehkrankheit befallenen Schafe: *amǫ́rra* Torla, Fiscal, sowie im Sobrarbe und Ribagorza: Bielsa, Plan, Benasque, Berbegal; *mǫ́rra* Graus (Rohlfs Z 47, 396), zu baskisch *amorru, amurru* „Wut"; gasc. *amùr, amoùrrou, amoùrre* „engourdi par le froid, gelé, qui a le vertige; le tournis pour les ovins" (mit Ableitungen bei Palay, vgl. dazu die Beispiele aus dem Bearn, Bigorre und Ariège bei Rohlfs und bei Schmitt 87).

Ebenfalls zu einem bodenständigen Wort scheint die folgende Gruppe zu gehören: *moδórra* Ansó, Oza, Aragüés, Embún, Sallent, Lanuza, Panticosa, Biescas, Bolea, *moγórra* Hecho adj. „(Schaf) mit Drehkrankheit", *amoδorráδa* Panticosa „id.", Ansó, Biescas „simple", sp. „schläfrig, einfältig" wie bearn. *amúrru* Aramits (vgl. hier RIEV 1914, 11); schon diese letzte Form zeigt das Ineinanderfließen der Bedeutung der hier besprochenen beiden Gruppen, die Verflechtung wird weiter bestätigt durch bigorr. *magòrro* „femelle stérile qui ne prend jamais" (Palay). Auf spanischer Seite teilen sich also *moδórra* und *amórra* säuberlich in Hocharagon und Sobrarbe-Ribagorza.

Von ähnlicher Krankheit scheint das mit *ezβokáo* Hecho („vértigo") bezeichnete Tier betroffen zu sein; *baϑéra* ib. „epidemía de carbunco en el bazo de los rumiantes" verzeichnet nur Tol; sprachlich das Gleiche ist *bánϑo* Ansó, Hecho „carbunco bacteridiano en la mielsa o bazo de los animales" (Ansó „especialm. de las ovejas"), Coll „bazo; bacera"; Puyoles „bacera, enfermedad del ganado, Caspe, Híjar etc."; das Wort scheint auch über den Gebirgskamm hinübergewandert zu sein, so belegt es Schmitt 88 für „Wanstblähung" im Bearn und in Aragounet im obersten Vd'Aure. *patéra* Ansó, auch Borao „malo de las uñas de las cabras", Borao „enfermedad del ganado de las pezuñas", zu *pata*; *eskañaϑía* Hecho „enfermedad de cabeza de los perros" (Verwünschung: *mala e. te mate*!), dazu Borao *escañarse* „desgañitarse; ahogarse de una tos muy fuerte", zu GANNIRE „kläffen, winseln" (Wechsel von anlautendem *g* und *k* hier durch *can* „Hund" begünstigt); *mwérβo* Hecho dissimiliert aus *muermo* (als Tierkrankheit), wie im anschließenden Bearn *gòrm*, *gòrma* „maladie de la gorge" (Arrens, Paret 30) zu WORM (frk.) „Eiter", REW 9670 (zum Wechsel *w* : *b* : *g* oder *m* vgl. §§ 25, 26 der „Lautlehre"). In Hecho bedeutet das Wort auch „Mutterkorn, schwarzes Korn".

Mästen, Scheren, Häuten.

Für „mästen" begegnen *embarδá* Ansó, anscheinend eine Vermengung aus *eŋgorδrá* Ansó mit Parasitlaut *-r-*, denn in Benasque lautet die Entsprechung *aŋgorδá* nach ALCat 701, und *embastár* Aineto neben *embasterϑér* Hecho, das sein *-r-* aus obigen zu haben scheint.

Esquilar kehrt wieder als *eskirá* Ansó, *eskirár* Hecho, Biescas, Loarre, *askirár* Torla, *skilár* Panticosa; *eskerár* Fablo kommt dabei zu der Bed. *mudar* „mausern, Fell oder Gefieder wechseln".

Neben *desaϑér* Aineto, *deyołá* Ansó, *deyołár* Hecho, Loarre für „despellejar, (abhäuten)" stehen *despełetár* Hecho, Borao, *espełetár* Hecho, Coll, *espełeχá* Ansó, *espełeχár* Sallent, Panticosa, Aineto, Loarre, zu PELLICULA; das Fell heißt dann dementsprechend *pełéło* Hecho, *peréło* Ansó, beide zeigen gegenüber sp. *pellejo* (das sich in Sallent, Aineto, Bolea, Loarre bereits durchgesetzt hat) Dissimilation des ersten *ł*; < PELLICULA; ferner *pełéta* Ansó, Hecho, Borao „piel de hombre y animal", *péło* Hecho, nach kastil. Muster *pyál de krápa* in Torla „pellejo" < PELLIS, ebenso das pejorative *pelaδíϑo* Hecho „pellejo malo" (sonst „Schale von Obst, Kartoffeln etc."), allgemeiner noch *mánto* Aineto; *añíno* Ansó „Vlies eines Lammes" < AGNINUS „lämmern" REW 287 (nur aital. *agnino*, *anino* RGr II § 453); *kraβúna* Panticosa „pelleja para hacer botos de vino o aceite, odre" (*cabruno* sp. adj.); schließlich seien hier genannt *korreχél* Ansó „cuero de vacuno" (sp. „Sohlleder"), zu CORRIGIA, und *bakál* ib. „id." zu VACCA.

Mähne: *pélo* Sallent, *eskelin* Panticosa, *klin* allg. neben sp. *crin, melena*.

Schweif: *kóδa* Ansó, Hecho, Sallent, Torla, Bolea, Loarre, auch Borao (kast. veraltet) neben allg. verbreiteten *cola, ráu* < *rabo*.

Huf: *káska* Ansó, Hecho, Aineto neben sonstigem *casco*, in Loarre *pata*.

Hörner: neben den üblichen *astas, cuernos* in Hecho das dim. *kornéts, kornéϑ* (schriftl. v. V. Méndez).

IV. Die Milchwirtschaft.

Der Ausdruck für melken ist neben den selteneren *eskurrutśár* Hecho, hochribag. *escurruñá(r)* (Ferraz y Castán), zu EXCURRERE, also eigentlich „abtropfen", besonders *muyí* (*yo múyyo, yo ẹ moiyú* „ordeño, he ordeñado") Ansó, *muyír* Hecho, Embún, Panticosa, alt in Aineto, *muír* Hecho, Biescas, Linás, Loarre, auch im Sobrarbe: Bielsa, im Hochribagorza dann *muire* (Ferraz y Castán), das im kat. von *munyir* abgelöst wird; die Typen von MULGERE, wie sie prov. *molzer, múlsẹ, múzẹ*, bearn. *múye* (Vd'Aspe), gasc. *mułe, muła* (ALF 1323, Palay, Schmitt 100) zeigen, fehlen bei uns im Hocharagon, greifen aber mit der Notiz *mułír* Bielsa (Schmitt ib.) ins Sobrarbe herüber.

Das Melken geschieht innerhalb des Pferchs an einer durch zwei parallel aufgestellte Hürden abgegrenzten Stelle, dem *muyiδéro* Ansó, *muyδéro* Hecho, jenseits der Grenze *mułeté* Baretous, Aspe, *mułẹdẹ́* vom Adour bis hinüber zum Ariège, im Bearn (Azun, Lavedan, Barèges), jedoch *müłedẹ́* (Palay, Rohlfs RLiR 7, 142, Schmitt 99). Der Melker ist der *muyiδǫ́* Ansó, *muyiδór* Embún, *mu̯yδór* Oza.

An Melkgeräten werden eine ganze Reihe von Gefäßen, die man auch in der Küche wieder antrifft, ohne ausgeprägte Eigenart in Form oder Herstellung verwandt: *kaϑwélā* Panticosa, *kaϑwẹ́lo* Lanuza, Loarre, von hoher Form; *koϑéra* Oza, Hecho „cocero mayor de hoja de lata, para ordeñar", *koϑéro* Oza „más pequeño que la cocera", *kwéϑa* Hecho, *kwéϑo* Ansó, Hecho, Embún, Lanuza, „Melkeimer mit Henkel" (in Ansó auch: „cuezo de latón bajo la escudilla en la que se aprieta el matón, para el siero"); dann *kaldéra* Oza, Torla „herrada para ordeñar"; *katśárro* Lanuza, Biescas, „Melkkübel" (vgl. *kotśárroδ δe tśintár* Hecho „utensilios de comer, cuezos y cazuelos"), schließlich wird sogar der sonst auf dem Herd übliche hohe *putśéro* zum Melken verwendet. Charakteristisch hingegen und alteinheimisch ist die *ferráδa*, an sich zum Aufbewahren und Tragen der Milch und des Wassers bestimmt, aber auch zum Melken verwendet. Dabei hat sich in unserem Gebiet die ursprüngliche Bedeutung „mit Eisenringen oder -reifen versehener Eimer" (analog der von *ruskaδéro* die von „aus Baumrinde bestehender Kübel") weitgehend verwischt und verändert. In unserem Gebiet gelten:

ferráta Torla, alt in Linás „caldera para agua", in Torla auch „caldera en que se muye"; *ferráδa* Ansó, Oza „donde se muye"

(aus Holz, ca. 40 cm hoch, oben wie unten ca. 25 cm breit); in gröſserem Format, ca. 1 m hoch, unten 30 cm, oben 40—45 cm breit, im untersten Viertel mit einem dünnen Eisenreif versehen in Ansó und Hecho „donde se cualla y donde madura el queso"; dann aber als eigentliches Wassertransportgefäſs, das auf dem Kopf getragen wird: Ansó, Hecho, Aragüés, alt in Biescas; dabei ist dieser hölzerne, unten weitere, mit zwei starken Eisenringen und zwei festen Henkeln versehene Eimer in dieser seiner ursprünglichen Form nur noch in Ansó und Aragüés anzutreffen, in Hecho ist er bereits ganz aus Blech; fehlt im Valle de Tena (oberster Gallego) und in der Sierra de Guara; *ϑerráδa* Fiscal ähnlich, „cubà", die alte Form noch in Linás, aber schon mit der Bezeichnung *erráδa*, während das Wort in Embún, Lanuza, Aineto einen gewöhnlichen Holzeimer oder -bottich mit zwei schwachen Ringen benennt; daneben Aineto *eráδa* für das gleiche Gerät, früher in der Lautung *feráδa* ib. „donde se muyen las cabras y ovejas", wie ich sie heut auch noch in Ansó gehört habe: „caldero para el queso"; dazu *ferraδéra* Hecho „cantarera, donde se ponen los cántaros" wie bearn. *herradé* (Lespy-R.). Das von FERRUM abgeleitete Wort gilt weit herum in Südfrankreich und Nordspanien: anschlieſsend an Hocharagon im Sobrarbe *forrata* Bielsa,[1] im Ribagorza *forada* Benasque,[2] kat. *ferrada*, bearn. s. vorige Fuſsn., abearn, *ferrade* (FEW III, 474); alav. *rada* mit Aphärese „herrada", *radeta* „acetre de cobre" (Baráibar), astur. *ferrada* Atalaya; das masc. *ferrat* auſser im Kat. auch in Südfrankreich weit verbreitet (FEW).

Wir haben also für das Gerät im Alto Aragón drei Verwendungen: 1. als Milchbehälter bei der Käsebereitung im äuſsersten Nordwesten: Ansó, Hecho; 2. als Wasserbehälter zu Transport und Aufbewahrung ebenda: A., H., Aragüés; schlieſslich 3. als Eimer, und zwar als Melkeimer in Ansó, Oza, Torla und Aineto, als Wassereimer dazu noch im unteren Val de Ordesa (Linás, Fiscal) und in Embún, Lanuza. Die hohe, konische Form hat sich dabei nur in Ansó, Hecho, Aragüés, Linás erhalten, schon Hecho zeigt dieselbe Form in Metall, und die gerade Form verwenden Ansó, Oza, Embún, Lanuza, Aineto, auch Linás: alter Name überträgt sich auf neue Sachen, die die alten verdrängen.[3]

Zu Beginn der Käsebereitung wird die Milch durchgeseiht, *kolá* Ansó, sonst *kolár*, und zwar durch die *kándra* Panticosa, *cándara* Borao „zaranda", zu *CANDAROS (vorröm.) „weiſs, dürr"?

[1] RIEV 7, 480; hier auch *furáta* „vase en bois (où l'on trait le lait), quelquefois taillé dans un tronc d'arbre", weshalb es Schmitt 101 zu FORATAM stellt; Recht gäben ihm vielleicht noch bearn. *herado*, gasc. *herát*, besonders auch die Form aus Benasque, dagegen aber spricht das naheliegende Plan mit *ferrada*, *forrada* (RLiR 7, 127), sowie die genannten hocharag. Formen, dann nach Rohlfs Lescun 22 bearn. *herrato* Lescun, *herrada* Ossau; und andererseits begegnet *-r-* ja auch mitten in unserem *-rr*-Gebiet.

[2] Rohlfs Lescun s. V. herrato.

[3] Vgl. Krüger, VKR II, 179: „Das ganze Gebiet zwischen Hecho und Ribagorza zeigt ziemlich verblichenes Gepräge in der Verwendung von Wassergefäſsen."

REW 1583 verzeichnet die pg. Dialektbedeutungen „dürre Zweige, dürrer Eichenast", deren Sinn unserem Worte wohl zugrunde liegen könnte, wenn man sich vergegenwärtigt, daſs die Hirten als Filter statt eines Büschels aus Schwanzhaaren der Kuh mitunter etwas Blatt- und Astwerk benutzen, wie es mehrfach bezeugt wird: „Strauſs Nesseln, Farrenkräuter" (Krüger B 80), „Busch Buchsbaumholz" (Bergmann 77).

Die Milch selbst heiſst durchgehends *leche*, bis auf Hecho, wo man auch *lę́y*, *lẹ́y* im Anschluſs an gasc. *lę́t*, *lẹyt* (ALF 746) hören kann. Für die Biestmilch gilt *guƚę́stro* Hecho, *kuƚéstro* ib., Embún „primera leche que da un animal después de parir", Ribagorza *cullestro*, astur. *culiestro* (RFE 13, 234), das den Weg zur Mouillierung des *ƚ* aus dem Diphthong nach *-ęstru* zeigt, also zu *CULESTRUM statt COLOSTRUM; dazu vom eben geborenen Tier *eŋkuƚestrárse* Hecho „tomar la primera leche", was zu der Redensart führt *no ƚas eŋkuƚestráu* ib. „du bist noch naſs hinter den Ohren". Vom gleichen Stamm westsp. *calostrar* Bierzo „coagular" (García Rey), für das im Aragon *triárse* Hecho, *bruƚárse* Panticosa, auch Tol, *kortárse* allgemein, auch span., *kwaƚáse* Ansó oder *kaƚárse*[1] Hecho, auch Bielsa und frz. Pyrenäen (Schmitt 125) gelten. Entsprechend ist dann die geronnene oder Dickmilch, oder die Milch, der man Lab, *kwáƚo* Ansó, Torla, *káƚo* Hecho, auch im Sobrarbe: Bielsa (ibid.) und Hochribagorza (Ferraz y Castán), zugesetzt hat: *kwaƚáo* Ansó, Aragüés, Ayerbe, *kaƚáδa* Hecho, dazu (nach Schmitt 125) *kaƚáta* Bielsa, Bestué; sonst in unserem Gebiet *kwaχáo*, *kwaχáδa*; es wird aber auch die feste Masse zur Käsebereitung damit gemeint: *kwaχáδo* Aineto „cuajada, requesón, después de apretar y escurrir el *cuajo*" (mit letzterem wäre dann die Molke bezeichnet); Ansó nennt den *kwaƚáo* auch *matón*: „la leche se *kwáƚa*, resulta *kwaƚáo* o *matón*"; vgl. alav. *queso matón* „requesón, masa blanca y mantecosa, que se hace cuajando la leche"; mit frz. *maton*, kat. *mató* „geronnene Milch, Lab" zu REW 5424 MATTA, dessen Nebenform NATTA > iberorom. *nata* „Rahm"; in Ansó sagt man für „nata, crema" wiederum *kwaƚáδa*, oder östlich an unser Gebiet anschlieſsend Sobrarbe *pínta* Bielsa, Bestué (Schmitt 109, für die frz. Zentralpyrenäen vom Ht.-Adour bis Vd'Aran *pinto*) und Hochribagorza (Ferraz y Castán).

Die Molke heiſst allgemein *syéro* Ansó, Hecho, Lanuza, Torla, Bergmann 78 notiert für den ersten Ort *šéro*, zu SERUM; das Wort gilt auch in einigen Hochtälern der frz. Zentralpyrenäen (vgl. Krüger B 98); als „resto, casi agua" bei der Käsebereitung definiert man *siriγwéta* Aragüés, *sirikwéta* Fiscal, *sirikéta* Torla; dieser Typus lebt nach der ausführlichen Zusammenstellung von Krüger besonders kräftig im katal. Sprachgebiet, dann aber auch wieder im Bearn und Baskenland (bei Azkue noch labort. *širikota* „agua

[1] Vgl. vom selben Etymon COAGULARE *kaƚár* Hecho „intestino recto del cochino", im alav. vom Labmagen her schon allgemeinere Bedeutung aufweisend *cuajo* „estómago o vientre; cachaza, calma" (Baráibar).

que se extrae del queso y que *no* es el suero"); zwischen beiden Domänen schlagen unsere arag. Hochtäler mit Fiscal, Torla und Aragüés die Brücke und zeigen, daſs wir es mit einem echten Pyrenäenwort zu tun haben (kat.-arag.-bearn.-bask.); REW 7870 gibt dazu prov. (Krüger aprov.) *serigot*; man wäre versucht, SERUM COCTUM als Etymon anzusetzen; rein sachlich stände dem nichts entgegen, da zunächst ja die ganze geronnene oder mit Lab versetzte Milch zur Käsebereitung etwas erhitzt wird, dann aber auch die Molke selbst wiederum bei der Herstellung des Ziegers; auch die Semantik hätte ihre Stützen, vgl. etwa *EXCOCTA „Molken", das mit seinen Formen wie piem. *rəskwẹta* „petit-lait qu'on donne aux bestiaux" ein dem unseren analoges Alpenwort ist (zur Verbreitung vgl. FEW III, 278b, REW 2977); und schlieſslich lautlich: zum Wechsel des Anlauts *s* : *ś* : *tś* bei alten, bodenständigen, vom nivellierenden Einfluſs der Schriftsprache unbehelligt gebliebenen Wörtern vgl. § 11, 12 der „Lautlehre"; der Triftong in **ku̯éyta* ist vereinfacht zu *ku̯éta* wie *féyto* zu *féto* etc., in Torla weiter zu *e* wie etwa *prueba* zu arag. *préβa*, und der katal. Wortausgang ist an den der häufigen Wörter mit Suffix *-ot* angeglichen worden (wie arag. *pikwéto* gegen kat. *picot*, etc., § 63 der „Formenlehre"), auffällig bleibt dagegen bearn. *o*, gegen bearn. *arrecueyt* „recuit" (Palay), formal im arag. das Genus. Immerhin macht man sachlich in Torla z. B. einen Unterschied zwischen *syéro* und *sirikéta*: „el *syéro* es para los bíchos, la *sirikéta* para beber; sacan del caldero 1. el queso, 2. la *sirikéta*, 3. el *syéro*", dazu paſst auch die oben angezogene Notiz von Azkue für das bask., vgl. auch REW prov. *serigot*, kat. *xerigot* mit der Bedeutung „Buttermilch".

Für den Molken steht in unserem Gebiet noch ein vereinzeltes Wort: *eskárϑo*, Panticosa erklärt es durch: „la leche s'a brullado, como a pilotones, va a ser requesón, sale *eskárϑo*, como agua", zu *EXCARPSUS, REW 2961 „dürftig, sparsam" (kat. *escars* = *escas*)?; *porán* für Bielsa (Schmitt 127) zweifellos zu asp. *porar* aus PURARE, REW 6857 „reinigen, abtropfen"; wozu bearn. *redè* Ossau „petit-lait" (Palay)?

Die „restos de queso en el caldero después de sacar el requesón" sind die *maχáδos* Torla oder *małaδiϑas* Panticosa, beides zu *małár* „machacar" aus MALLEUS, in Panticosa von den kleinen Quarkteilchen auf die Buttermilch übertragen: „líquido que se queda en la candra haciendo la manteca, se da a los cochinos". Schlieſslich heiſsen die kleinen, unbrauchbaren Reste im Käsekessel mit einem echten Pyrenäenwort auch *andárras* Ansó, Hecho, *endárras* Embún „restos en el caldero después de sacar el requesón y el siero", in Aragon also auf den äuſsersten Nordwesten beschränkt, nahe dem Baskischen, dem es entstammt (Rohlfs Z 47, 396).

Der Käsekessel ist allgemein *kaldéro*, der Käsebrecher *kutśára*, *kułár*[1] Hecho „majador para machacar la pasta del queso o las

[1] Dazu *kutśár* Aineto, vgl. asp. *cuchar* (RGr. II § 464) und *kułár* Ansó, Hecho, Biescas, Fablo „cazo para sacar la sopa".

patatas cocidas"; das von Schmitt 126 für Ostaragon erwähnte *andóϑa* Bielsa „louche en fer pour remuer le lait caillé" könnte sich mit bearn. *landéra* Azun „bâtonnet avec des branchettes recourbées pour remuer le lait caillé", das seinen Anlaut vom Artikel hat, zu *ANDEROS stellen, vgl. FEW I, 94, wo für *andière* „ustensile de cuisine" gilt, andererseits schon suffigierte Formen zum (vermeintlichen) Stamm *and-* gegeben werden: *andena* „instrumentum ferreum foci".

Käsereif und Abtropfunterlage sind jetzt von Krüger B 84ff. ausführlich beschrieben und abgebildet worden. Für ersteren gilt arag. allgemein *áro*, *márko* Biescas (sp. *marco* „Rahmen"), *ϑerϑílo* Torla, (sp. *cercillo* „(Faſs-)Reif"), schlieſslich *kanáβla*, *kañáβla* Hecho, anschlieſsend an bearn. bigorr. *kanáu̯lo* Aspe, Baretous, Gavarnie, Bagnères-Big. „moule à fromage" (Rohlfs RLiR 7, 140). Das Abtropfbrett, d. h. die Unterlage des Käsereifs heiſst einfach *táβla* Aineto, Solanilla, *keséra* Torla, Fiscal, räumlich anschlieſsend an das von Krüger B 96 für Wilmes genannte Tal Vió-Fanlo; oder aber *faśéla* Anso „tabla sobre la cual se hace el queso; tiene un *ojero* para dejar salir el *siero*"; nach Bergmann 77 auch in Fago, zu FISCELLA, FEW III, 579b, während nach Hecho die gasc. Lautung herübergekommen ist: *śéra* und, mit Anklang an *syéro*, den Namen der herausflieſsenden Molke, *syéra*, vgl. die bearn. Formen *eśero* Aramits, Baretous, Lescun unmittelbar gegenüber von Hecho bei Rohlfs RLiR 7, 147, sowie für Tredós *er eśera* bei Krüger B. 88.

(Fortsetzung folgt.)

Anhang.

Mein Gewährsmann und Freund in Hecho, D. Veremundo Méndez Coarasa, maestro nacional y oficial 1º de la secretaría del Ayuntamiento de Hecho, cheso indígeno y folklorista entusiasta, ist durch die Besuche 1932 und die damit einsetzende intensivere Beschäftigung mit seinem Heimatidiom angeregt worden, ländliche Szenen der Pyrenäenhochtäler in seiner Mundart festzuhalten. Aus der Fülle der Gedichte, die so in den Jahren 1932—1934 entstanden sind, greife ich zwei heraus, die besonders geeignet scheinen, den in den voraufgehenden Abschnitten besprochenen Wortschatz der Landwirtschaft und der Viehzucht lebendig im Gebrauch vor Augen zu führen und die damit ausgedrückten Gegenstände, Tätigkeiten und Szenen eingehend zu illustrieren. Nicht von meinen beiden Aufsätzen erläuterte Wörter und sprachliche Erscheinungen werden dabei am Schluſs kurz zusammengestellt. *Sch* bezeichnet den präpalatal-alveolaren stimmlosen Reibelaut *ś*. Vgl. auch das inzwischen von Rohlfs im Archiv für das Studium der neueren Sprachen 167, S. 245—251 veröffentlichte und kommentierte Gedicht von Herrn Méndez „La Siembra".

La trilla.

A lo punto lo dia'stendillan
por encima la tasc'arrasada,
las gaviellas, desfendo los faschos,
en redonda y polida planada.
Avian los trillos,
y trayen las palas,
con los retabillos,
las forcas, bien blancas,
l'aral, pasariestas,
y vellas cabazas;
sacan los lichés.
por si alcaso venise tronada;
la yegua tordilla,
la yegua'strellada,
qu'ayer las discheron,
las dos ya ferradas,
lo macho morico,
la mula pintada;
Colleróns, trilladeras, latígos,
tiratrillos, ramáls, cabazanas,
d'antiojeras, pa guita tordilla,
por si alcaso, no suelte la calcia.
La bota con vino,
lo rallo con l'agua,
los dos a la fresca,
talecas, sabanas,
feitas de sapinos,
con cañímo, teschidas, bandiadas,
mesmamente que todas las cosas,
con siñal de la casa marcadas.
Apañan las bestias,
dentran ta la parva,
y dan vellas güeltas,
pa vier d'abascharla.
Lis enganchan, contino, los trillos,
y empecipian faena con gana,
dando güeltas y güeltas seguidas
machacando y cluschindo la garba,
las unas por meyos,
las otros más largas,
que pillen los cantos,
pa'star igualadas.
Y te fan, como dobanaderas,
con madeja que nunca s'acaba;
güeltas y más güeltas,
a una mano dadas,
te marchan las bestias,
pisotiando y trillando la parva;
por encima l'han feito ya'polvos,
por debascho la palla ye larga.
Ba que darli güelta.
Ba qu'encontornarla.
Y los hombres se pillan las forcas,
en ringlera regüelven la parva,
siñalando sendetas por ella,
y a la güelta, con otras, las tapan;
y así, d'ischa guisa,
ven cortando igualada la garba . . .

Lo sol ve fuíndo,
lo sol se devanta,
dischando la tierra,
lejizos, dezaga,
y cuanto mas puya,
tanto mas abrasa . . .

Y la chen qu'en la seras ha tajo,
lo que puede cada uno triballa . .
Clusche lo latígo,
las bestias no paran,
l'hombre que las lleva,
vella jota canta . . .
Un mocet ve montau en lo trillo,
que con ruedas schalapa la garba,
marcha'n l'otro lo mozo de machos,
que con peñas de fuego'smicaza
las brancas de trigo
y las fa pitanzas.
Otra vez lo de alto'nta bascho,
otra vez encontornan la parva,
otra vez a cantar lo mesache,
de la trilla, polida tonada . . .
Lo sol has encima,
ni puya ni bascha,
que yé meyodia,
y crema y sucarra,
safoca y ardiendo,
te tosta la cara . . .

La faschina de garba'ischa hora,
no yé muita la sombra que guarda,
y ¡que bién lis viene!
pa chintar con gana,
pa beber lo vino,

y bien fresca l'agua . . .
Ische rato las bestias no trillan,
s'esvolutan, abrevan, s'escansan
y jadiando, resoflan y comen,
vel almute de güerdio u cebada;
y antis de las dos
tornan ta la parva
cada cual ta lo suyo triballo,
a siguir a deván la jornada,
a cantar los que llevan las bestias
que te rastran lo trillo'n la parva.
Encontornadura,
está fendo falta;
la fan apriseta,
con forca y con pala . . .
Ya la garba la son feita'polvos,
ya preparan pa bien replegarla,
ya te sacan las bestias ta fuera,
que trillada y mui bien ye la parva.
Lo replegador,
a lo macho morico l'inganchan,
pa meter, en muntón, en las seras.
a lo trigo mezcláu con la palla;
pillan retabillos
las escobas de buschos y allagas,
u de gruñolera,
en lo canto paret amoldadas,
con cantáls que lis itan encima,
pa meterlas, por bascho, aplanadas.
En que la replegan,
la beriend'apriseta se zampan.
Tornan p'aventar.
¿No vis que preparan?
¡Que demonio de traste yé ischo,
que t'arrulla, sin d'aire, la palla,
y lo trigo, por una grietera,
al revés que la palla'nta zaga?
¡Ay que rebulicio!
¡Que bulla que t'arma!
¡Que roido que mete!
¡Si tanto triballa! . . .
¡Ye un'aventadera,
as'iz que la claman! . . .
en lo canto faschina'n la seras
li deciba una forca'una pala . . .
Plora un pasariestas,
y l'aral, qu'antis mas empleaban,
al vier que los dischan aparte,
y dinguno crosida que faltan.
¡Ah, si fese aire!
Bien chiqueta, irías de zaga! . . .

Lo sol ve fuindo,
lo sol ya se'n bascha,
s'acerca'nta tierra,
de salir, contraria;
ya la'stá tocando . . .,
ni crema, ni abrasa . . .

La chen ,en las seras,
d'aventar remata;
Unos dentran la palla'nta dentro . .
Otros llevan lo trigo'n ta casa . . .

La Cabaña.

Ascuitar que ya se siente,
la de Pepe de Vicente,
de lo Torrillòn venir,
ascuitar ischos roidos,
de las reses los belidos,
de los sumisos gruñir.

7 Sentir lo mairal que guia,
lo pastor que la rodía,
y a lo agudo repatán
a los burros cabañés,
con coceras y caldés,
lo ladrar ronco d'un can.

13 Oir trucos y esquillóns,
metaladas y cañóns,
cuartizos y realeras.
Sentir las esquillas planas.
¡Bién sonan ischas fulanas,
igual que las carnaleras!

19 ¡Mirar! Que ya ve a plegar,
en t'aquí pa veraniar,
dimpués de mala iviernada,
con los sentidos abrìus,
los parajes conocíus,
brinc'alegre y bién templada.

25 Vienen por la cabañera,
carretera, carretera,
ta la bascha San Antón,
dimpués qu'arronza, se ancha,
en do lo pallar de Francha,
ta Echo dentran en cordón.

31 Cruzan por los Esparráls,
ischos cientos d'animals,
y s'arronzan ta lo puén,
majos, limpios, gordos vienen,
dicen los que se detienen,
a mirarlos muito y bién.

37 Las cincuentenas rayando,
lo mairal, las ve contando,
de lo costáu de la marca,
ayudándoli un pastor,
pa que así pasen mejor,
con lo tocho y con l'abarca.

43 Mirar los chotos de guia,
como marchan a porfia,
d'ischa cabaña'debán,
y mirar ischos crestóns,
con sus güenos esquillóns
que sonan, talán, talán.

49 Vier que majos los bucos,
con canablas llevan trucos,
que sonan, dolón, dolóns;
mirar tamién los carnés,
con cuartizos carnalés,
y otros chotos con cañóns.

55 Sentir ischas metaladas,
con canablas adornadas,
que sonan, tilín, tilán;
oir las esquillas planas,
de ovellas rasas de lanas,
resonan, dilín, dilán.

61 Asquitar las realeras,
los piquetes de corderas,
cascabels de los sumisos,
remugar de las frescuadas,
con los de cuatremudadas,
de las crabas y crabitos.

67 Los segallos, los primals,
de collaréz con metals,
y otras ovellas zarradas,
los cordés y las corderas,
los borregos y borregas,
con las otras achuntadas.

73 No penséz que son ovellas,
ischos mastíns sin d'orellas,
y carlanca'l caminar,
con fuertes zarpas cual fierros,
de güellos torvos y fieros,
ensangrentaus al mirar.

79 Vier ischos cabañés,
los zagueros compañés,
de la cabaña transuante,
caminan con muita calma,
aparejaus con la jalma,
con lo repatán tunante.

85 Se desanchan por la glera,
buscando vella mosquera.
por que ven a'calorar,
y dimpués de darlis sal,
que lamina ische animal,
a meya tardi, a'brevar.

91 Los pastós son en la glera,
y encienden una foguera,
pa fersen lo que cenar,
escargando de los burros,
sin d'aparatos ni apuros,
los cocharros de chintar.

97 Y preparan los caldés,
calzapuños pa salés,
y lo cuerno p'aceitar,
pillan la cucharetera,
trayen agua'n la cocera
y uno lo pán vé a cortar.

103 Las migas meten en danza,
en caldero sin de panza,
con sebo pa derritir;
y encima de los purnallos,
meten vellos azamallos,
pa que s'asen, pa'ngullir.

109 En que las migas facieron,
todos las acometieron,
cucharada y paso atrás.
¡Alto ya la cucharada!
que lo miral l'ha clavada
y ¡Cudiáu ne saquen más!

115 Con la bota, lo mairal,
emplida'n lo sobornal,
bebe y luego garraspía,
lin alcanza ta un pastor,
da la güelta alrededor,
lin tornan, la descha'n pìa

121 Torna'sacar cucharada,
igual fa la pastorada,
lug'otra vez a beber;
y ya, sin de más fatigas,
se zampan todas las migas,
la pizca, ven a'mprender.

127 Repatán meyo adormir,
yera fendo lo mundíu,
traciando muito al chintar,
li te dan por azamallo,
de'mbatallar, un batallo,
que se'ntivoqué al ascar.

133 Los mastins en un rincón,
de canero su masón,
con las zarpas agarráu,
mirando ta la cabaña,
como a lobo, igual la saña,
lo dischan d'esmicazau.

139 Cada res se fa su cama,
y escarba de güena gana,
lo puesto'n que se ve itar,
lo que li'storba, tirando,
pa'star tumbada'n lo blando
y lo cuerpo acomodar.

145 La nuéy, así se'n ve indo,
los pastós meyo dormindo,
son rodiando la foguera;
y cuatro luces relumbran,
que como aquella, te'slumbran.
¡Los mastíns guardan la glera!

151 Y en que l'alba se presenta,
la cabaña, bien contenta,
rebullindo, se debanta;
y en que los pastós almuerzan,
l'amo lis manda que tuerzan,
ta la cabañera'n planta.

157 Marieta, con Crestina,
alegres, de la cocina,
veyen los suyos ganáus,
oindo las risotadas,
de los mocéz y criadas,
que tamién son asomáus.

163 Ascuitar que bien se siente,
la cabaña de Vicente,
ta lo Gabardito ir,
y mirar la polvarera,
que devanta por la glera
la'nvidia d'un güen vivir.

Veremundo Méndez Coarasa.

La Trilla.

1 a lo punto lo día „al rayar el alba", unbezeichneter Genitiv wie 124 lo canto paret, 143 lo canto faschina, vgl. § 50.
10 vellas „algunas", vel „algun".
27 sapinos „fibras de las partes leñosas del lino o cáñamo".
38 cluschindo „crujiendo", 67 clusche „cruje".
51 ba que „hay que", Kontr. aus bi-ha, ibi-ha, s. § 34 der „Formenlehre".
65 la seras, 119 las seras falsche Trennung für las eras.
72 mocet „mozo, joven".
81 mesache „muchacho, rapaz".
83 has „tienes" vgl. § 46.
98 esvolutarse „revolcarse".
110 apriseta „de prisa".

125 itar „echar" vgl. § 8.
131 vis „ves".
132 traste „cosa, aparato".
142 iz „dice, se dice, dicen".
149 crosidar „preguntar, inquirir".
150 fese „hiciese" vgl. §§ 44, 45.

La Cabaña.

1 ascuitar „escuchar".
6, 63 sumiso „perro de raza francesa que en Patois llaman sumís".
10 burros cabañés „burros que van con la cabaña trayendo utensilios, víveres etc."
21 iviernada „invierno".
26 carretera, carretera „carretera adelante, adelante".
27 bascha Flurname „pequeña llanura situada en bajo".
28 arronzar, 33 arronzarse „reunirse, correr a tal punto".
49, 79 vier „ver", vgl. § 45.
68 collaréz „collaretes"
73 pensez „penséis" < *pensetis, vgl. § 41.
81 transuante „traseunte".
86 mosquera „sombrajo para resguardarse del sol".
87 ven „van", 102 ve „va", vgl. § 45.
93 fersen „hacerse 'ne" < inde, vgl. § 34.
94 escargar „descargar", vgl. § 52.
96 cocharros „utensilios".
chintar „comer".
103 migas „comida preferida de los pastores".
106 purnallo „fuego".
107 azamallo „implica ración de carne, tocino, chorizo etc., igual cebolla sería azamallo, algo para pasar pan" (Zubrot).
111 cucharada y paso atrás: die Hirten stehen im Kreis um die große Schüssel migas herum, treten einzeln an sie heran, beugen sich zu ihr am Boden hinunter, nehmen eine cucharada auf ihr Brot und treten in den Kreis zurück, usf. bis zum Ende der Mahlzeit.
113 l'ha clavada „la ha clavado (la cuchara en la sartén o caldero para que nadie saque más mientras se bebe vino)".
116 sobornal „boto chico para líquido".
117 garraspyar „carraspear".
120 la descha 'n pía „apoyado el brocal de la bota contra una piedra etc. para que, estando sin cerrar, no pueda salirse el vino por el orificio de salida".
128 fer lo mundíu „hacerse el tonto, el distraído o el dormido, pero sin serlo o estarlo".
129 traciando, traciar „hacer trazas, enredar, distráerse".
131 'mbatallar „poner badajo".
134 de canero su masón; masón de canero „comida de los mastines que consiste en las cáscaras del grano de trigo que se separan al moler este cereal y que se les amasa con agua"; canero „salvado"; masón „especie de bola".
145 indo „yendo", 146 dormindo „durmiendo".
153 rebullindo „rebullendo", 160 oindo „oyendo".

ALWIN KUHN.

VERMISCHTES.

I. Sprachwissenschaft.

1. Frz. *galée* „Galeere".

In ZrPh. 51, 473 ff. habe ich afrz. *galee* ,,Galeere'' Rolandslied 2729 und anderswo und ait. *galea* dass. Tom.-Bell. 2, 989 b auf aspan. *galea* Berceos Milagros 593 b, 676 b; Apolonio 386 a, 393 b, 492 a und später, dieses auf arab. *ḫalîja* ,,grofses Schiff'' Freytag 1, 522 a; Wahrmund I, 1, 622 a zurückgeführt und die Herleitung des rom. Wortes von spätgriech. *γαλέα* durch Meyer-Lübke, REW. 3642; Gamillscheg und andere abgelehnt; in den Nachträgen seines REW. S. 807 b unten, hat Meyer-Lübke diese meine Auffassung angenommen. Vor kurzem hat nun B. E. Vidos, ZfSL. 58, 462 ff. die Herleitung der rom. Wörter für ,,Galeere'' von arab. *ḫalîja* durch mich bekämpft und die von dem spätgriech. Worte verteidigt. Manche der von Vidos vorgebrachten Argumente erweisen sich bei näherer Betrachtung als nicht stichhaltig.

Zunächst bezweifelt Vidos geradezu die Existenz des arab. Wortes, das er *xalîja* schreibt; er gibt nämlich den im Arab. mit خ, von mir wie anderen mit *ḫ* bezeichneten Laut in lat. Schrift mit dem zweideutigen und daher nicht glücklich gewählten *x* wieder. Bei seinem Zweifel an der Existenz von *ḫalîja* stützt sich Vidos auf Angaben von Arnald Steiger. Nachdem ich das arab. Wort aus Freytag 1, 522 a und Wahrmund I, 1, 622 a angeführt habe, verzeichnet es Steiger bei Vidos 464 noch aus Lane 2, 805 b. Aber die von Steiger aus Lane angeführte Bedeutungsangabe ,,a great ship: or a ship that goes of itself, without its being made to do so by the sailor: or one that is followed by a small boat'' unterscheidet sich nicht von der Angabe des von mir angeführten Freytag ,,navis maior vel ea navis, quae a nautis non dirigitur, vel ea, quam sequitur cymba parva''; diese Anführung Lanes hat nicht weitergeführt. Trotzdem wirft mir Steiger vor, ,,die Identifizierung des Wortes in unzulänglicher Weise vorgenommen'' zu haben. Er tut dies anscheinend deshalb, weil ich es nicht wie er in den Wörterbüchern moderner arab. Mundarten gesucht habe; ich habe dies nicht getan, weil ich aspan. *galea* auf ein Wort des im 9. Jahrhundert in Spanien gesprochenen Arab., nicht auf eines der modernen arab. Mundarten zurückgeführt

habe. Freilich hat Steiger wegen des Fehlens von *ḫalîja* in den Wörterbüchern moderner arab. Mundarten „vermutet, daſs *xalîja* möglicherweise ein Wort ist, das nur auf schriftlicher Überlieferung beruhend, vielleicht eine Verschreibung (wie wir im Arab. deren viele besitzen) darstellt"; er vermutet dann, daſs *ḫalîja* Verschreibung für *ǵalba* „groſses Schiff" sei, weil *ḫ* und *ǵ* sich nur durch den über bzw. unter dem eigentlichen Buchstaben gschriebenen Punkt, *j* und *b* nur durch einen unter den eigentlichen Buchstaben gesetzten Punkt mehr bei *j*, weniger bei *b* unterscheiden. Die Möglichkeit einer Verschreibung von *ǵalba* in *ḫalîja* ist nun, wie mir der Privatdozent der semitischen Sprachen an der Innsbrucker Universität Hans Kofler schreibt, „vom rein graphischen Standpunkte aus ohne weiteres zuzugeben, aber nur soweit es den Singular des Wortes betrifft. Der Plural hingegen (ein sogenannter pluralis fractus) lautet *ḫalājā*; ein Wort aber von der Bildung *ǵalbah* kann unmöglich einen solchen Plural bilden. Lisān 18, 265 aber zitiert einen Vers des alten Dichters Ṭarafa, in dem die schwankenden Kamelsänften eines abziehenden Stammes mit *ḫalājā*, also mit groſsen Schiffen verglichen werden. Das Wort ist also für das alte Arabisch sicher bezeugt." So Hans Kofler. Durch das Vorkommen des nur zu *ḫalîja*, nicht zu *ǵalba* stimmenden Plurals *ḫalâjâ* „groſse Schiffe" bei dem kurz vor Mohammed lebenden Dichter Ṭarafa ist die Vermutung Steigers, daſs *ḫalîja* Verschreibung für *ǵalba* sei, widerlegt.

Auch Vidos selbst behauptet über arab. *ḫalîja* Unrichtiges. In ZrPh. 51, 473 unten, habe ich gesagt: das arab. Wort ist . . . wegen der Bedeutung „Bienenkorb" wohl bodenständig oder allenfalls aus einer östlicheren Sprache bezogen. Die Bedeutung „Bienenkorb" habe ich dem arab. *ḫalîja* nach der Bedeutungsangabe „alveare apum" Freytags 1, 522a, nach der „Bienenkorb" Wahrmunds I, 1, 622a zugeschrieben; Freytag und Wahrmund sind meine Quellen gewesen. Nun sagt Vidos 464, Mitte, von Brüch wörtlich: „seine Quellen geben ihm für *xalîja* die ursprüngliche Bedeutung „Bienenkorb", was nicht zutrifft"; wie kann Vidos behaupten, es treffe nicht zu, daſs meine Quellen mir für *ḫalîja* die Bedeutung „Bienenkorb" gegeben haben? Nun vermute ich allerdings, daſs Vidos als Nichtdeutscher nicht weiſs, daſs sich „was" auf den ganzen Satz bezieht, daſs er sich in deutscher Sprache schlecht ausgedrückt hat und sagen wollte: die Bedeutung „Bienenkorb", die nicht zutrifft. Er sagt nämlich von meiner Ansicht, daſs das Wort für „Bienenkorb" bodenständig sei, mit unschöner Wiederholung desselben deutschen Stammes: seine Annahme ist schwerlich annehmbar; denn die nomadisierenden Araber betrieben selbst keine Bienenzucht. Wie steht es mit diesem Argument? Wie erwähnt, hat Steiger Lane zitiert, aber nur dessen Angaben, die die Bedeutung „Schiff" von *ḫalîja* betreffen, nicht dessen darauffolgende Bedeutungsangabe „the habitation of bees (whether it be a manufactured hive or a hollow in the trunk of a tree or in a rock), in which they deposit their honey; the place in which bees

deposit their honey". Zu diesen Angaben Lanes schreibt mir Hans Kofler: „diese Angaben, die Lane ziemlich wörtlich aus den arab. Nationallexika entnommen hat, werden durch alte Dichter, die Lisān zitiert, bestätigt." Somit geben nicht nur meine Quellen, Freytag und Wahrmund, sondern auch Lane und dessen Quellen dem arab. *ẖalîja* eine Bedeutung „Bienenkorb". Diese verzeichnen ferner nicht nur die Bedeutung „ein von Menschen verfertigter Bienenkorb", sondern auch die Bedeutung „Höhle in einem Baumstamm oder in einem Felsen als natürlicher Bienenstock"; um das Bedürfnis nach Bezeichnung einer solchen Sache zu haben, brauchten die nomadisierenden Araber keine Bienenzüchter zu sein, sondern nur Bienen in ihrem Lande zu haben und sie zu beobachten. Letzteres traf aber zu. Denn, so schreibt mir Hans Kofler, „daſs die Araber die Biene nicht nur gekannt, sondern auch genau beobachtet haben, geht daraus hervor, daſs sie neben der allgemeinen Bezeichnung *naḥl* „Biene" auch noch eine Reihe von metaphorischen Namen besitzen und dazu noch Bezeichnungen für die verschiedenen Arten der Bienen (Drohnen, Königin). Auch der Honig ist den alten Dichtern wohl bekannt, von denen der Speichel der Geliebten mit *ʿasal* „Honig" verglichen wird. Aber auch für „Bienenkorb" oder „Bienenstock" gibt es auſser *ẖalîja* noch eine Reihe von Ausdrücken: *ǵibḥ, ǵabḥ, ǵubḥ; daẖla, šûra, mašâr, ʿassâla, maʿsala, ʿamîra, kuwâra.* So Kofler. Man sieht, daſs das die Bedeutung „Bienenstock" von *ẖalîja* betreffende Argument von Vidos nicht stichhaltig ist. Das arab. *ẖalîja* „Bienenstock, groſses Schiff" hat existiert und ist nach seiner Bedeutung „Bienenstock" bodenständig gewesen.

Wenn aber Vidos schon die Existenz des arab. *ẖalîja* zugibt, so bezweifelt er, 465 oben, daſs es aspan. *galeya, galea* ergeben konnte. Man muſs seine Argumentation auch in diesem Punkte als verfehlt bezeichnen, selbst wenn man *gale(y)a* gar nicht auf arab. *ẖalîja* zurückführt. Für *ẖ* und *ẖalîja* *x* und *xalîja* schreibend, sagt er: die Gleichung arab. *xalîja* — aspan. *galeya, galea* ist nicht einwandfrei, weil arab. *x* mehrere Ergebnisse in Rom. aufweisen kann. Diese Argumentation ist unlogisch; denn es kommt nicht darauf an, ob arab. *ẖ* nur éin Ergebnis oder mehrere im Rom. aufweist, sondern nur darauf, ob sich unter den Ergebnissen, die arab. *ẖ* im Rom. aufweist, *g* befindet. Dies ist der Fall, wie aspan. *galanga, garroba, (al)galifa* aus arab. *ẖalangân, ẖarrûba, ẖalîfa* (Brüch, ZrPh. 51, 473/4; Steiger 229 Mitte), aspan. *guita, algafacán, galingal* aus arab. *ẖait, alẖafaqân, ẖalanǵân* (Steiger 229) zeigen. Vidos bemerkt noch: „arab. *îja-ea* (*eya*) wäre, wie mich Steiger belehrt, vielleicht auch möglich, sofern man dem *l* velarisierenden Charakter zuschreibt. Immerhin findet Steiger die Velarisierung in dieser Konsonantenumgebung bedenklich." Die „Velarisierung", wie Steiger den Wandel des *î* zu *e* nennt, trat tatsächlich nach *l* in altarab. *malîḥ* „schön" — span.-arab. *maléh* „gentil" P. de Alcalá 266a 28, „hermoso" 273b 5, vor *-ja* in arab. *albaqîja, alquarîja* — akat. *albaquella,* amurc. *alcarea*

(Steiger 341 Mitte) ein, könnte also auch nach *l* vor *-ja* in *ḫalîja* eingetreten sein.

ZrPh. 51, 474 unten, habe ich *galea* bei dem in Kalabrien lebenden Gaufred von Malaterra und dem auf Sizilien lebenden Hugo Falcandi als den Gebrauch von *galea* in Unteritalien nicht beweisend angesehen, weil beide nach Ulysse Chevalier I und Gröber, Gr. II, 1, 295 Normannen waren. Dazu bemerkt Vidos, 465 unten: „um seine These aufrecht erhalten zu können, behauptet Brüch nach Gröber, Gaufred von Malaterra und Hugo Falcandi wären Normannen . . . Ich kann nicht entscheiden, welcher Abstammung G. von M. und Hugo Falc. sind." In Wahrheit habe ich die normann. Herkunft der beiden in Unteritalien lebenden Chronisten keineswegs betont, um „meine These aufrecht erhalten zu können" — ich habe untersucht, keine „These" aufgestellt —, sondern deshalb, weil nach meiner Ansicht der Gebrauch eines neuen Wortes durch Normannen Unteritaliens in lat. Schriften noch nicht den Gebrauch dieses Wortes durch die bodenständige Bevölkerung Unteritaliens beweist. Die beiden Chronisten normann. Herkunft, von denen der eine, Hugo Falcandi oder Hugo Fulcandus, Hugues Foucaut nur vorübergehend auf Sizilien lebte, bald wieder nach Frankreich zurückkehrte und Abt von Saint-Denis wurde, haben *galea* nicht etwa in it. Schriften, sondern in ihrem Latein gebraucht. Auch habe ich nicht die normann. Herkunft der beiden Chronisten „behauptet", sondern einfach die Angaben Ulysse Chevaliers und Gröbers in berechtigtem Vertrauen zur Verläſslichkeit dieser Gelehrten übernommen. Ihre Angaben beruhten auf der von Chevalier in reichem Ausmaſs, von Gröber kurz angeführten, von ihnen eingesehenen Quellenliteratur, vor allem auf Muratori, Rerum Italicarum Scriptores 5, 540 oben; 7, 250 oben, und der Histoire littéraire de la France 8, 481; 15, 274f. Daſs Casini, GGr. II, 3, 10 Goffredo Malaterra und Ugo Falcando „Sizilianer" nennt, habe ich schon in ZrPh. 51, 474 unten, erwähnt; aber Casini, der seine, erst von Heinrich Schneegans ins Deutsche übersetzte Literaturgeschichte in it. Sprache schrieb, wollte, als er den einen und den anderen Chronisten einen „siciliano" nannte, vielleicht gar nicht ihre nationale, sondern nur ihre geographische Zugehörigkeit zu diesem Teile Italiens angeben. Natürlich können die beiden in Unteritalien lebenden normann. Chronisten *galea* auch in Unteritalien gehört haben, was Vidos, 465 unten, seiner These wegen annimmt; aber ebensogut können sie, von denen Gaufred das Wort schon um 1100 gebrauchte, es ihrer normann. Mundart entnommen haben. Das letztere schien und scheint mir deshalb wahrscheinlicher, weil einerseits anormann. *galee* für die Zeit bald nach 1100 durch *galee* des Rolandslieds 2729 bezeugt ist, dessen Dichter das nur an einer Meeresküste in lebendigem Gebrauche stehende *galee* am ehesten von der seiner Heimat am nächsten liegenden normann. Küste bezog, weil andererseits *galea* bei wirklichen Italienern erst um 1240, nämlich bei Pietro della Vigna, auftritt,

etwa 140 Jahre später als *galea* bei Gaufred von Malaterra. Auch Vidos kann *galea* bei wirklichen Italienern nicht vor 1240, sondern im Gegenteile nur aus noch späterer Zeit belegen. 463 Mitte bezeichnet er als die ihm bekannten ältesten Belege ait. *gallea* aus Monacis Crestomazia Nr. 101, I, 34 (S. 290), d. i. aus einem 1282 von dem Bologneser Notar Anthonius Guidonis de Argele verfaſsten Gedichte, und agenues. *garea* aus den Antiche rime genovesi Agi. 2, 224, Zeile 79; 226, Zeile 167, d. i. aus einem Gedicht auf den am 7. September 1298 errungenen Seesieg der Genuesen über die Venezianer. Ait. *galea* kommt zuerst um 1240, dann 1282, 1298 bei wirklichen Italienern vor, afrz., genauer anormann. *galee* vor 1108 im Rolandslied 2729; mlat. *galea* wurde um 1100 von dem Normannen Gaufred von Malaterra gebraucht, der einen Teil seines Lebens in einem Kloster Kalabriens verbrachte. Bei dieser Sachlage hat Gaufred wahrscheinlicher das für seine Zeit anderweitig bezeugte anormann. *galee* als das bei wirklichen Italienern erst 140 Jahre später vorkommende ait. *galea* latinisiert. Meine vorsichtige Beurteilung des Vorkommens von *galea* im Latein zweier in Unteritalien lebender normann. Chronisten charakterisiert Vidos 466, oben, mit den Worten, Brüch habe „die südit. Belege des 11. und 12. Jahrhunderts aus dem Wege geschafft, um seine Wanderung des Wortes zu begründen". Ich habe dem nichts hinzuzufügen und betone nur noch eines. Von der Frage, ob *galea* bei Gaufred von Malaterra und Hugo Falcandi anormann. *galee* oder ait. *galea* wiedergebe, ist völlig verschieden die Frage, ob *galea* etwa auf Sizilien erst durch die Normannen bekannt geworden sei. Ich habe dies, S. 474 unten, mit dem Worte „kann" als eine Möglichkeit ins Auge gefaſst, es nie als wahrscheinlich oder gar sicher bezeichnet, vielmehr schon vor Jahren S. 478 Mitte ait. *galea* auf aspan. *galea* zurückgeführt.

467 oben behauptet Vidos: Brüch führt das Wort aus dem Altport. überhaupt nicht an. In Wahrheit habe ich, 475 oben, Du Canges Beleg für *galea* bei Gosuinus, „De expugnatione Alaçon." erwähnt und gesagt, daſs Du Cange damit wahrscheinlich das im Quellenverzeichnis des 10. Bandes von ihm genannte Gosuini „Carmen quomodo capta fuit Alcazar", einen Text aus Portugal, meinte; ich habe also einen alten Beleg für *galea* aus Portugal beigebracht.

467 unten sagt Vidos wörtlich: „die zwei wichtigsten Tatsachen, die gegen die Brüchsche Ausbreitung des Wortes aus Spanien sprechen, sind folgende: 1. arab. *xalîja*—aspan. *galea, galeya* bietet lautliche Schwierigkeiten (*x-g, î-e*); 2. *galea* ist auf der iberischen Halbinsel weder im Aragon., wo es zum erstenmal vorkommt, noch im Span. und Port. einheimisch." Die erste „Tatsache" ist schon widerlegt. Zur zweiten bemerke ich folgendes. Soeben habe ich auf einen, von mir schon seinerzeit beigebrachten alten Beleg für *galea* aus Portugal hingewiesen. Der Ausdruck „weder im Aragon. noch im Span." aber ist zumindest ungenau, da das Aragon. allgemein zum Span. gerechnet wird. Aspan. *galea*, das ein Seeschiff, nicht etwa

einen Fluſskahn bezeichnete, konnte nur an Seeküsten in wirklich lebendigem Gebrauche sein, also entweder an der Nordküste oder an der Ostküste Spaniens oder an beiden; ein Gegensatz zwischen uns beiden in bezug auf aspan. *galea* könnte nur darin bestehen, daſs der eine *galea* als nur an der Nordküste, der andere als nur an der Ostküste gebraucht ansähe. Ein solcher Gegensatz besteht aber nicht. Auch ich habe schon vor Jahren so wie jetzt Vidos aspan. *galea* als an der Ostküste Spaniens üblich bezeichnet. Denn ich habe in ZrPh. 51, 475 Mitte, wörtlich gesagt: durch den Schiffsverkehr kamen aspan. *galeya*, *galea* von der Nordostküste Spaniens an die angrenzende Südküste Frankreichs und ergaben aprov. *galeya*, *galeia*; ich habe dann darauf hingewiesen, daſs das aprov. Wort bei Autoren aus Lérins bei Fréjus, aus Arles und Montpellier, also „aus Orten, die nahe der Mittelmeerküste liegen", vorkommt. Allerdings habe ich aspan. *galea* als ein nicht nur an der Mittelmeerküste, sondern auch an der atlantischen Küste Spaniens übliches Wort angesehen und glaube dies auch jetzt noch wegen des anormann. *galee*, das der Dichter des Rolandslieds und später Ambroise, ein Jongleur aus der östlichen Normandie, in seiner Estoire de guerre sainte gebrauchten. Aber auch Vidos wird, wenn schon nicht für *galea*, so für das auch nach ihm daraus entstandene *galera* einen Gebrauch an der atlantischen Küste Spaniens zugeben müssen, da der älteste, von ihm, 468 Mitte, aus einer Urkunde des Königs Alfons II. von Aragon angeführte Beleg für *galera* die Worte bietet: *quando Rex fecit naves et galeras in Bayona*; da man an Bayona bei Vigo in Galizien nicht denken wird, so kommt nur das am Golfe von Vizcaya gelegene Bayonne in Betracht, wo nach dieser Urkunde 1168 *galeras* gebaut wurden, wo die Sache und mit ihr das Wort bekannt war. Allerdings nimmt Vidos an, daſs das Wort wenigstens ursprünglich nur in Aragon und Katalonien innerhalb der iberischen Halbinsel üblich gewesen sei; er sagt ja S. 469 unten, daſs „das Einfallstor des Fremdwortes *galea* auf der iberischen Halbinsel Aragonien bzw. Aragonien-Katalonien" sei. Er fährt fort: damit fällt die Brüchsche Erklärung, arab. *xalîja* hätte aspan. *galeya*, *galea* ergeben und sei von da weiter gewandert. Das aragon. (bzw. aragon.-kat.) Einfallstor deutet klar darauf hin, daſs *galea* in der iberischen Halbinsel von Osten bzw. Südosten eingedrungen ist. So Vidos. Seine Argumentation ist mir nicht verständlich. Auch wenn man eine ursprüngliche Beschränkung von *galea* auf das Kat.-Aragon., auf den Osten bzw. Südosten der iberischen Halbinsel zugibt, könnte man *galea* noch immer auf arab. *ḫalîja* zurückführen und eine Ausbreitung des arab. Lehnworts etwa von dcr mit wichtigem Hafen versehenen Stadt Valencia, der Hauptstadt des einstigen maurischen Königreichs Valencia, annehmen; Valencia war mit kurzer, vom Cid bewirkter Unterbrechung von 715 bis 1238 in den Händen der Araber, also dem Einfluſs des Arab. lange ausgesetzt.

469 Mitte behauptet Vidos, daſs *galeya* in der aragon. gefärbten Vida de Santa Maria Egipciaca 267 „aspan. *galea* mit hiatustilgendem,

aragon. *y* darstellt, aus *galea* sekundär entstanden ist", nicht, wie ich, 475 Mitte, meinte, die ursprüngliche, aus arab. *ḫalîja* entstandene Form ist. Die Auffassung von Vidos ist von vornherein durchaus möglich, zumal da *galeya* im Versinnern steht, daher nicht durch den Reim für den Dichter gesichert ist, bloſs von dem gewiſs aragon. Schreiber herrühren kann. Aber meine Auffassung, daſs *galeya* die ursprüngliche Form gewesen sei, wird nicht, wie Vidos meint, dadurch verhindert, daſs „*galeya* nur einmal belegt ist, dagegen aspan. *galea* sehr oft vorkommt"; es kann doch auch die ursprüngliche Form éinmal, die daraus entstandene und später allein gebrauchte oft bezeugt sein. Da die *galeya* bietende einzige Handschrift der Vida de Santa Maria Egipciaca vom Ende des 12. oder vom Anfang des 13. Jahrhunderts stammt (Hurtado und Palencia, Historia de la literatura española, 78 unten), so ist *galeya* am Ende des 12. Jahrhunderts geschrieben worden. Da *galea* nach meiner Angabe, 474 Mitte, in Berceos Milagros 593b, 676b, im Apolonio 386a, 393b (nicht 493b, was bei mir versehentlich steht und von Vidos, 466 Mitte, ohne Überprüfung übernommen worden ist), 492a und in Alfonsos Partidas 2, 24, 7, nach Vidos 466 noch in Alfonsos Primera crónica general 748b 45 steht, so ist es im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, der wahrscheinlichen Entstehungszeit der Milagros, in der Mitte dieses Jahrhunderts, in der der Apolonio nach Menéndez Pidal, Cid 254 oben, verfaſst wurde, und in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, aus der Alfonsos Partidas und Crónica general stammen, gebraucht worden. Das am Ende des 12. Jahrhunderts geschriebene *galeya* ist um ein Vierteljahrhundert früher als *galea* bezeugt, aus älterer Zeit als *galea* überliefert. Die Überlieferung veranlaſst somit keineswegs, *galeya* für genetisch jünger zu halten, wie dies Vidos tut. Die Entscheidung darüber, welche der beiden aspan. Formen genetisch älter sei, hängt von dem Etymon ab, das man ihnen zugrunde legt. Die Argumentation von Vidos ist wiederum unzureichend.

Die Ansicht von G. Paris, Rom. 27, 485 Mitte, und darnach von Vidos, 470 oben, daſs afrz. *galie* Rolandslied 2625 aus *galee* ib. 2729 so wie afrz. *oublie*, *polie* aus *oublee*, *polee* entstanden sei, nehme ich an und führe *galie*, das mit seinem *i* von den anderen rom. Formen abweicht, nicht mehr wie in ZrPh. 51, 476 oben, direkt auf arab. *ḫalîja* zurück. Ich weise noch darauf hin, daſs *galie*, *oublie*, *poulie* alle drei nicht nur *ie* für *ee*, sondern *-lie* für *-lee* wohl nicht zufällig bieten. Auch die Herleitung eines spätgriech. *γαλαίας*, das nach Du Cange 4, 13b graeci scriptores recentiores verwendeten, von dem arab. Plural *ḫalâja* durch mich, 476 ganz unten, ziehe ich nach der von Vidos, 470 unten, hervorgehobenen Angabe des Sophokles, Greek lexicon, daſs „*γαλαῖα* incorrect for *γαλέα*" sei, zurück, nicht weil ich die Herleitung für lautlich unmöglich hielte, sondern weil *γαλαῖα* nur umgekehrte Schreibung für *γαλέα* war, was übrigens schon von mir a. a. O. als eine Möglichkeit erwogen wurde.

Allerdings lehnt Vidos, 471 oben, nicht nur die Herleitung eines spätgriech. *γαλαῖα* von arab. *ḫalâja*, sondern auch die des spätgriech. *γαλέα* von arab. *ḫalîja* aus lautlichen Gründen „ohne weiteres" ab. Diese Herleitung habe ich zwar nicht vorgetragen, halte aber ihre Ablehnung a limine aus lautlichen Gründen für nicht berechtigt. Arab. *ḫalîja* — spätgriech. *γαλέα* böte die Wiedergabe des arab. *ḫ* durch griech. *γ* und die des arab. *îj* durch griech. *ε*. Die erste weist Steiger bei Vidos in arab. *ḫalanǵ* „eine dem Ingwer verwandte Pflanze" — mgriech. *γαλάγγα* nach; Vidos, der Steiger, Contribución 226 zitiert und dieses Buch, 186 Mitte, nebst der Anm. 1 hätte zitieren sollen, sucht allerdings diese lautliche Parallele mit der Bemerkung zu beseitigen, daſs *ḫalanǵ* „ein höchst rätselhaftes Wort" sei. Zugunsten einer Wiedergabe des arab. *îj* durch spätgriech. *ε*, die Steiger bei Vidos „vollends fraglich erscheint", führe ich die des arab. *amîr* „Fürst" durch mgriech. *ἄμερ* der byzantinischen Chroniken (Stamatios Psaltes, Grammatik der byzantinischen Chroniken, 19 Mitte) an.

Zusammenfassend kann man sagen, daſs die besprochenen Einwände von Vidos gegen meine, in ZrPh. 51, 473 ff. vorgetragene, Erklärung des afrz. *galee* und seiner Verwandten nicht stichhaltig sind.

Seine eigene Erklärung aber ist zumindest unvollständig. Nach Vidos, 471 ganz unten, stammt rom. *galea* von „mittelgriech. *γαλέα*, das unbekannter Herkunft ist . . . und hinter dem z. B. ein dunkles östliches Wort stecken könnte". Von dieser Erklärung gilt, was ich von der gleichen durch Meyer-Lübke und Gamillscheg in ZrPh. 51, 473 unten, sagte; sie ist „unvollständig, solange nicht die Herkunft des mgriech. Wortes, das ihm zugrunde liegende agriech. oder einer anderen Sprache angehörige Wort angegeben wird". Welcher Sprache sollte das „östliche Wort" angehört haben, aus dem dann das mgriech. entstanden wäre? Nur ein an einer Meeresküste wohnendes und dabei mit militärischer oder wirtschaftlicher Expansionskraft ausgestattetes Volk hätte den Griechen des frühen Mittelalters die Bezeichnung der Galeere geben können; die vorderasiatischen Völker, von denen dies galt, und ihre Sprachen sind aber genügend bekannt, so daſs von ihnen eine Aufklärung des spätgriech. Wortes kaum zu erwarten ist. Jedenfalls ist ein einer anderen Sprache angehöriges Wort, aus dem spätgriech. *γαλέα* entstanden wäre, bisher nicht gefunden worden und wird auch nicht leicht zu finden sein.

Nach Vidos, 472 unten, ergab spätgriech. *γαλέα* südit. *galea*, das er im *galea* der Normannen Gaufred von Malaterra und Hugo Falcandi sieht; von Süditalien wanderte das Wort nach Süd- und Nordfrankreich einerseits, nach Katalonien, Aragon und Kastilien andererseits. Dies war nach ihm die volkstümliche Wanderung des Wortes. „Daneben hat", sagt er, 473 oben, „das Wort *galea* eine gelehrte (sit venia verbo!) Wanderung mitgemacht. So erklärt sich, daſs ein englischer Bischof wie Asser (gest. 910) das Wort fast in derselben Zeit, zu der das mgriech. *γαλέα* belegt ist (9.—10. Jahrhundert), anwendet. *Galea*, das bekannteste Schiff des Mittelalters,

wurde Ende des 9., Anfang des 10. Jahrhunderts in Europa bekannt und wanderte auf gelehrtem Wege durch das Mittelat. z. B. nach England; vgl. das Wort im 12. Jahrhundert auch bei dem deutschen Chronisten Otto von Freisingen. So Vidos. Asser, Bischof des nahe der mittleren südenglischen Küste gelegenen Sherborne, ein Mann, der nahe dem Meere lebte, soll die neue Bezeichnung eines Meeresschiffes auf gelehrtem Wege kennengelernt haben. Ist dies wahrscheinlich? Der von Du Cange verzeichnete Gebrauch des Wortes *galea* durch Otto von Freisingen beweist eine gelehrte Wanderung des Wortes jedenfalls nicht. Otto verbrachte allerdings den gröſsten Teil seines Lebens in Wien, Paris, einem Kloster Burgunds und in Freisingen, also im Binnenlande; aber er nahm, was Vidos nicht beachtet hat, am zweiten Kreuzzuge teil, konnte auf diesem *galea* kennenlernen und schrieb darnach seine Gesta Friderici imperatoris, in denen er *galea* gebraucht. Die von Vidos angenommene gelehrte Wanderung des Wortes *galea* nach Südengland bleibt unwahrscheinlich.

JOSEF BRÜCH.

---

2. Frz. *linot*, *linotte* „Hänfling“.

Diez 627 unten; Meyer-Lübke 5073; Gamillscheg und Bloch-Wartburg haben übereinstimmend afrz. *linote* „Hänfling“ God. 10, 85b, mfrz. *linot* dass. God. a. a. O., nfrz. *linotte, linot,* die Benennung eines Vogels, der gern Leinsamen verzehrt, als einfache Ableitung von *lin* „Lein“ bezeichnet, ohne über das begriffliche Verhältnis zwischen Ableitung und Grundwort weiter zu sprechen; nur Gamillscheg hat bemerkt, *linot* sei „mittels des kleine Tiere bezeichnenden Suffixes *-ottus* abgeleitet“. Nun zeigen die Beispiele von Nyrop 3, 141f.; Meyer-Lübke, Frz. Gr. 2, 118; Adams 256, daſs *-ot* im Afrz. und Aprov. an Bezeichnungen von lebenden Wesen, nicht nur Tieren, und Sachen gefügt wurde und einfach Diminutiva bildete. Auch afrz. *bissot, bichot* „petit de la biche“, *courserot, courselot* „petit coursier“, *mulot(e)*, nfrz. *mulot* „Waldmaus“, mfrz., nfrz. *gelinotte* „Haselhuhn“, aprov. *cabrot* „junge Ziege“, die junge, kleine Tiere benennen, waren einfache Diminutiva des afrz. *bisse, biche* „Hirschkuh“, *coursier* „Streitroſs“, gallorom. *mulus* „Maulwurf“ Reichenauer Glossen 1121 (*talpas: muli qui terram fodiunt*), afrz. *geline* „weibliches Huhn“, aprov. *cabra* „Ziege“; bei diesen Ableitungen mit *-ot* benannten schon die Grundwörter Tiere, und keineswegs hat erst das Suffix die Benennung des Tieres bewirkt. *Lin*, das das Grundwort von *linot* sein soll, benannte aber kein Tier. Weiter erscheint afrz., aprov. *-ot* nicht nur in Tiernamen, sondern auch in Benennungen von Menschen und Sachen. Auch it. *-otto* erscheint zwar „an Tiernamen“, wie Meyer-Lübke, Rom. Gr. 2, 550 oben, richtig sagte, aber auch an Sachnamen, wie seine weiteren Beispiele zeigen. Somit

ist die Bemerkung Gamillschegs von dem „kleine Tiere bezeichnenden Suffixe *-ottus*" nicht ganz zutreffend.

Nur mfrz., nfrz. *bardot* „Maulesel, Maultier", das nach Diez 42 unten; Meyer-Lübke 955, Wartburg 1, 252a unten, eine Ableitung des afrz. *barde* „Packsattel" sein soll, wäre, obwohl Tiername, nicht vom Namen eines Tieres, sondern von der Benennung einer Sache abgeleitet, die in fester Beziehung zu dem von der Ableitung benannten Tiere steht, gäbe also eine gute Parallele zu *linot* als Ableitung von *lin* „Lein". Aber *bardot* war in Wirklichkeit keine Ableitung von *barde*. Zunächst war mfrz. *bardot*, das nach God. 8, 293bc und dem Dict. gén. zuerst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts von Brantôme, einem Südfranzosen, gebraucht wurde, nach Bloch-W. allerdings schon vorher, im Jahre 1368, einmal vorkommt, wegen der Zeit und des Ortes des Vorkommens gewiſs von nprov. *bardot* entlehnt, wie Bloch richtig annimmt; dieses aber war nicht, wie Bloch glaubt, von aprov. *barda* „Packsattel" Levy PD. abgeleitet, sondern aus dem daneben noch vorhandenen, in Die, im Aveyron und im Bas-Limousin gebrauchten *bordot* (Wartburg 1, 252b oben) durch Dissimilation entstanden, wie Gamillscheg richtig angibt. Nprov. *bordot* endlich war wie bas-manceau, angevin, poitevin, Loches *bourdin* „Esel" aus lat. *burdōnem* „Maulesel" durch Suffixtausch entstanden oder, wie Gamillscheg von *bardot, bordot*, Wartburg 1, 633b und Meyer-Lübke 1405 von *bourdin* glauben, von *burdus* „Maulesel" abgeleitet; das letztere ist weniger wahrscheinlich, weil die Form *burdus* in Frankreich nur in der Bed. „Bastard" erhalten ist,[1]) *burdōnem* dagegen in afrz. *bordon, bourdon* „Maulesel" God. 1, 688a, langued., gask. *bardoun, bardou* „Maultier" in ursprünglicher Bed. Nfrz. bzw. nprov. *bardot* „Maulesel" war somit nicht als „Satteltier" (so Diez 42 unten) von afrz. *barde* bzw. aprov. *barda* „Packsattel" abgeleitet und gibt daher keine morphologische Parallele zu *linot* „Leinfinke" als angeblicher Ableitung von *lin* „Lein" ab. Die Herleitung des nfrz. *linot* von *lin* ist vielmehr ebenso „begrifflich und morphologisch schwierig", wie es die des frz. *bardot* von *barde* nach Gamillscheg ist.

Eine andere Auffassung des nfrz. *linot, -otte* wird durch mundartliche Formen nahegelegt, die Rolland, Faune populaire 2, 194 unten, verzeichnet hat und die andere Gelehrte wohl werden vermehren können. *Lugnot, lugnotte* zu Châtillon-sur-Seine (in der nördlichen Côte-d'Or), sav. *lignot*, nprov. *lignot, lignoto* „Hänfling", zu denen noch *lignette* der Marne mit *gn* tritt, machen es wahrscheinlich, daſs mfrz. *linot, -ote* aus afrz. **lignot, -ote* entstanden seien. Sie entstanden daraus durch Anpassung an afrz., mfrz. *linereul* „Hänfling" God. 4, 789c unten, das selbst aus **līnāriolum* „kleiner Leinsamen-

[1] Dafür, daſs *burdus* in der Bed. „Maulesel" einst in Nordfrankreich üblich gewesen sei, könnte man ndl. *bordesel* „Maulesel" geltend machen, wenn es auf *burdus* zurückginge, wie man glaubt. Aber *bordesel* stammt wahrscheinlich nicht von *burdus*; s. den Anhang.

freund" hervorgegangen war, also altes *n*, nicht *gn* hatte; umgekehrt ist Lüttichs *lignerou* (Rolland 2, 195 oben) aus **linerou* = afrz. *linereul* durch Anpassung an die Formen mit *gn* entstanden. Afrz. **lignot*(*e*), nprov. *lignot*(*o*) weisen auf gallorom. **līniottu, -a* zurück, das wohl Ableitung des lat. *līnius* CIL. 14, 2215, Zeile 14, älteren *līneus* „aus Lein" war. Wie manche Stoffadjektiva auf *-eus* schon im klassischen Latein erweiterte Bed. hatten (Stolz-Leumann, 205 unten), so hatte wohl auch *līneus* sie im Volkslatein der Gallia transalpina; wie speziell *lacteus* „aus Milch" bei Martial 3, 47, 12; 3, 58, 22 in *lacteus porcus, lactei vernae* die Bed. „mit Milch genährt" hatte, so bedeutete *līneus* in Gallien wohl auch „mit Leinsamen genährt". Beide Adjektiva besaſsen diese weitere Bed. infolge der gerade in der Volkssprache beliebten übertreibenden Ausdrucksweise, die hier „(geradezu) aus Milch, aus Leinsamen bestehend" für „nur mit Milch, mit Leinsamen genährt" sagte. Der Hänfling, der sehr gern im Käfig gehalten und dort mit seiner Lieblingsspeise gefüttert wird, war dann ein „mit Leinsamen genährter" Vogel; übrigens konnte *līneus* auch den so ähnlichen Begriff „mit Leinsamen sich nährend" bezeichnen und dann auf den in der Freiheit lebenden Hänfling angewendet werden. So ergab sich *līnius* *„Hänfling", **līniottus* „(kleiner) Hänfling".

Anhang: ndl. *bordesel* und lat. *burdus*.

Jud, ZrPh. 38, 40 oben, und darnach Wartburg 1, 634a oben, haben ndl. *bordesel* „Maulesel" auf lat. *burdus* „Maulesel" zurückgeführt, das in den Scholien zu Horaz, Epod. 4, 14 überliefert ist (Thes. 2, 2248, 29) und aus *burdo* dass. durch Rückbildung entstand. *Bordesel* stammte wahrscheinlich nicht von *burdus*. Verwijs en Verdam 1, 1375 unten, geben für mndl. *bordesel, burdesel* nur die Bed. „lastezel, pakezel" an und belegen die Form *burdesel* nur mit einer Stelle, die *gheladen ghelyck eenen burdesel* bietet, und die Form *bordesel* nur aus Kiliaen, dessen Angabe gleich besprochen werden wird; auch J. W. Muller en A. Kluyver, Woordenboek der nederlandsche taal 3, 526 unten, geben für *bordezel* nur die Bed. „pakezel", dazu die Stelle bei Kiliaen an. Die kleineren, von mir eingesehenen Wörterbücher des Neundl. verzeichnen das Wort überhaupt nicht, ebensowenig J. Franck, Etymologisch woordenboek der nederlandsche taal. Nun verweisen Verwijs en Verdam bei *bordesel* auf *borde*, d. i. auf mndl. *borde*, auch *burde* „last, vracht" 1, 1373 unten, halten also *bordesel, burdesel* für eine Zusammensetzung von *esel* mit *borde, burde* „Last", das dem nhd. *Bürde* entspricht; Muller en Kluyver bezeichnen *bordezel* direkt als „samenstelling", d. i. als Zusammensetzung von *borde* „Last", fügen allerdings hinzu, es sei „denkelijk onder invloed van mlat. *burdo, burdus*" muilezel „gevormd". Zu dieser Vermutung wurden sie durch die unmittelbar vorher von ihnen angeführte Angabe des in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts lebenden Lexikographen Kiliaen veranlaſst, die da lautet: *bordesel* „burdo,

mulus ex equo et asina natus; asinus clitellarius, dossuarius, sarcinarius". Auch Kiliaen gab also wie später Verwijs en Verdam und Muller en Kluyver für *bordesel* die Bed. „Lastesel" an, daneben allerdings auch die Bed. „Maulesel", die aber die neueren Lexikographen nicht verzeichnen. Bei dieser Sachlage liegt die Annahme nahe, dafs Kiliaen, der auch ein „Etymologicum" 1599 veröffentlichte, dem also etymologische Erwägungen geläufig waren, dem Worte *bordesel* nur wegen des Anklangs an lat. *burdo*, das er in der Angabe der Bed. von *bordesel* an erster Stelle gebrauchte, und deshalb, weil man auch Maulesel als Lastesel verwendete, die Bed. „Maulesel" gab, dafs diese Bed. dem ndl. Worte aber ursprünglich nicht zukam. Mndl. *bordesel, burdesel* ist wegen seiner von allen angegebenen Bed. „Lastesel" mit Verwijs en Verdam und Muller en Kluyver als Zusammensetzung von *esel* mit mndl. *borde, burde* „Last" anzusehen, so wie nhd. *Lastesel* als eine mit nhd. *Last*. *Bordesel* stammte dann nicht von *burdus*.

JOSEF BRÜCH.

---

3. Aprov. *plais* „Hecke" und afrz. *plaissier*.

Nachdem schon Diez, 658 oben, aprov. *plais* „Hecke" Rayn. 4, 550a Mitte; Levy 6, 346ab von lat. *plexum* „geflochten" hergeleitet hatte, habe ich in ZrPh. 46, 454 oben, das von aprov. *plais* als Grundform geforderte gallorom. **plaxum* als Neubildung zu *complexum* „umschlossen" nach *factum-confectum* erklärt. An der Auffassung von **plaxum* als analogisch gebildetem Partizip halte ich fest; nur sehe ich jetzt als Vorbild nicht *factum-confectum*, sondern *sparsum* „gestreut"—*conspersum* „hingestreut, bestreut" an, weil diese Partizipia so wie **plaxum-complexum* ein *p* im Stammesanlaut, *-sum* im Auslaut haben. Dabei gehörte *sparsum* nach aprov. *espars* „ausgebreitet" Rayn. 3, 165a unten; Levy 3, 246a oben, und afrz. *espars* dass. God. 9, 538a Mitte, dem Volkslatein Galliens an, *conspersum* nach dem Gebrauch von *conspergere* durch den um 400 nach Chr. in der Gallia transalpina lebenden Marcellus Empiricus ebenfalls; das Paar *sparsum-conspersum* konnte daher speziell in Frankreich ein **plaxum* neben *complexum* nach sich ziehen. Weiteres ist neben *conspergere* auch *conspargere* sehr oft in Handschriften überliefert (Thes. IV, 493, 69) und gerade auch bei Marcellus Empiricus. *Conspersum* war wie *complexum* die Form der höheren Stände, *consparsum* und *sparsum* waren Formen des niederen Volkes; diese legten dem Volke **complaxum, *plaxum* nahe.

Das von mir angenommene analogisch mit *a* für *e* gesprochene Partizip kann ich nunmehr durch ein überliefertes, ebenfalls analogisch mit *a* für *e* gesprochenes Partizip stützen. In der zu Sigus in Numidien gefundenen, zuerst in CIL. VIII, 5834 von Gustav Wilmanns schlecht, dann in CIL. VIII, Suppl. 2, 19189 von René Cagnat und Johannes

Schmidt nach besserer Lesung herausgegebenen Inschrift steht im Teile c der Vers *kara mihi con(iunx), multis dilact(a per) annis*; die Herausgeber haben zur Form *dilacta* ein sic gesetzt, das diese Lesung bekräftigt. Es kann kein Zweifel sein, daſs hier die *coniunx dilecta* „geliebte Gattin“ angeredet wird. Somit ist *dilactum* für *dilectum* überliefert; man bildete zu *diligere* ein *dilactum*, etwa nach *redigere-redactum*. Das für *dilectum* überlieferte *dilactum* stützt das für *plexum* angenommene **plaxum*. Vielleicht behebt das überlieferte analogisch gebildete Partizip *dilactum* das Bedenken Meyer-Lübkes, der in der 3. Auflage seines REW. 6590 die Annahme des analogisch gebildeten **plaxum* mit einem „kaum“ abgelehnt hat.

Neben gallorom. **plaxum* „Geflochtenes“, das dann, wie schon Diez annahm, „Flechtwerk, ineinander geflochtene Zweige“ bedeutete, wurde dessen Plural **plaxa* gebraucht und war später weiter verbreitet als **plaxum*. Dieses reichte von dem prov. Gebiete, auf dem es aprov. *plais*, nprov. *plais*, périg. *plai*, béarn. *plach*, *plèich*, gask. *plèch* (Mistral) ergab, über das Allier noch in das Gebiet der jetzigen Départements Cher und Indre, in denen *Le Plaix* als Name von Örtlichkeiten vorkommt (God. 6, 190c unten; Gröhler 2, 55 oben); aus dieser Gegend, wenn nicht gar aus dem prov. Gebiete, stammen wohl die beiden Belege, die God. a. a. O. für mfrz. *plais* „haie faite de branches entrelacées“ aus Urkunden der Jahre 1474 und 1479 gegeben hat. Dagegen reichte **plaxa* von dem prov. Gebiete, auf dem es aprov. *plaisa* „Hecke“ oder „mit einer Hecke umgebener Platz“ Levy 6, 346b unten, ergab, weit in das später frz. Gebiet hinein und ergab dort mfrz. *plaisse* „Hecke, von Hecken umgebener Platz“ God. 6, 192a Mitte, das seit 1326 mehrfach bezeugt ist, dann *plesse* „branche rabattue“ des Berry, *piesse* „clôture en épines“ des Maine, *plisse* „clôture“ des Haut Maine, norm. *plesse* „branche d'une haie ... que l'on rabat obliquement vers le centre de la haie où elle est maintenue par un lien“ (God.; Tilander, ZrPh. 47, 533 Mitte) und den Ortsnamen *La Plesse* in den Départements Calvados, Eure-et-Loir, Seine-et-Oise (Longnon, 485 Mitte). **Plaxa* war mehr im Norden, **plaxum* im Süden verbreitet.

Die Erklärung des gallorom. **plaxum* durch analogische Umbildung des Partizips *plexum*, also aus éiner Ursache ist wahrscheinlicher als die Erklärung durch eine Verquickung zweier Wortstämme, die früher von mir, ZrPh. 40, 315 oben, als Kreuzung *plexus* + **paxo*, jetzt von Meyer-Lübke, REW. 6590 als Kreuzung *plexus* + *paxillus* „kleiner Pfahl, Pflock“ angenommen worden ist. Gegen die Heranziehung des lat. *paxillus* oder des daraus durch Suffixtausch entstandenen **paxo, -ōnem* „Pfahl“ (s. dazu Meyer-Lübke, REW. 6320) zur Erklärung des aprov. *plais, plaisa*, mfrz. *plaisse* spricht auch deren Bedeutung „Hecke“, nicht etwa „Zaun (aus Pfählen und verbindenden Brettern)“. Zu den schon angeführten Bedeutungen dieser Wörter stelle man noch die von Mistral angegebene Bedeutung des nprov. *plais* „haie, haie vive, clôture, séparation de

deux propriétés rurales faite avec des épines ou autres arbustes" en Limousin, die Bedeutung „clôture en épines" des manceau *piesse*, die „niedergebogener Zweig einer Hecke" des berrichon, norm. *plesse*. Kurz, aprov. *plais*, *plaisa*, mfrz. *plais*, *plaisse* hingen wegen ihrer Bedeutung mit lat. *paxillus* „kleiner Pfahl, Pflock" nicht zusammen. Nur kat. *pleixell* „Stützpfahl" geht auf *paxillus* zurück, was ich schon in ZrPh. 40, 315 oben sagte, bezog dabei *pl-* aber nicht, wie ich dort noch behauptete, von *plexus*, sondern von kat. *pléta* „Pferch".

Von aprov. *plais* waren aprov. *plaisada* Levy 6, 347b, das Levy nicht gedeutet und im PD. überhaupt nicht verzeichnet hat, *plaisaditz* „Hecke" Levy ib., dem er im PD. *plaisadenc* „haie" hinzufügte, *plaisar* Levy 6, 348a, das er dort nicht zu deuten wuſste, im PD. unter Beifügung eines Fragezeichens mit „entourer d'une haie" übersetzte, und *plaisat* „Hecke" Levy 6, 348a unten, abgeleitet, ebenso von frz. *plaisse* das mfrz. *plaissee* „clos, parc fermé de haies", *plaisseis* „clôture, enclos formé de haies entrelacées, terre enfermée dans l'enceinte d'une clôture", *plaissié* synonyme de *plaisseis* God. 6, 192bc, *plaissier* „entourer de haies" 194b Mitte. Alle diese Ableitungen treten aus dem Bereich der Bedeutung „Hecke" nicht heraus.

Dies gilt allerdings nicht von afrz. *plaissier* „courber, ployer, plier, abattre, dompter, accabler, opprimer, détruire, pousser, déterminer, meurtrir, céder, fléchir", *soi plaissier* „s'humilier, céder, se précipiter" God. 6, 193a, das seit dem 12. Jahrhundert oft vorkommt; God. stellt dazu berrichon *plesser* „plier, entrelacer", percheron *plesser* „ployer du bois par le pied en lui faisant une légère entaille", Saint-Lô's *plesser* „plier une branche pour la faire céper", champen. *plessier* „plier, plisser", bourg. *plesser* „ployer". Tilander, ZrPh. 47, 523ff., hat die Belege von God. und andere, von ihm gesammelte Belege für *plaissier* besprochen und als dessen Grundbedeutung „abattre" zu erweisen gesucht. Er hat dann auf S. 539 zu lat. *plangere*, *planxi*, *planctum* „schlagen" ein Partizip **plactum* als „forme primitive de *planctum*" und dazu ein Partizip **plaxum* „dans la vieille latinité" angenommen und auf dieses **plaxum* afrz. *plais*, das nach ihm zunächst „(eingeschlagener) Pfahl" bedeutete, auf ein davon abgeleitetes **plaxāre* afrz. *plaissier* zurückgeführt. Meyer-Lübke hat in den Nachträgen seines REW., 3. Aufl., S. 812a oben, diese Annahme Tilanders verzeichnet und dabei mit **plaxum* zu *plangere* versehentlich „*fixum* zu *fingere*" verglichen, was Tilander nicht tat und nicht tun konnte, da *fixum* zu *fīgere*, nicht zu *fingere* gehört. Meyer-Lübke hat dann darauf hingewiesen, daſs *plangere* „schlagen", nicht „niederschlagen" bedeutete, und hat gefragt, „ob eine solche Konstruktion angenommen werden darf". Diese Frage ist entschieden zu verneinen. Man könnte allenfalls neben *planctus* ein nach *frangere-fractus* zu *plangere* gebildetes **plactus* annehmen, allerdings nicht, wie Tilander meinte, als „forme primitive de *planctus*", sondern als späte Neubildung nach *fractus*; man könnte zur Not ein so gebildetes **plactus*

annehmen, obwohl das Volkslatein sonst die Tendenz hatte, aus den Präsensformen *n* in die Partizipia, die es im alten Latein noch nicht hatten, einzuführen (vgl. *finctum*, **pinctum*, **strinctum* und s. Meyer-Lübke, Rom. Gram. 2, 381), nicht die umgekehrte Tendenz, zu den im alten Latein noch *n*-losen Partizipien neue *n*-lose zu bilden. Ein **plactus* könnte man somit allenfalls annehmen. Aber das Bestehen eines **plaxus* als Partizip von *plangere* „dans la vieille latinité“ ist wegen des Schweigens der alten Überlieferung höchst unwahrscheinlich und die Bildung eines **plaxus* im späten Volkslatein Galliens ebenfalls unwahrscheinlich, solange nicht ein passendes Vorbild dieser Bildung angegeben werden kann; das von Tilander erwähnte *anxus*, das der Grammatiker Priscian 10, 33 neben *anctus* als Partizip von *angere*, vielleicht nur wegen *anxius*, anführte, kann das Vorbild von **plaxus* nicht gewesen sein, da es in den rom. Sprachen fehlt und darnach schon dem späteren Volkslatein fehlte. Jedenfalls ist die Annahme eines **plaxum* zu *plangere* durch Tilander viel kühner als die eines **plaxum* zu (*com*)*plexum* durch mich. Während ich unmittelbar zu vorhandenem *plexum* ein **plaxum* mit einem Vokalwechsel *e-a* annehme, der in vielen, etymologisch zusammengehörigen Partizipien wie *factum-confectum*; *iactum-coniectum*; *captum-conceptum*; *raptum-correptum*; *carptum-excerptum*; *scansum-conscensum*; *sparsum-conspersum* überliefert ist, nimmt Tilander gegen die Tendenz des Volkslateins zu überliefertem *planctum* ein **plactum* und zu diesem noch ein **plaxum* an. Die Annahme ist unhaltbar.

Was bedeutete afrz. *plaissier*? Tilander, ZrPh. 47, 524, meint, daſs God. die anderen Bedeutungen von *plaissier* auf jeden Fall aus einer Grundbedeutung „plier“ herleiten wollte; man kann mit mehr Recht Tilander vorwerfen, daſs er um jeden Preis die anderen Verwendungen von *plaissier* auf eine Bedeutung „abattre“ zurückführen will. Dabei muſs Tilander auf S. 525 zugeben, daſs „au cours des siècles *plaissier* ‚abattre‘ a dû évoluer au sens de ‚plier‘“. Nach Prüfung der Belege meine ich, daſs God. dem Richtigen näher gekommen ist als Tilander und daſs die Bedeutung „niederdrücken, beugen“, die Bartsch-Wiese im Glossar ihrer Chrestomathie dem Verbum gegeben haben, am ehesten die Grundbedeutung war. Dies sei kurz an den sehr zahlreichen Belegen Gods. gezeigt, die ich ohne Angabe der Dichtungen, denen sie entnommen sind, anführe; diese Dichtungen findet man ja bei God. angegeben. Wir haben *plaissier* „(physisch) niederdrücken, beugen“ an den Stellen (*la virgene*) *Contre terre l'a jus plaissié E sor le chief li mist le pié*; *Ne vers nul rei sun col plaissier*; *l'iver . . . Od ses neifs . . . out Arbres plaissiez*; *flechyr or plessier une gaulle*; *Sor le col del destrier le plaisse*; *plaissier les genoulx*; *Tant m'a someil pris et plessié*; *li mals* („Krankheit“) *Qui moult la destrainst et plessa*; „niederschieben“ in *Par le guichet qu'il orent jus plaissié* (das Tilander a. a. O., 525 unten, anführt); „unterdrücken“ in *Tant que li feu soit tout plessié*; „etwas in seiner Kraft niederdrücken, beugen“ in *tuz les veisins pleissierent*; *veintre*

ne plaisser; *cez elemenz Qui a la mort nus unt plaissez*; *saint iglise Des genz dunt ele ert plaissie* (*Fust desqu'as ceus en haut drecie*); *plaissier et grever*; *amors Qui si tost a home plaissié*; *Il a mes anemis plaissiés et craventés*; *plessier et sozmetre ses anemis*; *Qui la loi Deu volent du tot plaissier*; *Et l'orguel de sa char plaissier*; *Et la char fraindre et plaissier*; *Que lor orguilz . . . Vienge plassié* (God. 6, 194b unten); *Tote en est ma vertu* („Kraft") *plaiscie*; *Sa joyeuseté est plaissee*; *Deus . . . l'ire de cez vanz pleissiez* (das Tilander, 525 Mitte, angeführt hat); auch in (*Mult se volsist de lui vengier*) *Grant talent out de lui plaissier* Waces Rou III, 10770, wo andere Handschriften *gregier* für *plaissier* haben und God. 6, 194b oben, *plaissier* unrichtigerweise mit „quereller" übersetzt hat, was nach Tilander, 524 unten, „se rapproche du sens ‚battre'"; „willig machen" in *Envers les siens doulce pitié la plesce*; *a son voloir le plaisse et moinne* und sonstigem, von God. 6, 193c unten, belegtem *plaissier à*. Zu dem aktiven *plaissier* tritt reflexives *soi plaissier* „sich beugen, sich bücken" in (*lou rosel*) *qui se ploie et plaisse*; *en une broce se ficha. Ilecques se tint et plessa*; *si vos pleissies*! (*A cest mot s'est cil abeissies*), „sich demütigen, nachgeben" in mehreren Belegen Gods. 6, 194a oben, und in *Ahi*! *s'or me fusse plessiée Vers lui de parole o de fait*! Lai de l'ombre 594f., wo God. 6, 194b oben, *soi plessier* unrichtigerweise mit „se quereller" übersetzt, Tilander, 528 oben, richtiger mit „s'abaisser". Neben reflexivem *soi plaissier* gebrauchte man endlich in ähnlicher Bedeutung intransitives *plaissier* „sich bücken, in sich zusammensinken", so in *Quant cil l'ot, n'ot tant de vertu Que tot nel covenist pleissier* (*Par force l'estut apoiier Devant a l'arçon de la sele*) Karrenritter 1437, wo andere Handschriften und Foersters Ausgabe *ploiier* für *pleissier* haben: *com il les fait contre terre plaissier*!; *Adonc i veissiés maint Sarrasin plessier* (*Et l'un mort dessus l'autre verser et trebucher*); *les uns chieent, les autres plessent*, was *plessier* „in sich zusammensinken" als begrifflich verschieden von *cheoir* „(nach vorne oder rückwärts) fallen", die Übersetzung von *plessier* mit „tomber" durch God. als ungenau erweist; *fait plesser tous leur anemis*; *font les chastiaus plaissier*, überhaupt „sinken" in *Sus ses espaulles vit ses cavels plassier*; *cent douleurs me font la vertu* („Kraft") *plessier*; *je vous fis a pechié plessier*. Die soeben für *plaissier* angegebenen Bedeutungen genügen nicht nur den angeführten Belegen Gods., denen schon einige Tilanders hinzugefügt wurden, sondern auch den anderen Belegen Tilanders a. a. O., 525ff. Auch diese bieten *plaissier* „(physisch) niederdrücken, beugen" in *Et l'erbe fresche contre terre plessiee*; (*Normant.*) *Foler et plaissier les covient* (*Se lor sires soz piez les tient*); *Donc a l'enfer soz soi pleissié*; *abat tot avant sei et plesse*; „unterdrücken, dämpfen" in *Mes mout fut lor janglois plassié*, „in seiner Kraft niederdrücken, beugen" in *E Sarrazin fussent plaissié*; *Tant le volt plaissier et destraindre* Histoire de Guillaume le Maréchal 15151, wo P. Meyer im Glossar *plaissier* mit „accabler" übersetzt hat; *les felons plaissier*; *li sire* (= Jesus) *Qui l'oste et l'ostel* (d. i. den Teufel und die Hölle) *plaissera*;

Que Rome . . . est si fort abaissie Et si vencue et si plaissie; Por els destorber et plaissier; vom Kummer gesagt *En duel qui por lui les plaissa*; *Derriere li se le laissast Trop grans courous son cuer plaissast*; *Plourant et de courous plaissiés*; *Mais ço l'aveit mort e pleissié Que tuit li suen l'orent laissié*; „willig machen“ in *A ce ne me porroit plaissier Nus*, dazu *plaissié* „willig, geneigt“ in *Mes cuers n'iert ja a chou plaissiés*; *soi plaissier* „sich demütigen“ in *Que cascuns se devroit plaissier*, wo *soi plaissier* von Tilander, 528 oben, mit „s'abaisser“ übersetzt wird, „nachgeben, weichen“ in *Que cil ariere se plaissierent* Histoire de Guillaume le Maréchal 11187, wo P. Meyer im Glossar *soi plaissier* mit „battre en retraite, fléchir“ übersetzt; endlich intransitives *plaissier* „in sich zusammensinken“ in *Et maint postiau de sainte Yglise Dont li uns plesse et l'autres brise*, auch wie *soi plaissier* „nachgeben, weichen“ in *Cil de Gadres se tienent qu'il ne voelent plaissier*.

Nur zwei Belege, deren einer schon von God. 6, 194a Mitte, deren anderer von Tilander, 527 unten, gegeben wurde, bieten *plaissier* in einer Verwendung, die zu den bisher besprochenen nicht stimmt. Die eine Stelle, Doon de Mayence 1604f., sagt vom Kampfe eines Löwen und einer Tigerin: *As ongles merveilleus ont leur char damagie Et deroute en tans lieus et la char si plessie*; die andere, Robert le diable 623f., spricht *Des lermes qui del cuer li naissent Qui les ieus et le vis li plaissent*. God. und Tilander übersetzen *plaissier* an den beiden Stellen mit „meurtrir“, und Tilander, 524 Mitte, meint, daſs „le sens ‚meutrir‘ provient évidemment du sens ‚battre‘ de *plaissier*“. Eine Bedeutung „meurtrir“, d. i. „contusionner de manière à laisser une marque livide“ könnte natürlich aus „schlagen“ entstanden sein, aber auch aus „niederdrücken“, da auch ein starker Druck auf eine weiche Körperstelle blaue Flecke hervorrufen kann; eine Bedeutung „meurtrir“ entschiede somit, auch wenn sie dem afrz. *plaissier* zugekommen wäre, nicht mit Notwendigkeit für eine Grundbedeutung „schlagen“ und gegen eine „niederdrücken“. Aber eine Bedeutung „meurtrir“ kam wahrscheinlich dem Verbum *plaissier* an den beiden Stellen gar nicht zu; die scharfen Krallen eines Löwen, eines Tigers erzeugen im Fleisch des angegriffenen Tieres keine Quetschungen oder blaue Flecke, sondern offene Wunden, und auch die Tränen rufen an den Augen und im Gesichte keine Quetschungen hervor. *Plaissier* bedeutet also an den beiden Stellen nicht „meurtrir“. Man fragt sich nun, was es denn bedeutet. Man muſs eine Bedeutung suchen, die an beiden Stellen paſst. Eine solche dürfte „furchen“ sein; man kann einerseits sagen, daſs ein Löwe mit den Krallen (*as ongles*) das Fleisch (*la char*) des anderen Tiers „gefurcht“ hat, und andererseits, daſs die Tränen (*les lermes*) einem das Gesicht (*le vis*) „furchen“, weil die nebeneinander herabrinnenden Tränenbächlein zwischen sich eine Furche bilden. Da der Dichter des Robert le Diable nach Löseth (Ausgabe in der Société des anciens textes français), Introduction, XLVI Mitte, pikard. sprach und der des Doon

de Mayence nach Gröber, Gr. II, 1, 798 unten, ebenfalls, so gebrauchten beide mit *plaissier* „furchen" wahrscheinlich einen pikard. Ausdruck. Das Verhältnis der erschlossenen Bedeutung „furchen" zu den anderen oben angegebenen Bedeutungen wird bald dargelegt werden. Zu diesen anderen Bedeutungen stimmt endlich die von Tilander 528 besprochene Verwendung der Komposita von *plaissier*. Da findet man *aplaissier* „niederdrücken, beugen" in *Ma grant espee Loherenge Qui tanz orguilz aplaisse et venge*, *replaissier* dass. in *Fortune . . . come el veult l'honneur tourne et replesse*, wo Tilander *replaissier* mit „rabaisser" übersetzt, *soi emplessier* „sich demütigen" in *Ja por çou ne s'enplesseront Ne mal a faire n'en lairont*, wo Tilander „s'abaisser, s'humilier" übersetzt. Die oben als Ausgangspunkt angenommene Bedeutung „niederdrücken" liegt noch im percheron *plesser* „ployer du bois par le pied en lui faisant une légère entaille", das oben erwähnt wurde, vor. Damit ist die Erörterung über die Bedeutungen von *plaissier* abgeschlossen; sie mufste ziemlich ausführlich sein, weil auch die Erörterung Tilanders darüber ausführlich gewesen und dabei nach meiner Ansicht zu irrigem Ergebnis gelangt ist. Als alte Bedeutungen sind „niederdrücken" und „furchen" anzusehen.

Es bleibt die Herkunft des afrz. *plaissier* anzugeben. Oben habe ich ein für *plexum* „geflochten" eingetretenes **plaxum* angenommen, das, substantiviert, nach der Annahme von Diez, 658 oben, ineinander geflochtene Zweige, eine Hecke bezeichnete. Von gallorom. **plaxum* als Partizip leitete man **plaxāre* ab, so wie man von manchen anderen Partizipien auf *-sum*, *-tum* Verba auf *-sāre*, *-tāre* ableitete, die schon im Latein sehr oft an die Stelle der alten Wurzelverba traten (Meyer-Lübke, Rom. Gram. 2, 612 oben); es kann auch ein von *plectere*, *plexum* abgeleitetes **plexāre* nach dem Ersatz von *plexum* durch **plaxum* zu **plaxāre* geworden sein. (**plexāre*), **plaxāre* bedeutete zunächst dasselbe wie *plectere* „ineinander flechten, — fügen". Nun flicht man zwei Bänder ineinander, indem man das eine Band niederdrückt, das andere darüberlegt, dieses niederdrückt, jenes darüberlegt usw.; das Niederdrücken ist der eine, wesentliche Teil der gesamten Handlung des Flechtens, dabei charakteristischer als das wiederholte Darüberlegen, da dieses auch bei anderen Arbeiten oft vorkommt, das wiederholte Niederdrücken weniger oft. So konnte ein von *plectere*, *plexum* „flechten" abgeleitetes Frequentativum **plexāre*, **plaxāre* das wiederholte Niederdrücken, später auch das einmalige, bezeichnen, während *pressāre* das Drücken überhaupt, auch das horizontale Drücken, das Ausdrücken und Zerdrücken benannte. Da ein Niederdrücken eines Gegenstandes (z. B. der Pflugschar) bei dessen Bewegung in einer Linie auf weicherem Grunde eine Furche erzeugt, konnte sich aus allgemein afrz. *plaissier* „niederdrücken" im Pikard. altes *plaissier* „furchen" entwickeln.

Mit einem **plaxum*, das analogisch für vorhandenes *plexum* „geflochten" ebenso eintrat wie überliefertes *dilactum* für *dilectum*, und mit einem von **plaxum* abgeleiteten **plaxāre* kann man afrz.

plais und *plaissier* nach Form und Bedeutung erklären, ohne zu nicht überliefertem **plactus* für *planctus* „geschlagen" ein **plaxus* dass. und ein davon abgeleitetes **plaxāre* „battre" (so Tilander, 539 unten) und ohne für *plaissier* eine Bedeutung „battre" annehmen zu müssen, die nach Tilander, 525 oben, „le sens originaire de *plaissier*" sein soll und die in keinem Belege vorliegt.

Nach den oben angeführten Dialektwörtern ist *plaissier* als *plesser* in der Champagne, in Burgund, im Berry, im Perche und in der Normandie, also im weiten Umkreis um Paris, erhalten. Aus der Pariser Schriftsprache wurde es wohl durch das lautlich so ähnliche *plisser* verdrängt.

JOSEF BRÜCH.

---

4. Span., port. *bailar* „tanzen".

In WS. 9, 125 Mitte; ZrPh. 49, 518ff. habe ich span., port. *bailar* „tanzen" über **badilāre* und älteres, später dissimiliertes **badiďāre* auf lat. *badizāre* „schreiten" griech. Ursprungs zurückgeführt und mich an der zweiten Stelle bemüht, diese Herleitung nach der lautlichen und begrifflichen Seite ausführlich zu rechtfertigen, gegen den Einspruch von Rohlfs zu verteidigen. Dabei blieb und bleibt aber die Unwahrscheinlichkeit, daſs span., port. *bailar* einerseits, kat. *ballar*, aprov. *balar*, afrz. *baler*, it. *ballare* „tanzen" andererseits, also Verba so ähnlicher Form und gleicher Bedeutung, verschiedenen Ursprung haben sollen. Da die Herkunft des kat., aprov., afrz., it. Verbs von überliefertem spätlat. *ballāre* „tanzen" sicher ist, wird man die Herleitung des span., port. *bailar* von *badizāre* „schreiten" gern aufgeben, wenn man eine Möglichkeit gefunden hat, das span., port. Verb mit den anderen rom. Verben auf *ballāre* zurückzuführen. Diese Möglichkeit glaube ich jetzt gefunden zu haben; deshalb gebe ich die Herleitung des span., port. *bailar* von *badizāre*, die Rohlfs seinerzeit ablehnte, auf.

Menéndez Pidal, Orígenes del español, 2. ed., 287 hat die Bewahrung des urspan. *ľ* aus *lj, cl, gl* in der Sprache der Mozárabes festgestellt und hinzugefügt: los moros granadinos, a fines del XV, pronunciaban con metátesis *šar̄dila* (que Pedro de Alcalá escribe *xarráyla* Simonet 584), y . . . podría pensarse que esta forma representaba el latín *sarralia* más que el romance; pero nuestras dudas se desvanecen al ver el mismo *ly* para *ľ* derivado de *cl* latino. Menéndez Pidal belegte dann span.-arab. *ly* für rom. *ľ* aus lat. *cl, gl* mit span.-arab. *wélyo, konélya, kwályo* aus lat. *oculum, cuniculum, coāgulum*, nachdem er schon vorher span.-arab. *šar̄ālya* aus lat. *sarrālia* „gezackter Strunksalat" Isidor, Orig. XVII, 10, 11 verzeichnet hatte. Wie nun Menéndez Pidal aus dem Gebrauche des span.-arab. *ly* nicht nur für lat. *lj*, sondern auch für lat. *cl* mit Recht geschlossen hat, daſs *ly* für rom. *ľ* (aus lat. *lj, cl, gl*) eingetreten sei, so wird man aus

einem Gebrauche von *il* im Arab. Granadas nicht nur für lat. *lj*, sondern auch für lat. *cl* schlieſsen, daſs auch dieses *il* Substitution für rom. *l̄* sei. Ein solcher Gebrauch von *il* traf nun zu. Die Mauren von Granada sprachen *il* nicht nur in dem von Menéndez Pidal herangezogenen *xarráyla* „cerraja yerva" Pedro de Alcalá ed. Lagarde 166b 34 (das Steiger, Contribución, 196 oben, nur wegen des arab. *š* für rom. *s* verzeichnet, dessen *yl* er nirgends bespricht), sondern auch in dem von dem spanischen Gelehrten übersehenen *caráil* „cajo o carajo" Pedro de A. 139b 37. Nun entstand span. *carajo* „männliches Glied" gewiſs mit kat. *carall* dass. aus lat. **characulum* „kleiner Pfahl", dem Diminutiv des durch *characātus* „mit Pfählen versehen" Columellas für das Volkslatein Hispaniens gesicherten **charax, -acis* „Pfahl" griech. Ursprungs (Spitzer, BAR. II, 1, 158 unten, zu S. 35; Brüch, BAR. II, 3, 36 oben; Meyer-Lübke 1672b); nebenbei bemerkt, ist die Vermutung Meyer-Lübkes, es liege ein aus *characātum* „mit Pfählen versehen" entstandenes **caratum* bzw. **caratulum* zugrunde, begrifflich unhaltbar, da *carajo* nicht einen mit einem kleinen Pfahl Versehenen, sondern einen kleinen Pfahl bezeichnet. Span.-arab. *caráil* „carajo" Granadas entstand aus südostspan. **caralo*, der Vorstufe von *carajo*, so wie das von Pedro de Alcalá in demselben Artikel verzeichnete span.-arab. *pix* „carajo" aus der Vorstufe des span. *pija* „männliches Glied". Das aus lat. *lj, cl, gl* entstandene südspan. *l̄* wurde in einem Teil des span. Arab. durch *ly* wiedergegeben, so in *šarályа, wélyo, konélya, kwályo*, im Arab. Granadas aber durch *il*, so in *xarráyla, caráil*. Das letztere sagte schon Meyer-Lübke, Berichte über die Verhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 86 (1934), 2, 6 unten, mit den Worten: da die Araber in ihrer Sprache kein *l̄* hatten, gaben sie es naturgemäſs durch *il* wieder, wie dies namentlich aus *xarraila* für asp. *serralla*, nspan. *serraja* bei Pedro von Alcalá hervorgeht.

Das Arab. von Granada ersetzte das aus lat. *lj, cl* entstandene aspan. *l̄* sicher durch *il*; da es auch später selbst des *l̄* ermangelte, wird es wahrscheinlich auch ein späteres *l̄*, das aus lat. *ll* entstandene *l̄* in Lehnwörtern durch *il* ersetzt, also für ein entlehntes südostspan. **ballar*, gesprochenes **bal̄ar* „tanzen" selbst **bailar* gesprochen haben. Ein im Gebiete von Granada gebrauchtes span.-arab. **bailar* wurde dann ins Span. rückentlehnt und ergab aspan. *baylar* „tanzen" Juan Ruiz ed. Cejador 408d, 899b, nspan. *bailar*. Port. *bailar* dass. stammt von span. *bailar*, so wie port. *bailarina* „Tänzerin" wegen *-ina* statt *-inha* zunächst von span. *bailarina* stammt.

Früher als *baylar* erscheint in der Überlieferung aspan. *debaylada* „Tanzlied" Apolonio 179a, 189b; Juan Ruiz ed. Janer (in BAE. LVII) 1205a, wo *la vihuela de arco fas dulçes de bayladas* steht; Alexandre P ed. Morel-Fatio 2118b, wo diese arag., halb kat. gefärbte Hs. ein von kat. *ballar* „tanzen" beeinfluſstes (*las dulçes*) *deballadas* bietet; für letzteres hat die Hs. O des Alexandre ed. Janer (in BAE. LVII) 1976c *las dolçes de las baylas*. Dieses *debaylada* entstand viel-

leicht durch Verschmelzung von *de* mit dem eigentlichen Substantiv aus *de bailada*, das in dem von Cejador, Ausgabe des Juan Ruiz, Anm. zu 1231a, angeführten *el andar de bailada* Autos del siglo XVI, 4, 80 vorkommt; *andar de bailada* kann mit *andar de caida* „sinken“ verglichen werden. Cejador hat denn auch bei Juan Ruiz 1231a *la vihuela de arco faze dulçes vayladas* gedruckt, mit dieser Stelle und der eben angeführten, die *el andar de bailada* bietet, aspan. *bailada, vailada* „baile y su tonada“ in seinem Vocabulario medieval castellano 59a belegt. Somit bestand aspan. *bailada*, dessen häufige Verbindung mit *de* aspan. *debaylada* wohl ergab. Die aus dem 13. Jahrhundert stammenden Belege für *debaylada* und damit für *bailada* erweisen das selbst erst aus dem 14. Jahrhundert bezeugte *bailar* für das 13. Jahrhundert.

Da Ben Albéitar aus Malaga *šaṙálya* und Abulwálid aus Cordoba *konélyo* angab (Menéndez Pidal, Orígenes 287), so sprachen die Araber von Malaga und Cordoba wie die von Valencia und Zaragoza (s. Menéndez Pidal a. a. O.) *ly*, nicht *il* für rom. *ľ*; die Araber des westlichen Andalusien werden daher, wenn sie überhaupt südspan. **ballar* entlehnten, es als **balyar* übernommen haben. Von einem westandal.-arab. **balyar* könnte mundartliches port. *balhar* „tanzen“ stammen, das im Alemtejo und Algarve üblich ist (Leite de Vasconcellos, Rev. lus. 2, 21; 4, 334; Aeppli, ZrPh. Beiheft 75, 58 unten), das freilich auch von Sâ de Miranda nach der Ausgabe der C. Michaelis de Vasconcellos, Glossar 897, gebraucht wurde. Das Vorkommen von *balhar* gerade in Mundarten Südportugals, das dem arab. Einfluſs viel länger und stärker als Nordportugal ausgesetzt war, einerseits, die Herkunft des span. *bailar* von ostandal.-arab. **bailar*, wenn sie mit Recht angenommen worden ist, andererseits machen eine Herkunft des südport. *balhar* zunächst aus dem Arab. wahrscheinlicher als eine direkte Entlehnung von südspan. **ballar*. Im Port. selbst ist *balhar* wegen seines *lh* nicht entstanden; die Annahme eines lat. **balliāre* als der Grundlage von *balhar* wäre sehr unwahrscheinlich.

Die angenommene Entlehnung des aspan. **ballar* ins andal. Arab. und die des ostandal.-arab. **bailar* ins Südspan., des westandal.-arab. **balyar* ins Südport. haben in der Entlehnung mehrerer fränk. Wörter für das Tanzen ins Afranz., in der des afranz. *dancier* in andere rom. Sprachen gute wortgeschichtliche Parallelen. Jene Entlehnungen können daher wohl angenommen werden, ebenso die Ausbreitung des zunächst südostspan. *bailar* von der nördlichen Grenze des Königreichs Granada über Neukastilien, wo der es früh gebrauchende Juan Ruiz lebte, und schlieſslich über Altkastilien; doch setzt die ganze Erklärung die einstige Existenz eines aspan. **ballar* voraus. Doch braucht dieses, damit die Erklärung möglich sei, nur in Südspanien üblich gewesen zu sein; es war wahrscheinlich auch nur dort üblich, da man in Nordspanien in alter Zeit *sotar* „tanzen“ Alexandre O 252c, P 258c; Juan Ruiz ed. Cejador 1001b,

1229d, 1516d; Danza de la muerte 84, älteres *sotare* „saltare" Glosas Sil. 251 gebrauchte (Aeppli 51; Brüch, ZrPh. 49, 520 unten). Da sich das Fehlen eines nur in Südspanien üblichen aspan. **ballar* in der Überlieferung durch den Mangel alter Texte aus Südspanien bzw. durch die Besetzung und kulturelle Beherrschung Südspaniens durch die Araber erklärt, kann ein nur in Südspanien übliches aspan. **ballar* angenommen werden, ohne überliefert zu sein. Doch setzt seine Existenz ein Vorhandensein des lat. *ballāre* im Volkslatein Südspaniens voraus.

Ein Vorhandensein von *ballāre* in Spanien habe ich schon in WS. 9, 125 Mitte; ZrPh. 49, 521 Mitte, aus span. *aballar* „umstürzen, erschüttern", das vielleicht die ursprüngliche Bedeutung von *ballāre* bewahrt hat (WS. 9, 124 unten), und aus dem Vorkommen des verwandten lat. *ballematia* „das Tanzen" bei dem Spanier Isidor, Orig. 3, 22, 11, und in Akten eines Konzils von Toledo (Du C. 1, 532b oben) erschlossen, nachdem vorher schon Wartburg 1, 222a unten, Spanien als Heimat von *ballematia* auf Grund der Belege bezeichnet hatte. Jetzt weise ich noch auf *ballatio* in span. Konzilsakten (Du C. 1, 532a unten) hin. Für einen Gebrauch von *ballāre* speziell in Südspanien kann man das Vorkommen von *ballematia* bei dem in Cartagena geborenen, später in Sevilla lebenden Isidor geltend machen. Das Gebiet von *ballāre* in Südspanien schloſs sich an das in Nordafrika an, wo *ballāre* nach dem Gebrauche durch Augustinus und Ferrandus von Karthago (s. Thes.) üblich war.

Mit diesen Bemerkungen glaube ich die neue Erklärung des span. *bailar* genügend gestützt zu haben. Lat. *ballāre* war nach dem Vorkommen des verwandten *ballematia* „das Tanzen" bei dem Südspanier Isidor in Südspanien üblich und ergab dort regelmäſsig aspan. **ballar*. Dieses ging ins Arab. Granadas über und ergab in diesem **bailar*, so wie vorher aspan. **sarralla*, **carallo* im Arab. Granadas *xarráyla*, *caráil* ergeben hatten. Granadinisch-arab. **bailar* ging dann in das Span. des Königreichs Granada und des nördlich angrenzenden Neukastilien über und ergab aspan. *baylar*, das der in Neukastilien lebende Juan Ruiz gebrauchte. Kurz, span. *bailar* entstand aus lat. *ballāre* infolge Durchgangs durch das Arab. Auch span. *albaricoque*, *almáciga*, *bisnaga*, *cherna* entstanden aus lat. *praecocum*, *masticha*, *pastināca*, *acernia* infolge Durchgangs durch das Arab., ebenso manche span. Ortsnamen.

JOSEF BRÜCH.

---

5. Ironisches *avec cela* (*ça*) mit folgendem *que*-Satz.

In dieser Zeitschrift XXXI, 470—472 (1907) hatte sich F. Kalepky mit dem nfrz. *avec cela* (*ça*) beschäftigt, und darauf hatte Spitzer, Aufsätze zur roman. Syntax und Stilistik (1918) S. 63 Anm. 1, die Erscheinung nebenbei und auf seine Weise berührt. Beide dachten

nicht an Tobler, und das gleiche gilt von Nyrop, der in seinen Étud. de gramm. franç, (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Hist. filol. Meddelelser XII, 2; 1927) über unsere Redewendung handelt, und der hier sowohl wie auch in der Gramm. Hist. de la lang. franç. VI, 415 zu § 4 nur Kalepky kennt. Also Tobler hat schon in seinen Vermischten Beiträgen I, 2. Aufl. (1902) S. 63—65 *avec cela que* des näheren betrachtet, und im Anschlufs daran hat sich Jeanroy in der Revue critique von 1906 I, 151 darüber geäufsert.[1]

Auf die Gefahr hin, umständlich zu werden, mufs ich das bisher Vorgetragene analysieren, denn sonst erhält der Leser kein Bild von der Sachlage und von dem Stand der Frage.

Kalepky führt, abgesehen von einer ersten Stelle, die nur *avec ça* zeigt, für *avec cela que* eine Reihe von Beispielen aus Schriftstellern des 19. Jahrhunderts an, von denen zwei mit denen Toblers identisch sind; er betont den ironischen Charakter von *avec cela que* und sagt, dafs wir überall am geläufigsten mit „als ob" übersetzen würden, begegnet sich also in letzterem Punkte mit Plattner, Ausf. Gramm. II, 3, S. 51; IV, 159; Gramm. Lexikon S. 56b, welche Schriften er noch nicht kennen konnte. Weiterhin führt K. drei Stellen aus G. Sands Le meunier d'Angibault und eine aus Daudet an und stellt fest, dafs hier keinerlei Ironie vorliegt. Eine Erklärung, wie es denn zum Sinne von unserem „als ob" gekommen ist, wird nicht versucht.

Nyrop spricht in den Ét. de gramm. unter Nr. 1—2 von *avec ça* und *avec ça que* im eigentlichen Sinn, um dann unter Nr. 3—5 die weiteren Bedeutungen von beiden zu behandeln. In Nr. 6 unternimmt er eine Erklärung der letzteren, indem er meint, dafs der Ausgangspunkt vielleicht in der bekannten Verwendung von *avec* in negativen Sätzen liege, wo es = *malgré* ist (avec toutes ses qualités il n'a pas réussi). Diese Deutung wird mit Recht von Philipot (bei Nyrop S. 59) angezweifelt, welcher bemerkt: „Je me demande vraiment si en partant de *avec toutes ses qualités il n'a pas réussi* on peut arriver à *avec cela qu'il n'a pas réussi*, qui a une signification entièrement opposée. C'est un véritable casse-tête." — In der Gr. Hist. VI, 5ff., sind Nr. 1—3 der Ét. wiederholt, und Nr. 4—5, wo es sich um *avec ça que* handelt, sind überarbeitet. Dann heifst es in Nr. 6 ähnlich wie in den Ét.: „L'origine des emplois spéciaux du tour étudié n'est pas tout à fait claire", darauf aber und mit Fallenlassen der oben angeführten Erklärung: „Il faut d'abord remarquer que *avec ça* se prononce souvent sur un ton ironique, et c'est probablement l'emploi ironique de la locution qui a amené le changement de sens: avec ça a été compris comme une exhortation moqueuse à celui qui parle de continuer avec ses sottises. Cet emploi ironique en même temps que dubitatif et interrogatif, devient facilement l'expression

[1] Nach Sneyders de Vogel, Synt. hist. du Franç. § 118bis Rem. zu urteilen, hat auch Robert, Études d'idiome et de syntaxe (1917) über *avec ça* gesprochen; ob auch über *avec ça que* kann ich nicht sagen, da mir dieses Buch nicht zugänglich ist.

d'une protestation." Damit ist denn das protestierende *avec ça* in den Vordergrund gestellt und *avec ça que* beiseite gesetzt; über das Verhältnis der beiden zueinander wird nichts ausgesagt. Ob die Deutung von jenem *avec ça* das Richtige trifft, erscheint recht zweifelhaft, geht uns aber zunächst nichts an, da wir uns mit dem ironischen *avec ça que* zu beschäftigen haben. Es bleibt noch übrig, zu sehen, was Tobler und Jeanroy über das letztere vorgetragen haben.

Tobler, VB I², 63—64, I³, 65 bemerkt: „Das häufig begegnende *avec cela que* habe ich am öftesten so angetroffen, daſs es samt dem sich anschlieſsenden Satze vermutlich in fragendem Ton gesprochen, den ein Fragezeichen nicht immer andeutet, den Sinn einer Behauptung hat, die eine ablehnende Antwort auf die Frage bilden würde." Es folgt eine Reihe von Beispielen, von denen nur eines ein Fragezeichen aufweist, dann wird von den verschiedenen Übersetzungsmöglichkeiten gesprochen und am Schluſs gesagt, daſs der sich anschlieſsende Satz oft nicht die Bedeutung einer Frage, sondern nur die einer schlichten Feststellung hat. — Zu Obigem äuſsert sich Jeanroy in der Anzeige der Übersetzung von Tobler VB I ins Französische in der Rev. crit. von 1906, I, 151 folgendermaſsen: „L'expression *avec ça que* . . . a été parfaitement comprise, mais l'origine ne m'en paraît pas suffisamment expliquée. Elle a dû introduire d'abord une proposition, par laquelle on ajoute un argument à ceux qui viennent d'être invoqués soit par la personne qui parle, soit par l'interlocuteur; mais il arrive souvent que cette proposition qui prend alors la valeur d'une interrogation, soit ironique, et qu'en ayant l'air de fournir un argument de plus à son adversaire, on ruine en réalité sa thèse par une objection sans réplique. La pensée complète serait: „J'admets votre raisonnement, mais „avec ça", c'est à dire après tout cela (que vous venez de dire) je vous demanderais, s'il ne serait pas vrai que . . . et je vous défie de répondre „non" à ma question." — In der 3. Auflage der VB I, 65 findet sich ein Zusatz, in welchem auf Littré unter ça[1] und auf die Besprechung Jeanroys hingewiesen wird, doch erfährt man nicht, wie sich Tobler zu dessen Erklärung stellt.

Aus dem Bisherigen ersieht man, daſs die unsere Erscheinung betreffende Forschung sich nicht in gerader Linie fortbewegt hat; aber auch wenn ein Gelehrter immer den anderen berücksichtigt hätte, würde wohl kaum eine Gleichheit der Anschauung erzielt worden sein, und das wäre nicht verwunderlich, da es bekanntlich oft recht schwer ist, den Ursprung und die Bedeutungsentwicklung gewisser Redewendungen einwandfrei nachzuweisen. Allerdings würde sich Nyrop in seiner Gr. Hist., falls er Tobler und Jeanroy gekannt hätte, nicht auf einen Erklärungsversuch von alleinstehendem *avec ça* haben beschränken können. Für uns kommen jedenfalls

[1] Littré spricht II, 444b Rem. nicht von dem ironischen *avec ça que*, sondern nur von demjenigen *avec ça que*, das den Sinn einer einfachen Feststellung hat.

nur die Ausführungen von Tobler und Jeanroy in Betracht, und wir haben zu sehen, ob mit ihnen die Sache abgeschlossen und erledigt ist. Dabei möchte ich nicht verfehlen zu bemerken, daſs es Tobler sich ja nicht zur Aufgabe gemacht hatte, der Entstehungs- und Verwendungsart von *avec cela que* genauer nachzugehen, da er auf die Verbindung aus anderem Anlaſs zu sprechen kommt und sie zunächst nur im Rahmen der Fälle aufführte, in denen sich *que*-Sätze an adverbiale Ausdrücke anschlieſsen.[1] Soviel ist sicher, daſs Jeanroy Recht hat, wenn er bemerkt, daſs man ursprünglich mit *avec cela que* nur einen neuen Umstand oder ein neues Argument hinzufügen wollte, mit anderen Worten, daſs das einfache feststellende *avec cela que*, wie wir es in den Beispielen in G. Sands Meunier d'Angibault (Kalepky) finden, der Ausgangspunkt für ironisches *avec cela que* gewesen ist. Aber woran ich Anstoſs nehme, ist, daſs Jeanroy weiter sagt: „mais il arrive souvent que cette proposition, qui prend alors la valeur d'une interrogation, soit ironique", als ob sich die Ironie gleichsam wie von selbst eingefunden hätte. Und auch daran glaube ich nicht, daſs der Satz dann den ‚Wert einer Frage' erhalten hätte. Man hat bisher das chronologische Moment unberücksichtigt gelassen, d. h. nicht versucht, der ältesten literarischen Belegstellen habhaft zu werden, vielmehr hat man die Beispiele promiscue ohne zeitliche Anordnung aufgeführt. Es sei daher die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf drei Stellen gelenkt, die ich nirgends vermerkt finde und die ich bis auf weiteres als die ältesten literarischen Beispiele für ironisches *avec cela que* ansehe. Eine möglichst vollständige Wiedergabe und nähere Betrachtung derselben scheinen mir die Mühe zu lohnen. Sie stehen in dem Roman von Alex. Dumas père. Le comte de Montechristo (1841—1845).

Die erste jener Stellen findet man in dem „Le déjeuner" überschriebenen Abschnitt (Brüsseler Ausg. von 1846, II, 142). Die Pariser Albert de Morcerf und Lucien Debray, letzterer im Ministerium beschäftigt, unterhalten sich. Albert: „Mais vous avez donc faim? — Lucien: Oui, je l'avoue, si humiliant que cela soit à dire, Mais j'ai dîné hier chez M. de Villefort; et avez-vous remarqué cela, cher ami, on dîne très mal chez tous ces gens du parquet: on dirait toujours qu'ils ont des remords. — Alb.: Ah! pardieu! dépréciez les dîners des autres; avec cela qu'on dîne bien chez vos ministres. — Luc.: Oui, mais nous n'invitons pas les gens comme il faut, au moins. — Die zweite steht in dem Kapitel „L'enclos à la luzerne" (Brüss. Ausg. III, 3). Es sprechen miteinander Maximilien Morrel und Valentine. Max.: „Non ... mais dites-moi ... une question de simple curiosité, et qui émane de certaines idées que je me suis faites sur mademoiselle Danglars. — Val.: Oh! bien injustes, sans que je sache lesquelles certainement. Quand vous nous jugez, nous

[1] Ob mit Recht, ist eine andere Frage, die uns hier nichts angeht, vgl. Kalepky in Zs. f. franz. Spr. 52, 100 Anm. 1.

autres pauvres femmes, nous ne devons nous attendre à l'indulgence. — Max.: Avec cela qu' entre vous vous êtes bien justes les unes envers les autres! — Val.: Parce que presque toujours il y a de la passion dans nos jugements." — Auf die dritte trifft man IV, 232 in dem Kapitel, welches die Überschrift „Les assises" trägt. Die Pariser Beauchamp, Debray und Chateau-Renaud sind in einer Unterhaltung begriffen. Beauchamp: „Ainsi vous n'avez jamais cru à sa principauté (es handelt sich um Benedetto)? — Debray: A sa principauté? si ... à son principat? non. — Pas mal, dit Beauchamp; je vous assure cependant que pour tout autre que vous il pouvait passer. Je l'ai vu chez les ministres. — Ah! oui, dit Château-Renaud; avec cela que vos ministres se connaissent en princes! — Il y a du bon dans ce que vous venez de dire, Château-Renaud, répondit Beauchamp en éclatant de rire; la phrase est courte mais agréable. Je vous demande d'en user dans mon compte rendu." Natürlich ist der Sinn an den drei Stellen: „Aber man speist doch recht schlecht bei Euren Ministern." — „Aber Ihr Frauen urteilt doch wahrlich nicht gerecht übereinander", oder „Als ob Ihr Frauen sehr gerecht über einander urteiltet." — „Aber Eure Minister haben ja keine Ahnung von Fürsten."

Prüft man nun obige Beispiele in ihrem Zusammenhange, so muſs man zweifeln, ob die Annahme plausibel ist, daſs die Ironie glatt hinzugetreten und leicht erklärlich sei. Mir scheint im Gegenteil ein ganz überlegtes, ja raffiniertes Verfahren des Redenden oder Schreibenden vorzuliegen. Und zwar erblicke ich das Raffinement in einer doppelten Ironie. Die erste ist eine Ironie des Wortes oder der Wortverbindung und besteht darin, daſs jemand *avec cela* sagt, also eine Kumulierung vornimmt, während er doch dem von seinem Interlokutor Gesagten Abbruch tun, also einen Einwurf machen will, mithin ein *mais* gebrauchten sollte. Sie wirkt besonders scharf und beiſsend, weil der Andere gemäſs dem *avec* zunächst glauben muſs, daſs der Sprechende ihn mit einem weiteren Argumente unterstützen will.[1] Er merkt die voraufgegangene Ironie erst,[2] und seine Enttäuschung ist besonders unangenehm, wenn der *que*-Satz ausgesprochen wird, der ja gleichfalls ironische Einkleidung trägt, dessen Ironie aber leichter zu durchschauen ist. — Ist meine Analyse richtig, so spricht sie nicht dafür, daſs man sich das Ganze in fragendem Tone gesagt zu denken habe. Wodurch sollte sich in der Tat eine solche Annahme rechtfertigen lassen? Gewiſs können wir in verschiedenen Beispielen mit einer Frage übersetzen, zu welcher ein „etwa" treten

[1] Dieses Moment hat Jeanroy zutreffend hervorgehoben, übrigens auch Philipot nach ihm, ohne ihn zu kennen, für einfaches *avec cela* bei Nyrop a. a. O.

[2] In dem ersten Montechristo-Beispiel beginnt amüsanterweise die Ironie sogar schon mit „dépréciez les dîners des autres", da doch Albert meint: Ihr habt kein Recht, die Essen, welche andere geben, schlecht zu machen, so daſs denn Debray noch etwas länger glauben muſs, daſs Albert in seinem Sinn sprechen wollte.

mufste, so gleich in dem ersten von Tobler angeführten Beispiel aus Maupassant: „avec ça qu'elles s'en privent les honnêtes femmes" „versagen sie sich's etwa?", oder „avec ça qu'on n'a plus toujours besoin de bois" (Kalepky aus J. Rameau) „braucht man etwa nicht immer Holz?" oder „avec ça que je ne l'ai pas vu" (Nyrop aus P. Margueritte) „habe ich ihn etwa nicht gesehen?", oder, um auch ein eigenes Beispiel zu bringen, avec „ça que je ne devine pas que t'en as assez" (Fr. Coppée, Le coupable S. 19), errate ich etwa nicht, dafs „Du davon genug hast?" Allein das darf nicht irre machen; es ist doch offenbar, dafs durch eine sogeartete Übertragung der Charakter der durchaus asserierenden Sätze verändert sowie die Ironie unserer Wendung ganz verwischt wird, und das gleiche gilt auch von einer Übersetzung mit dem uns geläufigen „als ob".[1] Allerdings ist in einem der von Tobler angeführten Beispiele von dem Schriftsteller ein Fragezeichen gesetzt worden — beiläufig unter allen bisher angeführten Stellen die einzige mit einem Fragezeichen ausgestattete —, und zwar von P. Bourget, Les voyageuses S. 104; sieht man sich indessen die Stelle in ihrem Zusammenhange genau an, so darf man wohl die Meinung vertreten, dafs hier eine besondere Erklärung Platz zu greifen hat, und das um so mehr, als sich bei Bourget an einer anderen Stelle (Le disciple, s. Nyrop, Ét. S. 45 oben) kein Fragezeichen findet. Der Graf von Corcieux, der mit seiner jungen Frau aus Anlafs einer Erbschaft nach Irland gereist ist, will Bourget die Geschichte des Onkels Jules, der eine Gouvernante geheiratet hatte, erzählen, eine Geschichte, die vorher Frau von Corcieux für *si jolie* erklärt hatte, zuvor aber wendet er sich an seine Frau: „Si jolie, si jolie! . . . fit le jeune homme (es folgt eine Zwischenbemerkung des Autors). Du moment qu'il s'agit d'amour, les femmes ont toutes les indulgences . . . Avec cela que vous seriez contente, plus tard, que votre fils se conduisît comme cet autre, le héros de cette histoire si jolie? . . ." Das Fragezeichen an sich hat m. E. keine Berechtigung und widerspricht dem *avec cela que*, das doch nicht einem *est-ce que* gleichstehen kann. Ich erkläre mir dasselbe als durch ein psychisches Moment herbeigeführt: Die Ironie soll auf die junge Frau nicht so scharf, sondern abgemildert wirken; das Fragezeichen hat einen Rücksichtswert. Will also der Schriftsteller wohl, dafs man sich das Ganze als in halb fragendem Tone gesprochen denken soll, so fafst es doch Frau von Corcieux nicht als Frage auf; das erhellt daraus, dafs sie darauf nichts erwidert, vielmehr fährt ihr Mann, zu Bourget gewendet, mit einem „Jugez-en plutôt" in seiner Rede fort. Und trüge unsere ironische Wendung überhaupt den Charakter einer Frage, wie Tobler

[1] Eine Beibehaltung der ironischen Ausdrucksweise ist für uns vielfach nicht möglich. Zuweilen könnten wir mit „ja, ja" beginnen, so in dem dritten Montechristo-Beispiel: „ja, ja, die Minister verstehen sich auf Fürsten!" wobei es denn auf die entsprechende Modulierung dieses „ja, ja" ankäme, allenfalls mit „na ja" und weiterhin folgendem „auch gerade", s. Kalepky l. c. S. 471.

und Jeanroy es wollen, so würde man da, wo es sich um Wechselrede handelt, auch einmal eine Antwort mit *non* erwarten können. Freilich reagiert an der ersten Montechristo-Stelle L. Debray auf die Äuſserung von Albert de Morcerf, aber er sagt nicht etwa „non", sondern er sagt, was wohl zu beachten ist, „oui", nimmt also Bezug auf das von Albert nicht gesagte, sondern gemeinte „man speist sehr schlecht bei Euren Ministern" und gibt die Richtigkeit zu.

Nach Obigem entfällt für mich von selbst das von Jeanroy mit „La pensée complète serait etc." (s. oben) Hinzugefügte, und ich kann mich noch einigen Nebenfragen kurz zuwenden.

Man darf vermuten, daſs ursprünglich der *que*-Satz in positiver Form auftrat, weil dabei die Ironie immerhin leichter zu erkennen war. Es konnte dann aber auch ein negativer *que*-Satz folgen, wobei denn natürlich der Sinn ein positiver wurde, und ein solcher negativer *que*-Satz mag am ehesten eingetreten sein, wenn das von dem zuerst Sprechenden Gesagte verneint war, z. B. „Je ne te préfère pas (sc. à tes frères). — Miq.: „Avec ça que je ne le vois pas" = „Aber ich sehe es doch" (Tobler l. c. S. 64). Hierzu sei noch bemerkt, daſs ich nicht verstehe, wie Nyrop, Ét. S. 44 Nr. 5 und Gr. Hist. VI, 6 Nr. 5 sagen kann: „*Avec ça que* . . . acquiert a peu près le sens de: il ne manquerait plus que cela", denn es ist wirklich schwer, diesen Sinn zu entdecken; auf S. 400 der Gr. Hist. heiſst es zwar, daſs das letzte Beispiel besser am Schlusse von n. 4 stehen würde, aber das gleiche gilt auch von den anderen unter Nr. 5 gebrachten Beispielen, deren *que*-Satz ein negativer ist.

Es drängen sich noch drei Fragen auf: Wann ist ironisches *avec cela que* aufgetaucht und zur Verwendung gekommen? Welches ist der Boden, auf dem es erwachsen ist? Welches ist die heutige Verbreitungssphäre? Diese Fragen werden sich vielleicht bei weiterer eindringender Forschung besser beantworten lassen, als es vorderhand möglich ist. Ich muſs mich hier auf Vermutungen beschränken. Sieht man sich noch einmal die dritte Montechristo-Stelle an, so findet man, daſs Beauchamp zu dem von Château-Renaud mit *avec cela que* Gesagten ein ästhetisches Werturteil abgibt: „La phrase est courte, mais agréable."[1] Darf man darauf schlieſsen, daſs der Gebrauch von ironischem *avec cela que* verhältnismäſsig neu war? Beauchamp bricht zugleich in Lachen aus, und wieder kann man fragen, ob unsere Wendung diesen Eindruck auf ihn gemacht hätte, wenn sie schon recht geläufig gewesen wäre? Aber es ist zu berücksichtigen, daſs Dumas sie doch schon zweimal vorher gebraucht hat (s. die beiden ersten Montechristo-Stellen), und dann ist man sich nicht sicher, ob er Beauchamp nicht vornehmlich deswegen lachen läſst, weil Debray, der ja dem Ministerium angehört, bei dem Ausfall auf die Minister auch gleich etwas mitabbekommt. Was das

[1] Fast scheint es, daſs Beauchamp selber bei diesem Ausdruck zur Ironie greift und mit *agréable* „sarkastisch", „bissig" meint.

„Milieu" angeht, so möchte ich kaum glauben, daſs der Ursprung in den unteren Volksklassen gelegen hat, nicht sowohl wegen der Montechristo-Stellen, als weil es mir scheint, daſs die Anwendung der doppelten Ironie sich für jene Klassen als etwas zu subtil und verwickelt darstellt. Vielleicht ist ironisches *avec cela que* auf dem Boden der gebildeten snobistisch angehauchten Pariser Bevölkerungsschicht erwachsen und von da in die Literatur aufgenommen worden. Welches ist schlieſslich das heutige Verbreitungsgebiet? In der Literatur begegnet es, nach den zahlreichen bisher beigebrachten Beispielen zu urteilen, recht oft. Aber ob auch in gleichem Ausmaſse in der Umgangssprache und in welchen Kreisen? Plattner, Lexikon S. 566 läſst hier im Unklaren mit seinem sonderbaren „nur bedingt zulässig", während Nyrop, Gr. Hist. VI, 7 sagt: „On dit couramment: Avec ça que tu ne m'as pas fait du tort (= mais si, certainement, tu m'as fait du tort)." Bauche, Le langage populaire (1928) macht unsere Wendung gar nicht namhaft.

Noch ein Wort über einfaches *avec ça*, obgleich es nicht eigentlich zu meinem Thema gehört. Nyrop, Ét. S. 44 sagt: „Elle signifie tantôt: mais si, tantôt pardon, bah, à d'autres, chansons que tout cela!" Die gewöhnliche Bedeutung dürfte die von Einspruch erhebendem „doch" sein; andere Sinnesschattierungen würden wir wohl am besten mit unserm familiären „Oho!" wiedergeben, z. B.: „Pourquoi te troubles-tu? — Moi je ne me trouble pas. — *Avec ça*! Montre-moi cette lettre" (Kalepky l. c. S. 470 aus J. Rameau). Mir ist nicht zweifelhaft, daſs dieses einfache *avec ça* sich erst aus iron. *avec ça que* abgelöst hat, also nicht etwa, wie es nach Nyrop, Gr. Hist. scheinen könnte, das Primäre ist, sondern das Sekundäre. Es wäre schwer zu begreifen, wie ein alleinstehendes *avec ça* zum Sinne einer Protestformel gekommen sein sollte, aber leicht zu erklären, wenn man es als Relikt von iron. *avec ça que* ansieht. Übrigens verzeichnet Bauche, Lang. pop. auch dieses *avec ça* nicht.

O. Schultz-Gora.

II. Literaturwissenschaft.

1. Zu den ‚Merveilles de Rigomer'.

Jehans eigentümlicher Artusroman bietet bekanntlich wegen der schlechten Überlieferung und der vielen seltenen Wörter eine Reihe von Schwierigkeiten dar, zu deren Behebung W. Foerster in seiner Ausgabe (1908—1915) namentlich durch seine Worterklärungen wahrlich nicht wenig getan hat. Eine erneute Lektüre des Textes gibt mir zu ein paar Bemerkungen Anlaſs, die hier folgen mögen.

1. V. 13679. Unter den abenteuerlichen Völkern, die, durch Zauber erwachsen, gegen die Bretonen kämpfen, werden auch die *Pismëi* = Pygmäen genannt, und es heiſst von ihnen: *Tel sont qu'il*

as graus se combatent. Die Hs. zeigt *cas graus* mit —1. Eine Anmerkung fehlt, aber im Glossar ist zu lesen: ‚*graus* Plur. Kraniche'. Um Kraniche handelt es sich freilich, gemäſs der Überlieferung von den Pygmäen, aber man fragt doch, ob denn ein *grau* ‚Kranich' sonst in literarischen Texten vorkommt, und ob es etwa eine mundartliche Form sein könnte. Bis auf weiteres glaube ich, daſs man ohne Bedenken *grües* in den Text setzen darf, das zusammen mit dem voraufgehenden *c'as* der Hs. die richtige Silbenzahl ergibt. Übrigens begegnen die Pygmäen (*Pingnain* genannt) auch in dem Liber de monstruosis hominibus Orientis ed. Hilka 1113ff., und dort wird fast gleichlautend von ihnen gesagt (1118—1119): *Si se combatent cascun jor As grües.*

2. V. 13892. Nachdem Gavain über die Drachenbrücke gelangt ist, erscheint dasselbe betrügerische Fräulein, das Lancelot ins Unglück gebracht hat. Es werden ihre Schönheit, ihre Kleidung, ihr Spiel mit dem goldenen Apfel beschrieben, und dann liest man: *Quant de Gavain est resvenue, Si a perdu tout son mimoire.* Was soll *resvenue* hier bedeuten? Glossar und Anmerkungen sagen nichts aus, nur in der Inhaltsangabe II, 124 heiſst es: ‚Doch der Eindruck, den Gavain auf sie macht, ist derart, daſs sie ihre Zauberkunst darüber vergiſst.' Allein auch dies fördert das Verständnis nicht, es müſste denn gerade sein, daſs Foerster gemeint habe: ‚als sie sich von Gavain erholt hat.' Könnte indessen *revenir* dies bedeuten? Et encore! Die Hs. zeigt *res venue* in zwei Wörtern geschrieben, und ich zweifle nicht, daſs *pres venue* vorliegen soll; ebenso heiſst es ja von dem zweiten Fräulein V. 13975: *Quant ele est pres de lui venue.* Ich brauche kaum zu bemerken, daſs bei einem so flüchtigen Schreiber, wie es derjenige unserer Hs. ist, die Auslassung eines Buchstabens sehr wenig zu besagen hat.

3. V. 14907. *Car n'ai talent que jou lui prenge.* Eine Anmerkung dazu lautet: ‚Sinn der Stelle: daſs ich ihm etwas nehme.' Dieser Auffassung kann man schwer beipflichten, da zunächst der Zusammenhang nicht für sie spricht. Ein Mädchen ist an den Hof des Königs Artus gekommen und bittet ihn um Hilfe gegen einen Ritter, der, sich auf eine Eheabmachung der beiderseitigen Väter berufend, von der das Mädchen nichts weiſs, das Land des letzteren mit Krieg überzieht, um mit Gewalt zum Ziele zu kommen. Das Mädchen sagt nun: *Or en ai pris bataille a lui, Dont jou ai paine et grant anui; Car n'ai talent que jou lui prenge Et si ne truis qi me defenge.* Unter den Anfangsworten des Fräuleins ist gewiſs nicht zu verstehen, daſs es die Feindseligkeiten eröffnet hat, sondern nur daſs es sich zur Wehr gesetzt hat; mithin muſs ihm der Gedanke ganz ferne liegen, dem Ritter etwas (sc. von seinem Lande) nehmen zu wollen, ganz abgesehen davon, daſs dann das *car* nicht logisch wäre. Dazu kommt noch ein grammatisches Moment, nämlich das auffällige Fortbleiben eines Akk. ‚etwas'. Das Fräulein hatte vorher noch nicht gesagt, daſs es den Ritter nicht haben wollte, und warum sollte man den

fraglichen Vers nicht einfach mit ‚Denn ich habe keine Lust ihn zum Manne zu nehmen‘ übersetzen? *Prendre* in diesem Sinne ist ja bekannt und bedarf keiner Belege, begegnet übrigens auch hier V. 10675. Was *lui* ‚ihn‘ angeht, so findet man für diese Verwendung der betonten Pronominalform unmittelbar vor dem Verbum, ohne daſs rhetorischer Akzent vorliegt und abgesehen von dem bekannten *se lui plaist*, Beispiele im Folque de Candie 815, 10233 und im Bueve de H., F. III, 5837, 13855, vgl. Stimming zu F. I, 61, F. III, 2390. Allerdings dürfte man ein solches *lui* ‚ihn‘ kaum in unserem Texte antreffen. Indessen scheint mir, daſs sich die betonte Form anders rechtfertigen läſst: es findet eine natürliche Betonung des Pronomens statt infolge der Gegensätzlichkeit der Vorstellungen ‚er will mich haben‘, ‚ich will ihn nicht haben‘; der erste Gedanke ist nicht ausgesprochen, ergibt sich aber leicht aus dem Ganzen, und wirkt latent ein.

4. V. 15266. Ein armer Ritter bittet Artus um Unterstützung; da dieser nicht sogleich eine Gabe bewilligen will, sagt er: *Biax sire, en longue atente Ne veu ge pas mestre m'entente; Car bien poroie tant atendre Que plus m'i converoit despendre Que vostre don ne me sauroit; Dont ne sai gou qui me vauroit.* Dazu lautet eine Anmerkung: ‚*Qui* ist entweder als recht auffälliger Nom. des Neutrums oder als *qu'i* = *qu'il* aufzufassen.‘ Da ja *valoir*, wie Foerster natürlich weiſs, die Wertangabe im Akk. verlangt, scheint er verstanden zu haben: ‚was (sonst) mir helfen könnte‘, aber das stimmt nicht zu dem Zusammenhange, der die Gabe als Subjekt erfordert; von einer Wahl bei der Interpretation kann also m. E. nicht die Rede sein, man hat vielmehr *qui* nur als *qu'il* zu fassen, wie oft in unserem Texte, und zu übersetzen: ‚was sie (sc. die nicht gleich, sondern etwa erst später gespendete Gabe) mir wert sein, nützen könnte.‘

5. V. 14994. Als Miraudel hört, daſs für die von ihm bedrängte Dame Artus einen Ritter zum Kampfe stellen wird, entsinkt ihm der Mut so sehr, daſs er krank wird. Niemand weiſs, was ihm fehlt, und die Seinen raten ihm, Ärzte heranzuziehen. Dies lehnt er mit folgenden Worten ab: *Non ferai, voir, ne puis süer.* Hier möchte ich zunächst nur fragen, ob die letzten Worte das Ursprüngliche darstellen mögen. Wenn Miraudel hat wirklich sagen wollen, daſs er nicht zum Schwitzen zu bringen sei, d. h. daſs es bei ihm nicht zum Schwitzen kommt, so scheint mir die Stelle kulturgeschichtlich recht beachtenswert zu sein, und sie hätte wohl eine Anmerkung verdient. Man würde sich dann vorzustellen haben, daſs Miraudel, der wohl weiſs, daſs er an keiner Körperkrankheit leidet, obiges Moment vorgeschoben hätte, um seine Weigerung bei der Umgebung gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Will man sich mit dem überlieferten Wortlaut nicht zufrieden geben, so könnte man daran denken, *müer* für *süer* einzusetzen. Alleinstehendes *nel puis müer* (*n. pot m.*), ohne daſs ein *que*-Satz folgt, findet man dreimal im Trojaroman, wie aus dem verdienstlichen Glossar von Constans zu ersehen ist, nämlich 1398, 1859, 28797,

und zwar im Sinne von ‚nicht anders können‘. Unser Vers wäre dann zu übersetzen mit ‚Ich werde es sicherlich nicht tun, ich kann nicht anders (sc. als es nicht zu tun, als es abzulehnen).‘ Ob es notwendig wäre, *nel puis müer* zu schreiben, ist mir zweifelhaft, da im Trojaroman 1398 und 1859 die Hs. M nur *ne* aufweist, und ebenso Hs. L bei 28797.

6. V. 16228. Genievre sagt zu Artus: *N'a pas lonc tans que jou apris Que teus n'est pas de si haut pris, Qui ne feroit ne gaires mains D'armes que mesires Gavains.* Anm.: ‚Es kann wohl nur bedeuten: ‚Mancher ist nicht von so hohem Wert [nicht so gefeiert? — Br.], der (oder besser: daſs er = *qu'il*) nicht viel weniger waffentüchtig wäre als Herr G.‘ Es handelt sich aber darum, daſs er tüchtiger sein soll als G., also müſste ‚nicht viel weniger‘ = ‚ebenso‘ sein‘. Dazu ist zu sagen, daſs ‚nicht viel weniger‘ hier gewiſs = ‚ebenso‘ ist, daſs indessen damit dem Ganzen noch kein Sinn abgewonnen wird. Es kommt auf die Interpretation von *pris* an, und Breuer fragt mit Recht: ‚nicht so gefeiert?‘ Genievre meint offenbar: Mancher genieſst nicht eine solche Wertschätzung, der ebenso waffentüchtig ist wie Gavain. *Pris* muſs hier also ‚Wertschätzung‘ bedeuten. In der Hs. P³ des Folque de Candie Bd. II, 401 V. 3745; 388 V. 3295 (*seit* = *set* ‚weiſs‘) begegnet das Wort als ‚Schätzung‘; freilich handelt es sich hier nur um die Abschätzung einer Zahl, aber schon im Trojaroman 18287 erscheint es als ‚Wertschätzung‘ und wird ganz richtig von Constans so glossiert. Dazu stimmt, daſs im Provenzalischen sich *pretz* in obiger Bedeutung mehrfach belegen läſst (s. Levy, S.-W. VI, 526—527); wahrscheinlich ist diese auch im Norden häufiger gewesen, als ich augenblicklich nachweisen kann. Bemerkt sei noch, daſs *tel* an unserer Stelle mit ‚Mancher‘ zu übersetzen ist; subst. *tel* ‚Mancher‘ begegnet ja schon in der alten Sprache, und zwar nicht bloſs in Sprichwörtern oder sprichwörtlichen Wendungen, so Folque de Candie 5688, 6177.

7. V. 16746. Artus rät dem Lancelot, vorläufig, schon um unnützen Aufenthalt zn vermeiden, von dem Gedanken an einen Kampf mit der furchtbaren Pante zu lassen und sagt dann: *Et quant ce vient al revenir, Se Diex ci par ent nous ramaine, Ains i seriens une semaine, Que le pantre ne vëissiens Et a lui nous combatisiens.* Im Glossar wird unter *ains* diese Stelle nicht verzeichnet, letztere ist jedoch nicht verständlich, wenn hier die gewöhnliche temporale Bedeutung angenommen wird. Tobler führt im Wb. I, 249 bei *ainz que* ‚bevor‘ zwei Passus mit *ainz que . . . ne* aus dem Cor. Loois an und setzt dabei hinter *ainz que* in Klammern die Übersetzung ‚eher als daſs‘; in VB. IV, 45, wo es ihm auf die Erklärung des *ne* ankommt, bringt er (S. 46 Anm. 1) dieselben beiden Stellen und bemerkt: ‚hier heiſst *ainz que . . . ne* keineswegs ‚bevor‘, sondern ‚eher als daſs nicht‘ und ein *ne* würde hier unter keinen Umständen fehlen können‘. Das *ains . . . que . . . ne* an unserer Stelle gehört auf die gleiche Linie, denn natürlich macht es nichts aus, ob das *ains* von dem *que* durch andere

Wörter getrennt ist. In diesen drei Beispielen scheint mir durchaus das *ainz* seinen temporalen Sinn so gut wie verloren zu haben und = unserem ‚lieber‘ zu sein, welches ‚lieber‘ auch bei der Übersetzung den Vorzug vor ‚eher‘ verdient, da wir ja ‚eher‘ in zweifachem Sinne gebrauchen. Einen weiteren Beleg erblicke ich noch in Manekine 1304 (fehlt im Gloss. unter *ains*): *Je morroie ains, que le contaisse* = ‚ich möchte lieber sterben, als dafs ich es erzählte‘. Bei dieser Gelegenheit sei es mir erlaubt auch auf das Provenzalische einen Blick zu werfen und an das Geleit des berühmten Gedichtes *Be·m platz lo gais temps de pascor* (Pillet-Carstens 80, 8*a*) zu erinnern: *Baro, metetz en guatge Castels e vilas e ciutatz, Enanz qu'usquecs no·us guerreiatz*, wo ebenfalls ein befriedigender Sinn nur dann erwächst, wenn man *enanz que* mit ‚lieber als dafs‘ übersetzt. Schon Levy in S.-W. II, 414a hatte hier die letztere Bedeutung wenigstens für ‚zufriedenstellender‘ erklärt und nur an dem Indikativ Anstofs genommen, man sehe jedoch wegen des Modus Stimming in der 2. Aufl. des kl. B. de Born zu 41, 53, wo u. a. zutreffend auf Appel, Ined. S. XXIV verwiesen wird.[1] Es handelt sich da um die Stelle bei J. Bonel S. 174 V. 2, die Levy übersehen hat, und auf die ich besonders aufmerksam mache, weil auch hier *enanz que* = ‚lieber als dafs‘ ist, während ich wiederum Sordel 20, 39, bei der Levy II, 413b unsicher ist, nicht hierher ziehe. Um zu unserer Rigomer-Stelle zurückzukehren, übersetze ich also: ‚Wenn Gott uns hierher zurückführt, so würden wir uns da (sc. im Walde) lieber eine Woche aufhalten, als dafs wir nicht die Pante sehen und mit ihr kämpfen sollten.‘

Zum Schlufs darf ich vielleicht daran erinnern, dafs ich schon vor längerer Zeit im Archiv 146, 252 einen anderen Passus unseres Textes (V. 8059) erklärt habe. Ich weifs noch manche Stelle, über die Glossar und Anmerkungen nichts aussagen, und die wenigstens mir undurchsichtig ist; es scheint, dafs hier Foerster der Fassungskraft oder der Divinationsgabe des Lesers zu viel zugemutet hat.

O. Schultz-Gora.

---

2. Zwei Flamenca-Stellen.

Die Interpretation des Flamencaromans hat den Provenzalisten schon viel zu schaffen gemacht, und wir sind noch nicht zu Ende damit. Es bleibt eine Anzahl von Stellen übrig, die mehr oder weniger problematisch sind, und an denen sich der Scharfsinn der Gelehrten weiter zu erproben hat. Zu ihnen rechne ich auch die Verse 7685

---

[1] Für den Indik. im Norden s. Foerster zu Rigomer 2527, wo übrigens Willenberg in den Roman. Stud. III, 383 Anm. 2 und die Dissertation von Mätschke, Die Nebensätze der Zeit im Altfranz. (Kiel 1887) nicht berücksichtigt sind. Die Deutung jenes Modus ist hier nicht meine Aufgabe und würde zuweit führen.

bis 7688; trotzdem zuletzt Appel in dieser Zeitschrift Bd. 53 S. 557 bis 559 über sie gehandelt hat, unterliegen sie m. E. doch noch der Diskussion, und es sei mir gestattet, auch meinerseits an derselben teilzunehmen.

1. Der Dichter sagt im Hinblick auf Archimbaut, den Gatten der Flamenca:

Baböins es e folz e nescis,
s'era plus savis que Boecis,
maritz que son despendre cuja
que mullier ad amic estuja.

Appel will *sen* für *son* geschrieben wissen, und er übersetzt: ‚Gar töricht ist ein Gatte . . . der vermeint Verstand aufzuwenden (der glaubt recht verständig zu handeln) indem er (seine) Gattin zum Freunde schließt.' Zur Textänderung, so leicht sie auch sein mag, hat er gewiß nur deshalb gegriffen, weil er nur mit ihr einen zufriedenstellenden Sinn zu gewinnen glaubte. Aber ist letzteres nun wirklich der Fall? Man muß sich doch, wie mir scheint, fragen, warum denn Archimbaut geglaubt haben sollte, als er Wilhelm mit der Flamenca allein ließ, recht klug zu handeln, da er doch nur einfach seiner Gattin Vertrauen schenkte. Appel bemerkt ja selber: ‚Der Hohn, den der Verfasser des Romans hier ausspricht, sollte Archimbaut von ihm eigentlich nicht erfahren, da er sich doch gerade hier von jeglicher Eifersucht weit entfernt zeigt.' In der Tat erwartet man, daß der Dichter sich auf einer Gedankenlinie weiter bewegte, die im Anschluß an das vorher Berichtete lag, also etwa zum Ausdruck brachte, daß Archimbaut trotz des von der Flamenca geleisteten (doppelsinnigen) Schwures in seinem Vertrauen zu ihr nicht so weit gehen durfte, daß er ihr besonders bequeme Gelegenheit zum Ehebruche gab.

Es möge die Fachgenossen nicht verdrießen, noch einmal einen Blick auf den Wortlaut der vielerörterten Stelle zu werfen. Gehen wir vom letzten Verse aus. Ist Appels schon von Tobler vertretene Auffassung von *estujar* wirklich stichhaltig? Sollte man dann nicht *ab* statt *a* erwarten? Und weiter darf man fragen, ob denn die hier vorliegende Konstruktion in solcher Bedeutung irgendwo anzutreffen ist. Demgegenüber verdient es entschiedene Beachtung, daß im Norden unter den Stellen, die Godefroy III, 663a—b unter der Glossierung ‚tenir en réserve, réserver, épargner' aufführt, jene Konstruktion selbst mehrfach begegnet; zu den dortigen fünf Beispielen füge man noch die Stelle M.-R., Rec. I, 94, die God. mit Unrecht unter ‚cacher, celer, taire' setzt, und ferner Renclus, Car. LIII, 12 und Miser. CCXXXVII, 5—6. Hier heißt *estuier auc. rien a auc.* durchgängig ‚etw. für Jem. aufheben, verwahren'. Es liegt nahe, anzunehmen, daß diese Konstruktion und Bedeutung auch im Süden vorhanden waren, und so glossiert denn P. Meyer in seiner zweiten Ausgabe der Flamenca m. E. ganz richtig das *estujar* für unsere Stelle mit

,garder, conserver'.[1] Daſs man, wie Chabaneau will, mit ,Jem. vor Jem. verbergen' zu deuten habe, halte ich schon deshalb für ausgeschlossen, weil es zu unwahrscheinlich ist, daſs der Verfasser mit einmal wieder auf die Situation, wie sie am Anfang der Dichtung vorlag, zurückgegriffen haben und die inzwischen ganz veränderte Sachlage unberücksichtigt gelassen haben sollte; überdies erscheint mir die Bedeutung, welche Chabaneau voraussetzt, keineswegs gesichert.[2] — Was nun den vorletzten Vers betrifft, so sind die mit ziemlich starken Textänderungen verbundenen Deutungen oder Deutungsvorschläge von Chabaneau und P. Meyer schon von Appel abgelehnt worden; sie sind in der Tat nicht annehmbar, und ich brauche hier nicht auf sie einzugehen. Dagegen ist die Erklärung von Appel selber geeignet, unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Sie besticht zunächst durch die Geringfügigkeit der Änderung und weiter dadurch, daſs die Verbindung von *despendre* mit *sen* auch aus G. de Poicibot nachgewiesen wird.[3] Aber trotzdem fürchte ich, daſs auch sie letzten Endes nicht zu halten ist. Schon eingangs bemerkte ich, daſs, selbst wenn man Appels Übersetzung des letzten Verses annehmen wollte, sich für das Ganze Bedenken erheben; wenn nun aber *estujar* das heiſst, was es, wie ich oben dargetan zu haben glaube, sehr wahrscheinlich bedeutet, so kann dabei erst recht nicht eine Änderung von *son* in *sen* Platz greifen. Denn wie sollte man sich nunmehr mit einem ,Gar töricht ist ein Gatte, der vermeint Verstand aufzuwenden, indem er (seine) Gattin für einen Freund aufbewahrt' abfinden können?

Nach Obigem darf man wohl fragen, ob denn ohne Textänderung in dem vorletzten Verse schlechterdings nicht auszukommen ist. Tobler hat als der einzige von den Interpretatoren keine solche vorgenommen, allein der Sinn von seinem *maritz ques, on despendre cuja, que m. ad a. e.* kann nicht befriedigen, wiewohl er den Beifall von Mussafia, Zur Kritik u. Interpret. roman. Texte, 6. Beitrag S. 40 fand. Es scheint mir noch eine andere Möglichkeit zu bestehen, und es ist vielleicht nicht zu kühn, auf diese hinzuweisen. Wie wäre es,

[1] Daſs dabei das Objekt eine Person ist, also eine figürliche Verwendung stattfindet, scheint mir nicht ins Gewicht zu fallen.

[2] Bei God., l. c. findet man erst aus dem 16. Jahrhundert eine Stelle (das erste Beispiel gehört nicht dahin, wie wir oben sahen), die vielleicht in Betracht käme. Allerdings erklärt Levy, S.-W. III, 358 ein in einem noch immer unedierten Gedichte von G. P. de Cazals (Pillet-Carstens, Bibliogr. d. Troubadours 227, 4) vorkommendes *sé estujar a* als = ,sich verbergen vor', d. h. ,sich fernhalten von', doch ist es schade, daſs er nicht die ganze Stelle übersetzt hat; ich wenigstens vermag nicht zu sehen, wie der Zusammenhang obige Deutung erlauben könnte, vielmehr scheint mir bis auf weiteres der oben besprochene Sinn vorzuliegen und *sé estujar a alc. re* ,sich für etwas aufsparen' d. h. ,für etwas bereit sein' zu heiſsen.

[3] Die Stelle ist im Lex. rom. IV, 501 verzeichnet. Immerhin bleibt zu berücksichtigen, daſs hier ein Possessiv bei *sen* steht und daſs eine nähere Bestimmung dazu in Gestalt von *en vos servir* tritt, während bei uns *despendre sen* absolut stehen müſste.

wenn man *que* als *qu'e* nähme, also *e son desprendre* ,bei seinem Spenden' verstände? Es begegnet ja auch sonst in der Flamenca *e* für *en*, wenngleich das Glossar darüber nichts vermerkt, so z. B. 39, 266, 441[1], und V. 39 folgt geradeso wie hier ein Possessiv *son* (*qu'e son talen*). Für ein *en son despendre* vergleiche man *de son apenre* 3655 und *de son tener* 4712.[2] Es versteht sich, daſs nunmehr *cujar* nicht die gewöhnliche Bedeutung haben kann, sondern ,sich etwas einbilden', ,sich groſs dünken', ,sich überschätzen' haben muſs. Diese Bedeutung begegnet sowohl im Provenzalischen als auch im Norden, s. Levy, S.-W., I, 426 Nr. 3[3] und Tobler zum Vrai aniel 104; und zwar steht dort gerade wie hier das Verbum mehrfach absolut, vgl. auch *cuidëor* und *cuiderel* in Toblers Wörterbuch II, 1127. Da nun ein ,Sichüberschätzen' leicht dazu führt, daſs man zu weit geht, so wird man, wie mir scheint, übersetzen dürfen: , Gar töricht ist ein Gatte, der bei seinem Spenden zu weit geht, derart daſs er (seine) Frau für einen Liebhaber verwahrt', d. h. einem Liebhaber spendet. Für die Idee vom Spenden einer Person vergleiche man V. 279, wo *donar* mit persönl. Objekt, auf Flamenca selbst bezüglich steht; auch Mussafia erkennt dieselbe als vorliegend an, denn, wiewohl er sonst der Toblerschen Interpretation folgt, sagt er: ,Während Archimbaut meint, seine Freigebigkeit zu betätigen, ist er auf andere Weise freigebig.' Letzteres geschieht dadurch, daſs Archimbaut fortgeht und Wilhelm mit der Flamenca allein läſst (V. 7626). Die groſse Freigebigkeit des Archimbaut, die schon V. 965—966 gerühmt wurde, bekundet sich erneut in den vielen Geschenken, mit denen er die Ritter bedacht wissen will, und über deren Verteilung im einzelnen Flamenca und Guillem zusammen beraten sollen. Das zweite *que*, dessen Natur, soweit ich sehe, nur von Mussafia erwogen wird, sehe ich als modales *que* an, wie meine Übersetzung zeigt, gehe also einen Schritt weiter als Mussafia, der S. 42 bemerkt, daſs er es nicht wage, das zweite *que* geradezu als Konjunktion aufzufassen; doch ist natürlich die Sachlage bei anderer Interpretation des vorletzten Verses eine veränderte.

Gewiſs bleibt bei meiner Deutung die Ausdrucksweise immer eigenartig, aber das braucht nicht irrezumachen; sie kann gewollt

---

[1] *E palais* (7309) möchte ich nicht dahin rechnen, sondern würde es vorziehen *e[l] palais* zu schreiben, weil sonst bei *palais* immer der bestimmte Artikel erscheint.

[2] Diese beiden Stellen hat schon Chabaneau namhaft gemacht, wobei es ihm nur auf den substantivierten Infinitiv ankam.

[3] Man füge hinzu G. de Bornelh 25, 107, wo *cudar*, absolut stehend, ,dünkelhaft sein' bedeutet und so auch jetzt zutreffend von Kolsen im 2. Bande seiner Ausgabe (1935) glossiert wird. Ich benutze die Gelegenheit, um noch einmal die Stelle in Sordels Documentum honoris (V. 205) zu berühren, über die ich schon vor Jahren sprach, und deren Erklärung ich gegenüber Levy, l. c. zu 2 aufrecht halte. *Cujar* ist hier mit einem Infinitiv verbunden, und man möchte es mit ,sich etwas darauf zugute tun' übersetzen, also mit einer Bedeutung, die der von uns oben für die Flamenca-Stelle angenommenen nahesteht.

gesucht sein, sie kann aber auch enge zusammenhängen mit der ganzen zugrunde liegenden ungewöhnlichen Anschauung selbst. Solche mehr oder weniger überraschende Anschauungen, die leicht den Stil beeinflussen können, findet man auch sonst bei dem Verfasser der Flamenca, und jeder aufmerksame Leser des Romans wird sie bemerken, doch würde ein näheres Eingehen auf dieselben hier zuweit führen.

2. V. 1095ff. der Flamenca lauten:

> Si no·m posc guardar una donna,
> mal levaria la coronna
> qu'es delonc sant Peire de Roma,
> e mal derocharia doma,
> Si non puesc venzer una thosa.

Diese Stelle ist gleichfalls Gegenstand mehrfacher Untersuchung gewesen. Unter anderen hatte auch ich mich im Archiv Bd. 145 S. 267—270 mit ihr beschäftigt, und nun hat neuerdings Lewent in den Studi medievali VI, 99—108 einen längeren Artikel über dieselbe veröffentlicht. Die Überschrift ‚*Doma* in der Flamenca v. 1098' besagt weniger, als der Inhalt bietet, denn der Verfasser beschränkt sich keineswegs auf das *doma*, sondern behandelt in dankenswerter Weise die ganze Stelle. So interessant Lewents Studie auch ist, so kann ich doch dem Urteile des Rezensenten im Archiv Bd. 166 S. 313 (‚Ansprechende und sicher definitive Deutung einer schwierigen Flamenca-Stelle') nicht rückhaltslos beipflichten und möchte mir zunächst eine Bemerkung zur Deutung des *doma* gestatten. Lewent erklärt *doma* als den ‚Puy de Dôme'. Schon G. Paris hatte in der Romania XXIV, 276 Anm. 2 den Puy de Dôme gestreift; ‚Quant au nom du Puy de Dôme il y a lieu d'hésiter à cause du nom ancien de la divinité du lieu, le *Mercurius-Dumias*'; der hier angegebene Grund zur Zögerung leuchtet mir zwar nicht ein, aber ich glaube, daſs man aus einem anderen Grunde zu zögern habe. Lewent sagt S. 101, daſs er den Namen des Berges aus der provenzalischen Literatur nicht kenne, allein er kommt doch vor als *Puoi de Doma* bei A. Daniel, *Lancan son passat li giure* (ed. Canello IV V. 36); vermutlich entging er ihm deshalb, weil bei Canello ein Namenindex fehlt und weil im ‚Onomastique des Troubadours' der Name nicht unter *Doma*, sondern unter *Puoi* S. 235 mit Druckfehler *Dona* für *Doma* steht. Wenn nun ein halbes Jahrhundert vor der Flamenca der Berg als *Puoi de Doma* auftritt, so ist nicht gerade wahrscheinlich, daſs der Dichter der Flamenca für ihn einfach *Doma* gesagt haben sollte. Ich glaube, wie schon früher, daſs mit G. Paris in *doma* das griechische *δῶμα* zu sehen ist und daſs es ‚Haus' oder ‚Kuppel' bedeutet;[1] das im Archiv

[1] Vielleicht hat der Dichter bei *derocar* Säulen im Sinne gehabt, die das Dachgebälk tragen, und durch deren Verrückung ein Haus zum Einsturz gebracht wird.

Bemerkte möchte ich jetzt dahin abgeändert wissen, daſs doch nicht notwendigerweise etwas noch Gewaltigeres auf V. 2—3 zu folgen braucht, und daſs, wenn man denn schon einen Unterschied zwischen den beiden unmöglichen Kraftleistungen machen will, eine *gradatio ad minus* vorliegen kann.

Ich halte also Lewents Deutung des *doma* für nicht so gesichert, wie sie vielleicht Anderen erscheinen mag, und zwar weil bisher einfaches Doma für Puoi de Doma nicht nachgewiesen ist.[1] Um so mehr kann ich dem verdienten Forscher zustimmen in seiner Untersuchung über das *mal* in V. 2 und 4, die zu dem Ergebnis führt, daſs man dieses mit ‚nutzlos', ‚vergeblich' zu übersetzen habe. Dadurch ist das Verständnis des Ganzen entschieden gefördert worden. In diesem Verständnis liegt eigentlich das Hauptinteresse der Stelle, nur scheint mir hier noch nicht alles gesagt zu sein. Lewent bemerkt: ‚Die Vergeblichkeit dieser gewaltigen Kraftleistungen würde dann darin bestehen, daſs sie zwar geeignet wären, ihrem Vollbringer höchste Ehre zu bringen, aber für seinen Ruhm doch nutzlos wären, wenn es ihm nicht gelänge, die Frau im ‚Zaum zu halten'. Das ist vollkommen richtig für den Sinn im allgemeinen, es wird aber damit noch nicht erklärt, wie es denn kommt, daſs der Dichter jenen Sinn in solches sprachliches Gewand kleidet, wie er es tut und den Archimbaut sich so ausdrücken läſst, wie er sich ausdrückt: ‚Wenn ich nicht (einmal) eine Dame behüten kann, dann würde ich vergeblich die Säule emporheben, die neben St. Peter in Rom steht, und vergeblich würde ich den Puy de Dôme umstürzen, wenn ich nicht (einmal) eine junge Frau besiegen kann' (Lewent). Das berührt uns doch unleugbar fremdartig, und die Fremdartigkeit liegt darin, daſs zwischen dem im *si*-Satze und dem im Hauptsatze Gesagten die innere Verbindung fehlt. Man darf sich fragen, ob denn nicht ein Gedanke unausgesprochen geblieben ist, und das ist allerdings m. E. der Fall. Der zugrunde liegende Gedankengang kann doch nur der folgende sein: wenn ich eine Frau nicht bewachen kann, so wäre ich in den Augen der Leute eine komische Figur, und nichts würde mir dagegen helfen, auch wenn ich etwa übermenschliche Kräfte hätte und Unmögliches ausführen könnte. Aus dem ganzen Nachsatze nimmt der Dichter sozusagen nur das Unmögliche heraus, spezifiziert das letztere und stellt es, dasselbe mit *mal* verbindend, unvermittelt neben den *si*-Satz, so daſs man nunmehr eine Konzinnität vermiſst. Mit anderen Worten, es hat eine starke Kürzung stattgefunden, indem der Gedanke ‚dann wäre ich lächerlich' gar nicht zum Ausdruck gekommen, und der Gedanke ‚nichts würde mir nützen, auch wenn . . .' nur durch *mal* angedeutet ist. Welche Rolle bei manchen

[1] Der Umstand, daſs weder im Süden noch im Norden die Verbindung von *derocar* mit einem Objekt *montanha* belegt ist, kann kaum ins Gewicht fallen, denn man wird immer sagen dürfen, daſs sie deshalb nicht vorkommt, weil niemand auſser eben dem Verfasser der Flamenca auf die Anschauung von dem Umstürzen eines Berges verfallen ist.

Dichtern unterdrückte Zwischengedanken spielen, ersieht man recht deutlich aus dem ‚Folque de Candie‘, wo eine ganze Reihe solcher Fälle begegnet, die man im Index zu meinen Anmerkungen im dritten Bande verzeichnet finden wird, und bei denen nur durch stillschweigende Einschaltung des Unterdrückten der Zusammenhang und die Verständlichkeit gewonnen werden.

O. SCHULTZ-GORA.

---

3. Ist Chrétiens „Yvain“ ein Unterhaltungs- oder ein Thesenroman?

Die Germanisten und Romanisten, die die einschlägige Literatur zu diesem Fragenkomplex kennen, werden ein nochmaliges Aufwerfen dieses Problems und selbst auch nur einen Bericht darüber nach dem Stand der heutigen Forschung vielleicht für überflüssig halten. Denn außer dem Romanisten Küchler haben sich in neuerer Zeit sämtliche Forscher, die zu dieser Frage Stellung genommen haben, dafür eingesetzt, daſs der „Yvain“ selbstverständlich eine Problemdichtung sei, wenn auch kein ausgesprochener Thesenroman, zumindest ein Roman mit lehrhafter Tendenz, jedenfalls aber nicht ein Werk reiner Fabulierlust und Fabulierkunst. Auch ich glaube, daſs Küchlers Auffassung, wonach der „Yvain“ „keine Spur von These, Tendenz, Moral“ enthalte, vielmehr „von Anfang bis zu Ende eine leichtbeschwingte Komödie“ sei, nicht richtig ist. Und doch will ich auf seinen Artikel[1] noch einmal besonders zurückkommen, weil mir der darin unternommene Versuch, den „Yvain“ als reines Kunstwerk zu betrachten, prinzipiell zu wichtig erscheint, als daſs man nicht wissen möchte, weshalb er gescheitert ist. Dieser Frage will ich hier nachgehen und werde zu ihrer Lösung insbesondere die Ergebnisse der neueren germanistischen Forschung heranziehen.

Ich berichte zunächst kurz über die wenigen romanistischen Arbeiten, die mein Thema berühren, und dann über die Arbeiten von Putz[2], Witte[3] und Drube,[4] die auf germanistischer Seite nach Küchlers Aufsatz erschienen sind und sich mit ihm auseinandersetzen. Auf die Habilitationsschrift von Witte, die wichtigste der drei Veröffentlichungen, in deren Einleitung Witte einen kritischen Überblick über die gesamte hier interessierende Literatur gibt, werde ich näher eingehen und zu seinen Ausführungen, soweit sie Chrétiens „Yvain“ betreffen und in den Rahmen dieses Aufsatzes fallen, kritisch Stellung nehmen.

---

[1] W. Küchler, Über den sentimentalen Gehalt der Haupthandlung in Chrestiens „Erec“ und „Yvain“. Z. rom. Phil. Bd. 40, S. 83—99, Halle 1921.

[2] R. Putz, Chrestiens „Yvain“ und Hartmanns „Iwein“ nach ihrem Gedankengehalt verglichen. Diss. Erlangen 1927.

[3] A. Witte, Hartmann von Aue und Kristian von Troyes, PBB, Halle 1929, S. 67—192.

[4] H. Drube, Hartmann und Chrétien. Münster i. W. 1931.

In der Frage, ob Chrétiens „Yvain" ein Thesenroman oder ein Unterhaltungsroman sei, hat sich Frau E. Richter,[1] wie die meisten anderen Forscher, u. a. auch der große Herausgeber der Werke Chrétiens, W. Foerster, dafür entschieden, daß der „Yvain" eine literarische These enthalte. Nach ihrer Ansicht hat Chrétien in seinem Roman den Versuch gemacht, „die Liebestheorie der damaligen Moderne . . . in den Rahmen des Alltags, d. h. der bürgerlichen Ehe, einzupassen, den Widerstreit zwischen Trubaduranstand und bürgerlicher Moral auszugleichen". (Im Hinblick auf die ritterlich-aristokratische Gesellschaft, für die Chrétien dichtete, sei dazu nur bemerkt, daß die Bezeichnungen „bürgerliche Ehe" und „bürgerliche Moral" in diesem verdienstvollen Aufsatze, der den Blick der Forschung zum ersten Male auf die künstlerische Gestaltung des „Yvain" richtete, mir nicht besonders zutreffend und glücklich scheinen.)

Unter Richtigstellung wesentlicher Punkte der Richter'schen Darstellung trat Küchler auch in der Grundauffassung der Ansicht von Frau Richter in dem bereits erwähnten Aufsatz mit der Behauptung entgegen: „Im Yvain ist keine Spur von These, Tendenz, Moral. Der Yvain ist von Anfang bis zu Ende eine leichtbeschwingte Komödie."[2]

Auf romanistischer Seite blieb Küchlers Auffassung unwidersprochen, wenn man von einer gelegentlichen kurzen Bemerkung von Spitzer[3] absieht, und wenn man nicht einen längeren Aufsatz von Franz[4] als eine Art indirekter Kritik an Küchler ansehen will. In diesem Artikel ist zwar vom Cliges Chrétiens die Rede, und Franz wendet sich darin direkt gegen Foersters These, daß der Cliges ein Antitristan sei, aber nur um im Cliges statt der moralischen These Foersters eine gesellschaftlich-höfische Tendenz festzustellen, die nach F.'s Ansicht Inhalt und Darstellung des Cliges wesentlich beeinflußt: „Der Gegensatz der zwei Epen besteht nicht in der Gegenüberstellung von Sünde und Moral, sondern darin, daß Tristans Leidenschaft sich über die gesellschaftliche Konvention hinwegsetzt, Cliges Geschichte aber zeigt, wie man diese erfüllt, sie ausnutzt, sie lebt, sie lehrt. Im Tristan ist die Leidenschaft, im Cliges die richtige Pose literarisch ausgewertet. Der Ausdruck Pose enthält keinen Tadel.

[1] E. Richter, Die künstlerische Stoffgestaltung in Chrestiens Ivain. Z. rom. Phil. Bd. 39, S. 385—397, Halle 1919.

[2] W. Küchler a. a. O. S. 92.

[3] L. Spitzer, Marie de France — Dichterin von Problemmärchen. Z. rom. Phil. Bd. 50, Halle 1930, S. 38 Anm. 2: „Ich bin darauf gefaßt, daß Romanisten wie W. Küchler, die im Kunstwerk mehr das Unterhaltende und den Fabuliergeist sehen (so bei Molière und Chrétien), das schwere, nordische, an Ibsen gemahnende Wort „Problemdichtung" auf die leichtfüßigen Lais Mariens angewendet, beanstanden werden. Aber ich glaube, Fabuliersinn schließt Problemdichtung nicht aus, wie man gerade bei Molière sieht."

[4] A. Franz, Die reflektierte Handlung im Cliges. Z. rom. Phil. Bd. 47 (Festschrift für Carl Appel), Halle 1927, S. 61—86.

Er bedeutet nur, daſs die Spieler in vielen Szenen des Cliges vor anderen und für die Beurteilung durch andere agieren, und daſs der Dichter immer an dieses Verhältnis von Handelnden und Beobachtenden denkt. Diese Darstellungsart ist nicht nur ein äuſserliches Kunstmittel, durch das der Dichter seine Fabel schmückt, sondern sie bestimmt den Inhalt des Cliges wesentlich. Durch sie wird der Stoff in den Dienst einer bewuſsten, begrenzten und eifrig ausgebauten gesellschaftlichen Lebenskunst gestellt."[1]

Die Germanisten dagegen, die an Chrétien insofern interessiert sind, als die genaue Kenntnis der französischen Vorlage die natürliche Voraussetzung für die Beurteilung der dichterischen Leistung und Persönlichkeit Hartmanns von Aue bildet, haben sich übereinstimmend und entschieden gegen Küchlers Auffassung gewandt. So stellt Putz als Ergebnis seiner Untersuchung fest:

1. Chrestiens „Yvain" ist nicht lediglich ein Abenteuerroman; das anscheinend Episodische dient dazu die seelische Entwicklung des Helden zu zeigen.
2. Chrestiens „Yvain" ist eine Problemdichtung; sie nimmt Stellung zu dem Verhältnis zwischen altheldischem Ideal, neuer höfischer Bildung, herzlicher, auf Heirat abzielender Liebe und provenzalischem Minnedienst, also zu Fragen, die die höfische Gesellschaft zu jener Zeit bewegten, und weist den Weg zu einem neuen Persönlichkeitsideal.[2]

In ähnlicher Weise betont Drube gegenüber Küchlers Auffassung, daſs ein mittelalterlicher Roman ohne lehrhafte Tendenz oder These überhaupt undenkbar sei: „Die Gattung bloſser Unterhaltungsromane war für die höfische Welt eine innere Unmöglichkeit. Dichtung bedeutete damals mehr denn je Darstellung des ideell Bedeutsamen ... Auch die Dichtungen des französischen Dichters haben diese unverkennbare ideelle Bedeutung, nur ist diese Seite von ihm nicht so eindringlich herausgearbeitet worden wie von Hartmann."[3] Drube schlieſst sich in diesem Punkte eng an Witte an, der durch eine bis in kleinste Einzelheiten mit Scharfsinn und Takt durchgeführte Untersuchung des künstlerischen Aufbaus des „Yvain" die Führung der Haupthandlung und damit ihren Sinn nach Absicht Chrétiens unwiderlegbar festgelegt hat: „Kristians Yvain besteht aus zwei Büchern, deren zweites das erste inhaltlich und stilistisch wiederholt."[4]

1. Buch: Yvain gewinnt und verliert Laudinens Liebe (V. 1—3340),
2. Buch: Yvain gewinnt Laudinens Liebe zum zweiten Male (V. 3341—6484).

[1] A. Franz a. a. O. S. 67.
[2] R. Putz a. a. O. S. 88.
[3] H. Drube a. a. O. S. 101.
[4] A. Witte a. a. O. S. 73 und 190.

Der Sinn dieses Aufbaus, den Witte bis in letzte technische Feinheiten hinein verfolgt, ergab (bzw. bestätigte) sich aus einer Einsicht in das Wesen der Gestalten des „Yvain", in denen „in erstaunlichem maſse die handlung des romans begründet liegt."[1] „Es kann daher", nach Witte, „keine rede davon sein, daſs der Yvain „keine tendenz, keine moral" habe und „von anfang bis zu ende eine leichtbeschwingte komödie sei. Vielmehr will der roman wie jedes echte kunstwerk und das mittelalterliche zumal durchaus belehrend, bildend wirken ... Schon in dem idealen stil des Yvain liegt mahnung zu höherem, liegt vorbild. Schon die zahlreichen sentenzen verraten den trieb zu lehren. Um wieviel mehr sind da die gestalten als vorbilder gemeint! An der gestalt Yvains zeigt Kristian die entwicklung eines tapferen zum idealen ritter im sinne der neuen höfischen kultur und zum wahrhaft liebenden im sinne jener höfischen liebestheorie, die eben zu seiner zeit von Südfrankreich nach dem norden gekommen war. Kristian wollte die höfische kultur seines publicums verfeinern, indem er die abstracte minnelehre der troubadours auf den boden der wirklichkeit zu stellen und sie vor allem in den rahmen der ehe einzuspannen suchte."[1] Diese Interpretation des „Yvain", die auf einer exakten Analyse des Aufbaus des ganzen Romans und des Wesens seiner Hauptgestalten beruht, trifft zweifellos die Absichten, die Chrétien mit seinem Roman verfolgte und macht Küchlers Auffassung unhaltbar.

So gern man daher Witte in der allgemeinen Auffassung des „Yvain" und der ganz ausgezeichneten Zergliederung des künstlerischen Aufbaus zustimmen wird, muſs doch auch gesagt werden, daſs er gelegentlich noch rationalistischer bei dem Nachweis von Schuld und Sühne einzelner Personen des Romans verfährt als der Franzose in dem „überaus scharfsinnig ausgeklügelten aufbau" des „Yvain". Daſs Ke für seine Prahlerei gegenüber Yvain, der Seneschall Laudinens für die Verleumdung Lunetes bestraft werden, geht noch an; aber daſs Lunete mit höchster Todesangst dafür büſsen muſs (Witte S. 109/10), weil sie angeblich vorschnell Yvains und Laudinens Ehe vermittelt hat und durch ihr Verhalten gegenüber den Leuten Laudinens gefehlt hat, ist nicht einzusehen; denn wenn sie Yvain und Laudine zusammenbringt, tut sie das ja nicht in ihrem Interesse, sondern aus Dankbarkeit gegen Yvain (V. 1001 ff.) und noch mehr zum Besten ihrer Herrin (V. 3650). Auch die Gründe für die Unbeliebtheit Lunetes, die Witte anführt, überzeugen keineswegs. Wenn der Seneschall sich nach Yvains Fristversäumnis gegen Lunete wendet, so geschieht das, wie ja auch Witte sagt, aus Haſs und Miſsgunst wegen der ihm widerfahrenen Zurücksetzung, und wenn sich am Hofe Laudinens niemand für Lunete einsetzt, als der Seneschall sie des Verrats an ihrer Herrin bezichtigt, so ist das nur damit zu erklären, daſs die anderen Ritter Laudinens eben noch

[1] A. Witte a. a. O. S. 128 und 190.

feiger sind als der Seneschall. Lunetes Einschätzung der Mannen Laudinens anläſslich der Wahl Yvains zum Quellenverteidiger und Gemahl Laudinens erweist sich also noch nachträglich als durchaus zutreffend. Wenn Witte dann natürlich die Stelle, wo der Dichter die Beliebtheit Lunetes durch die Klage der Kammerfrauen ausdrücklich unterstreicht, um das Mitleid der Hörer und Yvains Kampfesmut zu erregen, als „ironie auf den eigennutz der menschen" deuten muſs, so ist das ebenso verständlich wie willkürlich (V. 4357ff.).

Ebensowenig scheint es mir berechtigt, von einer Schuld Gauvains gegenüber Yvain zu sprechen (Witte S. 112ff.). Gauvains Schuld soll darin bestehen, daſs er durch sein Ansehen Yvain veranlaſst hat, Laudine zu verlassen und wortbrüchig zu werden, die Sühne Gauvains darin, daſs er in dem Kampf gegen Yvain einmal für das Unrecht streiten und zweitens gegen seinen Freund, wenn auch unerkannt, kämpfen muſs, obwohl er ihm durch Freundschaft und Dankbarkeit zutiefst verpflichtet ist. Demgegenüber ist zu sagen, daſs Gauvain in der entscheidenden Unterredung mit Yvain vor dessen Abschied von Laudine Yvain lediglich an die Grundsätze höfischer Lebensart erinnert und als loyaler Freund ihn darauf aufmerksam macht, daſs er durch Nichtachtung dieser Grundsätze gerade das am meisten gefährdet, was er sich erhalten will: die Liebe Laudinens (V. 2493ff.). Und wenn Gauvain am Schluſs dieser Unterredung dann sagt:

> Se j'avoie si bele amie,
> Con vos avez, sire conpainz!
> Foi, que je doi De et ses sainz,
> Mout a anviz la leisseroie! (V. 2528—31)

so will er damit keineswegs Yvains Ehrgeiz wecken, wie Witte meint, sondern seinen vorher angeführten Gründen dadurch mehr Gewicht verleihen, daſs er volles Verständnis für Yvains Lage zeigt. Gauvain denkt für seinen Freund, da dieser infolge seiner Verliebtheit die eigene Situation nicht klar genug übersieht. Aber, selbst wenn Wittes Auslegung richtig wäre, wenn der Ehrgeiz bei Yvains Entschluſs, Laudine zu verlassen, wirklich den Ausschlag gäbe, läge doch auch die Verantwortung für diesen Entschluſs bei Yvain und nicht bei Gauvain.

Schlieſslich findet Witte, daſs auch Artus Schuld hat an dem Zerwürfnis zwischen Yvain und Laudine: Artus ist „nicht nur die mittelbare veranlassung zu Gauvains rat, sondern es ist gleichfalls seine schuld, wenn die trennung schon nach einer woche erfolgt. Hätte Yvain länger bei seiner frau bleiben können, wer weiſs, ob er sich dann noch hätte überreden lassen!" (Witte S. 105). Abgesehen davon, daſs hiernach Gauvain noch weiter entlastet wird, warum muſs Artus nicht auch wie alle anderen diese angebliche Schuld sühnen? Wenn er nämlich in dem Kampf zwischen Yvain und Gauvain anläſslich des Erbschaftsstreites der beiden Schwestern

als Schiedsrichter die Unentschiedenheit des Kampfes feststellt und dann mit Hilfe einer kleinen List die beiden Schwestern unter Anwendung gelinden Zwanges versöhnt, so büſst er damit doch keineswegs seine ihm von Witte beigemessene Schuld, sondern tut nur das, wozu er als Hort der Gerechtigkeit und unparteilicher Schlichter auf Grund des Zweikampfes der beiden Helden verpflichtet war. Er kann daher hierdurch in keiner Weise zur Versöhnung zwischen Laudine und Yvain beitragen und trägt auch gar nicht dazu bei, da ja Yvain selbst mit Hilfe Lunetes und Erregung des Sturms durch die Wunderquelle Laudinens Verzeihung und Liebe wiedergewinnt! Entweder liegt also gar keine Schuld Artus' vor oder — muſs man Witte fragen, warum müssen Yvain, Lunete, Gauvain ihre „Schuld" sühnen und der gerechte Artus nicht?

Ich glaube, diese Beispiele genügen, um die gelegentliche Überspannung des rationalistischen Prinzips bei der Einzelinterpretation der Gestalten des „Yvain" und ihrer Handlungen zu kennzeichnen. Die Gesamtauffassung der Gestalt Yvains aber, des Trägers der Problemhandlung, der nach Witte eine äuſsere Entwicklung vom tapferen zum vollkommenen Ritter und eine innere zum vollkommenen Minner „fin amant" durchmacht, und Laudinens, die in allen Teilen des Romans, von Anfang bis zu Ende, sich als „echte dame im sinne der trubadurs: erhaben und unnahbar" (Witte S. 127) erweist, wird durch meine Kritik in keiner Weise berührt.

Obwohl ich ebenso wie Witte und gerade durch Witte davon überzeugt bin, daſs Küchlers Auffassung, der „Yvain" sei „eine leichtbeschwingte Komödie", unhaltbar ist, will ich jetzt noch einmal eingehend auf Küchlers Aufsatz zurückkommen; denn Küchlers Versuch, den „Yvain" ähnlich wie das Werk des groſsen komischen Dramatikers Molière im Sinne moderner Kunstbetrachtung „als Kunstwerk anzuschauen, das in der Welt des künstlerischen Scheins oder des Kunstseins sein eigenes, von der Erfahrung abgesondertes Dasein führt,"[1] ist prinzipiell zu wichtig, um nicht erkennen zu wollen, warum er nicht gelungen ist.

Küchler ist, meiner Ansicht nach, bei seiner Interpretation des „Yvain" daran gescheitert, daſs er der von ihm selbst für die literarische Forschung geforderten Methode untreu geworden ist. Es sei zu fordern, schreibt er in den einleitenden Bemerkungen seines Erec-Yvain-Aufsatzes, „daſs die gewissenhafte Betrachtung sich gleichmäſsig über die verschiedenen Teile der Dichtung erstrecke und sie in einen geschlossenen inneren Zusammenhang bringe" (von mir unterstrichen).[2] Küchler hat aber die Verse 2775—6525, von Yvains Wahnsinn bis zu seinem Ritt zur Sturmquelle vor der Versöhnung mit Laudine nach dem Kampf mit Gauvain, wie mir scheint, nicht ernst genug genommen, den Sühnecharakter von Yvains Abenteuern und die Steigerung der Schwierigkeit dieser Abenteuer

[1] W. Küchler, Molière. Leipzig-Berlin 1929, S. 190 und 191.
[2] W. Küchler in Z. rom. Phil. Bd. 40, S. 84.

zum Ziele der Entwicklung Yvains zum vollkommenen Ritter und Minner verkannt und sie als einen mehr oder weniger amüsanten oder langweiligen Einschub zwischen dem lustspielmäſsigen ersten und zweiten „Betrug" Laudinens durch Yvain und Lunete angesehen. Er betrachtet daher auch die Tatsache, daſs Yvain sein Versprechen gegenüber Laudine nicht hält, als ein rein technisches Mittel, um eine romanhafte Verwicklung herbeizuführen, erkennt also nicht, daſs der Bruch dieses Versprechens der strukturale Angelpunkt der Haupt- = Problemhandlung des Romans ist. Wenn Küchler daher von Yvains Schuld und Sühne als „dem sentimentalen Kern" des Romans spricht, „um den sich das Rankenwerk der Abenteuer auch im zweiten, gröſseren Teil des Romans herumschlingt,"[1] meint er damit nur eine romantechnisch notwendige Schuld und Sühne; denn der Yvain ist ja „eine Komödie, eine Intrigenkomödie" (Küchler S. 98). Sonst dürfte Küchler ja auch nicht schreiben: „So wiederholt sich am Schluſs des Romans das gleiche Bild, wie es im ersten Teil erschien. Der liebende Ritter kniet vor der geliebten Frau, die ihm aus Gnade ihre Huld gewährt. Und es erhebt sich nun die Frage, ob zwischen den beiden Bildern ein Unterschied bestehe, ob zwischen dem ersten und zweiten Bild eine beabsichtigte Entwicklung, eine Steigerung liege, ob eine Läuterung der Personen erfolgt sei, wie sie Frau Richter aus der von ihr behaupteten Tendenz des Romans ableiten wollte? Die Läuterung, daſs die Durchschnittsfrau sich in der Zwischenzeit zur idealen Dame ausgereift, daſs der Ritter sich zu dem idealen Manne, der er vorher nicht war, herausgebildet hätte, von ihr ist nichts zu verspüren."[2] Daſs die Frage für Yvain, der ja im Gegensatz zu Laudine eine Schuld auf sich geladen hat, und nach dem Chrétien bezeichnenderweise seinen Roman auch benannte, zu bejahen und für Laudine zu verneinen ist, ergibt sich ohne weiteres aus den früheren Ausführungen.

Wie steht es aber nun im einzelnen mit den zahlreichen, von Küchler aufgezeigten lustspielmäſsigen Zügen in Chrétiens Roman, die ihn veranlaſsten, darin eine „leichtbeschwingte Komödie" zu sehen? Küchler hat recht mit der Behauptung, daſs „an allen Ecken und Enden aus den Versen des Romans humoristische Lichter hervorleuchten und ihm seinen eigentümlichen, heiteren Glanz verleihen."[2] Doch hat er in Verkennung des Sinnes der Haupthandlung nicht gesehen, daſs das künstlerische Verdienst Chrétiens weniger in der äuſserlich heiteren Gestaltung einzelner oder auch zahlreicher komisch stilisierter Stellen und Szenen liegt, sondern vielmehr gerade darin, daſs struktural-tragende Elemente der Haupthandlung, die durch die dichterische Problemstellung bestimmt sind, von ihm in ornamental-lustspielmäſsig wirkender Aufmachung gebracht werden.

Calogrenants Streit mit Ke z. B. und die Erzählung seines abenteuerlichen Ritts zur Wunderquelle sind komisch stilisiert, wie

[1] W. Küchler in Z. rom. Phil. Bd. 40, S. 98.
[2] W. Küchler a. a. O. S. 97, 98 und 99.

Küchler feststellt. Aber diese Szene und Kes Erzählung dienen zugleich als Folie für Yvains höfisches Auftreten und die ritterliche Art, wie er den Kampf an der Quelle mit Esclados besteht.

Die Unterredungen zwischen Laudine und Lunete im ersten Teil des Romans sind z. T. ebenfalls humoristisch-schwankartig aufgezogen, besonders wenn die Ungeduld Laudinens, Yvain zu sehen, geradezu groteske Formen annimmt. Das sollte natürlich die Hörer belustigen, zugleich aber sollte gezeigt werden, daſs dieselbe Frau, die gegenüber ihrer Vertrauten, also in unhöfischer Umgebung, eben noch sich ganz wie die leichtfertigste aller Witwen benahm, im nächsten Augenblick, in höfischer Umgebung, bei der Zusammenkunft mit Yvain und vor ihren Leuten, sich als vollendete Dame im höfischen Sinne, als Herrin zu benehmen weiſs.

Desgleichen wird durch die scherzhaft-gefällige Form, in der Gauvain Yvain an seine höfischen Pflichten mahnt, die Gewichtigkeit der Gründe Gauvains in keiner Weise beeinträchtigt. Das zeigt die Art, wie Yvain darauf reagiert, ja zur Genüge. Daſs aus dieser Mahnung kein langweiliger ernsthafter Sermon wie bei Hartmann von Aue geworden ist, das eben ist gerade Chrétiens dichterisches Verdienst.

Auch die Begegnung der beiden Gatten nach der Befreiung Lunetes ist nicht etwa, wie Küchler meint, zufällig, und sie ist auch nicht nur wegen der Pikanterie der Situation erfunden. Sie ist kein „kleiner, frommer Betrug", mit dessen Hilfe Yvain „sich auf halb elegante, halb rührende Weise als vollendeter Liebhaber" erweisen kann. Sondern auch diese reizend aufgemachte Szene ist nicht rein ornamental gedacht; sie ist vielmehr, wie Witte gezeigt hat (Witte S. 122ff.), als wesentlicher Teil der Haupthandlung ebenso wie die vorauf besprochenen Szenen struktural wohl begründet. Yvain achtet hier als vollendeter Liebhaber den Befehl seiner Herrin:[1]

Yvains! n'a mes cure de toi
ma dame, ainz te mande par moi
que ja mes vers li ne remaignes (V. 2767ff.)

Wenn man hier den Einwand machen wollte, daſs Yvain nach dem Kampf mit Gauvain, also nach dem Bestehen der Sühneabenteuer und schon als vollkommener Ritter und idealer Minner, dennoch ungerufen zu Laudine zurückkehrt und, wie Küchler sagt, erpresserisch Verzeihung heischt, so darf man nicht vergessen, daſs er sich inzwischen ein moralisches Anrecht auf Laudinens Verzeihung erworben hat.

Witte hat auch gezeigt, daſs das Mittagsschläfchen des Königs Artus durchaus nicht komisch aufzufassen, sondern als künstlerisches Mittel anzusehen ist, um das friedliche Behagen nach dem Festessen mit dem plötzlichen Auftreten der Königin und dem Ausbrechen des Streits zwischen Calogrenant und Ke zu kontrastieren.

[1] Die auffällige und im Sinne des Gehalts des Romans wichtige Tatsache, daſs Yvain im zweiten Teile des Romans ausschlieſslich Frauen sein Wort oder die Treue hält, sei bei dieser Gelegenheit besonders erwähnt.

Diese Beispiele dürften wohl ausreichen, um zu zeigen, daſs der „Yvain" wohl wie eine „leichtbeschwingte Komödie" aufgemacht, aber keine „leichtbeschwingte Komödie" ist, insofern die komisch stilisierten Szenen und Stellen oft ornamental verkleidete, für die Führung der Handlung wesentliche Bestandteile sind. Denn letzten Endes kommt es Chrétien immer nur darauf an, als ideale Vorbilder höfischer Haltung und höfischen Benehmens gedachte Gestalten in seinem Roman zu zeichnen. Und wenn er etwa Laudine seinen Hörern einmal in unhöfischer Umgebung als schwache, ihren Gefühlen ausgelieferte Frau und dann als Herrin vor Yvain und ihren Rittern zeigt, so geschieht es deshalb, weil er kein Ideal aufstellen will, das jedem von vornherein als unerreichbar erscheinen muſs. Daher wird auch Yvain erst im Verlaufe des Romans, sozusagen vor den Augen des Publikums, zum vollkommenen Ritter und Minner. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet können auch Artus und Gauvain keine Schuld auf sich laden, weil sie ja schlechthin vollkommen sind, Lunete nicht, weil sie als Zofe trotz höfischer Eigenschaften nicht als höfisch gilt. Daſs Chrétien im übrigen bei der Zeichnung Laudinens einmal als schwaches Weib und dann als Herrin im höfischen Sinne die künstlerischen Darstellungsmöglichkeiten voll ausnutzte, die eine Seite von Laudinens Wesen schwankhaft-komisch, die andere höfisch-herrisch stilisierte, ist selbstverständlich und zeigt gerade sein überragendes künstlerisch-erzählerisches Können, berechtigt aber nicht dazu, mit Küchler zu sagen, der Dichter wisse „das heikle Thema" der leichtfertigen Witwe, die den Mörder ihres Gatten heiratet, „gefällig und leicht" zu behandeln; denn damit verkennt Küchler die wahre Absicht des Dichters, sieht nur die Oberfläche, sieht Struktur da, wo nur Ornament vorliegt.

Auf Verkennung des Sinns der Haupthandlung beruht schlieſslich auch die durchaus willkürliche Auffassung Küchlers, der Wahnsinn Yvains und die Klage der Frauen Laudinens um Lunetes Geschick seien komisch, und die plötzliche(?) Rückkehr Yvains zu Laudine nach dem Kampf mit Gauvain sei unmotiviert (Küchler S. 97).

Durch diese Auseinandersetzung mit Küchler auf Grund der Ergebnisse von Wittes Arbeit hoffe ich gezeigt zu haben, daſs die meisten komisch stilisierten Stellen und Szenen im „Yvain" höfisch bezogen, d. h. als struktural-tragende Elemente in den Aufbau der Haupthandlung, die das Problem durchführt, eingegliedert sind, und daſs die Gröſse der Künstlerschaft Chrétiens sich gerade darin zeigt, daſs er die strukturalen Elemente seines Romans mit solchem Geschick zu verkleiden weiſs (z. B. die entscheidenden Unterredungen Lunete-Laudine, Gauvain-Yvain), daſs sie ornamental wirken. So schrieb denn Chrétien im „Yvain" einen Thesenroman in Form eines Unterhaltungsromans und schuf gerade dadurch ein echtes dichterisches Kunstwerk.

Hans Jeschke.

BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN.

Sprachwissenschaft.

Französisch.

Ferdinand Brunot, Histoire de la langue française des origines à 1900. Tome VI; Le XVIIIe siècle; deuxième partie: La Langue Postclassique, par Alexis François. Paris 1932—1933.

Über den ersten Teil des der Aufklärungszeit gewidmeten Bandes des Monumentalwerkes von Brunot ist hier Bd. 51, S. 603ff. berichtet worden. Das Titelblatt des nun vorliegenden zweiten Teils bringt für Uneingeweihte etwas völlig Neues: mit dem Namen des Begründers des Werkes verbunden tritt der eines zweiten Verfassers auf. Vor ungefähr zwanzig Jahren schon hat sich Brunot entschlossen, einige Gebiete des unabsehbaren Stoffes an Mitarbeiter abzugeben. So ist noch 1930, von Max Fuchs verfaſst, ein Kapitel über die Sprache der Naturwissenschaften erschienen (Le XVIII[e] siècle, première partie, S. 523—675). Hier ist ein ganzes, groſses Gebiet einem ehemaligen Schüler anvertraut worden, der sich Brunots Methoden und Absichten ganz zu eigen gemacht hat und dieselben organisch weitergebildet und sinngemäſs auf seinen Gegenstand angewandt hat. Die innere Einheit des Werkes ist dadurch gewährleistet, daſs Brunot selber stets beratend und fördernd mitgewirkt hat.

Das von François durchgearbeitete Material umfaſst einen sehr groſsen Teil der literarischen Denkmäler, sowie die gesamte grammatische und lexikographische Leistung des 18. Jhs. Die Texte sind sehr umsichtig ausgewählt worden: neben den führenden, repräsentativen Geistern der Epoche stehen die dii minores und besonders, als Vertreter der Umgangs- und der Volkssprache die Memoiren, Briefsammlungen und die Dichter des genre poissard. So entsteht ein sehr vielfältiges und farbenreiches Bild, in dem alle Schattierungen zu finden sind, an denen diese Zeit so besonders reich ist.

Der Untertitel „La langue postclassique" bereitet uns schon vor auf die Grundnote, welche die übrigen Stimmen der Symphonie trägt. Für Malherbe, Vaugelas und ihre Zeitgenossen war die französische Literatursprache ein Ideal, das es galt erst noch zu verwirklichen und in dessen Dienst man sich mit der ganzen Kraft der Persönlichkeit stellte. Sie war noch etwas zu Schaffendes, sie war die Zukunft. Den Zeitgenossen von Boileau und Père Bouhours war sie die glanzvolle Gegenwart; man sonnte

sich in dem Bewuſstsein, ein köstliches Gut zu besitzen, wie kein anderes Volk. Im 18. Jh. richtet man seine Augen starr rückwärts; man sieht sein sprachliches Ideal in der Vergangenheit, in der alles überstrahlenden klassischen Zeit, und mit Schrecken gewahrt man, wie da und dort die Dinge sich wandeln, auch in der Sprache. Mit verzweifelten Anstrengungen sucht man alles abzuwehren, was von der klassischen Form des Französischen wegführt. Von diesem Erhaltungskampf ist das Gesicht des Jahrhunderts zum groſsen Teil bestimmt.

Es gilt allerdings ein Gebiet, wo sich die sprachschöpferische Tätigkeit ungehemmt, weil unüberwacht, entfaltet. Das ist jenes Sichaufschlieſsen des Menschen gegen die Auſsenwelt, das sich in Wirtschaft und Wissenschaft vollzieht. Darüber hat ja der erwähnte erste Teil des Bandes, von Brunot selber geschrieben, gehandelt. Der starke inhaltliche und stimmungsmäſsige Gegensatz zwischen Brunots und François' Schilderung malt eindrucksvoll den Widerspruch zwischen dem unbewuſst-freien und dem bewuſst-gezwungenen sprachlichen Gehaben der Aufklärungszeit.

In sieben Teile gliedert François sein mehr als 1300 Seiten umfassendes Buch: Die grammatikalischen Arbeiten, Orthographie, Aussprache, Wortschatz, Formenlehre, Syntax und endlich den Satz. Ganz besonders wertvoll sind der vierte und der siebente Teil. Hier wird der Kampf zwischen dem unentwegten Klassizismus, der zur schwülstigen Schablone erstarrt, und den sich überall regenden neuen Lebenskräften sehr eindrucksvoll geschildert. Vor allem tritt plastisch hervor die hierarchische Gliederung der verschiedenen Stilgattungen mit der sorgfältigen Abgrenzung der Stilmittel, die jeder einzelnen zur Verfügung stehen. Trotzdem hier Gohins verdienstvolles Buch „Les transformations de la langue française pendant la deuxième moitié du XVIIIe siècle"[1] weitgehend vorgearbeitet hatte, bringt François durch übersichtliche Anordnung und Einteilung des Stoffes ein ganz eigenes, persönlich gestaltetes Bild zustande. Mit bewundernswertem Takt überwindet er die Gefahr, schon gesagtes zu wiederholen, und doch verarbeitet er alles wesentliche in seine Darstellung hinein.

Ganz besonderen Genuſs bereitet die Lektüre des letzten Hauptteils, über den Satz. Darin beschreibt François die verschiedenen Mittel den Satz zu gestalten, ihn zu variieren, seinen Bau dem Ausdruck der Stimmung dienstbar zu machen; die musikalischen Qualitäten und Möglichkeiten, Kadenz, Harmonie, Rhythmus treten hervor. Vielleicht ist hier die Stoffeinteilung nicht ganz konsequent durchgeführt. Kapitel wie der pittoreske Satz, der musikalische Satz gehen von den Mitteln aus, ein anderes über den sentimentalen Satz mehr vom Inhalt. So überschneiden sich gelegentlich die Dispositionsprinzipien.

Niemand wird erwarten, daſs dieser eine Band alle Fragen beantworte, alle Probleme aufweise. Aber für viele ist der Ausgangspunkt bei François nun gegeben. Gerade seine Kapitel über Stil und Satzgestaltung werden zur Erforschung der individuellen Stilarten anregen und ein Sprungbrett

---

[1] Der Titel dieses 1903 erschienenen Buches ist eigentlich zu weit gefaſst, da es bloſs den Wortschatz behandelt.

dafür sein. Mit der Stilgeschichte des Jahrhunderts, der persönlichen Haltung eines Montesquieu und vor allem eines Voltaire und eines Rousseau und deren Auswirkung auf die Späteren wird nun die Forschung recht eigentlich erst beginnen müssen. Man wird dann erst ganz übersehen, welche Ausdrucksmöglichkeiten durch diese Grofsen der französischen Sprache erobert worden sind. Die Einzelpersönlichkeiten in den Wesenszügen ihrer Stilgestaltung hervortreten zu lassen, lag wohl nicht in des Verfassers Absicht. Es hätte aber den Wert des Buches als Gesamtdarstellung der sprachlichen Ausdrucksmittel des Jahrhunderts noch wesentlich erhöht, wenn einige von ihnen charakterisiert und als Stufen eines Entwicklungsganges erfafst worden wären. Vielleicht dürfen wir von François, der den Stoff kennt, wie niemand sonst, erhoffen, dafs er uns darüber noch ein besonderes Buch schenkt.

Einer so reichen Belehrung gegenüber, wie sie dieses Buch bietet, vermag man nur wenig Einwände zu erheben; man findet die meisten Wünsche, die man hegen möchte, erfüllt. Nur zwei Einschränkungen möchte ich vorbringen, im Sinne eines Wunsches für künftige Arbeiten: das Buch wird dadurch etwas zu stark zu einer Geschichte der Grammatikermeinungen, dafs François alle Sprachtheoretiker des Jahrhunderts durchgearbeitet hat. Eine leichte Verschiebung des Schwergewichts nach den Autoren zu hätte den Eindruck, es werde die lebendige, wirkliche Sprache der Aufklärung untersucht, nur verstärken können. Und sodann werden bei der Geschichte des Vokabulars die untergehenden Wörter recht kurz behandelt. Es hängt dies natürlich mit der Schwierigkeit der Materialbeschaffung zusammen; aber es müfste einmal auch in der Schriftsprache der Versuch einer durchgreifenden Erforschung dieses so wichtigen Kapitels der Sprachgeschichte gemacht werden.

Eine reiche Lektüre ermöglicht François, die innere Geschichte gar vieler Wörter zu präzisieren. Für das 18. Jh. haben wir in seinem Buch eine wichtige Fundgrube mehr. Vielleicht mag es erlaubt sein, auf die wenigen Fälle hinzuweisen, wo es möglich gewesen wäre, noch weiter zu kommen: S. 981 meint Fr., die Aussprache *a-ou* für *août* beruhe auf einem Lesefehler; der ALF hätte ihm zeigen können, dafs die meisten Mundarten so sprechen, dafs es also ein Provinzialismus ist. Zu den Benennungen der Modegecken (S. 1083) hätte die gute Studie von Messerschmidt herangezogen werden dürfen. Fr. sagt zu unrecht (S. 1140), dafs Féraud das Wort *effrénément* annehme; es steht bei Féraud *effrènement*, also das Subst., übrigens auch nur als möglich, nicht als wirklich bestehend. S. 1215ff. hätte ein Abschnitt über die Entlehnungen aus den Mundarten eingefügt werden müssen. Für die Darstellung der Entlehnungen aus den fremden Sprachen (S. 1220ff.) scheint Fr. die beiden Bücher von Behrens über das deutsche und das englische Sprachgut im Französischen nicht berücksichtigt zu haben. Er erwähnt sie nicht und übersieht auch manchen Gesichtspunkt, den er sich dort hätte holen können, ganz abgesehen von den vielen Wörtern, deren erstes Auftreten dort früher gebucht wird als bei Fr. Bei den Entlehnungen aus dem Deutschen fehlen viele der technologischen Ausdrücke, besonders des Bergbaus, die durch deutsche Bergknappen

herüber gebracht worden sind. S. 1240 fehlt unter den Lehnwörtern aus dem Spanischen *récif*, das nicht aus Spanien, sondern aus dessen spanischen Kolonien, zuerst in die Sprache der Seeleute übernommen worden ist. S. 1246 ist mir nicht recht klar, warum François *brèche* für ein Alpenwort hält. Trévoux verweist es in die Pyrenäen, und es ist auch in Italien heimisch, s. FEW 1, 508b, 509b. Erstaunlich ärmlich ist die Liste der von der Akademie und von Trévoux verzeichneten Provinzialismen. Vgl. dazu die beiden verdienstlichen, aber noch bei weitem nicht erschöpfenden Dissertationen von Heymann und Leip. *Débours* (S. 1301) tritt nicht erst 1752, sondern schon 1599 auf. *Fille* (S. 1373) erwirbt die Bedeutung „Prostituierte" nicht erst im 18. Jh.; schon Scarron kennt sie. *Figurer* (S. 1380) hat die betreffende Bedeutung schon im 17. Jh. *Il furte* statt *il furette* (S. 1445) ist ebenfalls viel älter. Zu *emplâtre* (S. 1568) vgl. FEW 3, 223 n. 2. — Man muſs sich hüten, die konkrete Bedeutung stets für die ältere, die abstraktere für die spätere zu halten. S. 1388 reiht François *effervescence* unter die Wörter, welche aus den Naturwissenschaften herübergenommen worden sind; wohl zu unrecht (vgl. FEW 3, 206). Die beiden Bed. sind vielleicht von verschiedenen Milieus, unabhängig voneinander, aus dem Latein entlehnt worden; wenigstens ist die abstrakte Bedeutung früher belegt.

Die Romanisten und alle Freunde der französischen Sprache haben allen Anlaſs, Brunot wie François dankbar zu sein, dem ersten dafür, daſs er weitblickend genug gewesen ist, um die Vollendung des groſsen Werkes rechtzeitig durch berufene Hilfe zu sichern; François aber für seine Mitarbeit, die sich dem Ganzen so harmonisch eingliedert. W. v. W.

Elise Richter, Beiträge zur Geschichte der Romanismen I: Chronologische Phonetik des Französischen bis zum Ende des 8. Jahrhunderts. = Beihefte zur ZrPh., Heft 82. Halle 1934. XVI u. 290 S.

Im Vorwort zu der 1934 erschienenen 4. Auflage seiner historischen Grammatik der frz. Sprache, 1. Teil, schrieb Meyer-Lübke: „die wissenschaftliche Forschung hat sich in den letzten zwanzig Jahren von der frz. Laut- und Formenlehre, soweit es sich nicht um die lebenden Mundarten handelt, ziemlich abgewendet." Dies trifft durchaus zu, wenn man von der Behandlung einiger umstrittener Punkte der allgemeinen frz. Lautentwicklung wie der Übergänge *dj-rj*, *tn* (*dn*)-*sn* absieht; die Formenlehre vollends, die ja wenig Interessantes bietet, ist von der Forschung völlig vernachlässigt worden. In demselben Jahre aber, in dem Meyer-Lübke die eben angeführten Worte schrieb, erschien das Buch von E. Richter, die die gesamte urfrz. Lautgeschichte, nicht die einer Mundart oder Mundartengruppe und nicht einen einzelnen Punkt behandelt.

Das vorliegende Buch stellt gegenüber den früheren Darstellungen der urfrz. Lautentwicklung, auch gegenüber der besten, der von Meyer-Lübke, einen Fortschritt dar: mit dem zweiten, auch im Jahre 1934 erschienenen einschlägigen Buche, der „Evolution et structure de la langue française" Walthers von Wartburg kann das Buch der E. Richter überhaupt nicht verglichen werden, da Wartburg nicht nur die Geschichte der Laute, diese absichtlich kurz, sondern auch die der Formen, des Satzbaues

und des Wortschatzes behandelt hat, E. Richter nur die der Laute. Mit einigem Recht sagt E. R., 1 unten, daſs die „historischen" Grammatiken, die wir besitzen — sie setzt das Wort „historisch" in Anführungszeichen — „eine Geschichte der sprachlichen Entwicklung nicht geben; sie verfolgen", fährt sie fort, „den Stoff in seinen Teilerscheinungen je über alle Jahrhunderte, ohne Rücksicht darauf, welche dieser Teilerscheinungen früher, welche später, welche erst infolge der anderen entstanden ist." Dieses Urteil gilt in vollem Maſse vom „Altfrz. Elementarbuch" Leo Jordans, der die Entwicklung des einzelnen Lautes vom Latein Galliens bis zum Nfrz. angegeben und diese die einzelnen Laute betreffenden Kapitel nebeneinander gestellt hat; es gilt auch für Schwan-Behrens und Brunot I, die zwar die Entwicklung vom 12. Jahrhunderte ab (so Behrens) bzw. vom 13. ab (so Brunot) von der früheren Entwicklung gesondert, aber die gesamte frühere Lautgeschichte, „die Umbildung der vlat. Laute in das Altfrz." (so Behrens), die „changements phonétiques du VII. au XII. siècle" (Brunot) in derselben Anordnung wie Jordan dargestellt haben. Auch Bourciez hat in seinen „Eléments de linguistique romane" zwar die Entwicklung der Laute vom Volkslatein zum Altfrz. und die vom Altfrz. zum Neufrz. völlig getrennt, aber beide Entwicklungen nach demselben Schema dargestellt wie Behrens, Brunot, Jordan. Meyer-Lübke endlich hat zwar in der Entwicklung der Vokale und in der der Konsonanten eine erste, zweite und dritte Periode unterschieden, aber doch zuerst die Entwicklung der betonten Vokale, dann die der tonlosen Vokale, endlich die der Konsonanten ohne Rücksicht darauf vorgeführt, ob etwa eine von ihm später behandelte Veränderung tonloser Vokale in der Sprache selbst früher als bestimmte Entwicklungen der betonten Vokale eingetreten sei oder eine von ihm noch später angeführte konsonantische Veränderung viel früher als manche zuvor besprochene vokalische. Allerdings hat Meyer-Lübke in einem „zweiten Anhang" seiner Grammatik, 266f. auf zwei Seiten eine „historische Übersicht der Lautveränderungen" gegeben, nachdem er schon viel früher in seiner Gram. der rom. Spr. 1, 523ff. der die einzelnen Tonvokale, die Arten der tonlosen Vokale und der Konsonanten behandelnden Darstellung der gesamten rom. Lautentwicklung ein eigenes Kapitel „Zur Chronologie des Lautwandels" hatte folgen lassen; hier wie dort steht die chronologische Übersicht der Lautveränderungen am Schluſs der selbst nicht streng chronologisch angeordneten Darstellung. E. R. 2, oben, erkennt diese beiden chronologischen Übersichten Meyer-Lübkes als „den einzigen Ansatz einer Chronologie" an. In der chronologischen Übersicht der franz. Lautveränderungen, die uns jetzt allein angeht, hat Meyer-Lübke 19 Veränderungen in ihrer wahrscheinlichen Aufeinanderfolge angeführt, wobei Veränderungen von Vokalen und Übergänge von Konsonanten wechseln; aber er hat am Schlusse die von ihm angegebene Reihenfolge als „nicht in allen Fällen gleich sicher", als in manchen Fällen umkehrbar selbst bezeichnet, also die Verläſslichkeit seiner relativen Chronologie selbst herabgemindert. Auſserdem betreffen 12 der 19 von ihm chronologisch eingereihten Veränderungen die Vokale; er hat also in seine relative Chronologie nur eine Auswahl der urfrz. Veränderungen aufgenommen

und dabei die der Konsonanten zu kurz kommen lassen. E. R. hingegen hat gegen 170 Lautveränderungen in ihrer wahrscheinlichen Aufeinanderfolge angeführt bzw., wenn man die bis § 108 einschliefslich genannten Veränderungen, die nach gewöhnlicher Ansicht schon im Volkslatein, nicht im Frz.. eintraten, abzieht, noch immer 66 Veränderungen. Dabei sind allerdings mehrfache Wiederholungen desselben Vorgangs wie z. B. der Synkope nachtoniger Vokale als ebensoviele sprachliche Ereignisse gerechnet und mit Recht; E. R. unterscheidet z. B. fünf Synkopierungen. E. R. hat also an derjenigen rom. Sprache, die die komplizierteste Lautgeschichte hat, deren Lautentwicklung die meisten Einzelereignisse aufweist, zum ersten Male das chronologische Prinzip systematisch angewendet und die zahlreichen einzelnen Lautveränderungen in der Reihenfolge angeführt, in der sie wahrscheinlich in der tatsächlichen Entwicklung eingetreten sind, wobei Veränderungen der Vokale und der Konsonanten bunt wechseln. Diese kurze Geschichte des chronologischen Gedankens in der Darstellung der urfrz. Lautgeschichte mufste gegeben werden, um den Fortschritt aufzuzeigen, den das Buch der E. R. in dieser Hinsicht zweifellos darstellt. Natürlich ist eine Darstellung der urfrz. Lautveränderungen, in der die der Vokale und die der Konsonanten ständig wechseln, wenig geeignet, Studenten die Kenntnis dieser Veränderungen bequem zu vermitteln; das Buch der E. R. ist wahrlich kein Elementar- oder Handbuch. Aber dies tut selbstverständlich seinem wissenschaftlichen Wert keinen Abbruch.

Das Prinzip, das E. R. in ihrem Buche durchzuführen trachtete, ist vortrefflich; es fragt sich nur, ob sie es immer und überall in völlig befriedigender Weise durchführen konnte. Sie ist sich übrigens selbst bewufst, dafs mancher Fachgenosse eine andere Reihenfolge bestimmter Lautveränderungen als die von ihr angenommene ansetzen wird; sagt sie doch selbst auf Seite 1 Mitte „meine Chronologie mufs und wird die Kritik herausfordern" und Seite 4 unten „die Paragraphenfolgen bedeuten nicht etwa ein starres Nacheinander, um so mehr, als manche Veränderungen lange Zeit in Anspruch nehmen, während welcher so und so viele andere sich abspielen." Man fragt sich, wie viel von dieser mühsam ausgearbeiteten relativen Chronologie, soweit es über das allseits Anerkannte hinausgeht, allgemein angenommen werden wird und ob die Verfasserin nicht in manchen Punkten etwas feststellen wollte, was gar nicht festgestellt werden kann. Eine Erörterung der zahlreichen Einzelfragen dieser relativen Chronologie kann hier nicht gegeben werden.

Die von der Verfasserin so geförderte relative Chronologie mufs nach ihrer Ansicht, 3 unten, notgedrungen stets neben der absoluten herangezogen werden, weil diese unvollkommen ist und sein wird; sie ist es, weil die Überlieferung der Lautveränderungen, auf der sie beruht, unvollständig ist. Tatsächlich ist die Überlieferung der vlat. und der urfrz. Lautveränderungen, die von E. R. in gleicher Weise vorgeführt werden (s. unten), bzw. der durch diese Veränderungen hervorgerufenen neuen Laute im Verhältnis etwa zur Überlieferung der neuen frühahd. Laute dürftig, weil eben während der ganzen Zeit der vlat. und urfrz. Lautentwicklung

die lat. Schriftsprache zu fast allen schriftlichen Äußerungen verwendet wurde und den Gebrauch der vlat. Formen behinderte, den der urfrz. ganz verhinderte. Die Überlieferung ist aber nicht nur dürftig, sondern auch unzuverlässig, denn sie läßt wegen des oft langen Festhaltens am schriftsprachlichen Lautstand die Ungewißheit zurück, ob eine Lautveränderung zur Zeit des ältesten datierbaren Beleges für sie erst kurze oder schon lange Zeit bestanden hat und wie lange. Die Verfasserin behauptet S. 3 unten, daß „eine Lautung schon beträchtlich früher im Munde der Sprechenden sein muß, ehe sie zu schriftlicher Festlegung gelangt", was gewiß in sehr vielen Fällen, aber nicht immer zutraf; zufällig konnte doch eine neue Lautform schon wenige Jahre nach ihrem Bestehen an einem von allen Kulturzentren abgelegenen Orte von einem der Formen der Schriftsprache ganz unkundigen Steinmetz in den Stein gehauen werden. E. R. hat ihre, eben angeführte Ansicht praktisch durchgeführt und einen beträchtlichen Zeitraum zwischen dem Eintritt der Lautveränderung und dem ältesten Beleg dafür angenommen. S. 4 Mitte sagte sie „wie lange muß *Agustus* im Gebrauch gewesen sein, wenn es zur Zeit Neros auf einer Gemme Platz finden konnte!"; S. 29 versetzt sie den Wandel von *Augustus* zu *Agustus* in die Zeit vom 1. Jahrhundert vor Chr. bis zum 1. nach Chr., nimmt also eine Zeit bis zu einem Jahrhundert zwischen dem wirklichen Lautwandel und dem ersten Beleg an. Hierin ist sie wohl etwas zu weit gegangen. Durch die Beibringung vieler älterer als der bisher bekannten Belege und durch die weite Verlegung der Lautveränderungen hinter die Zeit der ältesten Belege ist sie dazu gekommen, viele Lautübergänge in eine frühere Zeit zu versetzen, als man es bisher getan hat. Dabei ist sie in den Angaben über die Zeit, in der ein Lautwandel vor sich ging, sehr vorsichtig und absichtlich unbestimmt; auf den Recto-Seiten oben macht sie Angaben wie 1. bis 3. Jahrhundert, 2. bis 4. Jahrhundert u. dgl. Die von E. R. mit großem Fleiß gesammelten und jeweils im Eingang des Paragraphen, in dem der betreffende Lautwandel besprochen wird, für diesen gegebenen alten Belege, eine Fortsetzung der von Schuchardt im „Vokalismus des Vulgärlateins" gesammelten Belege, gehören zum Wertvollsten des Buches und werden ihren Wert auch für jene behalten, die der von der Verfasserin angenommenen Reihenfolge der Lautveränderungen nicht völlig zustimmen. Ich halte, vielleicht im Gegensatz zur Verfasserin, ihre Beiträge zur absoluten Chronologie der Lautveränderungen für wertvoller als die Beiträge zur relativen Chronologie, weil jene nicht subjektiv wie diese sind. Die Beiträge zur relativen und absoluten Chronologie der vlat. und urfrz. Lautveränderungen sind der Hauptinhalt des Buches und werden ja auch im Titel „Beiträge zur Geschichte der Romanismen" als der Inhalt des Buches genannt; denn unter „Romanismus" versteht E. R. nach ZrPh. Beiheft 27, 2, 80 unten, „jede sprachliche Eigentümlichkeit, die sich im Gegensatz zu ‚Lateinisch' resp. zur lat. konservativen Schriftsprache entwickelt", also, auf Frankreich bezogen, jede vlat. oder urfrz. sprachliche Neuerung, wobei hier nur die Neuerungen lautlicher Art, also die vlat. und urfrz. Lautveränderungen betrachtet werden. Damit ist der Haupttitel des Buches erklärt; er bedurfte wohl für manche einer Erklärung.

Als ersten der „Beiträge zur Geschichte der Romanismen", dem andere nach der Absicht der Verfasserin (Seite 1 oben) folgen sollen, veröffentlicht sie nun die Geschichte der frz. Romanismen oder, wie sie im Untertitel sagt, die „chronologische Phonetik des Frz. bis zum Ende des 8. Jahrhunderts". Was nach dem 8. Jahrhunderte in Nordfrankreich sich sprachlich ereignete, hat sie nicht mehr berücksichtigt. Der Verlust ist dabei nicht groſs; denn die Lautveränderungen, die aus dem Vulgärlatein Nordgalliens das Frz. gemacht haben, waren am Ende des 8. Jahrhunderts bereits vollzogen und diejenigen, die erst später, dann meist im Lichte der Überlieferung, sich abgespielt haben, sind klar, ihre relative und meistens auch ihre absolute Chronologie bekannt.

Während so die Verfasserin im Gegensatze zu Schwan-Behrens und Leo Jordan die spätere afrz. Lautentwicklung nicht mehr vorgeführt hat, von der mfrz. und früh nfrz., die Meyer-Lübke, Brunot, Bourciez behandelt haben, ganz zu schweigen, hat sie dafür die gesamte vlat. Lautentwicklung vom 2. Jahrhunderte ab urbe condita (S. 39 oben) an, also von etwa 650 v. Chr. an, besprochen gemäſs der vor ihr schon 1911, in ZrPh. Beiheft 27, 2, 81, vorgetragenen Auffassung, daſs „wir die Wurzeln des Rom. Jahrhunderte weit hinter unsere lat. Überlieferung zurückverlegen müssen"; diese Auffassung ist schon in der a. a. O. kurz vorher gegebenen, von mir eben angeführten Definition des „Romanismus" hervorgetreten. Auch wenn man dieser Auffassung zustimmt, wovon ich weit entfernt bin, muſs man sagen, daſs die Lautveränderungen, die gar nicht in Nordfrankreich, im Norden der Gallia transalpina, sondern in Mittelitalien vor sich gingen und die der rum., it., span. Lautentwicklung ebenso wie der frz. vorhergingen, die der spezifisch frz. Lautentwicklung nicht angehörten, wenigstens von den spezifisch frz. Lautveränderungen hätten gesondert werden sollen, wenn sie schon in einer „chronologischen Phonetik des Frz." angeführt werden sollten. Eine solche Scheidung ist aber nicht durchgeführt. Vielmehr hat E. R. zuerst die älteren und jüngeren vlat. und dann ohne jeden Trennungsstrich die urfrz. Lautveränderungen vorgeführt. Nach dem Wandel des intervokalen *c* zu *g*, der in der ganzen Westromania eintrat, führt sie S. 137 ohne jede Bemerkung die Synkope des unbetonten Vokals in **fémeta*, **cómete* an und betont dabei selbst unter Hinweis auf prov. *fenda conde*, aspan. *fienda*, *cuende*, daſs diese Synkope „nicht auf dem ganzen Gebiet gleichzeitig vollzogen wird", muſs also, da sie sonst den Eintritt desselben Vorgangs zu verschiedenen Zeiten als verschiedene Vorgänge auffaſst und z. B. fünf Synkopen annimmt, die Synkope, die in Nordfrankreich in **fémeta*, **cómete* eintrat, als einen frz. Vorgang ansehen, der der im Prov., Span. in **fémeta*, **cómete* eingetretenen Synkope nur gleichartig war; nach der Synkope in **fémeta*, **cómete* führt sie, wieder ohne jede Bemerkung, die Diphthongierung der offenen *e*, *o* in Wörter wie *laetum-lieto*, **potet-puotet*, also eine spezifisch frz. Lautentwicklung an. Kurz, die Verfasserin läſst auf die im späten Volkslatein Sardiniens, Hispaniens, der Gallia trans- und cisalpina eingetretene Erweichung des intervokalen *c* ohne jeden Trennungsstrich spezifisch frz. Lautveränderungen folgen. Dieses Vorgehen kann ich nicht billigen. Vlat., gallorom. (dem Prov.

und dem Frz. gemeinsame) und speziell frz. Übergänge werden nicht geschieden.

Allerdings beruht dieses Vorgehen auf einer bestimmten theoretischen Ansicht über das Verhältnis zwischen Vulgärlatein und rom. Sprachen. In der Einleitung, 4 unten, sagt die Verfasserin wörtlich: „die chronologische Darstellung erweist, dafs viele Veränderungen früher eingetreten sind, als im allgemeinen angenommen wird. Sie zerstört die Vorstellung einer einheitlichen lat. Sprache, einer lat. *κοινή*, die viele Gelehrte als Ausgangspunkt der rom. Sprachen voraussetzen". Wenn die Annahme eines einheitlichen Vulgärlateins wirklich zerstört wäre, wenn das Vulgärlatein im Lautstand nicht im geringsten einheitlich gewesen wäre, wenn, anders gesagt, das Vulgärlatein éiner römischen Provinz, z. B. der Gallia Lugdunensis, im Lautstand von dem der anderen Provinzen völlig verschieden gewesen wäre, dann wäre allerdings für jedes rom. Land die vulgärlat. Lautentwicklung zusammen mit der späteren darzustellen; dann wäre die Anordnung des Stoffes durch E. R. völlig berechtigt. Aber jene Annahme eines im Lautstande einheitlichen Vulgärlateins ist nach meiner Überzeugung noch nicht zerstört. Die Tatsache, dafs viele Veränderungen früher eintraten, als man bisher angenommen hat, und eine diese Tatsache erweisende chronologische Darstellung zerstören die Vorstellung eines einheitlichen Vulgärlateins nicht, da die Veränderungen auf dem ganzen Gebiete eintraten. Die chronologische Darstellung der Verfasserin zerstört nicht die Annahme eines lautlich einheitlichen Vulgärlateins; sie beruht nur auf der Voraussetzung a priori, dafs diese Annahme bereits zerstört sei. Dazu hören wir, was E. R., 5 über die Annahme einer lat. *κοινή* sagt.

Neben der einheitlichen literarischen Sprache, die niemand leugnen kann, gibt sie, 5 oben, noch eine „Alltags- und Zweckschriftsprache der weniger Gebildeten und Ungebildeten" zu, die, fährt sie fort, „trotz aller Unbeholfenheit und unfreiwilligen Schnitzer dennoch eine gewisse Schulung — besser in bezug auf Schrift und Meifsel — und eine feste Überlieferung aufzeigt, also auch eine Art *κοινή* bildet, so dafs die Inschriften aus Afrika wie aus Britannien, aus Portugal wie aus Dakien ... gemeinsame Züge haben, die sie von der künstlerischen Schriftsprache — der ‚klassischen' — unterscheiden." Wie soll im römischen Reich eine „Alltagsschriftsprache der weniger Gebildeten und Ungebildeten" entstanden sein? In den modernen Kulturstaaten gibt es allerdings eine Alltagssprache der Gebildeten und Halbgebildeten (nicht der Ungebildeten!) und in deren Briefen allenfalls auch eine Alltagsschriftsprache; aber sie beruht durchaus auf der in den zahlreichen elementaren und mittleren Schulen gelehrten wirklichen Schriftsprache. Auch im alten römischen Reich gab es wohl eine Alltagssprache der Gebildeten; aber auch sie beruhte durchaus auf der Schriftsprache und war nur den wenig zahlreichen Menschen geläufig, die eine der privaten Schulen besucht hatten. Die Voraussetzung der „Alltagsschriftsprache der weniger Gebildeten" ist der obligatorische Unterricht in der Schriftssprache des Landes in den vielen Volksschulen und mittleren Schulen; diesen Unterricht gab es im römischen Reiche nicht und daher gab es auch eine Alltagsschriftsprache der weniger Gebildeten

oder gar der Ungebildeten nicht. Gewiſs besaſsen die römischen Steinmetze, wie die in den Inschriften in gleicher Form immer wiederkehrenden Formeln beweisen, eine „gewisse Schulung" und „Überlieferung"; aber sie beschränkte sich auf einige, von den schon fertigen Inschriften abgeguckte Formeln, war keine feste sprachliche Schulung, wie das Einmeiſseln so vieler grob vulgärer, in der Schriftsprache unmöglicher Formen durch dieselben Steinmetze beweist. Die Verfasserin gibt zu, daſs „die Inschriften aus Afrika wie aus Britannien, aus Portugal wie aus Dakien . . . gemeinsame Züge, haben, die sie von der künstlerischen Schriftsprache, der ‚klassischen' unterscheiden"; sie gibt also ein im ganzen Reiche einheitliches, dabei vom klassischen Latein verschiedenes Inschriftenlatein zu. Sie erklärt es aus einer „Alltagsschriftsprache der Ungebildeten"; diese gab es, wie wir gesehen haben, nicht und konnte es im römischen Reiche nicht geben. Wie ergaben sich also diese den Inschriften des ganzen Reiches gemeinsamen, unklassischen sprachlichen Züge? Welch ein merkwürdiger Zufall ist es weiter, daſs diese sprachlichen Züge mit dem übereinstimmen, was wir nach den rom. Sprachen für deren Vorstufen annehmen müssen! Diese den „Inschriften aus Afrika wie aus Britannien, aus Portugal wie aus Dakien gemeinsamen Züge, die sie von der künstlerischen Schriftsprache, der ‚klassischen', unterscheiden" waren eben die dem Volkslatein des ganzen Reiches gemeinsamen, es vom klassischen Latein unterscheidenden Züge; es gab eben im ganzen römischen Reiche ein in vielen Zügen einheitliches, vom klassischen Latein verschiedenes Vulgärlatein. Die Einheitlichkeit war gewiſs nicht absolut und erstreckte sich nicht auf alle Teile des Wortschatzes, der Wortbildung und des Formenbaues; aber gerade der Lautstand, von dem die Verfasserin in ihrem Buche allein spricht, war in sehr vielen Zügen einheitlich. Im Lautstand wich das Volkslatein mancher Gegend von dem anderer Gebiete nur in der aus der vorrömischen Sprache der betreffenden Gegend ins Latein übernommenen Betonung (nicht in den Tonstellen, sondern in der Art der Betonung) und in einigen wenigen, gleichfalls aus der betreffenden vorrömischen Sprache übernommenen, Eigentümlichkeiten wie *ht* für *ct* in der Gallia cis- und transalpina nebst Hispanien, *nn* für *nd* in Mittel- und Unteritalien ab. Sonst war das Volkslatein gerade im Lautstand einheitlich.

Die Verfasserin ist freilich anderer Ansicht. „Die gesprochene Sprache", meint sie, Seite 5 unten, „hat zu allen Zeiten Unterschiede aufweisen müssen . . . die vertikale Scheidung nach sozialen Schichten, die horizontale nach der geographisch so weiten Ausdehnung und den dadurch sich ergebenden mundartlichen Eigenheiten. Beide Momente miteinander begründen die Unterschiede der rom. Sprachen." Nun, die sprachliche Scheidung der sozialen Schichten bestand darin, daſs die höheren Stände das klassische Latein sprachen oder zu sprechen sich bemühten, die unteren das grobe Vulgärlatein, die mittleren je nach der Situation auch dieses oder ein Kompromiſs zwischen Vulgärlatein und klassischem Latein gebrauchten; die sprachliche Scheidung der sozialen Schichten erklärt den Unterschied der rom. Sprachen vom klassischen Latein, nicht die Unterschiede der rom. Sprachen, die alle aus der Sprache der unteren Schichten entstanden

sind, voneinander. So bliebe die Differenzierung des Vulgärlateins infolge der weiten Ausdehnung des vlat. Sprachgebiets; diese Ausdehnung konnte eine Differenzierung, die aus anderen Ursachen entstanden wäre, fördern, hat aber selbst Unterschiede nicht bewirken „müssen", wie E. R. meint. Schon Meyer-Lübke, Einführung[3], 18 oben, hat gesagt, daſs für die Differenzierung des einen lat. Idioms „die Verbreitung über ein Gebiet vom Umfang der Romania an sich noch keine Rechtfertigung bildet; sehen wir doch", fährt er fort, „heute in Ruſsland oder in Amerika Gegenden mit einheitlicher Sprache, die weit gröſser und kaum weniger stark bevölkert sind, als es das spätere Römerreich war." Kurz, die sozialen Unterschiede im römischen Volke und die Ausdehnung des lat. Sprachgebiets begründen Unterschiede des vom Volke gesprochenen Lateins von Provinz zu Provinz und daraus entstandene Unterschiede der rom. Sprachen voneinander noch nicht. Die Verfasserin hat übrigens die beiden genannten Momente offenbar selbst nicht für ausreichend gehalten, um eine frühe Differenzierung des Vulgärlateins zu erklären: denn sie geht rasch weiter und gibt andere Momente an, nämlich 1. die „Art der Romanisierung", 2. die „von Provinz zu Provinz verschiedene Auswirkung des ... Hervorhebungsdruckes." Das zweite Moment, eine von Provinz zu Provinz verschiedene Art der Betonung der Wörter, habe ich selbst schon erwähnt; diese Verschiedenheit der Betonung tat der qualitativen Gleichheit der Vokale im Volkslatein der verschiedenen Provinzen keinen Abbruch. Das Volk sprach im 5. Jahrhundert *bévere* für klassisch-lat. *bibere* an den Ufern der Sequana wie auf Sizilien; an dieser da und dort gleichen Abweichung der vulgären Sprache von der Schriftsprache änderte der Umstand nichts, daſs das Volk an der Sequana das erste *e* von *bévere* mit sehr starkem, die beiden anderen *e* mit sehr schwachem Nachdruck, das Volk auf Sizilien dagegen alle drei *e* mit geringem Unterschied des Druckes sprach. Die Gleichheit des vlat. Standes der Konsonanten wurde von der Verschiedenheit der Stärke des Akzentes noch weniger berührt; an der Sequana wie auf Sizilien sprach man im Worte für „trinken" *v* für intervokales *b* des klassischen *bibere*. Kurz, das zweite Moment beeinträchtigte die gewisse Einheitlichkeit des vlat. Lautstandes nicht. Wie steht es mit dem ersten Moment, dem Unterschiede in „der Art der Romanisierung"? Hier, Seite 5 unten, trägt E. R. zunächst einen guten Gedanken vor. In das nach Meyer-Lübke, Einführung, 144 unten, noch im 1. Jahrhundert nach Chr. kaum romanisierte Innere Sardiniens seien später Kolonien von Beamten gekommen, die die sorgfältige Sprache der gebildeten Schicht gebrauchten; diese archaische Sprache sei später die Volkssprache des inneren Sardiniens geworden. Damit kann man tatsächlich die zum Lautstand der Schriftsprache stimmenden Züge des Zentralsard. wie die Bewahrung der kurzen *i*, *u*, der *c*, *g* vor hellen Vokalen erklären. So kann die Art der Romanisierung Sardiniens den eigentümlichen Lautstand seiner Volkssprache erklären, der in vielen Punkten einfach der der Schriftsprache gewesen wäre. Aber diese Erklärung gilt nur für Sardinien. „In den weitaus meisten Kolonien, vor allem in Gallien und Spanien", fährt die Verfasserin fort, „beobachten wir deutlich den doppelten Weg der Kolonisierung: 1. durch die Soldaten, die ... aus dem

ganzen Reichsgebiet in Legionen zusammengefaſst werden, so daſs alle Arten von Sprechweisen, von lat. Mundarten, zusammentreffen; 2. durch die Gründung von Schulen, die die literarische Überlieferung hegen ... Dazu kommt die Rechtspflege, die staatliche Verwaltung, der öffentliche Erlaſs." So E. R. Wie in dieser „Art der Romanisierung die Unterschiede der rom. Sprachen" begründet sein sollen, ist mir unverständlich. Soldaten aus dem ganzen Reiche, unter denen „alle Arten von lat. Mundarten zusammentrafen", konnten nur ein ausgeglichenes, einheitliches Volkslatein verbreiten, die Schulen weder ein differenziertes noch ein einheitliches Vulgärlatein, sondern nur die einheitliche Schriftsprache pflegen und die Organe der Rechtspflege und der staatlichen Verwaltung in gerichtlichen Urteilen und öffentlichen Erlässen auch nur die Schriftsprache gebrauchen. Kurz, die von E. R. angegebene Art der Romanisierung erklärt die „Unterschiede der rom. Sprachen" bzw. allenfalls ihnen zugrundeliegende Unterschiede des Volkslateins der römischen Provinzen nicht. Die von ihr gegen „die Vorstellung einer einheitlichen lat. Sprache, einer lat. *κοινή*" vorgebrachten Momente sind nicht stichhaltig. Die ganze Erörterung der Verfasserin auf Seite 5 ihrer Einleitung entbehrt der zwingenden Logik, ist hier aber ausführlich besprochen worden, weil sie die für die Entstehung der rom. Sprachen wichtigste Frage, ob das Vulgärlatein einheitlich oder differenziert gewesen sei, betrifft. Wer eine frühe Differenzierung des Vulgärlateins behauptet, muſs diese jedenfalls mit anderen, stärkeren Argumenten begründen. Gegen die frühe Differenzierung, für die Einheitlichkeit des Vulgärlateins sprechen die von der Verfasserin zugegebenen, den „Inschriften aus Afrika wie aus Britannien, aus Portugal wie aus Dakien ... gemeinsamen Züge, die sie von der Schriftsprache, der klassischen, unterscheiden." Man kann also bis auf weiteres ruhig bei der Annahme eines im Lautstand einheitlichen Volkslateins bleiben. Dann aber wird man die das Volkslatein aller rom. Länder betreffenden Lautveränderungen von den nur das Urfrz. betreffenden scheiden, eine Scheidung durch andere verlangen.

Gegen die Annahme eines Zusammenhangs zwischen den lautlichen Veränderungen einer Sprache und dem Tempo dieser Veränderungen einerseits, dem äuſseren Schicksal und dem Charakter des die Sprache gebrauchenden Volkes andererseits erhebt die Verfasserin, S. 14ff. gewichtige Einwände; ich kann ihnen nur zustimmen.

Auf die Einleitung folgt eine Übersicht über die im Volkslatein und im Urfrz. bewahrten Laute, dann der Hauptteil, die Darlegung der im Volkslatein und im Urfrz. eingetretenen Veränderungen von Lauten in der Reihenfolge, in der diese Veränderungen in der gesprochenen Sprache wahrscheinlich vor sich gegangen sind. Jeder der 167 Paragraphen, die diesen Veränderungen gewidmet sind, führt zunächst die davon betroffenen Wörter vor, bei den vlat. Veränderungen meist belegte Wortformen, bei den urfrz., deren Belege dürftig sind, sehr oft unbelegte, nur als Zwischenstufen angenommene Formen, wobei dasselbe Wort in mehreren Paragraphen in den verschiedenen Zwischenstufen genannt wird. Dann erörtert jeder Paragraph in A den phonetischen Vorgang der Veränderung, diesen sehr

genau und in allen Einzelheiten, in B die Zeit der Veränderung, in C die von der Veränderung nicht betroffenen oder sie rückgängig machenden Wörter. In den phonetischen Erörterungen gebraucht die phonetisch vorzüglich geschulte Verfasserin einige ungewöhnliche deutsche Ausdrücke statt der üblichen lat. u. zw. nicht nur „Lippen-, Zahn-, Hintergaumenlaute" für „Labiale, Dentale, Velare", sondern auch „Öffner" für „Vokale" und „Ungleichung" für „Dissimilation." Bei der Besprechung der vlat. Lautveränderungen zieht sie auch die Angaben der römischen Grammatiker ausgiebig heran.

Am Schluſs bringt ein frz. Wortverzeichnis alle behandelten frz. Wörter, deren lat. Grundformen und jeweils alle Paragraphen, die die Veränderungen angeben, von denen das Wort betroffen wurde, auch wenn es in den bezüglichen Paragraphen nicht erwähnt wurde; auf diese Weise wird die lautliche Entwicklung jedes Wortes von der lat. zur altfrz. Form in allen Einzelheiten angegeben. Ein lat. Wortverzeichnis endlich nennt alle erwähnten, im Frz. nicht erhaltenen lat. Wortformen, viele bezeugte vlat. Formen.

Was in der Einleitung m. E. unrichtig ist, habe ich besprochen, da es allgemeine Fragen betraf. Was im Hauptteil meiner Ansicht und, wie ich hinzufügen kann, der vieler anderer rom. Linguisten, auch Meyer-Lübkes, widerspricht, kann ich nicht im einzelnen behandeln, da ich dann ein gutes Stück rom. und speziell frz. Lautgeschichte besprechen müſste, wozu in einer Rezension kein Platz ist. Auch der Verfasserin hat „der knappe verfügbare Raum weder eine vollständige Bibliographie noch eine Stellungnahme zu allen schon ausgesprochenen Ansichten gestattet" (S. 13, Anm. 2).

Nur einige offenbar unrichtige oder doch unwahrscheinliche Behauptungen sollen berichtigt werden.

35 unten erklärt E. R. *domna* als Kurzform und fährt fort: „eine alte Kurzform dürfte auch *socrus* neben *socer*(*us*) sein, jedenfalls ist *socera* später belegt." Dies ist unrichtig. *Socrus*, *-ūs* „Schwiegermutter" ist nicht als Kurzform aus **socerus* wie *domna* aus *domina* entstanden, sondern setzt mit aind. *çvaçrū́ḥ*, npers. *xusrū*, aslav. *svekry*, ahd. *swigar* dass. indogerm. **su̯eḱrū́* fort (Walde, *socer*; Boisacq ἑκυρός; Kluge-Götze, *Schwieger*), während griech. ἑκυρά den Vokal zwischen *k* und *r* erst vom Mask. ἑκυρός übernahm (Boisacq), so wie im Vlat. *socera* vom Mask. *socer*(*us*). Lat. *socer* entstand aus indogerm. **su̯éḱuros* (Walde nach Persson; Stolz-Leumann, 58 unten; 81 unten), hatte seit alter Zeit einen Vokal zwischen *k* und *r*; *socrus* hatte ihn in alter Zeit nicht. *Socrus* verhält sich zu *socer* wie aind. *çvaçrū́ḥ* zu *çvdçurah*.

39 unten, § 12 B erwähnt E. R. die „Hyperurbanismen" *cauda*, *fauces* unter Hinweis auf v. Ettmayer, ZrPh. 30, 528. Auch wenn man *cauda* weiterhin mit v. Ettmayer, Walde[2], Meillet-Vendryès und anderen als Hyperurbanismus für *cōda* ansieht, kann man *fauces* nicht mehr mit Thurneysen, ZvSp. 28, 157 und v. Ettmayer als Hyperurbanismus für *fōcēs* betrachten, wegen *offūcāre* „aquam in fauces absorbendam dare" Paulus ex Festo 223 nicht, dessen *ū* aus altem *au*, nicht aus *ō* entstanden sein kann;

schon Walde nahm wie Hofmann und Meillet-Vendryes in *fauces* altes *au* an. Hofmann nimmt es auch in *cauda* an.

60 oben, § 32A bespricht E. R. die Dissimilation von *au-ú* zu *a-ú* und fährt dann fort: ,,Der Wandel von *au* zu *a* tritt aber allerdings auch vor *o* ein: *Saucona* — frz. *Saone*, *auctoricare* — asp. *atorgar*.“ Zunächst hätte die Verfasserin statt *Saucona* als Grundform *Sauconna* angeben sollen. Denn an den drei ältesten Stellen, an denen der Fluſsname vorkommt, bei Ammianus XV, cap. 11, 17 (in der neuen Ausgabe von Clark-Traube-Heraeus Band I, S. 67, Z. 19), bei Alcimus Avitus, epist. 83 (in der Ausgabe von Peiper in den MGH., auct. antiq. VI, 2, S. 94, Z. 24) und bei Fredegar IV, cap. 42 (in der Ausgabe von Krusch in den MGH., script. rer. meroving. II, S. 141, Z. 17) steht übereinstimmend nach den Handschriften *Sauconna* im Texte; bei Fredegar IV, cap. 90 (S. 167, Z. 30) hat Krusch *Saoconna*, also auch eine Form mit *nn*, in den Text gesetzt. Zweitens ist bei Fredegar *Saoconna* überliefert, nicht nur IV, cap. 90 (S. 167, Z. 30), wo Krusch es in den Text gesetzt und E. R., 212 oben (unter II) daher verzeichnet hat, sondern auch IV, cap. 42 (S. 141, Z. 17), wo Krusch zwar *Sauconna* in den Text gesetzt hat, nach dem Variantenapparat aber mehrere Handschriften *Saoconna* bzw. *Saogonna* bieten. Die Verfasserin nimmt, S. 211 unten, selbst einen Wandel jedes *au* zu *ao* an und gibt zahlreiche Belege für *ao*. Der Fluſsname hat also nicht *au*, wie die Verfasserin angibt, sondern *ao* in *a* gewandelt; ein Wandel von *Saoconna* zu *Saconna*, das in der Schreibung *Sachonna* bei Fredegar IV, 42 in einer Handschrift überliefert ist, d. i. eine Dissimilation von *ao-ó* zu *a-ó* war der vlat. von *au-ú* zu *a-ú* ganz analog. Asp. *atorgar* zeigt einen ,,Wandel von *au*$\underline{{}^{\prime}}$ zu *a*$\underline{{}^{\prime}}$ vor *o*“, der doch nur in der Zeit, da man noch *au* sprach, also im Vlat. hätte eintreten können, ebensowenig wie *Saone*. Asp. *atorgar* Cid 198, 2583, 3159, 3411, 3645; Apolonio 71d, 152a, 193b hat *otorgar* Cid 3412; Apolonio 82c, 91c, 209d, 554a (auch Domingo 167c, 208d; Laurencio 15d; Oria 66a, Duelo 133c), das also in denselben Texten wie *atorgar* vorkommt, zur Seite und ist darnach erst im Asp. aus *otorgar* durch eine Dissimilation entstanden, die in *otorga* *o-ó* nicht wie sonst in *e-ó*, sondern in *a-ó* infolge gleichzeitigen Anschlusses an die vielen mit dem Präfix *a-* anlautenden Verba wandelte. Auch logud. *atorigare* (*sos kanes*) ,,die Hunde hetzen“ in Posada, das aus **auctōricāre* entstand (M. L. Wagner, Rdr. 4, 133) hat logud. *otorogare* (M. L. Wagner, AnS. 135, 115) neben sich und entstand darnach erst im Logud. aus **otorigare*, der Vorstufe von *otorogare*, durch Dissimilation. Aspan. *otorgar*, port. *outorgar*, kat. *otorgar*, aprov. *autorgar* sprechen alle gegen ein **actōricāre* bzw. ein **actōricat*, das aus **auctōricat* so wie *agustus* aus *augustus* entstanden wäre. Zu asp. *atorgar*, das die Verfasserin allein nennt, ist noch zu vemerken, daſs ein in der Volkssprache entstandenes und in dieser weiter entwickeltes **actōricat* asp. **echorga* ergeben hätte, daſs *atorgar*, *otorgar* nicht ganz volkstümlich entwickelt ist. Auch daraus ergibt sich, daſs asp. *atorga* jedenfalls nicht durch volkssprachliche Dissimilation von *au* zu *a* vor *o* entstanden ist.

79 Mitte, § 53C sagt E. R.: ,,*senextra* CIL. VI 17565 kann nichts anderes sein als graphische Angleichung an *dexter*, da dieses auf jeden Fall

dester gesprochen wurde. Wäre die Angleichung volkssprachlich, so müſste sie aus der ältesten lat. Zeit stammen"; sie meinte damit die Zeit vor dem Übergang von *dexter* zu *dester*, den sie in das 1.—2. Jahrhundert nach Chr. versetzt. Nun haben das von God. 7, 379b unter *senestre* belegte awall. *seniestre*, *cheniestre*, obwald. *seniester*, *seniasters* und asp. *siniestro* Cid 2691; Milagros 880c; Misa 50a ein *ie*, das nur in der Volkssprache aus offenem *e* entstehen konnte; aprov. *senestre* hatte nach dem Reim mit *destre* (Rayn. 5, 200b unten) und nach nprov. *senèstre*, ebenso aport. *seestro* (Cornu, GGr. I², 965 unten) nach nport. *sèstro* offenes *e*, das noch jetzt auſser dem nprov. und dem nport. Worte auch dem friaul. *signèstri* zukommt. Alle diese rom. Wörter hatten oder haben ein offenes *e* (oder daraus entwickeltes *ie*), das aus dem betonten *i* des lat. *sinistrum* nicht entstanden sein kann; sie weisen mit ait. *sinèstro* auf ein in der Volkssprache gebrauchtes *senęstru*, das man am besten aus *senęstru* (= klassisch-lat. *sinistrum*) + *dęstru* (= klassisch-lat. *dextrum*) erklärt. Die Angleichung des Wortes für „links" an das für „rechts" war somit keine graphische, sondern eine die Aussprache betreffende, volkssprachliche Angleichung. Allerdings wurde im Volkslatein nicht, wie Meyer-Lübke, 7947 angibt, *sinister* nach *dexter* zu *sinexter*, sondern *senęster* nach *dęster* CIL. VII 1386 zu *senęster*. Als man nunmehr (*manus*) *senęstra* mit genau demselben Ausgang wie (*manus*) *dęstra* sprach, gab man gesprochenes *senęstra* mit geschriebenem *senextra* wieder, weil man gesprochenes *dęstra* mit geschriebenem *dextra* bezeichnete. Das *x* von *senextra* war also zwar bloſse Graphie; aber diese Graphie wurde erst durch die die Aussprache verändernde, in der Volkssprache vollzogene Angleichung bewirkt.

89 unten sagt E. R.: „wieso *captivus* im Gallorom. zu **caitivu* wird: afrz. *chaitif*, aprov. *caitiu*, ist noch nicht befriedigend erklärt; vgl. Meyer-Lübke, Frz. Gr. § 167". Diese Bemerkung gibt denn doch den im Jahre 1934 erreichten Stand des Wissens nicht wieder. Die Erklärung allerdings, die Meyer-Lübke an der von E. R. zitierten Stelle, d. i. in der Frz. Gr., 3.—4. Aufl., § 167 Schluſs, gegeben und die er in die 4.—5. Aufl., § 168 Schluſs, unverändert übernommen hat, die dabei von E. Herzog, LgrP. 23, 125 Mitte, stammt, nämlich ein lautgesetzlicher Übergang von *captīvus* in **caftīvus* und ein Wandel dieses **caftīvus* zu **cahtīvus* durch Dissimilation des *f* (so Herzog) bzw. „durch Assimilation an den Anlaut und Dissimilation gegen das *v*" (so Meyer-Lübke) ist nicht nur „nicht befriedigend", sondern geradezu unhaltbar, da die von Herzog und Meyer-Lübke vermutete Zwischenstufe **caftīvus* nie bestand, *pt* nicht über *ft* zu *tt* wurde, auch nach E. R., 89 oben, nicht. Aber eine andere, dabei befriedigende Erklärung von *chaitif*, *caitiu* ist längst von Thurneysen, Keltorom. 16 Mitte, in verbesserter Form von Gamillscheg und Bloch-Wartburg unter *chétif* gegeben worden, während Meyer-Lübke leider auch in die neue Auflage seines REW. 1663 wie in die seiner Frz. Gr. die Erklärung Herzogs aufgenommen hat. Die Vermutung Thurneysens, daſs „die Gallier das lat. *captīvus* ebenso behandelten wie die Inselkelten ihre Lehnwörter in ähnlichen Fällen, d. h. daſs sie es zu **cachtīvus* umgestalteten", ist von Gamillscheg in die Annahme verbessert worden, *captīvus* „zeige Beeinflussung durch gall. **kachto-*

= air. *cacht*, bret. *kéaz* ‚gefangen, unglücklich', das selbst aus lat. *captus* stammte"; Bloch-Wartburg legen dem afrz. *chaitif*, aprov. *caitiu* ein gallorom. **cactīvus* aus lat. *captīvus* + gall. **cactos* zugrunde. Eine gall. Entsprechung des ir. *cacht*, corn. *cait-es* „Dienerin", kymr. *caeth* „Sklave", mbret. *quaez* „gefangen", nbret. *kéaz* „unglücklich" (Pedersen 1, 93; Victor Henry 57) hat höchstwahrscheinlich bestanden, ist allerdings nicht im Namen *Moeniacoeptus* erhalten, den nach Livius 24, 42, 8 der eine von zwei 211 vor Chr. in Spanien gefallenen *insignes reguli Gallorum* trug; denn die von Pedersen a. a. O. mit Fragezeichen, auch von Holder 2, 606, und Dottin, 94 oben, verzeichnete Vermutung von H. d'Arbois de Jubainville, Revue celt. 9, 267, daſs der in den Handschriften des Livius im Dativ *Moeniacoepto*, auch *Moeniacoepta*, überlieferte Name *Moeniacoeptus* in **Moenicaptus* „Gefangener des Mains als Fluſsgotts" zu ändern sei, ist höchst unwahrscheinlich, da sie einen, besonders für einen Häuptling in Spanien, unpassenden Namen und auch diesen nur durch willkürliche Änderung der Überlieferung ergibt. Der an einer einzigen Stelle überlieferte Name, den Livius aus einer seiner schriftlichen Quellen übernahm, ist allem Anschein nach so verstümmelt auf uns gekommen, daſs seine richtige Form von uns nicht mehr festgestellt werden kann. Auſser dem dunklen *Moeniacoeptus* ist nach Dottin, 103 oben, noch ein zweiter, *pt* im Inlaut enthaltender gall. Personenname überliefert, nämlich *Neptacus* CIL. 13, 857, das zweimal in einer Inschrift aus Bordeaux vorkommt; es ist mit ir. *necht* „neptis" verbunden worden (s. Pedersen 1, 93) und enthielte dann altes *pt*, das im Gall. geblieben wäre. Aber schon Holder 2, 716, 19 vermutete, daſs *Neptacus* für *Nertacus* CIL. 13, 1442 stehe, das in einer Inschrift aus der Gegend von Guéret (Creuse) auch zweimal vorkommt und dem akymr. *nerthauc* „stark" (Dottin, 275) entsprach, darnach eine zweifellos richtige Form ist; auch Dottin, 103 Anm. 1 bemerkt zu *Neptacus*: la lecture du P n'est pas sûre; il peut se faire que ce soit un R inachevé et qu'il faille lire *Nertacus*. Dem kann ich nur zustimmen und bemerken, daſs an der zweiten Stelle *NEP* am Ende der Zeile steht und daſs *Neptaci* durch das in derselben Inschrift vorkommende *nepoti* vielleicht verursacht wurde. Kurz, weder dunkles *Moeniacoeptus* noch unsicheres *Neptacus* sprechen entscheidend dagegen, daſs *pt* im Gall. wie im ganzen Inselkelt. zu *cht* geworden sei; dafür spricht aber der gall. Gauname *Sextan-manduius* CIL. 13, 3149 (Rennes), dessen ersten Bestandteil Dottin, 286 unten, mit ir. *secht*, mkyrm. *seith* „sieben" verbindet. Wenn darnach das Gall. *sextan* „sieben" besaſs, hat es altes *pt* wie das Inselkelt. in *cht* gewandelt. *Captus*, das die Gallier bei der ersten feindlichen Berührung mit den Römern und damit verbundener Gefangennahme einzelner aus dem Latein entlehnen konnten, machte dann den Wandel von *pt* zu *cht* mit oder erhielt später *cht* durch Substitution für das nach dem Wandel dem Gall. fehlende *pt*. Dann besaſsen die Gallier **cahtos* „gefangen" und konnten nach der Romanisierung **cahtīvus* für *captīvus* sprechen, so wie sie **fahtus* für *factus* sprachen. Noch eine zweite Möglichkeit ist zu erwähnen. Pedersen 1, 93 nimmt, gewiſs mit Recht, an, daſs *pt* im Kelt. über *ft* zu *xt* geworden sei, erwähnt ir. *necht* „neptis" und bemerkt dann: wenn gall. *Neptacus* hieher gehören

sollte, wäre *pt* wohl als *ft* zu lesen. Wer also glaubt, daſs *pt* im Gall. nicht bis zu *xt*, sondern nur bis *ft*, der Vorstufe von *xt*, gelangt sei, kann annehmen, daſs *captīvus* im Munde der romanisierten Gallier, dann fast notwendigerweise, **caftīvus* gelautet habe und dieses später durch Dissimilation des *f* gegen das *v* zu **cahtīvus* geworden sei. Die Form **caftīvus* wäre nicht durch vlat. Wandel jedes *pt* zu *ft*, der nicht angenommen werden kann, sondern durch spezielle Einwirkung des gall. **caftos* „gefangen" auf *captivus* entstanden. Jedenfalls erwähnt E. R. die annehmbarste Erklärung des afrz. *chaitif*, die durch gall. Einfluſs, mit keinem Wort.

157 oben sagt E. R.: „*rotulu* muſs erst **rodulu* geworden sein, ehe es synkopierte; sonst wäre **roclu* entstanden. Es war wohl als Wort der Mechanik in festerer Überlieferung der alten Form". Nun, eine „festere Überlieferung der alten Form" wurde sonst nur durch gelehrte Einwirkung verursacht; diese ist bei einem Wort der Handwerker ganz unwahrscheinlich. Nun muſs man allerdings, um frz. *roule* zu erklären, rechtfertigen, warum *t'l* (oder *d'l*) nicht zu *cl* (bzw. *gl*, vgl. *raille* „Schürhaken" aus *radula* „Kratzeisen") geworden ist; es hatte nicht in „festerer Überlieferung der alten Form", sondern im Einfluſs von *rotella* (bzw. **rodela*), der Vorstufe von *rouelle*, seinen Grund. *Rotulus* „Rädchen" und *rotella* „Rädchen" bedeuteten dasselbe.

160 oben, Bemerkung 6, sagt E. R.: „die Ableitung **filicāria* zu *filex* wird aus der Gebildetensprache ein zweites Mal entlehnt und kommt nun erst zur Synkopierung, nachdem *ca* zu *ga* geworden"; so erklärt die Verfasserin afrz. *feugiere*, *fougiere*, nfrz. *fougère*, nachdem sie S. 89 unten den Wandel von **filicāria* zu **felcária* (das afrz. *feuchiere*, *fouchiere* ergab) angegeben hat. Aber Herkunft des afrz. *feugiere* aus der Sprache der Gebildeten, die den zwischentonigen Vokal in **felecária* länger als das niedere Volk gesprochen hätten, ist unwahrscheinlich, weil **filicāria* weder im klassichen Latein noch im Mittellatein bezeugt ist; die von der Verfasserin S. 175 zu **filicāria* gemachte Bemerkung Nr. 21 „Pflanzennamen erhalten sich längere Zeit in vollen Formen" gilt nur für manche schon im klassischen Latein vorhandene und daher für die Gebildeten mit dem Ansehen klassisch-lat. Wörter bekleidete Formen, aber nicht für Bildungen des Vulgärlateins, zu denen **filicāria* gehörte. Man muſs *feugiere* neben *feuchiere* anders erklären. Auch ich nehme an, daſs **filicāria* bzw. **felecaṙa* in unbeeinfluſster Entwicklung zu **felcaṙa*, afrz. *feuchiere* geworden ist, auf einem Teil des frz. Gebiets aber das *e* zwischen *l* und *c* länger bewahrt, das noch intervokale *c* in *g* gewandelt, erst dann das zwischentonige *e* verloren und so *feugiere* ergeben hat, erkläre aber die längere Bewahrung des zwischentonigen Vokals nicht wie E. R. durch abermalige Entlehnung aus der Sprache der Gebildeten, sondern durch Einfluſs des Grundworts *filicem* bzw. des dafür eingetretenen, bezeugten *filica* und des daraus entstandenen **féleca*, das nach den vielen, von Wartburg 3, 514b oben, verzeichneten Formen auf südostfrz. Gebiete erhalten ist. Die Erklärung setzt voraus, daſs **féleca* das *e* zwischen *l* und *c* noch besaſs, als **felecaṙa* es in unbeeinfluſster Entwicklung verlor, mit anderen Worten, daſs die Synkope des nachtonigen *e* in **féleca* später als die des zwischentonigen *e* in **felecaṙa* erfolgte. Dies kann

man auch nach der relativen Chronologie der Verfasserin annehmen, die den Wandel von **felecária* zu **felcária* S. 89 unten in ihre „zweite Synkopierung I" einreiht, aber S. 144 für *cabállicat, cóllocat, *tráluca,* die so wie **féleca* gebaut waren, erst die „dritte Synkopierung II" annimmt. Dafs *caballicat, cóllocat, tráluca* nach frz. *chevauche, couche, troche* im Frz. vor dem Wandel des *c* zu *g*, *filica* nach seinen, mit *(d)ž, (d)z* gesprochenen, frankoprov. Vertretern im Frankoprov. nach diesem Wandel synkopiert wurde, macht nichts aus, da auch sonst die Fortsetzung von Wörtern auf *-́ica* im Frz. auf *-che*, im Frankoprov. auf *-dže, -dze* ausgeht; vgl. mit frz. *dimanche* schweizfrz. *demẽdze*, alyonn. *dyemengi* (Gauchat-Jeanjaquet-Tappolet, Tableaux phonétiques des patois suisses romands, 122 Nr. 363: Duraffour, Rlir. 8, 256). Die Annahme, dafs **felecaŕa*, das dann zu **felegaŕa*, afrz. *feugiere* wurde, statt **felcaŕa*, der Vorstufe des afrz. *feuchiere*, auf einem Teil des frz. Gebiets nach **féleca* gesprochen wurde, setzt voraus, dafs **féleca* einst auf jenem Teil des frz. Gebiets so wie später im Frankoprov. gebraucht wurde. Dafür sprechen die auf **felecaŕa* zurückgehenden, über das ganze frz. Gebiet verbreiteten, von Longnon, 634 oben; Gröhler 2, 189f. gesammelten Ortsnamen, denen **felecaŕa* doch nicht in der Bed. „Farnkraut", sondern in der „mit Farnkraut bewachsener Ort" zugrundeliegt; darnach wurde einst auf frz. Gebiete **felecaŕa* „mit Farnkraut bewachsener Ort" gebraucht und hatte damals **félece* oder **féleca* „Farnkraut" zur Seite. Für einstiges Vorhandensein von **féleca* auf frz. Boden kann man noch *feuge* „fougère" im Livre du roi Modus, einem Jagdbuche des 14. Jahrhunderts (Tilander, Rom. 51, 253) geltend machen. Da von den aus **filicāria* entstandenen frz. mundartlichen Formen die mit *k* oder *š* norm., pik., wall., die mit *ž* west- und südwestfrz., champ. lothr., burg., franc-comt., südostfrz. sind (s. Wartburg 3, 514b) und auch von den auf **filicāria* zurückgehenden frz. Ortsnamen die mit *qu, ch* im Norden bis in die Départements Eure-et-Loir und Yonne, die mit *g* weiter südlich vorkommen (Gröhler 2, 189f.), so gebrauchte man zu gewisser Zeit im Norden des frz. Sprachgebiets **felcaŕa*, im Süden **felecaŕa*, das bald zu **felegaŕa* wurde; wenn an der Erhaltung der Form **felecaŕa* der Einflufs von **féleca* schuld war, müfste **féleca* zu gewisser Zeit im Süden des frz. Gebiets üblich gewesen sein, im Norden gefehlt haben. Dazu stimmt nun trefflich die Bewahrung von **féleca* auf dem südostfrz. Gebiete bis heute; das einstige Gebiet von **féleca* schlofs sich an das noch bestehende südostfrz. Gebiet dieses **féleca* an. Damit glaube ich meine Ansicht wahrscheinlich gemacht zu haben, die Annahme, dafs **filicāria* auf gewissem Gebiete nicht wegen Entlehnung aus der Sprache der Gebildeten, sondern wegen Einwirkung seines Grundwortes *filica* den zwischentonigen Vokal länger bewahrte. Eine solche Erklärung gilt wohl auch für manche andere, vermeintlich durch gelehrte Einwirkung in ihrer Lautentwicklung gehemmte Ableitung.

186 unten, Bemerkung 13 sagt E. R.: „*seculu, tęgula, ręgula* haben nicht synkopiert, sind also erst spät aus den Reihen bewufster Erhaltungen in die Umgangssprache gekommen. Dies ist bei *tegula* dadurch zu erklären, dafs in Nordfrankreich nach germ. Sitte Holzhäuser mit Mörtelbelag aufgeführt wurden, der Holzbau also den Ziegelbau bei weitem überwog."

Da die Germanen, denen zur Zeit des Tacitus nach dessen Germania, 16 Zement und Ziegel allerdings unbekannt waren, später u. zw. vor 360 nach Ammianus XV, 11, 1 in den Maingegenden, also nahe dem mittleren Rhein, schon *domicilia curatius ritu Romano constructa* errichteten und die auf den Steinbau bezüglichen lat. Ausdrücke, darunter *tēgula* „Ziegel", in ihre Sprache aufnahmen, *tēgula* nach ahd. *ziagal* vor der hochd. Lautverschiebung, so wundert man sich zu hören, daſs die Germanen, die ein Jahrhundert später über den mittleren und unteren Rhein nach Nordfrankreich kamen, nur den Holzbau gekannt und diesen sogar den kulturell höherstehenden Galloromanen derart aufgedrängt haben sollen, daſs diese das lat. Wort für „Ziegel" für einige Zeit in ihrer Umgangssprache verloren hätten. Die Verfasserin hätte eine so überraschende Behauptung wenigstens durch den Hinweis auf gleichlautende Angaben von Hausforschern stützen sollen. Weiters treten zu afrz. *tieule*, nfrz. *tuile* noch aprov. *teula*, *teule*, nprov. *téulo*, *téule* und kat. *teula*, die die Verfasserin nicht beachtet hat und die doch die gleiche Entwicklung wie afrz. *tieule* zeigen; nach *laterum teularum* Reichenauer Glossen (der Karlsruher Handschrift 115) ed. Foerster Nr. 436 bestand *teula*, das die Verfasserin, 183 unten, zu Unrecht mit dem Sternchen versieht, im 8. Jahrhundert in Nordfrankreich. Wenn die kulturhistorische Erklärung der Verfasserin richtig ist, müſste nicht nur in Nordfrankreich, sondern auch in Südfrankreich und im Nordosten der Pyrenäenhalbinsel „der Holzbau den Ziegelbau bei weitem überwogen" haben. Ist dies wahrscheinlich? Da die Verfasserin *teula* auf nicht synkopiertes *tēgula* zurückführt, muſs man noch it. *tégola* „Ziegel" und *tégolo* dass., das im Ausgang in bemerkenswerter Weise zu aprov., nprov. *teule* stimmt, heranziehen. Kurz, das Vulgärlatein besaſs auf weitem Gebiete auch in späterer Zeit ein nicht synkopiertes *tēgula*, das man auf andere Weise als E. R. wird erklären müssen.

204 unten, Bemerkung 8 sagt E. R.: „auch *cubitus* ist als anatomisch medizinischer Ausdruck anzusehen, daher Langform neben *cubita cote*". Der Ellbogen ist ein Krankheiten und Verletzungen, die nur ihn beträfen, fast gar nicht ausgesetzter Körperteil, zu dessen spezieller Behandlung Ärzte sehr selten gebraucht werden; es ist daher ganz unwahrscheinlich, daſs seine Bezeichnung dem Volke in Nordfrankreich erst nachträglich als anatomisch-medizinischer Ausdruck bekannt geworden sei. Wer *cǫte* nicht wie die Verfasserin auf *cubita*, sondern wie Meyer-Lübke, Frz. Gr. 4.—5. Aufl. 1, 105 oben, auf *cubitum* zurückführt, kann, den Gedanken der Verfasserin weiterführend, annehmen, daſs *cubitum* in lehnwörtlicher Entwicklung *cǫde*, in erbwörtlicher *cǫte* ergeben habe; er muſs aber dann weiter annehmen, daſs auſser im Norden des frz. Gebiets, wo *cǫte* noch gebraucht wird, die Form unvolkstümlichen Ursprungs die volkstümlicher Herkunft verdrängt habe, was bei diesem Ausdruck unwahrscheinlich ist. Daſs das in so vielen anderen rom. Sprachen in rein volkstümlicher Form erhaltene *cubitus* der Volkssprache Nordfrankreichs einige Zeit gefehlt habe und ihr erst später als anatomisch-medizinischer Ausdruck wieder zugeführt worden sei, ist jedenfalls unwahrscheinlich. Nun kann afrz. *un coute* „ein Ellbogen" God. 9, 232 b neu gebildeter Sing. zu *les coutes* sein, so wie it. *orecchio* neuer Sing. zu *orecchia* ist (Rocher, ZrPh. 55, 181 Mitte); 8 der 13 Belege Cods.

für *coute* bieten den Pl., 7 den Akk. Pl., 1 den Nom. Pl. *li coute*. Dieser kann auf lat. *cubita*, Pl. von *cubitum*, zurückgehen: im Norden des frz. Sprachgebiets, wo *coute* in alter und neuer Zeit auftritt (Meyer-Lübke, Frz. Gr. 1, 105), setzte sich bei diesem Worte der alte Pl. durch, weil jeder Mensch zwei Ellbogen hat. Der Einwand Meyer-Lübkes a. a. O. gegen die Herleitung der Form *coute* von *cubita*, daſs *coute* weder Pl. noch Fem. ist, ist jedenfalls nicht ausschlaggebend. Weiter südlich herrschte allerdings *cubitum-coude*. Wenn aber *cubitum coude*, hingegen *cubita, bibita, debita, gabita* (= *gaveta* bei dem im 6. Jahrhundert in Nordfrankreich lebenden Anthimus, 34 nach dem Thes. VI, 1667, 2 statt *gabata*) *coute, bette* (*boite*), *dette, jatte* ergaben, so dürfte doch auslautendes, infolge seiner Schallfülle mit starkem Nebenton gesprochenes *-a* eine frühere Synkope des Vokals zwischen *v* und *t* bewirkt haben, wie Gierach, ZrPh. Beiheft 24, 125 Mitte, annahm. Afrz. *coute* „Elle" God. 2, 342a setzt *cubita*, Pl. von *cubitum* „Elle", das meist im Pl. gebraucht wurde (vgl. *brace, doie*), fort, steht aber begrifflich abseits.

Nach 246 oben, § 166C sind die afrz. Formen *sauz, pouz* „die urtümlichen"; *sauce, pouce* „sind besonders zu erklären, *sauce* als Ausdruck der Gärtnerei (vgl. dagegen Meyer-Lübke, Frz. Gr. § 119, 122), *pouce* als medizinisch-anatomischer, s. *espaule, coude*". Ist es wahrscheinlich, daſs *sauce* als Ausdruck der Gärtnerei, konkret gesagt, der Gärtner von lat. *salicem* beeinfluſst gewesen sei oder gar davon herstamme? Waren die Gärtner, auch wenn es Klostergärtner waren, so gebildet, daſs sie das Bedürfnis hatten, **sálice*, **salce* statt **salz, sauz* wegen des lat. *salicem* zu sprechen? Wenn ferner *pouce* ursprünglich nur medizinischer Ausdruck gewesen wäre, hätte das Volk diese medizinische Bezeichnung eines Körperteils, der von Krankheiten fast nie betroffen, zu dessen Heilung nach Verletzung kein Arzt gebraucht wird, von Ärzten oft genug gehört, um diesen medizinischen Ausdruck in seine Sprache aufzunehmen, ihn sogar später an Stelle des volkstümlichen *pouz* ausschlieſslich zu gebrauchen? Das ist doch alles wenig wahrscheinlich. Die Verfasserin vergleicht nicht nur *coude*, von dem dasselbe wie von *pouce* gilt (s. oben), sondern auch *espaule*, das tatsächlich auf *spatula* der Ärzte, nicht auf ein vlat. **spatla*, **spacla* zurückgeht und später volkstümlich wurde; aber was bei *spatula* „Schulterblatt" geschehen konnte, war deshalb noch nicht bei *pollex* „Daumen" möglich. *Spatula* bezeichnete einen Körperteil, in dem bzw. unter dem viele Menschen des Volkes infolge Rheumatismus oder Lungenschwindsucht Schmerzen spürten, zu deren Beseitigung Ärzte herangezogen wurden, konnte daher vom Volke aus dem Munde von Ärzten oft gehört werden; von *pollex* galt dies nicht. Gewiſs darf man die vom Erwarteten abweichende Entwicklung manches frz. Wortes durch gelehrte Einwirkung des lat. Wortes erklären; aber man muſs in jedem Falle sich fragen, ob eine solche gelehrte Einwirkung sachlich wahrscheinlich ist.

Noch eine Kleinigkeit! 38 unten, § 11C liest man: „andererseits kann *w* als Gleitelaut sowohl zwischen *i-a* als *o-a* immer wieder eingeführt werden." Hier ist wohl *i-a, o-a* für *i-u, o-u* verdruckt, wie die folgenden Beispiele *vius-vivus, nous-novus* zeigen. Der sinnstörende Druckfehler ist in den Berichtigungen, S. XIVf. nicht berichtigt. JOSEF BRÜCH.

Eugen Lerch, Historische französische Syntax, 2. Band: Untergeordnete Sätze und unterordnende Konjunktionen; O. R. Reisland, Leipzig 1929, XV, 449 S.

Das Feldgeschrei von Positivismus und Idealismus soll nicht wieder angeschlagen werden. Genug, daſs es seine Wirkung tat und beide Lager zu ungehemmter, sorgfältiger Arbeit anspornte. Wäre Lerch nicht ein tüchtiger Positivist (im besten Sinne), nie und nimmer hätte er diese zuverlässige, umfassende, reichbelegte Syntax schreiben können, deren 2. Teil dem Erforscher der Sprachseele Etienne Lorck gewidmet ist. Im Vorwort betont L. noch einmal seinen Standpunkt von der bewuſsten, aber doch häufig gedankenlosen Nachahmung sprachlicher Wendungen, bewuſst insofern als eine allgemeine Aufmerksamkeit für sprachliche Dinge vorhanden sein muſs und eine gehörte Form mit solchem Bewuſstsein, aber doch augenblicksweise unbewuſst, nachgesagt wird. Wenn man einen solchen Standpunkt verteidigt, wenn man aus dem Neben- und Aufeinander der sprachlichen Bindungen auf Schritt und Tritt sieht, wie alles flieſst, sollte man da nicht weitherzig werden gegenüber allen sprachlichen „Entgleisungen" — solches Wort sei mir an dieser Stelle erlaubt — sollte man nicht jede als eine Möglichkeit, eine Regung der „Sprachseele" ansehen? Ausdrücke wie „unrichtig, fehlerhaft, irrig, logisch die einzig richtige Konstruktion" S. 410f. lassen sich schwer mit obigem Satz vereinbaren. Wie bald kann uns die Entwicklung Lügen strafen! Eine Äuſserung wie S. 325 „Später ist diese Ausdrucksweise aufgegeben worden: man hat sie offenbar als unlogisch empfunden" ist keine Erklärung, sondern ein Herantragen unseres Empfindens an eine fremde längst versunkene Psyche. — Wissen wir, warum Moden vergehen?

Der Aufgabe der historischen Syntax, das Aufkommen, die Ausbreitung und das Absterben der einzelnen syntaktischen Erscheinungen zu erklären, ist L. mit einer erstaunlichen Akribie nachgekommen. Er spannt den Kreis um das Latein, das Vulgärlatein, um Alt-, Mittel- und Neufranzösisch, und zwar sowohl der Gebildeten als auch der Gelehrten und des Volkes, letzteres nicht nur, soweit die Literatur es sprechen läſst, sondern auch nach Sammlungen, die dem Volksmund entnommen sind; dazu findet sich heute eine Fülle in Henri Frei, *La grammaire des fautes*, Paris, Genève, Leipzig s. a. (1929). Vergleiche mit den anderen romanischen Sprachen, mit dem Deutschen und Englischen erweitern das Blickfeld. Gewaltig ist die Materialsammlung, ein groſser Anteil beruht auf eigener Lektüre, und dabei wird keine Gattung verschont: wissenschaftliche Abhandlung, Kunst, Roman, Brief, Zeitung usw.

Der Aufbau innerhalb der einzelnen Nebensätze gliedert sich nach den Konjunktionen, erst die häufigen, dann die selteneren und von der Sprache aufgegebenen. Anhangsweise kommen Infinitiv- und Gerundialkonstruktionen zur Sprache. Wie vielseitig ein Gebiet sein kann, zeigen die 162 Seiten über den Konditionalsatz. Nicht in allen Werken wird man die Gruppe VIII. Sätze des Begleitumstandes (Konjunktionen *que*, *que . . . ne*, *sans que*) vorfinden, deren Inhalt bisweilen temporal oder konzessiv ist. Überhaupt läſst sich ein starkes Fluktuieren der Konjunktionen beob-

achten. L. hat es sich nicht nehmen lassen, durch Wiederholungen die Fälle einprägsam zu machen. Das Schlufskapitel ist gewidmet dem Gebrauch der Konjunktionen in den verschiedenen Epochen. Es wird daraus ersichtlich, welch starken Anteil die Renaissance an der Ausbildung nicht nur gewählter, d. h. seltener, sondern auch geläufiger Konjunktionen hatte. Beim Durchsehen des Werkes begegnet oft die Betonung des Einflusses der Antike, m. A. nach nicht immer mit Recht; so würde ich S. 374 Sätze wie „Je ne lui ai pas écrit une lettre qu'elle ne l'ait montrée à son mari" u. ä. durchaus als volkstümliche Tradition anerkennen können, zumal die altfranzösische Verbindung vorhanden ist, da aufserdem die Satzverknüpfung nur lose und nicht einmal sehr „logisch" ist. Die Ausbreitung des Konjunktivs in Kausalsätzen S. 83 wird auf die Kenntnis und Nachahmung des lateinischen Sprachgebrauchs geschoben, auf italienischen Einflufs, auf die Vorstellung einer feineren Ausdrucksweise, so dafs aus der Mode eine Regel wurde. Den Ausführungen Ende S. 85 kann ich nicht beistimmen (vgl. S. 95), auch nicht der Benennung „Konjunktiv des psychologischen Subjekts"; und warum sollte man nicht den Konjunktiv in verschiedenen Fällen — ich rechne auch die gelegentlichen nach *après que* dazu S. 47/48 — als Modus der Unterordnung auffassen, wie sein Name besagt, *subjunctivus*? Was L. S. 90 sagt, steht nicht in Widerspruch zu solcher Auffassung. Die Erklärung von *por que* „weil" aus *pro quid* scheint mir gewollt, auch im Spanischen heifst *por qué* „warum" und *porque* „weil", und wenn man spanisches *antes de que, después de que* neben *antes que, después que* (S. 45 verdruckt als *desques que*) nebeneinander sieht, so erkennt man da einen ähnlichen Reichtum, den das Altfranzösische mit *por ço que* und *por que* besafs; *ço* scheint einfach Nachdruck geben zu sollen.

Genug der Einwände, die nur zeigen sollen, mit welchem Interesse das ausgezeichnete Buch gelesen wurde, in dem jeder, nicht zuletzt dank eines Sach- und Wortregisters, reichlich finden wird, was er zu den einschlägigen Kapiteln suchen dürfte. Dafs man bei der Ausdeutung früherer Sprachgepflogenheiten auch bei breitestem Material bisweilen irrt, ist nur menschlich. EVA SEIFERT.

V.-W. Post, Les tentatives de Réforme Orthographique du Père Monet S. J. Paris. Amsterdam 1925.

Der Jesuit Monet (1566—1643) hat in den Jahren 1624—1643 eine Reihe von Schriften zur Frage der französischen Orthographie geschrieben, über die Post berichtet.

Monet hat zu denjenigen gehört, die zuerst erkannten, dafs man nicht sprechen soll, wie man schreibt, sondern dafs man schreiben soll, wie man spricht: Denn wenn man in der Schrift konservativ ist, so mufs diese vieldeutig werden, da sich die Aussprache durch Lautverschiebung, Analogie, Irrtum, Volksetymologie nicht nach der Schrift richtet.

Und so ist sein Urteil:

> La coûtume d'écrire autrement, qu'on ne prononce, de prononcer d'autre façon, qu'on n'écrit, est erronnée an soi, et repréhansible davant tous les hommes, qui an jugeront sans passion.

Ist die Erkenntnis des Mifsstands und ihrer Ursachen eine klare, so ist die Reform Monets sehr bescheiden. Post stellt sie dar und kritisiert sie von S. 51 ab.

Im IV. Kapitel gibt Post einen Bericht über zwei Vorläufer des Monet: Jean de Boissière und den Père Mersenne. Beide haben in vereinfachter Orthographie Bücher gedruckt. Merkwürdig ist, dafs Post den Entdecker des richtigen Verhältnisses von Laut und Buchstabe und die Literatur über ihn nicht zu kennen scheint.

Lange vor Monet hat Meigret im Jahre 1550 ebenso einsichtig wie konsequent im *Tretté de la Grammère francoèze* die Gründe des Mifsverhältnisses von Laut und Buchstabe aufgewiesen und die „Eselsbrücke der Tradition" (*franchize commune des ânes*) für die Schrift abgelehnt.

Und sein Herausgeber W. Foerster begann seine Vorrede:

> Armer Meigret! Du hast dem Los aller . . . Apostel neuer wahrer Ideen, die mit dem Unverstand und der gewohnheitsmäfsigen Denkfaulheit in Kampf geıieten, nicht entgehen können. Deine Zeitgenossen haben Dich verhöhnt und beschimpft, aber nicht widerlegt.

Immerhin ist es von Post verdienstlich, darauf hingewiesen zu haben, dafs der Kampf um das richtige Verhältnis von Laut und Buchstabe nie geruht hat. Seit Meigret haben wackere Leute darum gestritten, bis die moderne Phonetik Bahn brach und die Schule endlich verstand.

Denn es scheint mir gar nicht so unbedeutsam, dafs man weifs, dafs der Laut dem Buchstaben vorausgeht: Erst hat man erkannt, dafs die Sonne sich nicht um die Erde dreht, sondern die Erde der Satellit ist. Dann hat man erkannt, dafs nicht die Schrift den Laut bestimmt, sondern der Laut die Schrift.

Es fehlt noch, dafs man auch einsieht, dafs nicht das Wort die Sache bestimmt, — sondern dafs die Sache dem Wort vorauszugehen hat, wenn man richtig denken will.

Ja es ist hier genau wie bei dem Verhältnis von Laut und Schrift: Halten wir die Schrift für das Stabile, so werden die Buchstaben vieldeutig, ja leer. Halten wir unsere Worte für das Stabile, also an die Spitze zu Setzende, zu Definierende, so werden die Worte vieldeutig, ja leer. Denn die Sachen gravitieren ebensowenig um unsere Worte, wie die Laute um die Buchstaben und Sonne und Sterne um die Erde.

LEO JORDAN.

Alf Lombard, „Li fel d'anemis", „ce fripon de valet", Étude sur les expressions de ce type en français et sur certaines expressions semblables dans les langues romanes et germaniques. Uppsala, Almsqvist & Wiksells, 1931. 69 S. Studier i modern språkvetenskap XI.

Im 17. Jahrhundert gewann die bekannte Redensart *ce fripon de valet*, die bereits im Altfranzösischen vorhanden war, an Umfang; sie wurde vulgär, familiär und nahm einen stark subjektiv betonten Charakter der Wertung an, besonders im Gebiet des Tadels und Spottes. L. schenkte hierbei dem adjektivisch oder substantivisch gebrauchten *drôle* besondere

Aufmerksamkeit. Wie Zornesausdrücke einer Kette gleich einander folgen und aus sich selbst neue erzeugen, zeigen belustigende Beispiele zu *sacré nom de Dieu* S. 28. Aus Molière erinnert man sich der *coquine de Toinette*, eine Wendung, die in ihrer persönlichen Färbung natürlich ungemein an Volkstümlichkeit gewann.

EVA SEIFERT.

Th. Kalepky, Neuaufbau der Grammatik (1928).

Bei einem Werke, das die Grammatik auf neue Grundlage stellen möchte, genügt es wohl nicht bloſs, die Gedanken zu studieren, sondern man muſs auch auf die Erprobung von deren Durchschlagskraft achten. Der Zufall, der es mit sich bringt, daſs Rez. erst 7 Jahre nach Erscheinen dies Büchlein anzeigen kann, gestattet die Aussage, daſs dies letzte gröſsere Werk des verdienten Tobler-Schülers nicht den gewünschten Neuaufbau gebracht hat. Grund dafür: Kalepky, der ein Meister auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Syntax des Neufranzösisch war, verfügte nicht über die notwendige Schmiegsamkeit dort, wo er sich neueren Gedankenrichtungen gegenübersah (eine gründliche Auseinandersetzung mit dem vorliegenden Werk bietet Anneliese Bretschneider in Idg. Forsch.). Seine eminent rationalistische Betrachtung sprachlicher Probleme, seine Neigung zur terminologischen Spitzfindigkeit — warum z. B. für Adjektiv Knappwort? —, nicht zum Geringsten seine formalistische Polemik und sein verquälter Schachtelstil haben sich der Ausbreitung seiner Gedanken entgegengesetzt. Deshalb bleibt der inzwischen verstorbene Forscher doch immer ein Musterbild sucherischen Fleiſses und leidenschaftlich bohrenden Gelehrtentums.

LEO SPITZER.

B. H. Wind, Les mots italiens introduits en français au XVI[e] siècle (1928).

Diese gründliche und über die Probleme der Entlehnung im allgemeinen wie die ital.-frz. Kulturbeziehungen im besonderen gut orientierte und gut orientierende Schrift verleugnet nicht die Schule des Amsterdamer Romanisten Salverda de Grave, der selbst den frz. Wörtern im Holländischen eine bekannte Schrift gewidmet hat. Verf. zeigt die besonderen Bedingungen sprachlicher und kultureller Art auf, die die Entlehnung der Italianismen motivieren. Jedes Lehnwort erhält so eine kleine Monographie, die Urkunden über seine Neugeburt im Fremdlande enthaltend. Die Kritik kann hier wenig aussetzen. (Bei ital. *risposta* > frz. *riposte* mag vielleicht weniger die Lebhaftigkeit des Italieners beim Antworten als die Tatsache, daſs es sich wie bei *botte* aus frz. *botta* „Schlag" um einen Fechterausdruck handelt, eine Rolle spielen. Warum W. F. Schmidt, der Verfasser der Arbeit über die span. Lehnwörter im Frz., als „élève de Voſsler" bezeichnet und von einem Versehen seinerseits auf die Methode Voſslers geschlossen wird, ist mir unerfindlich. V. Klemperer wird als Kemperer dreimal zitiert.)

LEO SPITZER.

Gertrude Franke, Der Einfluſs des Nikolauskultes auf die Namengebung im französischen Sprachgebiet. Sonderabdruck aus „Roman. Forschungen Bd. 48, Heft 1, 1934. Erlangen, Junge u. Sohn, 1933. 134 S.

Mit viel Gelehrsamkeit und mit ebensoviel Liebe abgefaſst, ist diese Dissertation eine Ergänzung zu der Arbeit Karl Meisens: „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande, eine kultgeographisch-volkskundliche Untersuchung“ (Forschungen zur Volkskunde, Heft 9—12, Düsseldorf 1931). Die lautlichen, bedeutungsgeschichtlichen, geographischen Fragen, die sich an Nicolas, Nicoles, Nicolai, Colin, Nicolin, Nicolon, Nicolard, Colard, Nicolet, Colet, Colette, Coliche, Colas usw. knüpfen (als Appellativum wird der Name in verschiedenen Bedeutungen auf Personen, Tiere, Pflanzen, Lebloses angewendet), werden, wenn nicht erschöpfend, so doch nahezu erschöpfend und unter ausgiebigster Benutzung des erreichbaren Materials in Angriff genommen. Groſse Abschnitte der Arbeit sprengen fast den Rahmen des eigentlichen Themas, indem die Geschichte von Suffixen (*-in*, *-on*, *-ard*, *-et* usw.) im allgemeinen und zwar an sich mit glücklicher Hand zu erhellen unternommen wird. — Mitunter läſst die Verfasserin verschiedene Erklärungsmöglichkeiten nebeneinander bestehen, z. B. hinsichtlich der Entwicklung des Namens Nicolaus im pejorativen Sinne. — Bezüglich der altfrz. Nebenform Nicolai wäre auſser an Partien der Messetexte, aus denen die Genetivform sich einprägen konnte, mit ebensoviel Recht auch an die dem Laien gleichfalls nicht ganz verschlossenen Kirchennamen u. dgl. (Ecclesia Sancti Nicolai) zu denken.

Die Arbeit ist vielseitig und gründlich durchgeführt. Ihre unter verschiedensten Rücksichten aufgesammelten Materialien und Interpretationen werden zu allerlei wissenschaftlichen Zwecken von Nutzen sein.

Werner Mulertt.

Walter Gottschalk, Französische Schülersprache. Heidelberg, Carl Winter, 1931. 158 S. (= Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. Hgb. von Wilhelm Meyer-Lübke. IV. Reihe: Kulturgeschichte, 3).

Der Verf. hatte die Absicht, „die gesamte französische Pennälersprache zu sammeln und zu erklären“ (S. 2). Das Ergebnis der Sammlung entsprach nicht den Erwartungen des Verf., denn nur 16 von den 270 Direktoren höherer Lehranstalten in Frankreich, Belgien und der Schweiz, an die der Verf. einen siebenseitigen Fragebogen gesandt hatte, haben seiner Bitte entsprochen und den Fragebogen ausgefüllt zurückgesandt. Verf. ergänzte dieses Material mit Hilfe der Argotwörterbücher von Bauche, Dauzat, Delvau, Esnault, Lacassagne, Rigaud, Sainéan, Timmermans, Villatte und anderer Veröffentlichungen und durch Auskünfte, die ihm französische Freunde erteilten.

Verf. glaubt, daſs trotz der Lückenhaftigkeit diese Materialien ihm „doch ein erstes Vordringen in das unerforschte Gebiet der französischen Schülersprache“ (S. 2) ermöglichen, und in der Tat stellt die Studie einen willkommenen Beitrag dar für die Kenntnis der französischen Standes- und Berufssprachen.

Verf. macht uns mit dem Material in der Weise bekannt, daſs er zuerst die Ausdrücke behandelt, die mit dem Schulgebäude zusammenhängen, dann die Bezeichnungen des Personals, dann den Schüler beobachtet im Schlafsaal, im Speisesaal, im Unterricht, in der Pause und in seiner Freizeit, in der Examens- und Versetzungszeit.

Die Behandlung einer Standessprache hat es im wesentlichen mit dem Wortschatz zu tun, und unter diesem Gesichtspunkte scheint sie meines Erachtens die Stellung folgender vier Fragen zu erheischen: 1. Welche Begriffe werden mit den uns bekannten Wörtern bezeichnet? 2. Was bedeuten diese Wörter, d. h. welche Vorstellung spiegeln sie wider? 3. Woher sind diese Ausdrücke genommen? 4. Kann eine räumliche Verteilung bzw. ein geschichtlicher Ablauf konstatiert werden?

Ich versuche, an einem Beispiel klarzumachen, was ich meine. 1. Das Wort *bordée* (S. 96) gehört in die Reihe der Ausdrücke für den Begriff „Tadel" und lieſse „sich etwa durch ‚Andonnerung' übersetzen" (S. 96). 2. Die Ursprungsbedeutung dieses Wortes ist „ensemble des canons rangés sur un des côtés du navire", später dient es zur Bezeichnung von „décharge simultanée de tous ces canons" und von dieser Bedeutung aus wird es benutzt zur Bezeichnung des Begriffes „Tadel". 3. Somit stammt dieser Ausdruck aus der Kriegsmarineterminologie. (Die Materialien reichen nicht aus, um die vierte Frage zu beantworten.)

Die interessante und zunächst wichtigste Frage bleibt dabei die nach der Bedeutung und damit dem Vorstellungskreise. Ihre Beantwortung soll uns den Sinn eines Ausdruckes erklären. Das ist leicht in all den Fällen, wo ein Wort der Schülersprache auch der Gemeinsprache angehört und genommen worden ist, um einen ähnlichen Begriff zu bezeichnen, einen Vergleich auszuführen usf. In einem solchen Falle sind alle Erörterungen etymologischer Art überflüssig. Sie sind aber dann notwendig, wenn ein Schülerwort nicht mehr der Gemeinsprache angehört und wir seinen ursprünglichen Sinn erst erschlieſsen müssen. Fälle, in denen wir auf jede etymologische Erörterung verzichten können, sind beispielsweise folgende Ausdrücke für „Unsinn reden": *patauger* (S. 84) und *barboter* (S. 85), die beide der Gemeinsprache angehören und deren Verwendung im Sinne von „Unsinn reden" aus ihrer eigentlichen Bedeutung ohne weiteres verständlich wird. Nicht entraten aber können wir der etymologischen Erörterung bei einem Worte wie *déconner* (S. 86), das uns seinen derben Sinn erst enthüllt, wenn wir festgestellt haben, daſs es sich von frz. *con* herleitet.

Es wäre der Studie dienlich gewesen, wenn Verf. etwas strenger die Notwendigkeit etymologischer Erörterungen erwogen hätte. So ist eine ganze Reihe von überflüssigen Bemerkungen gemacht worden, die den Überblick über das eigentliche Wortgut erschweren und unnötig Raum beanspruchen. Wo Verf. diese Angaben für notwendig erachtete, hätten sie in die Anmerkung verwiesen werden können.

Auf die dritte Frage, woher die Schülersprache ihr Wortmaterial bezogen habe, erfahren wir an vielen Stellen alles Wissenswerte, aber man muſs das Fehlen einer Zusammenfassung beklagen. Es wäre von groſsem

Nutzen gewesen, wenn — etwa in Form von Listen — am Schlusse des Buches zusammengestellt worden wäre, welche Ausdrücke aus der Gemeinsprache stammen, welche aus der Soldatensprache, der Marinesprache usw. Es hätte sich dann leichter erkennen lassen, welches denn nun eigentlich das der Schülersprache allein eigene Wortmaterial sei. Im Zusammenhang damit hätte man sich auch fragen können, welchem Vorstellungskreise der Schüler seine Bilder entnimmt. Diese Frage ist ganz aufser acht gelassen worden und sie hätte doch vielleicht gewisse Schlüsse nach der psychologischen und soziologischen Seite hin erlaubt.

Was endlich die vierte Frage anbelangt, die nach der räumlichen Verteilung und nach einer gewissen zeitlichen Abfolge, so verbot die Lückenhaftigkeit des Materials eine Arbeit in dieser Richtung; die sprachgeographische Methode ist von einer gewissen Dichtigkeit des Netzes der Informationen abhängig. Wir beklagen mit dem Verf. „das mangelhafte Entgegenkommen der französischen Schulmänner“ (S. 2) und hoffen, Verf. möchte Gelegenheit haben, seine Sammlung fortzusetzen und später sein Material in neuer Formung und unter Ausnutzung aller Betrachtungsmöglichkeiten vorzulegen. RUDOLF HALLIG.

F. Boillot, Psychologie de la Construction dans la phrase française moderne. Paris 1930.

In 12 Kapiteln von sehr verschiedener Länge geht der Verf. den Geheimnissen der französischen Stiltechnik nach. Den konstruktiven Hauptteil des Buches dürften die Kapitel 5—7 über die „intellektuellen, sensoriellen und affektiven“ Wirkungen der Konstruktion darstellen. Auch das räumlich hiervon getrennte Kapitel 9 möchte man noch zu diesem eigentlichen Kern der Arbeit Boillot's rechnen.

Diese vier Kapitel bedeuten den hier erstmals unternommenen Versuch, die Ausdruckswirkung der Wortstellung, Wortauslassung und Wiederholung allseitig darzustellen. Ob dieser Versuch hier restlos gelungen und lückenlos durchgeführt worden ist, läfst sich schwer entscheiden, ohne eben die gleiche Aufgabe mit überlegeneren Mitteln zu lösen. Mit freudiger Begeisterung aber folgt man den Ausführungen des Verfs., folgt man dem Lichte, das er in die noch wenig erforschten Gebiete der Konstruktion hineinleuchten läfst. Mit Überraschung stellen wir an Hand reichhaltiger Beispiele fest, welche Mannigfaltigkeiten der Ausdruckseffekte der Dichter erzielen kann mit lediglich der Anordnung, Auslassung oder Wiederholung bestimmter Satzteile. Diese Wirkungen gehen weit über die Realität der lautlichen Satzgestalt hinaus und drücken — weit entfernt etwa nur lautmalende Kraft zu besitzen — Dinge aus, zu deren Verständnis das Bewufstsein nur kommt auf Grund mehr oder weniger komplexer psychischer Zusammenhänge: Auf räumlichem Gebiete z. B. Umzingelung, aufwärtsgehende oder abwärtsgehende Bewegung, Durcheinander, Rückwärtsschreiten, Anhalten usw. Auf zeitlichem und kausalem Gebiet vermag die Anordnung der Satzteile auszudrücken: Reihenfolge, Zugehörigkeit, Gegenseitigkeit, Gegensatz usw. Diesen Effekten steht die Wortauslassung oder Wiederholung in nichts nach.

Gewiſs ist es dem Verf. gelungen, mit einer an Intuition grenzenden Einfühlungsgabe in die Stellen aus Dichtern und Schriftstellern einzudringen, gewiſs hat er mit liebevoller Sorgfalt seine Einblicke dargelegt und uns einen gewaltigen Schritt dem Verständnis unserer Gröſsten entgegengebracht: Aber doch erscheint uns als besonderer Gewinn dieser Kapitel die Tatsache, daſs hier zu einer Wissenschaft des Ausdruckes die Grundsteine gelegt sind, wo man bis jetzt nur scharfsinnige Einzeluntersuchungen hatte, oder ästhetisch-orientierte Analysen.

Grundsteine, sagen wir, denn es sind auf Grund exakter Einzeluntersuchungen erreichte Einzelresultate. Eine umfassende theoretische Grundlage konstruieren zu wollen, konnte nicht in den Absichten eines rein analytisch eingestellten Forschers liegen. Hier haben wir nämlich die Grundeinstellung des Verf.: Eine peinliche, ja fast ängstliche Genauigkeit im Abwägen des Kleinsten, verbunden mit der frohen Gewiſsheit, daſs aus der „Treue" im einzelnen der Erfolg im Gesamten erwachsen muſs, das häufige Zitieren von Gewährsmännern, deren Zahl wirklich nicht unbedeutend ist, ja sogar eine gewisse Unentschlossenheit in Dingen, zu deren Entscheidung eigentlich für ihn die Akten vorliegen, z. B. gegenüber den „Futuristen" oder dem „Rezeptwert" seiner Untersuchungen.

Diese kritische Gewissenhaftigkeit hat, verbunden mit seiner Einfühlungsgabe, Stellen gezeitigt, die wie Edelsteine durch das ganze Buch verstreut sind. Greifen wir aufs Geratewohl heraus seine Bemerkungen über: die Zauberkraft der Wiederholungen 238, Objektivierungslust 54, Relativität der Ausdruckskraft 288, 170, 290, 52, Stil und Sprachverbreitung 25 usw. Dann die glänzenden Interpretationen 191, 241. Dabei sind die Zitationen mit soviel Vorsicht ausgelesen, daſs auch sie im eigentlichsten Sinne als Funde betrachtet werden können.

Allerdings verzichtet Boillot — in richtiger Erkenntnis der Komplexität des Problems — ausdrücklich darauf, jede Einzelheit erschöpfend berücksichtigen zu können. Bei der Behandlung der Wiederholungen wäre u. a. auch die psychische Tatsache ausdrücklicher zu erwähnen gewesen, daſs aufeinanderfolgende Reize vom Bewuſstsein variierend beurteilt werden. So erwecken uns z. B. die beiden Wörter „travailler" in dem Vers: (231) Travailler à ma table étroite, travailler, ganz verschiedene Bilder. Wenn in der Wiederholung fast immer dieser psychische Effekt irgendwie im Spiele ist, so kann sie ihre Wirkung auch aus der syntaktischen Variation beziehen: Ein „und" kündet das Ende einer Aufzählung an, wird dann doch weitergefahren, so wirken die noch angeführten Glieder überraschender und die ganze Reihe erscheint reicher. Es dürfte sich hier also um einen syntaktischen Effekt handeln. Schlieſslich ist auch ein reiner Situationseffekt denkbar: So beruht das „de régner, . . . de régner" des Kaisers auf einem Zitieren seines Partners (231), ein Zitieren, das im „Geizhals" (234) bis zum Nachäffen gehen kann. Bei einer so groſsen Mannigfaltigkeit der Wirkungsweisen dürfte es schwierig sein, eine in jeder Hinsicht befriedigende Gliederung des Stoffes zu finden. Mehr als auf dieses Eingliedern, kam es dem Verf. auf ein kritisch-psychisches Durchdringen der Einzeltatsachen an.

Wird es da wundern, wenn bei derartiger Einstellung und Wirkungsweise, die Synthese die ja immer etwas Gewalttätiges ist, ins zweite Glied zu stehen kommt? So wäre beispielsweise von der bloſsen Behandlung der Wortstellung auch auf die lautmalende Kraft hinzuweisen gewesen 170 und 188, wo in bezug auf Relativität des Ausdruckswertes ähnliche Verhältnisse bestehen, und wo dann das bedeutende Gewicht der einschlägigen Ausführungen Grammont's in die Wagschale hätte geworfen werden können. Mit der Synthese ist selbstverständlich auch der Aufbau der Arbeit etwas ungewiſs: Bereits haben wir angedeutet, daſs eine andere Anordnung der Kapitel möglich gewesen wäre. Tatsächlich hätte eine logisch befriedigendere Gliederung — nicht der Objekte, aber der Standpunkte — Platz greifen könneu. Man hätte entweder die Effekte nach ihrer Wirkungsweise oder dann nach ihrer Form unterscheiden müssen, und hätte dann bekommen, nach dem ersten Prinzip, sensorische (Satzmusik, Wiederholung usw.) Wirkungsweise und intellektuelle. Nach ihrer Form hätte man einteilen müssen in: Auslassung, Anordnung und Wiederholung. (Boillot bezeichnet die Effekte, welche sich auf Raumsuggestion beziehen, als sensorielle, während sie in Wirklichkeit für Raumvorstellungen ganz dasselbe bedeuten, wie die von ihm als intellektuelle bezeichneten für die Zeit und Kausalität.)

Dementsprechend ist auch die Gliederung innerhalb der einzelnen Kapitel nicht immer überzeugend, die Teilüberschriften scheinen nicht immer erschöpfend und sind leider auch nur selten wiederholt innerhalb der Kapitel. Oft findet man diese Gliederung nicht einmal visuell irgendwie angedeutet, ja, gelegentlich sind sie nicht ohne weiteres konstruierbar. Man kann der Auffassung sein, daſs diese äuſserliche Disziplin den Gebrauchswert des gehaltvollen Buches ungemein steigern würde.

Was uns — bei der auſserordentlich kritischen Einstellung des Verf. — auffallen muſs, ist, daſs er seine Beispiele aus so verschiedenen Jahrhunderten aus Poesie und Prosa bezieht, wo doch immer wieder andere Grundlagen gelten und die Variationen also immer wieder andere Tragweite haben (18, 25, 217, 288 usw.). Mit ebensoviel Recht könnte man aber schlieſslich ein Festlegen auf einen einzelnen Dichter, ja auf einen Momentanquerschnitt desselben verlangen, wie auf eine bestimmte Epoche. Im Interesse der vielen Literaturbeflissenen aber, die sich aus dem Buche zugleich Belehrung und Begeisterung holen wollen, wäre es vielleicht gewesen, sich auf eine bestimmte Definition des Begriffes „Stil" festzulegen, was, statt prinzipiell und eindeutig, nur nebenbei geschieht (56, 65, 190, 290). Ebenso fehlt eine Festlegung des Begriffes „Konstruktion". Vieles (z. B. 43, 87, 282) läſst uns annehmen, daſs für Boillot, welches auch immer seine bewuſste Einstellung ist, im Grunde Konstruktion identisch ist mit Wortordnung (Ordre des mots) — eine andere grammatikalische Erscheinung wird nämlich nicht herangezogen. Daraus ergibt sich, daſs das Kapitel über Lautmusik fast ein Fremdkörper im Buche zu sein scheint, womit seine eigenartige Plazierung erklärt wäre. Es hätten beispielsweise berücksichtigt werden können:

Die Verteilung nominaler und verbaler Ausdrucksweise, die Bedeutung und Rolle — nicht nur die Stellung — des Adverbs und adverbialer Be-

stimmungen, die Untersuchung der Consecutio temporum usw. Was an Stoff vorliegt bildet aber dennoch ein abgerundetes Ganzes und begreift ungefähr was man umschreiben könnte als „akustische und syntaktische Satzordnung“.

Wo aber die Wortstellung derart im Mittelpunkt der Untersuchungen steht, hätte man unbedingt erwartet, daſs die einschlägigen Studien deutscher Autoren, besonders Lerch's herangezogen worden wären. Dasselbe gilt auch für das Studium der indirekten Rede, die zwar nur S. 168—169 behandelt wird. Als einzigen deutschen Autoren finden wir, in der Bibliographie wenigstens, Karl Voſsler angeführt, wo doch die deutsche, wenn auch etwas schwerfällige, Systematik eine glückliche Ergänzung gewesen wäre zu den linguistisch-psychologischen Feinheiten des Verf.

Die vielen kritischen Bedenken und Einblicke in dem Kapitel „Généralités“ werden fast restlos berücksichtigt im Verlaufe der Arbeit. Nur ein Beispiel möchten wir erwähnen, wo doch offenbar den Wörtern ein zu selbständiger Einfluſs zugebilligt wird: Wir können den Eindruck nicht teilen (262), daſs die, ein paarmal wiederholten Wörter *drap*, *gilet*, *habit* usw. genügen, um uns die Silhouette des Kaisers erstehen zu lassen. Dies führt uns noch zur Aufdeckung zweier wohl grundlegender Ideen bei Boillot, die uns nur bedingt richtig erscheinen: Eben der Wertung des Satzes als selbständiger Existenz, die dann nur nach Stellungwechsel, Wiederholung oder Auslassung gestatten würde (siehe besonders die letzten zwei Kapitel: Non-utilisation und Utilisation défectueuse des ressources de la construction), was ja mit dem materiellen Schwerpunkt seiner Arbeit übereinstimmt — und andererseits der Auffassung des Stils als Abweichung von der „gewöhnlichen“ Ausdrucksweise, welche Ansicht dann ihrerseits zur vorherrschenden Betrachtung der Poesie geführt haben mag.

Diese Bedenken vermöchten aber, auch wenn sie vollberechtigt wären, den durchschlagenden Wert des Buches nicht zu beeinträchtigen: Es ist nicht entstanden im Dienste einer mehr oder weniger allgemeingültigen Theorie, sondern in unmittelbarstem Kontakte mit der sprachlichen Wirklichkeit, die von Satz zu Satz aus dem produktiven Teile des Buches als Wahrheit uns entgegenkommt. K. Rogger.

Provenzalisch.

G.-G. Nicholson, L'évolution du groupe *ps* en provençal. Sonderdruck aus Romania 58 (1932), 481—504.[1]

Der erste Satz stellt die Aufgabe: es soll nachgewiesen werden, daſs prov. *eis* auf *ipsius*[2] zurückgeht. Die Formulierung der Aufgabe ist programmatisch; sie zeigt, daſs N. die Entwicklung von *-ps* > *-is* für phonetisch unmöglich hält. In dieser Meinung sind ihm andere vorangegangen, deren Namen er nicht verschweigt. Unter ihnen vermiſst man aber den Appels, der sich in seiner *Provenzalischen Lautlehre* § 56b eingehend mit dem

[1] Die Arbeit ist mir erst 1934 zur Besprechung zugegangen.

[2] Für diese Form liegen zwei Stellen aus Gregor von Tours und eine Urkunde aus dem Jahre 888 (von Brunel beigebracht) vor.

Nexus *ps* und *pt* beschäftigt, ohne allerdings zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen, ebensowenig übrigens wie Meyer-Lübke, gegen den sich N. ganz besonders wendet.

Das Wort *eis* steht nicht allein. Auch in *geis* < *gypsum*, *cais* < *capsum*, *caisa* < *capsa* scheint *is* einem lat. *ps* zu entsprechen. Neben *eis* bestehen die Formen *es*, *eps*, *eus*, neben *cais* die Formen *c(h)as*, *c(h)aus*. Dazu stellt N. ferner *eslaus* „Abfluſs eines Teiches", *laus* „verlassen, leer", *aus* „Vlies", *lausa* „Steinplatte usw." Während die Formen, in denen das *p* keinen Reflex hinterlassen hat und restlos in dem folgenden *s* aufgegangen ist (*es*, *c[h]as*), die regelrechte romanische Entwicklung der Lautgruppe *ps* darstellen, bedürfen die Formen mit *ps*, *us* und *is* einer besonderen Erklärung. N. gibt sie, indem er der Entwicklung jedes dieser Wörter einzeln nachgeht und dabei teilweise ganz neue Herleitungen aufstellt.

Zunächst die Formen mit *us*. Sie haben sich aus denen mit *ps* entwickelt und stellen, auch nach Meyer-Lübke, halbgelehrte Bildungen dar.[1] Es gilt also, den Grund für die Bewahrung des *p* (> *u*) zu finden. Nach N. ist es in *eps* (> *eus*) im Munde der Gebildeten erhalten geblieben, weil *es* mit *es* (< *est*), mit der Interjektion *es* (?) und mit der Endung zahlreicher Wörter zusammenfiel. Dem volksmäſsigen *cas* „Nadelöhr" (< *capsus*) steht **c(h)aps* > *c(h)aus* zur Seite, weil hier noch die Verwandtschaft mit *caber* als lebendig empfunden und durch Beibehaltung des *p(u)* einer Verwechselung mit *cas* „zerbrochen" vorgebeugt wurde. Ähnlich verhält es sich nach N. mit *eslaus*. Dieses Mal ist es das Verb *labi*, das seinen Einfluſs geltend gemacht und das Wort vor einem Zusammenfall mit *las* < *lassus* bewahrt hat. Hier wäre nun allerdings anzumerken, daſs das Verb *labi*, soweit mir bekannt ist, einen Reflex in den romanischen Sprachen nicht hinterlassen hat, daſs ein nach N. zu erwartendes regelrechtes **eslas* (wie *cas* neben *caus*, *es* neben *eus*) nicht belegt ist und ein **eslas* (<**ex* + *lassus*), das die Flucht aus der *-as*-Form erklären sollte, nicht bestanden hat. Eher lieſse sich dieser Horror vor dem Gleichklang zweier Wörter für *laus* „leer, frei" ins Feld führen. Dieses Wort führt N., wohl mit Recht, lieber auf *lapsus*, einen römischen Rechtsausdruck, zurück als auf got. *laus*.[2] Aber hier zeigt sich das Bedenkliche einer zu starren Anwendung der Ausweichtheorie. Denn wenn N. meint, daſs *laus* < *lapsus* durch das *u* der lautlichen Gleichheit mit *las* < *lassus* entflohen ist, so merkt er nicht, daſs das

---

[1] Nach Ronjat, *Grammaire istorique des parlers provençaux modernes* § 310, ist der Unterschied zwischen *eus* und *es* < *ipse* aus der bald proklitischen (*eus*), bald volltonigen (*es*) Verwendung des Wortes zu erklären. Diese Erklärung hat aber für die übrigen hierhergehörigen Wörter keine Geltung.

[2] Meyer-Lübke, *REW*^{3} 4945. Dieser Herleitung scheint mir auch der Umstand zu widersprechen, daſs das Fem. zu *laus* als *lausses*, also mit stimmlosem *s*, belegt ist, während das *s* von got. *laus* intervokal wohl zu [*z*] hätte werden müssen (vgl. got. *rausa* „Kruste" > prov. *rauza* „Weinstein"). — Auch Ronjat (a. a. O.) setzt *lapsus* als Grundwort für *laus* an. Die beiden Forscher sind sicher unabhängig voneinander zu dieser Etymologie gekommen. (Korrekturnote: Gamillscheg, *Rom. Germ.* I, 380, hält allerdings an got. *laus* als Etymon fest.)

Wort dabei vom Regen in die Traufe kommt. Während **las* < *lapsus* nur éin gleichklingendes Wort[1] neben sich gehabt hätte, birgt die Form *laus* drei nach Bedeutung und Herkunft verschiedene Wörter: 1. „leer, frei", 2. „Lob", 3. „See" (*lacs* > *laus*). Zur Erklärung der Erhaltung des *p*(*u*) dürfte der Hinweis auf den juristischen Ursprung des Wortes genügen.

Auch mit der Herleitung von *aus* „Vlies" weicht N. von der herkömmlichen Auffassung ab. Er bringt es in stammverwandtschaftlichen Zusammenhang mit *aus* „unbebaut". Diesen Zusammenhang hatte schon 1916 Brüch[2] hergestellt, ohne daſs N. seiner Erwähnung tut. Brüch geht von dem Substantiv aus und meint, daſs man bei dem Anblick eines unbebauten Feldes an das wollige Fell des Schafes erinnert und dadurch veranlaſst worden sei, das Wort für das letztere auf das erstere zu übertragen. Damit ist für Brüch die Frage der Herkunft gelöst. Denn Zweifel an der üblichen Ableitung von *aus* „Vlies" < *hapsum* äuſsert er nicht. Aber gerade dieser Etymologie geht N. zu Leibe. Nach seiner, wie mir scheint, einleuchtenden Darstellung ist das zweimal bei Celsus vorkommende gr.-lat. *hapsum* (*lanae*) ein medizinischer Ausdruck (eine Woll-Binde), der mit dem volkstümlichen Wort *hapsum* „Vlies" nichts zu tun hat. Letzteres ist vielmehr in seiner Herkunft identisch mit dem Adjektiv *aus* „unbebaut" und bedeutet ursprünglich „Schur", dann „Vlies", steht also zu mlat. *apsare* im gleichen Verhältnis wie lat. *vellus* zu *vellere*. Für dieses *apsare* nun (= prov. *apsar* „unbebaut bleiben") stellt N. eine neue Etymologie auf: ein aus *abscissum* abgeleitetes **abscissare* (wie *pressare* aus *pressum*), dessen endungsbetonte Formen mit Schwund der Mittelsilbe (vgl. *paraulare* > *parlar*) verallgemeinert worden sind und so durchgängig den Stamm *abs-* ergeben haben. Unter dem Einfluſs des Verbs sei dann auch in *abscissus* der Akzent auf das *a* gerückt (?): **ábsus*, und dies hätte prov. *abs* ergeben. Es ist schwer, an diesen Einfluſs des Verbums auf das Wort, von dem es abgeleitet ist, zu glauben,[3] um so schwerer, als *abscissus* gerade in der Verbindung *terra abscissa* oft gebraucht worden sein müſste.[4] Und wenn N. meint, beim Verbum **abscissare* hätte zur Bewahrung des vollen Stammes das Simplex **scissare* als Stütze gefehlt, so übersieht er, daſs kat. *escisar*, span. port. *sisar* usw. auf einem aus dem Partizipium von *scindere* abgeleiteten *-are*-Verb beruhen, dem allerdings statt klass. *scindi*, *scissum* ein vlat. **scīsi*, **scīsum* zugrunde zu legen wäre (Meyer-Lübke, *REW*[3] 7719 und 7725). Was endlich die semantische Seite der Herleitung betrifft, so ist folgendes zu bemerken. Selbst wenn man **abscissare* (= *abscindere*) *arbores* „Bäume fällen" gesagt hätte, was durchaus zweifelhaft ist, und selbst wenn man den in der Anm. 4 angedeuteten

---

[1] Der tonlose Artikel *las* kommt wohl als Konkurrent ernstlich nicht in Frage.

[2] *Archiv* 135, 174.

[3] Hat doch gerade das von N. als Parallele angeführte *parlar* vollstammiges *paraula* neben sich.

[4] Im übrigen dürfte man eigentlich nicht *abscindere terras*, sondern nur *abscindere arbores* o. dgl. sagen. Den in der erstgenannten Ausdrucksweise liegenden Gedankensprung hat N. wohl erkannt und zu erwähnen nicht vergessen (S. 493).

Gedankensprung von hier zu *abscindere* (**abscissare*) *terram* „die Erde von Bäumen und Sträuchern, die sie bedeckt hatten, befreien" (daher: „unbebaut sein") als gegeben hinnehmen wollte, so scheint doch (*ab*)*scindere terram* gerade das Gegenteil von dem bedeutet zu haben, was N. gern in den Ausdruck hineinlegen möchte. Denn man findet es mit *colere*, also diesem sinnverwandt, gepaart: *absarius, qui absos et incultos agros scindit ac colit* (Du Cange I, 36b) und unter *absitas*: *Kilianus observat* Vrunte, *esse agrum compascuum et communem ad pascenda pecora, qui proinde non colitur ac scinditur* (ebenda 37a).

Ob angesichts dieser Schwierigkeiten nicht doch auf die schon von Du Cange vorgetragene Herleitung des dem Nomen *aps* und dem Verbum *apsar* zugrundeliegenden Stammes *aps-* von lat. *abs* zurückgegriffen werden könnte? Die Entwicklung wäre dann freilich nicht so zu denken, daſs aus der Präposition *abs*, auch nicht aus *absum* allein das romanische Wort gewonnen wäre. Aber es gibt eine sehr groſse Zahl lateinischer Wörter, die mit *abs-* beginnen, sei es daſs das *s* zu *ab* gehört oder den Stammanlaut bildet, die alle den Begriff des Entfernens, Wegschaffens, Befreiens enthalten, so daſs sich hieraus dieser Begriff in einem sprachlichen Ausdruck **apsus* loslösen konnte, wie dies ähnlich ja bei dem einen Verbum *prodesse* mit dem Wort *prode* „Nutzen", „wacker" geschehen ist.[1] Von dem Adjektiv **apsus* aus wäre dann das Verbum *apsare* gebildet, das seiner Herleitung entsprechend transitiv und intransitiv werden konnte und so zu den bei Du Cange angegebenen Bedeutungen führte (vgl. Nicholson S. 492): 1. *confisquer au profit du seigneur*, 2. *cessare, vacare* (vgl. prov. *apsar* „unbebaut bleiben"), 3. *evellere, exstirpare*. Das Substantiv *apsum* „Vlies" (prov. *aus*, lim. *asse*) wäre entweder eine postverbale Bildung von diesem *apsare* oder das substantivierte Neutrum des Adjektivs, das in seinen verschiedenen Bedeutungen wohl rückläufig von denen des Verbums beeinfluſst zu denken wäre. Daſs das *p* > *u* teilweise erhalten ist, kann, wenn dies wirklich eine halb gelehrte Entwicklung darstellt, vielleicht wiederum auf die juristische Verwendung (s. o. *apsare* Nr. 1) zurückgeführt werden, während das lim. *asse* die ganz volkstümliche Form des Wortes zeigen würde.[2]

Noch bedenklicher scheint mir die Herleitung des prov. *lausa* „Steinplatte usw." durch N. Er sieht hierin ein (*petra*) *lapsa* „Stein aus einem Steinbruch". Aber von den vierzehn Beispielen, die Levy (*SWB.* IV, 339) und Raynouard (*Lex. Rom.* IV, 31) von dem Worte anführen, zeigen neun

[1] Mit diesem Hinweis würde auch Brüchs Einwand (*Arch.* 135, 174) gegen diese Herleitung fallen. Er lehnt sie nur deshalb ab, weil weder *abs* noch *abesse* im Romanischen fortleben. Aber auch *prodesse* hat *prode* erzeugt, ohne sonst Spuren hinterlassen zu haben.

[2] Hier verschiebt N. m. E. ein wenig das Ziel seiner Untersuchung, wenn er S. 494 zwischen den Wortformen mit *ps* und denen mit *us* unterscheidet und meint, das *p* in *aps* „Vlies" (> *aus*) und im Verb *apsar* sei darauf zurückzuführen, daſs in ihnen noch der Begriff der Trennung empfunden werde, der in dem Worte für „unbebaut" fehle. Aber letzteres hat doch im Provenzalischen genau so gut das (zu *u* weiter entwickelte) *p* wie die beiden anderen Wörter, und nicht die Scheidung in *ps-* und *us*-Formen galt es zu erklären, sondern den Unterschied der Formen mit *ps* (*us*) einer- und der mit *ss* andererseits.

ein *z*, und dies weist ebenso auf ein stimmhaftes *s* hin wie piem. *loza* (bei Meyer-Lübke, *REW*³ 4946) und der Name der Stadt *Lausanne*, den Gamillscheg (*Et. Wb. Frz. Spr.* s. v. *losange*) mit diesem Stamm in Verbindung zu bringen geneigt ist.[1] Aus *ps* konnte aber ein solches stimmhaftes *s* nicht entstehen. So bleibt der Ursprung des Stammes *laus-* noch immer ungeklärt.

Soweit die Entwicklung von *ps* > *us*, die in einem halbgelehrten Lautstand ihre Begründung findet. Nicht so einheitlich ist die Grundlage für die Erklärung der Wörter mit *-is*. Es sind dies *eis*, *geis*, *cais*, *caisa*.[2] Geht *eis* auf *ipsius* zurück, so bedarf es weiteren Nachweises für die Herkunft des *i* nicht. Anders bei den übrigen Wörtern. Zunächst *geis*. Dies will N. von dem Adjektiv *gypseus* herleiten, während *gypsum* > **ges* geworden und dem lautstärkeren *geis* gewichen sei. Daſs *gypseus* in Gallien im Gebrauch war, schlieſst er aus einer bei Du Cange zitierten Stelle, an der von *gypseas fenestras* die Rede ist. Nun war es ja für einen lateinisch schreibenden Schriftsteller nicht schwer, nach *ferreus*, *aureus*, *argenteus* u. a. ein *gypseus* neu zu bilden, selbst wenn es noch nicht bestand, und der Schluſs Nicholsons ist daher keineswegs zwingend. Im Gegenteil. Gerade die von Stoffnamen (Metallen) gebildeten Adjektiva auf *-eus* haben sich nicht in die Romania hinübergerettet,[3] und *gypseus* wird davon keine Ausnahme bilden.[4] Denn wenn *ferreus*, *argenteus*, *aureus* usw. keine volkstümlichen Reflexe hinterlassen haben, wo man doch die aus den betreffenden Metallen verfertigten Gegenstände dauernd um sich hatte oder vor sich sah und es daher begreiflich wäre, wenn man etwa statt des Substantivs „Eisen“ das substantivierte Adjektiv „Eisernes“ verwendet hätte, so wird das Adjektiv *gypseus* bzw. seine volkstümliche Entsprechung in der gallischen Romania erst recht nicht im Gebrauch gewesen sein, da „gypserne“ Gegenstände wohl nicht gerade zu den Alltäglichkeiten des Lebens gehört haben dürften. Die Berufung auf das von N. in seinen *Recherches philologiques* (Paris, Champion 1921) S. 21 aufgestellte Gesetz, wonach von zwei konkurrierenden Formen diejenige siegt, die die meisten Laute enthält, hilft hier ebensowenig weiter wie die Parallele von **peis* < *picem* und **pez* < *piceus*. Denn wäre jenes Gesetz richtig, so müſste ja bei der Konkurrenz von *aurum* und *aureus* — entsprechend *geis* aus *gypsum* und *gypseus*

---

[1] Sind gar die Wörter, die Gamillscheg a. a. O. unter *lave* „Lava“ verzeichnet, hier auch noch anzugliedern, so scheidet *lapsus* als Grundwort völlig aus.

[2] Nicholson behandelt prov. *aisens*, *ausens* < *absinthium* überraschenderweise gar nicht, während er sonst *ps* und *bs* völlig gleichsetzt.

[3] Ein Wort wie afrz. *fierge* < *ferreae* (Meyer-Lübke, *REW*³ 3259) mit seiner Spezialbedeutung spielt hier keine Rolle. Auch *cypreum* > *cuivre* neben *cyprum* gehört wohl nicht hierher, da es eine Ableitung von dem Namen der Insel Cypern ist, ursprünglich wohl das „Cyprische“ (sc. Metall) bedeutete und schon im Lateinischen als Substantiv neben *cyprum* stand (Meyer-Lübke, *Ztschr.* 39, 84). Daſs man die Buche bisweilen nach dem Adjektiv (*fageus*) nannte (Meyer-Lübke, *REW*³ 3142) ist seltsam und scheint vereinzelt. [Gar nicht seltsam; s. *FEW fageus* 3, sowie, im allg., Thomas Ess 82].

[4] Auch Ronjat (a. a. O.) führt *geis* auf *gypseus* zurück.

— das Gold im heutigen Frz. etwa **oire*[1] und nicht *or* lauten, und der Hinweis auf *picem* + *piceus* stimmt deshalb nicht, weil — wenigstens nach den bisher als gültig angesehenen Lautgesetzen[2] — das Substantiv *picem* allein schon genügte, um afrz. *poiz*, nfrz. *poix* zu ergeben.

So bleibt denn die Herkunft des *i* in *geis* zunächst noch ungewiſs.[3] Es ist im übrigen erstaunlich, daſs N. für die Erklärung von *geis* nicht denselben Weg gegangen ist wie für die von *cais* und *caisa*. Da er die Adjektivformen **capseus* und **capsea* als Grundlage dieser Wörter schon im Eingang seiner Abhandlung — und wohl mit Recht — ablehnt, so führt er das *i* in ihnen auf den Einfluſs des Verbums **capsiare* zurück, das zu *capsare* stehe wie **captiare* zu *captare* und kat. *queixar*, port. *queixar*, span. *quexar*, *quejar* — gegen Meyer-Lübke, $\textit{REW}^3$ 2007: *coaxare* — ergeben habe. Ist dies richtig, so läge es nahe, wie schon bemerkt, auch für *geis* den Einfluſs eines **geissar* < **gypsiare* anzunehmen.

Was zunächst das Lautliche betrifft, von dem N. gar nicht spricht, so ist es durchaus nicht selbstverständlich, daſs in der Lautgruppe *psj* die Jotazierung so stark war, daſs über das *ps* hinweg ein *i* an die vorhergehende Silbe abgegeben wurde. So ergab das oben zitierte *captiare* ein prov. *cassar*. Aber man darf wohl annehmen, daſs *ps* sehr früh sich zu *ss* assimilierte und dieses dann wie primäres *ssj* behandelt wurde, daſs also **capsiare* über **cassiare* zu **caissar* werden konnte wie **bassiare* > *baissar*, **ingrassiare* > *engraissar* usw. (Appel, *Prov. Lautlehre* § 59a, S. 87). Ist also lautlich gegen **capsiare* > *caissar* kaum etwas einzuwenden, so ist es schon schwerer zu glauben, daſs ein Verb **caissar* mit seinem *ai* das *a* von *cas* völlig verdrängt haben sollte, steht doch, um bei den soeben zitierten Verben zu bleiben, *gras* ungestört neben *engraissar*, *bas* neben *baissar* oder *gros* neben *engroissar*. Aber gesetzt selbst, man nähme diesen erdrückenden Einfluſs der Form des Verbalstammes auf die des Substantivs als gegeben hin, so bliebe immer noch die Frage zu beantworten, warum denn das Verb **caissar* gerade auf *cais* „Kiefer" und *caisa* „Kiste" gewirkt hat und nicht auch auf *cas* „Nadelöhr" oder frz. *châsse*, die doch dem supponierten Verbum **capsiare* bedeutungsmäſsig ebenso nahe stehen wie etwa *cais* „Kiefer". Schwerwiegende Bedenken erheben sich endlich dagegen, daſs man überhaupt Verben wie **caissar* und **geissar* ansetzt. Denn weder **caissar*[4] noch **geissar*[5] sind aus altprovenzalischer Zeit belegt; sodann aber ist die Parallele von **captare* und **captiare* für die Existenz eines **capsiare* deshalb nicht beweisend, weil diese beiden Verben regelrechterweise von einem

---

[1] Halbgelehrtes afrz. *orie* kann hier füglich auſser Betracht bleiben.

[2] Nicholson ist allerdings anderer Meinung; vgl. S. 51 und 52 seiner *Recherches philologiques*.

[3] Es bliebe die Möglichkeit, für *geis* die Erklärung anzunehmen, die man für *caitiu* vorgeschlagen hat: Fernassimilation über **gўgsum* > *gўksum* > *geis* (vgl. Meyer-Lübke, $\textit{REW}^3$ 1663 *captivus*).

[4] Zwar gibt es *acaisar* und *escaisar*; aber diese können vom Substantiv *cais*(*a*) gebildet sein, ohne daſs ein Simplex *caisar* vorgelegen hätte.

[5] Mistral II, 55 führt allerdings sowohl zu *gip* wie zu *gieis*, den beiden modernen Formen von *gypsum*, die entsprechenden Verben *gi*(*s*)*pa* und *gieissa* an; es ist aber fraglich, ob sie schon in alter Zeit bestanden haben.

Part. Perf. stammen, *-iare*-Ableitungen aber von Substantiven nicht dem romanischen Wertbildungsgebrauch entsprechen.[1]

Auch in den bei dieser Gelegenheit von N. vorgebrachten Einzelheiten kann man des öfteren anderer Meinung sein. So wird man sich mit den Deutungen von prov. *acaisar* und *escaisar* kaum einverstanden erklären. Das letztere ist an einer Stelle aus Guilhem Ademar[2] mit „(einen Reiter) abwerfen" (ursprünglich „aus einem Kasten ausschütten", analog it. *scassare*) schwerlich richtig wiedergegeben. Denn das Objekt zu *escaysa* ist *fre*, nicht der Reiter, und das Stürzen wird durch *crebanta* ausgedrückt.[3] Prov. *acaisar* aber kann man nicht mit *capsum* in der Bedeutung „Brust" zusammenbringen und bedeutungsmäſsig über das Spanisch-Portugiesische aus *adpectorare* erklären, wenn *cais* im Prov. „Kiefer, Wange, Mund" bedeutet.

Ist nun aber der Einfluſs eines zu Unrecht angenommenen Verbums **caisar* < **capsiare* auf die prov. Entsprechungen von *capsus, capsa* im höchsten Grade zweifelhaft, so ist es die von N. (S. 503) angenommene Einwirkung eines ebenfalls nicht nachzuweisenden und ungewöhnlich gebildeten **incapsiare* „einschlieſsen" auf *captivus* erst recht, und die Zurückführung des *i* von prov. *caitiu* (afrz. *chaitif*) auf das *i* eines nicht belegten prov. **encaisar* dürfte abzulehnen sein.

Der Ausgangspunkt Nicholsons, daſs das prov. *is*, das lat. *ps* entspricht, einer Erklärung bedarf, ist gewiſs gerechtfertigt; die Behebung der Schwierigkeiten[3] aber, die sich dem Nachweis der Herkunft des *i* entgegenstellen, ist N., wie mir scheint, in den meisten Fällen nicht geglückt. Ob die Annahme Ronjats (a. a. O.), daſs den Worten mit *is* (*it*) < *ps* (*pt*) eine auf falschen Rückschlüssen beruhende gallisch-lateinische Aussprache **caxus*, **caxa* (auch **cactivus*) für *capsus*, *capsa* (*captivus*) zugrunde liege,[4] mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, wage ich nicht zu entscheiden.

KURT LEWENT.

---

[1] Vgl. Rohlfs, *Arch.* 159, 282 mit Bezugnahme auf Meyer-Lübke, *Gramm. der Rom. Spr.* II, § 576. Man könnte auch noch auf desselben Verfassers *Historische Gramm. der frz. Sprache* II (Heidelberg 1921) § 186 verweisen.

[2] Die Stelle lautet:

Que braus cavals, qui l'eslayssa,
tira·l fre tan tro l'escayssa,
per que·l bos vassalhs crebanta.

N. schlägt vor, *qui l'eslayssa* in *qu'il eslayssa* zu ändern. Das ist unnötig und wenig glücklich. Denn *qui* ist ganz in Ordnung (= *si quis* „wenn einer ihm die Zügel schieſsen läſst"), und die 3. P. Sg. Mask. des Personalpronomens ist im Prov. gewöhnlich *el*.

[3] Gamillscheg scheint solche Schwierigkeiten nicht zu sehen. Denn in seinem *Et. Wb. Frz. Spr.* s. v. *caisse* lehnt er die Ansetzung von **capsea* als „morphologisch nicht berechtigt und lautlich nicht notwendig" ab.

[4] Nach Ronjat hätte man sich in den gallischen Schulen (nicht auch in denen der übrigen römischen Provinzen?) bemüht, *fluctuare, capsa* usw. gegenüber den italienischen Vulgärformen **fluttuare*, **cassa* auszusprechen, und sei dann zu Verwechselungen gekommen: **fluptuare*, **caxa* usw. Etwas Ähnliches hatte schon Appel (*Prov. Lautlehre*, Leipzig 1918(!), § 56b, S. 81) in Erwägung gezogen.

Spanisch.

Julio Cejador y Frauca, Historia de la lengua y literatura castellana (comprendidos los autores hispano-americanos) desde los orígines hasta Carlos V. Tercera editión. I, 1a parte. Madrid: Hernando 1932. VIII u. 357 S. I, 2a parte, ebenda 311, S.

In dieser neuen von den Erben des Verfs. veranstalteten Edition der ersten beiden Bände sind die bibliographischen Ergänzungen hervorzuheben. Auch sonst hat das früher hart umstrittene Werk Modifikationen erfahren. Aus der Vorede: „Fallecido el autor de la Historia en 1927, pareció conveniente a los herederos completar su obra poniéndola al día, especialmente en los detalles bibliográficos, para que no pudiera tachársela de anticuada. Una Comisión de personas competentes, bajo la dirección de un ilustre Catedrático de la Universidad Central, ha elevado a cabo esta tarea, que completa y moderniza la obra del malogrado catedrático de la Universidad de Madrid." ALFONS HILKA.

B. Acevedo y Huelves y M. Fernández y Fernández, Vocabulario del bable de occidente. Madrid 1932. VI Tafeln, XII, 242 S. (Centro de Estudios Históricos. Archivo de Tradiciones Populares III.)

1.

Die im vorliegenden Band vereinigten mundartlichen Materialien zweier „hijos entusiastas de Asturias", des schon mit Monographien über die Bezirke Boal und Navia sowie über die asturischen Sennhirten hervorgetretenen Bernardo Acevedo und des leider noch vor Beendigung des Druckes seiner heimatlichen Dialektsammlung verstorbenen Professors der alten Sprachen in Oviedo, Marcelino Fernández, sind uns eine sehr willkommene Bereicherung unserer Kenntnis jener sprachlich so überaus verwickelten und gleichermaſsen wichtigen Nordwest-Ecke Spaniens.

Das westasturische Gebiet zwischen den Flüssen Navia und Eo (Grenzfluſs gegen Galizien) ist, vom Meere aus gesehen, in drei Staffeln untersucht worden: zunächst der Küstenstrich mit den Bezirken Navia, El Franco und Tapia, dann landeinwärts eine zweite Linie mit Acevedos Hauptforschungsgebiet von Boal, schlieſslich weiter südlich davon, nach dem Gebirge zu, eine Reihe weiterer Ortschaften, sowie darüber hinaus einige zerstreut liegende. Dabei vermiſst man nun sehr eine Übersichtskarte der Art, wie sie etwa Krügers Arbeiten stets auszeichnen und die südlicher liegenden westspanischen Gebiete uns erschlieſsen. Denn selbst unsere guten Atlanten versagen naturgemäſs, wenn wir sie auf Westasturien hin konsultieren; und andererseits hätte eine Karte den Charakter des Buches von dem eines reinen Lexikons auch nicht weiter weggeführt, als es etwa die schönen Bildbeigaben von Fernández zur Erläuterung der Sachkultur tun. Ganz im Gegenteil zeigen diese Abbildungen ja, wie ein solches Wegleiten eher ein Hinausführen über das starre System des alphabetischen Glossars ist, es vielmehr vertieft und lebendig macht. Denn gerade bei einem solch wichtigen Glied in der Kette der nordspanischen Dialekte, einem Übergang vom leonesisch-asturischen zum galizischen

Idiom, ist die Möglichkeit für ein genaueres Abgrenzen der einzelnen lautlichen als auch der morphologischen und lexikalischen Erscheinungen, wie sie durch die beigefügten Ortsangaben wohl meist auch immerhin ermöglicht wird, sehr wünschenswert.

Nicht nur, daſs wir dadurch Verbindungsfäden von den Aufnahmen Fernández' und Acevedos zur Vergangenheit, etwa zu dem von Menéndez Pidal in seinen „Orígenes del Español" dargestellten sprachlichen Geschehen ziehen und Aufschluſs über ältere wie neuere Zusammenhänge erlangen können, sondern auch in das gegenwärtige Absterben der alten Dialekte durch das Vordrängen der autoritären Reichssprache ist uns dann der Einblick erleichtert, insofern wir etwa nach Erscheinen des in Arbeit befindlichen spanischen Sprachatlasses diesen Rückzug der Mundart während der letzten drei Jahrzehnte (ja sogar mitunter fünf Jahrzehnte: „palabras..., muchas de las cuales ya no existen hoy por haberlas oído a los viejos de hace cincuenta años") zwischen den Aufnahmen der beiden Autoren und denen für den Atlas durch Vergleichen geradezu vor unseren Augen werden sich abspielen sehen. Denn das bodenständige Idiom ist tatsächlich in raschem Aussterben begriffen; so kennzeichnet es Menéndez Pidal in seinem Vorwort: „No es allí raro que dentro de una misma familia el abuelo use una forma occidental, el padre emplee la forma ovetense y el hijo la forma ya castellana", ein Sachverhalt, den wir ganz analog bei eigenen Aufnahmen im Alto Aragón beobachten konnten. Und daſs eingehende Dialektmonographien durch den Sprachatlas nicht überflüssig werden, sehen wir an Frankreich, auf dessen Gebiet zahlreiche Einzelforschungen dem Atlas folgten und noch heute im Gange sind, ja z. T. erst durch ihn angeregt oder nötig gemacht wurden und als weiteres Forschungsinstrument ihn ergänzen.

Das in dem vorliegenden Werk vereinigte Sprachgut ist nach dem Ausgeführten naturgemäſs unterschiedlichen Charakters, d. h. es gehört verschiedenen übereinandergelagerten Sprachschichten an, ist mitunter auch nur mundartlichen oder populären Lautgewohnheiten angepaſstes Kastilisch, so im Yeismo oder etwa dem Wandel von *y* zu *ẍ*, durch den sich *antoẍo* „antojo" gegenüber bodenständigem *antióyos* „anteojos" oder *apareẍar* neben *apareyar* „aparejár" ergibt, ebenso *ceẍa* neben *ceya* „ceja", *desapareẍar* neben *desapareyar* „desaparejar", *gargaẍo* wie kastil. *gargajo* gegen mundartlich westastur.gall.pg.aragon. *gargalho*, *gargallo*, oder noch *cerroẍo*, *cerraẍa* gegenüber der bodenständigen Entwicklung wie sie uns in *espantuyo* „espantajo", *cuayar* „cuajar", *cuyar* „cuchara" und anderen entgegentritt. Doch lassen sich durch die beigefügten Ortsangaben auch unter den rein mundartlichen Sprachmerkmalen ganz charakteristische Gruppen zusammenfassen, die Westasturien als typisches Übergangsgebiet kennzeichnen.

Zieht z. B., um nur einiges Lautliche herauszugreifen, die Bewahrung der offenen Vokale *ę ǫ* auf dem ganzen Gebiet westlich von Luarca (östlich beginnt *güey* statt *boy* etc.) dieses zum galiz.-portug. Westen, so ist in anderen Fällen der Übergang gestaffelt, etwa bei anlautend *l-* > *ł-*, oder bei *-ll-*, wo der östliche Teil unseres Küstenstriches bis Tapia *ł* zeigt (*argadello* „argadillo", *capeya* „gavilla"), von da an westlich aber schon die galiz.-

port. Lautung *l* beginnt (*argadelo, capela*); gehen wir jedoch weiter ins Innere, jedenfalls aber über die eingangs angedeuteten beiden südlicheren Linien von Ortschaften hinaus, so treffen wir den Diphthong: *argadiellu* („otros concejos de Ast.“), *capiella* („varios cencejos del interior“), für „sombrero“ *capiellu* („en otros concejos“), für „ovillo“ *noviello, uviello* („en algunos concejos de la montanã de Ast.“), oder es begegnet gar die präpalatale Affrikata: *restiechu* neben *restiellu* „rastillo“ („en otros concejos“), zu dem sich *mitichu* neben gall. *vitillo* „Maulkorb für Kühe und Ochsen“ aus VITTA REW 9404 gesellt. Die gleiche Staffelung zeigen naturgemäſs *ella, ello: echa, echo* (Valdés), *eya, eyo* (Navia, Villalón), *eła, eło* (Coaña, El Franco, Boal), *ela, elo* (Tapia, Eo-Fluſs, galiz.).

Diese Affrikata wird aber sehr weit vorn am Palatum, d. h. dentalhaltig artikuliert, denn Fernández erläutert sie uns: „la *ll* en el concejo de Valdés, aunque se parece a la *ch*, no es igual y podría representarse por *ts*, lo propio que en Las Babias (parte occidental de León)“, und im Vokabular begegnet *capietsa* (Valdés) „gavilla“ < *GABELLA; dazu aus dem REW etwa noch *tsubiettsu* neben sonstigem westspan. *duviellu* „ovillo“ < GLOBELLU. Bis auf Valdés sind wir also gerade bei den merkwürdigen Affrikaten auf recht vage Ortsbestimmungen angewiesen; und es ist um so wünschenswerter, klarer zu sehen, als sich gerade hier verschlungene Fäden von den heutigen Dialekten zur Historie, ja zur vorrömischen Zeit hinüberziehen, handelt es sich doch nach Menéndez Pidal („Orígenes“) in Asturien um eine Gegend, „donde varios dialectos se conservan muy vigorosos y puros, repartidos geográficamente en modo muy complejo que parece responder a circunstancias históricas primitivas“. Liegen auch die genannten Fälle mit Affrikata eigentlich nicht mehr im engeren, von unseren beiden Autoren untersuchten Gebiet, so begrüſsen wir sie gleichwohl gewissermaſsen als dessen Vorposten im Gelände, die ab und zu die Verbindung mit den östlich angrenzenden Gebietsteilen aufrecht erhalten, während die Hinneigung zum Westen viel stärker und durch mannigfachere Beispielreihen zu belegen ist: *pl-, kl-* > *tš-*; Fall von *-n-, -l-*; *ę ǫ* nicht diphthongiert; Attraktion der Halbvokale, auſser *-eiro, -oiro* etwa in *augua* „agua“, *yéugua, eugua* „yegua“, *estautua* „estatua“, *fraugua* „fragua“, *senauguas* „enaguas“, *respeutoso* „respetuoso“, *naidie* „nadie“; um so wertvoller sind uns die wenigen der typisch mundartlichen Erscheinungen, die nach den östlichen Dialekten Anschluſs suchen.

Tut dies *-ll-* in seiner Entwicklung, so schon nicht mehr das mouillierte *-ł-* aus *-kl-, -li-*, das ja im kast. über *y—ý—ž—š* zu χ weitergebildet wurde. Während die nordspanischen Mundarten, so neben der unseren auch die hocharag. im Osten, kaum über den Yeismo hinauskommen (westast. *veyo* „viejo“, *navaya* „navaja“ etc.), tritt schon im benachbarten Leon die Affrikata wieder auf; so gilt nach Menéndez Pidal („El dialecto leonés“) im Teberga *viechu, navacha* etc., und östlich anschlieſsend, in Lena, hört er wieder die entsprechende dentale Affrikata *tş*: *ovetşa* < OVICULA, astur. *oveya*; *fitşu* < FILIU, astur. *fillo, fiyastro*; *mitşor* < MELIORE, astur. *meyor*; dazu bringt Fernández S. XII *tsevar* „llevar“, *tseite* (statt *lleite*) „leche“, *chingua* (statt *llingua*) „lengua“. Wohl handelt es sich

hier in diesen letzten westast. Beispielen um mouilliertes *ł*, das sonst asturisch höchstens zu *y* wird; aber es ist das anlautende *ll-*, dem natürlich die starke Analogie der im ganzen Westen (westast.gall.pg.) palatalisierten Anlaute *pl-*, *kl-* (gegenüber reichssprachlichen *ll-*) induzierend zur Seite steht. Und wenn wir hören, daſs z. B. das kurz behandelte *-ellu* im Osten der Halbinsel eine ganz analoge Staffelung in seinen Entwicklungsphasen zeigt: kast. *-iło*, arag. *-yéło*, kat. *-éło*, langued.prov. *-élo*, gleichfalls mit palataler Affrikata: hocharag. *-yétšo*, *-yátšo* (oberstes Gallegotal, besonders in Flurnamen), *-étšo*, sowie mit dentaler Entsprechung *-yéto* (Tal des Aragón Subordán und des Ara), denen sich in den franz. Hochpyrenäen *-tš*, *-tšy*, *-ty*, *-t* (neben vereinzeltem *-k'y*, *-k*) aus lat. *-ll-* nach der Gascogne herab anschlieſsen, so sind wir Fernández um so dankbarer für seine Hinweise die uns das sprachgeogr. Bild der Iberoromania in lautlicher Hinsicht so gut ergänzen helfen.

Ist es auch nicht die Aufgabe eines Wörterverzeichnisses, morphologische Spracheigentümlichkeiten herauszustellen, so geben doch die gelegentlich eingestreuten Hinweise und Konjugationsbeispiele auch hierüber Aufklärung; so z. B. über das Fehlen eigentlicher Inkohativformen: *parezo*, *pareza* etc., über die galiz.-pg.-Diphthongierung der freien *ę ǫ* in der 1. und 3. der Preterito und der 1. des Futur: *améin*, *amóu*; *amaréi*, *temeréi*, *partiréi* (übrigens ähnlich wie hocharag. *Ansó* und bearnesisch), dann über das, — da *ǫ ę* nicht diphthongieren —, nicht verwunderliche Fehlen der sp. Klassenverben I, II: *apreto*, *penso*, *aposto*, und schlieſslich über die sich wieder ans galiz.-pg. anlehnende Stammverkürzung, besonders bei Hilfsverben, wie westast.pg. *vir* „venir“, *ter* „tener“, denen sich bei uns *trer* „traer“ gegen pg. *trazer* und *tar* gegen sp.pg. *estar* anschlieſsen, so daſs im letzten Doppelformen mit *tener* (*ter*) vorkommen: in beiden lautet das pret.-perf. *tuven*, *tuviche*, *tuvo* etc.

Um die Reichhaltigkeit des „Vocabulario“ als sprachlicher Fundgrube darzutun, wollen wir aus der Wortbildung immerhin das durch lautliche Erscheinungen veränderte Aussehen zweier Suffixe in der weiblichen Form erwähnen, nämlich dimin. *-ía* (*-ina*): *muyería* „dim. de mujer“ und das augment. *-úa* (*-ona*): *paẍarúa* „mariposa grande“, das leicht vergröbernd, abschätzig wird: *muyerúa*, *mozúa*, *mocetúa* „mujer de mala conducta“, hinzu treten *berrúa* „la que berra mucho“, *dormichúa*, *durmichúa* „dormitona“, *escuitúa* „escuchadora“. Bemerkenswert ist wohl noch das Eintreten des Verbalsuffixes *-eẍar* < *-iculare* für das span. mit *-ear* < *idiare* ausgedrückte Iterativum: *forniguẽẍar* „hormiguear“, *verdeẍar* „verdear“, auch in pejor. Sinn: *carpinteẍar* „hacer de carpintero sin ser del oficio“, wozu *-uẍar* sonst meist dient.

In bezug auf das Lexikalische sagten wir oben, daſs eine Reihe schöner und deutlicher Photographien (landwirtschaftliche Gebäude und Geräte, Rocken und Haspel usw.) Tatsachen und Zusammenhänge der Sachkultur erläutern und zu ihrem Teil die manchen lebendigen Faden zerreiſsende Starrheit des alphabetischen Wörterbuchs mildern; dies tun weiterhin die mitunter recht ausführlichen Erläuterungen, so etwa unter *basadoiro*, wo die einzelnen Teile des Pfluges besprochen werden (und ein Hinweis

auf die Abbildungen S. 170 und 210 am Platze gewesen wäre), oder unter *garrucha, meda* etc., wo man uns noch andere Namen von Hacken resp. Strohhaufen nennt. Auch über die Ortsangaben und ihre Bedeutung sprachen wir schon; die über das eigentliche westast. hinausreichenden Notizen zeigen neben dem allg. iberoromanischen und einem starken eigenen, räumlich beschränkten Element ein häufiges Hinneigen zum Westen. Jener im Gebrauch einheimische Wortschatz ist naturgemäfs in Viehzucht, Landwirtschaft und Sachkultur häufig vertreten: *rancoyo* „varón o animal que tiene un solo testículo" (vgl. im NO der Halbinsel *ciclón* etc.), *gansiar* „cubrir el gallo a las gallinas", *hormar* „rebuznar un asno, decir desatinos", *ranadeiro* „prado muy pacido", mit einheimischen Tiernamen: *sapagueira* „salamandra", *melandro, mógaro, moil* „peces"; weiterhin *amboza, emboza* „el hueco que forman las dos manos juntas, con las cuales se coge la *ambozada, embozada*", vgl. arag. *la mosta*, nach Jud RFE 7, 339 zu gall. *AMBOSTA; *bortel* „cedazo fino para cerner la harina del trigo" und Ableitungen; *garapello* „haz, porción pequeña de mieses, lino, hierba, leña etc."; *gancella* „árgoma o áulaga"; aus der Sachkultur: *brosa* „hacha"; *gallado* „mellado" mit *galla* „mella"; *garfella* „cazo"; *gamayeira*, gall. *gramalleira*, östl. *calamieres*, arag. *cremayo, canaril, calderizo*, leon. *pregancia* „cadena que cuelga desde la chimenea al centro del hogar", sp. *gramallera* ist selbst erst aus den ndwestl. Mundarten gekommen; *incra* „yunque", *guebas* „astillas"; auch den allgemeineren Sprachbezirken angehörige wie etwa *galdido, gorgutar, imprentar* („inventar"), *pilanco* etc.

Die Verbindung im Wortschatz mit dem Westen ist besonders auffällig, wenn gemeinsame lautliche Entwicklung die Wörter gegen das kast. stark verändert, wie in *llume, lume*, gall. pg. *lume*, sp. *lumbre*; *fame*, pg. *fome*, sp. *hambre*; ähnlich *fema, home*; dann *llamber*, gall. pg. *lamber*, sp. *lamer* mit Ableitungen; westast. pg. *noite*, sp. *noche* etc.; westast. gall. pg. *gadaña*, sp. *guadaña*; genau so *gado*, sp. *ganado*; *pésigo*, pg. *pécego*, sp. *pérsigo, pérsico*; *rinchar* mit pg. gall. gegen sp. *relinchar*; dann vor allem *ter* mit Kompos. gegenüber sp. *tener*, wie *mester*, sp. *menester*; dann beim speziell pg. Wechsel der Liquiden: westast. gall. pg. *igresia, nobre, nubrado, obrigar, prancha, granda*, sp. *iglesia, noble, nublado, obligar, plancha, gándara* („tierra llana e inculta") etc.; auffällig weiterhin dann, wenn der Westen sich anderer Suffixe bedient als die Reichssprache: *llimaco* mit alaves., arag. *limaco*, kat. *llimach*, gasc. *limak* gegen kast. *limaza*; *nabeiro* „nabar, tierra sembrada de nabos"; *maceiro*, gall. pg. *maceira* „manzano"; *gorroyo* „cerdo peq.", vgl. sp. *gorrín*; *llabradío* „labrantío"; *angareñas, engariñas* gegen sp. *angarillas*; *martellada*, gall. pg. *martelada*, sp. *martillazo*; *palmetuada*, pg. *palmetoada*, sp. *palmetada*; *moucho*, pg. *mocho* „buho" gegen kast. *mochuelo* mit Suffix. Ferner sind hier etwa zu nennen westast. pg. *salgar* (*-icare*) „salar", *salga* „la carne o tocino que está en salmera"; auch *manquexarse* „quejarse a menudo, gastar poca salud", pg. *manquejar, manquecer*; ebenso wie wast. pg. *abruño*, sp. *pruna* („wilde Pflaume"); andererseits *mapola* wie pg. „amapola"; *namorar* wie gall. pg. „enamorar", und Ableitungen.

Häufig jedoch hat unser Gebiet mit dem Westen zusammen gegenüber der Reichssprache eigene Wortstämme zur Verfügung, so — um

nur einige Beispiele zu nennen — aus dem Gesichtskreis des Bauern etwa *meda* „Haufen Garben, Schober" (andere hier einschlägige Bezeichnungen sind noch selbständiger: *maragouzo, morena* „meda pequeña"); *refougar* „perderse las mieses por el sol excesivo", pg. *refogar* ähnlich; *goẍo*, gall. *goẍa* „cesta grande sin asas"; *peneira* „cedazo basto" mit Ableitungen; *mania* „vaca machorra", gall. pg. *maniña*; *remoyo*, gall. *romollo*, zu MOLLIS gegen *ubre* im Zentrum und *braguero* im Osten der Halbinsel; *moscar* wie gall. pg. „correr el ganado vacuno a la desbandada por efecto de las moscas"; *pingo*, auch pg. „grasa de cerdo derretida"; *pito* wie gall. pg. „pollo"; *regueifa* ib. „pan grande"; an Namen von Tier und Pflanze etwa *lula* an der ganzen NW-Küste „calamar"; *rolla, rula*, pg. *rola* „tórtola"; *salgueiro* „arnolillo", vgl. arag. *sarguera, charguera*, zu SALIX; aus dem allgemeineren Gesichtskreis westast. gall. pg. *gorar* „incubar y encubar"; *mercar* wie pg. „comprar"; *remocicar*, pg. *remoçar* „rejuvenecer"; oder westast. gall. pg. *pinga* „gota"; *inda* ibid. „aún, todavía"; *meco* wie pg. „tuerto, bizco" (vgl. arag. *tarta-meco* „tartamudo"); *mesto* „sucio", pg. „traurig", etc. Mitunter hat, wie schon im letzten Beispiel, das westast. auch nur eine eigene Bedeutung ausgebildet, etwa noch in *ẍeringar* „fastidiar" oder *rabo* „mango de hacha, sartén u otros utensilios" u. a. m. Zu einem Gegensinn kommen wir gar bei *garrido* „robusto, fuerte" gegen pg. sp. „hübsch, nett, zierlich", und zwar von der ursprünglich einfachen positiven Wertschätzung des Bezeichneten aus.

Mitunter vermissen wir Hinweise auf Synonyme und lautliche Varianten: so bei *merbo* und *mermo* „mirlo", oder bei *freixolo* „frisuelo" den auf *cereixolos*, das seinerseits uns die Bedeutung vorenthält und sie erst auf dem Umweg über das erste gibt; genau das gleiche Verhältnis besteht zwischen *pinteiro* und *binteiro* „saúco", das uns nichts über die Existenz der ersten Form sagt, und diese schickt uns wegen ihrer Bedeutung auf einen Umweg; noch gröſser ist er etwa bei *mayucar*, das uns auf *machucar* weist, dies auf *furar*, wo wir endlich die Bedeutung erfahren; und wir erklären uns schwer die Zurückhaltung des Autors, der uns von *piẍo* zu *minga* schickt, von da zu *punta*, von da zu *piringola*, um uns erst hier notgedrungen, da sein Synonymenvorrat zu Ende ist, die Bedeutung zu verraten! *Pinturerio* S. 174 statt *pintureiro* ist wohl Druckfehler.

Das volkskundliche Bestreben, dem man durch Beigabe der Bilder, eingehende sachliche Erläuterungen unter manchem Stichwort wie auch im Anhang durch eine Reihe mundartlich abgefaſster Rätsel Rechnung trägt, dokumentiert sich auch durch die Herausgabe in der Sammlung des „Archivo de Tradiciones Populares" am Centro de Estudios Históricos; und daſs wir einen wertvollen Beitrag zur allmählich lückenlosen Kenntnis des schon fleiſsig bearbeiteten westspanischen Sprachgebietes vor uns haben, wird auſser durch die Leistung der beiden Autoren an sich noch dadurch unterstrichen, daſs R. M. Pidal selbst die Verschmelzung beider Arbeiten zum Vocabulario und dessen Herausgabe betrieb und schlieſslich das Vorwort dazu übernahm. Und in der Tat geben die von Fernández und Acevedo gesammelten Materialien nicht nur ein getreues Bild des heute schwer um seine Existenz ringenden bable Asturiens, sondern sie weisen, wie schon

an den wenigen besprochenen Erscheinungen erkennbar wird, über die engeren Grenzen hinweg auf gröſsere iberoromanische Sprachzusammenhänge hin und regen zu deren weiterer Untersuchung an.

ALWIN KUHN.

2.

Während uns für den Wortschatz des Zentral-Asturischen die Wörterbücher von A. Rato y Hévia (*Vocabulario de palabras y frases bables*, Madrid 1891) und B. Vigón (*Vocabulario del consejo de Colunga*, Villaviciosa 1896) und für das ǫstliche Asturisch wenigstens aus einem Ort lexikologische Notizen vorliegen (*Rev. de Asturias*, August 1879 und April 1880), war uns bislang über den Wortschatz des westlichen Asturisch noch wenig bekannt, obgleich bereits 1887 A. W. Munthe durch seine *Anteckningar om folkmålet i en trakt af vestra Asturien* die Aufmerksamkeit der Philologen auf diese interessante galizisch-asturische Übergangsmundart gelenkt hatte. Es ist daher sehr zu begrüſsen, daſs das Centro de Estudios Históricos die vorliegende Veröffentlichung vorlegt, die aus der Fusion zweier Vokabulare entstanden ist, das eine aufgenommen von B. Acevedo in dem Orte Boal, das andere von M. Fernández in dem Dorfe Valdepares, Gemeinde El Franco. Der Anhang I bringt noch einige von A. de Llano y Roza de Ampudia beigesteuerte Wörter. Die Wörter sind in nichtphonetischer Schreibung wiedergegeben, ein beigefügtes A. oder F. weist auf den Explorator bzw. auf den Ort, wo dieser seine Aufnahmen machte. Bei Wörtern aus anderen westasturischen Gemeinden ist stets die Ortsangabe hinzugesetzt. Alle Orte liegen in dem Gebiet zwischen Navia und Eo. Lautlich werden die Wörter charakterisiert durch mangelnde Diphthongierung von vlat. ę und ǫ, durch die Diphthonge *ou* (aus AU) und *ei* (aus A + I), durch [*ts*] für kast. [*l'*] u. a. Die Verbreitung der Wörter ist nach Möglichkeit angegeben, bei den Verben die Konjugation beigefügt. Eine Reihe von Wörtern, die als aus dem Portugiesischen entlehnt angegeben werden, sind sicher bodenständig, so z. B. *nora* (kast. *nuera*). Gegen eine Entlehnung von *canga* sprechen schon die asturischen Ortsnamen *Cangas de Tineo*, *Cangas de Onís*. Zur Verbreitung von *gabita* „Verbindungsstück beim Vorspann" (S. 37 s. v. *bordello* und S. 116) vgl. Ebeling, VKR V, 93/4. Wo gelegentlich auf die Etymologie eingegangen wird, geschieht dies nicht gerade in sehr glücklicher Weise. *Basadoiro* (S. 33) kommt von VERSATORIU, wie bereits García de Diego für *visadoiro* ansetzte; vgl. REW 9243 VERSARE. *Esquirpia* „especie de adral alto, formado de varas que coronan la plataforma del carro para darle mayor capacidad" (S. 101) von got. SKIP und vlat. HARPA („Sichel") abzuleiten, wie Acevedo dies tut, ist doch zu phantastisch! Das Wort kommt von SCIRPIA REW 7723, wie bereits Menéndez Pidal und García de Diego feststellten. *Meda* (S. 147) < META REW 5548.

Die genaue Angabe der Bedeutung und die gewissenhafte Beschreibung von Geräten und Sitten machen dieses Vokabular zu einer recht nützlichen Quelle volkskundlicher Daten aus dem westlichen Asturien. Man stelle einmal das Material, das unter den Stichworten *alzada, alzadeiro, angareñas, angazo, arna, bacía, baldre, baleo, bañal, basadoiro, bazcayo, bordello, caballete,*

cabana, cabazo, cacho, cambón, cantil, capelleira, carretas, cazoaya, corra, corripia, cos, cuca, chambaril, chapacuña, chaviya, chavola, eiro, eixe, esfoyón, espeta, espillir, esquirpia, fueiro, gamayeira, garrucha, -o, gavella, lladral, lleto, maragouzo, mayo, mayuca, meda, migaya, morena, parafusa, payeiro, pesugo, pexadoira, peyas, pia, restra, roda, roqueiro systematisch zusammen und man gewinnt einen vorläufigen Überblick über Landwirtschaft, Hausrat und Tracht, der, solange keine volkskundliche Spezialuntersuchung für dieses Gebiet vorliegt, groſse Dienste leisten kann, besonders im Zusammenhang mit den auf Tafeln beigegebenen guten Photos von Fernández. Vergleichsmaterial aus Ostasturien bietet ja A. Llano Roza de Ampudias *Libro de Caravia* (Oviedo 1919) und aus dem westlich an unser Gebiet angrenzenden Ost-Lugo W. Ebeling in VKR V, 50—151. Über Speisen unterrichten die Artikel *buchello, cachellos, corada, fereixolo, llento, magor, papas, rapón*. Das Gesellschaftsleben berücksichtigen: *alcuño, arrendo, filazón, mazaricón, reyeiro*. Zur geistigen Volkskunde siehe *albeiros, avelía, bugoso, cantello, coruxa, cuquello, maragata, ofrenda, ovo, patarico*, speziell die Rätsel im Anhang II, die Bemerkungen über Volksmedizin (*couxello, espinilla, paletiya, romeiro*) und die sehr wertvollen Beschreibungen der Kinderspiele: *anducas, anduño, lleirias, llobo-llobín, mariola, martadella, oyín, pateta, pitacega* („blinde Henne" = Blindekuh), *rien*.

Wilhelm Giese.

Literaturwissenschaft.

Allgemeine und vergleichende Literaturgeschichte.

A. R. Nykl, El Cancionero del Šeiḫ, nobilísimo Visir, Maravilla del Tiempo, Abū Bakr ibn ʿAbd-al-Malik Aben Guzmán [Ibn Quzmān], Madrid, Estanislao Maestre, 1933, 465 S. 8⁰.

Die Leser der Zeitschrift erinnern sich, daſs im 52. Bande, S. 770—791 das Buch Nykls: The Dove's Neck-Ring about Love and Lovers composed by Abū-Muḥammad ʿAlī Ibn-Hozm al-Andalusī besprochen wurde. Dieses „Halsband" (*Ṭauq*), dessen Übersetzung Nykl uns bot, ist eine arabische Ars amandi, die mancherlei Ähnlichkeiten mit der Minnelehre des abendländischen Mittelalters zeigt; und der Übersetzer trat in der Einleitung seines Buches sehr entschieden für die These vom Ursprung des provenzalischen Minnesangs aus der andalusisch-arabischen Lyrik ein. Meine Besprechung erörterte die Ähnlichkeiten, aber auch die Verschiedenheiten, der arabischen und der provenzalischen Minnelehre und -dichtung und schloſs mit der Frage und Bitte: „Gibt es arabische Minnelieder, die den abendländischen Sängern als genaueres Vorbild gedient haben können? Uns auch in dieser Hinsicht verläſsliches Material zu bieten, ist die Bitte, die wir an Nykl und seine für die Frage interessierten Fachgenossen richten."

Diesem Wunsche will, wie die ersten Worte seines Prólogo sagen, das neue Buch Nykls entgegenkommen.

Der Cancionero, oder Dīwān, des Aben Guzmán ist nämlich, wie es scheint, die wichtigste, ja, sie ist wohl die einzige Sammlung spanisch-ara-

bischer Liebeslieder, die uns aus dem 11. und 12. Jahrhundert erhalten ist. Der Dichter wurde zwischen 1078 und 1080 geboren. Er scheint eine, vielleicht ansehnliche, Stellung am Hofe des Al-Mutawakkil von Badajoz eingenommen zu haben. Daher die vornehme Bezeichnung im Titel seines Liederbuches. Aber die Eroberung Spaniens durch die Almorawiden machte dem ein Ende. Wir haben keine genaueren Nachrichten über die Art der späteren Existenz Aben Guzmáns. Sie mag dem kärglichen Leben eines abendländischen Spielmanns nicht unähnlich gewesen sein. Etwa im Jahre 1160 ist er gestorben.

Von seinen Liedern sind 149 in einer Handschrift erhalten, die im Asiatischen Museum in Petersburg liegt. Sie ist in Syrien geschrieben; und das scheint, trotz der vereinzelten Überlieferung, für eine weite Verbreitung dieser andalusischen Lieder zu sprechen. Das Manuskript wurde im Jahre 1896 vom Baron David von Günzburg in photographischer Wiedergabe veröffentlicht. Die damals versprochene Übersetzung und den Kommentar hat aber Baron von Günzburg nicht geliefert. Die erste eingehende Nachricht über das Werk brachte die Antrittsrede Julián Ribera y Tarrago's in der spanischen Akademie im Jahre 1912, die seitdem in seinen Disertaciones y Opúsculos, Bd. I, p. 3—92, Madrid 1928, wieder aufgenommen ist.

Nykl bietet uns jetzt eine Umschrift des arabischen Textes und eine Inhaltsangabe der Lieder, die zum Teil zu einer Übersetzung wird. Beides in erster Linie für die Romanisten, welche diese Lieder kennen lernen und sie im Hinblick auf die These vom arabischen Ursprung des abendländischen Minnesanges prüfen wollen.

Daher also das bei den Orientalisten ungewöhnliche Verfahren, den arabischen Text in lateinische Lettern zu übertragen. Es soll uns ermöglichen, die metrische Form der Lieder zu erkennen, denn die Metrik spielt bei Nykl, wie bei Ribera, der vor ihm die Bedeutung Aben Guzmáns für die Entwicklung des Minnesangs behauptet hatte,[1] eine wichtige Rolle.

Wir haben, wenigstens vorläufig, keinen Anlaſs auf die Gattung des *Zéǰel*, welcher die Lieder Aben Guzmáns angehören, und auf ihr Verhältnis zur anderen Gattung der *Muwaššaḥa* und zur klassischen arabischen Lyrik näher einzugehen. Es genügt uns zunächst, die Definition des *Zéǰel* kennen zu lernen, die Ribera (p. 56) gibt: „Das *Zéǰel* ist ein strophisches, in Reimen gebundenes, volkstümliches Lied, das für den Tanz möglich und für den lauten Gesang vor einem gröſseren Publikum bestimmt ist. Bei seinem Vortrag ist ein Chor beteiligt."[2]

Wichtig ist für uns, daſs diese *Zéǰels* nicht in den quantitierenden Versfüſsen der klassischen arabischen Metrik gedichtet sind. Der Akzent tritt an die Stelle der Quantität. Der rhythmische und der grammatische Akzent fallen zusammen. . . Diese akzentuierenden Verse haben im all-

[1] „La clave misteriosa que explica el mecanismo de los varios sistemas líricos del mundo civilizado en la Edad Media está en la lírica andaluza, a que pertenece el Cancionero de Abencuzmán." Disertaciones y Opúsculos, I p. 71.

[2] „*Canción estrófica bailable, de combinadas rimas, popular, cantable a plena voz ante público numeroso, en la que interviene el coro.*"

gemeinen eine feste Silbenzahl. . . Die langen Verse zeigen eine Zäsur, z. B.: 8 + 8 = 16" (Nykl S. XXXVIII, in Übereinstimmung mit den Ausführungen Riberas).

Aus dieser Charakterisierung scheint hervorzugehen, daſs die Verse Aben Guzmáns für das romanische Ohr metrisch nichts Befremdliches hatten.

Es kann, trotz der Umschriften Nykls, nicht Sache eines Romanisten ohne Kenntnis der arabischen Sprache sein, die Metrik Aben Guzmáns nachzuprüfen. Ich habe nur probeweise versucht, eine Anzahl von Liedern zu durchmustern. Sie erscheinen in Nykls Transkription sämtlich in Strophen abgeteilt. Die Verse schwanken, so weit ich es beurteilen kann, von 8 bis zu 16 Silben. In den ersten 30 Liedern zähle ich

8	Silben	in	Nr.	10, 14
9	„	„	„	5
10	„	„	„	1, 3, 8, 9(?), 18, 19, 22, 23
11	„	„	„	6, 7, 13, 20, 21, 29
12	„	„	„	12, 26
13	„	„	„	17, 25(?), 27
14	„	„	„	2, 15
16	„	„	„	11, 24, 28.

Wechselnde Zahlen haben Nr. 4, 16, 30.

Die Verse werden durch den Reim gebunden. Und zwar bilden ganz überwiegend vier Verse eine Strophe. Von ihnen gehen die ersten drei auf éinen Reim aus, der von Strophe zu Strophe wechselt. Der vierte steht in der Strophe allein, wiederholt sich aber durch alle Strophen des Liedes. Überdies ist derselbe Reim auch die Endung von meist zwei Versen, die an der Spitze des ganzen Liedes stehen. Er ist also ein Refrainreim, der das Lied zu einer Einheit zusammenbindet.

Das Schema ist mithin: AA bbb A, oder wenn man von der Strophe, nicht von den Versen vor den Strophen ausgeht: BB aaa B.

Dieses Schema beherrscht den ganzen Dīwān. Unter den ersten 50 Liedern weichen von ihm nur ab:

BB aaaaB Nr. 43
BB aaaBB Nr. 31, 37
BC aaaBC Nr. 30
BCD aaaBCD Nr. 32
CC aabbCC Nr. 4
CDD abababCD Nr. 39
CDCD abababCDCD Nr. 42
CDED abababCDED Nr. 16
CDEF abababDCEF Nr. 46.

Die Refrainzeilen am Anfang fehlen in der kurzen Nr. 3.[1]

---

[1] Eine Übersicht aller Strophenformen des Cancionero gibt Ribera im ersten Anhang seiner Abhandlung, S. 78—81. Er bezeichnet aber das Schema in der oben angeführten Art: AAbbbA usw.

Die Strophenform aaab ist uns aus der Trobadorliteratur, und vor allem aus ihrer ältesten Zeit, wohlbekannt. Sie begegnet bei Wilhelm von Poitiers (Nr. 10) und bei Marcabru (6 und 23). Dazu treten in jener ältesten Zeit aab, aaaab usw. (s. die Listen in meinem Bernart von Ventadorn S. XCIIff. und Raïmbaut von Orange S. 68f.). Aber die Bedeutung des Schemas ist insofern verschieden, als es bei jenen Trobadors ohne den Refraineingang auftritt, und als es ihren Gesang nicht in der gleichen Weise beherrschen kann wie bei Aben Guzmán, da ja im Minnesang jedes Lied individuelle Form haben muſs. Dagegen sind dem Romanisten jene Schemata mit den Refrainversen als stehende Formen bei den Tanzliedern wohl bekannt.

Und Ribera nennt das *Zĕjel* ja ein „tanzbares“ Lied (*canción bailable*). Daran, daſs es, wenn vielleicht nicht getanzt, doch jedenfalls im Wechsel von Einzelsänger und Chor gesungen wurde, scheint mir ein Zweifel kaum möglich. Die an der Spitze stehenden Verse werden inhaltlich, wie Ribera sie auffaſst, als eine Art Thema des Liedes gelten können, das vermutlich (was Ribera freilich nicht anzunehmen scheint) vom Chor nach jeder Strophe wiederholt wurde

Die Zahl der Strophen Aben Guzmáns geht von 4 bis zu 42. In der Regel aber sind es 5—10. Die ungefähre Übereinstimmung der Strophenzahlen in der arabischen und der provenzalischen Lyrik ist schon von Nykl in der Vorrede seiner Ṭauq-Übersetzung hervorgehoben worden. Er kommt im Prólogo seines neuen Buches darauf zurück. Auf S. XLVIf. gibt er eine Übersicht über die Strophenzahlen bei Aben Guzmán. Ihr zufolge sind es 5 Strophen in 18 Liedern, 6 Strophen in 17 Liedern, 7 Strophen in 19 Liedern, 8 Strophen in 16 Liedern, 9 Strophen in 24 Liedern und 10 Strophen in 11 Liedern. Zusammen 105 von 149 Liedern.

Der erste Trobador, von dem wir eine gröſsere Zahl von Liedern besitzen, ist Marcabru. Sie zeigen 5—12 Strophen. 6 Strophen haben wir in 6 Liedern, 7 in 10, 8 in 5, 9 in 11; zusammen 32 von etwa 40 Liedern. Bei Bernart von Ventadorn haben wir 5 Strophen in 4 Liedern, 6 in 13, 7 in 19, 8 in 2; zusammen 38 von ebenfalls etwa 40 Liedern.

In der Tat stimmen also die Zahlenverhältnisse der Strophen hier und dort nicht schlecht überein. Man sage nicht, daſs das von untergeordneter Bedeutung sei. Wenn die Einwirkung der einen Literatur auf die andere wesentlich durch ein Hören der Lieder stattgefunden hat, wird ihr Umfang keineswegs ohne Wichtigkeit sein.[1]

---

[1] Von einer seltsamen Einzelheit, welche die Form angeht, werde noch hier in der Anmerkung gesprochen: Der Refrain des 33. *Zĕjel* geht auf *-rā* aus. Zehn Reimwörter auf diese Endung hat der Dichter gefunden. Dann aber gibt er es auf. „Welch anderen Vers auf *-rā* könnte man noch zu deinem (des besungenen Gönners) Lobe sagen? Die *rr*'s sind zu Ende. Keines bleibt mir mehr übrig.“ Das erinnert merkwürdig an den Schluſs von Bertran de Born's Sirventes *No puesc mudar, un chantar non esparja.* Der Trobador hat es, in Nachahmung einer Form Arnaut Daniels, in schweren Reimen verfaſst. Fünf Strophen hat er vollendet. Da fordert er seinen Spielmann Papiol auf: „Sag Herrn Rotgier und den Seinen, daſs ich keinen Reim mehr auf *-omba*, noch auf *-om* noch *-esta* finde.“ Natürlich hatte

Wie steht es nun mit dem Inhalt der Lieder Aben Guzmáns? Das Leben des Sängers hat ihn, wie wir sahen, vielleicht mit Ausnahme einiger Jugendjahre, kaum zu Wohlstand und Unabhängigkeit geführt. Seine Lieder preisen am Ende, oder auch gleich am Beginn, gelegentlich auch einmal in der Mitte, irgendeinen Gönner, einen Aben ʿObādah, Aben Hamdīn, (Ibrahīm) al-Waski usw. Aber dieses Lob ist fast immer die Einführung irgendeiner Bitte. Der Sänger bittet um Geld, um Kleider, um Mahl und Öl, um die Bezahlung seiner Miete usw. Er preist empfangene Wohltaten, aber um alsbald neue zu verlangen.

Selten lobt er einmal ohne zu betteln. So rühmt er (Lied 4) einen Richter Aben Seir Muhammad, weil er ihn vor den Schergen bewahrt hat, die ihn als Religionsverächter ins Gefängnis werfen wollten. Auch hier also spricht das persönliche Interesse.

Wie die abendländischen Sänger des Mittelalters streicht er die Vortrefflichkeit seiner Lieder heraus, die das Lob des Gönners doch erst recht wirksam macht. Seine *Zéǰels* können es, wie er meint, mit den Liedern der berühmtesten Dichter nicht nur aufnehmen. Sie übertreffen sie noch bei weitem.

Nur sehr selten kommen andere als die eigenen Dinge zur Sprache. Das 47. Lied feiert einen Sieg der Mauren über die Christen (in der Schlacht von Fraga 1134). Das 102. einen Sieg bei Šuqair,[1] wo die Christen unter dem Regen der maurischen Pfeile wie die Heuschrecken starben. Auch das 86. Lied ist politischen Inhalts, ohne daſs aber da ein bedeutungsvolleres Ereignis zugrunde zu liegen scheint.[2]

Wir empfangen von der Umgebung des Dichters das Bild einer rein weltlich eingestellten, üppig sorglosen, ja leichtfertigen Geselligkeit. Die Liebe und, in starkem Unterschied von der Dichtung der Trobadors, die Freude am Wein, sind der Gegenstand seiner Lieder: „Ein Leben ohne zu trinken ist nur ein Irrgang. Wein! Wein! und laſst mich in Frieden mit Eurem Geschwätz! Komm ich zum Sterben, so hört, wie Ihr mich bestatten sollt: eine Rebe legt mir zwischen die Lider; in Blätter des Weinstocks sollt Ihr mich hüllen; aufs Haupt setzt mir einen Turban aus seinen Zweigen" (XC).

„Der goldene Wein ist mein Freund und mein Gebieter, meine Freude, meine Lust, der Arzt meiner Leiden: der Jährling, der Manzanilla, der Amontillado, der dunkle, der duftige, der Weiſswein, der Grieche, der Cláret!" (XXIX).

Das Ideal ist natürlich die Vereinigung der beiden Quellen des Genusses: „Ich leere den Becher, und Zuhra füllt ihn mir wieder: mein Schatz, meine Liebste, meine Schänkin! Zwischen ihnen beiden setze ich mich

---

Bertran keine Ahnung von der Existenz eines Aben Guzmán und seiner *Zéǰels*. Daſs beide Dichter in schwierigen Reimen dichteten, führt sie zu so übereinstimmender Äuſserung.

[1] Nykl sagt: se describe la victoria de un tal Šuqair. Brockelmann sieht hier einen Ortsnamen.

[2] Ribera zählt im 2. Anhang seiner Abhandlung S. 81—86 die Themen sämtlicher Lieder, nach Gattungen geordnet, auf, so daſs man dort eine Übersicht über alle Lieder erhält.

nieder: hier ist meine Liebe und dort ist mein Trank. Nun ist all mein Sehnen erfüllt." So beginnt das eben zitierte Lied.

Die Liebeslieder rühmen die Schönheit der Geliebten. Öfter noch klagen sie über ihren Hochmut, ihre Härte und ihre Unbeständigkeit.

Beeinträchtigt werden uns diese Lieder dadurch, daſs wir oft nicht wissen, um was für eine Art von Liebe es sich handelt. Wir wissen aus dem „Halsring der Taube", daſs Ibn Ḥazm das geliebte Mädchen ganz gewöhnlich mit einem männlichen Pronomen bezeichnete, und wir sind dort (Zs. 52, 784) auf den allgemeinen Gebrauch des arabischen Orients hingewiesen worden, von der Geliebten als von einer männlichen Person zu sprechen. So redet auch Aben Guzmán fast immer von seiner Liebe zu einem Freunde: „Welch Wein ist in meinem Hause, und welch lieben Freund hab ich zugleich! Wenn Gott dir gibt, mich zu sehen, und du siehst meinen Geliebten, mich mit dem Kelch in der Hand und den Freund mir im Arm, so siehst Du den strahlenden Mond[1] mir zugleich in der Hand und in den Armen! — Du, Freund, trinkst Deinen Kelch, und der Schlaf schlieſst Dir die Augen. Da scheint es, es hätte einer ein (Watte-)Bäuschchen genommen und hätte Deine Wangen (mit Rot) betupft. Du allein tust mir genug als Geliebter! Komm und erfülle was ich begehre, schnell, schnell!" (XI).

Bei Ibn Ḥazm wäre auch in solchen Fällen über die Natur seiner Liebe kein Zweifel. Jede Geschlechtsverirrung ist ihm ein Abscheu. Das männliche Genus erklärt sich bei ihm nur aus jener stilistischen Eigenheit. Anders bei Aben Guzmán. Er rühmt sich in frechen Worten seiner sodomitischen Sünden: „Du kennst meine Laster. Mein Leben bringe ich in ihnen hin. Wenn es Menschen gibt, die eines von beiden sind: Sodomiter oder Ehebrecher, ich vereine beides in mir" (XXX). Ist er nur ein Fanfaron du vice? Nykl zweifelt jedenfalls nicht an der Wahrheit jener Worte. Und noch weniger Ribera, der ein sehr hartes Urteil über Aben Guzmán und über die moralisch-sozialen Zustände Andalusiens zu seiner Zeit fällt S. 72).[2]

Immer wird dem Dichter nicht zu glauben sein. Gelegentlich erinnert er uns an den Grafen von Poitou, der mit Humor seine angeblichen Aventuren mit Frau Agnes und Frau Ermessen erzählt. So berichtet uns Aben Guzmán (XX), freilich mit weniger Witz, vom gestörten Stelldichein mit der Gattin eines Nachbars, oder von verliebten Reisegeschicken (LXXXIV. Nykl begnügt sich hier mit einem kurzen Résumé).

In der Einleitung zum *Ṭauq* hatte der Übersetzer diejenigen Züge zusammengestellt, die ihm die Beziehungen zwischen der arabischen und der provenzalischen Minnedichtung zu beweisen schienen. Die Vorrede des neuen Buches kommt (S. XLV—VIII) auf diese Zusammenstellung zurück. Nur teilweise kehren die Züge im Cancionero wieder. Von den

---

[1] Der Mond ist dem Araber der Inbegriff alles Schönen.

[2] In der 6. Str. des X. Liedes preist Aben Guzmán die Schönheit seiner Lalima in Worten, die keinen Zweifel an ihrem Geschlecht lassen: „Äpfel sind die Brüstchen" usw. s. unten S. 732.

gardadors und *guirbauts*, den *gelos* und *vezis* ist bei Aben Guzmán weniger die Rede als wir nach der Ars amandi Ibn Ḥazms erwarten könnten. Sogar die *lauzengiers* begegnen recht selten (z. B. XXXII Str. 2 und 3). Ob sich unter den sehr zahlreichen Namen, die Aben Guzmán anführt, auch *senhals* befinden, geht aus der Übersetzung nicht hervor. Auf den ununterrichteten Leser machen sie den Eindruck wirklicher, unverhüllter Personennamen. Die „atmósfera primaveril" (S. XLVIII) tritt im Dīwān weit seltener auf als bei den Trobadors, und sehr selten als die Einleitung des Liebesliedes, wie es zum Stil des abendländischen Minnesangs gehört. Dagegen finden wir gelegentlich ein Bild des Frühlings, das in lebendiger Anschaulichkeit über die üblichen Schilderungen der Trobadors weit hinausgeht. Vom 148. *Zéǰel* bietet Nykl nur ein Résumé: Ich gebe, als eine Probe der Dichtung Aben Guzmáns, einige Strophen in der Übersetzung, die ich der stets hilfsbereiten Güte meines Kollegen Brockelmann verdanke:

„Höre, was mir der Pfaffe sagte: Bereue! — Das ist ein dummer Schwätzer! Wie soll ich bereuen, da der Garten lacht und der Windhauch wie Moschus duftet?"[1]

„Der Frühling hat seine Fahne entfaltet wie ein mächtiger Sultan. Die Fruchtbäume haben ihren Schmuck angelegt und die Vögel singen darüber. Der Garten trägt seine Hüllen aus rosen- (oder smaragd- ?) farbenen Gewändern und der Frühling mit den Veilchen kam zu weiſser und blauer Schönheit."

„Tau (?), Goldlack und Myrte; Wind, Schatten und Wasser. Der Feine (d. h. die Geliebte) ist schön und gefällig, und der Wächter stumm und blind. Musik vom Musiker (d. h. dem Spieler des Begleitinstruments) und Gesang von der Stimme des . . .[2] Der Himmel ist klar wie Glas, der Wein gelb und rein."

„Glückssterne gehen auf, und die Goldlackblüten erschlieſsen sich, Und Gesang und Dina-din-din und Spiel und Qaha-qah-qah (d. h. Lachen[3]). Da laſs ab von mir, o Gieriger . . ."

Von diesem Verse ab geht der Sänger zu anderen Dingen: zum Trinken und Lieben über. So ist hier die Frühlingsschilderung freilich die Einleitung des Liedes. Aber wie weit sind wir von den farblosen Allgemeinheiten des Frühlingseinganges bei den Trobadors!

Es wird gut sein, noch einige andere Proben anzuführen, um, im Vergleich mit provenzalischer Lyrik, die Ferne, aber auch gelegentlich die Nähe, der Dichtung Aben Guzmáns zu zeigen.[4]

---

[1] Dies ist der Eingang des Liedes, der Refrain, der wohl nach jeder Strophe vom Chor der Hörer wiederholt wurde (das Schema des Liedes ist: BB aaaB).

[2] Das letzte Wort der Zeile ist hier und im folgenden abgeschnitten.

[3] Ribera Dis. y op. I, 44 n. 3 faſst es als Nachahmung der Töne des Begleitinstruments.

[4] Ich gebe wieder die Übersetzung Brockelmanns, da die zweifache Übersetzung, aus dem Arabischen in das Spanische Nykls und aus dem Spanischen ins Deutsche, nur zu einer Fehlerquelle werden würde. Zahlreiche Stellen des schwierigen Textes bleiben unklar.

Lied X beginnt mit dem Refrainverse:

„Stets lieb' ich dich, Lalima, Sternchen."

Darauf beginnt das Lied:

„Wer Dich liebt, stirbt Deinetwegen. Wenn ich getötet werde, wird es um Deinetwillen sein. Wenn mein Herz Dich lassen könnte, hätte es nicht dies Liedchen gedichtet."

„Du Zierde der Versammlungen. Fein, ja, und klug, bist Du ein Steinchen (?) von Goldstücken. Möge Gott Dich zu einem . . . (?) machen!"

„Alle Deine Liebhaber sind vernarrt. Der Zauber Babels ist in Dir vereint. Man hört von Dir lauter Kostbarkeiten, wenn Du nur ein Wörtchen sprichst."

„Äpfel sind Deine Brüstchen, Von Feinmehl die Bäckchen, Von Edelstein die Zähnchen, Von Zucker das Mündchen."

„Wenn Du den Leuten das Fasten verbötest Und sagtest: ‚Werdet ungläubig, ihr Leute!', So wäre die Moschee heut' nur Mit einem Stricke gebunden."[1]

„Du bist süfser als Feinzucker. Ich bin der Sklave, Du der Herr, Mein Herr, und wenn jemand ‚Mein' sagt, Versetze ich ihm einen Faustschlag in den Nacken."

„Wie lange willst Du Dich so von mir wenden? Wie lange soll dies Schelten währen? Möge Gott aus Dir und mir Im Hause (?) meines Onkels ein Bukett machen!"

Lied XCII: Lob und Ermahnung der Geliebten aus der Ferne.

„Wie soll bei mir in der Fremde nicht Kummer sein, Da ich mein Herz der Umm-al-Hakam gelassen!" (Refrain).

„Mein Herz ist fort (von mir), seit ich auf Reisen war. Der Tag entfernte mich von ihr (?), und er wurde zum Monat. Fern ist mir der Wunsch und fern der Mond. Nach der Trennung von ihr kam mir die Reue."

„Von der Einsamkeit in der Ferne kocht mein Herz. Ach, ginge ich doch die Sultanin der Welt besuchen! Schon sind Jahre und Monate voll geworden, Aber meine Liebe zu Umm-al-Hakam ist nicht zu Ende."

„Umm-al-Hakam ist eine Pracht unter den Mädchen. Umm-al-Hakam hat eine Wange wie Granatblüten. Umm-al-Hakam hat grofse schwarze Augen. (Selbst noch) in Stücke zerrissen würde sie Völker bezaubern."

„O Zucker auserlesenen Geschmacks! Bei diesen zarten Lippen vergifs nicht die Pflicht zu küssen und zu umarmen. Und denke an meine Gesellschaft und an meine Eifersucht (?)."

„Sei treu, denn auch Dein Liebster ist treu! Lafs das Ausgehen, verhülle Dich und verbirg Dich! Glaube dem, der Gutes von mir sagt, Und hüte Dich auf den zu hören, der zu Dir als Verleumder kommt."

„Meinem Boten sei leicht erreichbar. Wenn Du mir einen Brief schicken willst, Werde ich Dir die Antwort mit meinem Blute schreiben, Und meine Knochen werde ich zur Feder schneiden!"

---

[1] D. h. ein Strick würde genügen, die Verehrer fernzuhalten.

Die Lieder Aben Guzmáns sind, wie die provenzalischen, gesungene Lieder. Sie entsprechen ihnen ungefähr im Umfang, sowohl des Ganzen wie der einzelnen Strophen. Der Inhalt berührt sich, wie es bei der Gleichheit der Motive natürlich ist. Gelegentlich entsprechen sich auch auffallende Einzelheiten. Aber die formalen und inhaltlichen Ähnlichkeiten zwingen uns keineswegs zur Überzeugung, dafs wir im Dīwān Aben Guzmáns eine Art von Vorbild für den Minnesang der Trobadors zu sehen hätten.

Und davon kann ja auch schon aus chronologischen Gründen gar keine Rede sein. Wir haben als Aben Guzmáns Lebenszeit etwa 1080—1160 kennen gelernt. Er ist also ein Zeitgenosse Jaufre Rudels, Marcabrus und Cercamons. Der provenzalische Minnesang hat bestanden, ehe er auch nur sein erstes Lied gedichtet haben kann. Wir müssen etwaige arabische Vorbilder für den Trobadorsang ungefähr in der Mitte des 11. Jahrhunderts suchen. Was wissen wir von der arabischen Dichtung in dieser Zeit?

Wenn wir die im ganzen doch eintönigen, an Wert mäfsigen Spielmannslieder Aben Guzmáns mit der ideen-, farben- und bilderreichen, psychologisch feinsinnigen Poesie vergleichen, die die Minnelehre Ibn Hazms durchzieht, so ist es, als würde uns zwischen diesen so verschiedenen Werken nur ein flüchtiger und unsicherer Blick auf eine reiche, hochentwickelte Literatur vergönnt, die um jene Zeit in Andalusien existiert hat, von der uns aber genauere Kenntnis, wenigstens einstweilen, versagt ist.

Wichtig ist uns aber nun noch im Werke Aben Guzmáns eine Eigentümlichkeit, von der noch nicht die Rede war. Nykl erwähnt (S. XXVIII), dafs im arabischen Text des Sängers hier und da auch spanische Wörter auftauchen. Das ist schon früher von Simonet und Ribera hervorgehoben worden. Es handelt sich nicht darum, dafs, wie Simonet sich ausdrückte: die *cantares* ***abundan*** *en palabras y aun frases españolas*, aber die Liste, die Nykl S. 457 gibt, zählt immerhin mehr als 40 Lieder auf, in denen einzelne *frases y palabras* erscheinen.

Der Fall, den Nykl als *caso más claro que aparece en el códice* bezeichnet, ist die 2. Strophe des 10. Liedes. Wir haben sie oben, S. 732, in der Übersetzung ausgelassen, da sie zum eigentlichen Inhalt des Liedes nicht zu gehören scheint. Der Dichter redet, nach den beginnenden Refrainversen, einen *Schilbato* an (wir suchen die Mischung der Sprachen dadurch wiederzugeben, dafs wir die spanischen Wörter belassen):

„O mein Sänger (?) *Šil(i)baṭo*. *Tu* (bist) traurig. *Tu* (bist) *bēnaṭo*. Du siehst den heutigen Tag *wašṭaṭo*. Hast an ihm erst einen Bissen genossen."

Das Wort, das wir zweifelnd durch „Sänger" wiedergeben, wird von Nykl *locuelo* übersetzt, von Ribera aber (*Disertaciones y Opúsculos* I, 35): *inconstante* (arabisch: Nykl *muṭarnani*, Ribera *mutĕrneni*, Brockelmann nach der Hs. *muṭarbani*).

Den Namen liest Ribera *Salvato*. Brockelmann bestätigt Nykls Lesung *Šilibaṭo*, die Nykl des Metrums wegen zu dreisilbigem *Šilbaṭo* kürzt. Das arabische Zeichen, das hier durch *š* wiedergegeben wird, entspricht in den Aljamiadotexten dem *š* des älteren Spanisch, aber auch dem alt-

und neuspan. *s* (vgl. z. B. Menéndez Pidals Ausgabe des *Poema de Yúçuf*, wo es durch *z* wiedergegeben wird, und siehe Nykls *Rrekontamiento del Rrey Ališandᵉre* Einleitung S. 49). So dürfen wir hier den Namen als *Silbato* verstehen. Span. *silbato* ist „Pfiff, Pfeifen, Pfeife", auch „*rotura pequeña por donde respira el aire o se rezuma un líquido* (*Diccionario de la Lengua Española de la Real Academia Española*, 1925). Nach Tollhausen bedeutet das Wort familiär auch „Gurgel". Ich weiſs nicht, woher Tollhausen diese Bedeutung hat. Sie ist aber sehr erklärlich und würde hier gut passen. Aben Guzmán würde seine „Gurgel" anreden, die traurig und leidend (*penado*) sei [im arabischen steht: *tūn ḥazīn tūn bēnāṭo*, also wohl *tū'n* = *tu un* „Du ein Trauriger, Du ein Leidender"], und den Tag für verdorben (*gastado*) halten, da sie noch nichts zu verzehren bekommen habe.

Über das, was sonst an spanischem Sprachgut bei Aben Guzmán vorkommt, finden wir leider weder bei Ribera noch bei Nykl viel Aufklärung. Ribera versprach eine Studie darüber, die er mit Menéndez Pidal vorbereite (Disert. y Opúsc. I, 36 Anm.). Aber sie scheint noch nicht erschienen zu sein. Die Definition, die einstweilen Ribera von dieser Sprache gab (a. a. O.), mutet den Romanisten etwas seltsam an: *el dialecto de Córdoba, tal como aparece en las canciones de Abencuzmán, viene a ser como un intermedio entre el portugués y el catalán, pero con carácteres mucho más arcáicos*.

Das auſserordentlich interessante Problem ist offenbar recht schwierig. Es handelt sich, wie wir sahen, um einen in Andalusien verfaſsten Text, der uns in einer einzigen, in Syrien geschriebenen Handschrift überliefert ist. War der Kopist willens und in der Lage, die spanischen Bestandteile seiner Vorlage auch nur einigermaſsen korrekt wiederzugeben? Ja, verstand er auch nur hinreichend die vom östlichen Arabisch weit abstehende andalusische Mundart?[1] An manchen Stellen des Textes scheint uns der Arabist nur sagen zu können, daſs nicht-arabische Elemente vorliegen, ohne aber ihre romanische Herkunft mit Sicherheit zu behaupten. An anderen Stellen aber geben sich spanische Wörter deutlich zu erkennen. Wir finden bei Nykl S. 8, 4, 2 ein *ṭoṭo bēn kireyo* = *todo bien creyo*, und *kireyo* kehrt 195, 4, 4, wieder; 14, 1, 3 *bono* (202, 6, 3 *būn būn*); 45, 6, 2 *roṭonṭo*, 48, 2, 2 *ṭornaṭo* usw. usw. 44, 1, 1 sagt der Dichter: „Laſst uns mit dem Nachbar auf den *marqaṭāl* gehen", d. h. auf den *mercado*, den Markt, und dasselbe Wort kehrt 277, 2, 5 wieder: „Du bist schöner als ein Ausschreier auf dem *marqiṭāl*."[2] Im Lied CII, 5, 1 (S. 246) erkennt Ribera (p. 36) einen ganzen spanischen Vers. Nykl druckt die Worte nicht kursiv, scheint sie also nicht für spanisch zu halten. Doch ist *kattbu* wohl = *cativo*. Liegt nicht auch 189, 6, 1 vielleicht ein spanischer Satz zugrunde?: *Alba alba ēš ḏa luğ anuna ḏīyeh*. Das Wort *alba* ist klar; *luğ* kann doch sehr wohl

---

[1] Nach Dozy war diese *langue vulgaire* „*sans désinences grammaticales*" (bei Nykl p. XXXI). Entsprechend sagt De Slane, daſs diese Sprache „ne s'astreignit pas à l'observation des règles de la syntaxe désinentielle", ib. XXXII.

[2] Auch hier bin ich wieder meinem lieben Koll. Brockelmann für seine Hilfe zu Dank verpflichtet.

luz sein. In *ḏīyeh* mag man *die(m)* oder *dia* erkennen; und steckt in *anuna* vielleicht *nuva* = *nueva* (*u* = *ue* fanden wir schon in *būn*)?

Wie ist nun diese Einmischung spanischen Sprachgutes zu beurteilen? Nykl sagt p. XXIX „*De la escasez y oscuridad de estas huellas del romance en el Dīwān podemos concluir que el poeta y sus amigos quizá entendían un poco esta habla, pero no sabrían de ella más de lo que sabían, por ejemplo, Cervantes del árabe, o Lope de Vega, del flamenco, cuando se les escapan algunas frases de estos idiomas en sus escritos.*" Sehr viel weiter geht Menéndez Pidal, der in den *Orígenes del Español* (Madrid 1929, p. 448) sagt: *Ben Cuzmán poetiza en Córdoba como buen secuaz de Mocádem de Cabra, salpicando sus canciones de nuevo estilo, llamadas zéjeles, con muchas voces y frases aljamiadas, para reflejar más fielmente las escenas populares de la ciudad.* Er sieht in diesen spanischen Wörtern und Sätzen einen Beweis, daſs „die romanische Sprache sich im Süden Spaniens bis ins 13. Jahrhundert (und natürlich auch darüber hinaus) erhielt." Und er ist hierin ganz einig mit Ribera, dessen Theorien, mit welchen er als ein neuer Conquistador am liebsten die ganze mittelalterliche Literatur Europas als ein Erbteil Andalusiens gewinnen möchte, wesentlich auf der Lehre beruhen, daſs das Blut und die Sprache der alten Bewohner sich fortdauernd unter der arabischen Herrschaft erhalten haben, ja, daſs ihre Sprache die arabischen Herrscher selbst erobert hätte. Durch fortdauernde Vermischung mit den romanischen Sklavinnen ihres Harems wurde nicht nur das arabische Blut der Eroberer allmählich durch romanisches Blut ersetzt, so daſs es prozentual nur einen sehr geringen Teil mehr bildete, sondern die Sprache ihres Hauses war bei Frauen, Kindern und Sklaven bald nur noch, oder fast nur noch, die romanische, und sie selbst lernten so viel von dieser Sprache, daſs auch sie sie verstanden. Menéndez Pidal übermittelt uns die Nachricht (Orígenes p. 449), daſs 1311 von den 200000 Muhammedanern der Bevölkerung Granadas nur 500 der Rasse nach Mauren gewesen seien. Alle anderen waren Söhne und Enkel von Christen.

Wir können die schwierigen Fragen solcher Blutmischung der jetzt so populären Rassenforschung überlassen. Wie weit Aben Guzmán selbst das Spanische beherrschte, scheint mir zweifelhaft. Vielleicht kannte er nur eine Anzahl von Wörtern und Phrasen, die er oft auf der Straſse oder sonst in seiner Umgebung hörte. Daſs aber diese Umgebung in weitem Maſse spanisch sprach, daſs auch seine Zuhörer diese Sprache mehr oder weniger verstanden, daran kann kein Zweifel sein.

Und nicht nur die Sprache der spanischen Bevölkerung kannten die arabischen Herrscher, sondern auch ihre Sitten und Gebräuche. Ribera macht darauf aufmerksam (p. 46), daſs bei Aben Guzmán die Namen spanischer volkstümlicher Feste begegnen: *Mayos, Eneros, Navidad, Verbenas.* Und von besonderem Interesse ist für uns, daſs sich bei ihm auch eine gewisse Kenntnis romanischer Lyrik zeigt. Sein 141. *Zéǰel* wird von Ribera als eine *Albada* bezeichnet. Er übersetzt (S. 86—91) dieses Lied und dramatisiert in sehr phantasievoller, äuſserst lebendiger Art dessen Vortrag.

Nicht eine *Albada* ist freilich das Lied, sondern die Parodie einer solchen. Das *Zéǰel* beginnt als ein Trinklied: „Es trinke die Schöne, und sie

gebe mir zu trinken! Kein Wächter und kein Spion ist da, der uns störe. So ist es schön!" Dies sind die Refrainverse.

Darauf schildert der Sänger in 4 Strophen mit sehr lebhaften, aber auch sehr derben Worten das Zusammensein mit der Geliebten. Am Schluſs der 4. Strophe ruft er: „Der Morgen bricht an. Verwünscht soll er sein! Warum kommt der Morgen?!" Strophe 5: Ich stand auf und ergriff eilends den Mantel. Sie spricht zu mir: „Du gehst? Was hast Du vor zu tun? Laſs den Mantel und bleib bei mir." Da antwortete ich: „Laſs mich. Ich gehe zum Golde. Den Aben Sumaida Abu'l Qasim will ich preisen!" Und nun stimmt die Schluſsstrophe das Lob dieses Gönners an.

Man sieht, das Lied ist keine eigentliche Alba. Aber die Parodie erweist die Existenz der Gattung. Wir sehen, daſs Aben Guzmán die Art der Alba, ungefähr ein halbes Jahrhundert, ehe sie uns in der romanischen Literatur bezeugt ist, kannte.

Man darf nun nicht etwa schlieſsen, daſs die Romanen diese Gattung erst aus dem Arabischen entlehnt haben. Das Wort *Alba* wird uns an anderer Stelle von Aben Guzman selbst genannt (s. oben S. 734). Wir haben es in diesem *Zějel* mit einer burlesken Nachahmung romanischer Dichtform zu tun.

Bei dieser Feststellung läſst es Ribera nicht bewenden. Er behauptet (Disertaciones y Opúsculos p. 45), daſs die Lieder Aben Guzmáns auch sonst romanischen Einfluſs deutlich verraten. Ja, sie haben nach ihm mit echt arabischer Lyrik wenig gemein. Sowohl ihr Inhalt wie ihre Form weichen von arabischer Art ab. Der Graf Schack hatte schon auf die formale Ähnlichkeit arabischer Lieder mit romanischen Tanzliedern hingewiesen. Ribera glaubt annehmen zu dürfen, daſs die Lyrik Aben Guzmáns „entweder auf eine romanisch andalusische Lyrik hinweise, die dem 10. Jahrhundert voraufgeht und älter ist als diejenige, die in den portugiesischen Cancioneros erscheint, oder auf eine sehr alte galizische Lyrik, die von der galizischen Kolonie (von Sklaven und Soldaten) nach Andalusien gebracht worden ist."[1]

Er hat seitdem in kühnem musikalischem Fluge die Singweisen der provenzalischen, französischen und deutschen Minnesänger auf die arabische Musik andalusischer Lieder zurückgeführt (La Música andaluza medieval en las Canciones de Trovadores, Troveros y Minnesinger, Madrid 1923—1925). Diese verwegene Hypothese wollen wir den Musikhistorikern zur Prüfung überlassen. Daſs aber in Andalusien, und auch sonst in Spanien, unter der arabischen Herrschaft arabische und romanische Sprache nebeneinander lebten, dürfen wir als eine sichere Tatsache hinnehmen. So waren in der doppelsprachigen und doppelrassigen Bevölkerung die Bedingungen gegenseitiger Einwirkung auf Lebens- und Kulturformen gegeben. Diese

[1] Yo creo que para explicar el origen de la lírica de Abencuzmán debe suponerse: o una lírica andaluza romanceada, anterior al siglo X, más antigua que la que aparece en los Cancioneros portugueses, o una lírica gallega antiquísima, que la colonia gallega trajo a Andalucía, de donde procede la romanceada andaluza anterior a Abencuzmán (Disert. y Opúsc. p. 53s.).

Wirkung hat sich ja auch in der Architektur und in manchem anderen aufs deutlichste ausgedrückt. In der Literatur sind uns die Aljamiadotexte bis ins 16. Jahrhundert hinein und bis nach Aragón hinauf Zeugnisse für die fortdauernde Durchdringung arabischer und spanischer Sprache und Kultur. Genauer zu erkennen, wie weit in der Lyrik des 11. Jahrhunderts eine regere Berührung romanischer und arabischer Literatur stattgefunden haben mag, hindert uns einstweilen, und hindert uns vielleicht für immer, der Mangel sicherer Zeugnisse auf beiden Seiten.

† Carl Appel.

Provenzalische Literatur.

Ferruccio Blasi, Le Poesie di Guilhem de la Tor, Genève-Firenze 1934 (= Bibl. dell' „Archivum Romanicum", Serie I, vol. 21).

Der Verfasser der vorliegenden Ausgabe, der im Jahre 1932 die fünf Gedichte des Arnaut Catalan veröffentlicht hat,[1] bietet hier die Lieder eines provenzalischen Trobadors, der einen italienischen Philologen besonders reizen konnte, da nahezu alle Anspielungen auf wirkliche Dinge, die sich bei ihm finden, auf Italien weisen. Die Ausgabe zeigt den bewährten Aufbau: biographisch-literarische Einleitung, Texte nebst Übersetzungen, Anmerkungen. Das Glossar ist leider so geringfügig, daſs es im Ernst nicht gerechnet werden kann.

Blasi hat für seine Ausgabe bedeutende Vorarbeiten benutzen können. Besonders die sogenannte *Treva*, ein Lied, in dem Guilhem eine groſse Zahl italienischer Damen seiner Zeit auftreten läſst, ist Gegenstand eingehender Forschungen gewesen. Verf. kennt die gesamte hierher gehörige Literatur gut, geht aber — und etwas anderes war wohl auch im Augenblick nicht möglich — über eine berichtende Stellungnahme kaum hinaus.[2]

---

[1] *Archivum Romanicum* XVI, 97—123; vgl. dazu Appel, *Zschr.* 53, 559—566.

[2] S. 75 scheint ihm ein Irrtum unterlaufen zu sein, indem hier offenbar die Ehe der Emilia mit Peter Traversara und die der Beatrix von Mangon mit Paolo Traversara verwechselt werden. Blasi folgt hier De Bartholomaeis (*Poesie provenzali storiche rel. all'Italia*, Rom 1931, I, 214, Anm. zu v. 9 betr. *Esmilia*). Doch geht aus den Darlegungen Torracas (*Le Donne italiane nella poesia provenzale*, Florenz 1901, S. 46 und Anm. 2, und gleichlautend *Atti e memorie della R. Deput. di storia patria per le provincie di Romagna*, 3a serie, vol. XVIII, 101 und Anm. 3) hervor, daſs im Jahre 1216 die Ehe Paolo — Beatrice und nicht, wie Blasi und De Bartolomaeis annehmen, die Ehe Peter — Emilia geschlossen wurde. Während Torraca die betreffende lateinische Urkundenstelle als *Data sorore comitum Paulo Traversario in uxorem* abdruckt und dann auch weiterhin von Beatrice als dieser Gattin spricht, setzt De Bartholomaeis *Petro* statt *Paulo* und redet deshalb von Emilia. Diese wurde aber nicht erst 1216 mit Peter vermählt, sondern erscheint nach Torraca (a. a. O. S. 48, Anm. 2, bzw. 103, Anm. 2) schon in einer Urkunde vom April 1212 als seine Gattin. Ist also die Ehe Peter — Emilia nicht erst 1216 geschlossen, so verliert dieses Jahr seinen Wert für die Bestimmung der Abfassungszeit der „Treva" als *terminus post quem*. Bergert (*Die von den Trobadors genannten . . . Damen*, Halle 1913, S. 76f.) folgt den Angaben Torracas, und De Bartholomaeis verweist — gerade in der oben genannten Anmerkung zu v. 9, wo die soeben

Seine historischen Darlegungen bringt Blasi besonders in den Anmerkungen zu den Liedern, während die biographische Einleitung äuſserst knapp gehalten ist und von der Fülle der in einigen der Lieder auftretenden Gestalten nichts ahnen läſst. So liest man zwar in den Anmerkungen zu Nr. XII (S. 72), daſs Guilhem fast alle oberitalienischen Höfe besucht habe; in der biographischen Einleitung (S. VI) werden aber nur vier, bzw. fünf solcher Höfe genannt. Dabei ist für zwei dieser Höfe, den der Biandrate und den der Romano, Guilhems Anwesenheit gar nicht einmal mit Sicherheit erwiesen. Die Annahme eines Besuches Guilhems bei den Biandrate hat zur Voraussetzung, daſs der Herr „Imbert" der Tenzone Nr. XII mit „Uberto" gleichzusetzen und der Zusatz „von Biandrate" zu ergänzen ist, wozu nach Schultz-Gora, *Arch.* 134, 198 keine Veranlassung vorliegt. Guilhems Aufenthalt bei den Romano wird daraus geschlossen, daſs Sordel in der Tenzone mit Guilhem (Nr. XIII) Cunizza als Schiedsrichterin vorschlägt. Diese Tatsache[1] verpflichtet doch aber Sordels Tenzonengegner nicht zu einem Besuche des Hofes, an dem die Schiedsrichterin lebt.

Auch die literarische Bewertung der Gedichte Guilhems begnügt sich mit kurzen und allgemeinen Bemerkungen. Nur der „Treva" wird eine etwas eingehendere Darstellung gewidmet. Sie wird mit Recht zu der Gattung des *Tournoiement des Dames* gesellt; ihr kann doch aber der *Gar-*

---

zitierten lateinischen Worte wiedergegeben werden — auf Bergerts Arbeit (fälschlich S. 14 statt 76), ohne seine Abweichung von Bergerts oder Torracas Ausführungen zu erwähnen. Scheidet das Jahr 1216 aber als frühester Termin der Abfassung des Gedichtes aus, so gewinnt es neue Bedeutung als *terminus ante quem.* Denn die in diesem Jahre vermählte Beatrice erscheint im Gedicht (v. 10) mit ihrem Mädchennamen (Mangon). Dies hat schon Bergert (S. 90, Anm. 1) Veranlassung gegeben, die Möglichkeit zu erwägen, ob nicht Beatrix noch unverheiratet war, als Guilhem die „Treva" verfaſste. Bergert erhebt sich selbst gegenüber verschiedene Einwände, zu denen man noch hinzufügen könnte, daſs Beatrix vor 1216 noch zu jung gewesen sei — ihr Gatte war bei der Heirat erst 14 Jahre alt —, um in dem Gedicht als „Dame" erwähnt zu werden. Wie dem auch sei, Blasi und vor ihm De Bartholomaeis hätten sich mit der sehr beachtlichen Anregung Bergerts auseinandersetzen müssen.

[1] Sie steht nicht unumstöſslich fest, da zwei (*AD*) von den 9 Handschriften eine Agneseta als Schiedsrichterin nennen. Zwar hat Schultz-Gora (zuletzt: *Ein Sirventes von Guilhem Figueira gegen Friedrich II.*, Halle 1902, S. 50) sich mit gewichtigen Gründen für Cunizza eingesetzt; aber die Argumente De Lollis', der Agneseta in den Text setzt, sind doch nicht gänzlich von der Hand zu weisen (s. seine Ausgabe Sordels, S. 275). Es ist in der Tat begreiflicher, daſs spätere Schreiber den ihnen im Zusammenhang mit Sordel bekannten Namen Cunizza in den Text setzen, als daſs umgekehrt dieser bekannte Name durch einen unbekannten ersetzt wird. Man könnte noch hinzufügen, daſs der Name Agneseta in der Hs. *A* um so eindringlicher wirkt, als gerade sie als einzige von den genannten neun Handschriften die längere Biographie Sordels mit dem Namen der Cunizza bringt, bei dem Schreiber von *A* also die Versuchung besonders nahegelegen hätte, den ihm vertrauten Namen statt des unbekannteren der Agneseta einzuführen. Diesen deshalb aus dem Texte zu verbannen, wie es Blasi tut (s. Anm. S. 74), weil die damit gemeinte Persönlichkeit nicht zu identifizieren sei, geht nicht an. Vgl. zu dieser ganzen Frage Bergert, *a. a. O.* S. 92 unter Ainesina und S. 94 unter Cunizza.

Iambei von Rainbaut de Vaqueiras (Gr. 392, 14) kaum eingereiht werden, da es sich in ihm um die — wenn auch komische — Schilderung eines Turniers wirklicher Ritter handelt. Die ästhetische Beurteilung dieser „Treva" ist aber nicht ganz einheitlich. Es heiſst von ihr S. VII: . . . *vale poco o niente (essendo un arido elenco di nomi femmenili, senza il minimo accento poetico) del punto di vista artistico*, dagegen S. IX: . . . *fu davero una ingeniosa immaginazione poetica del nostro travadore.*

Während die sprachliche Seite der Lieder mit einem einzigen Satze (S. IX) abgetan wird,[1] nimmt die Betrachtung der Metrik etwas mehr Raum ein. Mit den dort gemachten Feststellungen kann man sich aber nicht immer einverstanden erklären. So ist das Schema von Nr. II nicht, wie es S. X heiſst, von vielen Trobadors verwendet worden, sondern ein metrisches Unikum und als solches bei Maus Nr. 549, 17 verzeichnet.[2] Bei Lied III ist v. 7 (weiblich) fälschlich mit vier statt mit drei Silben angegeben und dementsprechend in der Druckanordnung des Textes zu Unrecht mit dem (männlichen) dritten, viersilbigen Vers gleichgestellt.[3] Die Angabe Blasis, daſs das Gedicht bei Maus nicht verzeichnet sei, entspricht nicht den Tatsachen. Da Maus die beiden Kurzverse — allerdings wohl kaum zu Recht — mit dem jeweils folgenden Vers zu einem Zehnsilbler vereinigt, so kommt er zu einem Reimschema, das er unter Nr. 170 verzeichnet. Lied Nr. VI, das Maus nicht unter Nr. 549, 4 (Blasi S. X), sondern fälschlich unter Nr. 549, 19 bringt,[4] kann unmöglich gleiches Metrum, bzw. gleiche Melodie wie Nr. II haben. Zwar ist die Reimanordnung in beiden Liedern dieselbe, aber die Silbenzahl der einzelnen Verse ist grundverschieden. Ebensowenig gehört Nr. XII, das Blasi (S. XI) mit II und VI gleichstellt, in diesen Zusammenhang, da es wiederum in der Silbenzahl der Verse — es sind durchweg Zehnsilbler — gänzlich von den beiden anderen abweicht.[5] Eher könnte man annehmen — Blasi spricht davon aber nicht —, daſs Nr. IV und Nr. V nach derselben Melodie gesungen worden sind, wenn auch die ersten drei Verse in den beiden Liedern durch die Reimordnung etwas voneinander abweichen.[6] Es wäre dies dann der seltene (oder einzige?) Fall, daſs ein Dichter zwei Kanzonen nach der gleichen Melodie hätte singen lassen. Für Lied VII hat Blasi den Hinweis Maus' auf „Anm. 2" und damit

---

[1] Vielleicht mit Unrecht. Man kann hier m. E. mancherlei beobachten, z. B. in bezug auf die Wortstellung; auch Stellen wie *car paors es de leu ioi conquistat* (XII, 19) bieten einiges Interesse (vgl. *Z. f. f. S. u. L.* 57, 429).

[2] Die — sehr einfache und daher leicht zu erfindende — Reimordnung kehrt allerdings öfter wieder, nicht aber mit den von Guilhem für die einzelnen Verse gewählten Silbenzahlen. Diese zeigen, daſs das Lied, wie es ja einer Kanzone geziemt, eine eigene Melodie besessen hat.

[3] Hier hat sich Blasi offenbar von der italienischen Prosodie beeinflussen lassen.

[4] Schon von Kolsen, *Dichtungen der Trobadors*, Heft 1, Halle 1916, S. 31 berichtigt.

[5] Ein metrisches Vorbild für diese Tenzone habe ich nicht finden können; vermutlich ist es ein uns nicht erhaltenes Lied gewesen.

[6] Nr. IV: *aaa* . . . (7 Silben); Nr. V: *abb* . . . (7 Silben).

auf Nr. 18 (S. 88) mifsverstanden,[1] infolgedessen auch nicht erwähnt, dafs dieses Fragment eines obszönen Gedichtes letzten Endes auf Peirol 19, eine Kanzone, zurückgeht. An einem Zusammenhang der beiden Lieder ist wegen der Übereinstimmung der ganz eigenartigen Verslängen kaum zu zweifeln. Allerdings wählt Guilhem andere Reime als Peirol und dessen übrige Nachahmer. Hat er sich geschämt, ein so schamloses Lied auf ein Kanzonenmetrum zu dichten? Zu Lied VIII wiederholt Blasi — nach Maus Nr. 35 — die schon von Kolsen[2] richtiggestellte Behauptung, dafs Rostanh de Merguas dieselbe Form verwendet habe. Die an anderer Stelle (S. XI) gemachte Bemerkung, dafs die 16-zeilige Strophe dieses Liedes sich in zwei Strophen zu je acht Versen zerlegen lasse, erfährt schon durch den syntaktischen Bau mehrerer Strophen (II, III, V) einigermafsen ihre Widerlegung. Gedicht XIII endlich, eine Tenzone, weist dieselbe Form auf wie Uc de San Circ 25 (Ausgabe Jeanroy-Salverda de Grave Nr. VIII), allerdings mit abweichenden Reimen.

Die Feststellung dieses zuletzt erwähnten Zusammenhangs ist nicht ganz unwichtig. Denn ist das Liebeslied des Uc de San Circ das Vorbild für Guilhems Tenzone gewesen, was jedoch nicht mit völliger Sicherheit behauptet werden kann, so ergibt sich für die Abfassung der Tenzone die Zeit nach 1222, da nach der genannten Ausgabe (S. 153—154) Ucs Gedicht kaum vor diesem Jahr entstanden sein dürfte. Leider versagt dies Mittel, die Metrik zur Ermittelung der Abfassungszeiten zu benutzen, bei den anderen Liedern Guilhems völlig. Denn der mögliche Urtyp von Lied VII, Peirol 19, ist eine zeitlose Kanzone, und bei Nr. XI kommt als Vorbild eine ebensolche Kanzone von Bernart de Ventadorn (Nr. 12) in Betracht. Für Tenzone XII ist ein metrisches Muster, wie schon bemerkt, überhaupt nicht nachweisbar, und ähnliches kann man, wenn auch aus anderem Grunde, von den beiden in einreimigen, sechszeiligen Alexandrinerstrophen verfafsten Liedern Nr. X und Nr. XIV sagen.[3]

Diese immerhin etwas erstaunliche Tatsache, dafs Guilhem eine mehr episch als lyrisch anmutende Form zweimal verwendet hat, kann bei Nr. X für die Verfasserschaft Guilhems, wie Blasi es tut (S. XIII), kaum als Beweis geltend gemacht werden. Sie könnte im Gegenteil Zweifel erwecken, ob nicht doch vielleicht Hs. *D* mit ihrer Attribution (Palais) gegenüber der von ms. *A* (Guilhem) recht haben könnte. Da ms. *D* sonst

---

[1] Offenbar hat Blasi ,,Anm. 2" in ,,Anonym 2" verlesen. Bei Nr. XI wiederholt sich dieser Irrtum aber nicht.

[2] *Archiv* 136, 166, Anm. 2.

[3] Genau die gleiche Form, aber mit anderen Reimen weisen auf: 1. Die Kanzone des Guilhem de S. Leidier 16, 2. eine persönliche Cobla Sordels (Gr. 437, 37) und die Antwort seines Herrn, 3. die beiden wohl im Zusammenhang stehenden Sirventese des Bischofs von Clermon (Gr. 95, 2) und des Dalfin d'Alvernhe (Gr. 119, 9), 4. (noch nicht bei Maus) die Tenzone zwischen Jacme Grill und Lanfranc Cigala (Gr. 258, 1a). Selbst wenn man annehmen dürfte, dafs der vor 1200 gestorbene G. de S. Leidier (s. Fabre, *Ann. du Midi* 23, 161—163) mit seiner Kanzone diese Form erfunden und Guilhem de la Tor sie nachgeahmt hätte, so wäre damit für die Datierung der beiden Gedichte des letzteren nicht viel gewonnen.

diejenige Handschrift ist, welche am meisten Lieder Guilhems enthält (12 von 14), so mag es auch hier wohl mehr Glauben verdienen als *A*, das außer dieser Nr. X nur noch die beiden Tenzonen Guilhems (Nr. XII und XIII) überliefert. Es kann in diesem Zusammenhang auch darauf hingewiesen werden, daß die Tornada von Nr. X drei Verse umfaßt, während die von Nr. XIV, der sonst nach demselben Metrum gebauten „Treva" des Guilhem, nur zweiversig ist, eine Tatsache, die vielleicht auch darin ihren Ursprung haben könnte, daß die beiden Lieder von zwei verschiedenen Verfassern herrühren. Ob allerdings die Wirkungszeit des Palais zu der des in Lied X verhöhnten Porc Armat stimmt, soll hier nicht untersucht werden, ist auch so lange nicht feststellbar, als man diese Persönlichkeit nicht einwandfrei identifiziert hat.[1]

Auch die Autorschaft der „Treva" ist ja trotz Blasis Behauptung (S. XII) nicht über jeden Zweifel erhaben, da das Gedicht in der einzigen Handschrift (*N*) zwar hinter Liedern des Guilhem de la Tor, aber ohne Verfassernamen steht. Ebenso wie dieses Lied finden sich auch Nr. I, VII, XI (in *D*) und IX (in a^2) nur in éiner Handschrift, deren Attribution man folgen muß, solange nicht gewichtige innere Gründe oder neu entdeckte Handschriften dagegen sprechen.

Zu den Texten selbst soll hier aus Raummangel nicht im Einzelnen Stellung genommen, sondern nur einiges Allgemeine gesagt werden. Die Einordnung des obszönen Liedes Nr. VII unter die Kanzonen ist nicht zu billigen,[2] während anderseits die „Treva" (Nr. XIV) nicht als besondere Gattung geführt, sondern den beiden Sirventesen hätte angegliedert werden sollen. Dem Wortlaut der Texte legte Blasi nach seiner Angabe (S. XIV), wenn irgend möglich, ms. *I* zugrunde. Er folgt aber diesem — übrigens auch anfechtbaren — Grundsatz nicht konsequent. So liest man über Nr. IV: *Testo di F e grafia di I.* Aber auch diese Angabe ist ungenau. Denn der Text zeigt verschiedene unnötige und wenig glückliche Abweichungen von *F* und der Kolsenschen Ausgabe, die nach diesem ms. hergestellt ist. Die Handschriften *K* und *N* sind nicht benutzt, oder nur insoweit,

---

[1] Nach Restori und Torraca ist es ein gewisser Ponzio Amato, nach Schultz-Gora u. a. Manfred II. Lancia (s. zuletzt Schultz-Gora, *Ein Sirventes etc.* S. 32). Wenn letzterer es wenig glaublich findet, daß der Dichter den Namen Ponz Amat willkürlich in Porc Armat geändert habe, so hat schon Levy *Litbl.* XIV, 364 die Ansicht vertreten, daß die Namensänderung auf eine jener so oft in den Handschriften anzutreffenden unwillkürlichen Verstümmelungen der Eigennamen zurückzuführen sei. Auch die von Schultz-Gora früher angeführte Ähnlichkeit einiger Verse des Gedichts mit denen eines von Uc de San Circ gegen Manfred gerichteten Sirventes fällt für die Identität von Porc Armat und Manfred m. E. nicht übermäßig stark ins Gewicht, verhöhnt doch der Dalfin d'Alvernhe (Gr. 119, 9; str. III) den Bischof von Clermon in ganz ähnlichen Ausdrücken. Das Sirventes des Dalfin gehört zu jenen oben schon genannten Gedichten, die mit dem hier in Frage stehenden Liede Nr. X die metrische Form gemeinsam haben.

[2] Blasi verteidigt seine Anordnung mit der wenig einleuchtenden Begründung, daß Nr. VII ebensowenig einen Abfassungsort erkennen lasse wie die sechs Kanzonen.

als schon vorher Abdruck der Lieder nach diesen Handschriften vorlagen. Das ist besonders für ms. *N* sehr bedauerlich.

Von den 14 Gedichten, die die vorliegende Edition umfaſst, sind 12 schon vorher, z. T. sogar in mehrmaligen, kritischen Ausgaben herausgekommen: Nr. I, II, IV, VI, VIII, IX durch Kolsen (im *Archiv* und den *Dichtungen der Trobadors*), Nr. VII durch Bartsch-Koschwitz, Nr. XII durch Bertoni (*Trovatori d'Italia*) und Nr. X, XI, XIII, XIV zuletzt durch De Bartholomaeis (*Poesie prov. stor. rel. all'Italia*). Nr. III stand schon im *Parn. Occit.*, und für Nr. V lagen textkritische Bemerkungen von Seiten Kolsens vor (*Arch.* 140, 136). Blasi hat alles noch einmal geprüft, weicht wiederholt von seinen Vorgängern ab und hat die Übersetzungen selbst da neu gestaltet, wo bereits Übertragungen ins Italienische vorlagen. Daſs trotz aller aufgewendeten Mühe an den Texten noch manches zu bessern bleibt, wird niemanden überraschen.[1] Im ganzen darf man dem Herausgeber für die Ausgabe dankbar sein. KURT LEWENT.

Alfred Pillet †, Bibliographie der Troubadours, ergänzt, weitergeführt und herausgegeben von Studienrat Dr. Henry Carstens (Schriften der Königsberger gelehrten Gesellschaft, Sonderreihe, Band 3), Max Niemeyer, Halle 1933. XLIV u. 518 S.

Repertori de l'Antiga Literatura Catalana per Jaume Massó Torrents, La Poesia, Vol. I (Institut d'Estudis Catalans), Barcelona, Editorial Alpha, 1932. XI u. 620 S.

Die so lang erwartete und angekündigte Erneuerung des Troubadourverzeichnisses von Karl Bartsch aus seinem i. J. 1872 gedruckten Grundriſs der Provenzalischen Literatur ist also erschienen! Das Bedürfnis nach einer Neubearbeitung dieses für die Troubadourforschung unentbehrlichen Hilfsmittels wurde schon seit Jahrzehnten empfunden. Als im Jahre 1904 Emil Levy als Anerkennung für die ersten Bände seines Provenzalischen Supplementwörterbuches den Diezpreis erhielt, wollte der selbstlose Gelehrte den empfangenen Betrag wiederum in den Dienst der provenzalischen Philologie stellen. Aus dem Briefwechsel zwischen ihm und dem Unterzeichneten ging der Antrag an den damals in Breslau habilitierten Privatdozenten Pillet hervor, die Neubearbeitung des Bartsch'schen Trou-

[1] Eine kleine äuſserliche Bemerkung zum Druck der beiden Tenzonen. Welchen Sinn hat es, die Strophen des jeweiligen ersten Interlokutors — es ist beide Male Guilhem selbst — in Klammern zu setzen? Das Verfahren wäre begreiflich, wenn man es auf das anwendete, was der Gegner Guilhems sagt, da es ja nicht von Guilhem selbst stammt und streng genommen nicht in eine Ausgabe seiner Gedichte gehört. So handhabt es etwa De Lollis in seiner Ausgabe des Sordel (nicht etwa als erster; vgl. z. B. Bartschs Ausgabe des Peire Vidal aus dem Jahre 1857, Nr. 33 und 39). De Lollis gibt z. B. bei Nr. XIX (Gr. 437, 10), einer Tenzone, die mit Sordels Worten beginnt, erst der zweiten Strophe diese Klammern, während sie bei Nr. XVII, der Tenzone mit unserem Guilhem, schon in der ersten Strophe erscheinen, weil Guilhem der Angreifer ist. In einer Ausgabe Guilhems dagegen müſste die erste Strophe dieser Tenzone (Blasi Nr. XIII) klammerfrei und die zweite eingeklammert sein.

badourverzeichnisses zu übernehmen. Pillet ging mit Eifer an diese Aufgabe und arbeitete alsbald in Paris die dortigen Troubadourhandschriften von neuem durch. Nach wenigen Jahren wurde schon ein Probebogen der neuen Liste gesetzt und verschickt, und wir durften auf einen baldigen Druck hoffen. Aber die vielseitige Tätigkeit im neu empfangenen Lehramt, und später die Zeitereignisse, hinderten den Fortschritt der Arbeit. Pillet ging im Jahre 1928 dahin, ohne sie abgeschlossen zu haben. Die Königsberger gelehrte Gesellschaft übernahm es, in Dankbarkeit für den im Dienst der Königsberger Universität vielfach verdienten Gelehrten, sein Werk vollenden zu lassen. Die Arbeit wurde einem schon erprobten Schüler des Verstorbenen übertragen. Und so erhalten wir nun, 5 Jahre nach dem Tode Pillets, und 50 Jahre nach dem Erscheinen des Verzeichnisses von Bartsch, die so ersehnte Bibliographie.

Das Vorwort ist vom „Oktober 1931" datiert, und hiermit ist offenbar das Datum des Abschlusses der Arbeit gegeben, nicht aber des Abschlusses des Druckes. Natürlich hat der mühsame Satz des Bandes geraume Zeit in Anspruch genommen, und so sind einzelne Angaben aus späterer Zeit wohl noch während des Druckes hinzugekommen. Im wesentlichen aber dürfen wir erwarten, die bis zum Herbst 1931 erschienenen Veröffentlichungen von der Bibliographie berücksichtigt zu finden.

Sie beginnt mit einem Abschnitt: die „Quellen" (VII—XLIV). Wir erhalten da eine sehr sorgfältige Übersicht sämtlicher Handschriften, welche Lieder der Troubadours enthalten, sowie aller (provenzalischer, altfranzösischer, katalanischer und italienischer) mittelalterlichen Werke, die Zitate aus solchen Liedern bringen. Dazu die Literatur, welche diese Handschriften und Zitate in neuerer Zeit behandelt hat. Jeanroys nützliche Bibliographie des Chansonniers provençaux wird hierdurch wesentlich ergänzt. Dieser Abschnitt rührt, abgesehen von einzelnen Hinzufügungen, offenbar noch von Pillet her, so daſs unter dem gelegentlich begegnenden Pronomen der ersten Person er zu verstehen ist (also z. B. S. XIX: „meine Einleitung" = die Einleitung zu Pillets Ausgabe der altprovenzalischen Liederhandschrift N^2). Das Gleiche gilt wohl auch für das Verzeichnis bis zu Pistoleta, bis zu welchem Pillet, wie wir von Carstens erfahren, sein Manuskript geführt hatte.

Auf den Abschnitt „Quellen" folgt auf S. 1—438 der Hauptteil: „Die Troubadours mit ihren Liedern". Hier sollen wir also die Liste der Dichter und ihrer Lieder finden, mit allem, was bis zum Jahre 1931 an Ausgaben und an Literatur über die Dichter und die Lieder veröffentlicht ist.

Mit gutem Recht hat Pillet die Nummerierung der Dichter und ihrer Lieder beibehalten, die Bartsch ihnen seiner Zeit gegeben hatte. Auch dort, wo die Kritik seitdem eine Änderung der Namen und der Reihenfolge verlangt hätte. Jede Abweichung hätte einen Umsturz in dem durch ein halbes Jahrhundert in der wissenschaftlichen Literatur bestehenden Usus mit sich gebracht. Die durch die bisherige Forschung neu gewonnenen Kenntnisse kommen durch Einschaltung von Ergänzungsnummern, X^a, X^b usw., bei falschen Attributionen durch Verweisung auf die richtigen Zahlen oder auf die Ergänzungszahlen, zur Geltung. Wird ein Lied mehreren

Verfassern zugeschrieben, so führte Bartsch die so zweifelhaften Lieder am Schlufs des Troubadours auf, dem er das Stück zuwies, aber nur mit den Nummern, die er ihm gegeben hatte. Pillet führt Namen und Anfangszeile an. Hierdurch wird, wie jeder Troubadourforscher weifs, viel Zeit des Suchens erspart.

Alles das scheint mir mit praktischem Sinn geordnet zu sein.

Natürlich bleibt immer noch Raum für einzelne Wünsche. So wäre es m. E. willkommen gewesen, wenn bei den Stücken, die sich bereits in ihrer Form als abhängig von anderen ergeben haben, dies angemerkt worden wäre. Aber ich gebe zu, dafs diese Angaben nur unvollständig und keineswegs immer sicher hätten sein können. Noch erwünschter, aber freilich noch unsicherer, wäre es gewesen, wenn die beiden Verf. der Bibliographie die Datierungen von Gedichten mitgeteilt hätten, auf die sie bei ihrer Materialsammlung stiefsen. Chabaneau und Jeanroy haben in ihren Listen den Troubadournamen Daten beigefügt, die noch unsicherer, trotzdem aber von Nutzen sind.

Eine wertvolle Ergänzung der nach den Verfassernamen angeordneten Liste ist das Reimregister, das Pillet (S. 439—518) ihr hinzugefügt hat. Die Liederanfänge lauten in den Handschriften ja keineswegs immer gleich. Dadurch wird das Aufsuchen oft erschwert, zumal wenn auch der Dichtername schwankt, wie es so oft der Fall ist. Hier hilft das Reimregister, das alphabetisch nach den Reimendungen, und innerhalb der Endungen wieder alphabetisch nach den Reimwörtern, angeordnet ist. Es ist das von Raynaud für seine Bibliographie des Chansonniers français als leitend gewählte Prinzip der Anordnung. Raynaud hat dann die Verfasserliste ergänzend hinzugefügt. Beide Arten erlauben ein sicheres Finden jedes gesuchten Liedes. Das System Pillets scheint mir den Vorzug zu verdienen.

Der Wert der neuen Bibliographie wird sich jedem Forscher auf dem Gebiet der altprovenzalischen Lyrik schnell erweisen. Die erste Forderung an ein solches Werk, die der Vollständigkeit, wird, wenn nicht restlos, so doch in sehr befriedigender Weise erfüllt. Bei schon mehrwöchiger Benutzung habe ich noch verhältnismäfsig wenige Lücken konstatiert. So wird die „Bibliographie" den Namen Pillets, aber auch den Carstens, dauernd mit der Troubadourforschung verbinden.

Der Besprechung dieses Werkes wollen wir die eines anderen, nicht minder wichtigen Buches anreihen, das sich mit jenem in vieler Hinsicht berührt und es oft ergänzt: des Repertori de l'Antiga Literatura Catalana von Jaume Massó Torrents, dessen erster Band einige Monate früher als die Bibliographie erschienen ist. Dieser mächtige Band will uns eine Übersicht geben über alles, was uns von der älteren katalanischen Dichtung bekannt und was an wissenschaftlicher Literatur über sie vorhanden ist. Da die katalanische Dichtung in ihren Anfängen mit der provenzalischen in Sprache, Form und Inhalt auf das engste zusammengehört, mufs vieles beiden Werken gemeinsam sein. Aber doch in verschiedener Art, denn Massó Torrents will uns nicht nur eine Bibliographie bieten, sondern auch

eine kritische Darstellung der über sie vorhandenen Literatur. So werden wir einen „Grundriſs“ der altkatalanischen Dichtung erhalten, der sich etwa neben den Gröber'schen Grundriſs der altfranzösischen Literatur stellen kann, ja an Vollständigkeit und an gefälliger Lesbarkeit über ihn noch hinausgehen soll.

Der erste Band beginnt mit einer Übersicht über alle provenzalischen und katalanischen Handschriften, welche Lieder katalanischer Dichter enthalten, sowie die entsprechenden katalanischen Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts. Dann folgt die Behandlung der einzelnen Dichter und der Dichterschulen. Zunächst die Dichter ältester Zeit, die unmittelbar unter dem Einfluſs der südfranzösischen Dichtung stehen und deren Werke sogar auch ihr zuzuzählen sind, wie König Alfons, Guiraut de Cabrera, Guillem de Cabestanh, Guillem de Berguedá, Raimon Vidal usw., die alle auch bei Pillet-Carstens erscheinen, so daſs Ähnlichkeit und Verschiedenheit beider bibliographischer Werke hier deutlich entgegentreten. Es folgt die älteste anonyme religiöse Dichtung, die nicht mehr in der „Bibliographie der Troubadours“ zur Geltung kommt, wohl aber, natürlich viel unvollständiger, im alten Grundriſs von Bartsch behandelt wurde. Das 3. Kapitel ist Ramon Lull und Ramon Muntaner gewidmet. Das 4. und 5. der Lyrik des 14. Jahrhunderts. Und hier stehen wir wieder in engster Verbindung mit der Schule von Toulouse, die in Katalonien ein ebenso starkes Echo fand wie früher die Troubadourdichtung. Und hier wird auch von den theoretischen Werken gesprochen, die von Raimon Vidal bis zu Joan de Castelnou einen so bedeutenden Raum in der mittelalterlichen Poetik einnahmen. Das 6. Kapitel endlich betrifft die „erzählende Dichtung“, die Poesia narrativa. Vielleicht würde man besser sagen: die Dichtung nicht lyrischer Form, denn in den meisten Werken, die hier besprochen werden, handelt es sich nicht so sehr um Erzählung als um Belehrung, oder auch um Betätigung frommer Gesinnung, oder wohl auch um eine scherzhafte oder satirische Unterhaltung. Alles dem Leser in Novas-Form geboten, d. h. in nicht lyrischer Form, und zwar meist in paarweis gereimten Versen verschiedener, meist gleicher, gelegentlich aber auch ungleicher Länge.

So werden wir bis an das Ende des 14. Jahrhunderts geführt. Massó Torrents verspricht die katalanische Literatur von ihren Anfängen bis zu ihrem Niedergang zu behandeln, der im 16. Jahrhundert eintrat. So können wir abnehmen, was der 2. Band „Poesia“ bringen wird. Es soll dann ein Band „Prosa“ folgen, der sich aber, den Verhältnissen der literarischen Gattungen und auch der örtlichen sprachlichen Zustände entsprechend, nicht so streng an die Grenze des 16. Jahrhunderts binden wird.

Wir sehen den Plan des Werkes weit gesteckt. Wenn das Werk vollendet vorliegen wird, wird es uns einen Grundriſs der älteren katalanischen Literatur bieten, wie ihn bisher keine andere romanische Literatur in gleicher Einheitlichkeit, gleichem Reichtum und gleicher Exaktheit aufzuweisen hat. Wir folgen der Arbeit des Verfassers mit bewundernder Anerkennung und wünschen ihm, daſs er das groſse Werk in rüstiger Tatkraft vollenden möge. † Carl Appel.

Chronik.

Am 3. Februar 1934 und kurz vor Vollendung des 77. Lebensjahres schied von uns Carl Appel in Breslau. Der bis zum letzten Atemzug schaffende Senior der romanischen Philologie und Meister einer ebenso gründlichen wie feinsinnigen Erforschung der altprovenzalischen Sprache und Literatur hat im 47. Bande dieser Zeitschrift zu seinem 70. Geburtstage am 17. Mai 1927 als Ausdruck seiner Verehrung in den weitesten Kreisen der Romanisten eine besondere Festschrift gewidmet erhalten. Die ungeminderte Schaffenskraft eines im Ruhestande ungebeugten Hochschullehrers bekundete sich in seinen Studien zu den Trobadors Raimbaut von Orenge (Abh. d. Ges. d. Wiss. Göttingen 1928) und Bertran von Born (ebenda Nachr. 1929—1931), in der Monographie über Bertran von Born (1931) und in den „Singweisen Bernarts von Ventadorn nach den Handschriften mitgeteilt" (1934). Weltruf errangen die Früchte seiner reifen Jahre, die Provenzalische Chrestomathie (6. Aufl. 1930), die monumentale Edition des Trobadors Bernart von Ventadorn (trotz des Weltkrieges 1915 abgeschlossen) und die Vollendung des Levyschen Provenzalischen Supplementwörterbuchs (1924), wozu noch umfangreichere Nachtragsbände ausgearbeitet vorliegen, die des Drucks durch die Provenzalische Forschungsabteilung an der Universitätsbibliothek Breslau harren. Als Toblerschüler war ihm der umfassende Blick über das romanistische Gesamtgebiet, namentlich der Syntax und der literarischen Durchdringung der mittelalterlichen Kultur eigen. Dem entsprechen vor allem Darstellungen altfranzösischer Epik wie des Gui von Cambrai Balaham und Josephas (1907), ferner die Studien zum Begründer der italienischen Frührenaissance Petrarca; auch hier ist eine abschließende und von unübertrefflicher philologischer Akribie durchdrungene Edition wie die der Trionfi Francesco Petrarcas (1901) zu verzeichnen. Die akademische Laufbahn führte C. Appel, der ursprünglich Kaufmann gewesen, von Königsberg nach Breslau, wo er eine überaus fruchtbare Tätigkeit entfaltet hat. In der Geschichte der romanischen Forschung steht sein Name infolge unermüdlicher Tätigkeit in Einzelbeiträgen und Besprechungen an hervorragender Stelle. Seine besondere Treue für die Zeitschrift bewahrte er bis zum letzten Augenblick und die Redaktion unterstützte er auch nach der Mitunterzeichnung und Mitredaktion des

Geleitworts zum 51. Bande mit ungeminderter Energie: Dies soll ihm gerade an dieser Stelle unvergessen bleiben.

Mit Carl Appel ist einer der letzten unentwegten Vertreter jener älteren Generation von Romanisten hingegangen, die unter Führung von G. Gröber, G. Paris, H. Suchier, A. Tobler im Wahrheitstrieb, in Strenge gegen sich selbst und in echter Sachlichkeit jedem lockenden äuſseren Schein des subjektiv verallgemeinernden Wortführens abhold geblieben sind. In den Annalen der romanischen Philologie wird Carl Appels Persönlichkeit und schwerwiegende Wirksamkeit stets ihren Ehrenplatz behaupten. ALFONS HILKA.

Auf Verfügung der Landesunterrichtsbehörde Hamburg sind im Seminar für romanische Sprachen und Kultur Hamburg neben der romanisch-französisch-italienischen Abteilung die folgenden Zentren herausgestellt worden:

Centro de Cultura Portuguesa e Brasileira
Centro de Cultura Española
Centro de Cultura Hispano-Americana.

Die in neuen Räumen untergebrachten Centros fassen die in Hamburg seit 25 Jahren bestehenden besonderen Arbeitseinrichtungen auf dem Gebiete des iberischen und mittel- und südamerikanischen Kulturkreises zusammen. Sie dienen der wissenschaftlichen Forschung und der Pflege kultureller Beziehungen und sind die Träger der ibero-amerikanischen Auslandsarbeit der Hansischen Universität. Es finden folgende Forschungsgebiete Berücksichtigung: Sprache, Literatur, Volkskunde, Presse, politisches Leben und allgemeine Auslandskunde.

Die Bibliotheken der Centros mit ihren Zeitschriftenbeständen (darunter 250 regelmäſsig eingehende romanischen Zeitschriften) sind an den Leihverkehr der deutschen Bibliotheken angeschlossen.

Die Leitung liegt in den Händen von Prof. Dr. Fritz Krüger.

Register.

Sachregister.

Wortregister.